Gotthold Ephraim Lessing.

Sein Leben und seine Werke.

Von

Th. W. Danzel und **G. E. Guhrauer.**

Zweite berichtigte und vermehrte Auflage.

Herausgegeben

von

W. von Maltzahn und **R. Boxberger.**

Zweiter Band.

Berlin.
Verlag von Theodor Hofmann.
1881.

Gotthold Ephraim Lessing.

Sein Leben und seine Werke.

Von

Th. W. Danzel und G. E. Guhrauer.

Zweite berichtigte und vermehrte Auflage.

Herausgegeben

von

W. von Maltzahn und R. Boxberger.

Zweiter Band.

Berlin.
Verlag von Theodor Hofmann.
1881.

Inhalt des zweiten Bandes.

Erstes Buch. Seite

Berlin. 1765—1767 1

Zweites Buch.

Hamburg 1767—1770 128

Drittes Buch.

Wolfenbüttel 1770—1776 273

Viertes Buch.

Philosophie und Theologie. Anti-Goeze. Nathan 1776—1780 . . . 368

Fünftes Buch.

Ereignisse des letzten Jahrzehnts, Wolfenbüttel 1770—1781. Verbindung mit Eva König; Italienische Reise; Mannheimer Project . 500

Beilagen 635

Register 686

Erstes Buch.

Berlin 1765—1767.

Erstes Kapitel.

Das mehrjährige Amt Lessings als Secretär des Gouverneurs Generallieutenant von Tauentzien in Breslau füllte wohl, trotz mancher Aeußerung von Unzufriedenheit mit sich selbst und seinen Beschäftigungen, den glücklichsten Zeitraum seines Lebens aus. Je mechanischer und einförmiger seine Geschäfte waren, je gleichgültiger sein geistiges Selbst gegen die Arbeit war, welche ihn der Sorge des täglichen Brotes enthob, welche ihn in den Stand setzte, sich eine reiche und werthvolle Büchersammlung anzulegen — er versorgte daraus einmal den im Lager bei Breslau stehenden Dichter Scheffner, auf die Zusendung eines Gedichts mit der Bitte um Bücher,[1]) — ja, wenn er gewollt hätte, sich zu bereichern: desto mehr konnte er mit freiem, offnem Blick das reiche, bunte Leben, dessen Schauplatz Breslau im siebenjährigen Kriege war, in sich aufnehmen, desto mehr konnte sein Geist, ohne weitere Rücksicht auf tägliche Anwendung, sich in die Aufgaben der Wissenschaft und Literatur versenken. In so fern hat „Minna von Barnhelm,“ die Frucht einer neuen, reichen Welterfahrung, hat andrerseits Laokoon, das Ergebniß der höchsten Sammlung und geistiger Vertiefung, nur in Breslau entstehen können. Selbst die schwere Krankheit, welche ihn im Sommer 1764 aufs Lager warf, trug dazu bei, das Bewußtsein eines neuen Lebens in ihm zu wecken. „Alle Veränderungen unseres Temperaments (schrieb er an Ramler auf dem Wege zur Genesung), glaube ich, sind mit Handlungen unserer animalischen Oekonomie verbunden. Die ernstliche Epoche meines Lebens nahet heran; ich beginne ein Mann zu werden, und schmeichle mir, daß ich in diesem hitzigen Fieber den letzten Rest meiner jugendlichen Thorheiten verraset habe . . . .“ Die jetzt folgende Periode seines Lebens ist nichts als die thatenreiche Erfüllung dieses Selbstgefühls. Die Bedeutung jener Epoche hat Fichte einmal unübertrefflich geschildert, wenn er sagt:[2]) „Daß Lessing in seiner frühern Jugend sich in einer unbestimmten literarischen Thätigkeit herum geworfen,

[1]) Mein Leben, wie ich Johann George Scheffner es selbst beschrieben. Leipzig 1823. 99. — [2]) F. Nicolais Leben und sonderbare Meinungen. Berlin 1801. 98.

Anm. Zur Erleichterung des Gebrauchs ist bei diesem Bande auf jeder Seite die entsprechende Seitenzahl der ersten Auflage angemerkt, und zwar bezeichnet die römische Ziffer die Abtheilung des in der ersten Auflage in 2 Abtheilungen erschienenen zweiten Bandes des Werks.

daß alles ihm recht war, was nur seinen Geist beschäftigte und übte, und daß er hiebei zuweilen auf unrechte Bahnen gekommen, wird kein Verständiger läugnen. Die eigentliche Epoche der Bestimmung und Befestigung seines Geistes scheint in seinen Aufenthalt in Breslau zu fallen, während dessen dieser Geist, ohne literarische Richtung nach außen, unter durchaus heterogenen Amtsgeschäften, die bei ihm nur auf der Oberfläche hingleiteten, sich auf sich selbst besann und in sich selbst Wurzel schlug. Von da an wurde ein rastloses Hinstreben nach der Tiefe und dem Bleibenden in allem menschlichen Wissen an ihm sichtbar ...."

Lessing hatte, wie Klose meldet, als Sekretär des Kommandanten, den zu Hubertsburg geschlossenen Frieden feierlich proclamirt; nun aber mit dem Frieden schien das Leben an diesem Orte seine Spannkraft und allen Reiz für ihn verloren zu haben. Seine Briefe an die Eltern, welche schon für gewiß annahmen, daß er in Breslau seinen Wohnsitz dauernd nehmen werde, sind voll von diesem Gedanken. „Ich hoffe nicht (schrieb er am 30. Novbr. 1763), daß Sie mir zutrauen werden, als hätte ich mein Studieren am Nagel gehangen, und wolle mich bloß elenden Beschäftigungen de pane lucrando widmen. Ich habe mit diesen Nichtswürdigkeiten nun schon mehr als drey Jahr verloren. Es ist Zeit, daß ich wieder in mein Gleiß komme. Alles was ich durch meine itzige LebensArt intendirt habe, das habe ich erreicht; ich habe meine Gesundheit so ziemlich wiederhergestellt, ich habe ausgeruhet, und mir von dem wenigen, was ich ersparen können, eine treffliche Bibliothek angeschafft, die ich mir nicht umsonst angeschafft haben will." Um diese Zeit wurde ihm die Professur der Eloquenz an der Universität zu Königsberg angetragen. Lessing schlug sie aus; besonders, meint Klose, weil der Professor der Beredsamkeit alle Jahre einen Panegyricus zu halten verpflichtet wäre! Seinem Vater schrieb er (den 13. Juni 1764), daß er mehr wie jemals entschlossen sei, von aller Bedienung, die nicht vollkommen nach seinem Sinne, zu abstrahiren. „Ich bin über die Helfte meines Lebens, und ich wüßte nicht, was mich nöthigen könnte, mich auf den kürzern Rest deßelben, noch zum Sklaven zu machen." Hier ist fast die Ahnung schon ausgesprochen, daß er kein hohes Alter erreichen werde. Merkwürdig sind auch die Gedanken, welche er nach dem Aufstehen von seiner Krankheit vor Ramler äußerte. „Glückliche Krankheit! Ihre Liebe wünschet mich gesund; aber sollten sich wohl Dichter eine athletische Gesundheit wünschen? Sollte der Phantasie, der Empfindung nicht ein gewisser Grad von Unpäßlichkeit weit zuträglicher sein?" (Eine ähnliche Anschauung wurde einst dem Plato mit Rücksicht auf die Philosophie beigelegt.) [1]) — „Die Horaze und Ramler wohnen in schwächlichen Körpern. Die gesunden Theophile[2]) und Lessinge

---

[1]) Plato, cum esset dives, pro tempore tamen et conditione, ut posset vacare philosophiae, elegit academiam, villam ab urbe procul, non solum desertam, sed etiam pestilentem, ut, cura et assiduitate morborum, libidinis impetus frangeretur. Joan. Saresberiensis Policraticus. Lib. VIII. cap. 8. (Vielleicht daß Lessingen dieses und ähnliche Zeugnisse bei christlichen Schriftstellern des Mittelalters vorschwebten. Aus dem Policraticus hat er sich Auszüge gemacht.) — [2]) Theophilus Doebbelin, den breitschultrigen Schauspieler und nachherigen Theaterdirector meint Lessing. (Nicolais Anmerkung XII, 164. M. 196. H. XX, 1. 232.)

werden Spieler und Säufer. Wünschen Sie mich also gesund, liebster Freund; aber wo möglich, mit einem kleinen Denkzeichen gesund, mit einem kleinen Pfahl im Fleische, der den Dichter von Zeit zu Zeit den hinfälligen Menschen empfinden lasse, und ihm zu Gemüthe führe, daß nicht alle Tragici mit dem Sophokles 90 Jahr werden; aber, wenn sie es auch würden, daß Sophokles auch an die neunzig Trauerspiele, und ich erst ein einziges gemacht! Neunzig Trauerspiele! Auf einmal überfällt mich ein Schwindel! . . . .“

Lessings Plan, wie er sich ihn anfangs ausgemalt hatte, war, von Breslau nach Wien zu gehen und daselbst die kaiserliche Bibliothek zu benützen, von da wollte er nach Italien reisen und die Antiken studiren; vor allen Dingen aber war sein Lieblings-Gedanke (wie bei Winckelmann): Griechenland, um die klassischen Gegenden und die noch übrig gebliebenen Denkmäler dieses in seiner Art einzigen Volkes kennen zu lernen. Diese Aussichten, bemerkt Klose, erheiterten ihm manche Stunde in Breslau.

Hätte Lessing diesen Vorsatz ausgeführt, sein Leben, seine Bedeutung für die Nation hätte leicht eine ganz verschiedene Wendung genommen.

In der Mitte März 1765 endlich zeigt Lessing seinen Eltern an, daß sein Abgang von Breslau auf den 15ten oder 16ten des künftigen Monats festgesetzt sei. „Ich gehe nach Berlin (schreibt er, XII, 169. M. 201. H. XX, 1, 237), nicht so wohl um auf lange Zeit daselbst zu bleiben, als vielmehr bloß, um meine zerstreuten Sachen allda zusammen zu bringen, und doch einigermaßen einen locum unde nennen zu können. Vor dem May werde ich jedoch nicht dort eintreffen, indem ich mich noch unter Wegens, theils in Frankfurth, theils bey einigen von Adel auf dem Lande, die meine Freunde sind, verschiedne Tage verweilen will. Von Berlin aus werde ich eine Tour nach Dresden machen, wo ich mich vielleicht einen oder zwey Monate aufzuhalten gedenke, und es versteht sich, daß ich von da aus mehr als einmal nach Camenz kommen werde. — Sollte ich wider Vermuthen an der Ausführung meines itzt erwähnten Anschlages verhindert werden, und sollten mich gewisse Umstände nöthigen, den Sommer über in Berlin zu bleiben, so werde ich sodann den Bruder Carl zu mir kommen laßen.“

Lessing ging aber nicht nach Dresden, sondern nahm seinen Weg über Camenz nach Leipzig, wo er die alten Freunde aufsuchte und, da eben die Ostermesse war, Nicolai antraf, in dessen Gesellschaft er in der Mitte des Mai zu Berlin anlangte. Er hatte mit den Büchern und übrigen Sachen seinen Bedienten voraus geschickt, welcher einige Wochen eher in Berlin ankam und (sagt Karl Lessing I, 253), weil er immer mehr brüderlich als knechtisch behandelt worden war, sich fast zu brüderlich betrug. Er gab sich nicht nur bei dem Hauswirth seines Herrn für dessen Bruder aus, sondern bediente sich sogar seiner Wäsche und Kleider, um desto leichter Glauben und Credit zu finden. Lessing begnügte sich bei seiner Ankunft, den frechen und untreuen Bedienten zu entlassen und konnte wohl über die auf seine Kosten gespielte Verkleidung zuletzt lachen. „Denn nach der ersten Hitze war ihm dergleichen doch nur Komödie. Als ihm einstmals ein guter Freund erzählte, daß einer seiner Bedienten, den er in Breslau gehabt, sich bei ihm etwas geschafft und nun ein Haus mit einem Kaffeeschanke gekauft habe, antwortete er:

Der hat es doch gut angewendet!" — Was er am meisten bedauerte, war, daß er durch die Verwirrung, die ihm aus diesem Handel erwuchs, und die damit verbundenen Verdrießlichkeiten, genöthigt wurde, ein seinem Bruder Karl versprochenes Geschenk an Gelde auf sechs Wochen hinaus zu schieben, und seine Schwester wegen eines gleichen Versprechens auf unbestimmte Zeit zu vertrösten. Er fühle sich jetzo ein wenig gar zu sehr entkräftet (gesteht er seinem Vater, am 4. Juli 1765), weil ihn die Veränderung seiner Lage und die neue Einrichtung in Berlin unglaublich viel kosteten. Die Schwester sei gar zu gut, als daß sie es übel nehmen sollte, wenn er das Dringendste zuerst besorge. Sonst bleibe sein Vorsatz, nach Dresden zu kommen, immer noch fest. Nur dürfte es nunmehr einige Monate später geschehen. Er müsse seine Bibliothek hier zuvor in Ordnung haben, auch vorher noch etwas drucken lassen, ohne welches seine Reise vergebens sein möchte.

Der Sommer verging, ohne daß Lessing dazu kam, seinen Vorsatz auszuführen. Unterdessen hatte er seinen jüngsten Bruder Karl zu sich genommen, dessen Erzählung und Schilderung aus dieser Lebens-Epoche Lessings wegen ihrer unmittelbaren Lebensfrische ich in der Hauptsache unverändert wiedergebe. „In Kurzem (sagt er also) fand mein Bruder sich zu Berlin wieder so reich, wie vor fünf Jahren, aber seine Ausgaben ziemlich vergrößert. Daher war er genöthigt, desto fleißiger zu sein und seinen Fleiß auf die baldige Vollendung einiger Werke zu richten, die er in Breslau angefangen hatte. Es steht dahin, ob wir ohne diesen äußern Drang noch so früh den Laokoon und Minna von Barnhelm erhalten hätten." — „Es war sein Vorsatz, sich nur auf Ein oder zwei Fächer einzuschränken und darin desto vorzüglichere Werke zu liefern. Bei dem allen konnte er sich an das ungesunde Stubenhüten und ununterbrochene Arbeiten nicht recht gewöhnen, so süß und leicht er es sich auch in Breslau vorgestellt hatte. Man merkte, und er läugnete es seinen Freunden nicht, daß seinem etwas stärker gewordenen Körper die sitzende Lebensart nicht mehr behage. Die Breslauische, die er für Sklaverei ansah, war viel gesunder. War er auch da nicht sein eigner Herr; mußte er gleich bald dieß, bald jenes thun, das schwerlich zur Erweiterung weder seiner noch der menschlichen Kenntnisse überhaupt etwas beitrug: so war es doch meistens mechanische Beschäftigung; so griff es doch seine Seelenkräfte nicht so an, und gab seiner Maschine allen möglichen Umtrieb, nicht einzurosten."

„Er glaubte ausgeruht zu haben, und wenn man sich so ausdrücken darf, er hatte sich verstanden. Nun fühlte er erst recht die Nothwendigkeit und die Last, ununterbrochen und in gleich großer Anstrengung zu arbeiten. Zerstreuungen und Abhaltungen hatte er nun nicht mehr außer, sondern in seiner Studierstube. Wenn er in der besten Arbeit auf und nieder ging, fiel ihm der Titel eines Buches in die Augen. Er sah hinein, fand einen Gedanken, der auf seine jetzige Meditation zwar ganz und gar keine Beziehung hatte, aber doch so herrlich, so vortrefflich war, daß er sich ihn wenigstens aufschreiben mußte; und im Aufschreiben konnte er seine Gedanken dabei nicht mit Stillschweigen übergehen. Diese bezogen sich wieder auf etwas anderes, dem er sogleich nachzuforschen nicht unterlassen konnte,

wenn er nicht Gefahr laufen wollte, es nicht zu finden, wenn er es brauchte. — Welche neue Entdeckung! welch ein schöner Aufschluß! Nun hatte die Sache ein ganz anderes Ansehn! — Der Buchdruckerjunge aber klopfte und verlangte Manuscript. Ja das war wohl fertig, nur mußte es noch einmal durchgesehen werden; und deswegen hatte er sich auch heute früh recht zeitig hingesetzt. Allein er stand von seiner Arbeit auf, und das Aufstehen hatte ihm zwar Stoff zu einem neuen Buche gegeben; aber das zu drucken angefangene Manuscript war deshalb nicht weiter durchgesehen. Der Bursche kam, wie befohlen, wieder; und mit genauer Noth hatte Lessing seine Gedanken aufs Neue sammeln können. Er sah selbst ein, es werde nicht weit reichen; aber er wollte nicht eher einen Fuß aus der Stube setzen, bis er ganz mit dem Manuscript fertig wäre. Lieber Gott! Gegen Abend war seine ganze Seele von dem Stubendunst beklemmt; er mußte frische Luft schöpfen. Er ging nur auf eine Stunde zu einem Freunde. Der Freund unterhielt ihn von einer schönen Materie; sie kamen ins Plaudern. Zwar ging er zeitig genug nach Hause; aber für heute war das Manuscript vergessen. Er saß aber doch bis zwölf Uhr. Des Freundes Meinung hatte viel Anziehendes, mußte aber durch einen gewissen Umstand berichtigt werden. War der nicht außer Zweifel, so war es schöner Schein ohne Realität."

„Er legte sich zu Bette, stand auf, war nicht heiter, und mochte lieber alles thun, als sitzen und seine eigene Arbeit durchlesen, die ihm gar nicht gefiel. — Bruder, sagte er wohl endlich, die Schriftstellerei ist die ekelhafteste, die abgeschmackteste Beschäftigung. Nimm Dir ein Beispiel an mir! — Endlich war er wieder im Gleise; aber wie lange! Er durfte nur wegsehen, und die Bücher spielten ihm einen neuen Streich. Wenn er nur keine Bücher hätte!"

„Ob er nun gleich mit dieser freiwillig gewählten Lebensart unzufrieden war, so wollte er doch von nichts als von sogenannten litterarischen Beschäftigungen wissen. Er hatte vielerlei Plane; und wäre er nur entschlossen genug gewesen, einen im Ernst durchzusetzen, so wäre es vielleicht nach seinem Wunsche ausgeschlagen. Bald wollte er von Berlin weg, da das, wovon er zu leben gedachte, ihm jeder Ort gewährte; bald nach Dresden; bald auf das Land, um einige Jahre da nichts als Komödien auszuarbeiten, deren Aufführung er dann mit einer eigenen Truppe von Ort zu Ort ziehend, auf seine Gefahr unternehmen wollte. Allein auf einmal fiel ihm wieder das Schlüpfrige dieser Lebensart ein." — [1])

Gleichsam um von einer bereits hinter ihm liegenden Epoche Abschied zu nehmen, schrieb nun Lessing in Berlin den Schluß zu den Literaturbriefen, wie er sechs Jahre vorher sie eingeleitet hatte. Meinhards schätzbare Versuche über den Charakter und die Werke der besten italienischen Dichter, deren erster Band 1763 und der zweite 1764 herausgekommen, machen vom

[1]) Schon bei einer frühern Gelegenheit (im Theatralischen Nachlaß II, XLII.) erzählt Karl Lessing diesen Zug, indem er ihn mehr in Lessings Jugend hinaufrückt, wohin er auch besser zu passen scheint; auch weil er gerade mit zwölf selbst verfertigten Stücken sein Theater an verschiedenen Orten Deutschlands aufschlagen wollte, woran er nach der Minna von Barnhelm schwerlich mehr gedacht haben kann.

Ganzen einen würdigen Beschluß.[1]) Johann Nicolaus Meinhard[2]) hatte seinen Geist durch Studien und Reisen, vorzüglich in Italien, gebildet. In Rom schenkte ihm Winckelmann seine Freundschaft, den er wiederum bei seiner Streitigkeit mit Casanova männlich vertheidigte. Er wurde, wie späterhin Goethe, zum Mitgliede der arkadischen Gesellschaft ernannt. Auf der Rückreise, im Herbste 1765, weilte er in Halberstadt bei Gleim, dem er einen Lorbeerzweig, welchen er auf dem Grabe Virgils gebrochen, überbrachte. Von da ging er nach Berlin, und hier lernte ihn Lessing in der Gesellschaft von Ramler, Nicolai und Moses kennen und schätzen. Leider unterlag dieser talentvolle Schriftsteller schon nach zwei Jahren auf seiner wiederholten Durchreise durch Berlin einer unaufhaltsamen Entkräftung (den 15. Juni 1767) in seinem vierzigsten Jahre. Lessings Brief über „Meinhards Versuche" beibt ein würdiges Denkmal dieses vortrefflichen Kopfes. Sein Urtheil ist für die Folge maßgebend geblieben. Lessing, so sparsam in Lobeserhebungen, nennt es ein Werk über alle Erwartung, und giebt dem Verfasser den Ruhm des ersten Uebersetzers, „wenn man den, der eine so genaue Bekanntschaft mit allen den besten Genies einer ganzen Nation zeiget, der ein so feines Gefühl mit einem so richtigen Urtheile verbindet, unter dessen Bearbeitung so verschiedene Schönheiten in einer Sprache, für die sie gar nicht bestimmt zu seyn schienen, einen Glanz, ein Leben erhalten, das mit der Blüthe, in welcher sie auf ihrem natürlichen Boden prangen, wetteifert: wenn man, sage ich, so einen Schriftsteller anders einen Uebersetzer nennen darf; wenn er nicht vielmehr selbst ein Original ist, dem auch die Erfindsamkeit nicht mangeln würde, hätte es sich ihrer, uns zum besten, nicht itzt entäußern wollen." Die italienische Literatur sei bis jetzt noch nie recht unter uns bekannt geworden. „Zwar war einmal die Zeit, da unsere Dichter sich fast nichts als welsche Muster wählten. Aber was für welche? Den Marino mit seiner Schule. Der Adonis war unsern Posteln und Feinden das Gedicht aller Gedichte. Und als uns die Critik über das Verdienst dieser Muster und dieser Nachahmer die Augen öfnete, so erwogen wir nicht, daß unser falscher Geschmack gerade auf das schlechteste gefallen war, sondern Dante und Petrarca mußten die Verführung ihrer schwülstigen und spitzfindigen Nachkommen entgelten. Concetti ward die Ehrenbenennung aller italienischen Gedichte, und wenn der einzige Tasso sich noch einermaassen in Ansehen erhielt, so hatte man es fast einzig und allein den Sprachmeistern zu verdanken."[3])

Indem Lessing weiter mit den Worten des Verfassers sich über die Vorzüge und Eigenthümlichkeit der italienischen Dichtkunst verbreitet, läßt er die Gelegenheit nicht vorüber, der deutschen Poesie einen Spiegel vorzuhalten,

---

[1]) 23ster Theil, 332ster Brief. Den 27. Juni und 4. Juli 1765 (VI, 276—281. M. 267—270. H. IX, 345—351). — [2]) Ursprünglich: Gemeinhard. S. Denkmal des Herrn Joh. Nik. Meinhard von Fried. Just. Riedel. Jena 1767. (Riedels Schriften, Bd, V, 97—158.) — [3]) Bekanntlich hat Meinhards Versuch die spätern Uebersetzungen des Ariosto von Mauvillon, die erste in deutscher Sprache, und des Tasso von Heinse, der auch den rasenden Roland von neuem übersetzte und seinen eignen Schöpfungen die italienische Sinnengluth einzuhauchen strebte, hervorgerufen.

welcher ihren Schimmer als sehr zweideutig blicken lasse. „Ich sage zweydeutig; denn auch wir haben malerische Dichter die Menge; aber ich besorge sehr, daß sie sich zu den malerischen Dichtern der Italiener nicht viel anders verhalten, als die Niederländische Schule zu der Römischen. Wir haben uns zu sehr in die Gemählde der leblosen Natur verliebt; uns gelingen Scenen von Schäfern und Hirten; unsere komischen Epopeen haben manche gute Bambocciade, aber wo sind unsere poetische Raphaels, unsere Maler der Seele?" —

Die Bemerkung Meinhards über „die geringe Anzahl der guten Dichter des fünfzehnten Jahrhunderts, des Zeitalters der Medices, dieser großmüthigen Beschützer und Aufmunterer aller Künste und Wissenschaften," findet Lessing ihm selbst wie aus der Seele gesprochen. „Das wahre Genie," heißt es dort, „arbeitet, gleich einem reissenden Strome, sich selbst seinen Weg durch die größte Hindernisse. Shakespeare, der zu einem Handwerker erzogen worden, ward ein großer Poet, ohne irgend eine Aufmunterung zu haben. . . . . Man irret sehr, wenn man den Mangel großer Genies zu gewissen Zeiten dem Mangel der Belohnungen und Aufmunterungen zuschreibt. . . . . Aufmunterungen können niemals Genies erzeugen, und sie schaden gewiß allemal denen, die es schon sind, wenn der Gönner nicht selbst den wahren, den großen Geschmack der Künste besitzet." (Dies wird mit Beispielen aus der Geschichte belegt.) Diese Bemerkung möge der Deutsche beherzigen: „Da sie auf den äußerlichen Zustand der deutschen Literatur gewissermaassen angewendet werden kann (sagt Lessing), so wünschte ich sehr, daß sie diejenigen endlich einmal zum Stillschweigen bringen möchte, die über den Mangel an Unterstützung so häufige und bittere Klagen führen, und in dem Tone wahrer Schmeichler den Einfluß der Großen auf die Künste so übertreiben, daß man ihre eigennützige Absichten nur allzudeutlich merkt." Wohin Lessing dabei zielt, braucht man nicht weit zu suchen. Mit diesen Worten hat er seine eigne Stellung in der Welt und in der Literatur scharf gezeichnet, und dies muß uns den Schluß der Literaturbriefe werth machen, wenn nicht schon diese Blätter, gegen den Anfang dieser berühmten Zeitschrift gehalten, die vollendete Reife des Mannes, des seiner selbst bewußten genialen Kopfes und fertigen Charakters ausdrückten. So wird auch der Kenner des Laokoon (um dies zu anticipiren) in dem vorhin angeführten Vergleiche zwischen der poetischen Malerei der Deutschen und der Italiener das hohe Ziel, das ihm dabei vorschwebte, schon erkennen. Was ihm aber Meinhard so hochstellte, war, daß er nicht etwa eine besondere Vorliebe für die Italiener hatte; daß er vielmehr mit der englischen Literatur ebenso bekannt war; daß er der Verfasser einer trefflichen Uebersetzung von Heinrich Homes Grundsätzen der Kritik war, einer Arbeit, wo „sich der schöne Geist mit dem Philosophen in dem Uebersetzer vereinigen mußte." Lessing fühlte und erkannte, daß ihm ein solcher Mann in die Hände arbeitete. Noch später, auf Anlaß seines Streites mit Klotz, bekannte er sich gern zu dieser „Anpreisung eines Werkes, über dessen Güte alle einig wären."

Mit dieser Kritik aber nahm Lessing für immer Abschied von jeder Theilnahme an gemeinsamen kritischen Unternehmungen und Zeitschriften welcher Art immer; er hatte seit der letzten Trennung von seinen Freunden gelernt, auf sich selbst zu beruhen, und nun war seine Abneigung gegen jedes litera=

rische Bündler-Wesen fest entschieden; nicht etwa (wie sein Bruder zu verstehen giebt), als hätte er von dieser Zeit an die Fertigkeit zu kritisiren entweder verlernt, oder Grundsätze angenommen, die derselben ganz entgegen standen. War und blieb nicht die Kritik im eminenten Sinne des Worts die universelle Form seiner wissenschaftlichen Schöpfungskraft, welche nirgends mehr glänzt, als in den Hauptwerken der uns vorliegenden höhern Periode seines Lebens, im Laokoon, in der Dramaturgie? Ebenso wenig kann Lessing etwa „den Vorsatz gefaßt haben, sich nur auf Ein oder zwei Fächer einzuschränken, um darin desto vorzüglichere Werke zu liefern, um mehr mit Beispielen vorzugehen, als Lehren zu geben, die allein die Ausführung immer mißlich machen." Man verfolge die Art und Weise, wie Lessing jetzt mehr als früher die Gegenstände seines Studiums, seiner Betrachtung ergreift: immer mitten in ihren universellen Beziehungen zu den Grenzen verwandter und entfernter Wissenschaften, nach dem Bilde eines wahren Gelehrten, wie er es späterhin einmal mit Bezug auf den Verfasser der Wolfenbütteler Fragmente entwirft (X, 217. M. 209. H. XVI, 194). Er nennt ihn einen selbstdenkenden Kopf; „und selbstdenkenden Köpfen (sagt er) ist es nun einmal gegeben, daß sie das ganze Gefilde der Gelehrsamkeit übersehen, und jeden Pfad desselben zu finden wissen, sobald es der Mühe verlohnet, ihn zu betreten." Ein solcher selbstdenkender Kopf war vor Allen Lessing.

Freilich wollte man es ihm lange nicht gönnen, sich bei seiner selbstständigen und einsamen Stellung in der Literatur zu behaupten. Die Mittelmäßigkeit kann oder will sich das hervorragende Genie am liebsten nur als Haupt eines dienenden Schwarmes niederer Geister denken, welche durch diesen Dienst sich selbst um eine Stufe zu heben vermeinen. — Eben, im Jahre 1765, nahm durch Nicolais Betrieb und unter seiner Leitung die Allgemeine Deutsche Bibliothek ihren Anfang, welche durch die Ausdehnung ihrer Mitarbeiter, unter denen sie eine Zeit lang die besten Federn Deutschlands zählte, durch die Consequenz ihres, ein bestimmtes Ziel in der Bildung und der Theologie der Zeit unverrückt verfolgenden Ganges, endlich durch die lange Dauer ihres Bestehens an Wirkung und Einfluß alle ähnlichen Anstalten in Deutschland lange niederhielt. Mendelssohn stand Nicolai fleißig zur Seite; von Lessing ist keine Zeile in der Allgemeinen Deutschen Bibliothek. Aber es half nichts, daß er, ungeachtet häufiger Aufforderungen von Seiten seines alten Freundes, keine Feder rührte: das Gegentheil ward als sich von selbst verstehend angenommen. Dies gab zu boshaften und auch komischen Ausfällen und Beschuldigungen in gedruckten und ungedruckten Briefen, Stoff genug. Lessing war darüber sehr lustig und scherzte mit seinem Freunde Nicolai, den die Sache eigentlich anging.[1]) Lange schwieg er, bis ihm in dem Streite mit Klotz und seinem Anhange eine Erklärung abgedrungen wurde, welche er, meint er, vielleicht schon längst hätte geben sollen. „Nicolai (sagt er, VIII, 198. M. 185. H. XIII, 2, 212) ist mein Freund; aber mit seiner Allgemeinen Bibliothek habe ich nichts zu schaffen. Sie ist bereits bis auf die Hälfte des neunten Bandes angewachsen, und noch soll ich die Feder

---

[1]) Lessings Leben, I, 257.

für sie ansetzen. Da ist nicht eine einzige Recension, nicht eine einzige kleine Nachricht, welche sich von mir herschriebe! Da ist kein einziges Urtheil, auf welches ich, mir wissentlich, den geringsten Einfluß gehabt hätte!"

„In dem fünften Bande (heißt es weiter) waren gewisse Psalmen und Threnodieen, die ich noch lesen soll, anders angezeigt worden, als es sich der Verfasser und dessen Freunde versehen hatten. Sogleich erschien ein langes Sendschreiben an mich,[1]) in welchem ich auf die bitterste und verächtlichste Weise darüber zur Rede gestellt ward. Ich möchte nun, hieß es, jene hündische, eselhafte Critik selbst gemacht haben, oder nicht: so sey es doch immer gut, mir den Kopf dafür zu waschen![2]) Denn es sey doch einmal weltkundig, daß ich einer der vornehmsten Mitarbeiter an der Allgemeinen Bibliothek sei; es geschehe doch unter meinem Namen, daß ein so entsetzlicher Mensch einem der größten Dichter unserer Zeit ein so himmelschreiendes Unrecht zufüge; ich müsse also einem solchen Unwesen steuern, oder wenigstens, wenn mir an der Hochachtung der Welt noch das geringste gelegen sey, öffentlich meinen Abscheu dagegen bezeigen und erklären, daß ich ihm nicht zu steuern vermöge."

„Wie man gewisse Dinge gerade deswegen nicht thut, weil gewisse Leute behaupten, daß man sie thun müsse: so bezeigte und erklärte ich von allem, was der Sendschreiber meinte, daß ich nothwendig bezeigen und erklären müsse, schlechterdings nichts. Dieser Elende, dacht ich, der fähig ist, einen bey sich niederfallenden Stein in der Wuth aufzugreifen, und ihn dem ersten, den er in die Augen fasset, an den Kopf zu werfen, — dieser Elende mag von dir glauben, was er will! Wer wird es ihm nachglauben?"

„Aber hierinn betrog ich mich. Denn ich habe nachher nur allzuoft die nehmliche Sprache wider mich führen hören."

Zweites Kapitel.

Lessing hatte den größten Theil seines Laokoon ausgearbeitet von Breslau nach Berlin mitgebracht, um ihn hier zu vollenden und herauszugeben. (Dies lehrt der Uebergang zu dem 26. Abschnitt des Laokoon, VI, 525. M. 493. H. 153.) Mit Mendelssohn sprach er den philosophischen Theil der Materie

---

[1]) Sendschreiben an den Herrn Magister Lessing, die allgemeine Deutsche Bibliothek betreffend. Ein Ergänzungsstück, des fünften Bandes, insbesondere. Leipzig, 1768. (Lessings Leben, I, 258.) — [2]) Dies geschah sogar in eingestreuten Versen der possierlichsten Art, z. B.:

Du kritisch Thier! willst Du die Zähne bläcken?
O! geh und lerne nur an den Parnaß dich strecken,
Um aus der süßen Quell der Hippokren zu lecken.
Denn werden dir die Psalmen besser schmecken. u. s. w.
(Lessings Leben, I, 259.)

in mündlichen Unterredungen durch, und nutzte die Bemerkungen, welche sein Freund sowohl über die Eintheilung der Gegenstände der Malerei und Poesie, als über einzelne Begriffe dem ersten Entwurfe beigefügt hatte.[1]) Auch mit Nicolai, welcher früher schon für bildende Kunst gewonnen war, verhandelte er die Hauptfragen seines neuen Werkes, wohl nur, um die Wirkung seiner reformatorischen Principien in dem Gebiet der Kunst und Poesie auf die herkömmliche Ansicht aus erster Hand zu erfahren. Nicolai stand in Verkehr mit Hagedorn in Dresden, welchen er für das Fach der schönen Künste als Recensenten oder Correspondenten der Allgemeinen Deutschen Bibliothek zu gewinnen suchte. „Eine große Neuigkeit ists vermuthlich für Sie[2]), wenn ich Ihnen sage, daß Lessing, der jetzt hier ist, eine Abhandlung von den Grenzen der Malerei und Poesie unter der Feder hat, die in der That sehr wichtig sein wird. Ketzern wird er freilich nicht wenig; aber soviel ich im Reden merke, so wird er viele Paradoxen mit vieler Scharfsinnigkeit durchzusetzen suchen. . . . . Mit Winckelmann wird er in großen Streit gerathen. Er behauptet, quod bene not., daß der ganze antiquarische Theil seiner Geschichte der Kunst auf seichten Stützen beruhe. Sollte Winckelmann hieher kommen (wozu noch einige Hoffnung ist), so glaube ich, er wird sich mit Lessing nicht vertragen können, so verträglich auch Lessing ist, denn Winckelmann scheint durchaus keinen Widerspruch leiden zu wollen."

Daß Lessing gegen Winckelmann zu schreiben beabsichtigte, hatte Hagedorn um dieselbe Zeit von Weiße in Leipzig erfahren.[3]) Man erwartete ein Buch von gewöhnlicher Polemik, wenn auch vielleicht von ungewöhnlicher Gelehrsamkeit, ein Werk also, welches von demjenigen, den es widerlegt, zuletzt doch nur seinen Glanz borgte.

Wie überrascht mußten sie sein und mit ihnen alle die, welche etwa von den Literaturbriefen den letzten und höchsten Maßstab an Lessings Kritik anlegten, als ihnen mit dem Laokoon ein schriftstellerisches Kunstwerk in die Hand kam, welches ganz auf sich selbst beruhte, das an Winckelmann nur anknüpfte, um einen neuen und selbständigen Flug in das Gebiet des Schönen, der Kunst und der Poesie zu nehmen, und da Gesetze aufzustellen, wo bisher Alles an Persönlichkeit, an dem bloßen Gefühl oder Geschmack zu hängen schien. Man fühlte, daß mit Laokoon eine neue Reihe von Ideen eröffnet, ein höheres Ziel für Kunst und Poesie gesteckt würde: doch um dies Gefühl und die Bewunderung, aber auch die Kritik zu vollem Bewußtsein zu erheben, hätte man die Stufenleiter geschichtlicher Entwickelung der streitigen Hauptbegriffe hinaufsteigen müssen: ein Weg, welcher selbst heute zur gerechten Wür-

---

[1]) XI, 143. M. 1, 169. H. VI, 295. „Nach dem, was wir in unsern mündlichen Unterredungen ausgemacht haben, verbessere ich meine Eintheilung der Gegenstände der poetischen und der eigentlichen Mahlerey folgendergestalt" u. s. w. — [2]) Briefe an Hagedorn, S. 270. — [3]) „Herr Lessing ist jetzt hier und will mit Herrn Nicolai wieder zurück nach Berlin gehen; er hat den Dienst des General Tauentzien verlassen, um wieder zu studiren; er sagte mir, daß er in Winckelmanns Historie der Kunst eine Menge Fehler entdeckt habe, und auch in Willens habe, eine Schrift darwider aufzusetzen. Die Fähigkeit dazu hat er; er hat mir große Empfehlungen an Sie aufgetragen." (Weiße an Hagedorn den 11. Mai 1765. Handschriftl.)

digung des Laokoon nicht überflüssig sein möchte. Ja, wer den Laokoon aufmerksam gelesen hat (und der Verfasser dieser Biographie setzt bei den Lesern eine nähere Bekanntschaft mit dem Werke voraus), wird nicht verkennen, daß das Ganze von geschichtlichen Elementen durchsetzt und getragen ist, welche dem Neuen darin sehr wohl vorangestellt hätten werden können, wenn es Lessing darauf angekommen wäre, einen systematischen Weg einzuschlagen. Versuchen wir, jene geschichtlichen Voraussetzungen zu ergreifen und in allgemeinen Zügen hinzustellen. Indem wir das Material, soweit es namentlich im Buche selbst für uns in Bereitschaft liegt, zu solchem Zwecke verwenden, sind wir schon bei der Sache.

Seit die Poesie, die Musik und die bildenden Künste für sich und in ihrer Vereinigung Gegenstand der Betrachtung und der Philosophie wurden, war das Band, welches sie in ihrer Wirkung auf den menschlichen Geist verknüpfte, dem Denker nicht entgangen, zunächst wohl mit Hinsicht auf ihre sittliche Wirkung, dann aber auch auf ihr Wesen, auf ihre gegenseitige lebendige Wechselwirkung; denn nicht aus einem abstrakten Begriff, sondern aus dem Leben, durch die Bedürfnisse der edelsten und höchsten Art, wurden die Künste ins Dasein gerufen, und für die höchste Bestimmung des menschlichen Geistes geschaffen. Erst mit der Wahrnehmung und Ergreifung dieser Verwandtschaft der Künste unter einander ward die Lehre von dem Schönen gegeben. Daß bei den Griechen (von diesen nur dürfen wir hier ausgehen) jene Wahrnehmung, jenes Studium gemacht wurde, war nicht zufällig. Das bürgerliche und religiöse Leben, die Bildung des freien Mannes, hatte die Künste zu einer Regel des ganzen Lebens, ja zu einer Macht erhoben, welche der Gesetzgeber leitete, welche der Philosoph zum Gegenstand seines Nachdenkens, seiner Spekulation erhob. So entstand in Griechenland die Philosophie des Schönen und der Künste, entsprossen aus einer vorausgegangenen Ahnung eines höhern gemeinsamen Ursprungs, wenn sie von den Dichtern, einem Homer und Pindar, auf die göttliche Eingebung der Muse zurückgeführt wurden. Plato und Aristoteles setzen beide das gemeinsame Band der Poesie und der Künste in die Nachahmung, welche die Basis der Kunstlehre bei den Alten geblieben ist, wenn auch nicht immer in demselben Geist, und mit verschiedener Anwendung auf den Zweck und die Würde der Kunst überhaupt. [1]) Was man Kunst-Ideal in neuerer Zeit genannt hat, wie weiterhin zur Sprache kommt, hängt damit auf das genaueste zusammen. Um die schönen Künste, als selbständiger Zweck betrachtet, hat Aristoteles das größere und bleibendere Verdienst. Seine Eintheilung der Künste in vollkommen und weniger vollkommen nachahmende, seine Unterscheidung der Gegenstände, der Mittel, wie der Art und Weise der Nachahmung sind aus der Natur und der Beobachtung des menschlichen Geistes geschöpft. Unbeschadet jenes allgemeinen Bandes, der Poesie und der übrigen Künste, wird auf dem Wege der Untersuchung

---

[1]) Vergleiche W. Abeken: De *Μιμήσεως* apud Platonem et Aristotelem notione. Gottingae 1836. Lessing, der den Grundsatz der Nachahmung von Aristoteles aufnahm, hat sich auf den metaphysischen Unterschied dieses Begriffes bei Plato und Aristoteles niemals eingelassen.

eine Stufenfolge derselben unter einander, eine Rangordnung in Betreff ihres sittlichen Werthes und Wirkens näher begründet. Die wichtigsten Probleme der Aesthetik sind in Aristoteles nicht nur enthalten, sondern auch zu ihrer Lösung deutliche und bestimmte Fingerzeige gegeben, deren weitere Durchführung und Anwendung den Scharfsinn der Neuern so viel beschäftigt hat und lange beschäftigen wird.

Eine Theorie, welche weniger durch Spekulation, als aus der Betrachtung und dem Mitleben mit der höchsten Entwickelung von Kunst und Poesie, der schönsten Blüthe griechischer Religion und Nationalität, sich entwickelte, war von selbst gegen jede trübe Vermischung der Principien und Regeln sicher, welche in Perioden des Uebergangs, der Auflösung oder gar der Barbarei so leicht erfolgte. Die Vergleichung und Gleichstellung der Poesie und bildenden Künste in Bezug auf ihre letzte Wirkung auf den menschlichen Sinn und Geist, wie sie das Alterthum allerdings liebte, erhielt gerade durch das lebendige Bewußtsein von der wesentlichen Verschiedenheit ihrer Mittel jene Bedeutung, jenen Reiz, welcher den Wetteifer der Dichter und Künstler hervorrief. Mehr sollte auch, Lessing zufolge, in dem berühmten Ausspruche des Dichters Simonides: daß die Malerei eine stumme Poesie, die Poesie aber eine redende Malerei sei, nicht liegen; wie einmal ein späterer griechischer Kritiker den Homer, wegen seines Schildes des Achilles, einen „Lehrer der Malerei" genannt hat. Wie weit die Dichter und die Künstler von jener Antithese für ihre Zwecke Gebrauch machen könnten und sollten, wurde dem richtigen Gefühle eines Jeden überlassen. Die Schriften eines Apelles und Protogenes von der Malerei sind verloren; die Mäßigung und Genauigkeit jedoch, „mit welcher wir noch itzt den Aristoteles, Cicero, Horaz, Quintilian die Grundsätze und Erfahrungen der Mahlerey auf die Beredsamkeit und Dichtkunst anwenden sehen," berechtigt (sagt Lessing) zu der Annahme: daß jene großen Mahler es bei der Anwendung der Grundsätze der Poesie auf die Mahlerey nicht anders gemacht haben werden. „Es ist das Vorrecht der Alten, keiner Sache weder zu viel, noch zu wenig zu thun." (VI, 373. M. 362. H. 18.)

Bei dem Uebergange von den Alten zu den Neueren, denen er es zum Vorwurf anrechnet, daß sie in mehreren Stücken geglaubt haben, „sich weit über sie weg zu setzen, wenn sie ihre kleinen Lustwege in Landstraßen verwandelten; sollten auch die kürzern und sichern Landstrassen darüber zu Pfaden eingehen, wie sie durch Wildnisse führen;" — nimmt nun aber Lessing nicht Rücksicht genug auf jene lange weltgeschichtliche Periode von dem Untergange des griechisch-römischen Heidenthums bis zur Wiederherstellung der alten Literatur, kurz, auf das Mittelalter, wo doch schon der Keim der modernen Bildung, Kunst und Poesie enthalten ist. Es mag erlaubt sein, auf diese Anfänge hinzudeuten. — Als in den ersten Jahrhunderten die Mittel einer höhern und zwar literarischen Bildung sich auf die kleinsten Kreise auserwählter Männer zurückzogen, als von einem Wetteifer zwischen Malerei und Poesie keine Rede war, mußte die Malerei lange Zeit dem Volke Poesie und Geschichte, ja alle Literatur ersetzen, und statt reiner, aus der Natur geschöpfter Anschauungen, auf die Phantasie und den grübelnden Verstand

oder eine mystische Vernunft wirken.[1]) Selbst die Bildhauerkunst, welcher im Gebiete des christlichen Glaubens und Kultus anfangs das eigentliche Object mangelte, mußte später gleich der Malerei zu allegorischen Darstellungen aus der heiligen Geschichte sich bequemen. Die Allegorie beherrschte selbst die Baukunst und die Anfänge des modernen Theaters. Dadurch aber, daß aus Rücksichten auf das Volk das Nackte in den Gemälden vermieden, und die Bekleidung als Verhüllung aufgefaßt und ausgeführt wurde, [2]) wurde der Ausdruck einseitig als das Höchste der Malerei erstrebt, um nur die Wahrheit der Empfindungen und Affecte in ihrer Vollkommenheit darzustellen. Selbst als die Malerkunst in Italien geistig und materiell die ehemaligen Schranken glücklich durchbrochen hatte, noch im sechszehnten Jahrhundert, blieben die Meister von der uranfänglichen didaktischen Bestimmung der christlichen Malerei nicht unabhängig, wie wenn (zwei von Lessing VI, 476. M. 450. H. 110 angeführte Beispiele) Franz Mazzuolie den Raub der sabinischen Jungfrauen, und derselben Aussöhnung ihrer Ehemänner mit ihren Anverwandten, oder Titian die ganze Geschichte des verlorenen Sohns, sein lüderliches Leben, sein Elend und seine Reue in ein und dasselbe Gemälde bringen: ein Eingriff des Malers in das Gebiet des Dichters, sagt Lessing, den der gute Geschmack nie billigen wird. Diesen Männern erschien nichts destoweniger die Malerei gegen die Poesie als die höhere und weitere Kunst; nicht bloß die Bildhauer, sondern auch Dichter wie Ariosto suchten rein malerische Wirkungen hervorzubringen; während andererseits Maler wie Poussin Sculpturwerke in ihre Gemälde aufnahmen. Die Kunst kam in Gefahr, nicht minder als die Poesie, in eine falsche Virtuosität auszuarten.

Die Theorie und Kritik, welche sich in dem goldenen Jahrhundert in Italien bildete, begünstigte jene Verwirrung, statt ihr entgegen zu treten. Lessing beruft sich im Laokoon (VI, 494. M. 466. H. 125) auf Ludwig Dolce (Dialogo della Pittura, intitolato l'Aretino: Firenze 1735).[3]) In seinem Gespräch über die Malerei werden alle Tugenden dieser Kunst auf die Poesie im eigentlichen Sinne übergetragen. Der gute Dichter sei auch ein guter Maler. Dies wird unter Andern an Ariost und dessen Schilderung der bezaubernden Alcina nachgewiesen, in der Zeichnung, in den Proportionen, im Colorit. Noch mehr. Wir finden bei Dolce schon jene vorausgesetzte Abhängigkeit der Poesie von der Malerei auf die Geschichte der Kunst über-

[1]) Augusti, Denkwürdigkeiten aus der christlichen Archäologie. XII, 187. Quod legentibus scriptura, hoc idiotis praestat pictura cernentibus, schrieb Gregor der Große. Vgl. den Artikel: Bilder in den Kirchen, in Wetzer und Weltes Kirchen-Lexikon II, 7. — [2]) Augusti a. a. O. S. 238. Die Griechen beschränkten aus diesem Grunde die Bilder auf Brustbilder. Vgl. Fr. Jacobs, verm. Schriften III, 457. — [3]) Diese Vermischung der Gattungen wurde damals in Italien von dem neuerwachten Platonismus begünstigt. In einem damals viel gelesenen Buche: D. Barth. Chassanei Catalogus gloriae mundi (le protocole de la vanité humaine, Biogr. Univ. s. v. Chasseneux), heißt es in der Ausgabe Genev. 1649, § 48: De artificibus qui circa colores versantur. F. Patricius de instit. reip. lib. I. tit. 10. Pictura eruditionem maximam prae se fert et commercium cum poetica et oratoria habet. Hoc dicit Laur. Valla, in prooem. suarum Elegantiarum, quod artes liberales proximae sunt: ars pingendi, sculpendi, fingendi, architectandi.

tragen; und so wird hier schon mit Bezug auf die zu Anfang des sechszehnten Jahrhunderts entdeckte Gruppe des Laokoon als ein Axiom ausgesprochen: Virgil habe jene Gruppe vor Augen gehabt. —

Die durchgängige Abhängigkeit des Dichters von dem Künstler hat in späterer Zeit aber Niemand vollständiger, aber auch einseitiger durchzuführen versucht, als der englische Humanist Joseph Spence in seinem Polymetis (London 1747), gegen welches daher Lessing (IV, 421 ff. M. 403. H. 61), als ein „für jeden Leser von Geschmack ganz unerträgliches Buch" die ganze Schärfe seiner Kritik richtet. Der Verfasser sei durch sein sonst so gelehrtes Buch den klassischen Schriftstellern weit nachtheiliger geworden, als ihnen die wässrigen Auslegungen der schaalsten Wortforscher nimmermehr sein könnten. Lessing bedauert (an derselben Stelle) nicht minder, daß Spencen in dieser Vermischung der Gattungen selbst ein Addison vorangegangen [1]) in der sonst löblichen Begierde, die Kenntniß der alten Kunstwerke zu einem Auslegungsmittel zu erheben. Es ist bekannt, daß der berühmte Dichter bei seiner vollständigen Unkunde der griechischen Kunst seinen Beruf als Ausleger der Alten verfehlt hat, daß er ohne seinen Ruhm als Schriftsteller und Dichter, auf diesem Felde kaum mehr genannt werde dürfte. Gleichwohl hat Niemand auf die Schweizer, Bodmer und Breitinger, mehr gewirkt als Addison. [2]) Denselben Standpunkt mit ihm theilen mehrere namhafte Schriftsteller Englands aus dieser Zeit: Hurd holt in seinem sonst vortrefflichen, von Lessing in der Dramaturgie hochgestellten Kommentar über Horazens Dichtkunst gern seine Erklärungen der Dichtung von der Malerei. Daniel Webb sucht in seinen Gesprächen über das Schöne der Malerei die Poesie als eine Vereinigung der Macht der Musik und der Malerei darzustellen; Shakespeare ist ihm ein Titian, und pinselt; überhaupt hätten die Dichter das Colorit als eine der vornehmsten Schönheiten anzustreben.

Noch von einer andern Seite her ist in England zu einer Vermischung von Poesie und Malerei vorgearbeitet worden. Baco von Verulam hatte in seiner Abgrenzung der Felder menschlichen Verstandes die drei Seelenvermögen der Vernunft, des Gedächtnisses und der Einbildungskraft zu Grunde gelegt, wobei Poesie und Malerei, wie natürlich, der Phantasie als ihrem gemeinschaftlichen Factor zufielen. Seitdem gewöhnte man sich, die dichtende oder vielmehr erdichtende Phantasie als das Wesentliche sowohl der Poesie, als der Malerei zu betrachten. Nun erst, mit dieser psychologischen Betrachtungsweise der Künste, wurde auch theoretisch das Kunstprincip der Alten, die Nachahmung, das heißt die Wahrheit des Objektes, aufgegeben, und gegen das formell-subjective Princip der Fiction vertauscht. Die Lehre des falschen Idealismus bei den Neuern, als der Natur und der Wahrheit entgegengesetzt, hängt damit eng zusammen.

Alle diese Schriftsteller unter Italienern und Engländern zeigten zwar einen beschränkten Geschmack, gingen aber nicht direkt darauf aus, der Thätigkeit des Künstlers eine bestimmte Richtung zu geben. Dies that der

[1]) In seinen Gesprächen über die Münzen. 1702. — [2]) Gervinus IV, 63. Danzel, Gottsched 212.

französische Graf Caylus,[1]) dessen Verdienst um eine richtigere Erkenntniß des Geistes und der Kunst des Alterthums vor Winkelmann unbestreitbar ist, und dessen Gelehrsamkeit selbst von einem Manne wie Ernesti gerühmt wurde. Was also Spence in seinem Polymetis als geschehen annahm, das stellte der französische Alterthumsforscher den Künstlern seiner Zeit als eine Forderung und gleichzeitig als den höchsten Maßstab für die Schätzung der Dichter auf. Er gab 1757 die: Tableaux tirés de l'Iliade, de l'Odyssée d'Homère et de l'Enéide de Virgile etc. zu Paris heraus, ein vielgelesenes kleines Werk, welches schon dadurch gedeihlich wirkte, daß es den Künstlern statt des Ovid, aus dem sie seit Raphael geschöpft hatten, den Homer in die Hand zu geben suchte. „Er stellte," bemerkt H. Meyer bei Goethe,[2]) „eine bessere Ansicht dessen, was Griechen und Römer geleistet hatten, auf, ließ jenen Gerechtigkeit widerfahren, indem er ihre Kunst als die höchste und vollkommenste pries; während die Römer sich blos von Prachtliebe, nicht von wahrer Neigung zur Kunst leiten ließen: womit denn erst eine richtigere Unterscheidung eingeleitet, ja der Grund zur Hauptverbesserung gelegt wurde, welche die Alterthumskunde erfahren sollte." Allein was die Malerei auf diesem Wege zu gewinnen schien, geschah auf Kosten der Poesie. „Der Graf (sagt Lessing VI, 445. M. 423. H. 81) verstand sich beßer auf die Mahlerey als auf die Poesie," wenn er „die Brauchbarkeit für den Mahler zum Probiersteine der Dichter machen, und ihre Rangordnung nach der Anzahl der Gemählde, die sie dem Artisten bieten, bestimmen will." (VI, 460. M. 435. H. 95.) Der Graf Caylus ist es und seine Theorie, welche Lessing im Auge hat, wenn er in der Vorrede zu Laokoon auf die neuesten Kunstrichter hinweist, welche „aus jener Uebereinstimmung der Mahlerey und Poesie, als ob sich gar keine Verschiedenheit fände, die crudesten Dinge von der Welt schließen. Bald zwingen sie die Poesie in die engern Schranken der Mahlerey; bald lassen sie die Mahlerey die ganze weite Sphäre der Poesie füllen." Wenn der Einfall des Grafen das Ansehen einer Regel gewinnen sollte, so würde Milton als das erste unschuldige Opfer derselben fallen. In der That scheine das verächtliche Urtheil, welches Caylus über ihn spricht, nicht sowohl Nationalgeschmack, als eine Folge seiner vermeinten Regel zu sein. „Der Verlust des Gesichts (sagt jener ironisch) mag wohl die größte Aehnlichkeit seyn, die Milton mit dem Homer gehabt hat!" Diesem Spott setzt Lessing Würde und Pathos entgegen. „Freylich kann Milton keine Gallerieen füllen. Aber müßte, so lange ich das leibliche Auge hätte, die Sphäre desselben auch die Sphäre meines innern Auges seyn, so würde ich, um von dieser Einschränkung frey zu werden, einen grossen Werth auf den Verlust des erstern legen." Dieser erhabene Ausspruch erinnert an gewisse Philosophen des Alterthums, welche, nach Porphyrius, sich die Augen ausgruben, um von den Eindrücken der Sinnlichkeit ungestört, sich in die Tiefe ihrer Spekulation zu versenken.

Von einem viel weitern Blick über die Grenzen der Poesie und Malerei getragen ist das viel ältere Werk des Abbé Dubos: Réflexions critiques

---

[1]) Geboren zu Paris 1692; starb 1765; in der schönen Literatur durch seine Feenmährchen bekannt. — [2]) Winckelmann und sein Jahrhundert, 269.

sur la poésie et la peinture.[1]) Dieses von Voltaire mit Recht so sehr gerühmte Werk nähert sich dem Geiste des deutschen Kritikers unter allen Vorgängern Lessings wohl am meisten.[2]) Außer einem Reichthum von lichtvollen Bemerkungen, faßt er schon die Unterschiede von Malerei und Poesie schärfer ins Auge. In Bezug auf die Malerei warnt er vor rein allegorischen Compositionen, wie sie zum Beispiel bei Rubens sich so häufig finden; die Gemälde sollen keine Räthsel sein. Er dringt auf die Wahl schöner und angemessener Gegenstände; er hebt aber auch die Vortheile der Poesie vor der Malerei bei der Schilderung des Erhabenen hervor, weil das Gemälde nur einen Augenblick der dauernden Handlung vorstellt. Lessing hat Dubos genau gekannt und bei mehr als einer Gelegenheit benützt. Weil er ihn aber im Laokoon nirgends anführt, so haben manche, wie Scheffner, eine stillschweigende Benutzung des französischen Kunstrichters darin erkennen wollen.[3]) Indeß wie viel oder wie wenig Lessing von Dubos gelernt haben mag, so weicht er doch in den Principien von jenem nicht minder ab, als den übrigen, und darauf kommt es doch hauptsächlich an. Denn auch bei Dubos überwiegt die Gleichsetzung der Malerei und Poesie (dahin deutet schon das Horazische: Ut pictura poësis, auf dem Titel des Werks). Die Einbildungskraft ist ihm die gemeinsame Quelle für das eine oder das andere, und das Wesen der Malerei sucht auch er zuletzt in der Poesie, das heißt in der Erfindung. Eine Theorie wird dadurch wahrlich nicht besser, daß ein feiner und richtiger Geschmack bei der Anwendung auf die Gefahren derselben hindeutet.

Dasselbe gilt im Ganzen, wie im Einzelnen von Christian Ludwig Hagedorn, dessen Betrachtungen über die Malerei Lessing im Laokoon einigemale anführt,[4]) und welches bei den Franzosen noch heute klassisches Ansehen hat.[5]) Vortreffliche Bemerkungen über das Schöne in Bezug auf die Gegenstände und die Behandlung des Kunstwerks; Warnung gegen die Darstellung des Häßlichen, im Geiste des Laokoon, und vor Allem entschiedene Hinweisung auf die Alten, auf die Griechen. Wenn ein neuerer Archäolog[6]) in einer ausführlichen Abhandlung gelehrt und geistreich darlegt, wie die Griechen selbst bei der Allegorie des Grauenhaften und Schrecklichen, bei dem Gorgonen-Ideal, in allmäligen Uebergängen zur höchsten Schönheit sich erhoben, so findet sich dieser Gedanke in aller Klarheit schon bei Hagedorn ausgesprochen.[7]) Ein Brief von Weiße an Klotz vom 5. April 1766 enthält sogar, mit Hinweisung auf das Hagedornsche Werk, eine so treffende Anwendung der angeführten Grundgedanken, daß man glauben sollte, Weiße

---

[1]) Erste Ausgabe erschien 1719. Dubos starb zu Paris 1742. — [2]) Ueber Dubos vergl. Danzel, Gottsched und seine Zeit S. 212—214; über Lessings Verhältniß zu ihm: Leysaht, Dubos et Lessing. Greifswald 1874. Blümners Ausg. S. 173. — [3]) Scheffner an Herder den 6. August 1766. (Herders Lebensbild von E. G. von Herder I, 2, 163.) — „Nur tadle ich an Lessingen, daß er nicht den du Bos und Webb allegiret, da er beide doch sehr stark genutzt und ihnen die feinsten Bemerkungen abgelehnt hat." — [4]) Leipzig 1762. 2 Theile. — [5]) qui est regardé comme classique. Bouillet, Dictionnaire univ. d'histoire et de géographie. 7. ed. 1850. — [6]) Levezow, über die Entwickelung des Gorgonen-Ideals. Berlin 1833. — [7]) Hagedorn, Betrachtungen I, 121.

habe bereits den Laokoon dabei im Auge gehabt; allein dieser war eben erst im Begriff zu erscheinen.[1]) Aber wer wird sagen, daß Lessing durch Hagedorn überflüssig geworden sei? Es hat dieser nichtsdestoweniger die ältere und veraltete Ansicht von der Einerleiheit des Wesens von Poesie und Malerei auf allen Blättern seines Buchs, wo nicht ausgesprochen, doch vorausgesetzt; nicht bloß im Allgemeinen — sogar die einzelnen Gattungen und Arten der Poesie, namentlich Epos, Idylle, Lyrik, werden auf die Malerei und ihre Werke übergetragen. Und so nennt auch Hagedorn den Laokoon des Virgil nur das glückliche, aber etwas veränderte Nachbild der Gruppe der drei rhodischen Künstler. Daß hier ein Gegensatz in der Auffassung und Behandlung stattfinde, will er nicht bemerken, wiewohl Winckelmann bereits früher (1754) darauf hingewiesen hatte.

Alle diese Schriftsteller nahmen ihren Ausgang von der bildenden Kunst. Andere, welche von der Poesie ausgehen, und welche Lessing nicht minder bekämpft als jene, treffen mit ihnen in der Betrachtung wie in der Ausübung zusammen. Es galt die deutsche Poesie, deren Verjüngung für Lessing das Hauptziel seines Strebens war. Ohne denjenigen beizustimmen, welche die Bekämpfung der Schilderungssucht als die eigentliche Aufgabe des Laokoon ansehen, wird man nicht läugnen, daß die Poesie ihm wenigstens eben so am Herzen lag, als die Malerei. Die poetische Malerei war zu den Deutschen zunächst von den Engländern gelangt: von Pope und vorzüglich Thomson, welcher durch Spensers allegorische Schilderungen angeregt worden. Treffend bemerkt Gervinus, daß, nachdem im 17. Jahrhundert die deutsche Poesie in eine Poesie des Verstandes und der (religiösen) Empfindung versetzt worden, sie zu Anfang des 18. Jahrhunderts durch das Erwachen der Sinnlichkeit mit Brockes (dem Uebersetzer Thomsons) ihrer Verjüngung zugeführt wurde. Auf Thomson ruht Klopstock und Kleist, ruht Haller, und, in seiner früheren Jugend, ruht Lessing selbst. Aber zu Regel und System erhoben wurde die malende Poesie an der südlichen Grenze des deutschen Reichs, von den Schweizern Bodmer und Breitinger. Bei ihnen ist der Einfluß des Dubos nicht zu verkennen. Bodmer hatte früh in Italien, wo er sich der Handlung widmete, einen Reichthum von Anschauungen aus den Werken der Malerei empfangen: Eindrücke, welche in den „Diskursen der Maler" (1721—1723), einer Nachahmung des englischen „Zuschauers," nachklingen, wo den Unterrednern die Namen berühmter Maler in Italien und Deutschland beigelegt werden. Endlich erschien unter Bodmers Beistand Breitingers

[1]) Briefe deutscher Gelehrten an Klotz. Halle 1773. I, 60. G. Jacobi hatte in seinem zu Halle 1766 herausgegebenen, im Geist des Grafen Caylus geschriebenen Programm: De lectione poetarum recentiorum pictoribus commendanda das Gemälde des Guercino, die Dido vorstellend, getadelt, daß er die Beschreibung Virgils: Trepida et coeptis etc. nicht besser genützt. Weiße nimmt sich des Malers gegen ihn an: „Ich glaube, daß der Maler vollkommen Recht hat. Es giebt gewisse Grenzen in der Malerei und Poesie, so viel sie sonst Aehnlichkeit mit einander haben, wo sie von einander abgehen, die man nicht überschreiten muß." Es betrifft die Nachahmung des Häßlichen und Ekelhaften, wovon Lessing im Laokoon, 24. Kap., handelt. Weiße verweist auf Winckelmann und auf das Kapitel: über die Vermeidung des Häßlichen in Nachahmung der Natur, bei Hagedorn.

Dichtkunst (1740),[1]) welche mit einer Vergleichung der Maler- und Dichtkunst beginnt, wonach die Poesie wie eine Kunst im Sinne der Malerei, eine poetische Malerkunst behandelt wird, wobei aber die Poesie die Malerei weit hinter sich läßt. Kleists Frühling (1749) schien den Triumph der malenden Poesie zu befestigen. Selbst Klopstock, welcher sich durch Breitinger gebildet, erwies sich abhängig von seiner Regel. Doch nicht lange konnte sich ihrem eigenen Schöpfer die innere Dürftigkeit und Leere der Ansicht verbergen; als ein Behelf dagegen wurde theils das Wunderbare, theils das Moralische als Element in das Wesen der Poesie mit hineingenommen, und zuletzt — die Fabel als die würdigste und dankbarste Form der Poesie hingestellt, in welcher sich, wunderlich genug, ein Wunderbares und doch ein Nützliches vereinigt finde.[2]) Und doch hatte diese „wunderliche Ableitung" damals auf die besten Köpfe den entschiedensten Einfluß, außer Gellert und Lichtwer, selbst auf Lessing, welcher dadurch 1759 zu einer seiner bedeutsamsten Untersuchungen, an welche wir hier anknüpfen werden, die über die Aesopische Fabel, geführt wurde: denn hier war es, wo er sich zuerst mit Bewußtsein und Entschiedenheit von Breitinger lossagte. Von Kleist aber versicherte er später im Laokoon (VI, 475. M. 449. H. 108), daß er sich auf seinen Frühling das wenigste einbildete. „Hätte er länger gelebt, so würde er ihm eine ganz andere Gestalt gegeben haben Er dachte darauf, einen Plan hinein zu legen. . . . Er würde endlich aus einer mit Empfindungen nur sparsam durchwebten Reihe von Bildern, eine mit Bildern nur sparsam durchflochtene Folge von Empfindungen gemacht haben."[3]) Dies sagt Lessing mit Hinweisung auf die Poetik des Marmontel,[4]) der schon das Uebermaß der Natur-Malerei an dem deutschen Idyll getadelt hatte. Lessing hatte hier auch den „männlichen Pope" für sich, der auf die malerischen Versuche seiner poetischen Kindheit mit großer Geringschätzung zurückblickte. Er erklärte jetzt ein bloß malendes Gedicht „für ein Gastgebot auf lauter Brühen."

Daß Lessings Laokoon gegen die Schweizer gerichtet sei, ist oft bemerkt; weniger jedoch, daß durch ihn ein Principienkampf entschieden wurde, eben der, welcher die Schulen Gottscheds und der Schweizer so lange in Athem erhalten hatte. Das Verdienst der Schweizer, der positive Fortschritt, welchen sie ihrem Gegner zu Trotz durchsetzten, wird von Niemand bestritten. Sie haben Ariost und Milton, kurz, das romantische Epos zur Anerkennung gebracht; sie haben der Tyrannei der Regel und der Form die Ursprünglichkeit und Unabhängigkeit des Genius entgegengesetzt; die begabteren der deutschen Jugend, Klopstock, Lessing unter ihnen, folgten mit Begeisterung ihrem Ruf. Dennoch blieben sie, dem Gegner gegenüber, immer nur Partei. Der vollständige Begriff der Poesie, das, was sie zur Kunst erhebt, war

---

[1]) Breitingers kritische Dichtkunst, und Abhandlung von den Gleichnissen, Bodmers Abh. von dem Wunderbaren und Betrachtungen über die poetischen Gemälde der Dichter erschienen 1740 und 1741 auf einmal. Gervinus IV, 63. — [2]) Goethe. Aus meinem Leben. W. XXV, 77—79. H. XXI, 48. „Und nach vieler Ueberlegung ward endlich dieser große Vorrang, mit höchster Ueberzeugung, der Aesopischen Fabel zugeschrieben." — [3]) Schmidt, im Nekrolog der teutschen Dichter II, 402 nimmt Kleists Frühling gegen Lessings scharfe Beurtheilung, „daß in dem Frühlinge gar kein Plan sei," in Schutz (vgl. Jördens Lexikon II, 666). — [4]) Poétique française, 1763.

bei ihnen ebenso wenig zu finden, als auf der andern Seite das nicht minder wesentliche Element genialischer Unmittelbarkeit. Gottsched hatte ebenso sehr Recht (um unsere heutige Sprache zu reden), die bloße Freiheit ohne Gesetz zu bekämpfen, als jene, ein Gesetz ohne Freiheit. In jenem wichtigen Punkte war Gottsched durch den Geist des verjüngten Zeitalters zum Schweigen gebracht, nicht widerlegt. Einem Höheren ward es überlassen, die Verbindung von Genie und Regel zum obersten Gesetze der schönen Kunst zu machen, und jeden Theil am rechten Ort zu betonen, wenn etwa der andere das Uebergewicht an sich reißen wollte. Man kann insofern sagen, daß mit Lessings Laokoon der Geist von Gottscheds vieljährigem Streben erst wahrhaft zu seinem Rechte kam,[1]) ungeachtet es Lessing war, welcher in den Literaturbriefen so scharf, so vernichtend gegen Gottsched zu Felde gezogen war. Dieser starb in demselben Jahre, in welchem Laokoon herauskam (1766). Er hatte jetzt einen Rächer gegen seine unversöhnlichen Gegner gefunden in dem ehemaligen Vorkämpfer dieser Gegner. Wie Lessing mit dieser ästhetisch-kritischen Synthese auf einmal gegen die nachwachsende Generation zu Anfang der Siebziger Jahre, deren Loosung: Genie, Genie! war — in einen unauflöslichen Gegensatz gerieth, wie diese sich deshalb von Lessing wie von einem Gottsched in höherer Potenz abkehrte — werden wir in der Folge (im Kapitel von der Dramaturgie) in Betracht ziehen.

Hier haben wir aber einen Grund, auf die Sache der Schweizer besondere Wichtigkeit zu legen: denn diese ward ja von dem Manne vertreten, welcher vor und neben Lessing als einer der Schöpfer des neuen Geistes in Kunst und Wissenschaft verehrt wird: von keinem geringern als Johann Winckelmann. Und so sind wir dem Mittelpunkte unsrer Aufgabe nahe gekommen.

In seiner Erstlings-Schrift: den „Gedanken über die Nachahmung der griechischen Werke in der Malerei und Bildhauerkunst“ (1755), eben der, an welche Lessing seinen Laokoon bekanntlich anknüpft, ist Winckelmann ganz der Schüler der Schweizer, namentlich Breitingers, was Gervinus hinlänglich dargethan hat,[2]) während andrerseits in Beziehung auf bildende Kunst und Antike die Abhängigkeit von seinen Dresdner Gönnern und Freunden, einem Lippert, Hagedorn, Oeser, Heinecken und Andern, und jene „wunderliche, barocke“ Composition den ersten Wurf des künftigen Geschichtsschreibers der alten Kunst verriethen.[3]) Alles führt hier nur dahin, die Grenzen der Malerei und Poesie in einander laufen zu lassen. Die Allegorie wird als das letzte und höchste Ziel der Malerei hingestellt. Ausdrücklich heißt es darin: „Es

[1]) Der Gegensatz zwischen Gottsched und den Schweizern ist hier in seiner größten Allgemeinheit gefaßt; den Worten nach haben die Schweizer sonst allerdings die Kunst in der Poesie viel mehr betont, als Gottsched, wobei sie aber, wie vorhin bemerkt, an dasjenige der Kunst dachten, was, auf Lessings Standpunkte, der Poesie entgegengesetzt ist. Danzel (Gottsched 209) hat insofern Recht, wenn er sagt, „daß die Thätigkeit Gottscheds und der Schweizer einen directen Gegensatz nicht bilde. Was sie eigentlich unterscheide, sei vielmehr, daß Gottsched einen rein praktischen, jene einen theoretischen Gesichtspunkt hatten — daher der fruchtlose Streit.“ Ich vermisse jedoch in der Formulirung dieses Gegensatzes die volle Klarheit. (Guhrauer.) — [2]) IV, 434. — [3]) Goethe, Winckelmann und sein Jahrhundert. W. XXXVII, 32. H. XXVIII, 206.

scheint nicht widersprechend, daß die Malerei ebenso weite Grenzen als die Dichtkunst haben könne, und daß es folglich den Malern möglich sei, dem Dichter zu folgen, sowie es die Musik im Stande ist zu thun." Klingt es nicht, als wenn dieser wie ein Axiom aufgestellte Satz Lessingen das Thema und den Titel seiner Schrift: „von den Grenzen der Poesie und Malerei" eingegeben habe? Rubens wird unter den neuern Malern als derjenige hingestellt, welcher wie Homer gedichtet hat, der das Wunderbare wie jener gesucht, wie ein dichterischer und allgemeiner Maler. Auch noch im Jahre 1766, dem Geburtsjahre Laokoons, in der zu Rom verfaßten Schrift über die Allegorie, in Weißes Bibliothek der schönen Wissenschaften, behält Winckelmann diesen Standpunkt bei, und eröffnet sogar seine Betrachtungen mit dem berühmten und zweideutigen Ausspruche des Simonides.

Man begreift, wie Lessing für die Anknüpfung seiner Untersuchungen sich gerade Winckelmann zum Gegner wählen mußte. Jene Vergleichung der Gruppe des Laokoon beim Dichter und beim Bildhauer, in Winckelmanns erster Schrift, von welcher Lessing „aussetzt," welche er mit bewunderungswürdigem Scharfblick als die Summe der ganzen Schrift hervorhebt, erhält erst durch den allgemeinen Hintergrund der Breitingerschen Aesthetik ihre allgemeine und volle Bedeutung.

Drittes Kapitel.

Haben wir im vorhergehenden Kapitel versucht, den Stand der Frage im Allgemeinen zu beleuchten, so bleibt übrig, in Lessings Geisteseigenthümlichkeit, in dem Gange seiner Bildung und Entwickelung den Faden aufzusuchen, welcher zu Laokoon hinüberführt.

Jenes nun, Lessings Geisteseigenthümlichkeit, läßt sich im Allgemeinen nicht besser, als durch seinen Beruf zur Kritik bezeichnen, wenn auch der ganze Umfang und die Tiefe dieses Begriffs, auf Lessing angewandt, hier nicht erschöpft werden soll. Jede Verwirrung und Verdunkelung in wissenschaftlichen Begriffen zu entdecken, das Verschiedenartige zu sondern, und dadurch für die Erkenntniß und Ausübung des Wahren und Schönen den Weg zu bahnen, ist das allgemeinste Kennzeichen echt kritischen Scharfsinns. Bei verwandten und in einer gewissen Verbindung stehenden Begriffen und Gegenständen kam es Lessingen von jeher darauf an, die Grenzen der an einander stoßenden Gebiete nach innen wie nach außen, fest und bestimmt zu umschreiben. Darauf beruht ja schon sein in Gemeinschaft mit Mendelssohn verfaßter Aufsatz „Pope ein Metaphysiker!," mit der ausgesprochenen Absicht, die Grenzen des Lehrgedichts und der Metaphysik, der Poesie und der Philosophie richtiger zu bestimmen. Dahin gehört namentlich seine Untersuchung über das Wesen der Fabel (1759) im Gegensatze sowohl zum Epigramm, als auch zu dem bloßen Emblema, wo sogar der Grundgedanke des Laokoon

(dies wird sich uns ergeben) im Keime bereits bloß liegt, die scharfe Sonderung im Wesen von Malerei und Poesie.

Allein von dem bloßen Begriffe zur Anschauung ist ein Sprung, welcher durch die ebengenannten vorangegangenen Leistungen lange nicht hinlänglich erklärt werden möchte, ja, wenn wir mit Goethe[1]) reden, so ist „von allem Literarischen, ja selbst von dem Höchsten, was sich mit Wort und Sprache beschäftigt, von Poesie und Rhetorik, zu den bildenden Künsten überzugehen, schwer, ja fast unmöglich: es liegt eine ungeheure Kluft dazwischen, über welche uns nur ein besonders geeignetes Naturell hinüberhebt.“ Bei Winckelmann (auf ihn bezieht sich diese Bemerkung) ward dieser Uebergang durch die Freude des Genusses an den Kunstschätzen in Dresden, durch den Umgang mit den Künstlern vorbereitet, durch seine Reise und Aufenthalt in Rom auf das Glücklichste und Fruchtbarste vollzogen. Nicht so bei Lessing. Auch dem Kunstgebilde gegenüber ist er vor Allem Denker, von Begriffen und Gedanken ausgehend, und in denselben am Ziele ausruhend. Auch um die Begriffe über die Kunst und das Schöne sich anzueignen und eigenthümlich fortzubilden, bedurfte es bei Lessing eines literarischen Anknüpfepunktes. Werke der Malerei und Bildhauerkunst fing er an zum Gegenstande eines anschauenden Studiums zu machen, als er bereits den Kopf voll Ideen über seinen Laokoon und die sich daran knüpfenden Fragen hatte. Bei Christ und unter seiner Anleitung hatte Lessing die Kunst als solche, von aller archäologischen Gelehrsamkeit befreit, nicht kennen lernen.[2]) In Berlin, wo wir ihn vor seinem Abgange nach Breslau zu verschiedenen Zeiten finden, erwachte ein eigenes Interesse an der Kunst erst nach dem siebenjährigen Kriege, und auch wohl mehr im Geiste der herrschenden Liebhaberei als nach ächterem Geschmacke für die Kunst.[3]) Vor dem Ausbruche des Krieges und behufs seiner Reise mit Winkler nach Holland, verweilte Lessing einige Wochen kurz nach einander in Dresden, wo er Heynes persönliche Bekanntschaft machte (Winckelmann hatte Dresden früher verlassen). Daß aber die dortigen großartigen Sammlungen Lessingen ergriffen und beschäftigten, davon entdeckt man keine Spur. Nur wissen wir, daß er auf der Reise durch Holland mit seinem Gefährten verschiedene Kunstkabinete besucht, sich mit einer guten, zumal historischen Kenntniß von Kupferstichen bereichert und Winklern veranlaßt, davon einen ziemlichen Vorrath zu kaufen. Kupferstiche sind aber an und für sich mehr für ein historisches Interesse geeignet. — Zu Breslau besuchte er zwar die Bibliotheken und Klöster sehr fleißig,

---

[1]) Werke XXXVII, 32. Vergleiche XXV, 161. H. XXI, 95. — [2]) So muß man, nach dem, was Heyne in der Vorrede zu seiner Sammlung antiquarischer Aufsätze (Leipzig 1778) S. VI über Christ sagt, den er selbst gehört hatte, urtheilen. „Christ (sagt Heyne) machte das ganze Alterthum zu einem Stücke der Literatur und verband es dem zu Folge mit den ungleichartigsten Dingen, der Lehre von Handschriften und von Urkunden; ein Pfad, der nothwendig von Kunstbegriffen ganz abführen mußte.“ Vergl. den ersten Theil dieser Biographie 2. Buch, Kap. 1. Danzels Ansichten über Christs Verdienste um „die Kunst rein als solche“ und seinen Einfluß auf Lessing kann ich nicht theilen. Eine ersprießliche Anregung auf die Kunst und die Kunstfreunde im Allgemeinen durch Christ verträgt sich mit dieser Einschränkung sehr wohl. Vgl. Goethe W. XXV, 158. H. XXI, 93. — [3]) Man lese die Schilderungen und Klagen in Nicolais Briefen an Hagedorn (Briefe an Hagedorn).

bereute es aber späterhin, in seinen Kollektaneen, die schönen Kapellen in der Domkirche und andere hiesige Monumente der Baukunst und Malerei nicht aufmerksam genug betrachtet zu haben.[1]) Nicolai kommt auf diese Lücke in Lessings Bildung öfters zurück, besonders beim Laokoon. Wenn Lessing später den Antiken sowohl als den neuern Malerschulen mehr Aufmerksamkeit gewidmet hat (wovon genügende Spuren in seinen Schriften und Kollektaneen zeugen), so scheint es überwiegend im Interesse der Kunstgeschichte geschehen zu sein, mehr zur Berichtigung von Versehen und Irrthümern, als etwa um irgend einen selbstständigen Bau für die Wissenschaft zu begründen.

Wenn es nun vielleicht zu den merkwürdigsten Problemen gehört, daß ein Mann von solchen Anlagen dennoch als Gesetzgeber für die Kunst mit so außerordentlichem Erfolge auftreten konnte, so erklärt sich dieser Widerspruch einigermaßen dadurch, daß Lessing früh genug einen ausgesprochenen und feinen Formensinn, die Grundlage und Bedingung aller höhern ästhetischen Kultur, und bei welchem doch wieder das Denken am meisten beschäftigt wird, an den Tag legte. Wir bemerken dies zuerst in seiner Anzeige von Hogarths Zergliederung der Schönheit (1754)[2]) in der Vossischen Zeitung. Er begrüßt freudig die neuen Ideen, „die in der ganzen Materie von der Schönheit ein Licht anzünden," wie man sie nur von einer solchen Vereinigung des Denkers mit dem Künstler erwarten konnte. Hogarth bestimmte die wellenförmige Linie als die wahre Linie der Schönheit, und die Schlangenlinie als die wahre Linie des Reizes. Beide Linien vereinigt bilden bei ihm die Grundlage des Systems von der Schönheit, indem aus ihrer Zusammensetzung alle angenehmen Formen entstehen, wie sie besonders wunderbar in dem Meisterstücke aller sinnlichen Schönheit, in dem menschlichen Körper, angebracht sind. „Man darf nicht glauben (bemerkt Lessing), daß blos Mahler und Bildhauer, oder Kenner dieser beyden Künste das Hogarthsche Werk mit Nutzen lesen können. — — Sogar Dichter und Tonkünstler werden, vermöge der Verbindung, welche alle schönen Künste und Wissenschaften unter einander haben, ähnliche Gründe der Schönheit in den Werken des Geistes und der Töne darinne entdecken, und ihren schwankenden Geschmack auf feste und unwandelbare Begriffe zurückbringen lernen." Lessing kommt mehrmals auf Hogarth zurück, ein Zeichen, wie sehr diese Entdeckung bei ihm das Nachdenken in Bewegung gesetzt hatte. Er kann ein Lehrgebäude nicht genug rühmen, welches „einzig und allein geschickt ist, die verschiedenen Begriffe der Menschen von dem, was gefällt, auf etwas gewisses zu bringen, und das elende Sprichwort, daß man über den Geschmack weder streiten könne noch dürfe, aus dem Munde des Pöbels und der Gelehrten zu verbannen. Sein Nutzen erstreckt sich so weit, als sich das Schöne der Formen

[1]) Karl Lessing I, 229. Mehrere der schönsten Gemälde, von Rubens, van der Werff, Willmann, Albrecht Dürer, Lucas Cranach, C. Maratti u. A. waren während der Belagerung Breslaus im Jahre 1760 (kurz vor Lessings Ankunft), welches General Tauentzien so heldenmüthig hielt, bei dem Brande des fürstl. Hatzfeldschen Palastes zu Grunde gegangen. (K. A. Menzel, Topographische Chronik von Breslau, 759.) — [2]) Lessings Werke IV, 101. 470—475. 479. M. 104. 506—511. 514. H. XVIII, 229. 271—276. Daß Lessing die deutsche Uebersetzung des Hogarth revidirt hat, ist schon im ersten Bande 4. Buch, Kapitel 2 bemerkt.

erstreckt. Ihm werden wir es also zu verdanken haben, wenn man bei dem Worte schön, das man täglich tausend Dingen beylegt, künftig ebenso viel denken wird, als man bisher nur empfunden hat."[1]) Mit einem Worte, das Schöne ist für seinen Geist hauptsächlich insofern da, als es ihm zu denken giebt. Der bloß passive Genuß, das Schwelgen in Gefühlen, die Begeisterung der Einbildungskraft bei den Werken der Kunst findet in Lessing keine Stelle. Wenn Winckelmann, nach Goethes Erklärung, vor den Statuen unwillkürlich zum Poeten wird, so bleibt Lessing vor ihnen und den Werken der Kunst überhaupt, Denker, Philosoph. Und doch war es der bei beiden vorherrschende Formensinn, der sie gleichmäßig hinzog und sie gegen die Reize und Vorzüge der neuern Malerei gleichgültiger machte.

Ich komme unserm Ziele näher, indem ich jetzt von der Gründung der Bibliothek der schönen Wissenschaften durch Nicolai, unterstützt von Mendelssohn und Lessing, vor dem Ausbruch des siebenjährigen Krieges, rede, wovon im ersten Bande (4. Buch, Kapitel 2) gehandelt worden ist. Es war, heißt es, das große Verdienst dieser Zeitschrift, „die schönen Künste wieder in das Gebiet der allgemeinen Bildung gezogen zu haben." Sie bildete das Organ, durch welches Winckelmann in Rom das Band mit dem deutschen Vaterlande knüpfte. Nach dem Plane des Herausgebers sollte die Bibliothek nicht bloß den Zuschauer der Ereignisse und Thaten auf dem Felde der Kunst und Poesie abgeben: sie sollte die Verbesserung der deutschen Poesie mit herbeiführen helfen.

---

[1]) In der Vorrede zu Mylius' Uebersetzung von Hogarths Zergliederung der Schönheit (IV, 101—105. M. 104—108. H. XVIII, 229—233) schränkt Lessing das der Hogarth'schen Entdeckung gegebene Lob insoweit ein, als er sagt: Hogarth habe verschiedene Wellenlinien auf der ersten Kupfertafel vorstellig gemacht, von denen aber nur eine den Namen der eigentlichen Schönheitslinie verdiene, diejenige nämlich, welche weder zu wenig noch zu viel gebogen ist. Wenigstens sollte es doch möglich sein, die äußeren Grenzen anzugeben, jenseits welcher sie den Namen der eigentlichen Schönheitslinie verlieren müsse. Die Untersuchung sei aber ohne Hülfe der höhern Mathematik nicht zu führen. Lessing wünscht daher, daß ein philosophischer Meßkünstler den Faden, wo ihn Hogarth als Künstler fahren ließ, wieder aufnehme. Die ganze Sache würde, meint L. ferner, auf die Berechnung der punctorum flexus contrarii ankommen, doch so, daß man die metaphysischen Gründe der Schönheit niemals aus den Augen verlieren müsse. Er weist sogar auf einen Vorgänger Hogarths im 17. Jahrhundert, den französischen Mathematiker Parent hin, wegen seiner Abhandlung im Journal des Savans von 1700, über die Natur der körperlichen Schönheit, wo er sich schon die Aufgabe stellt, „die verschiedenen krummen Figuren zu untersuchen, welche mehr oder weniger Schönheit haben, und diejenige davon zu bestimmen, welche die allermeiste Schönheit hat. . . . ." Hier nun aber hätte sich Lessing durch einen Mathematiker selbst zu einem an sich unrichtigen, ja unmöglichen Postulate verleiten lassen, wie ich von einem vorzüglichen Mathematiker belehrt bin, dessen Ausführungen aber hierher nicht gehören dürften. Die Hogarthsche Schönheitslinie hat auch nur in dem Gebiete der lebendigen und organischen Natur ihre Anwendung, wie es anderseits keine Linie, die absolut unschön wäre, geben wird. Vgl. Goethe W. LV, 298. Von Lessings damaliger mathematischer Wissenschaft darf man sich übrigens, nach seinem eignen Bekenntnisse, keinen zu hohen Begriff machen. „Lassen Sie (schreibt er aus Leipzig den 21. Januar 1758, XII, 106. M. 129. H. XX, 1, 147 an Mendelssohn) unterdessen fein die Schönheitslinie nicht aus Ihren Gedanken, und schreiben Sie mir ja alles, was Sie davon entdecken; schreiben Sie mir es aber so, daß ich es verstehe; denn von der Geometrie weiß ich jetzt weniger, als ich jemahls gewußt habe. Komme ich aber wieder nach Berlin, so sollen Sie erstaunen, wie sehr ich mich darauflegen will."

In löblichem Eifer für die Sache setzte Nicolai aus seiner Tasche einen Preis von fünfzig Thalern auf das beste deutsche Trauerspiel. Codrus von Cronegk wurde gekrönt. Lessing dachte einen Augenblick daran, sich um den Preis zu bewerben. Es wäre noch zu früh gewesen. Es war der Stoff, aus dem viele Jahre später Emilia Galotti hervorging.

Um den Bewerbern einen Leitfaden für ihr Talent, einen Maßstab für ihre Leistungen an die Hand zu geben, wurde die neue Zeitschrift mit einer Abhandlung über das Trauerspiel eröffnet, welche als das gemeinsame Werk der Freunde: Nicolai, Mendelssohn und Lessing zu betrachten ist. Die innere Geschichte dieser Arbeit liegt in dem ausführlichen Briefwechsel der Freunde aus den Jahren 1756 und 1757 vor,[1]) und dieser Briefwechsel, auf dessen Bedeutung wir bei Lessings Dramaturgie zurückkommen müssen, enthält auch (schon Nicolai weist darauf hin XII, 227. M. 269. H. XX, 1, 323) den ersten Keim zum Laokoon.

Der Streit war zwischen ihm und Mendelssohn. Dieser hatte, wie Nicolai, den Zweck des Trauerspiels in die Bewunderung setzen wollen, ohne Zweifel mit Hinblick auf Corneille, den Vater der französischen Tragödie. Lessing, festhaltend an den Griechen, an Aristoteles, setzte ihm das Mitleid entgegen, als dasjenige Motiv, wodurch sich die Tragödie von der Epopöe unterscheide, deren hauptsächliche Bestimmung es sei, Bewunderung zu erwecken. In der Discussion, welche hierüber zwischen den beiden Freunden sich fortspinnt, zeigt sich ganz der Unterschied zwischen dem Philosophen und dem Kritiker, wie Lessing ihn in der Vorrede zum Laokoon charakterisirt. Vielleicht hat er dabei an seinen Freund gedacht. Jenem ist es mehr um die gemeinsame Quelle, um die Wurzel der verwandten Begriffe zu thun, während der andere die schärfste Begrenzung der Arten gegen einander zum Ziele hat. „Warum wollen wir die Arten der Gedichte ohne Noth verwirren und die Grenzen der einen in die andere laufen lassen?“ — Dies nennt Mendelssohn ein Vorurtheil, das er ihn selbst oft habe bestreiten hören. „Worauf sich diese eingebildete Grenzscheidung gründe? In Ansehung der Werke der N a t u r habe man in dem letzten Jahrhundert ausgemacht, daß sie von ihrer Meisterin in keine besondern und getrennten Klassen eingetheilt sind. Warum wollen wir die Kunst nicht auch hierin eine nachahmende Natur werden lassen?“ — (aber in seinen, bald näher zu besprechenden, Betrachtungen über die Quellen der schönen Künste und Wissenschaften erklärt sich Mendelssohn selbst gegen das Princip der unbedingten Nachahmung der Natur).

Jetzt giebt Mendelssohn, um seine These gegen einen so scharfsinnigen Gegner zu vertheidigen, der Discussion eine neue Wendung, indem er sich auf Winckelmann beruft, dessen Schriften er sorgsam las, und mit welchem er durch Bande persönlicher Hochachtung verbunden war. Diese Stelle hat Nicolai vielleicht im Auge gehabt. „Ich gehe mit Ihnen in die Schule der alten Dichter“ schreibt er also, (Anfang December 1756. XIII, 40. H. XX, 2, 60), „allein wenn wir sie verlassen, so kommen Sie mit mir in die Schule der alten Bildhauer. Ich habe ihre Kunststücke nicht gesehen, aber Winckelmann (in seiner vortrefflichen Abhand-

---

[1]) Vgl. Erster Band dieser Biographie 4. Buch, Kapitel 2.

lung von der Nachahmung der Werke der Griechen), dem ich einen feinen Geschmack zutraue, sagt: ihre Bildhauer hätten ihre Götter und Helden niemahls von einer ausgelassenen Leidenschaft dahin reißen lassen. Man fände bey ihnen allezeit die Natur in Ruhe (wie er es nennt), und die Leidenschaften von einer gewissen Gemüthsruhe begleitet, dadurch die schmerzliche Empfindung des Mitleidens gleichsam mit einem Firnisse von Bewunderung und Ehrfurcht überzogen wird. Er führt den Laokoon z. E. an, den Virgil poetisch entworfen, und ein griechischer Künstler (vielmehr drei) in Marmor gehauen hat. Jener drückt den Schmerz vortrefflich aus, dieser hingegen läßt ihn den Schmerz gewissermaßen besiegen, und übertrifft den Dichter um desto mehr, je mehr das bloße mitleidige Gefühl einem mit Bewunderung und Ehrfurcht untermengten Mitleiden nachzusetzen ist."

Die Hinweisung auf Laokoon in Winckelmanns Abhandlung über die Nachahmung der griechischen Kunstwerke war hier wohl minder am rechten Platze, indem es darauf ankam, das Wesen der Poesie und den Unterschied der Tragödie und der Epopöe aus ihr selbst, nicht aus der bildenden Kunst, welche hier vielleicht ganz andern Grundsätzen folgte, zu erklären. Auch läßt sich Lessing in seiner Antwort darauf gar nicht ein, sondern verweist Mendelssohn nur kurz auf den Schluß des sechzehnten Kapitels der Aristotelischen Dichtkunst, damit er sich hier überzeuge, ob den Alten „die Regel von der Verschönerung der Leidenschaften unbekannt gewesen sei." Immer aber bleibt jene Hinweisung in Mendelssohns Briefe bedeutsam. Vielleicht daß Lessing durch sie auf Winckelmanns Schrift, auf die Stelle über Laokoon darin, erst aufmerksam gemacht wurde. Vielleicht daß durch jene Vergleichung der Anfang einer neuen und fruchtbaren Gedankenreihe in Lessings Geist gelegt wurde. Das Problem des Laokoon liegt wenigstens so ganz in Mendelssohns einseitiger Auffassung und in der unbedingten Beistimmung für Winckelmann, daß es unsere Aufgabe anticipiren hieße, wollte ich diese Beziehungen hier schon näher entwickeln.

Um den Punkt zu bestimmen, wo Lessing später von seinem philosophischen Freunde ausging, und worin er sich ihm entgegenstellte, verweilen wir noch bei Mendelssohns Abhandlung: „Betrachtungen über die Quellen und die Verbindungen der schönen Künste und Wissenschaften," womit das zweite Stück der Bibliothek der schönen Wissenschaften eröffnet wurde.[1]) Sie ist unstreitig die wichtigste Erscheinung in der Aesthetik auf deutschem Boden nach Baumgarten,[2]) und bildet ein wichtiges Mittelglied in der Entwickelung der Ideen, deren reife Frucht uns im Laokoon geboten ist. Die Nachahmung der Natur, welche Batteux und sein deutscher Uebersetzer, Ramler, als obersten Grundsatz der Poesie und schönen Künste aufgestellt hatten, wird hier als unfruchtbar und unzugänglich verworfen. Weit entfernt, die Natur bloß nachzuahmen, steht ihm die Kunst der Natur, in ihrer Selbständigkeit und Würde, gegenüber. Sie lassen sich daher auch nicht schlechthin vergleichen. Der Endzweck der

[1]) In Mendelssohns philosophischen Schriften II, Berlin 1771, unter dem veränderten Titel: Ueber die Hauptgrundsätze der schönen Künste und Wissenschaften. — [2]) So urtheilt schon Manso in den Nachträgen zu Sulzer ꝛc. VIII, 1, S. 173.

menschlichen Kunst nämlich ist die Schönheit. Die Natur hingegen hat einen unermeßlichen Plan. Die Schönheit der äußerlichen Formen ist von der Natur zuweilen größern Absichten nachgesetzt worden. Der Künstler aber stellt ein Ganzes dar, wie die Natur es vorgestellt haben würde, wenn die Schönheit dieses Vorwurfs ihre eigentliche Absicht gewesen wäre. Der Künstler muß sich insofern seinem Zweck gemäß über die Natur erheben. — Hierdurch hat denn Mendelssohn sich zu dem idealistischen Standpunkt der Kunst, dem bloßen Naturalismus gegenüber, erhoben. Diesen Standpunkt theilt Lessing vollkommen, und wir dürfen schon hier auf eine klassische Stelle in der Hamburgischen Dramaturgie über den Gegensatz von Kunst und Natur, zwar zunächst mit Beziehung auf das Theater, verweisen,[1]) welche im Wesentlichen dasselbe besagt. Der Begriff, die Lehre vom Ideal in der Kunst, spielt hier stark hinein. Man wird aber diesen wichtigen Fortschritt, die Erhebung zum Idealismus der Kunst, auf Winckelmann zurückführen müssen, als dessen Schüler Mendelssohn sich auch bekennt.

Bei der Eintheilung der schönen Künste legt Mendelssohn den Gegensatz der natürlichen und willkürlichen Zeichen zu Grunde: diese gehören in die Grenzen der schönen Wissenschaften, jene in die Grenzen der schönen Künste. Der Gegenstand der letzten ist eingeschränkter als der der Poesie, und unter jenem hat die Malerei und die Bildhauerkunst auch die besondere Einschränkung, daß sie, weil sie die Schönheit in einer Folge neben einander ausdrückt, denjenigen Augenblick wählen müssen, der ihren Absichten am günstigsten ist. Nur laufen die Grenzen der Kunst und Poesie häufig in einander, gemäß der Regel von der zusammengesetzten Schönheit. — Bis hierher hat, scheint es, Lessing von Mendelssohn gelernt. Diese Begriffsbestimmungen herrschen im Laokoon durchgehends vor. Dahingegen ist für Mendelssohn die Allegorie, noch ganz im Sinne Winckelmanns, der edelste Vorwurf für die bildende Kunst. „Auch die allersubtilsten Gedanken, auch die abstraktesten Begriffe können auf der Leinewand dargestellt werden, nur daß der Künstler sich hüte, daß seine Allegorie nicht allzu spitzfindig werde." (Hier weist er auf das Beispiel des Berliner Bildhauers Rode, um zu lernen, wie sich der Künstler helfen müsse, wann ihn sein Vorwurf nöthigt, „gleichsam die Schranken seiner Kunst zu überschreiten.") Bloß symbolische Zeichen zwar soll er vermeiden, sie sind weit weniger anschaulich als die willkürlichen Zeichen oder die Worte, und dabei erklärt er sich in einem gegebenen Fall sogar gegen Winckelmanns Entwurf zu einer Darstellung des Gebets nach Homer. Lessing seinerseits ist auf halbem Wege nicht stehen geblieben, sondern hat die ganze „Allegoristerei"[2]) ebenso aus der Kunst verwiesen, als die Schilderungssucht aus der Poesie. Es ist wahr, wenn man vor die studirten Allegorien der heutigen großen Maler (z. E. im Peristil des Berliner Museums) tritt, so müßte man glauben, Lessing habe den Laokoon noch nicht geschrieben.

Als Mendelssohns Abhandlung bereits erschienen war, machte Nicolai den Entwurf zu einem Briefwechsel über diese Gegenstände zwischen ihm, Moses und Lessing, wobei letzterer den Schiedsrichter zwischen den Andern machen

---

[1]) VII, 316. M. 296. H. 394 f. — [2]) Vorrede zum Laokoon.

sollte. Diese Briefe sollten mit antiker Simplicität geschrieben und mit griechischen Namen unterzeichnet sein; für Moses schlug er den Namen Euphranor vor, für ihn selbst Kalophil und für Lessing Theophrast. Es ist Schade, daß dieser viel versprechende Entwurf hauptsächlich durch die Schuld unsers Theophrast, wie so manche andere Entwürfe, nicht ausgeführt wurde.[1])

Lessings Uebersiedelung nach Berlin (1759) und der lebendige Umgang mit seinen Freunden trug ohne Zweifel viel dazu bei, die in Lessing angeregten Gedanken über das Verhältniß der Künste und Poesie zur Reife zu bringen. Von großer Bedeutung bleibt die neue Ausgabe der Fabeln nebst den fünf dazu gehörigen Abhandlungen, womit Lessing, wie schon bemerkt, von dieser Lieblingsgattung einer im Verschwinden begriffenen Periode Abschied nimmt. Es ist bereits im ersten Bande (5. Buch, Kap. 2) auf die Wichtigkeit der Definition von der Handlung, als dem Grundbegriffe der äsopischen Fabel, und auf die hohe Bedeutung dieser Erörterungen in der Geschichte von Lessings Geistesentwickelung und schriftstellerischer Thätigkeit hingewiesen. Es wird sich zeigen, daß in dieser Auffassung, welche im Grunde nur die des Aristoteles ist, doch auch wieder eine gewisse Einseitigkeit enthalten war. Wie dem auch sei, der Gegensatz zwischen Poesie und Malerei wird hier, zunächst an der niedrigsten Gattung der erstern, mit solcher Schärfe hingestellt, daß man nur durch einen Sprung von der einen Gattung zu der andern hinüber gelangen könnte. Der Maler, heißt es, wird niemals eine Fabel malen, oder es ist nur der Schein einer Fabel vorhanden, nur ein Emblema (V, 370. M. 114. H. X, 38.) „Was die Fabel erzehlt, muß eine Folge von Veränderungen seyn. Die Veränderung, oder auch mehrere Veränderungen, die nur neben einander bestehen, und nicht auf einander folgen, wollen zur Fabel nicht zureichen. Und ich kann es (fügt Lessing hinzu) für eine untriegliche Probe ausgeben, daß eine Fabel schlecht ist, daß sie den Namen der Fabel gar nicht verdienet, wenn ihre vermeinte Handlung sich ganz mahlen läßt. Sie enthält alsdenn ein bloßes Bild, und der Mahler hat keine Fabel, sondern ein Emblema gemahlt." Dieser Satz wird an der 126sten[2]) Aesopischen Fabel anschaulich gemacht. Von dieser Erörterung, wie die Gelegenheit sie herbeiführte, bis zu dem großartigen Gedankengange im Laokoon über die Grenzen der Poesie und Malerei, ist noch ein langer Weg; es sind gleichsam nur die äußersten Spitzen des Gegensatzes berührt; er ist noch nicht in der Mitte seines tiefen und reichen Gehalts erfaßt. Aber für einen so analytischen Kopf, wie Lessing, erhielt auch diese unscheinbare Bemerkung (um mich eines Goetheschen Ausdrucks zu bedienen) die Bedeutung eines Pfahls, welcher nach weithin dem Gedanken die Richtung gab.

Um so größeres Gewicht legen wir endlich auf Lessings Beschäftigung mit des Sophokles Leben und Tragödien, welche unmittelbar in die letzte Zeit vor seinem Abgange nach Breslau fällt, durch welchen diese viel versprechende

[1]) XII, 116. M. 141. H. XX, 1, 160. — Wie sehr übrigens Lessing in dem ontologischen Theile des Laokoon nach Uebereinstimmung mit Mendelssohn strebte, sieht man aus den Verbesserungen des Entwurfs aus Lessings Nachlaß. XI, 140—145. M. 1, 166—171. H. VI, 192 ff. — [2]) Vielmehr: 154. Obige Ziffer ist ein Fehler der früheren Lessing-Ausgaben. (M. und B.)

Arbeit leider unterbrochen wurde. Muß man zugeben, daß Lessing in Betreff der Werke der bildenden Kunst der Alten wie der Neuern nicht hinlänglich vorbereitet an sein Werk über Laokoon ging, so war er es desto mehr in Ansehung der Poesie, indem durch das Studium und den vertrautesten Umgang mit den beiden leuchtendsten Sternen an dem Himmel griechischer Poesie, mit Homer und Sophokles, seine Seele, sein ganzer Geist, mit Idealen ausgefüllt ward, welche seinen Gefühlen den rechten Schwung und seinem Urtheile die Regel gab. Auf diesen beiden Dichtern ruht gewissermaßen das ganze Gebäude im Laokoon. Denn wir dürfen es hier aussprechen: der leidenschaftlichen Begeisterung Winckelmanns und seines Kreises für die bildende Kunst sollte im Laokoon ein Gegengewicht entgegengestellt werden, damit die Poesie, nach oft einseitiger Vergleichung mit der Plastik und Malerei, zu ihrem vollen Recht gelange. Dieser Gedanke bildet, wenn ich recht sehe, Anfang und Ende der ganzen Abhandlung; er geht durch die ganze Composition, was in dem folgenden Kapitel anschaulicher hervortreten soll. — Das Leben des Dichters, welches, unausgeführt, erst nach Lessings Tode durch Eschenburg herauskam, sollte ursprünglich nur die Einleitung zu einer Zergliederung sämmtlicher Trauerspiele des Sophokles bilden, denen auch eine deutsche Uebersetzung gefolgt wäre. Ein Theil dieser Studien, und nicht der schlechteste, ist in den Laokoon übergegangen: ich meine die vortreffliche Zergliederung des Philoktet, durch welche Lessing uns das Wesen der griechischen Tragödie erschlossen hat.

Viertes Kapitel.

Wenn „Laokoon"[1]) gleich bei seinem Erscheinen die Geister so mächtig ergriff und zur allgemeinen Theilnahme fortriß, sei es beistimmend oder

[1]) Laokoon: oder über die Grenzen der Mahlerey und Poesie. (Mit dem Motto:) *Ὕλῃ καὶ τρόποις μιμήσεως διαφέρουσι· Πλουτ. ποτ. Αϑ. κατα Π. ἢ κατα Σ. ἐνδ.* Mit beyläufigen Erläuterungen verschiedener Punkte der alten Kunstgeschichte; von Gotthold Ephraim Lessing. Erster Theil. Berlin bey Chr. Fr. Voß, 1766. 4°. Die Handschrift, nach der diese Ausgabe gedruckt ist, und ein vollständiges Correctur-Exemplar derselben, hat Lachmann (VI, 372. M. 358) von dem Besitzer Herrn B. Friedländer zur Benutzung mitgetheilt erhalten. „Es schien indessen nicht rathsam, die verworfenen Lesarten anzugeben, sondern es sind nur einige Druckfehler verbessert worden." Nach Lessings Tode gab Karl Lessing Berlin 1788 eine „Neue vermehrte Auflage" heraus, hätte aber die Bezeichnung: „Erster Theil" um so weniger auf dem Titel weglassen sollen, als er selbst am besten wußte, daß Laokoon auf drei Theile berechnet gewesen ist. Von dem Anhange zu dieser neuen Ausgabe ist weiter unten die Rede. Die Bemerkung von Jördens (Lexikon III, 275): „Lessing hatte einige wenige Stellen in seinem Exemplare geändert, und aus diesem ist sowohl die zweite, als auch die dritte Auflage 1805 abgedruckt worden," wird von Lachmann a. a. O. dahin berichtigt, daß „in diesen Ausgaben die Verbesserungen auf den Cartons der ersten ganz oder zum Theil vernachlässigt worden sind." Die zweite Ausgabe zeichnet sich, außer dem Verzeichniß der vornehmsten Materien, welches die Gesammtausgabe Berlin 1825—1828 beibehalten, durch ein Sachregister aus. Die mir bekannt gewordene späteste Spur des Laokoon in Lessings

widerstreitend, so rührte dies nicht bloß von den neuen Ergebnissen dieser Untersuchungen, sondern auch von der großen und freien Form, in welcher diese Ergebnisse gefunden und zur Prüfung und Beherzigung dargeboten worden. Lessing will ja überhaupt kein Buch, sondern nur eine Reihe Aufsätze geliefert haben, welche, sagt er in der Vorrede, „zufälligerweise entstanden, und mehr nach der Folge seiner Lectüre, als durch die methodische Entwickelung allgemeiner Grundsätze angewachsen sind. Es sind mehr unordentliche Kollectanea zu einem Buche, als ein Buch. — —"[1]) Doch schmeichelt er sich, daß sie auch als solche nicht ganz zu verachten sein werden. „An systematischen Büchern haben wir Deutschen überhaupt keinen Mangel. Aus ein Paar angenommenen Worterklärungen in der schönsten Ordnung Alles, was wir nur wollen, herzuleiten, darauf verstehen wir uns trotz einer Nation in der Welt." Fast könnte man zweifelhaft werden, ob Lessing in dieser ironischen Bemerkung einem Tadel, und nicht vielmehr einem Lobe aus dem Wege gehen wollte. Denn hat auch das Buch von der methodischen Entwickelung allgemeiner Grundsätze den äußeren Zuschnitt verschmäht, so würde es, innerlich von demselben entblößt, zu einer bloßen Sammlung von Aphorismen geschmolzen, unfähig sein, einen tiefern und zusammenhängenderen Eindruck zu hinterlassen. Daß dem nicht so ist, rührt wesentlich zuletzt von dem Geist der Methode her, welcher die scheinbar aphoristisch auf einander folgenden Aufsätze zusammenhält, der sogar in der Mitte (§§ 15—18) über den wesentlichen Unterschied der Malerei und Poesie mit aller Schärfe und Trockenheit eines Lehrbuchs heraustritt, und in bestimmten Formeln sich ausspricht.

Daß Lessing dessenungeachtet dem Ganzen den Reiz freier Entwickelung und den Schein anmuthiger Abwechselung gelegentlicher Fragen und Bemerkungen geben durfte, kam daher (und darin lag die Kunst seiner Composition), daß er mit einem festen Griff den Punkt in der Schrift seines Gegners heraushob und voranstellte, welcher ihm gestattete, mit Sicherheit und Leichtigkeit sich nach den verschiedensten Seiten zu bewegen, ohne den Mittelpunkt der Frage aus dem Auge zu verlieren. Diejenigen irren sehr, welche überall die schlagartige Wirkung von Lessings Darstellungsweise in der Naivität eines gleichsam angeborenen Stils suchen, wo vielmehr eine rein intellectuelle Thätigkeit, nicht unähnlich der Entwerfung und Exposition eines Drama, im Hintergrunde herrscht. Der Stil ist hier nicht Ursache, sondern Wirkung.

Leben findet sich in dem Briefe Karl Lessings an seinen Bruder vom 7. Jan. 1775 (XIII, 521. H. XX, 2, 775), wo er schreibt: „Den Laokoon, hat man mir gesagt, hättest Du umgearbeitet bis zu Ende, und er würde bald gedruckt zu lesen seyn." Aber diese Nachricht entbehrte alles Grundes. Die beste Ausgabe, vorzüglich mit kunstkritischen Erläuterungen, ist von Hugo Blümner, Berlin 1876. Eine zweite Auflage, mit von E. Grosse berichtigtem Texte und doppelt starkem Commentar, erschien soeben, Berlin 1880.

[1]) Auf diese Studien deutet Klose in dem mehrerwähnten Briefe (Karl Lessing I, 245): „Er hatte verschiedene kritische und antiquarische Aufsätze in seinem Pulte liegen, die er hier in Breslau niedergeschrieben; nun war er um einen Titel besorgt. Anfangs glaubte er nicht, sie in ein Ganzes verweben zu können; daher wollte er sie unter der Aufschrift Hermäa drucken lassen." Bd. XI, 457. M. 2, 63. H. XII, 803 findet man den Entwurf einer Vorrede zu dieser Sammlung.

Der größte Theil des Laokoon wurde (haben wir bemerkt) noch in Breslau niedergeschrieben. Winckelmanns Geschichte der Kunst [1]) hat an dem Körper des Buchs eigentlich gar keinen Antheil. Alles richtet sich gegen dessen früheste Schrift über die Nachahmung der griechischen Werke, zunächst gegen die Stelle, wo die Gruppe Laokoon mit der Schilderung Virgils verglichen wird, die Stelle, welche Lessing an die Spitze seines Buches gestellt. Es ist vielleicht ein Glück, daß die Geschichte der Kunst nicht früher erschienen war,[2]) wo bereits Winckelmann die Ansichten und Grundsätze seiner Erstlingsschrift mit Rücksicht auf die höchste Bestimmung der Kunst weit hinter sich ließ. Wir hätten sonst vielleicht eine lange Reihe von Ausstellungen über Einzelheiten jenes berühmten Werkes, aber keinen Laokoon erhalten. Aber auch so ist diese unsterbliche Schrift nur die unvollendete Ausführung eines viel umfassenderen Werks, ist nur ein Torso. Das Ganze war (wie eben bemerkt) auf drei Theile berechnet, und mehr als ein Punkt der viel verzweigten Untersuchung sollte erst im zweiten und dritten Theil sein volles Licht, seine mehrseitige Begründung erhalten. [3]) Aber die verkehrte Beurtheilung, welche Laokoon, im Ganzen wie im Einzelnen, in reichem Maße erfuhr, die Polemik, in welche Lessing wider Willen hineingezogen wurde, sein später von vielfachen Entwürfen, Arbeiten und Sorgen durchkreuztes Leben trug viel dazu bei, daß das Werk unvollendet blieb. Laokoon ist das Produkt einer durchaus heiteren Stimmung, der Periode innerster Sammlung, deren Lessing in seinem Leben jemals theilhaftig ward, des Friedens mit sich und der Welt. Eine innige, wenn auch stille Begeisterung beseelt jedes Wort darin. Daher der klare und hohe Stil dieser Untersuchungen[4]), die würdevolle Haltung der Sprache, die milde Ruhe gegenüber abweichenden Meinungen, der Ausdruck überall sich dem Inhalt anschmiegend. Das Ganze trägt das Odi profanum vulgus an der Stirn. Ein Publikum, wie das Buch es verlangte, mußte sich erst an ihm heranbilden. Diejenigen, welche von der Annahme ausgingen, Lessing habe das Buch zur Belehrung der Maler geschrieben, und es darnach beurtheilten, verkannten ihn am meisten. Zuverlässig hat er die Maler nicht ausgenommen; sie haben viel von ihm zu lernen, wenn sie etwas mehr als Maler, wenn sie zugleich denkende Köpfe sind. Im Grunde wollte Lessing ja nur dasjenige in klare Begriffe bringen, was das richtige

---

[1]) Es ist ein Irrthum, wenn man mit S. B. Klose (Lessings Leben I, 245), oder Jördens (Lexikon III, 275) den Laokoon an die „Geschichte der Kunst" knüpft. — [2]) Sie kam 1764 zu Dresden heraus. — [3]) „Viele seiner noch lebenden Freunde (schreibt Karl Lessing in der Nachricht zu der 2. Ausgabe des Laokoon), und ich selbst, haben oft von ihm gehört, daß er den Laokoon bis zum dritten Theile vermehren wollte." Dies wird durch Lessings eigene Worte (an Nicolai, 26. Mai 1769. XII, 226. M. 268. H. XX, 1, 321), bestätigt. „Die weitere Ausführung davon soll den dritten Theil meines Laokoons ausmachen." Lessings Nachlaß zum Laokoon, jetzt im Besitze des Herrn Direktors Dr. Julius Friedlaender in Berlin, ist nunmehr, endgültig gesichtet, vollständig veröffentlicht worden in Hempels Ausgabe VI, 173 ff. Vgl. E. Grosse, „Ueber Lessings Handschrift des Laokoon und den Nachlaß zu demselben" in Schnorrs „Archiv für Literaturgeschichte" IX, 144 ff. (M. und B.) — [4]) „Er äußerte bei der Gelegenheit oft seine Besorgniß wegen des Stils, da er mehrere Jahre kein großes zusammenhangendes Ganze geschrieben hatte. Und gerade dieses Werk zeichnet sich durch seine klassische Energie, Präcision und Eleganz vor allen andern aus." (S. B. Klose a. a. O.)

Gefühl die großen Künstler je gelehrt hatte. Ich kann nicht besser thun, als Lessings eigene Erklärung hierüber aufnehmen: „Ich verspreche meinem Laokoon wenige Leser; und ich weis, daß er noch wenigere gültige Richter haben kann." (Diese Worte hat Lessing in seiner Antwort an Klotz, der sich ihm als Recensenten seiner Schrift ankündigte, gebraucht. Er hielt es, weil sein Gegner den Brief drucken ließ, für nöthig, diese Aeußerung ausführlich zu begründen VIII, 190. M. 177. H. XIII, 2, 203.) „Aber ein Wort von dieser so stolz klingenden Aeußerung selbst! Sie klingt es bloß; sie ist es gar nicht. Nicht darum, meinte ich, könne mein Laokoon nur sehr wenige gültige Richter haben, weil ganz ausserordentliche Kenntnisse, ein ganz besonderer Scharfsinn dazu erfordert würden: wahrlich nicht darum. Ich müßte ein großer Geck sein, wenn ich das gemeint hätte. Der Männer, die unendlich mehr Kenntnisse von dahin einschlagenden Dingen besitzen, als ich; der Männer, die unendlich mehr Scharfsinn haben, als ich, — giebt es überall die Menge. Aber deren die beides, Kenntnisse und Scharfsinn, auch nur in einem leidlichen Grade in sich vereinigen, giebt es so viele schon nicht. Unter diesen wenigern giebt es noch wenigere, welche diesen Scharfsinn, den sie haben, auf dergleichen Kenntnisse, die ihnen auch nicht fehlen, anwenden zu können, oder zu dürfen glauben. Die mehresten von ihnen halten Scharfsinn, auf solche Kentnisse angewandt, für eine unfruchtbare Spitzfindigkeit, die selbst dem Vergnügen, das sie aus diesen Kenntnissen ziehen, nachtheilig werden müsse. Nur hier und da wagt es einer dann und wann, dieses sein Vergnügen auf das Spiel zu setzen, um in der Beschauung und Musterung und Läuterung desselben Vergnügen zu finden. Und so wie diese höchst seltenen Grübler nur meine Leser seyn werden, so können nur die geübtesten derselben meine Richter seyn. Aber Tausend gegen Eines, daß sich unter diesen kein Dichter, kein Mahler finden wird. Es hat daher nie meine Absicht seyn können, unmittelbar für den Dichter, oder für den Mahler zu schreiben. Ich schreibe über sie, nicht für sie. Sie können mich, ich aber nicht sie entbehren.[1]) Um mich in einem Gleichnisse auszudrücken: ich wickle das Gespinnste der Seidenwürmer ab, nicht um die Seidenwürmer spinnen zu lehren, sondern aus der Seide, für mich und meines gleichen, Beutel zu machen; Beutel, um das Gleichniß fortzusetzen, in welchen ich die kleine Münze einzelner Empfindungen so lange sammele, bis ich sie in gute wichtige Goldstücke allgemeiner Anmerkungen umsetzen, und diese zu dem Kapitale selbstgedachter Wahrheiten schlagen kann."

Man fühlt es jedem Worte in diesem stolz bescheidenen Bekenntnisse an, daß der Verfasser des Laokoon mit der Sicherheit und Festigkeit einer längst errungenen Ueberzeugung spricht. Was giebt ihm diese Sicherheit? Es läßt sich nicht verkennen; es ist (wir haben am Schlusse des vorigen

---

[1]) „Ob der Virtuose selbst aus diesen Untersuchungen einigen Nutzen ziehen kann, die ihn das nur deutlich denken lehren, worauf ihn sein bloßes Gefühl bey der Arbeit unbewußt führen muß: dieses will ich nicht entscheiden. Wir sind darinn einig, daß die Critik für sich eine Wissenschaft ist, die alle Cultur verdienet; gesetzt, daß sie dem Genie auch zu gar nichts helffen sollte." Diese Stelle, aus einem der Entwürfe zum Laokoon, mit Mendelssohns Bemerkungen (XI, 141. M. 1, 166. H. VI, 194), setzt die Stelle in unserem Text erst in volles Licht. Schärfer und umfassender wird das Verhältniß der Kritik zur Poesie in der Dramaturgie von Lessing ins Auge gefaßt.

Kapitels darauf hingewiesen), es ist der Boden des griechischen Alterthums, aus welchem Lessings Geist die besten Kräfte zieht, viel mehr, als das Vertrauen auf die Festigkeit seiner Principien und die Bündigkeit seiner Schlüsse. Er, ein Schüler der Alten, macht es sich zum Beruf, den Neuern einen Spiegel vorzuhalten, ihnen das Verständniß der alten Kunst und Poesie aufzuschließen, und damit die Bahn vorzuzeichnen, auf welcher sie jenen am nächsten kommen werden, den Alten, „deren Vorrecht es ist, keiner Sache weder zu viel noch zu wenig zu thun.“ Auch da, wo er den Unterschied zwischen Malerei und Poesie aus den abstracten Begriffen von Raum und Zeit durch eine Reihe von Schlüssen abzuleiten sucht, gesteht er: er würde in diese trockene Schlußkette weniger Vertrauen setzen, wenn er sie nicht durch die Praxis des Homer vollkommen bestätigt fände, oder wenn es nicht vielmehr die Praxis des Homer selbst wäre, die ihn darauf gebracht hätte (VI, 464. M. 439. H. 99). Nur aus diesen Grundsätzen lasse sich „die große Manier des Griechen“ bestimmen und erklären.

Homer ist sein Lehrer für das Verständniß der Poesie; die Lehrer auf dem Felde der bildenden Kunst sind ihm dagegen die großen Maler und Bildhauer unter den Griechen. An ihrer Hand betritt er das Reich des Schönen. Das zweite Kapitel des Laokoon hat die Bestimmung, die Seele der Kunst bei den Griechen in ihr ganzes Licht zu setzen; dieser Abschnitt bildet daher auch die Seele des Laokoon. Sehr sinnig wird das Schöne von den Griechen in der Sage auf die Liebe zurückgeführt.[1]) „Es sey Fabel oder Geschichte, daß die Liebe den ersten Versuch in den bildenden Künsten gemacht habe: so viel ist gewiß, daß sie den großen alten Meistern die Hand zu führen nicht müde geworden. Denn wird itzt die Mahlerei überhaupt als die Kunst, welche Körper auf Flächen nachahmet, in ihrem ganzen Umfange betrieben: so hatte der weise Grieche ihr weit engere Grenzen gesetzet, und sie blos auf die Nachahmung schöner Körper eingeschränket. Sein Künstler schilderte nichts als das Schöne; selbst das gemeine Schöne, das Schöne niedrer Gattungen, war nur sein zufälliger Vorwurf, seine Uebung, seine Erholung. Die Vollkommenheit des Gegenstandes selbst mußte in seinem Werke entzücken; er war zu groß, von seinen Betrachtern zu verlangen, daß sie sich mit dem bloßen kalten Vergnügen, welches aus der getroffenen Aehnlichkeit, aus der Erwägung seiner Geschicklichkeit entspringet, begnügen sollten; an seiner Kunst war ihm nichts lieber, dünkte ihm nichts edler, als der Endzweck der Kunst.“

Zur Erhärtung dieses wichtigen Satzes, auf welchem die ganze Theorie der bildenden Kunst im Lessingschen Sinne gebaut ist — im Gegensatze zu einer, in unsern Tagen in einem ganz entgegengesetzten Sinne geltend gemachten Theorie — werden Thatsachen und politische Gesetze aus der Geschichte der

[1]) Er meint die Sage von der Tochter des Butades, eines Töpfers von Korinth, welche den Schatten ihres Geliebten, als er am Tage vor seiner Abreise bei ihr saß, an der Wand mit Linien umzog, worauf der Vater, um ihre Sehnsucht nach dem Abwesenden zu mildern, den Schattenriß mit Thon belegte und danach ein Bild formte, das er auf andere Töpferwaaren einbrannte. S. Schnaase, Geschichte der bildenden Künste II, 171. — Meine Ausgabe des Laokoon S. 151. (B.)

Griechen beigebracht, welche sämmtlich darauf hinauslaufen, deutlich zu machen: „daß bey den Alten die Schönheit das höchste Gesetz der bildenden Künste gewesen ist."

Von der Höhe dieses Standpunktes erhalten gewisse Probleme aus der Geschichte der alten Kunst ihre Lösung und Erledigung.

Zuvörderst die Frage, von welcher das Buch den Anfang und den Titel entlehnt hat: „warum Laokoon in der Gruppe der rhodischen Künstler bei dem höchsten Schmerze kein schreckliches Geschrey erhebt, wie Virgil von seinem Laokoon singet." „Der Meister (antwortet Lessing) arbeitete auf die höchste Schönheit, unter den angenommenen Umständen des körperlichen Schmerzes. Dieser, in aller seiner entstellenden Heftigkeit, war mit jener nicht zu verbinden. Er mußte ihn also herab setzen; er mußte Schreyen in Seufzen mildern; nicht (wie Winckelmann zu verstehen giebt) weil das Schreyen eine unedle Seele verräth, sondern weil es das Gesicht auf eine ekelhafte Weise verstellet (entstellet)."

Ein berühmtes Gegenstück aus der besten Zeit der griechischen Kunst bietet sich dem Verfasser dar in der Opferung der Iphigenia, einem Gemälde des Timanthes, worin, während allen Umstehenden der ihnen eigenthümlich zukommende Grad der Traurigkeit zuertheilt ist, das Gesicht des Vaters, welches den allerhöchsten hätte zeigen sollen, verhüllt ist. — „Diese Verhüllung ist ein Opfer, das der Künstler der Schönheit brachte. Sie ist ein Beyspiel, nicht wie man den Ausdruck über die Schranken der Kunst treiben, sondern wie man ihn dem ersten Gesetze der Kunst, dem Gesetze der Schönheit, unterwerfen soll." (VI, 386. M. 373. H. 29.) (Ich komme darauf zurück.)

Dieser den Griechen zur andern Natur gewordene Sinn für die Schönheit hat aber nicht blos auf die Ausführung im Einzelnen, sondern auch auf die ganze Wahl und Behandlung ganzer Gattungen mythologischer und religiöser Vorstellungen seine Wirkungen ausgeübt. Lessing behauptet (VI, 384. 437. M. 371. 416. H. 27. 74), daß die alten Künstler nie eine Furie gebildet haben. Die Münzen nimmt er zwar aus, deren Figuren nämlich nicht zur Kunst, sondern zur Bildersprache gehörten. In der Folge jedoch giebt er selbst zu, daß die Furien mehr als einen Tempel gehabt, die ohne ihre Statuen gewiß nicht gewesen sind, anderer Gelegenheiten, wo Furien gefunden werden, zu geschweigen. Wie ist dieser Widerspruch zu lösen?

Dadurch, lehrt Lessing, daß man einen Unterschied macht zwischen Werken, bei denen die Künstler ihre völlige Freiheit gehabt, und solchen, wo ihnen ein äußerlicher Zwang aufgelegt wurde; mit einem Wort, wo er im Dienste der Religion, der Volksreligion arbeitete. „Der Aberglaube überladete die Götter mit Sinnbildern, und die schönsten von ihnen wurden nicht überall als die schönsten verehrt." Darum wünschte er, daß man die Namen der Kunstwerke nur denjenigen unter den ausgegrabenen Antiken beilegen möchte, in welchen sich der Künstler wirklich als Künstler zeigen können, bei welchen die Schönheit seine erste und letzte Absicht gewesen; wo er nicht im bloßen Dienste der Religion arbeitete, die bei den sinnlichen Vorstellungen, die sie der Kunst aufgab, mehr auf das Bedeutende, als auf das Schöne sah.

Mache man keinen solchen Unterschied, so werden der Kenner und der Antiquar beständig mit einander im Streite liegen, weil sie einander nicht verstehen.

Giebt man Lessingen diese scharfsinnige Unterscheidung zu, so scheint sein Satz von der Schönheit, als dem ersten Gesetze des griechischen Künstlers, im Voraus gegen jeden, aus der Erfahrung entlehnten Einwurf gesichert. Damit wurde es ihm auch leicht, die Einwürfe Klotz' siegreich abzuschlagen; doch eine solche Absonderung, ja Aussonderung nicht des schlechtesten Theils der griechischen Bildwerke auf Grund jener Unterscheidung stritte zu sehr mit dem seit Lessing so reich vermehrten Kreise der Alterthumswissenschaft, in ihrem innern Zusammenhange mit der volksthümlichen und religiösen Entwickelung. Jene dem modernen Bewußtsein eigenthümliche Abstraction eines reinen Kunstbegriffs und Kunstideals hat selbst in den Epochen der herrlichsten Kunstschöpfungen bei den Griechen nicht gewaltet, und der Ausübung der Kunst im Dienste des Glaubens und der Volksreligion haben selbst die größten Meister, haben auch Phidias und Praxiteles sich nicht entzogen. Feuerbach[1]) weist hin auf jene kolossalen Tempelbilder aus Gold und Elfenbein, worin wir „die Plastik in allen Zauber des Glanzes und bunter Farbenpracht gehüllt sehen, jene kühne Mischung der Plastik und Malerei, wodurch selbst das größte Werk des größten Meisters, der olympische Jupiter des Phidias, zugleich eines der seltsamsten Produkte griechischer Kunst wurde." Dies rührte wieder von dem Zusammenhange der Plastik und Malerei bei den Griechen her, welcher bei weitem durchgreifender und effectreicher war, als Lessing es jemals sich gedacht hat, und die Bewunderer des reinen Kunst-Ideals bei den Alten lange zugeben wollten. „Lessing hat darauf gedrungen (bemerkt derselbe sinnvolle Archäolog), bei Beurtheilung von Antiken wohl zu beachten, ob auch der Künstler freie Wahl hatte, ob seine Hände nicht durch Vorstellungen der Religion gebunden waren. Wie muß die Zahl der echtgriechischen Kunstwerke zusammenschmelzen, wenn Lessings Scheidung consequent fortgeführt wird, wenn nichts bestehen darf, was nicht unmittelbar aus reiner Kunstidee abzuleiten ist! Minerva muß ihre Aegis, Neptun seinen Dreizack und Bacchus nicht nur die mystischen Hörner, sondern auch den schwellenden Epheukranz niederlegen."

Die Widersprüche und Einschränkungen, welche Lessings und Winckelmanns gemeinschaftliche Ansicht von dem Kunstprincip der Alten auf dem Wege der Theorie und Spekulation erlitten, werden erst weiterhin zur Sprache kommen. Für Lessings Zeitalter jedoch wurde erst das Verständniß jenes Princips und die Begeisterung dafür weit über den Kreis der bloßen Antiquare geleitet und unterhalten durch seine Untersuchung: Wie die Alten den Tod gebildet (VIII, 210 ff. M. 297 ff. H. XIII, 2, 247 ff.); eine Untersuchung, welche zwar einige Jahre nach dem Laokoon fällt und zunächst durch die Polemik gegen Klotz hervorgerufen ward, im wesentlichen aber nur die weitere Begründung und Ausführung einer Stelle im Laokoon war. (VI, 445. cf. VIII, 255. M. 423, 241 f. H. 81. XIII, 2, 298 f.) Graf Caylus empfahl dem Maler unter andern die anmuthige Gruppe beim Homer, wo Apollo den gereinigten und balsamirten Leichnam des Sarpedon dem Tode und dem

[1]) Anselm Feuerbach, der Vaticanische Apollo. Nürnberg 1833. No. IX. S. 215.

Schlafe übergiebt, um ihn nach seinem Vaterlande zu bringen; spricht aber dabei sein Bedauern aus, daß Homer nichts über die Attribute angiebt, welche man zu seiner Zeit dem Schlafe gab. Wir Neuern bekränzen den Gott des Schlafs mit Mohnblumen; aber in diesem Falle, meint er, würden die Blumen nur um so schroffer mit dem Bilde des Todes contrastiren. Er würde so nicht gesprochen haben, wenn er sich nicht den Tod unter dem Bilde eines Skeletts vorgestellt hätte. Diese Verwechselung der antiken mit der modernen christlichen Vorstellung war vor Lessing allgemein. War doch selbst Winckelmann über diesen zarten Punkt der griechischen Kunstgeschichte nicht vollkommen im Klaren.[1]) Abbildungen von Skeletten aus dem Alterthum gab es zwar in Menge, und diese abzuleugnen, fiel Lessingen niemals ein; aber es fragte sich, was sie bedeuten? — Nichts anderes, wie Lessing gegen Klotz siegreich darthut, als larvae, d. h. abgeschiedene Seelen der Menschen, und zwar böser Menschen, welche zur Strafe ihrer Verbrechen unstät und flüchtig auf der Erde umherirren, den Frommen ein leeres, den Ruchlosen ein verderbliches Schrecken. (VIII, 251. M. 238. H. XIII, 2, 294.) Die neuesten Forschungen haben dieses Ergebniß nur um so fester gestellt, und Herder hätte in diesem Punkte Lessings Untersuchungen am wenigsten bestreiten sollen.[2]) Die Skelette, und wäre ihrer die Menge noch so groß, beweisen noch nicht, daß sie den Tod darstellen: „Ein anderes ist der Alterthumskrämer, ein anderes der Alterthumskundige. Jener hat die Scherben, dieser den Geist des Alterthums geerbet. Jener denkt nur kaum mit seinen Augen, dieser sieht auch mit seinen Gedanken. Ehe jener noch sagt, so war das! weis dieser schon, ob es so seyn können." (VIII, 243. M. 231. H. XIII, 2, 286).

Ueber das Ergebniß der Untersuchung: wie die Alten den Tod gebildet, bedarf es hier keiner ausführlichen Erörterungen. Wer kennt es nicht? Der Tod ein Bruder des Schlafes, beide Genien mit der umgekehrten Fackel, ein Bild so einfach und fruchtbar als anmuthig und bedeutend! Schon auf einem der ältesten Denkmale hellenischer Tektonik, auf der Lade des Cypselus zu Elis, welche Pausanias beschreibt, erblickte man den Schlaf und den Tod als Knaben in den Armen der Nacht. Nur war der eine weiß, der andere schwarz; jener schlief, dieser schien zu schlafen; beide mit über einander geschlagenen Füßen.[3]) — Herder ging einen Schritt weiter als Lessing;

[1]) Lessings Schriften VIII, 216—217. M. 204 f. H. XIII, 2, 255 f. — [2]) Vgl. die lehrreiche Abhandlung von Alfred Maury: Du personnage de la mort et de ses représentations dans l'antiquité et au moyen âge, III. mémoire. (Revue archéologique V. année, I. part. Paris 1848, p. 294.) „M. d'Olfers (Ueber ein merkwürdiges Grab bei Cumae. Acad. de Berlin t. XIV, p. 19) a réuni toutes les preuves à l'appui de l'opinion que les anciens représentaient sous la figure de squelettes les esprits des morts qui revenaient ici-bas. Lessing avait émis avant lui la même idée, qu'Herder a vainement cherché à combattre." Vgl. Pauly, Encyclop. der class. Alterthumswissenschaft, s. v. larva. Herder, Wie die Alten den Tod gebildet? Sämmtl. Werke zur schönen Lit. und Kunst XIX, 190 ff. Er wollte die Gerippe für schreckende Todtengestalten des entseelten Leichnams gehalten wissen. Nach O. Müllers Handbuch S. 759 kommen Skelette (worunter bei den Alten nur fleischlose, zu Haut und Knochen zusammengeschrumpfte Gestalten zu verstehen sind), so wie Todtenköpfe erst in spätern Zeiten und auf künstlerisch unbedeutenden Denkmälern als Bezeichnung des Todes vor. (Man vergleiche seine Anmerkungen zu diesem §.) — [3]) Siehe die Beilage.

seine Auseinandersetzung geht dahin, daß jener schöne Jüngling mit der umgekehrten Fackel eigentlich nie das personificirte Abstractum des Todes habe bedeuten sollen, sondern dieser würde nur mittelbar durch den Schlaf angedeutet.[1]) In der That ist auch der Genius auf den Sarkophagen nicht eigentlich, wie Lessing will, ein Bild des Todes, des Aktes des Sterbens, sondern vielmehr stellt er die ewige Ruhe vor, welche auf diesen schrecklichen Augenblick folgt. Der Genius ist die Seele, oder wenigstens der immaterielle und göttliche Theil derselben, und diese Fackel ist das Feuer des Lebens, welches er in unsern Adern fließen macht, und welches aufhört, sobald das Schicksal das unwiderrufliche Loos über uns verhängt hat.[2]) Sollte der eigentliche Tod, *θάνατος*, dargestellt werden, von welchem, wie Lessing zugiebt, so schreckliche, ja gräßliche Gemälde bei den Dichtern sich finden, so geschah dies auf den Monumenten vermittelst der Keren, welche den gewaltsamen Tod bringen und die Seele oder den Leichnam entführen.[3]) Lessing erinnert an die Darstellung der Ker auf eben der Kiste des Cypselus, auf welcher Schlaf und Tod in den Armen der Nacht ruheten, hinter dem Polynices, während ihn sein Bruder Eteokles anfällt. Sie erschien als ein Weib mit gräulichen Zähnen und mit krummen Nägeln. Das Bild dieser Keren scheint durch den Anblick eines Sterbenden eingegeben zu sein. Man findet sie öfter auf den gemalten Vasen. Lessing legt einen großen Nachdruck auf die Verschiedenheit dieser Begriffe, welche nur durch die Armuth der meisten Sprachen, welche allerdings oft für den Dichter eine Quelle des Pathetischen werden kann, verwirrt werden.

Zum Schlusse des Aufsatzes gestattet Lessing sich den Vorschlag für die neuern Künstler, das Gerippe aufzugeben, und sich wiederum in den Besitz jenes besseren Bildes bei den Alten zu setzen. Um diesen Vorschlag zu unterstützen, wirft er einen vergleichenden Blick auf die religiösen Vorstellungen von dem Tode bei den Alten und in der christlichen Kirche. Spence hatte sich zur Erklärung des angeblich schrecklichen Bildes des Todes unter der Gestalt eines Gerippes auf die finstern und traurigen Begriffe der Alten von der Beschaffenheit des Todes berufen. Gleichwohl sei es gewiß, daß „diejenige Religion, welche dem Menschen zuerst entdeckte, daß auch der natürliche Tod die Frucht und der Sold der Sünde sey, die Schrecken des Todes unendlich vermehren mußte. Es hat Weltweise gegeben, welche das Leben für eine Strafe hielten; aber den Tod für eine Strafe zu halten, das konnte, ohne Offenbarung, schlechterdings in keines Menschen Gedanken kommen, der nur

---

[1]) Herder a. a. O. S. 216—217. — [2]) A. Maury, II. Mémoire. A. a. O. T. IV, p. 688—89. Mit Rücksicht auf die Forschungen von Ed. Gerhard und Welcker. Auf die Beziehung des Genius oder Dämon, als Begleiters der Seele, zu der reizenden Mythe von Amor und Psyche deutet schon Herder in seiner Abhandlung hin. Ottfr. Müller (Handbuch der Archäologie der Kunst. 3. Aufl., besorgt von Welcker. Breslau 1848) schließt sich (S. 640) mehr der Herderschen Ansicht an. — [3]) Lessing VIII, 249. M. 236. H. XIII, 2, 292. O. Müller, Handbuch S. 643. A. Maury a. a. O. IV, 695, 696: Cette Kêr qu'on voit représentée sur les monuments saisissant la tête du mourant et comme altérée de son sang, affamée de sa chair, est tantôt mâle, tantôt femelle, suivant le sexe de celui qu'elle immole, bien que dans les poëtes sa personification soit toujours féminine.

seine Vernunft brauchte. . . . Da jedoch eben dieselbe Religion uns nicht jene schreckliche Wahrheit zu unserer Verzweiflung offenbaren wollen; da auch sie uns versichert, daß der Tod der Frommen nicht anders als sanft und erquickend seyn könne: so sehe ich nicht, was unsere Künstler abhalten sollte, das scheußliche Gerippe wiederum aufzugeben und sich wiederum in den Besitz jenes bessern Bildes zu setzen. Die Schrift redet selbst von einem Engel des Todes: und welcher Künstler sollte nicht lieber einen Engel, als ein Gerippe bilden wollen? — Nur die mißverstandene Religion kann uns von dem Schönen entfernen: und es ist ein Beweis für die wahre, für die richtig verstandene wahre Religion, wenn sie uns überall auf das Schöne zurückbringt."

Mit diesen wenigen Worten ist die ganze Tragweite der Principien des Laokoon eindringender als je ausgesprochen; ja es werden uns Folgerungen eröffnet, die weit über die Grenzen dieser Untersuchung hinausgreifen. Doch eine Aufgabe hat Lessing übrig gelassen, durch deren geschichtliche Lösung die Frage, nicht sowohl wie die Alten, sondern, wie die Neuern den Tod gebildet, abgeschlossen würde. Es mußte gezeigt werden, welch ein merkwürdiger innerer Zusammenhang nichts desto weniger zwischen dem Bilde des Todes nach der christlichen Vorstellung und dem des antiken Heidenthums stattfand; daß das Gerippe nicht zufällig in die christliche Kunst hineingebracht wurde. Dies ist das Ergebniß der neuesten Untersuchungen, zu welchen nur einzelne Elemente sich sowohl bei Lessing als bei Herder vorfinden.[1])

Die Wirkung von Lessings Ermahnungen auf die Künstler blieb nicht aus. Seitdem wurde das Gerippe auf den Denkmälern des Todes gar gern durch die sanfte Gestalt des Genius mit der umgekehrten Fackel oder durch allegorische Darstellungen der Auferstehung ersetzt. Die Jugend war entzückt, von dem häßlichen Gerippe befreit zu sein, wie wir durch Goethe wissen, auf den diese Ideen einen so tiefen Eindruck machten. Wie schön klingt dieselbe Empfindung in Schillers „Göttern Griechenlands" wieder:

„Damals trat kein gräßliches Gerippe
Vor das Bett des Sterbenden. Ein Kuß
Nahm das letzte Leben von der Lippe,
Seine Fackel senkt' ein Genius."

Ein merkwürdiges Zeichen von der Gährung der religiösen und philosophischen Ideen in den Gemüthern jener Epoche möge hier noch mitgetheilt werden. Der aus Büschings Lebensbeschreibung bekannte preußische Geheime Justiz-Rath von Nüßler,[2]) damals auf Weißensee bei Berlin und ein Greis von siebenzig Jahren, fand sich durch Lessings Aufsatz angeregt, in einer sehr ausführlichen Zuschrift an Lessing vom 23. Mai 1770 ihn ernstlich aufzufordern, noch den letzten Schritt zu thun und den Beweis zu führen, daß der Tod als selbständiges Wesen oder Subjekt überhaupt gar nichts sei.[3]) In Wahrheit war diese Aufforderung überflüssig. Lessing hat in seiner Abhandlung deutlich und beredt genug den physischen Begriff des Todes und des

---

[1]) Siehe die Beilage. — [2]) Büschings Beiträge zu der Lebensgeschichte denkwürdiger Personen. 1. Band. Berlin 1783. — [3]) Siehe die Beilage.

Sterbens von dem personificirten Begriff des Todes, den die Kunst und Poesie sich durch keine Reflexion wird rauben lassen, unterschieden,[1]) und wer kennt nicht die verwandten, ebenso philosophischen, als echt religiösen Darstellungen bei Herder und Claudius?[2])

Fünftes Kapitel.

Winckelmann hatte an der Stelle, an welche Lessings Untersuchung anknüpft, die Gruppe des Laokoon nach Auffassung und Ausdruck mit Sophokles' Philoktet verglichen und beide auf Kosten Virgils erhoben. Hieraus entsprang für Lessing die zweifache Aufgabe, das Bildwerk einerseits mit der Epopöe, andrerseits mit der Tragödie zu vergleichen. — „Laokoon leidet, wie des Sophokles Philoktet. . . . Er erhebt kein schreckliches Geschrei." Es brauchte nur gezeigt zu werden, daß dieser Ausspruch auf einer ganz irrigen Auffassung des Urtextes beruhe, um Winckelmanns Vergleichung abzuweisen, und dies wurde Lessingen nicht schwer. In der That, ob Philoktet auf der Bühne sich in heftiges Klagen und Geschrei ergieße oder ob er nur durch ein ängstliches und beklemmtes Seufzen seinen furchtbaren Schmerz zu erkennen gebe, ist lediglich eine Frage philologischer Auslegung, welche nicht nur im Alterthum, sondern auch nach Lessing vollständig in der Weise, wie er es durchführt, und einstimmig beantwortet wurde.[3]) Herder versuchte hier vergeblich, für Winckelmann gegen Lessing in die Schranken zu treten. In Bezug auf das Thema des Laokoon zwar schien durch diese einfache Berichtigung eines Irrthums in der Auslegung noch wenig gewonnen. Für Lessing jedoch wird dies erst wieder zum Ausgangspunkte einer Zergliederung des ganzen Stückes, welche, unter dem Scheine einer bloßen Episode, mit der Oekonomie des Laokoon auf das engste zusammenhängt. Indem Lessing die Natur in der griechischen Tragödie, wie im Homer und aller echten Poesie, gegen die französischen Begriffe vom Anstand und die stoischen Begriffe von der Tugend in ihre

---

[1]) VIII, 247. M. 234. H. XIII, 290: „Todt sein hat nichts Schreckliches; und insofern Sterben nichts als der Schritt zum Todtsein ist, kann auch das Sterben nichts Schreckliches haben u. s. w." — [2]) Lessings Abhandlung: „Wie die Alten den Tod gebildet" erschien in dem Recueil de pièces intéressantes concernant les antiquités. Paris 1786, übersetzt von Jansen. Das Exemplar der Bibliothek des Instituts von Paris enthält gelehrte Anmerkungen von Hase, welche von A. Maury benutzt worden. Revue archéol. T. IV, p. 694. — [3]) Cicero, Tusculan. Disput. lib. II, p. 85 (ed. F. A. Wolf), auf welchen Lessing sonst einen tadelnden Seitenblick wirft, hört Philoktet auch schreien: itaque exclamat — qui ita clamare cogatur etc. Solger in der Uebersetzung des Sophokles, Vorrede S. XXIX über die Idee des Philoktet: „Man kann dieses wohl nicht besser ausführen, als Lessing in seinem Laokoon gethan hat. Winckelmann sah die Sache ganz vom plastischen Gesichtspunkte an; Herder, der ihn gegen Lessing vertheidigt, hat wohl den Worten des Sophokles ein wenig Gewalt angethan." Damit stimmt im Wesentlichen überein C. F. W. Hasselbach, Ueber den Philoktet des Sophokles. Stralsund 1848, wo zugleich eine kritische Revision der Ansichten über dieses Stück, seit Lessing und Winckelmann, gegeben wird.

Rechte einsetzt, hat er zu dem wahren Begriffe des Pathetischen, wie ihn die nachkantische Aesthetik entwickelte, den Grund gelegt. Die Natur aber wird hier als der ursprüngliche Ausdruck reiner Menschheit gedacht, wie sie uns in den Idealen griechischer Poesie und Kunst erscheint, immer nach dem Maße des Schönen abgegrenzt. Dem Griechen gegenüber steht der Barbar, nicht bloß der rohe, wie Palnatoko,[1]) sondern auch der civilisirte Barbar. Von hier aus wirft Lessing vergleichende Blicke sowohl auf die Ueberfeinerung der neuern Franzosen, dieser Meister des Anständigen,[2]) als auch auf die Verhärtung der römischen Bühnenhelden nach der Philosophie eines Cicero und den Personen der „sogenannten Senekaschen Tragödien."[3]) Hier haben wir schon die Grundsätze, auf denen späterhin Lessings Dramaturgie ruht. Auch die Oekonomie des Stückes des Sophokles, seine Entwicklung, wie Lessing darthut, wird dadurch, daß Philoktet in dem Ausbruch seiner Schmerzen den schuldigen Tribut der Natur und Menschheit zahlt, vorbereitet und motivirt. „Philoktet, seiner Schmerzen Meister, würde den Neoptolem bei seiner Verstellung erhalten haben. Philoktet, ... der ganz Natur ist, bringt auch den Neoptolem zu seiner Natur wieder zurück. Diese Umkehr ist vortrefflich, und um so viel rührender, da sie von der bloßen Menschlichkeit bewirkt wird. . . ."

Man wird bemerken, wie Lessing, indem er das wahrhaft Pathetische, das Mitleid, gegen die kalte Bewunderung in den Zuschauern der Tragödie geltend macht, sich im Hintergrunde an die Lehre des Aristoteles über das Wesen der Tragödie anlehnt, welche er schon früher zu der seinigen gemacht hatte. Dieselbe Stellung, welche er in seinem Briefwechsel mit Mendelssohn, wo dieser sich auf Winckelmann berief, einnahm, sehen wir ihn jetzt gegen letztern selbst behaupten. —

Was die Rechtfertigung Virgils anlangt, daß er den Laokoon schreien läßt, so ist sie eigentlich in den Erörterungen über den Philoktet schon enthalten; weit entfernt, ihn deshalb zu entschuldigen, müßte man ihn nur um so mehr loben, daß er die Natur, das Menschliche, in dem leidenden Vater bei dem Anblick der mit den Drachen ringenden beiden Söhne zu ihrem Rechte kommen läßt. Doch Lessing macht gleich hier (Kap. IV) den allgemeinen Uebergang zu der Theorie, deren Kern uns in der Mitte der Untersuchung erwartet; er berührt nämlich die wesentliche Verschiedenheit des sinnlichen Eindrucks durch ein äußeres Bild von der Wirkung eines Gedichts. Bei jenem kommt die ganze Wirkung auf den einzigen Augenblick hinaus, an den die materiellen

---

[1]) VI, 378. M. 366. H. 22. „Palnatoko gab seinen Jomsburgern das Gesetz, nichts zu fürchten, und das Wort Furcht auch nicht einmal zu nennen." (In Oehlenschlägers Tragödie „Palnatoke" (1819) ist jene Barbarei „des alten nordischen Heldenmuths" schon ein wenig zu sehr durch Beimischung moderner Sentimentalität abgeschwächt). — [2]) Mit besonderer Rücksicht auf Chataubrun (gest. 1775), dessen Philoktet (1775) geradehin eine Parodie genannt wird. Später behandelte noch Laharpe denselben Gegenstand (1783) in einer Tragödie, die zu seinen bessern Arbeiten gehört, wo aber auch, nach Matthissons Urtheil (Briefe II, 120) die hohe Einfachheit der Griechen in der französischen Nachbildung verloren ging. Dasselbe Urtheil fällt neuerdings auch Sainte-Beuve (Causeries du Lundi V, 91). Die Darstellung der Rolle des Philoktet von Laharpe gehörte zu den Triumphen des berühmten Larive. — [3]) Doch thut gegen diese Ansicht Lessings Einspruch A. G. Lange in seinen: Vindiciae tragoediae Romanae. (Vermischte Schriften und Reden. Leipzig 1812, S. 15 ff.).

Schranken der Kunst alle ihre Nachahmungen binden, und diesen einzigen Augenblick auch nur aus einem einzigen Gesichtspunkte: beides aber kann nicht fruchtbar genug gewählt werden. „Dasjenige aber nur allein ist fruchtbar, was der Einbildungskraft freies Spiel läßt. In dem ganzen Verfolge eines Affekts ist aber kein Augenblick, der diesen Vortheil weniger hat, als die höchste Staffel desselben, oder (wie es kurz vorher heißt) als der höchste Punkt der Handlung. Wenn Laokoon also seufzet, so kann ihn die Einbildungskraft schreien hören; wenn er aber schreiet, so kann sie von dieser Vorstellung weder eine Stufe höher, noch eine Stufe tiefer steigen, ohne ihn in einem leidlicheren, folglich uninteressanteren Zustande zu erblicken. Sie hört ihn erst ächzen, oder sie sieht ihn schon todt." Diese unbestreitbare Bemerkung wird wiederum durch die Meisterwerke der griechischen Kunst bekräftigt. Der rasende Ajax, die Kindermörderin Medea des Timomachus gehören dahin. (VI, 390. M. 376. H. 32 f.) Minder zutreffend erscheint uns der andere Grund, welchen Lessing zur Verständigung seines Satzes hinzufügt, wenn er sagt: „Jener einzige Augenblick dürfe nichts ausdrücken, was sich nicht anders als transitorisch denken läßt." (ib. 389.) Näher betrachtet, steht dieser Grund mit dem vorhergehenden im Widerspruch, wird durch ihn widerlegt. Denn wenn auch nicht alles für die Einbildungskraft fruchtbar genannt werden kann, was vorübergehend ist, so wird andrerseits jeder wahrhaft fruchtbare Moment nothwendig transitorisch aufgefaßt werden müssen; denn nur ein solcher wird es sein, welcher „der Einbildungskraft freien Spielraum läßt." Das Beispiel des lachenden Lamettrie, das Lessing anführt, thut nichts zur Sache. Ein lachendes Bildniß wird schon das erste Mal unerträglich. Es fragt sich nur, ob dies auch mit einem lachenden Kopfe als Theil einer größern Handlung sein würde. Die Wahrheit des Ganzen kommt immer auf den innern Gehalt der Sache, auf die Wahl des fruchtbaren Moments zurück, und wenn Goethe ausdrücklich diesen Moment als einen vorübergehenden gewählt haben will, wie er denn dies nicht blos in Bezug auf das Schreien, sondern auf die ganze Composition meisterhaft ausführt, so ist er damit mit dem Geiste von Lessings Satze in vollkommener Einstimmung. [1])

Bei dem Dichter fällt jener sinnliche Eindruck auf das Auge und damit die Nothwendigkeit eines einzigen Augenblicks fort. Nichts nöthiget den Dichter, sein Gemälde in einen einzigen Augenblick zu concentriren. Ein jeder Zug war

---

[1]) Goethes W. XXXVII, 41. H. XXVII, 34 f. in dem Aufsatz über Laokoon: „Aeußerst wichtig ist dieses Kunstwerk durch die Darstellung des Moments. Wenn ein Werk der bildenden Kunst sich wirklich vor dem Auge bewegen soll, so muß ein vorübergehender Moment gewählt sein" u. s. w. Offenbar hat Goethe bei dieser Entwickelung sich nicht erinnert, daß er dabei Lessingen widerspreche; was Gervinus (IV, 355) in dieser Hinsicht zur Rechtfertigung Lessings gegen Goethe bemerkt, dient nur dazu, den Satz des Letztern zu bekräftigen. Wenn Lessing VI, 464. M. 439. H. 98 sagt: „Jede dieser augenblicklichen Erscheinungen und Verbindungen ist die Wirkung einer vorhergehenden, und kann die Ursache einer folgenden und sonach gleichsam das Centrum einer Handlung sein," so ist dieses Centrum, welches Gervinus (nicht Lessing) einen Ruhepunkt nennt, eben in Folge dieser Definition ein vorübergehender Moment. Lessing aber verband einmal mit dem Begriffe des Transitorischen das Merkmal des Gewaltsamen, was gar nicht nothwendig ist, und er erscheint in diesem Punkte nicht so scharf wie sonst. Vgl. XI, 164, No. XXXII. M. 1, 191. H. VI, 264.

entweder durch das Vorhergehende so vorbereitet, oder wird durch das Folgende so gemildert und vergütet, daß er seinen einzelnen Eindruck verliert und in der Verbindung die trefflichsten Wirkungen von der Welt thut.

Dies war genug, um Virgil gegen den tadelnden Seitenblick Winckelmanns zu retten. Lessing findet es für hinreichend, einen Hauptgrund von weitgreifender Wirkung an dieser Stelle erst noch kurz anzudeuten, nämlich ob und wie weit es dem Dichter gelingen könne, körperliche Schönheit zu schildern. Den Weg dazu bahnte er sich durch eine Reihe von Untersuchungen über das Verhältniß Virgils und der Bildner der Laokoonsgruppe, und das Verhältniß des Dichters zu dem bildenden Künstler überhaupt, und gelangt durch eine kritische Beleuchtung von Spence und Caylus, besonders dem letztern, zum Homer, gegen welchen Virgil ganz zurücktritt, wenn er mit ihm in einen Vergleich gebracht werden soll. Virgil, für den Lessing durchaus keine Vorliebe hegt, muß ihm blos als Brücke zu seinem unerreichten Muster dienen. Es handelte sich jetzt darum, Homer gegen Caylus in Schutz zu nehmen. Für ihn hat daher der Verfasser seine letzten Gründe aufgespart, gleichsam die Ontologie der Kunst und Poesie, welche (fassen wir es kurz zusammen) in der Vergleichung der Begriffe von Raum und Zeit und der ihnen entsprechenden Zeichen, hier Figuren und Farben in dem Raum, dort artikulirte Töne in der Zeit, besteht. Körper mit ihren sichtbaren Eigenschaften sind die eigentlichen Gegenstände der Malerei; Handlungen sind der eigentliche Gegenstand der Poesie. Zwar kann die Malerei auch Handlungen nachahmen, [1]) aber nur andeutungsweise durch Körper, ebenso schildert die Poesie auch Körper, aber nur andeutungsweise durch Handlungen.

Was nun die Malerei anlangt, so wird das maßgebende Gesetz ihrer Nachahmung, das schon zu Anfang so klar entwickelt wurde, hier nur auf seine abstracten Gründe zurückgeführt. Was vorhin der fruchtbarste Augenblick der Handlung genannt worden, heißt hier der prägnanteste, „aus welchem das Vorgehende und Folgende am begreiflichsten wird.“ (Kap. XVI.) Neu kommt hinzu die Regel für das Verhältniß der Poesie gegenüber der Schilderung der Körper; es ist die Regel von der Einheit der malerischen Beiwörter, und der Sparsamkeit in den Schilderungen körperlicher Gegenstände. Als Muster für diese Regel steht Homer da, selbst in demjenigen Stücke, welches mit dem meisten Scheine gegen diese Regel angeführt werden mochte, nämlich in dem Schild des Achilles. Hierin bestehe auch der große Unterschied zwischen Homer und Virgil. [2]) Bei ihm

---

[1]) Wie weit richtiger das Wiedergeben von μιμεῖσθαι durch Nachahmen, als durch das in neuester Zeit beliebtere Darstellen, sowohl formell, als nach dem Gehalte der künstlerischen Thätigkeit sei, hat Ed. Müller in seiner Geschichte der Theorie der Kunst bei den Alten S. 359—361 überzeugend dargelegt. — [2]) Später, als Lessing von Heyne den 2. Theil seines Virgils zugeschickt erhielt, worin seiner mit so viel Anerkennung und meist mit Beistimmung gedacht wird, schrieb er an Heyne unter vielem Dank (XII, 309. M. 367. H. XX, 1, 433, vom 29. Juli 1771): „Ueber die Stelle vom Laokoon, sehe ich, sind wir so ziemlich einig. Ich fürchte, daß wir es über die vom Schilde weniger sein werden. Vielleicht bin ich auch wirklich für die Manier des Homers zu parteiisch gewesen und es kann nicht fehlen, daß Sie für die Manier Ihres Virgils nicht Manches werden zu sagen wissen, was meiner Aufmerksamkeit entgangen ist.“ Doch hat Heyne auch hierüber sich nur zustimmend und lobend ausgesprochen. (Vol. III, 283. De Aeneae clypeo).

zeige sich der große Unterschied des Prosaisten und des poetischen Malers. Dem erstern am nächsten komme der dogmatische (didaktische) Dichter, „denn da, wo er dogmatisiret, ist er kein Dichter," (Kap. XVII) wie Virgil in seinem Gedichte vom Landbau, wenn er eine zur Zucht tüchtige Kuh beschreibt. Als Warnung müssen Beispiele der beschreibenden Poesie aus Hallers Alpen und die Schilderung der bezaubernden Alcina bei Ariost dienen. „Ich höre in jedem Worte den arbeitenden Dichter, aber das Ding selbst bin ich weit entfernt zu sehen." Von Kleist, von dem männlichen Pope ist schon die Rede gewesen. Daß Thomson, als ein geborener malerischer Dichter, im Drama wenig glücklich sein mußte, hat Lessing schon lange vorher erkannt und ausgesprochen.[1]) Dagegen haben die Alten, im Vergleich mit den Neuern, in diesem Punkte das richtige Maß beobachtet. Selbst Virgil ist hierin, wo er den Homer durch „Nichtsthun" nachahmen konnte, ziemlich glücklich gewesen. Anakreon verdient hier besonders seinen Platz. „Da, wo er uns die Schönheit seines Mädchens und seines Bathylls zergliedert, glaubt er einen Maler vor sich zu haben und läßt ihn unter seinen Augen arbeiten,... so daß das ganze Lied mehr ein Lobgedicht auf die Kunst, als auf sein Mädchen zu sein scheinet." (Kap. XX.)[2])

---

[1]) In der Theatralischen Bibliothek 1754. Schriften IV, 171. M. 173. H. XI, 1, 249. — [2]) Was Dr. Bollmann „Ueber das Kunstprincip in Lessings Laokoon," Programm des Gymnasiums zum grauen Kloster. Berlin 1852. 4. S. 14. 23 gegen Lessings Beweisführung vorbringt, ist nicht stichhaltig. Es ist offenbar nicht Lessings Ansicht gewesen, als ob der Dichter durch Verwandelung des Coexistenten in ein Successives, wie Homer es thut, wirklich die Klarheit und Täuschung hervorbringe, die der Maler zu erreichen im Stande ist. Lessing würde dadurch nur mit sich selbst in Widerspruch gerathen. Was der Dichter hervorbringt, ist wesentlich ein Anderes. „Statt einer Abbildung giebt er (Homer) uns die Geschichte des Scepters . . " (VI, 467. M. 442. H. 101). „Er hat aus der langweiligen Malerei eines Körpers das lebendige Gemälde einer Handlung gemacht (ib. 480. M. 454. H. 113). Die Handlung, das ists, was Lessing vor Allem vom Dichter verlangt, alles andere bleibt ihr untergeordnet. — S. 23 soll bewiesen werden, daß die Homerische Praxis gar nicht so erwiesen sei, wie Lessing sie annimmt. Die „Regel von der Einheit der malerischen Beiwörter" setzt aber, nach Lessing, gar nicht voraus, daß alle Beiwörter, auch der Juno weißer Arm, des Menelaos blondes Haar u. s. w., an der Handlung selbst Theil haben, sondern sie müssen deshalb einfach sein und sind bei Homer einfach, weil auch sie der Handlung untergeordnet sind und sie nicht aufhalten sollen. — Wenn der Verfasser ferner die beiden Stellen, Odyss. VII, 84 sq. und VII, 112 sq., die Beschreibung des Pallastes des Phäakenkönigs und eine Beschreibung der Gärten desselben Herrschers, als „durchaus coexistente Gegenstände" gegen Lessings Satz aufstellt, so hat er übersehen, daß Lessing auf die nämlichen Einwürfe seiner Zeit schon geantwortet hat (XI, 166. M. 1, 193. H. VI, 267). „Neue Bestärkung, daß sich Homer nur auf successive Gemälde eingelassen, durch die Widerlegung einiger Einwürfe, als von der Beschreibung des Pallastes in der Iliade. Er wollte blos den Begriff der Größe dadurch erwecken. Beschreibung der Gärten des Alcinous (Odyss. VII); auch diese beschreibt er nicht als schöne Gegenstände, die auf einmal als schön in die Augen fallen, welches sie in der Natur selbst nicht sind." Die Richtigkeit dieser Bemerkungen zu erhärten, brauchte man nur ähnliche Schilderungen von Palästen und Gärten bei den Neuern mit den Homerischen zu vergleichen. Lessing selbst fordert in der Anmerkung zu einer solchen auf zwischen der Beschreibung der Gärten des Adonis bei Marini (Canto VI) mit der des Homer. Wo findet man bei den Neuern jene Einfachheit der Beiwörter, die schmucklose Zusammenstellung der Theile? wo ist dagegen bei Homer eine Sylbe jener Schilderungssucht? -- Sonst hielt Lessing den Homer nicht für den einzigen Dichter, der sich durch progressive oder successive Gemälde auszeichnete: unter den Alten rühmt er Ovid: „Selbst bei dem Ovid sind die successiven Gemälde die

„Aber verliert die Poesie nicht zu viel (wirft Lessing selbst ein), wenn man ihr alle Bilder körperlicher Schönheit nehmen will?" — Wer will ihr die nehmen? Wenn man ihr einen einzigen Weg zu verleiden sucht, auf welchem sie zu solchen Bildern zu gelangen gedenket, indem sie die Fußtapfen einer verschwisterten Kunst aufsucht, in denen sie ängstlich herumirret, ohne jemals mit ihr das gleiche Ziel zu erreichen: verschließt man ihr darum auch jeden andern Weg, wo die Kunst hinwiederum ihr nachsehen muß?" (Kap. XXI.)

Solcher Wege eröffnet Lessing mehrere. Der Dichter zeige die Schönheit durch die von ihr ausgehende Wirkung. „Malet uns, Dichter, das Wohlgefallen, die Zuneigung, die Liebe, das Entzücken, welches die Schönheit verursacht, und Ihr habt die Schönheit selbst gemalet. Auch hier ist Homer unser Muster." (Ebenda.) Ein anderer Weg, auf welchem die Poesie die Kunst in Schilderung körperlicher Schönheit wiederum einholet, ist dieser, daß sie Schönheit in Reiz verwandelt (VI, 499. M. 470. H. 130). Reiz ist Schönheit in Bewegung, und eben darum für den Maler weniger als den Dichter bequem. Dieser Begriff, eine glückliche Bereicherung der Aesthetik, von welcher Schiller späterhin in dem Aufsatz über Anmuth und Würde einen so sinnreichen und fruchtbaren Gebrauch machte, findet sich vor Lessing schon bei Home, welchen er bei seiner Vertrautheit mit den schottischen Philosophen unstreitig gekannt hat.[1])

Home definirt Anmuth als „Würde, welche mit einer artigen Bewegung verbunden ist." Diese nun nennt Lessing Reiz, und indem er das sittliche Moment davon abstrahirt, erblickt er darin Schönheit in Bewegung. Schiller dagegen, welcher die Beziehung auf das Moralische und die vernünftige Idee wieder mit hineinnimmt, erklärt den Reiz als bewegliche Schönheit, d. h. eine solche, welche sowohl entsteht als aufhört, und sich nicht allein auf das Aeußere, sondern auch auf die Veränderungen im Gemüthe bezieht. Insofern kann Lessings Auffassung zu eng erscheinen, wie er denn überhaupt hier durchgängig zu sehr den Ton auf körperliche Schönheit legt.

Im Hintergrunde liegt bei Lessing immer der Gedanke, daß die Poesie,

---

häufigsten und schönsten; und gerade dasjenige, was nie gemalt worden und nie gemalt werden kann." Unter den Neuern aber steht ihm Milton wegen der gleichen Tugend so hoch. XI, 137. M. 1, 162 f. H. VI, 292 f. hebt er 10 solcher schönen progressiven Gemälde bei ihm heraus. Vgl. S. 165. M. 1, 192. H. VI, 265 f. Die Richtigkeit von Lessings Grundsätzen hat auf sinnreichem Wege Mor. Carrière (in den Beiträgen zum Verständniß der poetischen Formen. IV. Die epische Darstellungsweise. Morgenblatt 1851. Nr. 252—57) dargethan. Durch das, was er hier als das „Gesetz der Stetigkeit" im Epos entwickelt, wird er folgerecht auf den von Lessing (auf den er sich beruft) begründeten Unterschied zwischen der bildenden und der dichtenden Kunst geführt. Ganz im Geiste Lessings ist die hinzugefügte Bemerkung, „daß das Material, in welchem der Dichter arbeitet, eigentlich doch die Phantasie des Hörers oder Lesers ist; — es gelte also die Phantasie zu begeistern, daß sie nach Einem Zuge das Ganze ausführe, daß sie aus den fortschreitenden Bewegungslinien zugleich die ruhende Gestalt componire u. s. w. Zum Belege wird unter den neuen Dichtern Goethe angeführt, im Gegensatze zu Matthisson, Kleist und selbst Ossian.

[1]) Insofern ist es nicht ganz genau, wenn Vischer, Aesthetik I, 148 von Lessing sagt, daß der Begriff der Anmuth bei ihm zuerst gefunden werde.

um ihrem eigenen Wesen und Zweck zu entsprechen, der körperlichen Schönheit gar nicht bedürfe, und dieselbe für sie mindestens gleichgültig sei. Dieser Gedanke ist schon im Anfange zur Rechtfertigung Virgils unumwunden ausgesprochen. „Ohne zu untersuchen (wir führen seine Worte im Zusammenhange VI, 391. M. 378. H. 34 an), wie weit es dem Dichter gelingen kann, körperliche Schönheit zu schildern: so ist so viel unstreitig, daß, da das ganze unermeßliche Reich der Vollkommenheit seiner Nachahmung offen steht, diese sichtbare Hülle, unter welcher Vollkommenheit zur Schönheit wird, nur eins von den geringsten Mitteln sein kann, durch die er uns für seine Personen zu interessiren weiß. Oft vernachlässiget er dieses Mittel gänzlich.... Wenn Virgils Laokoon schreiet, wem fällt es dabei ein, daß ein großes Maul zum Schreien nöthig ist, und daß dieses große Maul häßlich läßt? —"

Was aber hier von der Poesie, gegenüber der Kunst, apologetisch hingestellt ist, dies nimmt gegen das Ende eine ganz neue Wendung. Der Begriff der Poesie, wie er zu Anfang, mit den eben angeführten Worten, hingestellt wurde, wird ins Unendliche erweitert: nicht mehr bloß das ganze unermeßliche Reich der Vollkommenheit, nein, das noch unermeßlichere (wenn man so sagen darf) des Daseins der Natur selbst mit allen ihren Gegensätzen und Widersprüchen steht ihm offen; nicht bloß das Schöne und Gute, sondern auch dessen Gegentheil, das Häßliche, Gräßliche und Schreckliche. Erst jetzt hat Lessing den rechten Standpunkt zu seiner Parallele zwischen Poesie und Kunst gewonnen; der frühere Begriff, welcher noch zu sehr nach der Wolf-Baumgartenschen Schönheitslehre schmeckt, war viel zu eng; man nehme denn Vollkommenheit im metaphysischen, transcendenten Sinne, wonach es das Sein als solches überhaupt bedeutet. — Nun also wird es gar als eine Schranke der Kunst hingestellt, daß sie das Häßliche in ihren Schilderungen nicht einmal aufnehmen könne; aber die Poesie kann es und thut es mit Erfolg. Es ist von Bedeutung, daß das Häßliche hier, vielleicht zum ersten Mal, in das Gebiet der Aesthetik hineingezogen wird. Zunächst kam es Lessing darauf an, die Figur des Thersites im Homer in aller Hinsicht zu rechtfertigen und gegen die Ansicht eines Klotz (welcher hier noch ein Gelehrter von sonst sehr richtigem und feinem Geschmack genannt wird) zu retten. Homer macht den Thersites häßlich, um ihn lächerlich zu machen, er wird es aber in Wahrheit erst durch seine unschädliche Häßlichkeit, weil schädliche Häßlichkeit vielmehr Schrecken und Entsetzen erregen würde, wie in Shakespeares Richard III. Dieser Punkt, welcher schon im Alterthum zu mancherlei Erörterungen Anlaß gab, hat denn auch gegen Lessings Erklärung Widerspruch hervorgerufen, ohne daß er doch, weder von Herder, noch von einem so feinen Kenner des Alterthums, wie Friedrich Jacobs, im Wesentlichen widerlegt wäre. Beide fassen den Charakter und die Bedeutung des Thersites von der moralischen, Letzterer sogar von der politischen Seite. [1])

---

[1]) Nach Herder, Kritische Wälder I, 246 (ed. Suphan III, 268) ist nicht das Lächerliche, sondern das Verächtliche die Seele in der Schilderung des Thersites; er ist gleichsam das Ideal einer häßlichen Seele. Fr. Jacobs (Bibliothek der alten Lit. und Kunst, Nr. 5, S. 10—25.) bezieht das Verächtliche in Thersites ganz besonders auf dessen Feigheit; sein Bild, seine Züchtigung hätte, nach Homers Intention, die Griechen

Mit Unrecht. Ein andres ist es, einen Dichter wie Homer ästhetisch auslegen, ein anderes, ihm moralische oder politische Motive unterlegen. Jenes allein war Lessings Sache; und aus dem Gesichtspunkte, aus welchem Klotz die Episode aus dem Homer wegwünschte, rechtfertigte sie Lessing. „Die feierliche Harmonie des epischen Gedichts ist eine Grille," bemerkt er noch bei einer späteren Gelegenheit gegen Klotz (VIII, 184. M. 172. H. XIII, 2, 197). „Eustathius rechnet das Lächerliche ausdrücklich unter die Mittel, deren sich Homer bedienet, wieder einzulenken, wenn das Feuer und der Tumult der Handlung zu stürmisch geworden. Wenn Thersites, weil er lächerlich ist, weg müßte: so müßten mehr Episoden aus gleichem Grunde weg. Das Lächerliche ist dem Homer nicht entwischt, sondern er hat es mit großem Fleiße und Verstande gesucht."

Die Definition des Lächerlichen, welche Lessing hier anwendet, ist nun mit derjenigen ganz übereinstimmend, welche Aristoteles in der Poetik (Kap. 5) abgiebt und auf den er sich auch beruft (VI, 509. M. 479. H. 139 f.): das *Οὐ φθαρτικόν*. Denn eine schädliche Häßlichkeit schlägt in das Schreckliche über, ein Kontrast, welchen auch Plato (im Philebus) in der Darlegung der Verwandtschaft der Tragödie und Komödie, nämlich durch das Umschlagen des Lächerlichen in das Schreckliche, darlegt. Die Beschränkung bezieht sich ebenso auf das Subjekt des Lächerlichen. Die Beschädigung, welche er leidet, darf nicht das Aeußerste erreichen, oder unser Lachen verwandelt sich in Mitleid und Schrecken. Bei der abweichenden Erklärung der Episode von Thersites bei Herder, wie bei Jacobs, wird dieser Gesichtspunkt zu sehr übersehen, und doch läßt er die Menschlichkeit des Kritikers, als betheiligt an seinem ästhetischen Urtheil, in so schönem Lichte sehen. Diese Menschlichkeit bewahrt auch Homer, während Quintus Calaber den schmähsüchtigen Thersites mit einem Streiche von der Hand des ergrimmten Achilles blutig und entseelt zu Boden fallen läßt. „Zu grausam! Der jachzornige, mörderische Achilles wird mir verhaßter als der tückische, knurrende Thersites; das Freuden-

---

von der beabsichtigten Flucht zurückgehalten. Diese Ansicht hat die Beistimmung mehrerer Philologen erhalten. (S. A. G. Langes Vermischte Schriften und Reden. Leipzig 1812. 106—8. Silvae Portenses I. Thersites bonae sententiae turpis auctor). Dr. Bollmann a. a. O. S. 26 tritt Herders Ansicht bei, und glaubt überdies, daß Lessing an dieser Stelle mit sich in Widerspruch gerathen sei. Dieser Widerspruch aber wird bei einer sorgfältigen, unbefangenen Erwägung von Lessings Worten und Gedanken im Zusammenhange sich leicht lösen. — Das romantische Mittelalter verzerrte die Gestalt des Thersites zu einem Zwerge. (Gräße, Allgem. Lit.-Gesch. II, 3. S. 125). — In einem Vortrage, „die Beschreibung des Thersites bei Homer" von Döderlein in der Philologen-Versammlung zu Jena 1846 (Verhandlungen S. 62—66) werden die einzelnen Merkmale dieser Häßlichkeit, gegen J. H. Voß, sprachlich mit neuen Bemerkungen auseinandergesetzt. Hiernach wäre Thersites krummbeinig (bei Voß: schielend) ein Dickkopf und ein „Strobelkopf" (nicht Kahlkopf) d. h. von borstenartigem, struppigem Haarwuchs, ein Symbol der Rohheit. Peter von Cornelius folgte in der Darstellung des Streites zwischen Agamemnon und Achilles auf den Wandgemälden der Münchner Glyptothek noch der frühern Tradition. Dagegen haben die gelehrtesten Archäologen, welche Döderlein befragte, ihm gestanden, daß sie ihm aus der bildenden Kunst der Alten keine Darstellung des Thersites nachweisen könnten. Dies wäre eine indirekte Bestätigung von Lessings Prinzip. In Bezug des Aesthetischen tritt der Verfasser der Auslegung von Friedr. Jacobs ohne weitere Prüfung bei.

geschrei, welches die Griechen über diese That erheben, beleidiget mich; ich trete auf die Seite des Diomedes, der schon das Schwerd zücket, seinen Anverwandten an dem Mörder zu rächen: denn ich empfinde es, daß Thersites auch mein Anverwandter ist, ein Mensch." Rührender Ausruf! welcher nur vielleicht zu sehr dem christlichen Gefühl allgemeiner Menschlichkeit und Verbrüderung entstammt, um ganz auf Zeiten und Zustände des heroischen Alterthums, selbst bei Homer, zu passen.

So wirkt das Häßliche bei dem epischen Dichter; nicht so in der Malerei. Die Malerei, als nachahmende Fertigkeit, kann die Häßlichkeit ausdrücken. Als schöne Kunst, will sie dieselbe nicht ausdrücken. Nicht an und für sich selbst; aber auch nicht einmal, wie bei der Poesie, als Ingrediens zur Erreichung des Lächerlichen und Schrecklichen. Warum nicht? „In der Poesie verlieret die Häßlichkeit der Form, durch die Veränderung ihrer coexistirenden Theile in successive, ihre widrige Wirkung fast gänzlich; sie höret von dieser Seite gleichsam auf, Häßlichkeit zu sein, und kann sich daher mit andern Erscheinungen desto inniger verbinden, um eine neue, besondere Wirkung hervorzubringen.[1]) In der Mahlerei hingegen hat die Häßlichkeit alle ihre Kräfte beisammen, und wirket nicht viel schwächer, als in der Natur selbst. Unschädliche Häßlichkeit kann folglich nicht wohl lange lächerlich bleiben; die unangenehme Empfindung gewinnet die Oberhand, und was in den ersten Augenblicken possirlich war, wird in der Folge bloß abscheulich. Nicht anders geht es mit der schädlichen Häßlichkeit; das Schreckliche verlieret sich nach und nach, und das Unförmliche bleibt allein und unveränderlich zurück." (Kap. XXIV.)

Was von dem Häßlichen gilt, findet in noch höherem Grade auf das Ekelhafte seine Anwendung. In der That kann dasselbe noch weniger, als das Häßliche, an und für sich selbst ein Gegenstand weder der Poesie, noch der Malerei werden. Nichts desto weniger wird immer der Dichter wenigstens einige ekelhafte Züge als Ingrediens brauchen können, theils um das Lächerliche zu vermehren (wovon sich bei dem Aristophanes Beispiele in Menge finden, VI, 518. M. 487. H. 147), theils und noch mehr um das Gräßliche hervorzubringen. „Was wir das Gräßliche nennen, ist nichts als ein ekelhaftes Schreckliche." Unter den Beispielen bei den Alten wird noch einmal auf Philoktet und die Beschreibung der öden Höhle des Unglücklichen verwiesen. „Wie vollendet der Dichter dieses traurige fürchterliche Gemälde? Mit einem Zusatze von Ekel." Andere Beispiele bieten der geschleifte Hektor beim Homer, der geschundene Marsyas beim Ovid. Ja es giebt eine Art von Schrecklichem, zu dem der Weg dem Dichter fast einzig und allein durch das Ekelhafte offen steht. Es ist das Schreck-

[1]) In dieser Auseinandersetzung glaubt Dr. Vollmann a. a. O. S. 25 wieder Lessing im Widerspruch mit sich selbst zu finden, indem er der Erklärung Herders beitritt. „Sonderbar! ruft er aus, der Dichter findet aus irgend einem Grunde für nothwendig, die Vorstellung der Häßlichkeit zu erregen, und benutzt dazu ein Mittel, wodurch die Wirkung derselben so gut wie vernichtet wird." — Keineswegs! Lessing sagt ja ausdrücklich: „sie höret gleichsam auf, Häßlichkeit zu sein, um eine neue besondere Wirkung hervorzubringen," nämlich das Lächerliche oder Schreckliche; sie ist nicht Selbstzweck, sie ist nur „Ingrediens." Die Malerei vermag das nicht.

liche des **Hungers**. In dem Hunger des Eresichthon sind bei Ovid wie bei Kallimachus die ekelhaften Züge die stärksten. Minder läßt sich die ekele Einführung der Harpyen beim Virgil entschuldigen; dagegen macht Dante in der Verhungerung des Ugolino durch die beigemischten Züge des Ekels die Wirkung des Schrecklichen vollkommen. Doch macht Lessing späterhin bei Gerstenbergs Ugolino auf den großen Unterschied der **Gattung** bei der Darstellung dieser Art des Gräßlichen aufmerksam; was dem epischen Dichter gestattet ist, darf der tragische Dichter nicht wagen, wenn er nicht gegen den höchsten Endzweck seiner Kunst verstoßen soll.[1]) Am allerwenigsten würde es Lessing für möglich gehalten haben, daß man, wie in unsern Tagen geschehen, die bildenden Künstler nach Ideen und Aufgaben der Darstellung zu Dantes Divina Comedia schicken werde.[2])

Bei dem Maler hingegen darf wieder das Ekelhafte in keiner Weise zugelassen werden: nicht seiner selbst wegen; aber auch nicht einmal, wie in der Poesie, um das Lächerliche und Schreckliche dadurch zu verstärken. Bei dieser Erörterung zielt Lessing hauptsächlich auf diejenigen Werke christlicher Malerei, welche aus der heiligen Geschichte entlehnt sind. Lessing verkannte keineswegs den großen Reichthum der heiligen Geschichte, und namentlich der Leidensgeschichte Christi, an geeigneten Gegenständen für die Malerei; und er hat in den nachgelassenen Entwürfen zum Laokoon mehr als einen Beweis seiner Aufmerksamkeit gerade auf dieses Feld der neueren Kunst geliefert. Thatsache ist nur, daß der Sinn für das Schöne nirgends so häufig beleidigt wird als in Gemälden zuweilen selbst ausgezeichneter Künstler, weniger bei den Italienern als bei den Spaniern, wenngleich sie, wie bei der herkömmlichen Darstellung des Todes als eines gräßlichen Gerippes, durch die typisch gewordene Tradition zu entschuldigen sein möchten. Man hat gesehen, welche fruchtbare und erhebende Wendung die Abhandlung: Wie die Alten den Tod gebildet, zum Schlusse nahm, um den Künstlern ans Herz zu legen, daß die wahre Religion uns überall auf das Schöne zurückbringe. Aus demselben Geiste sind die Bemerkungen über das Häßliche und Ekelhafte der Malerei im Laokoon geflossen. Pordenone läßt in einem Gemälde von dem Begräbnisse Christi einen von den Anwesenden die Nase sich zuhalten. Richardson mißbilligte dieses, weil Christus noch nicht so lange todt gewesen, daß sein Leichnam in Fäulung übergegangen sein könne. Bei der Auferweckung des Lazarus (glaubt er), sei es dem Maler erlaubt, von den Umstehenden einige so zu zeigen,

---

[1]) S. Lessings Brief an Gerstenberg vom 25. Febr. 1768. XII, 190—193. M. 226—230. H. XX, 1, 267—271. Wie mächtig gerade dieses, den Gesetzen der griechischen Tragödie widerstreitende Stück auf Schiller in seiner Jugend gewirkt hat, ist bekannt. — [2]) Blanc, über J. K. Bährs Vorträge: „Dantes göttliche Komödie in ihrer Anordnung nach Raum und Zeit.“ (Dresden 1852) in der Allgem. Monatsschrift für Wissenschaft und Literatur. Mai 1852. S. 439, hat diese Verirrung ganz im Geiste des Laokoon zurückgewiesen, indem er, nach dem Verluste der Randzeichnungen des Michel Angelo, selbst Flaxmanns Umrisse als verfehlt ansieht. „Ich glaube nicht,“ drückt er sich aus, „daß es jemals gelingen möchte, aus dem mit halbem Leibe aus dem Eise hervorragenden Lucifer, mit drei Angesichtern und mit jedem Maule einen halb zwischen den Zähnen steckenden Sünder zermalmend, ein irgend gefälliges Gemälde zu schaffen. Ebenso wenig möchten redende Bäume oder der das Hinterhaupt des Erzbischofs Rüdiger zernagende Ugolino ein erfreuliches Bild geben.“

weil es die Geschichte ausdrücklich sage, daß sein Körper schon gerochen habe. Dem Verfasser des Laokoon (VI, 524. M. 493. H. 153) dünket diese Vorstellung aber auch hier unerträglich; denn nicht bloß der wirkliche Gestank, auch schon die Idee des Gestankes erwecke Ekel. Lessing lobt deshalb die Auferstehung des Lazarus von Rubens in der Gallerie von Sanssouci [1]) (XI, 133. M. 1, 158. H. VI, 284), wo der Künstler den Augenblick genommen, da Lazarus schon lebendig aus dem Grabe herauskömmt. „Hier fällt die Nothwendigkeit, sich die Nase zuzuhalten, weg; denn mit dem, daß Lazarus lebendig wird, muß auch der Gestank nicht mehr vorhanden sein.“

Im Zusammenhange mit diesen Bedingungen poetischer Wirkung steht eine andere Eigenschaft der Poesie, wodurch sie einen entschiedenen Vorrang vor der Malerei einnimmt, welche Lessing aber im Laokoon viel zu kurz angedeutet hat, obschon es in den voranstehenden Bemerkungen über das Verhältniß des Schrecklichen und Gräßlichen zum Schönen indirekt schon enthalten ist, ich meine das Erhabene im Unterschiede von dem Schönen. „Mag Virgils Laokoon schreien,“ heißt es bald im Anfange (Kap. IV) . . . . „Genug, daß clamores horrendos ad sidera tollit ein erhabener Zug für das Gehör ist, mag er doch für das Gesicht sein, was er will. Wer hier ein schönes Bild verlangt, auf den hat der Dichter seinen ganzen Eindruck verfehlt.“

Wie hier das Schöne durch das Erhabene gewissermaßen ersetzt und aufgewogen wird, so wird, bei einer weiteren Betrachtung, an einem der wesentlichsten Vorzüge der Malerei vor der Poesie eine erhebliche Schranke nachgewiesen. Gerade der Vorzug nämlich, daß die Malerei sich der natürlichen Zeichen bedient, indeß die Poesie an willkürliche Zeichen gebunden ist, gereicht ihr zum Nachtheile, wenn es sich um Darstellung des Erhabenen in der Natur handelt (XI, 158. M. 1, 184. H. VI, 310). Durch die Verjüngung des Maßstabs wird das Gemälde gewissermaßen wieder symbolisch, und das Erhabene verliert sich. Als ein nur der Poesie erreichbares Muster erhabener Schilderung führt Lessing das Gemälde beim Shakespeare an (King Lear IV, 5), wo Edgar den Gloster auf die äußerste Spitze des Hügels führt, von welcher er sich herabstürzen will, eine Stelle von unendlich größerer Wirkung als die Stelle bei Milton (VII, 210), wo der Sohn Gottes in das grundlose Chaos herabsieht. [2]) Die ganze Bemerkung ist gegen Gerard (On taste. London 1759) und gegen Hagedorn gerichtet, welche lehren, daß die Malerei auch das Erhabene ausdrücke. Doch in dieser Allgemeinheit erscheint der Satz Lessings einseitig. Das Erhabene ist hier nur von Seiten der durch gewaltige Dimensionen erzeugten Wirkung aufgefaßt. Durch Kant ist dieses so wichtige Gebiet der Aesthetik zuerst aufgeschlossen worden. Seine (in der Kritik der Urtheilskraft) entwickelte Unterscheidung zwischen dem mecha-

[1]) Gegenwärtig im Königlichen Museum zu Berlin. S. Königliche Museen. Gemälde-Galerie. Beschreibendes Verzeichniss. Von Dr. Meyer u. Dr. W. Bode. Berlin. 1878. S. 327, Nr. 783. — [2]) „Diese Tiefe ist bei weitem die größere; gleichwohl thut die Beschreibung derselben keine Wirkung, weil sie uns durch nichts anschauend gemacht wird; welches bei dem Shakespeare so vortrefflich durch die allmäliche Verkleinerung der Gegenstände geschieht.“

nisch und dem dynamisch Erhabenen in der Natur führt erst zu einer befriedigenden Auflösung dieser Frage. Die letztere Art des Erhabenen kann man der Malerei gewiß nicht absprechen; man denke an das Erhabene des Ausdrucks in menschlichen Gestalten. Was der Malerei weniger gelingen möchte, wird der Bildhauerkunst unendlich mehr gelingen. Die vorzüglichsten Ueberreste der Antiken machen in ihrer Erscheinung überwiegend den Eindruck des Erhabenen. Herder hat dies bestimmt ausgesprochen, und Winckelmanns Begeisterung bei dem Apollo von Belvedere und verwandten Denkmälern beruht wesentlich auf der Empfindung des Erhabenen. Ja der Gegensatz der verschiedenen Auffassung der Gruppe des Laokoon bei ihm und bei Lessing kommt vielleicht da hinaus, daß jener den Eindruck des Erhabenen festhielt und schilderte, während Lessing von dem Schönen darin getroffen wurde. Das Erhabene aber führt seiner Natur nach auf die unendliche Idee des Sittlichen, wie sie in Winckelmanns Beschreibung des Laokoon durchscheint, und begegnet sich mit dem Schönen nur in dem Begriff des Maßes. Hier und in verwandten Fällen entdeckt sich wohl bei Lessing der Mangel an großen Anschauungen, gleich denen, in welchen Winckelmann so schwelgt. Wenn Phidias bekannte, daß ihm die Zeilen (Il. A. v. 528):

Ἦ, καὶ κυανέῃσιν ἐπ' ὀφρύσι νεῦσε Κρονίων·
Ἀμβρόσιαι δ' ἄρα χαῖται ἐπερρώσαντο ἄνακτος,
Κρατὸς ἀπ' ἀθανάτοιο· μέγαν δ' ἐλέλιξεν Ὄλυμπον·

bei seinem olympischen Jupiter zum Vorbilde gedient, und daß ihm nur durch ihre Hülfe ein göttliches Antlitz, propemodum ex ipso coelo petitum, gelungen sei (Valerius Maximus III, c. 7), so liege das Wesentlichste in diesem Bekenntnisse darin, meint Lessing (VI, 506. M. 476. H. 136), daß er in dieser Stelle zuerst bemerkt habe, wie viel Ausdruck in den Augenbraunen liege. „Vielleicht," setzt er hinzu, „daß sie ihn auch auf das Haar mehr Fleiß zu wenden bewegte, um das einigermaßen auszudrücken, was Homer ambrosisches Haar nennt." . . . Wer vermag ihm hier beizustimmen? In ähnlichem Geiste klingt seine Bemerkung über das Unproportionirliche in dem Apollo zu Belvedere, wo das richtige Verhältniß, sonst eine von den wesentlichen Schönheiten einer schönen Bildsäule, der Wirkung des Erhabenen aufgeopfert sei. Lessing findet (ib. 507. M. 477. H. 137) diesen Umstand sehr einleuchtend; schon Homer, fügt er hinzu, habe es empfunden und angedeutet, daß es ein erhabenes Ansehen gebe, welches bloß aus diesem Zusatze von Größe in den Abmessungen der Füße und Schenkel entspringt,[1]) als wenn der Künstler diesen Kunstgriff (um mich des Lessingschen Ausdrucks zu bedienen) dem Homer abgewonnen hätte.[2]) Ob nicht Lessing an diesen Stellen ein wenig in den Fehler des Spence verfallen ist, welchen er im VII. Abschnitt mit so

[1]) Iliade, Γ, 210—211, in dem Vergleiche zwischen Menelaos und Ulysses. — [2]) Ueber die auffallende Dimension der untern Extremitäten beim vaticanischen Apollo lese man das Werk von A. Feuerbach 136—144, wo noch ganz andere auffallende Abweichungen von dem „Ideal" und Canon der alten Bildhauer beleuchtet werden. Lessing hat diese Statue nur aus den Beschreibungen von Hogarth und Hagedorn gekannt. Winckelmanns hinreißende Schilderung in seiner Geschichte der Kunst war damals noch nicht heraus. Durch Feuerbachs „Apollo" ist der ganze ältere, namentlich Winckelmannsche Gesichtspunkt, vielfach verändert worden.

viel Geist und Scharfsinn darlegt? Dort unterscheidet er bei dem Dichter die allgemeine Nachahmung, welche das Wesen seiner Kunst ausmacht, wo er als Original, als Genie arbeitet, von der bloßen Kopie, von welcher er sagt, daß sie ihn gänzlich von seiner Würde herabsetze; anstatt der Dinge selbst ahme er ihre Nachahmungen nach, und gebe uns kalte Erinnerungen von Zügen eines fremden Genies für ursprüngliche Züge seines eigenen. Was hier vom Dichter gesagt ist, leidet mit gleichem Recht die Anwendung auf den bildenden Künstler.

Mit jedem Schritte ist es uns klarer geworden, daß, wenn Lessing mit der einen Hand den Spielraum der Poesie wesentlich einzuschränken und ihre Bedeutung in den Augen der alten Schule herabzusetzen scheint, er mit der andern Hand ihr dies bei weitem wiedergiebt, indem er das Reich der Poesie nach Geist und Gehalt unendlich über die bildende Kunst erhebt! Die bildende Kunst bleibt die Nachahmung und Hervorbringung des Schönen; aber das Schöne ist nicht das Höchste, ist nicht, in heutiger Sprache zu reden, das Unbedingte. Ein höheres, wenigstens ein anderes Ziel verfolgt die Poesie. Selbst der große, wesentliche Vorzug der Malerei vor der Poesie, daß sie sich nämlich natürlicher Zeichen bedient, indeß die Poesie nur über willkürliche Zeichen verfügt, soll keine absolute, sondern nur eine relative Bedeutung haben. Obschon dieser wichtige Punkt in dem ersten Theile des Laokoon den ihm gebührenden Platz nicht mehr erhalten hat, und in den nachgelassenen Fragmenten und Briefen mehr angedeutet als ausgeführt ist, so wird man doch hier mehr als sonst in die letzten Gründe von Lessings Theorie eingeweiht. Auf der einen Seite ist es zwar, überhaupt zu reden, wahr, daß die Malerei sich natürlicher Zeichen bediene, nur muß man sich nicht vorstellen, daß sie sich gar keiner willkürlichen Zeichen bediene (XI, 157. M. 1, 183. H. VI, 309), dergleichen nicht allein alles ist, was zum Kostum gehört, sondern auch ein großer Theil des körperlichen Ausdrucks selbst; es sind immer natürliche Zeichen von willkürlichen Dingen. Selbst ihre natürlichen Zeichen können unter gewissen Umständen aufhören, es völlig zu sein. Es geschieht namentlich bei den Gemälden im verjüngten Maßstabe, bei den kleinen Cabinetstücken, bei den Miniatur-Gemälden. Das Gemälde eines Menschen von einer Spanne, einem Zolle, ist schon gewissermaßen ein symbolisches Bild, bei dem ich mir der Zeichen bewußter bin als der bezeichneten Sache; ich muß die verjüngte Figur in meiner Einbildungskraft erst wieder zu ihrer wahren Größe erheben. Solche Werke werden niemals die Wahrheit haben, niemals die Wirkung thun, wie die Werke in Lebensgröße. Hier lernen wir den Grund kennen, warum Lessing, verschieden von den meisten seiner Zeitgenossen, und selbst von Winckelmann,[1]) die Vorliebe für die geschnittenen Steine und gar die Lippertschen Abdrücke nicht theilte, wie viel er sich auch sonst bei seinem Streite mit Klotz archäologisch, technologisch und sogar naturhistorisch mit den Gemmen und Edelsteinen beschäftigte. Er hat, nach den vorhandenen Entwürfen, sogar ausführlich von dem Nachtheil der geschnittenen Steine für das Kunstauge, oder das Auge eines jeden Andern, der sich

[1]) Dieser jedoch freilich nur „wie die Feldmesserei auf dem Papier; denn er schließt wie Montesquieu: Italiam, Italiam." Hamanns Schriften III, 417.

darnach bilden will, handeln wollen (XI, 419. M. 1, 236. H. XIII, 2, 245). „Die Schönheit,“ bemerkte er, „läßt sich in so kleinen Figuren bei weitem nicht so deutlich empfinden, daß sie auf die Ausführung im Großen einigen Einfluß haben könnte.“

So gut die Sprache ihre Prosa hat, bemerkt Lessing ferner, so gut muß auch die Malerei dergleichen haben (XI, 157. M. 1, 183. H. VI, 309). Es giebt poetische und prosaische Maler, mit andern Worten, eine höhere und eine niedere Gattung der Malerei, wie der Poesie. Zu letzterer gehören aber die Allegoristen, solche, welche die natürlichen Zeichen mit willkürlichen vermischen. Dies hängt mit den Principien des Laokoon unmittelbar zusammen. Wenn nun aber Lessing sogar die historische Malerei, so gut wie die allegorische, von der höhern oder poetischen Malerei ausgeschlossen haben will, so geschieht dies in Folge der abstracten Durchführung einer scharfen Definition, und einer Maxime, welche vor der äußersten Consequenz des einmal festgehaltenen Princips nicht zurückschrickt.[1]) Lessing behauptet, daß nur das die Bestimmung einer Kunst sein kann, wozu sie einzig und allein geschickt ist, und nicht das, was andere Künste eben so gut, wo nicht besser können, als sie, so wie dasjenige, was sie ohne Hülfe einer andern hervorzubringen im Stande ist.[2]) (XI, 139. 163. M. 1, 165. 190. H. VI, 289. 316.)

Wenden wir uns dagegen zur Poesie, so steht Lessing nicht an, zu behaupten, daß sie schlechterdings ihre willkürlichen Zeichen zu natürlichen zu erheben suchen müsse; nur dadurch unterscheide sie sich von der Prosa und werde Poesie. Es giebt verschiedene Mittel, ihre willkürlichen Zeichen zu der Würde und Kraft der natürlichen zu erhöhen (XI, 156. M. 1, 182. H. VI, 308). Der musikalische Ausdruck in der Poesie gehört dahin: der Ton, die Worte, die Stellung der Worte, das Sylbenmaß, die Figuren und Tropen, Gleichnisse und Metaphern. Die Unmöglichkeit, in der sich die Malerei befindet, sich dieses Mittels zu bedienen, giebt der Poesie einen großen Vorzug. Hierin hatte Lessing einen Vorgänger an Sophokles, welcher einst einen pedantischen Schulmeister zurechtwies, als er in dem Verse des Phrynichus, welchen Sophokles auf einen vom Feuer sanft gerötheten Knaben anwandte: „Es leuchtete auf den purpurnen Wangen das Licht der Liebe,“ das gebrauchte Bild deshalb anstößig fand, weil purpurne Wangen auf einem Gemälde unnatürlich seien.[3])

---

[1]) XI, 139. M. 1, 165. H. VI, 289. Näher erklärt sich Lessing XII, 225. M 267. H. XX, 1, 320: „Alles, was ich noch von der Malerey gesagt habe, betrifft nur die Malerey nach ihrer höchsten und eigenthümlichsten Wirkung. Ich habe nie geläugnet, daß sie auch, außer dieser, noch Wirkungen genug haben könne; ich habe nur läugnen (? — ist wohl verschrieben, statt, sagen —) wollen, daß ihr alsdann der Name Malerey weniger zukomme. Ich habe nie an den Wirkungen der historischen und allegorischen Malerey gezweifelt, noch weniger habe ich diese Gattungen aus der Welt verbannen wollen; ich habe nur gesagt, daß in diesen der Maler weniger Maler ist, als in Stücken, wo die Schönheit seine einzige Absicht ist.“ — [2]) „Ich finde bei dem Plutarch ein Gleichniß, das dieses sehr wohl erläutert. Wer, sagt er (de Audit. p. 43. edit. Xyl.), mit dem Schlüssel Holz spellen und mit der Axt Thüren öffnen will, verdirbt nicht sowohl beide Werkzeuge, als daß er sich selbst des Nutzens beider Werkzeuge beraubt.“ — [3]) Ed. Müller, Geschichte der Theorie der Kunst bei den Alten I, 18—19. Sophokles berief sich auf Homer, welcher von dem goldlockigen Apollo und der rosenfingrigen Eos; und

Noch ein Schritt, und wir sehen den Gipfel von Lessings ästhetischem Bau, nach dem Verhältniß nicht nur der Poesie zur Malerei, sondern auch der verschiedenen Gattungen der Poesie unter einander. Die Stelle, wo Lessing dieses Ergebniß seines Nachdenkens in gedrängte Züge zusammenfaßt, kann nur mit seinen eigenen Worten gegeben werden. Sie stehen in seinem Briefe über Garves Recension des Laokoon (XII, 224—226. M. 266—268. H. XX, 1, 318—324), auf welche wir später zurückkommen. „Ich räume ihm ein, daß Verschiedenes darin nicht bestimmt genug ist;[1]) aber wie kann es, da ich nur kaum den Einen Unterschied zwischen der Poesie und Malerei zu betrachten angefangen habe, welcher aus dem Gebrauche ihrer Zeichen entspringt, in so fern die einen in der Zeit und die andern im Raume existiren? Beide können eben sowohl natürlich, als willkürlich sein; folglich muß es nothwendig eine doppelte Malerei und eine doppelte Poesie geben: wenigstens von beyden eine höhere und eine niedrige Gattung." Nachdem Lessing diesen Satz näher ausgeführt und insbesondere von den Mitteln gesprochen hat, wodurch die Poesie ihre willkürlichen Zeichen zu natürlichen zu erheben suchen muß, fährt er fort: „Alle diese Dinge bringen die willkürlichen Zeichen den natürlichen näher; aber sie machen sie nicht zu natürlichen Zeichen: folglich sind alle Gattungen, die sich nur dieser Mittel bedienen, als die niedern Gattungen der Poesie zu betrachten; und die höchste Gattung der Poesie ist die, welche die willkürlichen Zeichen gänzlich zu natürlichen Zeichen macht. Das ist aber die dramatische; denn in dieser hören die Worte auf, willkürliche Zeichen zu sein, und werden natürliche Zeichen willkürlicher Dinge. Daß die dramatische Poesie die höchste, ja die einzige Poesie ist, hat schon Aristoteles gesagt, und er giebt der Epopöe nur insofern die zweyte Stelle, als sie größtentheils dramatisch ist oder sein kann. Der Grund, den er davon angiebt, ist zwar nicht der meinige; aber er läßt sich auf meinen reduciren, und wird nur durch diese Reduction auf meinen vor aller falschen Anwendung gesichert."

Diesen Gedanken, als den letzten Ring in der Kette seiner Schlüsse im Laokoon, hielt Lessing für so wichtig, daß er, wie er hinzufügt, der nähern Ausführung desselben den dritten Theil des Laokoon widmen wollte. Hier werden wir wieder anknüpfen, wenn wir Lessings Dramaturgie zergliedern. Weil man den wesentlichen Zusammenhang der letztern mit dem Laokoon nicht immer hinlänglich erkannte, haben auch sonst gründliche Kenner Lessings das letzte Ziel seiner poetischen Bestrebungen und Leistungen statt im Drama, im Epos gesucht.[2]) Das Große, wie andrerseits das Einseitige von Lessings Kunstansichten, läuft von hier als einem gemeinschaftlichen Mittelpunkte aus.

---

auf Simonides, welcher von dem Purpurmunde einer Jungfrau sang; Beispiele, welche, wie der Verfasser richtig bemerkt, von einer tiefern Einsicht in das Verhältniß der Poesie und Malerei zeugen, als der berühmte Ausspruch des Simonides.

[1]) Es ist merkwürdig, daß Lessing, der große Stilist, schon früher einmal gegen Mendelssohn sich eines gleichen Fehlers bezichtiget (XII, 67. M. 80. H. XX, 1, 89. 18. Dec. 1756): „Ich bin es überzeugt, daß meine Worte oft meinem Sinne Schaden thun, und daß ich mich nicht selten zu unbestimmt oder zu nachlässig ausdrücke." — [2]) Es ist wahr, daß Klose in seinem mehrerwähnten Briefe aus Breslau (Lessings Leben I, 248) bemerkt: „Wenn von Dichtern die Rede war, so behauptete er, daß nur der

Sechstes Kapitel.

Werfen wir daher auf den zurückgelegten Weg noch einen Blick. Ist es wahr, was durch das Voranstehende außer Zweifel gesetzt sein wird, daß in Lessings Augen die Poesie ein Höheres und ein Vollkommeneres als die bildende Kunst war, so gewinnen wir für das Verständniß und die Beurtheilung des Laokoon eine viel breitere Grundlage, als sonst angenommen wurde, da man vielleicht durch den Titel und den Ausgangspunkt verleitet, den Mittelpunkt des Werkes mehr in der bildenden Kunst suchte, ohne zu erwägen, daß das Ziel nicht im Anfang, sondern vielmehr dem Ende zu liegt. Wäre Laokoon vollendet worden, so hätten wir mit diesem Werke ein vollständiges Gebäude von Lessings Aesthetik in Bezug auf Kunst wie auf Poesie, zunächst aber seine Poetik erhalten. In Hinsicht auf das Drama ist diese Lücke nachher durch die Hamburgische Dramaturgie ausgefüllt worden. Das Verhältniß jedoch, in welches bei Lessing Poesie und Kunst zu einander kommen, wird Niemandem auffallen, da er durch seinen eigensten Beruf als Dichter und Kritiker auf dieses Ziel gewiesen wurde, mit der Kunst aber nur durch einen Umweg in Verbindung gerieth.

Lessing ging von keinem irgend fertigen Begriffe der Kunst oder des Schönen aus, oder welches Princip immer an die Spitze einer Aesthetik gestellt zu werden pflegt; Poesie und Malerei waren ihm als zwei zwar verwandte, aber ebenso verschiedene und selbständige Gebiete des Geistes und der Einbildungskraft gegeben. Die Aehnlichkeit und Uebereinstimmung der beiden war oft genug berührt und ausgeführt worden, aber (es sind Lessings Worte XI, 140. M. 1, 166. H. VI, 268) „nicht immer mit derjenigen Genauigkeit, die allen übeln Einflüssen auf die eine oder auf die andere hätte vorbauen können." Es schien daher wohl der Mühe werth, „die Medaille auch einmal umzukehren, und die Verschiedenheit zu erwägen, die sich zwischen der Dichtkunst und Malerei findet, um zu sehen, ob aus dieser Verschiedenheit nicht Gesetze folgen, die der einen und der andern eigenthümlich sind, und die eine öfters nöthigen, einen ganz andern Weg zu betreten, als ihre Schwester

---

epische den Namen in der eigentlichen Bedeutung verdiene, und daß der dramatische in keine Vergleichung mit ihm komme." Diese Aeußerung wird Gervinus im Auge gehabt haben, als er (IX, 356) schrieb: daß Lessing, zum Unterschiede von Aristoteles, seinem noch weiter getriebenen Purismus zufolge, dem rein gesprochenen Gedichte, dem Epos, den Vorzug gebe; obgleich er wohl fühlte (setzt er hinzu), und auch darin Beispiel und Muster war, daß das Drama allein an der Tagesordnung war." Hat Klose recht berichtet, so würde Lessing, in Folge seiner Meditationen über „Laokoon" die ältere Ansicht, die er nach Breslau brachte, gänzlich aufgegeben haben. Ich möchte indeß doch glauben, daß Klose sich geirrt hat; denn lange, ehe Lessing nach Breslau ging, schon in seinem Briefwechsel über das Wesen der Tragödie, mit Mendelssohn und Nicolai (1756), spricht er von dem Verhältnisse des Drama zum Epos ganz anders, und schon ganz im Geiste des Aristoteles; man lese besonders XII, 58. M. 71. H. XX, 1, 79. wo er die Tragödie aus dem Homerischen Epos herleitet, so wie V, 379. M. 421 f. H. X, 46 f. (über das Wesen der Fabel, 1759), wo der epische und der dramatische Dichter in Bezug auf die Handlung ganz gleich gestellt werden.

betritt, wenn sie wirklich den Titel einer Schwester behaupten und nicht in eine eifersüchtige, nachäffende Buhlerin ausarten will." Darauf war sein ganzes Nachdenken, sein einziger Scharfsinn concentrirt. Die Wahrheit voll zu ergreifen, hätte er beide, sowohl die Aehnlichkeit und Uebereinstimmung, als auch die Verschiedenheit der beiden Schwesterkünste zu gleicher Zeit und mit gleicher Liebe behandeln sollen: so aber kam es, daß die negativen Bestimmungen, und zwar überwiegend auf Seiten der bildenden Kunst zu schwer in die Wagschale fielen. „Sein Scharfsinn schneidet," drückt Herder treffend über Lessing sich aus, [1]) „er durchschneidet meistentheils glücklich; es kann aber nicht fehlen, daß nicht zu beiden Seiten manches unbemerkt bleibe, worauf sein gerade durchbringender Blick nicht fiel." Es lag dies an der Grundform seiner dialektischen Methode, welche er bei seinen Philosophemen jederzeit beibehielt, der Dichotomie, deren Gebrauch er von Aristoteles, der sie meistens anwendet, entlehnt haben mag; wenn er nicht vielmehr auf sein Studium der Mathematik hinweist. Doch das Leben sträubt sich oft gegen die Dichotomie, und desto mehr, eine je höhere Stufe dasselbe erstiegen hat, am meisten auf dem Gebiet der Seele, des höhern Geisteslebens. So hier, wo Malerei und Poesie an die äußersten Pole von Körper und Handlung gestellt werden. Die Theilung war nicht gleich, nicht gerecht, und was die Poesie dadurch an Höhe gewann, verlor die bildende Kunst an Breite, wie an Tiefe.

Handlung [2]) als Geist und Wesen der Poesie: die dramatische Poesie als das Höchste aller Kunst, als Grundsatz oder vielmehr als Postulat aufgestellt, half erstaunlich zur Wiedergeburt der deutschen Poesie und machte seit und durch Lessing dem schwächlichen Wesen auf dem deutschen Parnasse jener Zeit vollends ein Ende, als Goethe und sein Nachzug das Wort des Meisters Schlag auf Schlag in That umsetzten. Herder nur konnte sich nach der ganzen lyrischen Tonart seines Geistes in diese Strenge nicht finden. „Ich zittre vor dem Blutbade," schrieb er in den Kritischen Wäldern, [3]) „das die Sätze: Handlungen sind die eigentlichen Gegenstände der Poesie: Poesie schildert

---

[1]) „Wie die Alten den Tod gebildet." Vorerinnerung. Herders Werke, z. schönen Lit. und Kunst XIX, 293. — Der erste Druck von Herders Abhandlung, der nicht in die Werke aufgenommen ist, erschien ohne Unterzeichnung in: „Hannoverisches Magazin. 95. Stück. Montag, den 28. November u. 96. Stück. Freitag, den 2. Dezember 1774," und in einem Einzeldruck. S. W. von Maltzahn, Deutscher Bücherschatz. Jena, 1875 S. 465 Nr. 1329. — [2]) Der so wichtige Begriff der Handlung in der Poesie ist von Lessing zu verschiedenen Zeiten verschieden definirt worden, und man muß sie alle zusammen halten, um seinen Begriff von der Sache erschöpfend zu erhalten. Die Definition im Laokoon VI, 464. M. 439. H. 98 ist die abstracteste und unbestimmteste, der Kritik daher am meisten ausgesetzt; die in dem Entwurfe, XI, 144. M. 1, 169. H. VI, 295 ist in Mendelssohns Kritik viel konkreter. Handlung heißt hier eine Reihe von Bewegungen, die in einen Endzweck abzielen. In der Abhandlung über das Wesen der Fabel (1759) V, 370. M. 413. H. X, 38 heißt Handlung eine Folge von Veränderungen, die zusammen Ein Ganzes ausmachen, und ebendas. S. 379. M. 421 f. H. X, 46 f. wird der Unterschied der Handlung in der Aesopischen Fabel von der Handlung der Epopöe und des Drama auseinandergesetzt. Die Handlung der beiden letzten muß, heißt es hier, außer der Absicht, welche der Dichter damit verbindet, auch eine innere, ihr selbst zukommende Absicht haben. — [3]) Herders Werke, Lit. und Kunst XIII, 209. ed. Suphan, III, 155.

Körper, aber nur andeutungsweise durch Handlungen: jede Sache nur mit einem Zuge u. s. w. unter alten und neuen Poeten anrichten müssen. — Kaum bleibt der einige Homer alsdenn Dichter. Von Tyrtäus bis Gleim und von Gleim wieder nach Anakreon zurück: von Ossian zu Milton und von Klopstock zu Virgil wird aufgeräumt — erschreckliche Lücke. Der dogmatischen, der malenden, der Idyllendichter nicht zu gedenken." Herder hatte Recht; von allen den hier genannten Dichtern (Milton ausgenommen, welchem Lessing ausdrücklich die zweite Stelle nach Homer giebt) hätte keiner nach der Palme ringen dürfen. Lessing zeigt sich hier streng als ein Jünger der Griechen, bei denen sogar auch die Lyrik einen plastischen, dramatischen Charakter inne hielt.[1]) Lessing war weit entfernt, die Lyrik aus der Poesie zu verbannen; nur die weiche, tändelnde, leere Lyrik der sechziger Jahre war ihm zuwider; er sah es auf eine kräftige, dramatische Lyrik ab, wie sie uns Goethe zuerst gegeben, wie sie längst in den schönsten Erzeugnissen des Volkslieds existirt. Ist es doch Lessing, der schon früher, und vor Herder, in den Literaturbriefen, die Dainos (Volkslieder) der Litthauer, und somit diese ganze Gattung, zur Beachtung hingestellt.[2]) Später übte auch das wiedererweckte Volkslied auf die neue Generation seine Wirkungen, und Weiße klagt, daß man in den Frankfurter gelehrten Anzeigen, wo Goethe und Merck ihre Stimme abgaben, auch in den lyrischen Gedichten Handlung und immer Handlung verlangte!"

Die Malerei hingegen, sagte ich, büßte an Breite wie an Tiefe ein. Mit der Handlung wird ihr das Leben, das volle Leben, die Seele, mithin die Empfindung, mit einem Worte die Poesie entzogen. Die Schönheit, welche Lessing ihr übrig lassen will, scheint keine Wärme zuzulassen. Kaum weiß man, womit die Malerei ihren Beruf als Kunst erfüllen soll, da nicht allein das historische Gemälde, sondern auch die Landschaft (XI, 127. 140. M. 1, 152. 165. H. VI, 256. 290), streng genommen, aus ihrem Kreise verbannt würde, wenn wir auch schon auf die Genre-Malerei der holländischen Schule, mit Lessing, Verzicht leisten wollten. Auch das Bildniß kommt nicht zu seinem Rechte (VI, 382. M. 370. H. 26). Wie viel wir auch der Erschlaffung des damaligen Zeitalters in der Malerei, welche gesunde, kräftige Geister zurückstoßen mußte, beimessen wollen, so läßt sich doch aus bloß persönlichen Neigungen diese ausschließende Kunstphilosophie nicht rechtfertigen.

Lessings Begriffe vom Schönen und vom Ideal hängen genau damit

---

[1]) Ed. Müller, Geschichte der Theorie der Kunst bei den Alten II, S. 118—120 mit besonderem Bezug auf Aristoteles. „Und in der That wird selbst die subjective Lyrik des Alterthums Anspruch darauf machen, eine Nachahmung von Handlungen zu heißen, wie nämlich Aristoteles den Begriff der Handlung auffaßt" u. s. w. Aehnlich Biese, die Philosophie des Aristoteles II, 694: „Die antike Lyrik hat einen durchaus gegenständlichen, plastischen Charakter." — [2]) VI, 75. M. 74. H. IX, 123: „Sie würden auch daraus lernen, daß unter jedem Himmelsstriche Dichter geboren werden, und daß lebhafte Empfindungen kein Vorrecht gesitteter Völker sind." Diese Dainos wurden Lieblingslieder von Herder und Goethe, der eine von Herders Uebersetzungen in sein kleines Drama, die Fischerin, (1782) aufnahm. Vgl. Goethes W. XLVI, 364: „Dainos von Rhesa 1825." H. XXIX, 802. Hier behauptet Goethe, es seien „einige" gewesen. Aber nur das Lied „Ich habs gesagt schon meiner Mutter," ist litthauisch. (M. und B.).

zusammen. Es ist herkömmlich, Lessing und Winckelmann als Vertreter des Princips des Schönen für die Auffassung und Geschichte der Kunst bei den Griechen zu nennen. Auch Winckelmann hat in der Geschichte der Kunst die Schönheit als den höchsten Endzweck und den Mittelpunkt der Kunst erklärt, und Lessing glaubte im Wesen der Sache mit ihm zusammenzutreffen, wenn auch beide auf verschiedenen Wegen dahin gelangten: Winckelmann durch Abstraktion aus den alten Kunstwerken, er selbst durch Schlüsse.[1]) Indessen darf man sich nicht verbergen, daß zwischen ihnen und ihren Ideen von Schönheit ein bedeutender Unterschied stattfindet, wenn sie auch im Wesen nicht so weit auseinander gehen, als Schelling anzunehmen scheint.

Winckelmann drückt sich über die Schönheit, als höchstes Kunstprincip, nicht überall in demselben Sinne aus; bald ist ihm, im platonisch-mystischen Verstande, die Schönheit eine undefinirbare Substanz, welche ihm Gott ist, und deren Idee durch die hohen Kunstwerke der Griechen auf überschwengliche Weise in unserm Geiste erweckt wird; bald aber hat er die Schönheit der Formen als Princip der griechischen Kunst, ja der Kunst überhaupt im Auge, und hier wird dem Umgange mit seinem Freunde Mengs ein großer und bleibender Einfluß zugeschrieben. Diese Verschiedenheit ist auch Goethen nicht entgangen, und Schelling,[2]) bei aller Bewunderung vor Winckelmann, hält nach dieser Richtung sein Streben für verfehlt, weil „die höchste Schönheit bei ihm nur in ihren getrennten Elementen erschien, auf der einen Seite als Schönheit, die im Begriff ist und aus der Seele fließt, auf der andern als Schönheit der Formen, ohne das thätig wirksame Band, das beide zusammenbindet, ohne das lebendige Mittelglied zwischen beiden zu bestimmen und zu lehren, wie die Formen von dem Begriffe aus erzeugt werden können. „So ging die Kunst (heißt es gar treffend) zu jener Methode über, die wir die rückschreitende nennen möchten, weil sie von der Form zu dem Wesen strebt. Daher jener falsche Idealismus einer spätern Generation von Künstlern, welche, ohne sich zu dem Geiste Winckelmanns zu erheben noch den Geist der Kunstwerke zu fassen, auf die todte Nachahmung sogenannter idealischer Formen herabgingen, aber nur zum Verderben der Kunst.“

Eine solche Doppelheit des Ausdrucks und Begriffes von der Schönheit finden wir bei Lessing nicht; nur die eine Seite, die Schönheit der Formen, diese aber auch mit aller Schärfe und Klarheit seines zergliedernden Verstandes hat er zu seinem Principe gemacht, und was er darunter versteht, ist im Laokoon und den Nachträgen unzweideutig ausgesprochen. Es sind mit einem Worte die schönen Linien, im Sinne Hogarths, es ist die Zeichnung, der Contour. In diesem Sinne wird bald anfangs im Laokoon (VI, 384. M. 361. H. 27) die Schönheit dem Ausdruck entgegengehalten. „Es giebt Leidenschaften,“ heißt es hier, „und Grade von Leidenschaften, die sich in dem Gesicht durch die häßlichsten Verzerrungen äußern, und den ganzen Körper in so gewaltsame Stellungen setzen, daß alle die schönen Linien, die ihn in

---

[1]) XI, 164. M. 1, 191. H. VI, 264. „Herr Winckelmann scheint dieses höchste Gesetz der Schönheit blos aus den alten Kunstwerken abstrahirt zu haben. Man kann aber ebenso unfehlbar durch bloße Schlüsse darauf kommen.“ — [2]) Rede über das Verhältniß der bildenden Künste zur Natur. Philosophische Schriften I, 349.

einem ruhigeren Stande umschreiben, verloren gehen. Dieser enthielten sich also die alten Künstler entweder ganz und gar, oder setzten sie auf geringere Grade herunter, in welchen sie eines Maßes von Schönheit fähig sind." Wird dieses Maß getroffen und bewahrt, dann kann man auch von Schönheit des Ausdrucks sprechen, wobei jedoch immer die Form, die schönen Linien, das Constante, das Maßgebende machen. Es giebt nach Lessing (XI, 164. M. 1, 191. H. VI, 264) einen Unterschied zwischen transitorischem und permanentem Ausdruck. Jener ist gewaltsam, und folglich nie schön. Dieser ist die Folge von der öftern Wiederholung des erstern,[1]) verträgt sich nicht allein mit der Schönheit, sondern bringt auch mehr Verschiedenheit in die Schönheit selbst. Es giebt drittens auch eine Schönheit der Farben (ebendaselbst), namentlich in der Carnation, bei solchen Gegenständen, welche eine bestimmte Schönheit der Form haben, also vornehmlich des menschlichen Körpers. Aber Lessing gesteht offen, daß er den Werth der Koloristen gegen die Zeichnungen der besten Maler nicht gar hochstelle, „ja ich möchte fragen," sagt er, „ob es nicht zu wünschen wäre, die Kunst, mit Oelfarben zu malen, möchte gar nicht sein erfunden worden?"[2])

Man bemerke, daß hier überall von dem Menschen die Rede ist. Hier nun, und hier allein kommt das Ideal zur Sprache. Welches ist aber das Ideal der Schönheit? „Es besteht," drückt Lessing sich aus (XI, 165. M. 1, 191 f. H. VI, 265), „in dem Ideale der Form vornehmlich, doch auch mit in dem Ideale der Carnation und des permanenten Ausdrucks. Die bloße Kolorirung und der transitorische Ausdruck haben kein Ideal: weil die Natur selbst sich nichts bestimmtes darin vorgesetzt hat."

Hier also entdecken wir den eigentlichen Grund, weshalb Lessing die Landschaft, und überhaupt jede Gattung, welche nicht den Menschen nach seinem Ideale zum Gegenstande hat, so herabsetzt. Deutlich ist es in den folgenden Sätzen ausgesprochen (XI, 140. M. 1, 165. H. VI, 290):

„Die höchste körperliche Schönheit existiret nur in dem Menschen und auch nur in diesem vermöge des Ideals."

„Dieses Ideal findet bei den Thieren schon weniger, in der vegetabilischen und leblosen Natur aber gar nicht statt."

„Dieses ist es, was dem Blumen- und Landschaftsmaler seinen Rang anweiset. Er ahmet Schönheiten nach, die keines Ideals fähig sind; er arbeitet also blos mit dem Auge und mit der Hand; und das Genie hat an seinem Werke wenig oder gar keinen Antheil. (?) Doch (setzt Lessing hinzu) ziehe ich noch immer den Landschaftsmaler demjenigen Historienmaler vor, der, ohne seine Hauptabsicht auf die Schönheit zu richten, nur Klumpen Personen malt, um seine Geschicklichkeit in dem bloßen Ausdrucke, und nicht in dem, der Schönheit untergeordneten, Ausdrucke zu zeigen."

---

[1]) Ueber das Unklare in dieser Fassung des Gegensatzes vom Transitorischen und Permanenten habe ich mich oben erklärt. Sie würde höchstens auf einzelne Figuren, nicht aber auf eine Composition einer Handlung in einem Gemälde passen. — [2]) In Lessings Anmerkungen zu Richardsons Traité de la Peinture XI, 135. M. 1, 160. H. VI, 286 in Bezug auf den hohen Werth der Handzeichnungen.

Das Bildniß verwirft Lessing auch nicht unbedingt, wenn er es auch niemals als den höchsten Vorwurf des Künstlers gelten lassen will. „Denn obschon auch das Portrait ein Ideal zuläßt, so muß doch die Aehnlichkeit darüber herrschen; es ist das Ideal eines gewissen Menschen, nicht das Ideal eines Menschen überhaupt.“ (VI, 382. M. 370. H. 26). Und doch hätte Lessing den künstlerischen Werth und den Geist eines echten Bildnisses nicht besser bezeichnen können, als so, indem er es „das Ideal eines gewissen Menschen“ nennt.

Wir stehen hier an dem Punkte, welcher in unserer Zeit Künstler und Kunstgelehrte in zwei Lager getheilt hat. Was ist Ideal? Giebt es ein Ideal? Welches war namentlich das Ideal bei den Griechen? Diese und damit zusammenhängende Fragen werden schließlich dazu beitragen, Lessing zu verstehen und die ihm gebührende Stelle gegenüber Winckelmann und den Neuern zu treffen.

Von Rumohr, befruchtet von den Schellingschen Ideen über das Verhältniß von Kunst und Natur, aber beleidigt durch die krankhafte Idealität antikisirender moderner Maler, verband mit einem universellen Blick über die Geschichte der Kunst eine feine Kenntniß des Technischen, dessen Werth er durch eigene Versuche schätzen gelernt hatte. Ausgehend von der unzertrennbaren Einheit künstlerischer Schöpfungskraft im Entwerfen und im Ausführen, und von jenem lebendigen Naturbegriff, wie Schelling ihn aufgestellt, kämpfte er mit Recht, wiewohl nicht ohne jene Vermischung naturalistischer und idealistischer Momente, welche Verwirrung und Widerspruch in sein Raisonnement getragen, [1]) gegen jene „Idealisten der Winckelmannschen Schule, welche keineswegs die platonischen sind, wie manche annehmen, sondern in einer langen und allmäligen Umbildung der platonischen Vorstellung zu einer Art von Schattenbild der Natur gelangten, welche schon Cicero nicht mehr Leib, sondern gleichsam Leib, nicht Blut, sondern gleichsam Blut genannt hat.“ Aber minder vertraut mit den künstlerischen und schriftlichen Werken der Griechen als mit der Kunstwelt des christlichen Abendlandes, verwirft er sogar jene geschichtlichen Ideale und Idealformen bei den Griechen, welche ebenso sehr entfernt sind von den zufällig gegebenen Formen vergänglicher Individuen, als jener falschen, verkehrten Idealität, welche über alle Natur hinausgeht. „Jene griechischen Idealformen waren keine willkürlich erfundenen, abstrakten Vorstellungen, sondern beruhten auf einer der philosophischen Spekulation verwandten Thätigkeit, auf der Grundlage einer ununterbrochenen lebendigen Naturanschauung, auf dem Boden des öffentlichen Volkslebens. [2]) „Das Princip der griechischen Kunst, das eigentliche Grundgesetz der künstlerischen Thätigkeit im (griechischen) Alterthum, war kein Wiedergeben und unmittelbares Nachahmen des äußerlich Erfahrenen, Geschauten, des sogenannten Realen;

---

[1]) Vischers Aesthetik, II, 306. H. W. Schulz, K. F. von Rumohr, sein Leben und seine Schriften. Nebst einem Nachwort von C. G. Carus. Leipzig 1844, S. 34 sagt: „Die idealistischen Begriffe älterer und neuerer Aesthetiker werden im Sinne Schellings, daß die Kunst ein Schaffen im Geiste der Natur sein müsse, mit vielen aus reicher Belesenheit und künstlerischer Erfahrung hergeleiteten Gründen, aber ohne philosophische Folgerichtigkeit und Präcision, widerlegt. Vgl. Fr. Creuzers Deutsche Schriften. Abth. II, 1846, S. 82—100. — [2]) Creuzer, Deutsche Schriften II, 62 ff.

sondern ein Schaffen von innen heraus, ein Erfassen des geistigen Lebens und Abdrücken desselben, in der damit natürlich verbundenen Form. . .:"[1]) Diesem aus der Geschichte des griechischen Geistes abstrahirten Begriff des Ideals im Verhältniß zur Natur kommt die Naturwissenschaft unserer Tage, beruhend auf der vergleichenden Anatomie, entgegen.[2]) Deswegen tragen die Bildungen der griechischen Kunst von Anfang an den Charakter einer gewissen Allgemeinheit, ähnlich den Charaktern der griechischen Tragödie; das Bildniß tritt erst verhältnißmäßig spät ein. Daher das Gesetz der Hellanodiken, das Lessing im Laokoon (VI, 382. M. 1, 370. H. 25 f.) anführe.[3])

Kommen wir auf Lessing zurück und fragen, in welcher Bedeutung er das Ideal in der bildenden Kunst verstanden haben will, so ist kein Zweifel, daß er es immer nur im Sinn und Geist des antiken Ideals genommen hat, wie es sich in den Bildwerken aus der griechischen Götterwelt darstellt. Er bemerkt in seinen Kollektaneen (XI, 315. M. 1, 426. H. XIX, 392) zu dem Worte Ideal: „Es war bei den Alten nicht erlaubt, die Gottheiten nach Sterblichen, wenn ihre Bildung auch noch so schön und erhaben war, zu porträtiren. Sie verlangten ein eignes hohes Ideal.[4]) Im Laokoon (VI, 433. M. 412. H. 70) gebraucht Lessing das Wort Ideal in Bezug auf die olympischen Götter, als gleichbedeutend mit personificirten Abstractis einer

---

[1]) O. Müller, Handbuch 468. — [2]) Vgl. die geistvolle Abhandlung: „Der menschliche Fuß als Charakter der Menschheit." H. Burmeisters Geologische Bilder (Leipzig 1851. I, 90—95) mit Beziehung auf den Unterschied des Gestells des Belvederischen Apollo und der Diana gegen das der Mediceischen Venus und des Borghesischen Fechters, gestützt auf die Bemerkung: „daß das sinnige Studium der Natur allein richtige Aufschlüsse über die Vollendung eines Kunstwerks geben kann, und daß der Naturforscher alle Ansprüche eines guten Kunstkenners besitzt, wenn er im Stande ist, die Idee zu ergründen, welche jeder bestimmten konkreten Form zu Grunde liegt. Diese Idee, vollendet dargestellt, giebt uns das Ideal, dem der Künstler nachstrebt, während die Natur sich oft, und man darf sagen in den meisten Fällen, vergeblich bemüht, ihren Erzeugnissen diejenige plastische Vollendung zu geben, deren die Idee an sich fähig ist." Gegen Burmeister trat jedoch J. G. von Quandt auf in seinem Aufsatze: „Ist der menschliche Fuß als das charakteristische Merkmal des Menschen zu betrachten?" (Allgemeine Monatsschrift für Wissenschaft und Literatur, November 1852.) — [3]) Vgl. O. Müller, Handbuch 66. 131. 728. „Ursprünglich freiere Darstellungen des körperlichen und geistigen Charakters der Individuen, kommen eigentliche Portraitstatuen erst sehr allmälig auf." — [4]) In der Dramaturgie (VII, 408 ff. M. 388 ff. H. 435 ff.) führt Lessing sehr beifällig eine lange Stelle aus Hurds Abhandlung über die verschiedenen Gebiete des Drama mit eigenen Anmerkungen an, wo S. 418. M. 388. H. 442 von dem Unterschiede der niederländischen und italienischen Malerei die Rede ist, insofern erstere ihre Vorbilder aus der wirklichen Natur und nicht von dem geistigen Ideal der Schönheit entlehnt habe, wozu Lessing anmerkt: „Nach Maßgebung der Antiken; und die berühmte Stelle des Cicero Or. 2. Nec enim Phidias, cum faceret Jovis formam aut Minervae, contemplabatur aliquem, e quo similitudinem duceret: sed ipsius in mente insidebat species pulchritudinis eximia quaedam etc. beibringt. Dieser Begriff des künstlerischen Ideals ist bei Lessing in der berühmten Maxime im Munde des Malers Conti (Emilia Galotti 1, 4) niedergelegt: „Die Kunst muß malen, wie sich die plastische Natur — wenn es eine giebt — das Bild dachte: ohne den Abfall, welchen der widerstrebende Stoff unvermeidlich macht; ohne das Verderb, mit welchem die Zeit dagegen ankämpft." Wie sehr nähert sich Lessing hier dem Begriff der Natur, wie Schelling in seiner berühmten Rede ihn entwickelt! In dem nämlichen Geiste ist das schöne Wort im Munde des Tempelherrn in Nathan dem Weisen (V, 3), in Betreff Rechas:

bestimmten Charakteristik, von welcher der Bildhauer und Maler sich nicht die geringste Abweichung erlauben durfte, im Gegensatz gegen den Dichter, bei welchem Venus z. B., außer ihrem Charakter als Göttin der Liebe, auch ihre eigene Individualität habe. Aber wer sieht nicht, daß überall im Laokoon Schönheit, das erste Gesetz der Kunst, im Sinne des Ideals genommen wird?[1]) In diesem Sinne geschieht es, daß Lessing das Nackte des menschlichen Körpers als nothwendig für die Darstellung der höchsten Schönheit, und die Bekleidung, ganz abgesehen von der nicht in Frage gestellten Virtuosität des Bildhauers, als ein Hinderniß erklärt. Wie der Künstler bei dem Schreien den Ausdruck der Schönheit aufgeopfert, so opfert er hier das Uebliche dem Ausdrucke auf. „Ueberhaupt," fügt er hinzu, „war das Uebliche bei den Alten eine sehr geringschätzige Sache. Sie fühlten, daß die höchste Bestimmung ihrer Kunst sie auf die völlige Entbehrung desselben führte. Schönheit ist diese höchste Bestimmung; Noth erfand die Kleider, und was hat die Kunst mit der Noth zu thun? Ich gebe zu, daß es auch eine Schönheit der Bekleidung giebt; aber was ist sie gegen die Schönheit der menschlichen Form? —" (Kap. V.)

Hier also, wie in seiner ganzen Kunstlehre, steht Lessing auf dem eingeschränkten, aber sichern Boden des griechischen Alterthums, so gut als Winckelmann, und noch mehr, da dieser von der modernen Erweiterung und Abschwächung des Ideal-Begriffs durch den Umgang mit den Künstlern seiner Umgebung nicht unberührt geblieben ist. Lessing bedarf auf diesem Boden weiter keiner Rechtfertigung, sowohl gegen die einseitige Auffassung Schellings,[2]) als auch besonders gegen die Ausfälle Rumohrs, welche überdies von einem ganz unzulänglichen und übereilten Studium des Laokoon Zeugniß ablegen.[3])

— Freilich;
Kein kleiner Raub, ein solch Geschöpf! — Geschöpf?
Und wessen? — Doch des Sklaven nicht, der auf
Des Lebens öden Strand den Block geflößt
Und sich davon gemacht? Des Künstlers doch
Wohl mehr, der in dem hingeworfnen Blocke
Die göttliche Gestalt sich dachte, die
Er dargestellt? —"

[1]) Für den Erfinder des Wortes Ideal, dessen Begriff der Mittelpunkt der neuern Kunsttheorie und Aesthetik wurde, glaubte Lessing den italienischen Jesuiten Franc. Lana, Verfasser des Werkes: Magisterium Naturae et Artis, welcher 1687 in Rom starb, halten zu dürfen. (In den Kollektaneen XI, 226. M. 1, 440. H. XIX. 405 f.). Für den Erfinder der Sache will von Rumohr die gleichzeitigen italienischen Maler Carlo Sachi und Franz Albani gehalten wissen, nämlich von dem durch ihn so bekämpften manierirten Ideale. (Rumohr, drei Reisen nach Italien. 1832, 45). — [2]) A. a. O. 388—389. Aus einigen abgerissenen Sätzen, nicht aus dem Laokoon, sondern aus den Entwürfen dazu, in Fr. Schlegels „Lessings Gedanken und Meinungen" I, 282. (Lachmann XI, 139. M. 1, 165. H. VI, 290) hat Schelling schließen wollen, daß Lessing in Bezug auf die höchste Absicht der Kunst unendlich unter Winckelmann stehe, mit ihm eigentlich gar nicht verglichen werden dürfe. Wie konnte er doch, Lessings Laokoon gegenüber, von Winckelmann S. 350 sagen: „Er stand in erhabener Einsamkeit, wie ein Gebirg, durch seine ganze Zeit: kein antwortender Laut, keine Lebensregung, kein Pulsschlag im ganzen weiten Reiche der Wissenschaft, der seinem Streben entgegenkam!! —" Auch wird Niemand ihm beistimmen, daß „Lessing (in Bezug auf die Kunst) in der gänzlichen Subjektivität jener Zeit — in dem Denken über die Dinge die höchste Meisterhaftigkeit entwickelt habe" u. s. w. — [3]) Siehe die Beilage.

Nicht bloß aber durch die allgemeine Auffassung des Ideals oder der höchsten Schönheit war Lessing ein Alter, auch in den besonderen Folgerungen aus seinem Princip lehnte er sich an die Hauptmomente der alten Kunstgeschichte. Viele berühmte Gemälde bei den Alten bestanden aus einzelnen Figuren; Maler und Bildhauer wetteiferten in der idealen Schönheit einer jeden Gestalt und vermieden daher eine zu große Menge der Figuren,[1]) gerade wie ihre Dichter in der Tragödie; im Geiste dieses plastischen Grundsatzes hat Lessing denn auch von größeren malerischen Compositionen herabsetzend gesprochen. Vom Bildnisse, wie von der Landschaft gilt ein Gleiches. Hat doch auch Winckelmann die Landschaft wegwerfend behandelt.[2]) Bedarf es noch der Erklärung, warum Lessing den Gemälden aus dem Bereiche des gemeinen und niedern Lebens, den Rhyparographen, nicht geneigt war, „obgleich der wollüstige Reiche seine Werke mit Gold aufwog, um ihrer Nichtigkeit auch durch diesen eingebildeten Werth zur Hülfe zu kommen?“ — (Kap. II).

So viel also ist klar: Lessing hat das christlich moderne Princip des Lebens und der Bildung, mit Bezug auf die Kunst, nach seiner geschichtlichen Entwickelung nicht hinreichend anerkannt und gewürdigt, was um so mehr zu verwundern ist, als er auf dem Gebiete der Poesie, besonders des Dramas, das romantische Princip in Shakespeare und Milton so glänzend und folgenreich durchdrungen hat. Darin ist in Lessings Kunstlehre eine Härte geblieben, welche erst bei Herder und später bei Schiller nach und nach überwunden wurde. Das Moderne oder Romantische wurde in Poesie und Philosophie in seiner Gleichberechtigung mit dem Antiken anerkannt, nicht bloß in der Poesie, sondern auch in der Baukunst, vor allem in der Malerei. Die Landschaft, welche freilich im Zeitalter Lessings und Winckelmanns tief in Verfall gerathen war,[3]) ist in ihrer innigen Beziehung mit dem Fortgang des Christenthums, wie der Wissenschaft, mehr als je anerkannt. Diese Seite ist uns nirgends wissenschaftlicher und poetischer nahe gebracht worden, als von Alex. v. Humboldt im zweiten Bande des Kosmos.[4]) So hat ein anderer Geist, in welchem Natur mit Kunst und Poesie den engsten Bund geschlossen, so hat Goethe liebevoll sich in das Poetische in Ruysdael versenkt;[5]) und wen hätte ich auch hier eher nennen sollen, als ihn, der als Jüngling von den neuen großen Aussichten, welche Laokoon eröffnete, getragen, dieses Werk mit Jubel begrüßt hat? Auch Schiller hat, ohne im Wesentlichen an dem von Lessing aufgestellten Kanon zu rütteln, auf die Berechtigung der Landschaftmalerei, neben der Landschaftdichtung, vom Standpunkte der Kantischen Philosophie, hingewiesen.[6])

---

[1]) O. Müller, Handbuch S. 137. Doch hat das Mosaikgemälde, die sogenannte Alexanderschlacht im Museum zu Neapel, den überraschendsten Beweis großartiger und reichster historischer Composition geliefert. Vgl. Stahr, Ein Jahr in Italien, 1847. II, 187. — [2]) Monumenti ant. inediti, Trattato prael. Cap. 4, f. 92. Siehe Heinses Brief an Gleim aus Rom 1782. (Briefe zwischen Gleim, Heinse und J. v. Müller II, 411) „Winckelmann verachtet zwar alle Landschaften und nennt sie objetti vani ad appagar l'occhio con l'accozamento dicente cose graziose si, ma che nulla significano, . . aber ich hoffe, Wenige werden ihm hierin beipflichten. . .“ — [3]) Winckelmann und sein Jahrhundert 379. — [4]) Siehe die Beilage. — [5]) Ruysdael als Dichter. Werke XXXIX, 263—269. H. XXVIII, 555—559. — [6]) In der Beurtheilung von Matthissons Gedichten 1794. (Werke XII), dadurch, daß das Symbolische und Musi-

Ueberhaupt, nachdem Lessing seine Mission erfüllt hatte, war es die Aufgabe der folgenden Generation, auf die innere Verwandtschaft, auf den geistigen Zusammenhang von Kunst und Poesie wieder zurückzukommen, und überall auf die Vereinigung, auf die Einheit zurückzustreben, wo die Kritik des achtzehnten Jahrhunderts in der Trennung und Scheidung lebte. Das überwiegend Malerische in der Entwickelung der neuern Kunst, das Musikalische in der neuern Poesie verlangt einen andern Standpunkt, gegenüber dem Plastischen und Architektonischen des Ideals bei den Griechen. Der Dualismus des Klassischen und Romantischen, des Naiven und Sentimentalen in Kunst und Poesie (oder wie man auch die Natur dieses Gegensatzes ausdrücke), steht vor der Philosophie des Schönen als eine geschichtliche Thatsache da, welche in der Entwickelung der Menschheit selbst begründet ist. Die Ideale, weit entfernt, Einfälle oder Abstractionen von Künstlern und Philosophen zu sein, erscheinen vielmehr als das tiefste Ergebniß der Religion, unter deren Einfluß die Künste sich entwickeln, wie Herder auf das christliche Ideal einer Jungfrau hingewiesen hat, von welchem der Grieche keine Ahnung gehabt. Andererseits haben die großen Maler des 15ten und 16ten Jahrhunderts, besonders in Italien, durch bis dahin nicht gekannte Leistungen in Bezug auf das Bildniß dieses gewissermaßen für das idealische Feld der historischen Malerei erobert.

Um aber gegen Lessing gerecht zu sein, muß man unterscheiden, wo er als Theoretiker, in der vollen logischen Konsequenz seiner Principien spricht, und wo er als gebildeter Geist sich den gegebenen Werken der Kunst und Poesie gegenüber befindet, wenngleich seine Grundsätze ihn auch hier nicht ganz verlassen. So steht ihm die italienische Malerei unter den neuen Völkern am höchsten, und Raphael ist ihm der erste Maler, weil er dem Ideal der Schönheit am nächsten kommt. Ob aber ein Maler aufstehen werde, welcher den Contour des Raphael mit dem vollkommensten Kolorit vereinigen werde, ist ihm ein Problem (XI, 135. M. 1, 160. H. VI, 286). Nirgend hat auch Lessing die Malerei und Poesie, wie durch eine schroffe Scheidewand, von einander sondern wollen; die strenge abstrakte Regel wird schmiegsam und maßgebend, wenn ein Genie, wie Homer in der Poesie, Raphael in der Malerei arbeitet (VI, 477—479. M. 451—453. H. 110—112). Man wird einen Künstler sogar rühmen, wenn er „den Verstand und das Herz gehabt hat, einen geringen Fehler zu begehen, um eine größere Vollkommenheit des Ausdruckes zu erreichen.“ Desgleichen bei dem Dichter. Ein besonderes Kapitel im Laokoon sollte, und zwar nach Aristoteles (Poetik, Kap. 25), von den nothwendigen Fehlern handeln.[1]) Dies hieß das Princip der Duldung, der Freiheit im edelsten Sinne, in das Gebiet des Schönen hinübertragen.

Weit entfernt, die Bedeutung und den Werth der höheren historischen Malerei unbedingt zu verwerfen, erklärte Lessing die collektiven Handlungen (im

---

kalische in beiden herausgehoben wird. S. 457 wird, nach dem Gesetze im Laokoon, wiederum das Successive, Genetische als das Gebiet des Landschaftdichters, gegenüber dem Landschaftmaler, charakterisirt und als Muster „das Mondscheingemälde“ empfohlen.

[1]) XI, 138. M. 1, 163 f. H. VI, 293 f. „Ich nenne nothwendige Fehler solche, ohne welche vorzügliche Schönheiten nicht sein würden; denen man nicht anders, als mit Verlust dieser Schönheiten abhelfen kann.“ Es folgen Beispiele aus Miltons verlorenem Paradies.

Unterschied von den einfachen Handlungen), welche sowohl im Raume als in der Zeit sich bewegen können, als das eigentliche gemeinschaftliche Gebiet der Malerei und Poesie, nur daß sie es nicht auf einerlei Art bebauen können, woraus wieder für beide eine doppelte Regel folgt: diese nämlich, daß der Maler bei Vorstellung collektiver Handlungen mehr auf die Schönheit des Ganzen, der Dichter hingegen mehr darauf sehen muß, daß so viel als möglich jeder einzelne Theil schön sei (XI, 145. M. 1, 170. H. VI, 296). Ja, sobald es nur zur Wirkung des Ganzen etwas beitragen kann, ist es dem Maler ebenso erlaubt als zuträglich, unter diese Theile auch minder schöne und gleichgültige Theile zu mengen. Zufolge dieser Regel fällt Lessing ein strenges Urtheil über eines der berühmtesten Gemälde der neuern Zeit, über das jüngste Gericht Michel Angelos in der Sixtinischen Kapelle; und die vorzüglichsten Kenner der Kunst haben in unsern Tagen nicht anders geurtheilt. „Michel Angelo," bemerkt er ebendaselbst, „hätte kein jüngstes Gericht malen sollen; nicht zu gedenken, wie viel dieses Gemälde durch die verjüngten Dimensionen von der Seite des Erhabenen verlieren muß, da das allergrößte doch noch immer ein jüngstes Gericht en mignature ist: so ist es gar keiner schönen Anordnung fähig, die auf einmal ins Auge fallen könnte; und die allzuvielen Figuren, so gelehrt und kunstreich auch eine jede für sich selbst ist, verwirren und ermüden das Auge."[1]) Dahingegen rühmt Lessing in seinen Kollektaneen (XI, 306. M. 1, 416. H. XIX, 382) das wenig bekannte Gemälde des Hamburgischen Malers Wagenfeldt in der Johanniskirche zu Hamburg, welches den Jakob in der Morgendämmerung mit dem Engel ringend vorstellt (1. Mos. 32, 24 ff.) Die Art, wie er sein Urtheil begründet, zeigt hinlänglich nicht allein eine rege Theilnahme, sondern auch eine lebendige und dankbare Auffassung der Geheimnisse der Kunst in ihrer harmonischen Wirkung, ohne daß irgend eine Formel oder Regel ihm die Freiheit des Urtheils und den Genuß verkümmerte.[2]) In gleichem Geiste und beherzigenswerth klingt endlich die von Lessing ausgesprochene „Ermunterung, die bildenden Künstler aus den alten Zeiten zurückzurufen, und sie mit Begebenheiten unserer jetzigen Zeit zu beschäftigen." Er erinnert an „Aristoteles Rath, die Thaten Alexanders zu malen" (XI. 129. M. 1, 154. H. VI, 262). — Ich übergehe verschiedene feine und treffende Bemerkungen Lessings über den Werth und die Bedeutung neuerer Maler z. B. Rembrandts (XI, 372. M. 1, 506. H. XIX, 478.) Das Interesse an der neuern Kunstgeschichte begleitete ihn bis ans Ende seines Lebens.[3])

Blicken wir andrerseits noch einmal auf das höchste und allgemeine Gesetz der bildenden Kunst bei den Alten zurück, welches nach Lessing und Winckelmann (denen Goethe und Herder beistimmen) die Schönheit war, und als Folge der

---

[1]) Vgl. A. Stahr, Ein Jahr in Italien, 1847. II, 249. Aehnlich urtheilt ein Ungenannter im Morgenblatt 1851. „Die Sixtinische Kapelle" S. 168—173. „Daß ich es gerade heraussage, diesem Gemälde fehlt die dem vollendeten Kunstwerk unentbehrliche Einheit." — [2]) Otto Wagenfeldt, ein Maler aus dem 17. Jahrhundert, wird in Naglers Künstler-Lexicon (Bd. XXI, 49) ein Meister von Talent genannt, in dessen historischen Gemälden sich jedoch der Mangel an guter Schule kund zu geben scheine. Nach Lessings Schilderung und Urtheil sollte ihn dieser Tadel nicht treffen. — [3]) Davon zeugen u. a. seine (zu Wolfenbüttel verfaßten) Anmerkungen zu Fueßlis Künstler-Lexicon u. s. w.

Schönheit die Ruhe und Mäßigung aller Affekte und Empfindungen, so hat auch hier die starre Logik des Princips einer unbefangenen, regeren und freiern Auffassung des Ganzen, wie der einzelnen Denkmäler der griechischen Kunst weichen müssen. Es kann nicht auffallen, daß auch die Gegner Lessings und Winckelmanns von der Gruppe des Laokoon ausgingen. Hier wäre Hirt in erster Reihe zu nennen, welcher gegen Winckelmann und Lessing das Charakteristische, Individuelle, kurz den Ausdruck in seinem schärfsten Gepräge als allgemeines Gesetz der griechischen Kunst geltend machen wollte. Hätte er nur bei diesem Bestreben nicht den Boden des Ideellen, ohne welches von wahrer Kunst nicht gesprochen werden darf, gänzlich verlassen: so daß er dem Spotte Goethes allzuleicht eine Blöße öffnete.[1]) Worin indeß die vorzüglichsten Antiquare und Kunstkenner, bei aller sonstigen Verschiedenheit des geschichtlichen Standpunktes, heute übereinkommen, ist, daß die Gruppe des Laokoon vergleichungsweise von jener hohen Mäßigung und Ruhe des griechischen Ideals sich am weitesten entferne, so daß mit demselben Bildwerke, an welches Lessing und Winckelmann ihre Theorie knüpften, diese am meisten widerlegt würde! Wie sehr wieder diese Auffassung auf die Bestimmung der Stelle, welche Laokoon in der Geschichte der griechischen Kunst einnehmen wird, zurückwirken mußte, wird weiterhin zur Sprache kommen. Nur würde Laokoon nicht vereinzelt dastehen: jene Ruhe und Abgeschlossenheit der Statuen wird sich kaum einmal in ihrer ganzen Strenge finden, und wo sie sich findet, gehört sie nicht der höchsten Blüthe, sondern den Anfängen der griechischen Kunstentwickelung — oder auch diese plastische Ruhe ist eine nur scheinbare.[2]) Leicht halten wir eine Statue für weniger effektvoll, als sie ist, bloß weil sie ihrer Natur nach nicht mit der Kraft eines Gemäldes auf uns wirkt. Materieller scheint der Grund, welcher aus der Natur des griechischen Profils hergeleitet wird, deren feste Norm, besonders aber die Linie der Stirn und Nase, „ein unerschütterlicher Damm ist, welchen der reißendste Strom der Leidenschaften nie ganz durchbrechen kann.“ Und dennoch zeige „die Marmorwelt der griechischen Kunst eine Fülle des Lebens, der Bewegung, ja der Handlung, welche nur durch die Harmonie der Theile zu dem Ganzen mit der Herrschaft der Seele über den Leib, die Macht der Schönheit erringt und festhält. Nie aber ist dieses Maß der Bewegung bis

---

[1]) Kein anderer als Hirt ist unter dem Charakteristiker zu verstehen, welcher in dem „Sammler und die Seinigen,“ Werke XXXVIII, 34—95. 132, H. XXVIII, 106—157, besonders 132, Anm.**), persiflirt wird. Der „Oheim“ nennt diese Charakteristiker „Skeletisten, Winkler, Steife.“ Auch sein Aufsatz: „Ueber Laokoon“ (XXXVIII, 35 ff. H. XXVIII, 31—41), ist Hirts Abhandlung in den Horen von 1797 entgegengesetzt. (XLIII, 14. ib. 30.) — [2]) Feuerbach, der Vaticanische Apollo. S. 16 ff. Von Bedeutung ist auch die Bemerkung desselben Schriftstellers (S. 189): „daß die Plastik in abstracto und die Plastik der Griechen zwei ganz verschiedene Dinge sind.... An der mediceischen Venus ist der eine Fuß beinahe eine Parthie und drei Minuten länger als der andere. Das linke Bein des Laokoon mißt vier Minuten, das rechte seines älteren Sohns fast neun Minuten zu viel u. s. w. Alle jene Abnormitäten aber an den bessern Statuen verschwinden in der Regel dem Auge, wenn der Beschauer in eine gehörige Entfernung von der Statue zurücktritt“... und so kommt er S. 192 zu dem Schlusse: „Wie sehr sich auch unser Gefühl dagegen sträuben mag — mehr als ein Moment der Malerei haben die griechischen Bildner in die Sphäre ihrer Kunst hinübergezogen, ein und das andere selbst in die Grundnerven des sogenannten griechischen Ideals aufgenommen“ u. s. w.

zu dem Punkte einer absoluten Ruhe zurückgeführt." Was von den Werken der Bildhauerei gilt, das galt in noch viel höherem Maße von den Werken der Malerei, auch in denjenigen Gemälden, welche Lessing für seinen Satz anführt, nämlich in der Medea des Timomachus und in dem rasenden Ajax des nämlichen Künstlers.

Aber wie die Wechselwirkung und Berührung zwischen Malerei und Plastik bei den Griechen in einem viel höheren Grade stattgefunden hat, als man nach der üblichen Vorstellung von dem Uebergewicht der letztern und der Reinheit des plastischen Styls angenommen hat,[1]) wie andrerseits ihre Maler bisweilen die kühnsten allegorischen Darstellungen nicht scheuten,[2]) so erweitert sich die Beziehung zwischen Poesie und bildender Kunst bei den Alten vor unserem Blick bedeutend, wenn man die Wirkung der alten Kunstwerke mit den Urtheilen der alten Kunstrichter und Philosophen selbst vergleicht. Sie verlangten und empfingen von ihren Statuen und Gemälden eine poetische Wirkung, nicht bloß für ein gewisses allgemeines Gefühl, wie wenn wir Neuern uns der Rührung beim Anblick eines landschaftlichen Naturgemäldes überlassen, sondern sie gingen auf poetisch-dramatische Wirkung in Gruppen von gemeißelten und gemalten Gestalten aus. O. Müller (S. 130) hebt dies beim Laokoon hervor: „Ein Wunder der Kunst, in Betracht des feinen und edlen Geschmacks in der Lösung einer so schwierigen Aufgabe und der tiefen Wissenschaft in der Ausführung, aber deutlich auf glänzenden Effekt und Darlegung der Meisterschaft berechnet, und verglichen mit den Werken früherer Zeiten von einem gewissen theatralischen Charakter.[3]) Dahin gehört eine feine Bemerkung A. W. Schlegels über den dramatischen Charakter der griechischen Bildhauerkunst: „Vor der Gruppe der Niobe oder des Laokoon lernen wir eigentlich die Tragödien des Sophokles verstehen." Lessing ist bei seiner Vergleichung zwischen der Poesie und bildenden Kunst zu wenig von dem Epos, von Virgil und Homer, weggekommen, indem ihn die Frage über die Abhängigkeit der Künstler von dem epischen Dichter in Betreff des Laokoon, und die Homerischen Gemälde des Grafen Caylus festhielten; doch hat er gleich zu Anfang in der Vergleichung des Philoktet des Sophokles mit der Gruppe des Laokoon einen so herrlichen Anlauf genommen, von dem er sich nur weiter tragen lassen mußte, um seine Abhandlung zu der Höhe einer universellen vergleichenden Betrachtung der Kunst und Poesie bei den Griechen zu erheben und die fruchtbarsten Folgerungen für die Kunst daraus zu schöpfen. Aber vielleicht hätte Lessing, wenn er die beiden übrigen Theile, seinem Plane gemäß,

---

[1]) Feuerbach a. a. O. 203—214, besonders mit Bezug auf die farbige Skulptur, Ausmalung und Ausfüllung der Augen an den Statuen u. s. w. Lessing selbst bringt in seiner Abhandlung über das Epigramm (VIII, 521. M. 500. H. X, 190), zur Erklärung eines solchen in der griechischen Anthologie (lib. II, cap. 22. [= XI, 112]), mit Hinweisung auf Winckelmanns Anmerkungen über seine Geschichte der Kunst, den Gebrauch der alten Bildhauer bei, den Augapfel an den Bildsäulen künstlich zu ersetzen, und so „durch einen Schritt über die Grenzen ihrer Kunst die Malerei hier wiederum einzuholen." (Wiewohl der Recensent der Bibliothek — herausgegeben von Walch — Göttingen 1770. Bd. I, 315—319 diese Auslegung bestreitet.) — Siehe die Beilage. — [2]) Tölken, Ueber das Basrelief S. 107. — [3]) Dasselbe bemerkt Vischer, Aesthetik III, 1, 137 sowohl vom Laokoon als vom Vaticanischen Apollo.

hinzugefügt hätte, diesen Weg eingeschlagen; er hätte es so gewiß gethan, als ihm das Drama (sahen wir), und nicht das Epos die Vollendung aller Poesie bedeutete. Einen fruchtbaren Wink wenigstens nach dieser Richtung läßt er fallen, indem er auf die verlorene Tragödie des Sophokles: Laokoon aufmerksam macht. „Wenn uns das Schicksal doch auch diesen Laokoon gegönnt hätte!" ruft er aus. „Aus den leichten Erwähnungen, die seiner einige alte Grammatiker thun, läßt sich nicht schließen, wie der Dichter diesen Stoff behandelt habe. So viel bin ich versichert, daß er den Laokoon nicht stoischer als den Philoktet und Herkules wird geschildert haben." (Kap. I.)[1]). Sehr wahr; aber ist nicht auch in der Marmorgruppe, bei allem Maße in der Ausführung und dem vollkommenen Siege des Geistes über die Materie, alles Stoische weit entfernt? So konnte denn mit Recht Feuerbach behaupten: „Wäre der Laokoon des Sophokles nicht verloren, so würde sich Niemand einen Vergleich zwischen der vatikanischen Gruppe und der Schilderung des Virgil haben beikommen lassen. Gehöre die Gruppe in welche Zeit sie wolle, sie hat nichts mit der römischen Epopöe, aber alles mit der schönsten Blüthe der griechischen Tragödie gemein.[2]) Und in gleichem Geiste sucht dieser sinnreiche Kunstrichter in den beiden andern berühmten Bildwerken, welche mit dem Laokoon unter den Resten des Alterthums in erster Reihe stehen, die poetische und theatralische Grundidee nachzuweisen, nämlich in der Gruppe der Niobe und in dem vatikanischen Apollo. Ist eine solche Beziehung vorhanden (und warum sollte man sie läugnen?), so muß die Schlußfolgerung und Regel in Lessings Laokoon, wie der Künstler dem Dichter nachahmen könne und dürfe, bedeutend sich erweitern. Die Stellung des bildenden Künstlers zu dem epischen und dem dramatischen Dichter ist nicht gleich; aber doch werden Lessings Regeln über die Nachahmung des Dichters durch den bildenden Künstler, im Allgemeinen und Wesentlichen, auch jetzt ihre Wahrheit, ihren Nutzen behalten. Auch von der Nachahmung und Darstellung tragischer Scenen und Charactere aus den Dramatikern bei den Alten wird gelten, was Lessing (VI, 504. M. 475, H. 135.) sagt: „Sie nährten sich mit dem Geiste des Dichters; sie füllten ihre Einbildungskraft mit seinen erhabensten Zügen; das Feuer seines Enthusiasmus entflammte den ihrigen; sie sahen und empfanden wie er; und

---

[1]) Vgl. F. G. Welcker, Die Griechische Tragödie mit Rücksicht auf den epischen Cyclus geordnet. 1. Abth. (Rhein. Mus. für Phil. 2. Supplbd. 1. Abth. Bonn 1849,) S. 151—157 „Laokoon." Die im Text angeführten Worte Lessings sind S. 153 beigebracht: „Lessing bemerkt sehr wahr im Laokoon" u. s. w. Ebendaselbst ist auf Herders Kritische Wälder 1, 8, der schon an einen Einfluß des Sophokleischen Stückes auf den Künstler gedacht, hingewiesen. Endlich macht der Verfasser auf die Tragödie Laokoon in fünf Akten von G. Chr. Braun (Mainz 1824), die vorzüglich dem Quintus Calaber folgt, aufmerksam. — [2]) S. 390: — „Die schmerzlich bewegte Gestalt ist hier nur der fixirte Moment des Verderbens. In einem ähnlichen Sinne klammert sich der Unglückliche der griechischen Tragödie mit endlosen vergeblichen Klagen noch an das Unglück fest, wenn dieses längst ein unwiderrufliches geworden ist. — Denn es ist keineswegs ein beklommenes Seufzen, wie Winckelmann glaubte; es ist der laute, volltönende Weheruf, welchen der griechische Beschauer von den Lippen des leidenden Philoktet, des rasenden Herkules, des sterbenden Agamemnon zu hören gewohnt war. Unbegreiflich, wie man das je verkennen konnte!" — Vgl. Ad. Stahr, Ein Jahr in Italien III, 208. K. F. Hermann, Ueber die Studien der griechischen Künstler, Studien, Göttingen 1847, II, 41.

so wurden ihre Werke Abdrücke (der Homerischen), nicht in dem Verhältnisse eines Portraits zu seinem Originale, sondern in dem Verhältnisse eines Sohnes zu seinem Vater; ähnlich, aber verschieden." Auch waren sie für die spätere Generation nicht verloren; dies zeigten z. B. Tischbeins Zeichnungen nach Homer, welche ihm von Goethe das Lob erwarben, daß er durch das Studium der Antike sich immer mehr der Einsicht näherte: „wie der bildende Künstler mit dem Dichter zu wetteifern habe (Worte Lessings an der eben angeführten Stelle). Wie viel weiter war man nicht schon gekommen," setzt Goethe hinzu, „als vor zwanzig Jahren, da der treffliche, das Aechte vorahnende (mehr als blos vorahnende!) Lessing vor den Irrwegen des Grafen Caylus warnen und gegen Klotz und Riedel seine Ueberzeugung vertheidigen mußte, daß man nämlich nicht nach dem Homer, sondern wie Homer mythologisch-epische Gegenstände bildkünstlerisch zu behandeln habe."[1])

Siebentes Kapitel.

Ein jedes Werk, womit die Nationalliteratur wahrhaft bereichert wird, erhält seine eigentliche Bedeutung, seine Weihe, nicht soweit die Kritik dadurch herausgefordert und beschäftigt wird, sondern in wie weit es in verwandten Geistern zündet, sie zur Produktion anregt und so eine neue Reihe in der Bewegung und dem Leben des nationalen Geistes anfängt. Eine solche Wirkung erzeugte Laokoon naturgemäß weniger in den Männern des scheidenden Zeitalters als in den Jünglingen, auf denen die neue Zukunft unserer Literatur ruht. Wen aber kann ich (ich wiederhole es) hier eher nennen als ihn, zu welchem Lessing als der wahre Vorläufer zu betrachten ist?

Ich meine Goethe, welcher zur Zeit, als Laokoon herauskam, auf der Universität zu Leipzig noch in seinem dunkeln Drange, rathlos der Unbestimmtheit und Verwirrung um ihn her preisgegeben, sich mit Andern sehnsuchtsvoll nach einer neuen Erleuchtung umsah: „die uns denn auch," sagt er, „durch einen Mann kommen sollte, dem wir schon so viel schuldig waren. . . . Man muß Jüngling sein, um sich zu vergegenwärtigen, welche Wirkung Lessings Laokoon auf uns ausübte, indem dieses Werk uns aus der Region eines kümmerlichen Anschauens in die freien Gefilde des Gedankens hinriß. Das so lange mißverstandene: ut pictura poësis (in Horaz' Ars poëtica), war auf einmal beseitigt, der Unterschied der bildenden und Redekünste klar, die Gipfel beider erschienen nun getrennt, wie nah ihre Basen auch zusammenstoßen moch-

---

[1]) Werke XXXI, 98 [Annalen zum Jahre 1801]. H. XXVII, 59. Dennoch gab es damals noch einen Carstens, welcher unter seinen Bildern auch eine Darstellung der Zeit und des Raums gab, worüber Fernow in einem Briefe aus Rom vom Mai 1795 berichtete. Hierauf bezieht sich das bekannte, witzige Epigramm Schillers:

Das Neueste aus Rom.

Raum und Zeit hat man wirklich gemalt; es steht zu erwarten,
Daß man mit ähnlichem Glück nächstens die Tugend uns tanzt.

ten. Der bildende Künstler sollte sich innerhalb der Grenze des Schönen halten, wenn dem redenden, der die Bedeutung jeder Art nicht entbehren kann, auch darüber hinaus zu schweifen vergönnt wäre. Jener arbeitet für den äußern Sinn, der nur durch das Schöne befriedigt wird, dieser für die Einbildungskraft, die sich wohl mit dem Häßlichen noch abfinden mag. Wie vor einem Blitz erleuchteten sich uns alle Folgen dieses herrlichen Gedankens, alle bisherige anleitende und urtheilende Kritik ward, wie ein abgetragener Rock, weggeworfen, wir hielten uns von allem Uebel erlöst, und glaubten mit einigem Mitleid auf das sonst so herrliche sechzehnte Jahrhundert herabblicken zu dürfen, wo man in deutschen Bildwerken und Gedichten das Leben nur unter der Form eines schellenbehangenen Narren, den Tod unter der Unform eines klappernden Gerippes, so wie die nothwendigen und zufälligen Uebel der Welt unter dem Bilde des fratzenhaften Teufels zu vergegenwärtigen wußte."

„Am meisten entzückte uns die Schönheit jenes Gedankens, daß die Alten den Tod als den Bruder des Schlafs anerkannt, und beide, wie es Menächmen (Zwillingen in einem Plautinischen Lustspiel) geziemt, zum Verwechseln gleich gebildet. Hier konnten wir nun erst den Triumph des Schönen höchlich feiern und das Häßliche jeder Art, da es doch einmal aus der Welt nicht zu vertreiben ist, im Reiche der Kunst nur in den niedrigen Kreis des Lächerlichen verweisen."

„Die Herrlichkeit solcher Haupt- und Grundbegriffe (setzt Goethe hinzu) erscheint nur dem Gemüth, auf welches sie ihre unendliche Wirksamkeit ausüben, erscheint nur der Zeit, in welcher sie ersehnt, im rechten Augenblick hervortreten. Da beschäftigen sich die, welchen mit solcher Nahrung gedient ist, liebevoll ganze Epochen ihres Lebens damit und erfreuen sich eines überschwänglichen Wachsthums, indessen es nicht an Menschen fehlt, die sich auf der Stelle einer solcher Wirkung widersetzen, und nicht an andern, die in der Folge an dem hohen Sinne markten und mäkeln. . . . ." [1])

Es ist belohnend, die Einwirkungen Laokoons auf Goethe, wie er, von der Höhe des Greisenalters auf seine früheste Jugend zurückblickend, nicht ohne einen leisen Anflug von Ironie, davon redet, durch die verschiedenen Stadien seiner Laufbahn zu verfolgen: wie dadurch unmittelbar die unwiderstehliche Sehnsucht in ihm rege wird, nach Dresden zu gehen, um hier einmal „bedeutende Kunstwerke in größerer Masse zu erblicken," womit er sich erst seiner innersten ausgesprochenen Verwandtschaft, ja seines Berufs zur Kunst bewußt wird, während er als Dichter von der „Bilderjagd," zu der man in Leipzig nach Kleists Vorgang die jungen Dichter ermahnte, gründlich befreit wurde. Mit ihm nicht minder unsere besten Schriftsteller.[2]) Wohl erschließt sich ihm in der Folge, in Straßburg, durch den

[1]) Werke XXV, 161—163. H. XXI, 95 f. Siehe die Beilage. — [2]) „Auf unsere spätern Dichter wirkte aber Lessings Lehre schlagend: man darf nur Goethes ganze Dichtung und Schillers „„Spaziergang"" überdenken, oder Acht darauf haben, wie Wieland in allen seinen Erzählungen aller Verführung zu Schildereien sorgsam aus dem Wege ginge ausdrücklich weil ihn Lessing „„an dem Ohre zupfte"" (Gervinus IV, 342). Schon 1768 lobt Wieland J. G. Jacobis „Venus im Bade" als ein Exempel für Lessings sehr richtige Grundsätze über die poetische Malerei. „Wie unendlich besser malt, schildert Jacobi seine Liebesgöttin, ohne sich in den kleinsten Detail ihrer Reizungen ein-

Münster das Geheimniß der Baukunst des Mittelalters, und er fühlt sich, Dank dem Umgange Herders, zu dem altdeutschen Wesen in Leben und Kunst hingezogen; Faust, welcher um diese Zeit angelegt wird, klingt von diesen Eindrücken wieder; Götz von Berlichingen feiert jenes „sonst herrliche sechzehnte Jahrhundert," auf welches er nach Lessings Laokoon mit einigem Mitleiden glaubte herabsehen zu dürfen. Wer verkennt andrerseits den Geist Laokoons in Werthers Leiden, ich meine jene feurige Begeisterung für Homer, für die Natur in Homer, für welche Lessing den Deutschen, in dem tiefern Gegensatz zu dem mehr rhetorischen Virgil, dem Epiker der feinern Civilisation, die Augen geöffnet und in den Edlern zu Bewußtsein gebracht hatte,[1]) während jener flache Mode-Enthusiasmus für die Antike, Kunst und Aesthetik in dem jungen Manne belächelt wird, welcher „erst von Akademieen kommt und viel Wissens vor Werther auskramt, von Batteux bis zu Wood, von de Piles zu Winckelmann, und ihm versichert, er habe Sulzers Theorie, den ersten Theil, ganz durchgelesen, und besitze ein Manuscript von Heynen über das Studium der Antike." Noch aber hat er sich nicht ganz aus diesem Schwanken zwischen zwei, nach entgegengesetzten Zielen führenden, Richtungen befreit, bis er nach Rom gelangt, und eine Welt voll großer Anschauungen in sich aufnimmt, wie er sie in dunkeln Begriffen bisher nur geahnet. Von jetzt ab, da seine Erziehung durch die Kunst der Alten und Neuen sich vollendete, wurde Goethe und blieb für immer der Verkünder jenes „Evangeliums des Schönen," welches sich an die Namen Winckelmanns und Lessings knüpfte, deren Geist er, mit den Vorzügen des einen und des andern, in sich, in seinen Schriften vereinigt zu haben scheint, bald auf die höhere Einheit und Verwandtschaft der Künste in der Idee, bald auf die nothwendige Sonderung der Künste und Kunstarten unter einander hindeutend. Seines von Liebe und Wärme beseelten Aufsatzes über Laokoon, wodurch er dem schroffen Realismus Hirts vorbeugen wollte, ist schon gedacht worden. Obschon Lessing darin nirgends angeführt ist, so zeigt Goethe sich hier durchgängig als seinen wahren Schüler, welcher die Gedanken des Lehrers selbstständig fortbildet und erweitert und sich selbst darin nicht ganz von ihm befreit, daß er diese Gruppe dem Höchsten, was die alte Welt an Kunstwerken uns hinterlassen, wo nicht vorzieht, doch völlig gleichstellt. Die Anschauungen, die Begeisterung für die romantische Kunst des Mittelalters, hat er im höhern Alter weit, vielleicht zu weit hinter sich gelassen.[2])

---

zulassen, als Ariost, sonst mein Liebling, seine Alcina durch seine kunstmäßige Beschreibung, die gleichwohl in ihrer Art selbst ein Meisterstück ist." Treffliches nach dieser Seite findet man in dem schon angeführten Aufsatze von Moritz Carrière, in Bezug auf Goethe und die neuern deutschen Dichter ausgeführt.

[1]) In Heynes Leben von Heeren S. 154 ist ein Brief des ältern Brandes an Heyne aus Hannover den 4. Juli 1766 über Lessings Laokoon mitgetheilt, wo er diesen wegen des feinen Gefühls und Geschmacks über Winckelmann setzt, den er offenbar unterschätzt. Hier heißt es: „Möchte er (Winckelmann) nur auch Dichter sein und den Enthusiasmus empfinden, der einen Homer erfüllte! Wie voll ist Lessing nicht davon; und wie sehr gefällt mir sein Urtheil über Virgil! Ich habe es bisher nicht gewagt, zu bekennen, daß mich dieser letztere nur an wenig Orten gerührt habe." — [2]) Vgl. H. Hettner, Die romantische Schule in ihrem Zusammenhange mit Goethe und Schiller. 1850, 91, wo ich jedoch dem diametralen Gegensatz von Naturwahrheit und Kunstwahrheit, auf Goethe angewandt, nicht in diesem Umfange beistimmen kann.

3. Anders bei dem zwar noch jugendlichen, aber doch schon weit entwickelteren und vorgeschritteneren Herder.[1]) Der erste Eindruck des Laokoon ist zwar bei ihm unbedingt. Er hatte ihn bei seinem Erscheinen „einen Nachmittag und die folgende Nacht durch recht heißhungrig dreimal nach einander durchgelesen." Er sagt in seinem Briefe an Scheffner aus Riga den 4. October 1766, woraus vorstehende Worte entlehnt sind: „Da ich diesen Sommer auch mit dem Homer mich beschäftigt, so sind Lessings Anmerkungen über ihn gleichsam Samenkörner auf frisches, lockeres Land für mich gewesen: ich finde es sehr billig, genau und fruchtbar, daß das Nebeneinander für den Maler, und das Aufeinander für den Dichter ist. Bei seinen verbesserten Lesarten finde ich meistens Wahrheit und Neuheit, aber immer zu viel Geschrei und fast zu viel Bemühen, sie ins Licht zu setzen. — Lessing mit Winckelmann zu vergleichen (fährt er fort): ist jener fruchtbarer und nützlicher, dieser mühsamer und fleißiger; jener denkt mehr und weiß es uns zu zeigen, nicht bloß was, sonder wie ers gedacht hat; er führt uns in die Werkstätte seines Geistes und lehrt uns denken; dieser hat seine größten Gedanken aus den Alten, und wo er denkt, zeigt er uns gleichsam nur das Produkt seiner Geistesarbeit, nicht seine Denkart; jener ist bloß ein gelehrter Raisonneur von Genie und Geschmack; dieser ein geschmackvoller Antiquarius von wenigem, aber starkem Urtheil. Lessing sitzt auf Winckelmanns Schultern und sieht also größer und weiter: unter den Aesthetikern von Profession steht Winckelmann, und unter den Philologen vom Handwerk Lessing nicht vorzüglich in ihrer Sphäre, und wir versetzen sie ingratis Musis." — Es ist hier noch, als wenn zwei Seelen in Herder sich streiten, welchen von beiden er sich „zum Helden wählen" solle. Unterdessen arbeitet die von Lessing in ihm erzeugte Gährung immer lebendiger und kühner fort, und nachdem er 1767 anonym mit den Fragmenten über die neuere deutsche Literatur hervorgetreten war, erschienen 1769 ebenfalls anonym die Kritischen Wälder, deren erstes Wäldchen: „Herrn Lessings Laokoon gewidmet," die anfängliche Beistimmung zu den leitenden Grundsätzen Lessings größtentheils zurücknahm. Setzen wir hinzu: Herder hat sich unterdessen in dem Streite zwischen Winckelmann und Lessing für den erstern entschieden; das erste Wäldchen ist im Wesentlichen eine Apologie Winckelmanns, welchem er schon in den Fragmenten ein dithyrambisches Lob gewidmet, und wir haben im Allgemeinen die Richtung bezeichnet, welche seine Urtheile durchgängig nehmen.[2]) Es konnte nicht anders sein; wenn gleich er dem Genius eines Lessing die rechte Bewunderung zollt, ist er doch mit seiner ganzen symbolischen Anschauungsweise zu Winckelmann hingezogen, welchen er (in den Fragmenten) als einen „würdigen Griechen" betrachtet, „der aus der Asche seines Volkes aufgelebt ist, um sein Jahrhundert zu erleuchten, den er daher nicht anders lesen kann, als er einen Homer, Plato und Baco lese, und er seinen Apollo."

---

[1]) Herder war bei dem Erscheinen des Laokoon 22 Jahre alt, fünf Jahre älter als Goethe. — [2]) Im Geiste Winkelmanns, mit einer Beimischung christlicher Empfindung, ist Herders damals (1768) gedichtete Ode: „Laokoons Haupt," Herders W. III, 3, 116. H. I, 263. Lebensbild I, 2, 345), welche mit der Strophe schließt:

— Sei, o Haupt, mir Bote
Der Gottheit! — Leidensbild! — wie Majestät des Schmerzens
Auf ihrer Seele Andrer Seele
Gen Himmel zeucht und ruht!

Aber indem er zu diesem als einem Lehrer der Menschheit hinaufsieht, bleibt ihm, Winckelmann gegenüber, wenig zu thun und zu schaffen übrig. Was kann ihm Glücklicheres begegnen, als an Lessings reichen, scharf umgrenzten Begriffsbestimmungen die innerste Kraft seiner Grundanschauungen und Empfindungen zu prüfen, sollte er auch häufig nicht sowohl widerlegen als widersprechen? Sein Freund und Lehrer Hamann, welcher, seiner ganzen Natur nach, selbst von Lessing sich mehr abgestoßen als angezogen fühlte, hat doch in seiner Anzeige der kritischen Wälder so viel gesagt, daß das erste (über Laokoon) überhaupt für Winckelmann, und wo nicht über, doch wenigstens ziemlich neben Lessing geschrieben zu sein scheine.[1]) Die Schrift trug nichts desto weniger das Meiste dazu bei, die Besten der Nation um das Meisterwerk Lessings zu versammeln, dem Umstande und der Pedanterie eine Niederlage zu bereiten, welche gegen dieses Werk sich auflehnte, ein Werk, „an welchem die drei Huldgöttinnen unter den menschlichen Wissenschaften: die Muse der Philosophie, der Poesie und der Kunst des Schönen geschäftig gewesen; ein Werk, welches er mit der Bildsäule, von der es den Namen hat, vergleichen könnte, wenn nicht die Miene des Vollendeten, des schriftstellerischen ἐποίησε eben die wäre, die dieser Laokoon am wenigsten annehmen wollte." Was Herdern aber empörte, war die Zudringlichkeit solcher Kritiker, welche Lessingen „auf Kosten Winckelmanns" loben wollten, womit vor andern Klotz (in der Recension des Laokoon in seinen Acta literaria) gemeint und genannt ist. Fast schien es nöthig, solchen Gelehrten zuzurufen, daß Laokoon keine Streitschrift gegen Winckelmann sei und sein solle. Nun vergleicht er die Beiden nach der Verschiedenheit und Größe ihres Genius, beinahe mit denselben Ideen, welche er früher in seinem Briefe an Scheffner angedeutet hatte. Scharf und richtig wird darauf hingewiesen, daß es dem Verfasser des Laokoon weit mehr um die Poesie als um die Kunst zu thun war: „dies ist das Element, worin er sich bewegt, dies sein Zweck, und hier glänzte seine Kraft am stärksten." „Was er auf diesem Wege von dem Innern der Kunst findet, freilich nimmt ers auf; aber mir noch immer Lessing, der poetische Kunstrichter, der sich selbst Dichter fühlt." Ist auch diese Charakteristik nicht erschöpfend (denn um auch nur „auf dem Wege" in das Innere der Kunst zu schauen, gehört mehr als blos poetische Kritik), so kommt Winckelmann gegen Lessing fast in Nachtheil. Winckelmann, sagt Herder, sei kein Kritikus des Kunstgeschmacks und noch weit weniger der Poesie — und brauche es nicht zu sein. . . . „Als Künstler las er die Dichter, als Kunstlehrer brauchet er sie, und würde nicht so haben schreiben können, wenn er auch selbst die Dichter anders und nicht als Künstler gelesen. . . . Im Gefühl also dieser bildenden und nicht dichtenden Schönheit stand er auch vor Virgils Laokoon, wie vor dem Laokoon des Polydorus, und so muß er gelesen werden, denn das sind Schranken der menschlichen Natur, auf einmal nur eines sehen zu können, was man will und wie man will. Dies Eine war bei Winckelmann die Kunst." Herder sah nicht, daß er eigentlich nichts gethan, als daß er Lessingen in Winckelmann lobte und den Nutzen, ja die Nothwendigkeit des „Lao-

[1]) Hamanns Schriften III, 431. Aus der Königsberger Zeitung vom 6. Februar 1769.

koon“ an dem leuchtendsten Beispiele klar machte. Es sollte die Schranke der Begeisterung und der Phantasie, welche überall eines zu sehen glaubt, „was man will und wie man will“ durch Kritik und Wissenschaft so weit als möglich gehoben werden.

„Auch in der Schreibart sogar,“ heißt es in dieser Parallele zwischen Winckelmann und Lessing ferner, „haben Beide eine griechische Grazie zur Freundin; nur daß sie bei Beiden nicht Eine Grazie ist.“

„Winckelmanns Styl ist wie ein Kunstwerk der Alten. Gebildet in allen Theilen tritt jeder Gedanke hervor und stehet da edel, einfältig, erhaben, vollendet: er ist. Geworden sei er, wo oder wie er wolle, mit Mühe oder von selbst, in einem Griechen oder in Winckelmann; genug, daß er durch diesen auf einmal wie eine Minerva aus Jupiters Haupt dastehet und ist.“

„Lessings Schreibart ist der Styl eines Poeten, das ist eines Schriftstellers, nicht der gemacht hat, sondern der da machet, nicht der gedacht haben will, sondern uns vordenket, wir sehen sein Werk werdend wie das Schild des Achilles bei Homer. Er scheint uns die Veranlassung jeder Reflexion gleichsam vor Augen zu führen, stückweise zu zerlegen, zusammenzusetzen; nun springt die Triebfeder, das Rad läuft, ein Gedanke, ein Schluß giebt den andern, der Folgesatz kommt näher, da ist das Produkt der Betrachtung. Jeder Abschnitt ein Ausgedachtes, das τεταγμένον eines vollendeten Gedanken: sein Buch ein fortlaufendes Poem, mit Einsprüngen und Episoden, aber immer unstät, immer in Arbeit, im Fortschritt, im Werden. Sogar bis auf einzelne Bilder, Schilderungen und Verzierungen des Styls erstrecket sich dieser Unterschied zwischen beiden: Winckelmann der Künstler, der gebildet hat, Lessing der schaffende Poet. Jener ein erhabener Lehrer der Kunst; dieser selbst in der Philosophie seiner Schriften ein munterer Gesellschafter; sein Buch ein unterhaltender Dialog für unsern Geist.“ So richtig und wahr der geschilderte Eindruck ist, welchen so ganz verschieden organisirte Geister, wie Winckelmann und Lessing, auch in ihrem Styl machen mußten, so nahe liegt es doch, die Bezeichnung umzukehren; und man wird, mit Goethe, eher in Winckelmann, als in Lessing den Poeten sehen. „Er muß Poet sein, er mag daran denken, er mag wollen oder nicht. . . .“[1]) Viel eher aber könnte man Lessings Laokoon einem Kunstwerk vergleichen, worin nämlich ein Ganzes von Gedanken dialogisch vor unserem Geiste sich auseinander legt, nicht unähnlich den Platonischen Dialogen.

Herder folgt nun dem Gange im Laokoon in der Folge der Abschnitte, Schritt vor Schritt. Mehrere seiner Einwürfe haben wir auf unserem Wege bereits mitgenommen. Die Schönheit, als Hauptgesetz in der bildenden Kunst bei den Griechen, wird unbedingt zugestanden, nachdem „der große Winckelmann die schöne griechische Natur so meisterhaft gezeigt, daß wohl keiner als ein Unwissender und Fühlloser es läugnen würde.“ (Nur daß Lessing unabhängig von Winckelmann, und in gewisser Rücksicht gegen ihn, auf jenes Gesetz geführt worden war.) Desto mehr bestrebt sich Herder, Lessings Principien über den Unterschied zwischen Poesie und Kunst umzustoßen, ohne zu

[1]) Goethes W. XXXVII, 54. H. XXVIII, 221.

berücksichtigen, wie eng Lessings Regeln hierüber mit dem von ihm als Hauptgesetz hingestellten Principe der Schönheit in der alten und der bildenden Kunst überhaupt zusammenhängen.[1]) Er sagt,[2]) mit Bezug auf Kap. 16 im Laokoon: Die artikulirten Töne haben in der Poesie nicht ebendasselbe Verhältniß zu ihrem Bezeichneten, was in der Malerei Figuren und Farben zu dem ihrigen haben. „Können also", fragt er, „zwei so verschiedene Dinge ein drittes, einen ersten Grundsatz zum Unterschiede, zum Wesen beider Künste geben?" — Diese Bemerkung wäre schlagend, wenn es Lessings Absicht gewesen wäre, durch die Vergleichung der Zeichen im Raum und in der Zeit,[3]) so wie der natürlichen und willkürlichen Zeichen das Wesen oder die Natur der Kunst und der Poesie auszusprechen. Dann hätte Herder vollkommen Recht, von der Poesie zu sagen, daß „das Aufeinanderfolgen der Töne, die Succession der Worte nicht der Mittelpunkt ihrer Wirkung sei." In Wahrheit aber läßt sich Lessing auf jenes innere Wesen, was die Poesie zu Poesie macht, gleichsam auf das Subjekt der Poesie, nicht ein, sondern ausdrücklich sind es die Gegenstände, die Vorwürfe, und nichts andres, wonach er die beiden Gebiete von Kunst und Poesie unterscheidet, und so als die eigentlichen Gegenstände der Malerei Körper, als die der Poesie Handlungen bestimmt. Die hier gegebene und so oft angefochtene, auch von uns der Prüfung unterworfene Definition der Poesie, enthält eine Abstraction von jedem Subjekte und jedem Inhalte der Handlung; sie wird aber auch nicht dadurch aufgehoben, wenn man jenes Subjekt, die wirkende Ursache hinzudenkt. Es erreicht daher im Grunde Lessingen nicht, wenn Herder, in Wahrheit mehr ergänzend, als widerlegend, die Frage in das Innere der Sache verlegend, eine ganz neue Reihe von Gedanken anknüpft, welche in sich selbst Geist und Zusammenhang zeigen, ohne übrigens die ursprüngliche Aufgabe des Laokoon, die Festsetzung der Grenzen zwischen Malerei und Poesie, auf eine neue Art zu lösen oder gar die praktischen Endergebnisse Lessings umzustoßen. Es fiele auch außerhalb unserer Aufgabe, den Gedankengang, den Herder nimmt, für sich zu verfolgen und zu prüfen. Nur so viel sei bemerkt: wenn Herder (a. a. O. S. 185 ff. ed. Suphan III, 137 ff.) die Theorie der schönen Wissenschaften und Künste auf die drei Grundbegriffe der Metaphysik: Raum, Zeit und Kraft aufbaut und folgende drei daraus ableitet: Die Künste, welche Werke liefern und im Raum wirken (Malerei); die Künste, die durch Energie wirken, in der Zeit folgen (Musik), und endlich die Poesie, welche durch Kraft wirkt; wenn er ferner seine Eintheilung in Künste, die ein Werk lie-

---

[1]) Dieser Zusammenhang ist auch Herrn Dr. Bollmann in seinem Programm über den Laokoon entgangen, indem er den Inhalt der ersten 15 §§, als bloßen „Ausgangspunkt" betrachtet, und von diesem reichen Inhalt ganz absieht. Bollmann hat sich überhaupt zu sehr Herdern als seinem Führer überlassen. — [2]) Herders Werke, Litt. und Kunst XIII, 182. ed. Suphan III, 135. — [3]) Dagegen geschieht Herdern von Gervinus (IV, 460) sehr Unrecht, wenn dieser ihn bei dieser Gelegenheit einer Entstellung, ja einer „Fälschung" der Lessing'schen Ansichten zeihet. Da, wo Herder a. a. O. S. 183 von „durch Zeit und Raum" spricht, stellt er Lessingen entgegen eine selbstständige Vergleichung zwischen Malerei und Musik. „Hier kann ich sagen: Malerei wirkt ganz durch den Raum, so wie Musik durch die Zeitfolge." In diesem Zusammenhange sind durch und in Synonyma.

fern, und Künste, die durch Energie wirken, schon im Aristoteles angegeben findet: so sehe ich nicht, wie er jene Eintheilung bei dem griechischen Philosophen hat finden können. Im Gegentheile kann die wahre Lehre des Aristoteles über den Begriff der Energie (*ἐνέργεια*) nur dazu dienen, das Schwankende in Herders Eintheilung darzulegen. Die Hinweisung auf Harris,[1]) von dem er durch einen Sprung zu Aristoteles kommt,[2]) als einen Vorgänger von Lessing, „der mit Lessingen einerlei Gegenstand bearbeitet, in Manchem weiter gekommen und scharfsinnig gnug war, seinen Gegenstand kurz und bündig zu erschöpfen, wenn er statt des leeren Rangstreites auf nichts als auf Unterschied, hiernach auf Grenzen, denn auf Gesetze hätte sehen wollen", ist gewiß nicht glücklicher. Verdienstlicher war es von Herder, die Tonkunst in den Kreis dieser Betrachtung gezogen zu haben, da die Grenzen zwischen Poesie und Musik oft ebenso wenig eingehalten worden, als zwischen Poesie und Malerei, und schon früher that er den Wunsch, daß hier der „Dichtkunst noch ein Lessing erstehen möge."[3]) Lessing hatte die Beziehung zwischen Poesie und Musik übrigens nicht aus den Augen verloren, da wo er von der Verbindung der schönen Künste mit einander zu einer gemeinschaftlichen Wirkung handelt (XI, 151 ff. M. 1, 177 ff. H. VI, 303 ff.), aber seinem Plane gemäß im ersten Theil des Laokoon übergangen und dieses Kapitel auf den folgenden Theil verschoben, worüber aus seinem Nachlaß uns ein Fragment erhalten ist, wo er auf jenes Verhältniß eben so scharfe Blicke warf als auf das Verhältniß der Poesie zur Malerei, wenn er gleich von der Musik noch weniger Kenntnisse gehabt zu haben scheint als von den bildenden Künsten. So bespricht er nach einander die Verbindungen der Poesie mit der Musik: „unter allen möglichen Verbindungen der schönen Kunste die vollkommenste, so daß die Natur selbst sie nicht sowohl zur Verbindung, als vielmehr zu einer und ebenderselben Kunst bestimmt zu haben scheinet." Er kann es daher nur bedauern, daß, wenn man jetzt noch an die Verbindung von Musik und Poesie denkt, man die eine Kunst nur zur Hülfskunst der andern macht, und von einer gemeinschaftlichen Wirkung, welche beide zu gleichen Theilen hervorbringen, gar nichts mehr weiß. Er bemerkt nämlich, daß man nur die eine Verbindung ausübe, in welcher die Dichtkunst die helfende Kunst ist, in der Oper, diejenige Verbindung aber, wo die Musik die helfende Kunst wäre, noch unbearbeitet gelassen habe.

Der Zeitpunkt der Regeneration der Oper durch Gluck war, als Lessing dies schrieb, noch nicht herangekommen, aber sehr nahe, und es bleibt denk-

---

[1]) J. Harris (1709—1780), Neffe des Grafen Shaftesbury, faßte in seinen Gesprächen über die Kunst, über die Musik, Malerei und Poesie, über die Glückseligkeit (in den Miscellanies, 3 voll. London 1744. Eine deutsche Uebersetzung erschien bereits 1756 in Danzig, nachher 1780 in Halle) im Geiste der damaligen englischen Moralisten vorzugsweise die moralische Seite bei seinen Vergleichungen auf, und begegnet sich daher fast nur zufällig hie und da mit Lessing. — [2]) Siehe die Beilage. Diesen Sprung läugnet Haym, Herder, I, 242, vgl. 245. — [3]) Herder an Scheffner, Riga den 23. September / 4. October 1766 (Herders Lebensbild. I, 2, 195). „Wer hat Poesie und Musik zusammengehalten, mit einem philosophischen und ästhetischen Kopf? Keiner als Krause, und das blos als Morgenstern; Marpurg ist ein Handwerker und Scheibe ein Stümper (!): Ramler in seinem Batteux hat Goldkörner gelesen — hier lebe noch ein Lessing auf, der uns einen Plato über die Grenzen der Musik und Poesie gebe."

würdig, daß Lessing aus seinen ästhetischen Principien heraus ein so volles Bewußtsein der in der Geschichte der neuen Poesie so fühlbaren Lücke gewonnen hat.[1]) Man fing indeß um diese Zeit an mehreren Orten Deutschlands, namentlich in Berlin und Hamburg, bereits an, bei der Aufführung von Trauerspielen an eine höhere Harmonie zwischen der Musik, vor und zwischen den Akten, mit dem Gegenstand und dem Geiste des Stückes zu denken. Der Hamburgische Kapellmeister Scheibe schrieb schon i. J. 1738 Symphonien zum Polyeukt des Corneille und Racine's Mithridat, und in seinem „Kritischen Musikus" erörterte er die Gesetze solcher Symphonien und ihrer verschiedenen Arten. Hertel in Hamburg, Agricola in Berlin folgten ihm später auf dem Wege dieser Reform. Sie fand an Lessing, als er nachmals dem Theater zu Hamburg zur Seite stand, die lebhafteste Unterstützung, weil sie seinem Begriff von der Verbindung dieser Künste entgegenkam. Er versuchte dort (VII, 115 M. 109. H. 164) den Begriff, gewissermaßen die Philosophie solcher Musik, im Allgemeinen festzusetzen. Nicht nach ihren Wirkungen, welche sich mit Worten überhaupt nicht beschreiben ließen, sondern nur nach den Absichten und Mitteln des Meisters will er seine Musik beurtheilen. Die Wichtigkeit, die Würde dieser Gattung findet er darin, daß „das Orchester bei unsern Schauspielen gewissermaßen die Stelle der alten Chöre vertritt." Obschon es nun Tonkünstler gebe und gegeben habe, welche im Ausdruck der Leidenschaften, auf welchen hierbei alles ankommt, bis zur Bewunderung glücklich sind, so mangele es doch noch an einem Philosophen, der aus ihrem Beispiel allgemeine Grundsätze hergeleitet hätte. Ein großer Schritt dazu könnte durch die Beeiferung der Tonkünstler in dergleichen dramatischen Symphonien geschehen. In der Vokalmusik helfe der Text dem Ausdruck allzusehr nach; der schwächste und schwankendste werde durch die Worte bestimmt und verstärkt; in der Instrumentalmusik hingegen falle diese Hilfe weg, „und sie sagt gar nichts, wenn sie das, was sie sagen will, nicht rechtschaffen sagt." Andrerseits erklärt Lessing sich, im Geiste seines Laokoon, gegen die musikalische Malerei. Er tadelt (XI, 344. M. 1, 467. H. XIX, 436) den Hamburgischen Kapellmeister Telemann wegen der Uebertreibung seiner Nachahmungen ins Abgeschmackte, indem er Dinge malte, welche die Musik gar nicht malen sollte; und lobt dagegen Graun, der einen viel zu zarten Geschmack hätte, um in diesen Fehler zu verfallen.

Wie ihm das Drama die Vollendung aller Poesie war, so erhob sich Lessing auch bei der Würdigung der Musik zu ihrer dramatischen Würde und Bedeutung. Herder dagegen geht über den lyrischen Werth und Gehalt der Musik, wie in der Poesie, im Ganzen nicht hinaus.

Die Kritischen Wälder schrieb Herder als junger Prediger zu Riga, und seine Stellung legte ihm den Zwang auf, als Verfasser sowohl der Fragmente, als der Wälder unerkannt zu bleiben. Als daher Klotz in seiner Bibliothek Herders Namen wider seinen Willen vor das Publikum brachte, erließ dieser eine öffentliche Erklärung in der allgemeinen deutschen Bibliothek, worin er auf das Feierlichste seine Urheberschaft an den Kritischen Wäldern verleugnete,[2])

---

[1]) Siehe die Beilage. — [2]) 1769. Herders Lebensbild I, 3, 2. S. 196. ed.

zum großen Unwillen Hamanns und der andern Freunde in Königsberg, welche ihn aus der ihm eigenthümlichen unruhigen, springenden Schreibart nur zu bald erkannt hatten. Lessing selbst wurde einen Augenblick irre, ohne daß es seiner Hochachtung vor dem hervorstechenden Talente des Verfassers Eintrag that, wiewohl er weit entfernt war, sich von ihm widerlegt, ja auch nur vollkommen verstanden zu halten. Er fand es nicht für nöthig, sich mit Herder in einen gelehrten Streit einzulassen; nur einmal, und zwar in der Abhandlung: Wie die Alten den Tod gebildet (siehe oben S. 38) weist er einen Widerspruch Herders zurück, „als den gründlichsten unter den über seine Auslegung einer Stelle des Pausanius gemachten Einwürfen, der sich von einem Gelehrten herschreibe, dem er wichtigere Erinnerungen zu danken habe. An Nicolai aber schrieb Lessing um diese Zeit aus Hamburg den 13. April 1769 (XII, 229. M. 271. H. XX, 1, 315): „Noch hat sich keiner, auch nicht einmal Herder, träumen lassen, wo ich hinaus will. Aber Herder will ja die Kritischen Wälder nicht geschrieben haben! Sagen Sie mir doch, wie ich seine Protestation desfalls nehmen soll. Der Verfasser sei indeß, wer er wolle, so ist er doch der einzige, um den es mir der Mühe lohnt, mit meinem Krame ganz an den Tag zu kommen."

Herders Scheu vor der Entdeckung seines Namens ging so weit, daß er nicht einmal in dem Briefe an Lessing, in welchem er ihm die bevorstehende Erscheinung der Wälder ankündigte, sich unterschrieben hat. Es giebt keinen redenderen Beweis von der Verehrung, womit Herder damals zu Lessingen hinaufsah.[1]) „Nehmen Sie (heißt es darin) die offenste Versicherung meiner Hochachtung an, die auch aus meiner ganzen Schrift erhellen muß und künftig noch mehr erhellen wird. Jedes Wort sei verbannt, was einen Lessing beleidigen wollte; allein jedes Wort werde auch um so schärfer geprüft, was ein Lessing sagt, denn wie viel hat der nicht Nachsager!"

Achtes Kapitel.

Nächst Herder hat fast nur noch Ein Kritiker sich des Beifalls von Lessing zu erfreuen gehabt: dies war der ungenannte Verfasser der Recension des Laokoon in der allgemeinen deutschen Bibliothek (Bd. IX, 1. Stück 1769). Lessing glaubte, den Namen des Verfassers zu wissen; es ist die Frage, ob er den rechten getroffen.[2]) Es war ein damals fast noch unbekannter junger

---

Suphan. IV, 341. Sehr entschieden klingt der Schluß: „Ich protestire nochmals gegen die Kritischen Wälder, mit deren Ton ich ebenso wenig zufrieden bin, als Herr Klotz" u. s. w.

[1]) A. a. O. I, 2. S. 415—417. Lessing, H. XX, 2, 277 f. — [2]) XII, 224. M. 266. H. XX, 1, 319. An Nicolai vom 26. Mai 1769. Diese Recension muß uns schon darum werth sein, weil sie Lessingen die in diesem Briefe dagegen geführte Vertheidigung ablockte, wo er sich, wie nirgends sonst, deutlich ausgelassen, wo er mit dem Laokoon eigentlich „hinaus wollte", und wovon oben Gebrauch gemacht worden.

Philosoph, Christian Garve aus Breslau. Zur Zeit, als Lessing noch in Breslau lebte, ging Garve (1763) in dem Alter von 21 Jahren auf die Universität zu Frankfurt an der Oder, um Alexander Baumgarten zu hören. Der anfänglichen Bestimmung zum Theologen hatte er aus Rücksicht auf seine Gesundheit entsagen müssen; er legte sich vorzüglich auf Philosophie und Mathematik in Frankfurt, ein Jahr darauf zu Halle und endlich in Leipzig, wo er in Gellerts Hause wohnte, welcher auf seine ganze sittliche Bildung den unverkennbarsten Einfluß übte. Durch Gellert wurde Garve mit Weiße bekannt, der ihm seine wärmste Freundschaft und ein unbedingtes Vertrauen zuwandte. Auch Ernesti und der ausgezeichnete Hellenist Friedrich Wolfgang Reiz, so wie Zollikofer wurden seine Freunde. Auf das Verlangen seiner Mutter, einer an Herz und Geist ausgezeichneten Frau, kehrte Garve 1767 nach Breslau zurück, ging aber nach Gellerts Tode als außerordentlicher Professor der Philosophie von neuem nach Leipzig, wo er bis 1772 verblieb. In diese Zeit fällt seine Kritik über Laokoon, eine seiner besten Arbeiten, worin er auf dem engen Raum von zwei Bogen das Wesentliche der Frage mit methodischer Schärfe und Bündigkeit zusammenfaßte.[1]) Daß seit dem Erscheinen des Laokoon drei Jahre verflossen waren, bis wohin schon so manche Stimme und in letzter Zeit die eines Herder sich hatte vernehmen lassen, war der Arbeit Garves nur förderlich geworden. Auf die Kritischen Wälder im Eingange hinweisend, sagt Garve: „Noch vor Kurzem hat ein Mann von Tiefsinn und Gelehrsamkeit über dieses Werk ein neues geschrieben. Aber eins ist noch vielleicht übrig: der Reihe der Lessing'schen Ideen nachzugehen, den Faden, wenn er, um durch angenehmere Wege zu führen, Krümmungen macht, abzukürzen und gerade zu leiten;" denn in der That sei Lessings Buch mehr eine Geschichte seiner Meditation, als das bloße Resultat derselben. Man findet bei Garve schon eigentlich alles gesagt und entwickelt, was später über die dialektischen und stilistischen Vorzüge in Lessings Laokoon bemerkt wurde; nicht ohne auf die Nachtheile hinzudeuten, welche eine so seltene, meisterhafte Darstellungskunst gerade auf dem Gebiete der Philosophie bei flachen, unkritischen Köpfen zu bewirken im Stande sei. Der größte Nutzen dieses Buchs besteht, sagt Garve, vor andern darin, daß man an ihm und seinem Verfasser „die menschliche Seele in einer vorzüglichen Größe und Ausübung jeder besten Fähigkeiten kennen lerne." Nicht der Nutzen der Sachen, selbst nicht die Richtigkeit der Begriffe, sondern die Kraft der Seele, mit der sie hervorgebracht werden, nimmt ihn für den Schriftsteller ein; er findet in ihm ein Muster des Nachdenkens, wenn er auch keine Principien zu demselben finden sollte.

Garves Versuch, den Gedankenzug im Laokoon, an die erste Anregung desselben anknüpfend, zu erfassen und in Bewegung zu setzen, wie er in Lessings Seele statt gehabt haben könne (denn in das Geheimniß des Bewußtseins bringt Niemand ein), ist musterhaft zu nennen, und darum der Aufsatz noch jedem zu empfehlen, welcher in den Laokoon eingeführt werden will. Wenn ich hier länger dabei verweile, so geschieht es, weil sich so manche Wendung der ästhetischen Betrachtung nach Lessing von hier aus bereits übersehen

---

[1]) Wieder abgedruckt in Garves Sammlung einiger Abhandlungen aus der Neuen Bibliothek der schönen Wissenschaften und Künste. Leipzig 1802, I, 103 ff.

läßt. Garves Kritik läßt sich übrigens auf das Antiquarische und Philologische, das bei Herder fast den größern Raum einnimmt, gar nicht ein; er betrachtet Laokoon lediglich als philosophisches Werk: „ein solches ist Laokoon (sagt er ausdrücklich am Schluß) und von der Seite ist sein Werth am größten." Er beschränkt sich daher auf das im Buche aufgestellte Princip über den Gegensatz von Kunst und Poesie: daß Schönheit höchstes Gesetz der bildenden Kunst, und daß die Veränderungen eines Gegenstandes das eigentliche Objekt des Dichters seien. In Bezug auf das erstere wird richtig bemerkt, daß Lessing Malerei und Bildhauerkunst nach ihren eigenthümlichen Gesetzen nicht hinlänglich geschieden, daß er (wie wir uns ausdrücken würden) das plastische Princip zu viel in die Malerei hineingetragen habe. Daß, wenn beim Bildwerke die Form, bei dem Gemälde der Ausdruck und die Handlung des Ganzen auf unsern sittlichen Antheil vorwiegend einwirke. Der Maler könne allerdings, wie der Bildhauer, nur eine einzige Figur vorstellen, und uns mit Fleiß ganz bei der Gestalt festhalten wollen. Dann ist auch ihm Schönheit das einzige und höchste Gesetz. In einem Bilde dagegen, welches Handlung, Leben, mit einem Worte Geschichte enthält, werden uns die Gestalten schön scheinen, auch wenn kein Ideal einer körperlichen Schönheit wäre. Grenzt also die Malerei an die beiden Enden von bildender Kunst und Poesie, so kann sie auch oft die Gesetze Beider mit einander vermischen.

In Bezug auf die Poesie beschränkt sich Garve auf eine einzige, aber fruchtbare Bemerkung. Die Regel von der Einheit der malerischen Beiwörter und der Sparsamkeit in den Schilderungen körperlicher Gegenstände giebt er zu, macht aber einen Unterschied zwischen Gedichten, welche eine Illusion, gleich einem Gemälde, zum Zweck haben, und solchen, die vielmehr darauf ausgehen, die Kraft und die Aktivität der Einbildungskraft in dem Leser in Bewegung zu setzen, vermöge deren sie das Bild des Gegenstandes frei in sich hervorruft, die Seele in eine angenehme Stimmung versetzt. Es wird vorausgesetzt, daß die geschilderten körperlichen Gegenstände uns vorläufig schon eben so bekannt seien, als die geistigen in einem Gemälde. Anders also sind die Beschreibungen des Frühlings und seiner Veränderungen überhaupt, anders die Beschreibungen gewisser Pflanzen und Blumen. Bei dieser Auffassung und Rechtfertigung von Gedichten, wie Kleists Frühling, liegt der Gedanke zu Grunde, daß diese Gattung gewissermaßen selbst wieder Symbol einer höhern Poesie und Thätigkeit der Seele werde, welcher das objektive Erkennen und Wiedererkennen sinnlicher Gegenstände untergeordnet ist. Dies ist auch der Punkt, wo die moderne Lyrik gegen die antike Poesie und Kunst ihre Berechtigung ausgesprochen findet. Dieser moderne lyrische Standpunkt ist es ja auch, welchen später Kant in der Kritik der Urtheilskraft eingehalten hat, wenn er das Schöne in das Spiel der Geisteskräfte, des Verstandes und der Einbildungskraft legt, wie das Erhabene in einen Widerstreit der Vernunft mit der Einbildungskraft. Seit Kant hat die deutsche Aesthetik die subjektive Region der Betrachtung im Wesentlichen beibehalten und sich so von Lessings objektiver Methode entfernt.

Garves Aufsatz über Laokoon ist übrigens das einzige vorhandene Denkmal seiner Beziehung zu Lessing geblieben. Beide gingen in der Folge ganz verschiedene Wege, und es konnte nicht fehlen, daß Garve sich immer mehr

innerlich von dem Verfasser des Laokoon entfremdete. Man braucht nur seine Urtheile über Homer und die griechischen Tragiker in den Briefen an seinen Freund Weiße zu lesen, um zu begreifen, welche Kluft ihn von Lessing und dessen Anschauungsweise trennte. Es waren zu verschiedenartige Naturen, und es ist kein Wunder, wenn bei dem kränklichen, dabei meist auf sich selbst gewiesenen Garve die Kälte gegen Lessing zuweilen bis zur Verkennung seines Charakters gegangen ist. Lessing schätzte ihn, ohne in irgend eine nähere Verbindung mit ihm zu treten.

Noch müssen wir Sulzers gedenken, dessen allgemeine Theorie der schönen Künste (erster Theil 1771) in einem Geist, welcher an Gottsched erinnert, die Aesthetik seiner Landsleute, der Schweizer, in Verbindung mit den Principien von Batteux und Baumgarten, noch einmal zum Gesetz für Kunst und Poesie, gegen Lessing, welcher darin kaum genannt wird,[1]) erheben will. Ein Werk dieser Art, worin Opitz citirt, Bodmers Noachide der Messiade Klopstocks vorgezogen und dem Homer gleichgestellt wird, brachte den Keim des Todes mit auf die Welt und konnte die Wirkung Laokoons nicht aufhalten. Die Erweckung moralischer Gefühle, als letzter Endzweck der Künste, war ein schlechter Ersatz für den Mangel aller höhern Kenntniß der Kunst, alles reinen, unbestochenen Gefühls für Schönheit. Das Werk fand sogleich durch den von Lessings und Herders Ideen genährten jungen Goethe die verdiente Kritik.[2]) „Wir wundern uns," sagt er, „daß der Verfasser dem Faden nicht gefolgt ist, den Lessing und Herder aufgewunden haben, der die Grenzen jeder einzelnen Kunst und ihre Bedürfnisse bestimmt. Nachdem die Herren Theorienschmiede alle Bemerkungen in der Dichtkunst, der Malerei und Sculptur in Einem Topf gerüttelt hatten, so wäre es Zeit, daß man sie wieder herausholte, und für jede Kunst sortirte. . . ."

Bei alledem ist Sulzers allgemeine Theorie nicht ohne allen Einfluß auf den großen Mann geblieben, welcher, wie auf dem gesammten Gebiete der Philosophie, so insbesondere auf dem der Aesthetik eine Reform bewirkt hat: auf Kant, in der Kritik der Urtheilskraft.[3]) Lessing aber wird in diesem

---

[1]) Die vornehme Art, wie Sulzer darin einmal Lessings gedenkt, verräth seine eigene Beschränktheit. In dem Artikel Allegorie verlangt er, daß Jemand alle allegorischen Bilder der Alten aus allen Schriften und Kabinetten zusammensuche und daraus eine bessere Iconologie, als die Ripasche, geben möge, und setzt hinzu: „Hätten doch Lessing und Klotz, die so manchen Schriftsteller durchsuchen um einen eben nicht so wichtigen Streit fortzusetzen, ihre Bemühungen darauf gewendet!" — Lessing und Klotz! diese Stelle erregte den Unwillen Karl Lessings, der sie seinem Bruder ausschrieb (XIII, 318. H. XX, 2, 499). „Also ist allegorische Bilderchen sammeln nützlicher, als über die Richtigkeit der Allegorie denken! Er muß die Abhandlung, wie die Alten den Tod gebildet, nicht kennen." — [2]) In den Frankfurter gelehrten Anzeigen von 1772. Goethes Werke XXXIII, S. 1—10. H. XXIX, S. 1—10. — [3]) Auf einen solchen Einfluß ist mit einem gewissen Nachdruck hingewiesen von dem geistreichen Verfasser der: Histoire philosophique de l'Académie de Berlin depuis Leibniz jusqu' à Schelling, Christian Bartholmèss. T. II. Paris 1851. p. 107. Il nous semble que Sulzer eut une influence incontestable sur Kant et sur sa Critique du jugement, par ce qu' il le portait à rejeter autant que par ce qu' il lui donnoit. Nous croyons avoir rencontré dans cet ouvrage, qui concourut à ouvrir une ère nouvelle à l'esthétique allemande, plus de traces des doctrines de Sulzer que de celles de Lessing ou de Winkelmann etc. Die Ausführung dieser Beziehungen ist

Buche nicht genannt, und man sollte zweifeln, ob Kant den Laokoon jemals gelesen und benutzt hat. Seinerseits scheint Lessing Kants ältere, zwar kleine, aber geistvolle Schrift über das Schöne und Erhabene nicht beachtet zu haben, obschon die Literaturbriefe sie nicht unbemerkt vorüberließen. Dennoch darf man sagen, daß selten in der Literatur zwei so unabhängige und ursprüngliche Werke von Verfassern, welche, obgleich Zeitgenossen, im Leben einander fern blieben, so einander in die Hand gearbeitet haben, als Laokoon und die Kritik der Urtheilskraft. Wenn in dem einen Poesie und bildende Kunst, als zwei von einander geschiedene Provinzen im Reiche des Schönen, mit ihrer besondern Gesetzgebung festgestellt werden, so ist in dem andern zum ersten Mal die Kunst, die Ausübung des Schönen, von der Moral und ihren Gesetzen philosophisch gesondert worden, wiewohl wir übrigens schon Lessing sowohl im Laokoon, als später in der Dramaturgie auf diesem Wege finden. Nur in Einem Punkte kam bei Kant die Kunst auf ihren höchsten Stufen nicht zu ihrem Rechte: dadurch, daß der metaphysische und moralische Gegensatz von Freiheit und Natur unaufgelöst blieb. Diese Aufgabe zu lösen war die Sache eines philosophischen Dichters, Schillers, dadurch, daß er für das Verständniß des Pathetischen auf die Natur, auf die bildende Kunst und die Tragödie der Griechen, also auf Lessing zurückging, der uns das Geheimniß der hohen und rührenden Wirkung in dem Leiden des Laokoon und des Philoktet eröffnet hatte.[1])

Hier sollte ich endlich von der Wirkung des Laokoon außerhalb Deutschlands sprechen: allein an dieser Meisterschrift unsres Lessing nahm Europa viel weniger Antheil als an manchem andern seiner Werke. Vanderbourg (derselbe, welcher früher F. Jacobis Woldemar übersetzte) gab 1780 eine französische Uebersetzung des Laokoon, welche keineswegs den Einfluß auf die neuere Kritik in Frankreich ausgeübt hat, den sie verdiente.[2]) Gut ist es, daß Lessing sein Vorhaben, eine neue Ausgabe und die Fortsetzung des Laokoon französisch zu schreiben, bald aufgegeben hat. Die Vorrede des Laokoon, welche er übersetzt und mit einem seltsamen Zusatz vermehrt hat, zeigt wenigstens, daß er sich in Bezug auf die Sprache und auf die Nachsicht des französischen Publikums zu viel zugetraut hatte. Das Ganze war offenbar nur Folge tiefen Unmuths über seine Landsleute und rührte aus derselben Zeit, da er nach Italien gehen und nur noch lateinisch schreiben wollte.[3])

---

sehr vage, wie überhaupt der Verfasser in seinem Werke manche unhaltbare Sätze über Lessing gewagt hat. Vgl. Guhrauers Aufsatz über dieses Buch in der Halleschen Allgemeinen Monatsschrift, März 1852.

[1]) Schiller, Ueber das Pathetische, H. XV, 249—275. Man vergleiche namentlich S. 251 f. mit Lessing VI, 378. M. 366. H. 22. Eine Art von Ergänzung Lessings ist die Entwickelung des Pathetischen an Virgils Erzählung vom Laokoon. „Man kennt," sagt Sch., H. 261, „die Virgilsche Erzählung schon aus Lessings vortrefflichem Kommentar. Aber die Absicht, wozu Lessing sie gebrauchte, war blos, die Grenzen der poetischen und malerischen Darstellung an diesem Beispiel anschaulich zu machen" u. s. w. — Unter den gelehrten Kunstkennern hat Fernow, der 1793 nach Rom kam, und Lessings Grundsätze weiter zu bilden und anzuwenden suchte, späterhin die Kantische Philosophie auf Gegenstände der Kunst übertragen. — [2]) Alfred Michiels, Histoire des idées littéraires en France, Paris 1842, I, p. 371. — [3]) Die Uebersetzung der Vorrede

Neuntes Kapitel.

„Des Herrn Winckelmanns Geschichte der Kunst des Alterthums ist erschienen. Ich wage keinen Schritt weiter, ohne dieses Werk gelesen zu haben. Blos aus allgemeinen Begriffen über die Kunst vernünfteln, kann zu Grillen verführen, die man über lang oder kurz, zu seiner Beschämung, in den Werken der Kunst widerlegt findet. Auch die Alten kannten die Bande, welche die Malerei und Poesie mit einander verknüpfen, und sie werden sie nicht enger zugezogen haben, als es beiden zuträglich ist. Was ihre Künstler gethan, wird mich lehren, was die Künstler überhaupt thun sollen; und wo so ein Mann die Fackel der Geschichte vorträgt, kann die Spekulation kühnlich nachtreten."

Nach diesem Eingang, womit Lessing gegen den Schluß des Laokoon einen neuen Anlauf nimmt, und welcher, als die würdigste Feier des Genius durch den verwandten Genius, die Namen Beider vereint auf die späteste Nachwelt bringen wird, hätte man mit Herder[1]) eine Zergliederung und Prüfung des Winckelmannschen Werkes im Ganzen und Großen erwarten sollen: jene Erwartung wurde weder hier, noch später erfüllt. Dieser Anhang des ersten, spekulativen Theils des Laokoon wendet sich nur um einzelne Punkte von größerer oder geringerer Wichtigkeit: vor allem um die Frage über das Alter der Laokoonsgruppe, nächstdem um die Deutung des sogenannten Borghesischen Fechters, um die Berichtigung einiger falschen Auslegungen der Alten, Longinus, Juvenals u. a., bei welchen Winckelmann durch Junius verführt worden, endlich um verschiedene Kleinigkeiten, theils bloße Fehler des Gedächtnisses, theils solche Dinge, die nur als beiläufige Erläuterungen angebracht wurden. Mit vieler Zartheit weiß Lessing diese und ähnliche Fehler dem Verfasser der Geschichte der Kunst fast zum Lobe anzurechnen, und von sich selbst auch das geringste Verdienst dabei abzuwenden. Bei der unermeßlichen Belesenheit (drückt er sich aus), bei den ausgebreitetsten, feinsten Kennt-

---

(Préface) XI, 167—169. M. 1, 194—196. H. VI, 325—327, die Lachmann aus Lessings Papieren zuerst bekannt gemacht hat, geht eigentlich nur bis zu den Worten: „Es sind also mehr unordentliche Kollektanea zu einem Buche, als ein Buch" (VI, 375. M. 363. H. 19). Anstatt des Uebrigen heißt es nun wörtlich, ja buchstäblich: Il y a quelques années que j'en ai donné le commencement en Alemand. Je vais le rédiger de nouveau et d'en donner la suite en François, cette langue m'étant dans ces matières tout au moins aussi familiere que l'autre (!). La langue allemande, quoique elle ne lui cede en rien, etant manié comme il faut, est pourtant encore à former, à créer même, pour plusieurs genres de composition, dont celui-ci n'est pas le moindre. Mais à quoi bon se donner cette peine, au risque même de n'y reussir pas au gout de ses compatriotes? Voilà la langue françoise deja toute crée, toute formée: risquons donc le paquet. Et qu'y a-t-il à risquer? Tout delicats que les François sont sur le chapitre de leur langue: je les connois d'assez bonne composition à l'egard d'un étranger, qui n'y pretend rien qu' à etre clair et precis.

[1]) Am Schluß des ersten Kritischen Wäldchens. Werke, Literatur und Kunst, XIII, 243. ed. Suphan III, 186.

nissen der Kunst, mit welchen Winckelmann sich an sein Werk machte, habe er mit der edeln Zuversicht der alten Artisten gearbeitet, die allen ihren Fleiß auf die Hauptsache verwandten, und was Nebendinge waren, entweder mit einer gleichsam vorsätzlichen Nachlässigkeit behandelten oder gänzlich der ersten, der besten fremden Hand überließen. Es sei kein geringes Lob, nur solche Fehler begangen zu haben, die ein jeder hätte vermeiden können. Lessing hätte deren noch viel mehr vorbringen können; aber er enthält sich, dergleichen Kleinigkeiten auf einen Haufen zu tragen. „Tadelsucht könnte es zwar nicht scheinen; aber wer meine Hochachtung für den Herrn Winckelmann kennt, dürfte es für Kleinigkeitskrämerei („Krokylegmus") halten.

Die Deutung des Borghesischen Fechters auf den Thebanischen Feldherrn Chabrias (beim Cornelius Nepos), welche Lessing als eine neue Entdeckung dem Urtheile Winckelmanns unterwirft, hat er nicht lange nachher, mit Rücksicht auf einige ihm von Heyne gemachten Einwürfe, doch hauptsächlich aus eigener besserer Einsicht, in den Antiquarischen Briefen zurückgenommen.[1])

Bleibende Bedeutung und immer mehr anerkanntes Verdienst behauptet dagegen, was Lessing über das Alter der Laokoons-Gruppe gegen Winckelmann vorgetragen und erörtert hat. Lessing hat wohl nicht vorausgesehen, daß diese Untersuchung noch in unsrer Zeit einen Wendepunkt für die festere Begründung der Geschichte der alten Kunst und der Archäologie abgeben würde.

Die Frage kommt schon in dem ersten Anlauf zum Laokoon, aber aus einem beschränktern Gesichtspunkte vor, nämlich: ob Virgil den Künstlern oder umgekehrt diese dem Dichter zum Vorbild gedient haben? (Kap. V.) Setzte man das Erstere (wie das unter den ältern Gelehrten Marliani und von den neuern Montfaucon thaten), so folgte von selbst, daß die Gruppe, bei aller Vortrefflichkeit, als ein hohes Kunstwerk griechischer Meister, nur der Zeit der Kaiser angehören konnte. Nahm man dagegen den andern Fall an: der Dichter sollte die Künstler nachgeahmt haben (wie Maffei, Richardson, von Hagedorn und Andere wollten), so blieb für ein höheres Zeitalter, bis in die Zeit des Phidias hinauf, der freieste Spielraum. Doch walteten bei dieser Abweichung der Ansichten weniger historische Gründe, als bei den einen die Voraussetzung, daß, wenn es auf die Ehre der Erfindung ankomme, die Wahrscheinlichkeit für den Dichter ungleich größer sei, als für den Künstler; bei den andern dagegen die Ueberzeugung, daß ein Kunstwerk von so überschwänglicher Schönheit unmöglich aus so später Zeit sein könnte. Es mußte folglich einer Zeit angehören, da die Kunst in ihrer vollkommensten Blüthe war, „weil es daraus zu sein verdiente."

---

[1]) VIII, 41—43. 103—125. XIII, 152. XII, 219. M. 41—43. 99—120. XII, 260. H. XIII, 2, 46—49. 115—139. XX, 2, 258—260. 1, 307. Die Erklärungen der Archäologen weichen noch in neuester Zeit sehr von einander ab. O. Müller, Handbuch, 3. Auflage, S. 163 sagt: „Der Borghesische Fechter im L. (Louvre) 304 (vgl. S. XI), nach einem Einfall Lessings ein Chabrias u. s. w., ist am wahrscheinlichsten ein Krieger, der mit Schild und Lanze einen Reiter abwehrt, welchen Agasias wahrscheinlich aus einer größern Schlachtengruppe nahm, um ihn mit besonderem Raffinement der Kunst auszuführen" (folgen mehrere neuere Autoritäten). Vgl. S. 749, und Rathgeber, „Androklos, bisher Borghese'scher Fechter genannt." Leipzig 1862.

Diesen streitenden Ansichten gegenüber, erhebt sich Lessing auf einen viel höhern und freiern Standpunkt. Jene, bemerkt er (VI. 404. M. 388. H. 45), „scheinen vergessen zu haben, daß ein dritter Fall möglich sei. Denn vielleicht hat der Dichter eben so wenig den Künstler als der Künstler den Dichter nachgeahmt, sondern beide haben aus einerlei älteren Quelle geschöpft.“ In der That hat man nach Lessing diesen früher so beliebten Streitpunkt gänzlich fallen lassen. Wenn Lessing im Laokoon sich darüber so ausführlich verbreitet, so geschieht es hauptsächlich, um anschaulich zu machen, welche von den beiden Hypothesen den Gesetzen der Kunst und des Schönen mehr gerecht werde, und dann fällt ihm die Entscheidung über die Priorität der Erfindung zu Gunsten des Dichters aus. Die Voraussetzung, daß die Künstler dem Dichter nachgeahmt haben, gereiche ihnen wenigstens nicht zur Verkleinerung. (Kap. VI.) „Ihre Weisheit erscheinet vielmehr durch diese Nachahmung in dem schönsten Lichte. Sie folgten dem Dichter, ohne sich in der geringsten Kleinigkeit von ihm verführen zu lassen. Sie hatten ein Vorbild, aber da sie dieses Vorbild aus einer Kunst in die andere hinüber tragen mußten, so fanden sie genug Gelegenheit, selbst zu denken. . . . Aber warum mußte der Dichter abweichen? Wann er der Gruppe in allen und jeden Stücken treulich nachgegangen wäre, würde er uns nicht immer noch ein vortreffliches Gemälde geliefert haben? — Hierbei beruft sich Lessing auf das schöne Gedicht des Kardinals Sabolet, welches er eines alten Dichters würdig nennt, und deshalb vollständig einrückt. Dadurch, daß, wie gesagt, Lessing in der Ausführung dieser Vergleichung den Kern seiner Grundsätze über die Grenzen der Poesie und Malerei zur Anschauung gebracht hat, wird dieses Stück, abgesehen von dem historischen Werthe der Vergleichung, immer seinen Werth behalten.

Darin nur irrte Lessing, daß er glaubte, der römische Dichter habe die griechische Tradition von dem Untergange des Laokoon völlig nach seinem Gutdünken umgeschmolzen (VI. 405. M. 389. H. 46). Bei den griechischen Dichtern, versichert er, werden die Kinder des Laokoon das Opfer der beiden Schlangen: dem Laokoon selbst aber geschehe von ihnen nichts. „Virgil ist der erste und einzige, welcher sowohl Vater als Kinder von den Schlangen umbringen läßt; die Bildhauer thun dieses gleichfalls, da sie es doch als Griechen nicht hätten thun sollen; also ist es wahrscheinlich, daß sie es auf Veranlassung des Virgils gethan haben.“ So argumentirt Lessing. Er kannte, als er dieses schrieb, nur den Quintus Calaber: allein „es macht von Arktinos an Quintus Calaber die erste und einzige Ausnahme, daß der Vater nicht stirbt.“[1])

So fällt jede innere Nothwendigkeit, daß die Künstler dem Dichter in der Erfindung folgten; Lessing war ohnehin davon entfernt, einen historischen Satz auf seine Annahme zu bauen. „Ich empfinde sehr wohl,“ setzt er dort hinzu (S. 408. M. 392. H. 49.), „wie viel dieser Wahrscheinlichkeit zur historischen Gewißheit mangelt.“ Sie möge als eine Hypothesis gelten, nach welcher der Kritikus seine Betrachtungen anstellen dürfe. Indessen muß vom heutigen Standpunkte der Wissenschaft die ganze Hypothese als veraltet angesehen werden.

---

[1]) Siehe die Beilage.

Welches aber eigentlich die dargestellte Handlung bei der Laokoonsgruppe sei, „womit die feinsten Züge des Ausdrucks übereinkommen müssen, und wodurch sie eine feste und bestimmte Deutung erhalten sollen," mit einem Worte auf die mythologische Auslegung des Werkes, welche in unsrer Zeit die Gelehrsamkeit und den Scharfsinn der Ausleger vorzugsweise beschäftiget, hat Lessing sich überhaupt nicht eingelassen.

Jetzt erschien Winckelmanns Geschichte der Kunst, und das erste, gesteht Lessing, worauf seine Neugierde sich richtete, war, des Verfassers Meinung von dem Alter des Laokoons zu wissen. Winckelmann zwar beobachtet über die Frage von der gegenseitigen Nachahmung Virgils oder der Künstler gänzliches Stillschweigen, und dies, erklärt Lessing, ist sehr nach seinem Geschmack. Aber Winckelmann nimmt an, „daß der Laokoon aus den Zeiten sei, da sich die Kunst unter den Griechen auf dem höchsten Gipfel ihrer Vollkommenheit befunden habe, aus den Zeiten Alexanders des Großen," und hiergegen muß Lessing Einspruch einlegen. Er wagt es (einigermaßen doch unter dem Einflusse der in seinen Augen wahrscheinlichen Hypothese von der Nachahmung Virgils durch die Künstler), trotz der wunderbaren Schönheit und Vollendung des Werkes, auf welchem die ganze Untersuchung über die Grenzen der Poesie und Malerei beruht, gestützt auf die bekannte Stelle beim Plinius, dasselbe bis unter die Regierung des Kaisers Titus nach Rom hinab zu setzen (VI, 528. M. 496. H. 156). Winckelmann muß ihm zum Theil selbst die Waffen gegen sich liefern,[1]) doch hat er seine Meinung gegen Lessing durch Gründe zu halten gesucht.[2]) Heute noch sind die Archäologen, mit wenigen Verschiedenheiten, zwischen Winckelmann und Lessing getheilt; ich begnüge mich, von der einen Seite K. O. Müller, welcher in seinen Schriften fortlebt, und Welcker; von der andern vor allen Creuzer, welcher in Lessing frühe seinen Meister ehrte,[3]) und Thiersch mit Feuerbach und einigen jüngern zu nennen.[4]) Die Beschaffenheit der Stelle beim Plinius, die einzige literarische Grundlage für unser Urtheil, gestattete es früher beiden Theilen, sie zu ihren Gunsten anzurufen; doch die unzweideutige Zeitbestimmung in der neuesten Ausgabe durch Sillig, nach der besten Handschrift, entscheidet jedenfalls gegen Winckelmann und bietet die Hand zu einer vermittelnden Ansicht zwischen den beiden äußersten Schulen.[5])

Es trifft sich aber, daß die Frage nach dem Alter der Laokoons-Gruppe mit der Wendung, welche die Geschichte der Kunst bei den Alten in unserer Zeit genommen hat, auf das engste zusammenhängt; dies giebt ihr erst ihre volle Bedeutung.[6]) Lange hatte vorzüglich der Einfluß Goethes und der Wei-

---

[1]) Die Beilage. — [2]) Zu dem Trattato prelim. zu den Monumenti inedit. (1767). Das Wesentliche findet man in dem von Lessing, Schriften VIII, 41. M. 41. H. XIII, 2, 46. eingeschalteten Stücke aus Heynes Recension der Monumenti in den Göttinger Gelehrten Anzeigen von 1768, No. 22—23 angegeben. — [3]) Aus dem Leben eines alten Professors. 1848, 20. „Vom Oheim erhielt ich Lessings Laokoon geliehen. Dieses Buch wurde gelesen und wieder gelesen, und löste mir viele Räthsel über das klassische Alterthum, die mir vorher unauflöslich geschienen." — [4]) Siehe die Beilage. — [5]) Siehe die Beilage. — [6]) „Eine Gewißheit darüber (sagt K. F. Hermann, über die Entstehungszeit der Laokoonsgruppe, Darmstädter Philologen-Versammlung. 1846. S. 50) würde maßgebend für die ganze übrige Ansicht von der Entwickelung der Kunst und des Geschmacks im Alterthum sein."

marschen Kunstfreunde jeden Widerspruch gegen die Grundlagen von Winckelmanns Gebäude der alten Kunstgeschichte wie eine Impietät gegen den erhabenen Lehrer der Kunst abgehalten: „große Grundlagen", nennt sie Goethe, „welche unbeweglich fest stehen." Zwei Hauptpunkte jedoch hat die neueste Kritik, unterstützt und erleuchtet durch die großartigen Entdeckungen früher ungeahnter Schätze aus den ältesten und besten Zeiten griechischer Kunst, in Winckelmanns Systeme siegreich angegriffen: die Auffassung der griechischen Kunstentwickelung als eines von fremden, namentlich orientalischen Einflüssen freien, in sich abgeschlossenen natürlichen Organismus — und die Abgrenzung des Verlaufs dieser Entwickelung nach dem der griechischen Freiheit. In ersterer Hinsicht hat man kein Bedenken getragen, an den von Winckelmann (in neuerer Zeit, wiewohl zuletzt einer vermittelnden Ansicht zuneigend, von K. O. Müller) verworfenen Zusammenhang ägyptischer und griechischer Religion wieder anzuknüpfen und den Einfluß ägyptischer Kunst auf den ersten Beginn der griechischen stärker zu betonen.[1]) Die jüngsten Entdeckungen des alten Assyriens haben schon nach dieser Richtung neue und große Aussichten eröffnet.[2]) Noch entschiedener ist auf den Vorgang Viscontis und Thierschs das, durch sechs Jahrhunderte bis in die Zeit der römischen Kaiser, beharrende Gedeihen der griechischen Kunstblüthe hervorgehoben worden; wenn auch dieses System, in seiner unbedingten Fassung, den lebhaften Widerspruch von Archäologen, wie Welcker, Gerhard u. A., hervorgerufen hat; und wenn mit Recht auf den großen Unterschied hingewiesen wurde, welcher zwischen Meisterwerken der Ausführung, der Nachbildung oder auch der Erfindung innerhalb eines gewissen Gebiets — und denen der Idee, der Poesie in der Kunst, gemacht werden muß,[3]) so ist damit jedenfalls die hohe Stufe der Kunst im Zeitalter der römischen Kaiser an sich zugegeben. Man spricht jetzt, nach K. F. Hermanns Vorgang, von einer Restauration der griechischen Kunst, die zu Athen um die Mitte des zweiten Jahrhunderts unter römischem Einflusse stattfand.[4]) Der geläuterte Geschmack des gebildeten Roms geht, wie in Poesie und Beredtsamkeit, so in der bildenden Kunst, auf die besten Muster eines bereits verschwundenen Zeitalters zurück. Auf die Arbeiten aus dieser Epoche wirft die untergehende Sonne der antiken Kunstwelt gleichsam ihre letzten herrlichen Strahlen zurück. —

Dies Alles finden wir nun von Lessing im Allgemeinen wenigstens vorgeahnet; Winckelmann hatte den ersten Schritt gethan, wenn er sich von den Uebertreibungen eines Maffei und seiner Nachfolger entfernte, welche die Gruppe des Laokoon als ein Werk aus der Schule des Polyklet in die 88ste Olym-

---

[1]) Siehe die Beilage. — [2]) Vgl. unter mehreren Abhandlungen: Magazin für Literatur des Auslandes, 1852, Nr. 40—42. „Die in den Ruinen zu Ninive aufgefundenen Bildwerke," nach P. E. Botta und A. H. Layard, von H. Holzenthal. „Was die assyrische Kunst betrifft, so scheint sie ein Mittelglied zwischen der griechischen und ägyptischen zu bilden; sie hat mehr als die erste, die hieratischen und conventionellen Formen erhalten, ohne davon aber, wie die andere, die sie in fleißigem Studium der Natur übertrifft, beherrscht zu werden." — [3]) Welcker a. a. O. S. 341, wo Gerhards Ausspruch angeführt ist: „Es heißt dem Genius einer ursprünglichen und lebendig bewegten Kunst zu nahe treten, wenn man jene trefflichen Bildner den großen Meistern Griechenlands gleichzusetzen wagt." — [4]) Hettner, Vorschule I, 263.

piade setzten; doch ohne dieses Vorgeben aus historischen Gründen zu widerlegen. Lessing leihet ihm diese Gründe, in Verbindung mit Wahrnehmungen, die aus dem Wesen der Kunst geschöpft sind, und welche zeigen, daß er die unbedingte Bewunderung der Gruppe, gemäß den Bedingungen des Ideals, überwunden hat, indem er auf Winckelmanns Ansichten eingeht: „Er erkennet ohne Zweifel," sagt er, „in dem Laokoon zu viele von den argutiis, die dem Lysippus so eigen waren, mit welchen dieser Meister die Kunst zuerst bereicherte, als daß er ihn für ein Werk vor desselben Zeit halten sollte."

„Allein", fährt Lessing fort, „wenn es erwiesen ist, daß der Laokoon nicht älter sein kann, als Lysippus, ist dadurch auch zugleich erwiesen, daß er ungefähr aus seiner Zeit sein müsse? daß er unmöglich ein weit späteres Werk sein könne? Damit ich die Zeiten, in welchen die Kunst in Griechenland, bis zum Anfange der römischen Monarchie, ihr Haupt bald wiederum emporhob, bald wiederum sinken ließ, übergehe: warum hätte nicht Laokoon die glückliche Frucht des Wetteifers sein können, welchen die verschwenderische Pracht der ersten Kaiser unter den Künstlern entzünden mußte? Warum könnten nicht Agesander und seine Gehülfen die Zeitverwandten eines Strongylion, eines Arcesilaus, eines Pasiteles, eines Posidonius, eines Diogenes sein? Wurden nicht die Werke auch dieser Meister zum Theil dem Besten, was die Kunst jemals hervorgebracht hatte, gleich geschätzet?[1]) Und wenn noch ungezweifelte Stücke von selbigen vorhanden wären, das Alter ihrer Urheber aber wäre unbekannt, und ließe sich aus nichts schließen, als aus ihrer Kunst, welche göttliche Eingebung müßte den Kenner verwahren, daß er sie nicht eben sowohl in jene Zeiten setzen zu müssen glaubte, die Herr Winckelmann allein des Laokoons würdig zu sein achtet?"

Daß mit dieser Frage etwa keine bloße phantastische Möglichkeit ausgedrückt wurde, ist wohl niemals einleuchtender geworden, als in der nach Lessing erfolgten herrlichen Verjüngung der Bildhauerkunst in Thorwaldsen, Rauch und andern Meistern, nach der Rückkehr zu dem großen und edlen Stile der besten Muster der alten Welt, von welcher man zu Lessings und Winckelmanns Zeiten keine Ahnung hatte. Von der andern Seite mußte einer ruhigen Prüfung bald Anfangs klar werden, daß der positive, rein geschichtliche Theil des Winckelmannschen Meisterwerks nach den ihm zu Grunde liegenden Voraussetzungen nicht blos in Einzelheiten und Nebendingen, sondern selbst in seinen Hauptstützen gelitten hatte. So lange Winckelmann lebte, erlaubte die unbegrenzte Verehrung seines Namens nicht, mit solchen Bedenken hervorzutreten; auch Lessing läßt im Laokoon mehr von weitem merken, als daß er es ausgesprochen hätte, wie viel der gelehrte Kunstrichter an dem Werke vermisse. Gegen seine Freunde hatte er sich aber von vorn herein viel schärfer darüber ausgelassen.[2]) Er thut es nachträglich theils in den Entwürfen

---

[1]) Diesem Satze will jedoch Welcker a. a. O. S. 344 nur eine sehr bedingte Geltung zuerkennen. „Posidonius steht unter denen, welche Athleten, Gewaffnete, Jäger und Opfernde bildeten. Ebenso verhält es sich mit allen andern Werken, aus denen man sich eine Brücke zu einem Laokoon der Kaiserzeit bauen möchte. Ein Beispiel, wie man nachbildete, giebt der Laokoon selbst, dessen Kopf, nach Haltung und zum Theil nach den Zügen, man in einem der mehr wiederholten Kentauren wahrnimmt." —
[2]) Nicolai in den Briefen über die Kunst von und an Ch. L. von Hagedorn S. 270.

zum zweiten Theile des Laokoon, theils in seinen handschriftlichen Anmerkungen und Vorarbeiten zu einer neuen Ausgabe von Winckelmanns Geschichte der Kunst des Alterthums (XI, 114 ff. M. 1, 136 ff. H. XIII, 2, 332 ff.). Jene beiden Punkte, welche den Anfang, wie das Ende der Geschichte der griechischen Kunst bei Winckelmann in die vorhin berührten Rücksichten verschieben, finden sich dort der Kritik unterworfen. Für Lessing ist es erstens nicht zweifelhaft, daß die griechische Bildhauerkunst, auch von dem Standpunkte der höchsten Schönheit, noch rückwärts auf ägyptischen Ursprung hinführt. Jene uralten Götterbilder, mit den senkrechten Armen, zusammengeschlossenen Füßen und zugeschlossenen Augen, wollte Winckelmann aus dem Anfange der Kunst selbst ableiten; Lessing dagegen beharrt bei den Beziehungen dieser auffallenden Formen und Verhältnisse zu Aegypten; sucht sogar (worin ihm heute Niemand beipflichten kann)[1]) ein bestimmtes historisches Motiv dafür, und zwar in der Stellung eines Leichnams und dem den Todten von den Aegyptern geweiheten Kultus. „Was vor dem Dädalus in Aegypten nichts als ein religiöser Gebrauch war, ein bloßes Hülfsmittel des Gedächtnisses, erhob Dädalus zur Kunst,[2]) indem er die Nachahmungen todter Körper zu Nachahmungen lebendiger Körper machte. Die Aegyptier blieben bei den ersten Verbesserungen des Dädalus stehen: die Griechen erhoben sie weiter bis zur Vollkommenheit.[3]) (XI, 151. M. 1, 176 f. H. VI, 302 f.).

Winckelmanns Abneigung gegen jeden engern Zusammenhang der griechischen Kunst mit dem Orient läßt ihn in einer spätern Periode der asiatischen Schule nach Alexander dem Großen, zur Zeit der macedonischen Herrschaft, gänzlich vergessen, während er die Zahl der Kunstschulen im engern Sinne bei den Griechen ohne Grund vermehrt, wie wenn er, gegen das Zeugniß des Plinius, von einer Aeginetischen und Korinthischen Schule spricht (XI, 120. M. 1 143. H. XIII, 2, 341). „Und warum gedenkt der Verfasser der Asiatischen oder Jonischen Schule so ganz und gar nicht? ohne Zweifel, um sein Lieblingssystem, daß die Kunst und die Freiheit beständig einerlei Schritt gehalten, nicht zweifelhaft zu machen." Dies ist die Seite, gegen welche auch Heyne seine stärksten Waffen richtete.[4])

„Mit Winckelmann wird er in großen Streit gerathen. Er behauptet, quod bene not.: daß der ganze antiquarische Theil seiner Geschichte der Kunst auf seichten Stützen beruhe. . . ."

[1]) Vgl. Müllers Handbuch S. 47—48. — [2]) Ueber den weithin sich erstreckenden Einfluß ägyptischer auf griechische Kunst, mit Bezug auf die mythische Gestalt des Dädalus, siehe Thiersch „Epochen" S. 6 und 44. — [3]) Ueber Dädalus, oder vielmehr die verschiedenen Dädalus und die Dädaliden, über den allgemeinen Zusammenhang zwischen griechischer und ägyptischer Kunst und die interessante darüber geführte Polemik genüge es, auf Fr. Thierschs Epochen der bildenden Kunst unter den Griechen. Zweite Aufl. München 1829. Erste Abth. und Nachtrag dazu zu verweisen. S. 65 erklärt der Vfr. den eigentlichen Sinn seines gegen Winckelmann und seine Schule aufgestellten Satzes, wie nämlich „nicht eine ägyptische Kunst in Griechenland eingeführt, sondern nur ein überwiegender Einfluß der ägyptischen auf die älteste Bildung der griechischen sollte behauptet werden." Vgl. damit Creuzers Beurtheilung in dessen Deutschen Schriften II, 1. zu Anfang. Schnaase, Geschichte der bildenden Künste II, 179, hebt die von Anfang an entschieden hervortretende Eigenthümlichkeit der griechischen Kunst hervor, ohne den Einfluß Aegyptens überhaupt zu leugnen, und weist auf das Zusammentreffen mit vorderasiatischen Einflüssen hin. — [4]) „Ueber die Künstlerepochen beim Plinius", in

So sehen wir Winckelmann und Lessing, wiewohl in Absicht auf die Idee und das Wesen der griechischen Kunst, als solcher, einig bei der geschichtlichen und gelehrten Auffassung der nämlichen Aufgabe, in den leitenden Grundsätzen sehr verschiedene Wege gehen. Wer möchte hier nicht mit Goethe[1]) dem Wunsche sich überlassen, daß „Winckelmann in den Jahren des ruhigen Ueberblicks seiner Laufbahn mit Lessing sich verbunden hätte, um seine Grundsätze zu größerer Klarheit zu bringen und alle Bedingungen derselben genauer abzuwägen?"[2]) Niemand wenigstens sollte heutzutage es aussprechen, daß Lessing Winckelmanns Geschichte der Kunst „wirklich nicht in ihrer Bedeutung aufzufassen vermochte", etwa weil er nicht, wie die Schule, das Werk mit unbedingter Begeisterung als „unerschütterlich in seinen Grundlagen" gelten ließ, ein Werk, welches, selbst nach Herder, „mehr eine historische Metaphysik des Schönen aus den Alten, absonderlich Griechen, als eine eigentliche Geschichte bedeutet." Einem solchen Werke gegenüber konnte Lessing die Kritik nicht schweigen lassen; dieser scharfe Kopf, welcher die Grenzen zwischen Spekulation und Geschichte in seinen eignen Untersuchungen überall sich zum Bewußtsein brachte, und der von Winckelmann weit mehr Geschichte, als Spekulation erwartet und begehrt hatte: — „Wo so ein Mann die Fackel der Geschichte vorträgt, kann die Spekulation kühnlich nachtreten."

Vergleicht man die beiden großen Männer, deren Namen im Andenken der Nachwelt immer verbunden bleiben mögen, wie sie im Leben unabhängig von einander die Bahn des Ruhms gingen, so finden sich bei aller Verschiedenartigkeit ihres Wesens Züge genug, welche ihnen ein gemeinsames Wirken hätten leicht machen sollen. Die nämliche Hingebung an ihre Alten, ihre Weisheit wie ihre Kunst, vorzüglich an Homer, aber doch auch ihre Philosophen („der heilige Kirchenvater Aristoteles", schreibt Winckelmann einmal); der nämliche Haß gegen die Katheder-Philosophie ihrer Zeit, gegen das Franzosenthum unter den Großen und Gebildeten, gegen die Unnatur, wie sie sich in den Sitten, im Leben wie in der Kunst ausgeprägt hatte; dieselbe Liebe zu dem grunddeutschen Wesen unseres Volkes, endlich dieselbe Leidenschaft im Festhalten und in dem Vollgenuß ihrer Freiheit.[3]) Doch auch an schärfern, abstoßenden Gegensätzen hätte es nicht gefehlt, wenn das Geschick Beide im Leben nahe zusammengeführt hätte. Lessing, ein echter Republikaner in dem unbegrenzten Reiche des Gedankens, gab wiederum jeder Freiheit Raum, welche sich ihm gegenüberstellte, wenn sie nur die seinige nicht einschränkte. Winckelmann dagegen dünkte sich ein König auf seinem Gebiet (und wie sollte er dies nicht, wenn er auf die große Mehrzahl der Antiquare seiner Zeit zurücksah?), und daher war er mit der Zeit gegen Widerspruch immer empfindlicher, immer reizbarer geworden.

Von der Bewegung der Geister in Deutschland seit dem siebenjährigen Kriege war ihm in seiner mehr als zehnjährigen Abgeschiedenheit vom Vater-

---

der Sammlung antiquarischer Aufsätze. Leipzig 1778 I, 165—235, besonders S. 171 ff. Vgl. Thiersch Epochen S. 378. „Winckelmann unterwirft die bildende Kunst bei weitem zu sehr dem Gange der politischen Begebenheiten, besonders zu Athen" u. s. w. —

[1]) Vielmehr mit Fr. A. Wolf im Sinne Goethes. Vgl. Goethe, W. und sein Jahrhundert, S. 470 mit Hempels Ausgabe XXVIII, 186 f. (M. und B.) — [2]) Werke XXXVII, 96. — [3]) Die Belege dazu liegen in Winckelmanns Briefen vor.

lande wenig zugekommen; dies wenige nur in der Färbung von Seiten seiner Freunde, mit welchen er in Briefwechsel stand, namentlich Weiße in Leipzig, dessen Bibliothek der schönen Wissenschaften von ihm mit mehreren seiner schönsten Aufsätze bereichert wurde, mit den Schweizern Füßli, Geßner, Usteri und Sulzer in Berlin, deren Ansichten über Wesen und Regeln der Poesie er zu den seinigen gemacht, mit Heyne in Göttingen, dem einzigen unter den deutschen Universitätsgelehrten, welchen er von seiner Verachtung wegen ihrer „Barbarei" und Unwissenheit im Alterthum der Kunst ausnahm, in Berlin endlich mit Nicolai und Mendelssohn, in dessen Schriften er einen Hauch Sokratischer Weisheit erkannte. Das dithyrambische Lob, welches ihm der ungenannte Verfasser der Fragmente über die deutsche Literatur spendete, that ihm wohl; von Herder selbst wußte er nichts, denn er suchte den Verfasser unter seinen Freunden in der Schweiz.[1]) Lessing, welcher seit diesen zehn Jahren sich einen Namen gemacht hatte, welchen die Besseren bereits als den Stolz der Nation erkannten, Lessing war ihm (bis 1766) nicht minder gänzlich unbekannt geblieben.

Laokoon erschien, und die aufrichtigen Freunde Winckelmanns und Lessings beeiferten sich, jenem seinen würdigen Nebenbuhler gleichsam zuzuführen, Männer, unter deren Augen Lessing sein Werk eben vollendet hatte. Friedrich Wilhelm von Schlabrendorff aus Breslau,[2]) später Graf, der ältere Sohn des dirigirenden Ministers von Schlesien, und ein Bruder jenes Gustav von Schlabrendorff, dessen Andenken durch sein merkwürdiges und uneigennütziges Leben sich frisch erhält,[3]) steht oben an. Er hatte als Jüngling, auf einer Reise durch die angesehensten Länder Europas, in Rom sich die Freundschaft und Achtung Winckelmanns in einem Grade, wie kein Deutscher vor ihm, erworben, und diese wurde durch einen lebhaften Briefwechsel unterhalten.[4]) Neben ihm stand in der Freundschaft und Liebe Winckelmanns Philipp von Muzel-Stosch, Neffe und Erbe des durch seinen Sammeleifer bekannten Baron Stosch,[5]) welcher im Sommer 1766 von einer größern Reise nach Berlin zurückgekehrt war. Zum Unglück war ihnen jemand mit einer entstellten Nachricht von Lessing und seinem Werke, gleichzeitig mit der von Klotzens Angriff auf Winckelmanns Schrift über die Allegorie, zuvorgekommen. Eben ließ dieser seine Anmerkungen zur Geschichte der Kunst bei Walther in Dresden drucken. Doppelt gereizt schrieb er an den Buchhändler Walther:[6]) „Ich vernehme, daß ein Hallischer Professor, Namens Klotz, wider die Allegorie etwas drucken lassen. Ich ersuche Sie, mir dieses Gedruckte, in Ab-

---

[1]) Winckelmanns Briefe. Herausgegeben von F. Förster, III, 282. Rom, den 2. Jenner 1768: „Bei dieser Gelegenheit bitte ich dem Pindarischen Verfasser meines Lobes, in den sogenannten Fragmenten über die neue deutsche Litteratur, meinen allerverbindlichsten Dank abzustatten. Denn ich entdecke in der Schreibart einen Schweizer, und ich kann also vermuthen, daß Euch derselbe bekannt seyn müsse." — [2]) Geboren 1743, gestorben den 7. Januar 1803 zu Stoltz in Schlesien. — [3]) Varnhagen von Ense, Denkwürdigkeiten und vermischte Schriften. 3. Aufl. IV, 145 ff. C. v. Wolzogen, Literarischer Nachlaß II, S. 217 ff. — [4]) Winckelmanns Briefe von Förster II, 334. — [5]) Vgl. Goethes W. XLIV, 74—76. Eine Notiz über seinen Neffen und Erben enthält Nicolais Anmerkung zu seinem Briefe an Lessing, XIII, 162. H. XX. 2, 272. — [6]) Winckelmanns Briefe von Förster III, 39. den 26. Mai 1766.

schrift, zu übermachen, damit ich in der Vorrede zu den Anmerkungen, wenn es der Mühe verlohnt, antworten könne. Ferner hat ein bekannter Dichter, wie man mich versichert, Hofmeister bei einem Studenten in Halle, Lessing, über den Laokoon wider mich geschrieben. Beides bitte ich mir schleunig aus, denn ich halte die Vorrede so lange zurück, um beiden in derselben zu antworten." Seine Verstimmung wuchs, als Walther sogar von einer Umarbeitung oder Vermehrung der Anmerkungen, mit Hinsicht auf die genannten Gegner, sprach.[1]) „Ich weiß nicht, wie Ew. Hochedelgeb. sich einbilden können, daß ich in dem Werke selbst eine Widerlegung zweier Hallenser, von denen der eine ein junger Bärenführer ist (das sollte Lessing sein), und in einer Untersuchung des ehrwürdigen Alterthums und der erhabenen Kunst, die beiden ein Geheimniß bleiben muß, einflicken wolle. . . . Jetzt will ich weder des einen, noch des andern gedenken. . . ."

Unterdessen war ein Brief von Schlabrendorff und darin eine Nachricht von Lessings Laokoon angelangt. Winckelmann verbirgt auch gegen ihn seine Verstimmung nicht. „Von Herrn Lessings Laokoon", schreibt er,[2]) „ist mir nichts, als der Titel bekannt; ich wünschte die Schrift zu sehen, aber nicht, wie ein Professor von Zerbst mir eine Compilation aus der allgemeinen Weltgeschichte gerade auf der Post nach Rom übermachte, und wie es nachher auch ein Schwabe aus Tübingen machte." Schlabrendorffs Anerbieten, ein Schreiben von ihm an Lessing zu befördern, wird in der Nachschrift höhnisch abgelehnt. „Sie erbieten sich gütigst, wenn ich etwas an Herrn Lessing wolle gelangen lassen, es zu besorgen. Dieses scheinet mir etwas vorauszusetzen. Ich wüßte nicht, womit demselben könnte gedienet seyn; als einem Dichter müßten es Sonnette seyn!"

Man muß das Vorangegangene kennen, um die Ehrlichkeit, die Würde in Winckelmanns Geständnissen, womit er bald darauf sein Unrecht gegen Lessing wieder gut macht, zu ermessen. Er hatte endlich den Laokoon in der Villa Albani gelesen, und schrieb von hier an Walther (den 16. August 1766): „Das mir gütigst übermachte Buch des Herrn Lessing habe ich richtig erhalten, und ich ziehe meine Meinung von demselben zurück, die mir zu vergeben ist, da ich von diesem gelehrten Manne vorher nichts gelesen hatte, und wenn derselbe vor meiner Abreise aus Deutschland durch etwas bekannt gewesen, konnte ich es ebenfalls nicht wissen, weil mein Gehirn mit alten Fränkischen Chroniken und mit Leben der Heiligen und dergleichen angefüllt war. Es wird, wo ich kann, demselben auf die würdigste Art geantwortet werden."

Und von demselben Tage an von Schlabrendorff:[3]) — „Mein Freund! die Auszüge aus Herrn Lessings Schrift, welche mir ein Beweis nicht gemeiner Freundschaft sind, verdienen mehr als die Beschreibung der Villa des Cardinals. Aber irren Sie sich nicht, wenn Sie glauben, dieselbe von mir verlangt zu haben? Ich weiß es nicht. Den Werth dieser Auszüge vermindert nicht, daß ich das Buch selbst acht Tage zuvor aus Dresden bekommen habe. Lessing, von dem ich leider nichts gesehen hatte, schreibt, wie man geschrieben zu haben wünschen möchte, und,

---

[1]) A. a. O. S. 44. Den 28. Juni 1766. — [2]) A. a. O. 42. — [3]) A. a. O. 64—65.

wenn ich nicht seine Reise von Ihnen erfahren, wäre ich demselben mit einem Schreiben zuvor gekommen. Es verdienet derselbe also, wo man sich vertheidigen kann, eine würdige Antwort. Wie es rühmlich ist, von rühmlichen Leuten gelobet (zu) werden, kann es auch rühmlich werden, ihrer Beurtheilung würdig geachtet zu seyn." Diese Aeußerung, von Stosch den Freunden Lessings mitgetheilt, machte Aufsehen; Lessing erhielt sie von Gleim überschrieben.[1])

Zu einer direkten Verbindung zwischen Winckelmann und Lessing kam es dessenungeachtet nicht. Jene schöne begeisterte Anerkennung, ein unvergängliches Denkmal für Beide, wich schon nach Kurzem einer neuen Mißstimmung und Kälte, welche sich erst nur ablehnend äußerte (so schreibt er an Schlabrendorff den 10. December 1766: „Herrn Lessing bitte meine Hochachtung zu versichern; schreiben kann ich nicht; denn je weniger Briefwechsel nach Deutschland, desto besser. Lanzen mag ich auch mit keinem deutschen Gelehrten von hier aus brechen; es ist genug geschrieben! . . ."); später sogar in eine auffallende Verkennung seines großen Gegners ausartete, wie er denn in dem Briefe an Stosch vom 8. April 1767 von Lessings Buche sagt, „es sei schön geschrieben, obgleich nicht ohne bekannte Fehler in der Sprache!" und gar hinzufügt: „Dieser Mensch aber hat so wenig Kenntniß, daß ihn keine Antwort bedeuten würde; und es würde leichter seyn, einen gesunden Verstand aus der Ukermark zu überführen, als einen Universitätswitz, welcher mit Paradoxen sich hervorthun will. Also sei ihm die Antwort geschenkt."[2]) Doch besann sich Winckelmann und antwortete Lessingen, seine Ansicht von dem höhern Alter der Laokoons-Gruppe vertheidigend, in der Einleitung zu den Monumenti inediti kurz, aber würdig. Uebergehen konnte ich aber jene gereizte Aeußerung in dem Briefe an Stosch nicht; sie trifft Lessing nicht; aber mit jener frühesten Aeußerung über ihn verglichen, stehe sie zum Zeugniß da, daß Winckelmann nicht ohne innern Kampf zur Anerkennung eines Geistes, wie Lessing, sich entschließen konnte, der ihn bei der vorwaltenden Verstandesschärfe zuletzt mehr abstoßen, als anziehen mußte. Dieses gegenseitige Anziehen und Abstoßen spiegelt sich seitdem noch oft in dem Streite über Winckelmann und Lessing ab, wie nachmals über Schiller und Goethe, nur daß der Vergleich meist gegen Lessing ausfiel, weil man, beschränkt genug, verlangte, Lessing sollte zugleich Winckelmann sein!

Der Ruhm bleibt Lessingen, daß er die Größe Winckelmanns, trotz aller

---

[1]) XIII, 205—6; mit dem Bemerken: „Diese Stelle war mir besonders angenehm; denn ich hatte in Leipzig gehört: Winckelmann sey gegen meinen Lessing aufgebracht; er werde gegen den Laokoon schreiben, unartig, heftig. Diese Sage widerlegt sich durch diese Stelle." Nach H. XX, 2, 328 ist dieser Brief, da von W. als einem Lebenden die Rede ist, im Januar oder Februar 1767 geschrieben. — [2]) Lange nachher, 1776, erhielt Lessing aus den Händen des Herrn von Stosch seine ganze Korrespondenz mit Winckelmann mit dem Bedinge anvertraut, „daß man nur daraus bekannt mache, was die Welt wirklich interessiren könnte, mit Hinweglassung alles Individuellen, und aller der kleinen Nachrichten, wovon in seinen Werken das Ausführlichere und Richtigere vorkömmt," wie Lessing an Daßdorf, den Herausgeber von Winckelmanns Briefen, (den 26. Sept. 1776, XII, 473. M. 563. H. XX, 1, 671) schreibt. Daß der große Mann die ihn betreffenden herben Aeußerungen stehen ließ — darauf hätte man kein so großes Gewicht legen sollen.

Kritik, zu welcher seine Werke ihn herausforderten, keinen Augenblick verkannte. Er war sich seines eigenen Werthes wohl bewußt. Als er seine Reise nach Italien nahe glaubte, schrieb er an Ebert (Hamburg 18. Oktober 1768, XII, 207. M. 245. H. XX, 1, 290): „Aber wissen Sie, was mich ärgert? Daß Alle, denen ich sage:“ „„ich reise nach Rom,““ „sogleich auf Winckelmann verfallen. Was hat Winckelmann und der Plan, den sich Winckelmann in Italien machte, mit meiner Reise zu thun? Niemand kann den Mann höher schätzen, als ich: aber dennoch möchte ich ebenso ungern Winckelmann sein, als ich oft Lessing bin!“

Einmal nur läßt er eine persönliche Bemerkung gegen Winckelmann fallen, jedoch in einer Verbindung, in einer Weise, welche die ganze Reinheit, die Uneigennützigkeit seiner Seele verräth. Das Bittere in seinem Tadel beruhte ohne Zweifel auf einer halbwahren Vorstellung von der Geschichte des fürchterlichen Zufalls, welcher am 8. Juni 1768 Winckelmanns ruhmvollem Leben ein gewaltsames Ende zu Triest bereitet hat. „Wie ich aus den Zeitungen sehe“, schrieb Lessing an Nicolai den 5. Juli 1768 (XII, 199. M. 236. H. XX, 1, 279), „so bestätiget sich die Nachricht von Winckelmanns Tode. Das ist seit Kurzem der zweyte Schriftsteller, dem ich mit Vergnügen ein Paar Jahre von meinem Leben geschenkt hätte. Das kömmt aber daraus, wenn man Kaiser besucht und Schätze sammeln will.“ —

Der erste Schriftsteller, welchen Lessing im Sinne hatte, dem er so gern ein paar Jahre von seinem Leben geschenkt hätte, war der Verfasser von Tristram Shandy, der im Frühjahre 1768 in der vollen Kraft seines originellen Genius Winckelmann voranging.[1])

Noch gegen Ende seines Lebens trug sich Lessing mit dem Plane, eine neue und würdige Ausgabe von Winckelmanns Werken, die er mit Anmerkungen, Berichtigungen und Zusätzen begleiten wollte, zu veranstalten. Die von Riedel 1776 besorgte, mangelhafte und kenntnißlose Wiener Ausgabe bestärkte ihn in seinem Vorhaben, welches nur durch seinen Tod unausgeführt blieb.[2])

Zehntes Kapitel.

Nicht lange nach der Vollendung und Herausgabe des Laokoon, um die Mitte Juni 1766,[3]) machte Lessing in Gesellschaft eines jungen Edelmanns, Leopold von Brenkenhof, eine Reise nach Pyrmont. Brenkenhof war der Sohn

[1]) J. J. C. Bodes literarisches Leben. Von Böttiger. Berlin 1796. LVIII. „Lessing hatte nur zwei Männer, deren Leben er durch einen Theil des seinigen verlängert zu sehen wünschte. Dies waren Winckelmann und Sterne.“ — [2]) Siehe die Beilage. — [3]) XII, 174. M. 207. H. XX, 1, 244. An Klotz, Berlin den 9. Juni 1766. „Ich reise in einigen Tagen nach Pyrmont, und denke wenigstens meinen Rückweg über Halle zu nehmen.“ (Dies ist nicht geschehen.)

des Geheimen Finanz-Raths Franz Balthasar von Brenkenhof, welcher sich unter der Regierung Friedrichs des Großen durch volkswirthschaftliche Leistungen von großer Bedeutung, namentlich durch die Anlage des Bromberger Kanals, durch die Hebung der Landwirthschaft und der Bodenkultur einen bleibenden Namen gegründet hat.[1]) Das Haus des Geheimen Raths von Brenkenhof ward von allen betreten, welche durch den Schutz dieses einflußreichen Staatsmanns einen öffentlichen Dienst zu erlangen hofften oder Hilfe suchten. Wie sehr man sich hier drängte, erzählt Scheffner in seinem Leben,[2]) welcher in der gleichen Absicht einmal hinging, aber mißmuthig sich wieder entfernte. Besondere Liebe zu Kunst, Wissenschaft und Literatur wird dem Geheimrath Brenkenhof nicht nachgerühmt, und es ist auch nicht anzunehmen, daß Lessing die Freundschaft mit seinem Sohne für sich benützt hätte; nur ist gewiß, daß sein Bruder Karl nach einiger Zeit eine Stelle bei Brenkenhofs Vater, mit Lessings Zustimmung, aber ohne Erfolg suchte.[3]) Der junge Brenkenhof also (erzählt Karl Lessing, Lessings Leben I, 264), welcher „damals in Berlin seinen Hofmeister eben satt hatte, wählte sich Lessingen zu seinem Gesellschafter, und zog sogar zu ihm. Sie wurden einander zu gut, um einander viel zu geniren, und ihre Freundschaft verlor weder durch den Umgang, noch durch die Trennung. Sie reisten mit einander nach Pyrmont: Herr von Brenkenhof, um seiner Gesundheit willen, Lessing zur Gesellschaft." Das ist genug gesagt, um zu wissen, daß das Verhältniß Lessings zu diesem jungen Freunde ein ziemlich freies und loses war und blieb. Mit Lessings Abgang von Berlin löste es sich gänzlich. Leopold von Brenkenhof hat sich später als preußischer Oberst zu Potsdam durch mehrere militärische Schriften und zwei Bändchen Paradoxa[4]) bekannt gemacht, wo man bei aller Gewandtheit des Schriftstellers von irgend einer tiefern Spur seines früheren Umgangs mit Lessing nichts wahrnimmt, wenn nicht etwa jemand die Lust an Paradoxen dafür ansehen will. Ueber alles seltsam kommt es bei ihm heraus, wenn er das Wöllnersche Religions-Edict von 1788 gegen die Berliner Aufklärer eifrig vertheidigt, und doch dabei Friedrich Nicolai seinen „alten Freund" nennt.

Lessing hatte schon im Mai seinem Gleim, bei Uebersendung des Laokoon, sein Vorhaben, „im Juni eine Reise nach Pyrmont zu thun und seinen Weg über Halberstadt zu nehmen," mitgetheilt (XII, 173 ff. M. 205. H. XX, 1, 242,) und ihn, der damals krank war, aufgefordert, zur Wiederherstellung seiner Gesundheit, ihn nach Pyrmont zu begleiten. „Außerdem (fügt er hinzu) verspreche ich mir wenig Vergnügen an einem Orte, den ich weder der Gesundheit noch des Vergnügens wegen, sondern blos um mein Wort zu halten, besuchen werde." Gleim jedoch konnte ihm dazu nur wenig Hoffnung machen, weil er noch zu krank

[1]) S. (Meißner) Leben Franz Balthasar Schönberg von Brenkenhof. Leipzig, 1782. — Preuß, Friedrich der Große II, 326, 345 u. III, 84, 88, 99 u. 116. — von Brenkenhof starb den 21. Mai 1780. — [2]) Mein Leben, wie ich Johann George Scheffner es selbst beschrieben. Leipzig 1823. 121. — [3]) Lessing an seinen Bruder Karl aus Hamburg, den 22. December 1766. XII, 176. M. 209. H. XX, 1, 246. „Herr von Brenkenhof ist wieder in Berlin angekommen. . . . Hast Du sonst wegen der Stelle bey seinem Vater zu sprechen Gelegenheit gehabt?" — [4]) Paradoxa größtentheils militärischen Inhalts. 1780. 2. Aufl. 1783. — Paradoxa, zweites Bändchen, nicht militärischen, sondern die Pseudo-Aufklärung betreffenden Inhalts 1783.

war und von den Aerzten abhing. Daß aber Lessing nach langer Trennung wieder zu ihm kam, freute ihn innig. „Kommen Sie, und bleiben Sie so lange Sie wollen und können. Wohnen Sie lieber auf dem Lande, als in der Stadt, so geb' ich Ihnen mein Gartenhaus ein; es hat eine ziemlich angenehme Lage, hat Quellen und Nachtigallen." (XIII, 130. H. XX, 2, 202.)

Auf dem Rückwege von Pyrmont hielt sich Lessing mehrere Tage in Göttingen auf. Die dortige Universität stand damals in ihrer größten Blüthe. Vor allen wirkte hier der große Orientalist und Exeget Johann David Michaelis, welchen Lessing unter seine frühesten und liberalsten Gönner zählen konnte, mit welchem er ein sehr anziehendes Verhältniß angeknüpft hatte.[1]) An die Unterredungen, welche Lessing bei diesem Besuche mit Michaelis pflog, knüpft sich ein für beide gleich rühmlicher, der Aufbewahrung würdiger Zug, welchen wir Schulz, einem Schüler von Michaelis, verdanken.[2]) Nachdem er die Wichtigkeit und Reichhaltigkeit von Michaelis' Uebersetzung des alten Testaments, nebst den dabei befindlichen Anmerkungen für Ungelehrte („welche immer mit mehr Recht für Gelehrte, als für Ungelehrte betitelt werden können") entwickelt, fügt Schulz hinzu: „Es ist vielleicht nicht bekannt, daß Lessing derjenige war, der ihm den ersten Gedanken zur Verfertigung seiner Bibel-Uebersetzung, und zu der Einrichtung der Anmerkungen dazu gegeben hat. Ich bin bei der Unterredung gegenwärtig gewesen, die die großen Männer mit einander über diesen Gegenstand auf Michaelis Studierstube gehalten haben, und erinnere mich noch lebhaft, was Lessings spöttelnde Bemerkung: „daß die Christen so wenig von dem erführen und benutzen könnten, was die Schriftgelehrten auf ihren Studierzimmern erfänden, in ihren Hörsälen vortrügen und in ihren gelehrten, meist lateinischen Schriften bekannt machten," für einen starken Eindruck auf Michaelis gemacht hat, und wie er von der Zeit an sich mit dem Plane zu einer Uebersetzung der Bibel beschäftigte."[3]) Es ist auffallend, daß Michaelis in seiner eigenen, von Hassenkamp herausgegebenen Lebensbeschreibung, Lessings Besuch mit keinem Worte erwähnt, während er den Besuchen zweier andern berühmten Männer im Sommer 1766, nämlich des Arztes Pringles und Franklins, mehrere Seiten widmete (S. 102—111). Diese Lücke ergänzt nun der Herausgeber, welcher damals (ein Vierteljahrhundert, ehe er diese Anmerkungen niederschrieb) in Göttingen studiert, und sowohl jene Engländer als Lessing kennen gelernt hat. Ich lasse auch ihn mit eigenen Worten eintreten: „In eben dem Sommer (1766) kam auch Lessing nach Göttingen; und der sel. Dietze (der nachher noch nach Mainz gekommen und dort gestorben ist) stellte mich ihm auf der Bibliothek vor. Dieser, unser sonst großer Landsmann, gefiel mir doch bei weitem nicht so gut, wie jene beiden Engländer. Diese sonst als stolz verschrieene Britten waren

[1]) XII, 25—27. M. 34—37. H. XX, 1, 39—42. Siehe Biographie I. Band S. 256 ff. [2]) Schulz (J. C. F.), Bemerkungen über Michaelis literarischen Charakter, in: J. D. Michaelis Lebensbeschreibung, von ihm selbst verfaßt, mit Anmerkungen von Hassenkamp (Consistorialrath in Rinteln). Rinteln 1793, S. 247. (Schulz war Professor der orientalischen Literatur an der Universität zu Gießen, wo er 1806 starb. Er war ein Schwestersohn Schlözers.) — [3]) Die Deutsche Uebersetzung des alten Testaments mit Anmerkungen für Ungelehrte, erschien in Göttingen 1773 bis 1786. 4°. 13 Bde.

sehr leutselig und herablassend; jener Deutsche hingegen sehr hoch einherfahrend und absprechend in seinen Urtheilen, worüber der gute Dieze mehr wie einmal in große Verlegenheit gerieth. Doch (setzt Hassenkamp selbst hinzu) ich kann mich irren; ich habe den Mann nachher nie wieder gesehen, noch gesprochen, und der erste Anblick, die erste Entrevue kann bisweilen trügen."[1]) Soviel ist gewiß, daß zwischen Lessing und Dieze ein aufrichtiges freundschaftliches Verhältniß sich gestaltete, welches in der gemeinsamen Neigung zur Kenntniß und Ergründung der romanischen Literatur seine Nahrung fand. Daran knüpfte sich ein Briefwechsel, welcher, bis auf einen Brief Lessings (aus Hamburg den 5. Jan. 1769) an Dieze, während der Belagerung von Mainz 1793, leider verloren gegangen ist (XII, 220. ff. M. 260. H. XX, 1, 308). Lessing dankt ihm in diesem Briefe für die ihm übersandte vortreffliche Uebersetzung des Velasquez mit Anmerkungen, wodurch zuerst in Deutschland die Aufmerksamkeit auf die alte spanische Nationalliteratur gerichtet wurde, und zollte ihm die gebührende Anerkennung und Bewunderung für seine Leistung. „Leben Sie wohl, werthester Freund", schließt der Brief, „und vergessen Sie nicht, daß Sie der Einzige sind, der in mehr als Einem Fache unsere Kenntnisse der fremden Literatur erweitern kann."

Daß Lessing seinen alten Lehrer und Freund, den Professor Kästner, aufgesucht haben werde, wird jeder gern voraussetzen. Es ist auch keine bloße Voraussetzung. Dies beweisen Kästners Verse: „An Lessing bei seiner Durchreise durch Göttingen, den 2. August 1766, da ein Tumult war."[2]) Mehrere Studenten (erzählt Pütter in seiner Selbstbiographie I, 470) veranlaßten aus Muthwillen unter allerlei ausgestreuten, ganz erdichteten Gerüchten einen Auflauf, der etliche Tage hindurch manche Unruhe machte, wenn es gleich nicht zu großen Thätlichkeiten kam, auch der ungleich größere Theil der studirenden Jugend keinen Antheil daran nahm. Zu Hannover inzwischen wurde die Sache für wichtig genug erachtet, um eine eigene königliche Commission nach Göttingen zu schicken, die mit Wegschaffung einiger unruhiger Köpfe der Sache ein Ende machte. An diesen Vorfall also hat Kästner das kleine Andenken an Lessings damaligen Aufenthalt in Göttingen geknüpft.

> Durch sanfter Lieder Klang die Wildheit zu bezwingen,
> Sah man Amphion einst durch fremde Länder ziehn.
> O Lessing! wäre Dir Amphions Kunst verliehn,
> So müßtest Du für unsre Schwärmer singen.

Sehr angenehme Tage verlebte Lessing darauf in Halberstadt bei Gleim, seinem warmen Verehrer, der ihn damals nicht bloß in einem seiner Gedichte feierte,[3]) sondern ihm auch seine Kasse, wie seine Bücher zur Verfügung stellte.

---

[1]) Wie hier von Hassenkamp, wird Dieze auch von dem Biographen und Sohne Schlözers (Leben I, 206) als ein Mann von Kenntnissen, aber doch im Ganzen von keiner bedeutenden Gelehrsamkeit, dabei von sehr schweigsamer Natur, aufgeführt, dem Lessing in seiner Lebhaftigkeit daher leicht imponiren mochte. — [2]) Kästners gesammelte Werke I, 58. — [3]) „An Lessing," 1766. (Gleims sämmtl. Werke I, 301.) Der Dichter beschreibt hier eine Vision, die Zerstörung des Helikons durch die Titanen:

> — Wach geworden,
> Dacht' ich zuerst, o Freund, an Dich!
> Sind keine Dichter, keine Musen,

Nach Berlin zurückgekehrt, ließ er einige Monate vorübergehen, während welcher Zeit Krankheit, verschiedene Reisen, Verdruß und zerstreuende Beschäftigungen ihn abgehalten hatten, wie er an Gleim, 31. Oktober 1766, bekennt, demselben den Betrag einer Schuld von 6 Pistolen zu übersenden. Die Bücher behielt er noch zurück; er brauchte deren sogar noch einige mehr, die er bei Gleim gesehen hatte; „aber (wirft Lessing für sich selbst ein) — als wenn Sie Ihre Bücher nicht selbst brauchten! Wenn es noch Pistolen wären!“ — Ueber diesen Punkt beruhigte ihn Gleim vollständig. „Meine Bücher brauch' ich so wenig, daß ich nebst denen, die Sie haben, noch eine ganze Menge missen kann. Ist es nicht schon genug, daß ich für einen Lessing Bücher habe? Fodern Sie doch ja, so viel Sie wollen; sie stehen Ihnen alle zu Befehl!“ Gleim war zu Ende des Jahres 1766[1]) in Dresden gewesen und bedauerte es nachträglich lebhaft, daß Lessing nicht in seiner Gesellschaft war. Hagedorn rühmt er über die Maßen. „Ein vortrefflicher Mann! The clearest head, and the sincerest heart! In den acht Tagen meines Dortseins (fügt er hinzu) sprachen wir täglich von Ihnen, und hofften, Sie dort zu sehn. Ueber Winckelmann seh' ich Gewitterwolken aufziehn. In Dresden hat er keinen einzigen Freund. Alle sind wider ihn aufgebracht. Wie sies erzählen, haben sie Recht: aber audiatur et altera pars.“

Nicht lange vorher erhielt Lessing von Hamburg eine ganz unvermuthete Anfrage und eine sich daran knüpfende Einladung nach diesem Ort. Wir sind bei dem wichtigsten Wendepunkte in diesem Abschnitt von Lessings Leben angelangt.

Elftes Kapitel.

Wenige Gegenstände unsrer Poesie und nationalen Bildung sind in jüngster Zeit von verschiedenen Seiten mit so viel Liebe und Erfolg behandelt worden, als die Geschichte des deutschen Theaters vor und nach Lessing.[2]) Nicht unwichtige Beiträge zu dem innern Verständniß dieser geistigen Bewegung hat der Verfasser des ersten Theils dieser Biographie geliefert. Hieran

---

Ist kein Apollo mehr darauf,
Ist er zerstört, dacht' ich, so richtet
Ihn unser Lessing wieder auf!

[1]) Sein Brief an Lessing ist vom 6. Januar 1767. (XIII, 131. H. XX, 2, 207. mit zum Theil anderem Text.) — [2]) Von neuen Schriften nennen wir, außer den Werken, von R. E. Prutz, Vorlesungen über die Geschichte des deutschen Theaters. Berlin 1847. E. Devrient, Geschichte der deutschen Schauspielkunst. 4 Theile. Berlin 1848; eine Reihe von Aufsätzen von A. Hagen in den Neuen Preußischen Provinzialblättern von 1851 und 1852 „Geschichte des Theaters von Preußen,“ worin die allgemeine Seite dieses reichhaltigen Stoffes beständig Berücksichtigung erfährt. Diese Aufsätze wurden von dem Verfasser „Königsberg 1854“ mit neuem Titel und neuer Paginirung herausgegeben, erschienen aber nicht im Buchhandel.

anknüpfend, darauf zurückweisend, scheint es angemessen, daß ich hier auf die unmittelbar örtlichen Vorbereitungen und Bedingungen zu Lessings Wirksamkeit und Leistungen für die versuchte Begründung eines deutschen National-Theaters in Hamburg mich beschränke.

Die Idee, die bis dahin in Hamburg so gut, wie aller Orten in Deutschland, herrschende Prinzipalschaft aufzuheben und ein stehendes Theater unter dem stolzen Namen eines National-Theaters zu begründen, ging von Johann Friedrich Löwen aus, welcher nur noch als Romanzendichter in den Annalen der Literatur fortlebt, obschon ihn selbst im Leben das Schauspiel in seinem ganzen Umfange als Kunst und Poesie überwiegend beschäftigte. Da sein Streben mit der Geschichte des Theaters in Hamburg in der vorangehenden Periode auf das engste verflochten ist, wie er nachher neben Lessing einen Platz bei der neuen Unternehmung behauptete, so wird ein Rückblick auf seine Vergangenheit uns die Beschaffenheit dieses Bodens am besten kennen lehren.

Löwen[1]) kam als junger Mann von zweiundzwanzig Jahren (1751) nach Hamburg, weil er in Göttingen, wo er die Rechte studirt hatte und sich gern dem akademischen Leben ganz gewidmet hätte, die nöthigen Promotionskosten nicht hatte erschwingen können. Er war eben entschlossen, mit Empfehlungsschreiben von Hagedorn nach London abzugehen, als ihn ein Legationsrath Zink, der sein Talent erkannt hatte, ins Haus nahm und ihn ermunterte, sich durch Schriften bekannt zu machen. Dies that er nun in rascher Folge. Seine satirischen und komischen Gedichte wurden gut aufgenommen, seine Romanzen erwarben ihm den Beifall der Literaturbriefe. Auch in der beschreibenden Gattung und in der Ode versuchte er sich glücklich. Die Liebe zum Theater wurde in ihm, wie bei so manchem guten Kopfe, wie selbst bei Lessing, durch den Umgang mit den Schauspielern und unmittelbare Berührungen mit dem Schauspielwesen, in welches damals eine neue Bewegung kam, erweckt, und dies gab endlich seinem Leben eine bestimmte Richtung. Was damals von den übrigen Plätzen in Bezug auf das Schauspiel galt, muß auch von Hamburg gesagt werden: nicht dem Geschmacke, noch der ausdauernden Gunst des Theaterpublikums, sondern der Einsicht und dem Muth einzelner Unternehmer, besonders aber der aufblühenden Kunst vorzüglicher Schauspieler und Schauspielerinnen verdankte man es, wenn das deutsche regelmäßige Schauspiel, seit Gottscheds und der Neuberin Zeiten, bald den Kampf mit der Gleichgültigkeit der deutschen Fürsten, bald mit den Launen des Publikums bestand. Der fleißige Geschichtsschreiber der Hamburger Bühne[2]) giebt uns in dieser Hinsicht ein eben so treues als unerquickliches Bild der unsrer Erzählung vorangehenden Periode, in dem Schwanken der Hamburger zwischen deutscher und fremder Kunst, zwischen den edlern Gattungen des Schauspiels und den Vorstellungen der gewöhnlichsten Künste des Marktes. Schon in der Neuberin, welche seit ihrem Erscheinen 1728 bis zu ihrem Abschiede von Hamburg 1740 dort häufig auftrat, fühlte sich Künstlerstolz und das Bewußtsein ihres verkannten Strebens bitter gekränkt, und als

[1]) Löwen geb. zu Klausthal am Harze, 1729, mit Lessing in demselben Jahre. S. Jördens, Lexikon III, 416 ff. u. Goedeke's Grundriß II, 572 ff. — [2]) Joh. Fried. Schütze. Hamburgische Theater-Geschichte. Hamburg 1794. (Dieses Werk ist in diesem Abschnitte größtentheils benutzt, auch wo es nicht jedesmal angeführt ist.)

sie dem Rufe der Kaiserin Anna von Rußland folgte, rächte sie sich durch eine Abschiedsrede, welche Löwen zwar „eine unverschämte Abdankung“ nennt, und die ihr den Zutritt in diese Stadt für immer verschloß, die aber doch beweist, daß man sich getroffen fühlte.[1])

In dem Jahre, als die Neuberin Hamburg verließ, trat die Schönemannsche Gesellschaft ins Dasein und erschien auch in kurzer Zeit in Hamburg. Johann Friedrich Schönemann (ein Hannoveraner, der sich bei der Neuberin zu einem guten Schauspieler in komischen Rollen gebildet hatte), bezeichnet als Direktor einer selbständigen Truppe einen bemerkenswerthen Fortschritt des deutschen Theaters. Er hob Ordnung und Sitte in seiner Gesellschaft, brachte die komische Oper, das Singspiel, auf die Bühne, verdrängte die gangbaren schlechten Uebersetzungen durch bessere und gab im Allgemeinen den Ton an, welcher bis in die Zeit der französischen Revolution, in Rücksicht auf Spiel, Darstellung und Personal, auf deutschen Bühnen vorherrschte. Er hatte das Glück, an dem Herzog Christian Ludwig von Mecklenburg-Schwerin einen Beschützer zu finden, und betrachtete daher für sich und die Seinigen Schwerin als eigentliche Heimath und Zufluchtsort. Was aber sein Unternehmen in Kurzem weit über seine Mitbewerber erhob und diese Gesellschaft unvergeßlich macht, ist, daß die ersten und größten deutschen Schauspieler, ein Ekhof, Ackermann, Schröder, unter ihm sich gebildet und hier ihren Ruhm gegründet haben. Nur darin störte er den Erfolg seiner Bühne, daß er sich herausnahm, tragische Rollen zu spielen und z. B. im Essex des Corneille mit Ekhof in die Schranken zu treten.[2]) Ueberhaupt werden tiefere Einsichten und Kenntnisse der Kunst ihm abgesprochen, wie sehr er auch in seinen Einrichtungen, in der Wahl der Stücke, Kenntniß des Bedürfnisses und gesundes Urtheil zeigte. Es gelang ihm auch, allgemeinern Sinn für das Bessere seiner Unternehmung in Hamburg zu wecken. Einige Stücke, welche von Schönemann in Hamburg zuerst gegeben wurden, machten ein ungewöhnliches Glück, und das eine, der „Bocksbeutel,“ wurde noch zu Lessings Zeiten gern gesehen.

Schönemann arbeitete unablässig an der Veredlung seines Unternehmens. So wurde bereits 1753 zu Rostock bei der Gesellschaft ein Institut gestiftet, an welchem Ekhof den meisten Antheil hatte. Die Schauspieler kamen an gewissen Wochentagen zusammen und besprachen und belehrten sich wechselseitig über ihre Kunst. Schönemann selbst war Vorsitzender, Ekhof sein Stellvertreter. Doch schon in Jahresfrist zerschlug sich diese nachahmungswerthe, schöne Anstalt, welche erst Löwen zu Lessings Zeit wieder aufnahm. In Hamburg wurde den 15. Juni 1754 die letzte Sitzung dieser Art gehalten. Vielleicht war dieser Versuch nicht ohne Einfluß auf Löwens bald nachher erschienene Schrift: Kurz gefaßte Grundsätze von der Beredsamkeit des Leibes (Hamburg 1755), die erste deutsche Schrift dieser Art, auf welche Engel in seinen „Ideen zu einer Mimik“ zurückweist.[3]) Löwen trat um diese Zeit in

---

[1]) A. a. O. I, 241.
Verschreibt euch einen Mann, geschickt zum Harlequin!
— Nehmt ihn zum Vorbild an u. s. w.

[2]) A. a. O. 247. — [3]) Jördens, III. 417 giebt den Inhalt der 12 Abschnitte der Schrift an. (Auf diesen wichtigen Gegenstand kommen wir zurück.)

persönliche Verbindung mit Schönemann sowohl als seiner Tochter, damals schon einer Zierde der Bühne ihres Vaters. Er nahm sich mit Ekhof der Bühne seines Freundes mit Eifer an. Daß er um Hamburgs Bühne sich Verdienste erworben, wie sehr ihn auch sein unversöhnlicher Feind Dreyer in vielen Spottschriften angriff, wird auch von dem Geschichtschreiber dieser Bühne anerkannt. Die Gesellschaft hatte in der That eine höhere Stufe der Vollkommenheit erreicht, das Publikum, wenngleich ohne Begeisterung für die Kunst, ließ es an Aufmunterung und Unterstützung nicht fehlen: als Schönemann im Jahre 1757 zur Ueberraschung aller zurücktrat. Schönemann hatte sich nämlich durch eine Leidenschaft, welche er mit dem Dichter Alfieri theilte, durch die Liebhaberei zu Pferden, außer andern Ursachen, dem Theater immer mehr entfremdet. Ekhof und Löwen waren nicht lange fähig, den daraus erwachsenden Unordnungen zu steuern. Zum Unglück verließ Ekhof, in Folge ausgebrochener Mißhelligkeiten, Hamburg, und ging zu Schuch nach Danzig. Schönemann schloß also am 2. December 1757 die Bühne zu Hamburg mit einem Epilog von Löwen. Dieser hatte sich unterdessen mit Dem. Schönemann verbunden und übersiedelte jetzt mit seiner Gattin und seinem Schwiegervater nach Schwerin, wo er die Stelle eines Secretairs so lange bekleidete, bis das Theater ihn von neuem nach Hamburg rief. Hier hatte Koch, welchen der ausbrechende (siebenjährige) Krieg gezwungen hatte, das Theater in Leipzig aufzugeben, die Schönemannsche Gesellschaft, zu welcher Ekhof bald zurückkehrte, glücklich erneuert. Es war (bemerkt Gervinus) „die Glanzperiode seiner Gesellschaft, welche hier sich länger, als irgend eine vor ihm, sechs Jahre hindurch (von 1758 bis 1763) fast ununterbrochen erhielt.“ Der Krieg hatte reiche Familien aus der Fremde nach Hamburg geführt, welche die Einnahmen des Theaters verstärken halfen. Bei einem ansehnlichen Personal, in welchem Brückner später ein Nebenbuhler Ekhofs wurde, konnte er alle Gattungen des Schauspiels besetzen. Die besten Köpfe Hamburgs fühlten sich angeregt, Koch zu unterstützen. Johann Joachim Christoph Bode gab bessere Uebersetzungen englischer und französischer Stücke (darunter Voltaires „Kaffeehaus,“ welches uns in der Hamburgischen Dramaturgie begegnen wird). Schiebeler, der glückliche Romanzendichter, verfertigte, noch als Gymnasiast, Theater-Reden für Koch. Die guten Köpfe, unter ihnen Bode und Moses Wessely, „ein einsichts- und geschmackvoller Jude,“ hielten mit Koch und einigen seiner Schauspieler Abendzirkel, in welchen über Sachen der Kunst und der Bühne verhandelt wurde. Doch Kochs Aengstlichkeit, Phlegma und Eigensinn (sagt Schütze) hinderten ihn, von den Erinnerungen seiner Freunde überall den rechten Nutzen zu ziehen. Als endlich 1763 der Friede geschlossen war, fand Koch es für rathsam, Hamburg wieder mit Leipzig zu vertauschen. Seine Stelle nahm Ackermann ein, und indem wir ihn nennen, treten wir unmittelbar in die Sphäre ein, in welche Lessing gerufen worden. Nur wahr muß man das Lob nennen, das dieser Gesellschaft später Löwen (1766) gab, „daß sie sowohl in Ansehung ihrer Schauspieler, als auch der äußerlichen Pracht, die vorzüglichste in Hamburg wäre.“ Für Hamburg führte sie die glänzendste Epoche herbei. Diese Bühne wurde in der That, trotz so mancher Mißstände, die Wiege des heutigen deutschen Theaters, und leistete das, was Leipzig versprochen hatte. Was Ekhof für

Schönemann, wurde mit der Zeit, nur in noch höherem Maße, für Ackermann und das deutsche Theater sein Stiefsohn, der große Friedrich Ludwig Schröder, dessen treffliche Biographie durch F. L. W. Meyer (von Bramstedt) von nun ab für diesen Abschnitt eine Hauptquelle bildet. Zu Ackermann und seiner Familie gesellte sich die Blüthe der damaligen Schauspieler, Ekhof und seine Frau, Schulz, dessen Mutter und Schwester, nachherige Böck, Böck selbst, Hensel und Borchers: Namen, mit denen wir aus der „Hamburgischen Dramaturgie" vertraut sind. Ackermann hatte Sinn für das Große in seiner Kunst, und dem entsprach sein Unternehmungsgeist. Er hatte bereits in Königsberg auf seine Kosten ein Schauspielhaus erbaut, jetzt führte er ein anderes in Hamburg auf, als Koch, welcher das alte Haus gepachtet hatte, ihm dasselbe entzog. Das neue Haus (am 31. Juli 1765, mit Löwens Prolog: „Die Komödie, ein Tempel der Tugend," vor einer glänzenden Versammlung eröffnet), kam auf den Platz jenes, aus der Geschichte der deutschen Oper[1]) wohlbekannten Opernhauses, „welches seine 87 Jahre lang zum Tempel der Kunst und Afterkunst gebraucht und nun dem Boden gleich gemacht wurde." Der schönen Ausstattung des neuen Schauspielhauses entsprach das Uebrige, und niemals war die Aussicht auf ein stehendes Theater für Hamburg so groß wie jetzt, was der Geschichtschreiber der Hamburgischen Bühne hervorhebt, aber auch hinzufügt, daß ungeachtet der Schauspielliebe der Hamburger es an Wärme für die Kunst, dem theatralischen Geschmacke an Festigkeit, oft aber auch den Veranstaltungen der Principale an innerem Werth oder echtem Glanz gebrach, um in einem merkantilischen Staate mehr als ein zeitlanges Aufopfern von Zeit und Geld zu verdienen. Ackermann strebte, beides zu vereinigen, nicht ohne empfindliche Schwächung seiner Kräfte, ohne entsprechenden Ersatz. Das Beste, welches der damalige Stand der dramatischen Literatur in Deutschland von Originalien und Uebersetzungen bot, wurde benützt. Neben den Stücken von Lessing, Schlegel, Krüger, prunkten freilich auch Löwens mittelmäßige Arbeiten. Löwen hatte das löbliche Streben, den Weg, welchen Diderot und Lessing sowohl theoretisch, als durch Muster gezeigt hatten, zu betreten; bei seinem Trauerspiel in Prosa: Hermes und Nestor (nach einer griechischen Anekdote) schwebte ihm Lessings Philotas vor. Er beklagte auch den schlechten Geschmack der Schauspieler, welche nicht lieber ein gutes prosaisches Trauerspiel von einem Akt, wie den Philotas, als ein erbärmlich übersetztes französisches von fünf Akten spielen wollten. Doch sein Talent kam der Absicht nicht nach; seine Stücke machten in keiner Gattung Glück; allein Ackermann war in dieser Beziehung nicht unabhängig genug, sich Löwens Einfluß zu entziehen. Dieser, welcher einen großen Theil des Jahres sich in Hamburg aufhielt, hier einen Theil seiner Pension, und was „sein Verleger Bock für seine Schreibereien ihm zusteuerte," verzehrte, fängt in dieser Epoche an, in der Theatergeschichte Hamburgs eine bedeutende Rolle zu spielen: „als witziger Kopf (so nennt er sich in seinem „Lichtputzerschreiben" selbst) und Stimmgeber auf Hamburgischen Kaffeehäusern, wie im Parterre

---

[1]) Geschichtliches über die Hamburgische Oper, an Ort und Stelle mündlich und literarisch gesammelt, enthält der Artikel in Lessings Kollektaneen XI, 352—355. M. 1, 477—480. H. XIX, 447—451.

als Ackermanns Rathgeber, Prologen-Schreiber, Theaterschreiber.“ Ackermann, von Natur gutmüthig und dankbar, ließ sich — versichert Schütze — durch Löwen zu manchen nachtheiligen Vorkehrungen verleiten, und als er seinen Anschlägen und Entwürfen Widerstand entgegensetzte, als er seine mittelmäßigen Stücke seltener auf die Bühne brachte, und mit Schröder selbst Hand ans Werk legte, verwandelte sich „der Schöngeist in seinen Feind,“ und wie er früher seine Bühne erhoben hatte, suchte er in seinem Wochenblatt die Bühne, ihre Dichter und Uebersetzer (Hans Sachsens Schusterjungen nannte er sie) zu erniedrigen. Es erschien endlich von ihm (1766), ohne Namen, eine Flugschrift: „Sendschreiben an einen Freund über die Ackermannsche Schaubühne zu Hamburg,“ worin manches Wahre gesagt ist, z. B. über Ackermanns Sorglosigkeit und Fehler im Kostüm, über seine auffallende Eitelkeit, mit Ekhof in tragischen Rollen zu wetteifern, während er im niedrig Komischen glänzte; wobei jedoch manches Anzügliche und Verletzende gegen mehrere Schauspieler beigemischt war. Schröders Biograph läßt der Mäßigung im Tadel, so wie der aufrichtigen Ueberzeugung des Schreibers Gerechtigkeit widerfahren; nur, meint er, hätte zu einer Zeit, wo Ackermann die Unterstützung des Publikums so dringend bedurfte, kein ehemaliger Freund von richtigem Zartgefühl sich diesen Tadel erlauben dürfen. Ackermann und seine Familie schwieg; ja er unterdrückte jede öffentliche Erwiderung seiner Freunde. Aber die Gesellschaft, „des Vorwurfs ungewohnt und verzogen,“ schalt laut den Verfasser. Dieser veröffentlichte jetzt eine Scheinwiderlegung, sein: „Schreiben an einen Marionetten-Spieler, als Abfertigung des Schreibens an einen Freund über die Ackermannsche Schaubühne. Im Namen des Ackermannschen Lichtputzers, Bremen 1766,“ eine Schrift, in welcher Bosheit und schneidender Spott noch weiter getrieben, übrigens manches Treffende, z. B. über die Werthlosigkeit der Ballete, gesagt wurde. Diese bittern Kritiken waren die Vorläufer einer Umwälzung, welche Löwen in der Verfassung des Hamburgischen und mittelbar des deutschen Theaters überhaupt zu bewirken suchte.

Wenn man den Biographen Schröders und den Geschichtschreiber des „Hamburgischen Theaters“ hört, so war die Eitelkeit und Eifersucht einer Schauspielerin, der Mad. Hensel, die wahre und nächste Ursache jenes denkwürdigen Wechsels, in Folge dessen an Lessing gedacht wurde; aber im Kleinen, wie im Großen müssen „die großen Wirkungen aus kleinen Ursachen“ auf das richtige Verhältniß zurückgeführt werden. Die Idee, die Prinzipalschaft aufzuheben und das Theater auf eine neue Stufe der Würde und Unabhängigkeit zu erheben, war lange vorher, nämlich von Joh. El. Schlegel, zur Sprache gebracht worden. Auf ihn verweist daher Lessing in der Ankündigung der Dramaturgie.[1]) Löwen hat nur zwanzig Jahre später Schlegels Vorschlag mit mehr Nachdruck und mit besonderer Beziehung auf Deutschland wieder aufgenommen.[2])

---

[1]) VII, 2. M. 3—6. H. 61 ff. Es geschah in dem (nach Jördens, IV, 512) um 1746 geschriebenen Aufsatz, „Gedanken über das Theater und insonderheit das dänische.“ Werke III, 41 ff. — [2]) „Als Schlegel zur Aufnahme des dänischen Theaters — ein deutscher Dichter des dänischen Theaters! — Vorschläge that“ u. s. w. Lessing a. a. O.

Unmittelbar nämlich nach jenen beiden kritischen Sendschreiben gegen die Ackermannsche Gesellschaft kam Löwens Geschichte des deutschen Theaters, der erste Versuch dieser Art, an der Spitze seiner theatralischen Schriften, heraus,[1]) ein Aufsatz, dessen geschichtlicher Gehalt uns freilich sehr unzulänglich erscheinen muß, dessen wahre Absicht jedoch erst verstanden und gewürdigt wird, wenn man sich an den Augenblick und an die Verhältnisse erinnert, unter denen er geschrieben wurde. „Der Vorwurf, den uns die Ausländer machen (beginnt Löwen), daß wir kein eigenes Theater haben, ist mehr als zu gegründet; und es würde bloß eine übertriebene Eigenliebe seiner Nation verrathen, wenn man dawider streiten wollte. Der Herr Professor Gottsched hat sich zwar bei aller Gelegenheit die Mühe genommen, diesen, freilich für die schöne Literatur eines Volkes nicht sehr günstigen, Vorwurf von uns abzulehnen; allein es ist sehr zu fürchten, ob er bei diesem Eifer viel gewonnen habe. Es ist bei einem solchen Streite nicht genug, ein langes Register größtentheils abgeschmackter, unsinniger und possenhafter Stücke anzuführen. Alles kömmt auf die große Frage an: Was das heiße, ein eigenes Theater haben? Sobald wir erst, statt der ewigen Uebersetzungen aus fremden Sprachen, eine Menge Originalschauspiele aufstellen können, die keiner andern, als der deutschen Nation anpassend sind; sobald unsere Lustspiele das unterscheidende Gepräge des deutschen Charakters führen, und nicht mehr französirend-deutsche Lustspiele sind; sobald eine Bühne, die dergleichen Originalstücke aufführt, auf öffentliche Kosten erhalten und unterstützt wird; sobald, aber gewiß nicht eher, werden wir ein eigenes Theater haben. Wenn man hiernach die Beschaffenheit unsrer gegenwärtigen Originalstücke, und unsers Theaters überhaupt, untersuchen will, so wird man das Unvollkommene und Mangelhafte durchgehends gewahr werden."

Man kann nicht in Abrede stellen, daß der damalige Zustand des deutschen Theaters im Wesentlichen treffend und bündig hier gezeichnet ist. Viel hervorragendere Geister, wie Herder [2]) empfanden zur nämlichen Zeit dasselbe; aber erst Lessingen war es beschieden, selbst Hand anzulegen und die Nothwendigkeit einer Reform zum allgemeinen Bewußtsein zu bringen. Gegen das Ende seines Aufsatzes kommt Löwen darauf zurück, nachdem er die Geschichte des deutschen Theaters bis zur Ackermannschen Gesellschaft und sogar seiner eigenen Kritik in den genannten zwei Sendschreiben herabgeführt hat: „So ist unser Theater beschaffen. Noch immer in den Jahren der Kindheit; und es ist schwer zu entscheiden, ob man die schlechte Aufnahme der deutschen Bühne den zu wenigen Genies für dieselbe oder diesen Mangel der Genies der schlechten Beschaffenheit des Theaters zuzuschreiben habe." Er kann nicht umhin, „das kurze Register der wenigen deutschen Dichter anzuführen, die mit Recht und allein die Zierden unsrer Bühne heißen könnten." Gottsched

---

[1]) J. F. Löwens Schriften, Hamburg 1766. 4. Theil, enthält die Theatralischen Schriften, wovon S. 1—76 Geschichte des deutschen Theaters. — [2]) Herder in seinem Fragment „Ueber das deutsche Theater." (Herders Lebensbild. I, 3. Abth. 1. Hälfte, 18—54, welches dem Herausgeber (E. G. von Herder) einem frühern Entwurfe zu der im J. 1767 erschienenen ersten Hauptschrift, „Fragmente zur deutschen Literatur," an welcher Herder schon in Königsberg zu schreiben begonnen hatte, zugehört zu haben scheint.

wird ganz gestrichen. „Er hat allerdings Verdienste um das Theater; aber Verdienste, die man bloß in das Fach eines Direkteurs, nicht eines Dichters, setzen muß.“ — Diejenigen, welche allein Aufmerksamkeit und Achtung als theatralische Dichter verdienen, sind ihm diese sechs: Schlegel, Gellert, Lessing, Krüger, Cronegk und Weiße. In der That beherrschten diese Schriftsteller damals, wie man aus der „Hamburgischen Dramaturgie“ sieht, die deutsche Bühne. Sich selbst übergeht Löwen mit billiger Bescheidenheit. Von Lessing aber spricht er mit ungeheuchelter Hochachtung und giebt ihm den ersten Platz, obschon „Minna von Barnhelm“ noch nicht erschienen war. Persönlich stand er ihm ganz fern; daß er in dem Augenblicke, als er diese Stelle schrieb, etwa an ihn dachte, um seine Kräfte für die Hamburgische Bühne zu gewinnen, ist gewiß nicht anzunehmen. Nächst jenen von ihm ausgezeichneten dramatischen Dichtern nennt Löwen nur noch von Brawe und Geßner. Wieland will er, ungeachtet seiner „Johanna Gray“ und seines bürgerlichen Trauerspiels „Clementina“ unter Deutschlands theatralischen Dichtern keinen Platz lassen. Endlich erwähnt er der seit einigen zwanzig Jahren aufgeführten und gern gesehenen Schäferspiele, deren Zahl jedoch, als würdig auf dem Theater beibehalten zu werden, er auf nicht mehr als sechs zurückführt. So war es, nach Löwen, zur Zeit mit dem deutschen Theater beschaffen: „Wenig gute Schriftsteller für dasselbe, noch weniger gute Acteurs, und gar keine Aufmunterung! Drei wichtige Hindernisse, die den Flor unseres Theaters beständig gehemmt haben.“ Dazu „die schlechte Kenntniß der Prinzipale zu allen Zeiten, wozu noch kommt, daß sie am unrechten Orte geizig oder verschwenderisch sind; der Mangel an Welt und Sitten bei den Schauspielern; die Gewohnheit der eingeführten Operetten und italienischen Intermezzen; der schlechte Schutz der deutschen Fürsten und der angesehensten Personen in den großen Städten; das Vorurtheil der Geistlichen gegen die Bühne,“ und andere Hemmungen. Aber eines nicht zu vergessen: die äußerste Empfindlichkeit unserer Komödianten für eine wohlmeinende Kritik. Nur erst hierinnen eine Aenderung, und die übrigen Hindernisse werden von wenigem Gewichte sein!“

Welches sind aber die Vorschläge, auf welche schließlich Löwen die Wiedergeburt des deutschen Theaters gründen will? Vor allen Dingen wird die Prinzipalschaft ganz aufzuheben sein; an ihrer Stelle „sollte der Fürst oder die Republik selbst das Direktorium führen, d. h. einen Mann wählen, welchem, begabt mit einer feinen Kenntniß der schönen Künste und Wissenschaften, die Annahme der Schauspieler, die Wahl der Stücke und die ganze Polizei des Theaters, ohne daß er selbst Schauspieler wäre, überlassen würde.“ Drei Städte sind es, auf welche Löwen vor allen sein Auge richtet: Wien, Hamburg und Berlin.[1]) Von Wien hofft er nichts, obgleich „die Gnade des Kaisers eine beständige deutsche Bühne daselbst unterhält. Oesterreich hat uns noch zu wenig gute Schriftsteller geliefert. . . . .“ Hamburg vielleicht — aber „es könnte diese Unterstützung nur und ganz allein in dem äußerlichen Aufwande bestehen, der aber aus mancherlei Ursachen nicht die allgemeine Sorgfalt des Staates sein wird. So vortreffliche Männer (bemerkt

---

[1]) Herder nennt a. a. O. nur Wien und Hamburg.

er) Hamburg auch in allen Arten der Wissenschaften aufzuweisen gehabt hat, so ist doch bei den meisten bloße Neigung, viel Geschmack, nie aber wahres Genie für das Theater gewesen.“ Berlin, glaubt hier Löwen, Berlin allein könne die Aufnahme des deutschen Theaters herbeiführen. „Ein mächtiger König, ein Fürst, der selbst Geschmack und Neigung hat, sein Volk glücklich und vergnügt zu sehen, eine republikanische Freiheit zu denken und zu schreiben, ein Zusammenfluß von Männern, die entweder als Kritici oder als Schriftsteller bewiesen, daß sie die würdigsten zur Aufnahme der deutschen Literatur und der Bühne insonderheit wären. Man zeige uns in einer einzigen deutschen Stadt solche Genies bei einander, die mit vereinten Kräften das Ihrige dazu beitragen könnten. Möchten doch die Tage nicht ferne sein, da man wenigstens Hoffnung zu einem Unternehmen schöpfen könnte, das für die glücklichen Zeiten eines deutschen Ludwig des Vierzehnten aufbehalten ist.“ — Für den Augenblick schien aber hierzu die geringste Aussicht vorhanden. Damals begnügten sich die Einwohner Berlins mit der Truppe des jüngern Schuch, von welchem Löwen (einige Blätter vorher) mit Verachtung spricht. „Es ist für das deutsche Theater betrübt,“ sagt er, „daß in der größten deutschen Residenzstadt, wo die vortrefflichsten deutschen Genies, ein Sulzer, Moses, Ramler, Lessing und Nicolai sich aufhalten, gerade mit die schlechteste Truppe, und zwar mit hoher obrigkeitlicher Erlaubniß, ihre Bühne hat.“ Unter solchen Umständen blieb denn doch Hamburg als der Ort, wo die Verbesserung des Theaters die meiste Aussicht in ganz Deutschland hatte. Man wird Löwen das Recht widerfahren lassen, daß er bei diesen Vorschlägen, deren so nahe bevorstehende Ausführung ihm noch nicht vorgeschwebt haben kann, weder eigennützig, noch parteiisch verfuhr. Dasselbe gilt von dem zweiten seiner Vorschläge, der dahin abzielt, eine ordentliche Theaterschule oder, wie er sich ausdrückt, eine theatralische Akademie anzulegen, welche „gewiß von größerem Nutzen sein würde, als die sogenannten deutschen Gesellschaften.“ Dabei hat er auch die sittliche Hebung des Standes der Schauspieler im Auge; er räth im Ernste zur Herstellung der römischen Censoren, denen die Aufsicht über das Theater anvertraut würde.

Doch damit diese Vorschläge und Wünsche eine bestimmte Gestalt annahmen, und zu einem festen Entwurfe reiften, bedurfte es eines äußern Anstoßes, womit es sich, nach Schröders Berichte, so verhielt.[1]) Mad. Hensel wünschte von ihrer Nebenbuhlerin, der als tragische Heldin in der Folge so berühmt gewordenen Karoline Schulz aus Wien, welche seit 1758 bei Ackermann war, befreit zu werden. Der Kaufmann Abel Seyler, welcher als ein Mann von Geschmack, Kenntnissen und Empfänglichkeit für die Freuden des Lebens geschildert wird, stand in einem vertraulichen Verhältniß zu Mad. Hensel; ihm klagte sie es, daß ihrem Verdienst ein zu enger Wirkungskreis gesetzt werde. Sie, der Tapetenfabrikant Bubbers (welcher ehemals bei Schönemann als Chevalier in dem feinern französischen Lustspiel sich ausgezeichnet hatte, so daß selbst Franzosen in diesen Rollen ihn bewundert haben sollen,[2])

[1]) F. L. Schröder, von F. L. W. Meyer, I, 148—149. — [2]) Schütze 270. Er betrat das Theater 1741, verließ es aber schon 1746 und kehrte nach seiner Vaterstadt Hamburg zurück, wo er eine Tapetenfabrik anlegte.

und Löwen, welcher längst wünschte, mit besserem Gehalt für die Hamburgische Bühne zu wirken und ihr seine talentvolle Gattin zuführen zu dürfen — diese drei beredeten Seyler, sich an die Spitze eines Unternehmens zu stellen, welches Ehre und Reichthum im Gefolge hätte. Zwölf angesehene Bürger und Kaufleute in Hamburg vereinigten sich also zu der Absicht, ein stehendes Theater, wie das Zauberwort damals klang: ein National-Theater zu stiften. Bubbers, Seyler und Tillemann (die beiden letztern hatten aus ihrem merkantilischen Schiffbruche eine Summe Geldes gerettet), als engerer Ausschuß der Gesellschaft, übernahmen die Entreprise, welche Seylers Namen trug, der sie stiftete. An diese drei vermiethete dann (am 24. Oktober 1766) Ackermann sein Schauspielhaus mit Decorationen und Zubehör, für tausend Species-Dukaten jährlich, auf zehn Jahre (von Fastnacht 1767 bis 1777). Löwen trugen sie das Direktorium auf; dem zufolge sollte er für die Auswahl der Stücke und die Rollen-Vertheilung, auch durch Vorlesungen für die Bildung der Schauspieler sorgen: alles seine eigenen Ideen, so daß man ihn wohl nicht mit Unrecht für die Seele dieser „Revolution" hielt. Auch ist nicht zu zweifeln, daß der glückliche Gedanke, ohne welchen dieses rasch und spurlos vorübergehende Unternehmen längst der Vergessenheit anheimgefallen wäre, der Gedanke Lessing zu rufen, von Löwen ausging. Kurz vorher schrieb und verbreitete Löwen seine „Vorläufige Nachricht von der auf Ostern 1767 vorzunehmenden Veränderung des Hamburgischen Theaters." [1]) Es scheint überflüssig, dieses Programm ausführlicher zu beleuchten; denn die Grundgedanken kennen wir schon, es sind die nämlichen, welche Löwen in dem Aufsatze über die Geschichte des deutschen Theaters, nur im allgemeinen entwickelt hatte. Bei Gelegenheit der theatralischen Akademie und der in ihr zu haltenden Vorlesungen wird Lessings theatralische Bibliothek besonders hervorgehoben. Den Schauspielern (heißt es im Besondern) soll ein ihren Talenten angemessener jährlicher Gehalt ausgesetzt und für ihren Unterhalt im Alter gesorgt werden, wogegen ihnen eine gottesfürchtige und sittliche Aufführung zur strengsten Pflicht gemacht werden wird. In Einem Punkte weicht Löwen von seinen frühern Gedanken ab. Während er zum Schlusse des ältern Aufsatzes von einer äußern Ermunterung und Erweckung jüngerer dramatischer Talente durch ausgesetzte Preise (nach dem Vorgang der „Bibliothek der schönen Wissenschaften") wenig hält, so hat er sich oder vielleich die Gesellschaft dennoch zur Nachahmung, ja zur Ueberbietung Nicolais bestimmen lassen. Es sollte hiernach jährlich ein Preis von fünfzig Dukaten auf das beste, gleichviel heroische oder bürgerliche Trauerspiel und fünfzig Dukaten auf das beste Lustspiel gesetzt und das gekrönte Stück durch den Druck veröffentlicht werden. Allein bei dieser Verkündigung hatte es für diesmal sein Bewenden; erst neun Jahre später wurde von dem Hamburgischen Theater ein zwar kleinerer Preis ausgesetzt, der aber nichts desto weniger in der deutschen Literatur Epoche gemacht hat. [2]) Zuletzt wird

---

[1]) Abgedruckt in Schröders Leben II, 31—37, mit einem Vorwort Meyers, welches schließt: „Welchen Schwachheiten der Kunstrichter und der Mensch (in Löwen) erlegen sein mag, verächtlich war der gewiß nicht, dessen Lessing und Bode mit Achtung und Liebe gedachten." — [2]) Der im Jahre 1775 von Sophie Charlotte Ackermann und

auf eine zweite Nachricht von der Einrichtung dieser Bühne bei Eröffnung derselben hingewiesen. Das Ganze verfehlte nicht, in Deutschland großes Aufsehen zu machen und Erwartungen zu erregen, hinter welchen die Ausführung nur zu sehr zurückblieb. In Hamburg aber ließ sich bald Zweifel und Mißtrauen gegen diese großartigen Versprechungen und Hoffnungen vernehmen. Man hielt eine bloße Privat-Unternehmung, ohne höhere Unterstützung, so großen Dingen nicht für gewachsen; man fand, daß Männer von zu verschiedenen Fähigkeiten und Ansprüchen dabei betheiligt seien. Es erregte Verstimmung, als es deutlich wurde, daß der in der Ankündigung angepriesene Theater-Direktor, als ein Mann „von untadelhaften Sitten und bewußten Einsichten in die Geheimnisse der Kunst," kein anderer als der Verfasser selbst war, nämlich Löwen. Mißgunst und Bosheit verfehlten daher nicht, wie gewöhnlich, das Große und Schöne bei diesem Vorhaben in den Staub zu ziehen. In der Hamburgischen Wochenschrift „Unterhaltungen" von 1768 liest man folgendes beißende Epigramm mit der Ueberschrift: Beurtheilung der vorläufigen Nachricht von der auf Ostern 1767 vorzunehmenden Veränderung des Hamburgischen Theaters" (es ging anfangs nur abgeschrieben von Hand zu Hand):

Klein ist der Bühne Ruhm, der Schade desto größer,
Der aus dem Zweck, sie zu verändern, fließt:
Wenn die Veränderung nicht besser,
Als diese Nachricht ist. —

Ein Punkt verdient immerhin als ein Mißgriff, der auch nicht ungerächt blieb, angesehen zu werden, selbst wenn man von den unlautern Motiven, die dabei im Spiele gewesen sein sollen, absieht; dies war die Abschaffung des Ballets, unter dem Vorwande, daß dadurch der Würde des Theaters Eintrag geschähe; dadurch ward nämlich Karolinen Schulz, deren man sich um jeden Preis entledigen wollte, und ebenso Schrödern stillschweigend die Thür gewiesen. Jene erhielt mit ihrer Familie keine Einladung zu bleiben; diesem wurde die Erlaubniß dazu angeboten, die er aber verächtlich von sich wies, und mit Ablauf der Prinzipalschaft seines Stiefvaters zu Ostern 1767 zu Kurz nach Mainz ging, der ihn mit Freuden aufnahm. So wurde dem neuen Unternehmen, so dem Publikum und gewissermaßen Lessing ein unersetzlicher Verlust zugefügt, wodurch auf der andern Seite gar nichts gewonnen ward, weil die Unternehmer sich bald in die Nothwendigkeit versetzt sahen, ein viel schlechteres als das bisherige Ballet, und einen viel schlechtern Balletmeister, als Schulz, den Bruder Karolinens, anzunehmen. Diese Geschwister gingen zu Koch nach Leipzig, wo Karoline, eine Schülerin Ekhofs,[1]) zu der letzten und glänzenden Epoche der dortigen Bühne rühmlich mitwirkte. Die studirende Jugend strömte enthusiastisch zu den Vorstellungen. Auf den jungen Goethe, welcher damals hier studirte, übte Karoline Schulz „durch schöne schwarze Augen und Haare, anmuthige Gestalt und jugendliche Lebendigkeit des Spiels die größte Anziehungskraft.[2])

Schröder ausgesetzte Preis auf eine deutsche Tragödie, um welchen Leisewitz und Klinger mit bekanntem Erfolge kämpften.

[1]) Chronologie des deutschen Theaters 227. — [2]) Schäfer, Goethes Leben I, 67. 2. Aufl. S. 70.

Die Eindrücke einer begeisterten Jugend lassen sich in Goethes Schilderung nicht verkennen. Wenigstens hat Schröder, indem er zwischen ihr und der Hensel, ihrer Nebenbuhlerin, einen Vergleich anstellt, im tragischen Fache letzterer vor Karoline Schulz den Vorzug gegeben, „deren gespreiztes Wesen," sagt er, „Tänzer-Manieren, Aufwerfen der Lippen und gänzlicher Mangel des wahren Tons der Zärtlichkeit" dem Trauerspiel nicht zusagten. Nur ihre Jugend, ihre Lebhaftigkeit, ihr Talent für Zofen und muntere Rollen, ihr Tanz, ihre Mannigfaltigkeit, und der Vortheil, eine Zeit lang keine Nebenbuhlerin zu haben, konnten ihr den Beifall erwerben, dessen sie bis zu ihrer Abreise von Hamburg genoß.

Von den Mitgliedern des neuen Personals, welche größtentheils der Ackermannschen Gesellschaft angehörten, wird bald und soweit gehandelt werden, als es Lessings Verhältniß zu ihnen erfordert. Welche Schwächen und Mängel übrigens der Kritik das Unternehmen bot, alles wurde reichlich durch den folgenreichen Beschluß aufgewogen, Lessing als Dramaturgen und Consulenten (mit einem Jahrgehalt von 800 Thalern) zu berufen, [1]) neben welchem dann Löwen (dessen Frau und Tochter zur Gesellschaft traten), die Stelle des Direktors und Uebungslehrers annahm. Am 4. November 1766 wandte sich Löwen an Nicolai, bei Uebersendung der „Vorläufigen Nachricht", mit der Bitte, Lessing in Bezug auf den ihm zugedachten Antrag zu prüfen. [2]) Lessing bedachte sich nicht lange, der Einladung Folge zu leisten; seine damalige Lage sowohl, als die großen Erwartungen, welche Löwens vorläufige Nachricht auch bei ihm erregt haben muß, erklären seine Bereitwilligkeit. Ueber beides hat er sich nach dem nur zu raschen Verfalle des Unternehmens, am Schlusse der Dramaturgie mit der ihm eigenen Offenheit, wenn auch nicht ohne Bitterkeit, ausgelassen: „Als, vor Jahr und Tag, einige gute Leute hier den Einfall bekamen, einen Versuch zu machen, ob nicht für das deutsche Theater sich etwas mehr thun lasse, als unter der Verwaltung eines sogenannten Prinzipals geschehen könne: so weiß ich nicht, wie man auf mich dabei fiel und sich träumen ließ, daß ich bei diesem Unternehmen wohl nützlich sein könnte. — Ich stand eben am Markte und war müßig [Matth. 20, 3.]; Niemand wollte mich dingen: ohne Zweifel, weil mich Niemand zu brauchen wußte; bis gerade auf diese Freunde! — Noch sind mir in meinem Leben alle Beschäftigungen sehr gleichgültig gewesen: ich habe mich nie zu einer gedrungen, oder nur erboten; aber auch die geringfügigste nicht von der Hand gewiesen, zu der ich mich aus einer Art von Prädilektion erlesen zu sein, glauben konnte."

„Ob ich zur Aufnahme des hiesigen Theaters konkurriren wolle? darauf war also leicht geantwortet. Alle Bedenklichkeiten waren nur die, ob ich es könne?" und wie ich es am besten könne?" —

Hier folgt jenes berühmte Bekenntniß Lessings über seinen Beruf als Dichter, woraus wir für diesen Ort so viel entnehmen können, daß die neue Verwaltung zuerst und vor allem Lessing als Theaterdichter habe anstellen

---

[1]) Schröders Leben I, 180. Gleim spricht (Briefe an Klotz I, 108) nach Hörensagen von 1000 Thlr. Gehalt. — Er hatte Recht, es waren 800 „schwere" Thaler = 3200 Mk. Vergl. Schröter und Thiele, Commentar zur Dramaturgie, S. XVIII.
[2]) Aus Nicolais ungedrucktem Briefwechsel, in Danzels Papieren. (Guhrauer.)

wollen, was er zwar ablehnte, ohne daß man aber anzunehmen berechtigt wäre, er habe schon damals jene Betrachtungen angestellt, auf Grund deren er voll Mißmuth über gescheiterte Hoffnungen sich den Namen eines Dichters rund abspricht. Das Bewußtsein, daß er von jeher langsam arbeitete (im Gegensatze zu seinem Freunde Weiße, welcher sich von Lessing hat sagen lassen müssen, er möge es sich schwerer machen, dem Mendelssohn einen Boileau wünschte), mußte ihm sagen, daß er es bleiben lassen müsse, „ein Goldoni" für das deutsche Theater zu werden, und es wie jener, mit dreizehn neuen Stücken in einem Jahre zu bereichern. Was Lessing dagegen zu übernehmen bereit war, war die Theater-Kritik, in einem Umfange und nach einer Methode, wovon die Geschichte des neuern Theaters und der Kritik bis dahin kein Muster aufzuweisen hatte. Dies näher darzulegen, ist die Absicht der folgenden Blätter. Wie weit und in welcher Art dagegen Lessing als Consulent auf das Unternehmen wirken sollte oder gewirkt hat, läßt sich aus den erhaltenen Schriften nicht deutlich ersehen. Diese Vereinigung bezeichnet der geistvolle und vollgültige Verfasser der Geschichte der deutschen Schauspielkunst [1]) wohl nicht mit Unrecht als einen Fehler in der Organisation des Theaters, der freilich (sagt er) noch oft wiederkehren sollte. „Lessing hatte eine falsche Stellung zu den Künstlern, seine Kritik erschien nicht unabhängig, da er als Consulent gewissermaßen ein Mitglied der Verwaltung war, auf deren Kosten obenein die Herausgabe der Dramaturgie geschah. So trug die Kritik das Gepräge der Amtlichkeit, und ihre Veröffentlichung hatte etwas Gehässiges. Die Unternehmer mußten dadurch in unausgesetzte Collision mit der Empfindlichkeit der Schauspieler kommen; denn für die Kritik, die sie bezahlten, hatten sie auch einzustehen." Dies erklärt, wie eine Schauspielerin (Dem. Mecour) im Voraus, von der Kritik ausgenommen zu werden, fordern konnte, und dies von der Verwaltung und von Lessing (ein Verlust für ihren Ruhm!) gewährt werden mußte.

Wie sehr es Lessing um die Sache, und wie wenig um seine Person zu thun war, zeigen die Worte seines Briefes aus Hamburg an seinen Bruder Karl in den ersten Wochen seines Aufenthalts (den 22. December 1766. XII, 176. M. 209. H. XX, 1, 246): „Ich kann Dir nur erst so viel melden," schreibt er, „daß die bewußte Sache, derentwegen ich hauptsächlich hier bin, einen sehr guten Gang nimmt, und daß es nur auf mich ankömmt, sie mit den vortheilhaftesten Bedingungen zu schließen. Allein du kennst mich, daß der klingende Vortheil bei mir eben nicht der vornehmste ist! und solchemnach äußern sich andere Bedenklichkeiten, derentwegen ich erst beruhigt sein muß, ehe ich mich völlig bestimme." Für alle Fälle indessen möge der Bruder die Wohnung gegen das Neujahr aufsagen; denn (setzt er hinzu) „es mag mit mir werden, wie es will, in Ansehung Hamburgs, so bleibe ich doch nicht über Ostern in Berlin." — Seine Zurückkunft verschiebt er spätestens auf den fünften oder sechsten kommenden Monats (Januar 1767).

Lessing faßte gleichzeitig eine andere Aussicht in Hamburg, wovon ich hier gleichfalls schon ein Wort einfließen lassen muß. Er lernte nämlich Boden kennen, welcher nach vielen wunderbaren Lebensfügungen [2]) seit zehn

[1]) Ed. Devrient, II, 175. — [2]) J. J. C. Bodes literarisches Leben. Von Böttiger. Berlin 1796.

Jahren in Hamburg als Literat lebte, und durch seine Verhältnisse zu Koch, zu Ekhof und andern Schauspielern, auch mit dem Theater in Verbindung getreten war. Eine reiche Heirath weckte ein schon früher gehegtes Lieblings-Projekt in ihm auf: er wurde aus einem Schriftsteller ein Buchdrucker. Er rechnete auf Beschäftigung durch die neue Seylersche Theaterverwaltung. Es ward ausgemacht, daß in seiner Druckerei nicht allein alle Zettel und Flugblätter für das tägliche Bedürfniß des Theaters, sondern auch alle neuen Schauspiele und Theaterkritiken gedruckt werden sollten. Indem Lessing auf den Plan einging, sich mit Bode für dieses Geschäft zu verbinden und bereits sich Hoffnung machte, Gleims Schriften in Druck und Verlag zu erhalten (der übrigens damals selbst, in Verbindung mit einem Freunde in Magdeburg, ähnliche Pläne im Sinne hatte), bildete das Theater einen ungezwungenen Anknüpfepunkt für dieses scheinbar so ungleichartige Unternehmen.

Seine Hoffnungen, seine Entwürfe spricht Lessing nach der Rückkehr, von Berlin an Gleim, den 1. Februar 1767 (XII, 177. M. 210. H. XX, 1, 247) mit diesen Worten aus: „Ich weiß nicht, wo ich anfangen soll: so vielerley habe ich Ihnen zu melden. Ja, in Hamburg bin ich gewesen; und in neun bis zehn Wochen denke ich wieder hin zu gehen, — wahrscheinlicher Weise, um auf immer da zu bleiben. Ich hoffe, es soll mir nicht schwer fallen, Berlin zu vergessen. Meine Freunde daselbst werden mir immer theuer, werden immer meine Freunde bleiben; aber alles Uebrige vom Größten bis zum Kleinsten — Doch ich erinnere mich, Sie hören es ungern, wenn man sein Mißvergnügen über diese Königin der Städte verräth. — Was hatt' ich auf der verzweifelten Galeere zu suchen?[1]) — Fragen Sie mich nicht: auf was ich nach Hamburg gehe. Eigentlich auf nichts. Wenn sie mir in Hamburg nur nichts nehmen, so geben sie mir eben so viel, als sie mir hier gegeben haben. Doch Ihnen brauche ich nichts zu verhehlen. Ich habe allerdings mit dem dortigen neuen Theater und den Entrepreneurs desselben eine Art von Abkommen getroffen, welches mir auf einige Jahre ein ruhiges und angenehmes Leben verspricht. Als ich mit ihnen schloß, fielen mir die Worte aus dem Juvenal bei: —

Quod non dant proceres, dabit Histrio. —[2])

„Ich will meine theatralischen Werke, welche längst auf die letzte Hand gewartet haben, daselbst vollenden, und aufführen lassen. Solche Umstände waren nothwendig, die fast erloschene Liebe zum Theater wieder bei mir zu entzünden. Ich fing eben an, mich in andere Studien zu verlieren, die mich gar bald zu aller Arbeit des Genies würden unfähig gemacht haben. Mein Laokoon ist nun wieder die Nebenarbeit. Mich dünkt, ich komme mit der Fortsetzung desselben für den großen Haufen unserer Leser auch noch immer früh genug. Die wenigen, die mich itzt lesen, verstehen von der Sache ebensoviel, wie ich, und mehr."

[1]) H. citiert: Molière, Les fourberies de Scapin II, 11. - [2]) Juvenal. Sat. VII, v. 90.

Zwölftes Kapitel.

So wäre also „die wieder erwachte Liebe zum Theater,“ die Wiederaufnahme seiner theils begonnenen, theils entworfenen dramatischen Stücke als die erste herrliche Frucht des noch so jungen Verhältnisses zum Hamburgischen Theater zu betrachten. Laokoon ist ihm schon die Nebenarbeit. Das nächste, was Lessing in Berlin vornimmt, ist in der That die Beschleunigung der Herausgabe seiner Lustspiele.[1]) Zum ersten Male gab Lessing darin Minna von Barnhelm. Dieses Stück war, wie der Laokoon, in Breslau zwar angelegt, auch größtentheils niedergeschrieben, aber erst in Berlin ausgerundet und vollendet. Er brachte Ramlern davon jeden Akt (berichtet Nicolai XII, 166. M. 198. H. XX, 1, 232), las ihm solchen selbst vor, und ließ ihn so lange in seinen Händen, bis er ihm den folgenden Akt vorlesen konnte. In jeden Akt legte Ramler (es war so ausgemacht worden) ein Blättchen zur Kritik oder zu Verbesserungs-Vorschlägen, welche Lessing, bis auf zwei oder drei, annahm. Er hatte bald in Breslau das Gefühl, daß er mit diesem Stücke eine höhere Stufe des deutschen Lustspiels erstiegen habe. Damals schrieb er (den 20. August 1764; XII, 166. M. 198. H. XX, 1, 233 f.) Ramlern über dieses Stück: „Wenn es nicht besser, als meine bisherigen dramatischen Stücke wird, so bin ich fest entschlossen, mich mit dem Theater gar nicht mehr abzugeben.“

Welche literarische Anregungen bei diesem Stücke mitgewirkt, wie viel Lessing der Lehre und dem Vorbilde Diderots verdankte, welcher Gattung des Lustspiels im engern Sinne Minna angehört, welche Stelle es in der Entwickelung der deutschen dramatischen Literatur einnimmt: Fragen, welche am Schlusse des ersten Bandes dieser Biographie schon zur Sprache gebracht sind, werden weiterhin, bei Erörterung der Dramaturgie Lessings, beleuchtet. Die Rolle, welche dieses Lustspiel in der Entwickelung unseres patriotischen und nationalen Bewußtseins spielt, ist von Goethe in dem Rückblick auf seine eigene Bildungsgeschichte mit Meisterhand gezeichnet, und wenn diese Stelle immer von neuem zum Ruhm des Dichters des ersten deutschen National-Lustspiels angeführt wird, so darf sie hier am wenigsten fehlen. Goethe greift zurück in die innerste Seele des höheren geistigen Lebens, wie es durch Friedrich den Großen in die deutsche Poesie gekommen, und entwickelt, in welchem Sinne eine Nation, wenn sie für irgend etwas gelten will, eine Epopöe besitzen muß, wozu nicht gerade die Form des epischen Gedichts nöthig sei. „Denn der innere Gehalt des bearbeiteten Gegenstandes ist der Anfang und das Ende der Kunst.“ Wie viel mehr wird dies von Lessings Drama gelten, als von Gleims Kriegsliedern oder Ramlers Oden (die Goethe anführt)! und so hat der große Meister den Kern unseres Nationalbewußtseins in seinen Bekenntnissen getroffen, wenn

---

[1]) Lustspiele von G. E. Lessing. Erster und zweyter Theil. Berlin, bei Voß. 1767. Zweite Aufl. Ebend. 1770. Dritte Aufl. 1786. Vierte Aufl. 1802. Neben Minna von Barnhelm erscheinen hier: Der junge Gelehrte. Die Juden. Der Misogyn. Der Freigeist. Der Schatz.

er, zu Minna übergehend, sagt: „Eines Werks aber, der wahrsten Ausgeburt des siebenjährigen Krieges, von vollkommenem norddeutschen Nationalgehalt, muß ich hier vor allen ehrenvoll erwähnen; es ist die erste, aus dem bedeutenden Leben gegriffene Theaterproduktion, von spezifisch temporärem Gehalt, die deswegen auch eine nie zu berechnende Wirkung that:" „„Minna von Barnhelm."" Lessing, der im Gegensatze von Klopstock und Gleim, die persönliche Würde gern wegwarf, weil er sich zutraute, sie jeden Augenblick wieder ergreifen und aufnehmen zu können, gefiel sich in einem zerstreuten Wirthshaus- und Weltleben, da er gegen sein mächtig arbeitendes Innere stets ein gewaltiges Gegengewicht brauchte, und so hatte er sich auch in das Gefolge des Generals Tauentzien begeben. Man erkennt leicht, wie genanntes Stück zwischen Krieg und Frieden, Haß und Neigung erzeugt ist. Diese Produktion war es, die den Blick in eine höhere, bedeutendere Welt aus der literarischen und bürgerlichen, in welcher sich die Dichtkunst bisher bewegt hatte, glücklich eröffnete.

„Die gehässige Spannung, in welcher Preußen und Sachsen sich während dieses Kriegs gegen einander befanden, konnte durch die Beendigung desselben nicht aufgehoben werden. Der Sachse fühlte nun erst recht schmerzlich die Wunden, die ihm der überstolz gewordene Preuße geschlagen hatte. Durch den politischen Frieden konnte der Friede zwischen den Gemüthern nicht sogleich hergestellt werden. Dieses aber sollte gedachtes Schauspiel im Bilde bewirken. Die Anmuth und Liebenswürdigkeit der Sächsinnen überwindet den Werth, die Würde, den Starrsinn der Preußen, und sowohl an den Hauptpersonen, als den Subalternen wird eine glückliche Vereinigung bizarrer und widerstrebender Elemente kunstgemäß dargestellt."

Minna von Barnhelm war das Muster, nach welchem Goethe zu Leipzig seine ersten Stücke, „die Laune des Verliebten" und „die Mitschuldigen," vorzüglich letzteres, anlegte und durcharbeitete. „Lessing," sagt er in demselben Buche seiner Bekenntnisse, „hatte in den zwei ersten Akten der Minna ein unerreichbares Muster aufgestellt, wie ein Drama zu exponiren sei, und es war mir nichts angelegener, als in seinen Sinn und seine Absichten einzudringen." Dieses Lob wird von Goethe späterhin zwar insofern eingeschränkt, als der dritte Akt ein Stocken der Handlung und des Fortschritts zeige. Da erscheint nämlich ein retardirender Auftritt zwischen dem Wachtmeister und Franziska. „Man sieht, Lessing hat Lust an den Charakteren selbst gewonnen und spielt nun mit ihnen, malt sie zu eigenen Scenen aus, die als solche recht schön sind."[1])

[1]) Goethe kommt in den Gesprächen mit Eckermann öfter auf diesen Gegenstand zurück. Als Eckermann in der Minna mit Recht das Gemüth, die liebenswürdige Natürlichkeit und Heiterkeit, die freie Weltbildung eines heitern, frischen Lebemenschen denjenigen gegenüber hervorhob, welche noch immer behaupten, Lessing wäre ein kalter Verstandesmensch — bemerkte Goethe (II, 327. 3. Aufl. 221): „Sie mögen denken, wie das Stück auf uns junge Leute wirkte, als es in jener dunkeln Zeit hervortrat. Es war wirklich ein glänzendes Meteor. Es machte uns aufmerksam, daß noch etwas Höheres existire, als wovon die damalige schwache literarische Epoche einen Begriff hatte. Die beiden ersten Akte sind wirklich ein Meisterstück von Exposition, wovon man viel lernte und wovon man noch immer lernen kann. Heutzutage will freilich Niemand mehr etwas von Exposition wissen; die Wirkung, die man sonst im dritten Akt

So wenig auch hierbei ein Mangel in der künstlerischen Begrenzung und gleichmäßigen Durchführung in Abrede zu stellen ist (bemerkt ein einsichtsvoller Kritiker),[1]) so ist er doch untrennbar verbunden mit dem größten Vorzuge des ganzen Lustspiels, mit seiner Volksthümlichkeit im besten Sinne des Wortes, welche offenbar großentheils auf jenen retardirenden Auftritten beruht. Eine andere Bemerkung desselben ist ganz im Geiste Goethes gehalten und spricht nicht den kleinsten Vorzug des Stückes aus: nämlich die darin zum erstenmal in dieser Vollkommenheit bewiesene Kunst des Motivirens, worauf Goethe (mehr noch als Schiller) bei seinen dramatischen Arbeiten so viel Gewicht legte. Diese Kunst tritt nicht bloß in dem Gange und dem Fortschritt der Handlung hervor; sie spricht zu uns aus jedem einzelnen Charakter, daher diese Personen eine unvergleichliche und nie verlöschende Popularität sich errungen haben; wenn schon der Jubel, mit dem Lessings Zeitalter in diesem Tellheim, Werner, Just, in dem Franzosen, [2]) in Minna und Franziska leibhafte Urbilder aus der unmittelbaren Vergangenheit und Umgebung erkannte, mit jenem vorübergehen mußte. Aber heute noch, nach einem Jahrhundert, wirken diese Charaktere durch ihre innere poetische Wahrheit; sie sprechen als Zeugen und Mithandelnde einer großen, ja einzigen Zeit. Tellheims Charakter ist es, welcher den Grundton, den ernsten Grundton des Stückes von Anfang bis zu Ende angiebt. Jeder von den übrigen Charakteren erinnert in verschiedenen Graden daran, daß wir vor einem Lustspiel sind, von dem lächerlichen Zerrbilde des anmaßlichen Franzosen, bis zu dem rührenden Humor des großmüthigen Wachtmeisters; nur Tellheim ist von jedem Komischen frei; wie er ist, in dieser eigenthümlichen Verschmelzung seines Standes, Charakters und seiner Verhältnisse, zeigt Tellheim viel eher die Anlage zu einer Gestalt in einer echten Tragödie. Sein Wesen, sein Leiden wie sein Handeln, erinnert fast an die Comedias des spanischen Theaters, in dessen klassischen Zeiten, welche zwischen dem französischen Begriffe des Lust- und Trauerspiels eine gewisse undefinirbare Mitte einnehmen. Sollte Lessing die Stücke des Lope de Vega und Calderon, auf deren hohen eigenthümlichen Werth er in der Dramaturgie hinweist, damals nicht schon gekannt und vor Augen gehabt haben? [3]) Mit diesen möchte

---

erwartete, will man jetzt schon in der ersten Scene haben, und man bedenkt nicht, daß es mit der Poesie wie mit dem Seefahren ist, wo man erst auf einer gewissen Höhe sein muß, bevor man mit vollen Segeln gehen kann." Ein andermal (I, 251. 3. Aufl. 174) zieht Goethe nur die Exposition in Molières Tartüffe der in Lessings Minna vor. Um so komischer ist das Urtheil, welches Rochon de Chabannes in der französischen Minna von Barnhelm: Les amans généreux (1775), über die Exposition des Stückes gefällt hat. (Karl Lessing an seinen Bruder. Werke XIII, 522. H. XX, 2, 776).

[1]) W. A. Passow, Ueber Lessings Minna von Barnhelm. (Meininger Programm 1846.) [2]) Vgl. Riccaut de la Marlinière, ein Beitrag zur Erklärung von Lessings Minna von Barnhelm, vom Gymnasiallehrer Dr. Schuchardt. (Schleizer Programm 1879). — [3]) Wenn Hölscher in seinen werthvollen Aufsätzen: „Lessing als Dramatiker (Siegener Programm 1843. S. 19) äußerte: Man sollte sogar fast vermuthen, daß er mit Calderon bekannt gewesen sei, indem er einen diesem Dichter geläufigen Stoff zu einem Trauerspiel, „das Horoskop," wählte — so hat er sich nur nicht erinnert, daß Lessings genaue Bekanntschaft mit dem spanischen Drama aus der Hamb. Dramaturgie über allen Zweifel steht. — 1758 schrieb Lessing scherzend an Mendelssohn: „Mein kleinster Vorsatz ist jetzt, wenigstens noch dreimal so viel Schauspiele zu machen, als Lope de Vega." Vgl. M. II, 455. H. XI, 2, 569.

ich die Anlage und Charaktere der Minna lieber vergleichen, als mit Shakespeare, womit Manche Lessingen hier verglichen haben.[1]) Die hohe symbolische Bedeutung der Ehre in der Potenz, zu welcher sie in dem Officier-Stande des preußischen Heeres durch den siebenjährigen Krieg gesteigert und erhalten wurde, der spannende Conflict zwischen Ehre und Liebe, in welchen Tellheim durch seinen Prozeß mit dem Staat und seine von der edelsten Handlung herbeigeführte Verarmung geräth, so daß ihm die Treue gegen die Geliebte zu einer Frage der Ehre gemacht wird, die Folgerichtigkeit, womit Tellheim (um einen treffenden Ausdruck Herders zu gebrauchen) den Prozeß über seine innere Ehrlichkeit besteht, wie alles, was um ihn steht, was ihm begegnet, ihn das ganze Stück hindurch moralisch sichtet, erinnert es nicht ganz an die unendliche Aufopferungsfähigkeit der Helden in der spanischen Komödie, in welcher ein sonst so gewöhnliches, ja gemeines Motiv, als eine Ohrfeige (im Cid) zu einem höchst tragischen Motive erhoben wird?[2]) Man thut (glaube ich) Unrecht, bei Tellheim immer auf den Miles gloriosus des Plautus und dessen Nachahmer wegen des Gegensatzes zu verweisen. Zwischen den Römern und uns liegt eine ganze Kulturperiode, welche uns unendlich näher steht in Leben, Geist und Sitten, als der römische Krieger: das ist das christliche Ritterthum des Mittelalters, dessen Form zwar untergegangen, dessen Geist aber in dem idealen Ehrbegriff des Officiers lebt, wie er sich z. B. durch Friedrich den Großen gebildet hat und in so vielen edeln Gestalten der neuern Zeit in diesem Stande gleichsam wieder hergestellt hat. Eine solche ritterliche Gestalt ist Tellheim. Die Ehre bildet das Princip seines Lebens, und im Conflicte mit der Liebe muß diese weichen; denn die Ehre, obschon der Natur als solcher fremd, ein reines Produkt des Positiven und Conventionellen, tritt doch unbedingt auf. In Minna dagegen sehen wir die reine, volle, von allem Conventionellen befreite Natur, ganz Liebe, aber ohne alle Sentimentalität und Prüderie, entquollen aus der sittlichen Verehrung männlicher Würde, edler Menschlichkeit in Tellheim, den sie nach dem Frieden in Begleitung ihres Kammermädchens aufsucht, weil sie ein Recht auf ihn zu haben glaubt. Dieses Recht liegt in ihrem Verlobungsringe nach alter deutscher Sitte genug ausgesprochen, und ihre Handlung streitet bei ihrem Charakter eben so wenig gegen die weibliche Zartheit als gegen das Herkommen. Dieser Ring, welcher, seiner Idee nach, den Zuschauer von vorn herein über alles sentimentale Irrsal, womit der gewöhnliche Schlag neuerer Schauspiele bis zum fünften Akte durchzogen ist, hinwegheben muß, dient zugleich, nach altem dramatischen Brauch, theils die Erkennung herbeizuführen, theils die Intrigue im fünften Akte zu spinnen, welche, wenn sie von der Ge-

[1]) In den Briefen über die Wienerische Schaubühne, Wien 1768, S. 29 (Klotzens Bibliothek der schönen Wissenschaften 1769, III, 9. St. 97) warf der Verf. unter andern die Bemerkung hin, Lessing habe den rührenden Zug mit dem Pudel aus Shakespeare entlehnt, ohne das Nähere anzugeben. Dem Verfasser wird die Scene in den beiden Veronesern, IV, 6 vorgeschwebt haben, wo Lanz mit seinem Hunde auftritt, dem er eine komische Strafrede hält („einer, den ich von seiner Kindheit an erzogen habe, den ich vom Ersaufen gerettet habe" u. s. w.); wie wenig dieses zu Just und seinem Pudel paßt, braucht nicht vieler Worte. — [2]) Lessings Dramaturgie 56. St. (VII, 248—252. M. 235—239. H. 289—293).

fühlsseite aufgefaßt wird, freilich insoweit verletzt, als dieses Spiel Tellheim wehe thut. Es fragt sich jedoch, ob wir nicht auch dem deutschen Dichter die Lust an einer sinnreichen, witzigen Intrigue in demselben Maße zugestehen sollen, wie wir dies bei einem Calderon thun und bei dem spanischen Theater überhaupt, in welchem der berechnende Verstand, eine gewisse Metaphysik, so wie ein zugespitzter und symmetrischer Dialog vorherrscht, ohne daß jemand deshalb bei dem spanischen Drama alle Poesie in Frage stellt. „In Minna steckt Lessings Verstand," bemerkte einmal Goethe, und wirft damit ein helles Licht auf den Charakter des ganzen Stückes.[1])

Daß die glückliche Lösung aller äußern Verwickelung und innerer Kämpfe nicht etwa durch irgend eine Zufälligkeit, sondern durch die Idee der Gerechtigkeit, als der größten Eigenschaft eines großen Königs, gefunden wird, hinterläßt eine vollkommene Befriedigung, wie sie durch die Harmonie des individuellen Lebensganges mit der Leitung des allgemeinen Wesens in uns hervorgebracht wird. Das Stück ist gewissermaßen ein Tribut Lessings an die Größe des Königs von Preußen, in dem Augenblicke, da er sich anschickte, seinen Staaten für immer den Rücken zu kehren. Die Freiheit, welche Lessing sich nahm, den König und mit ihm die allgemeinen Verhältnisse des Staates auf die Bühne zu bringen, war neu; in Hamburg, in Berlin und sogar in Paris wurde daher die Erlaubniß zur Aufführung der Minna so lange zurückgehalten, bis der preußische Minister des Auswärtigen die erregten Bedenken gehoben hatte.[2]) In Hamburg wurde dies im September 1767 erledigt, ohne jedoch das dortige Publikum zu beschäftigen. Dies geschah erst später während der zweiten Ackermannschen Unternehmung im Jahre 1769, zu Lessings eigener Befriedigung.[3]) Matthias Claudius, Gelehrter in Wandsbeck, feierte die Aufführung durch einen Briefwechsel im Stile des künftigen Wandsbecker Boten. Borchers gab den Tellheim und wurde von Manchen sogar Ekhof in dieser Rolle vorgezogen; Lessing fand bei seinem Besuche des Leipziger Theaters unter Koch auch den Schauspieler Brückner in dieser Rolle besser als Ekhof[4],) die übrigen Schauspieler aber unendlich

---

[1]) Passow hat a. a. O. eine mehrfach wiederkehrende Eigenheit des Dialogs in Minna von Barnhelm beobachtet, in der Art nämlich, wie sich mehrere der handelnden Personen die Worte der übrigen einprägen, um sie ihnen an passender Stelle sofort mit umgekehrter Anwendung zurückzugeben, z. B. Franciska gegen Werner 3. Aufz., 5. und 10. Auftritt, Minna gegen Tellheim, 4. Aufz., 6. Auft.; 5. Aufz., 5. und 9. Auftritt: eine Form des Gesprächs, die in dieser Wiederholung wohl nur aus einer Absichtlichkeit erklärt werden kann u. s. w. Deshalb allein wenigstens würde ich aber nicht schließen, daß Lessing kein geborener Dichter war; ein Stück kann ohne alle solche Berechnungen und doch von allem und jedem Dichtergenie entblößt sein. — [2]) Irriger Weise bringt Böttiger in Bodes Leben S. LI. und Preuß, Friedrich der Große III, 367, Lessings Entschluß, die Stelle beim Hamburgischen Theater anzunehmen, mit dem Interdict, womit die Aufführung der Minna von Barnhelm in Berlin belegt wurde, in Verbindung. — Die Aufführung der Minna in Berlin wurde erst ein Jahr nach Lessings Abgang betrieben, wie aus Karl Lessings Briefe vom 22. März 1768 (XIII, 139. H. XX, 2, 232) hervorgeht. Vier Wochen vergingen über den Verhandlungen. „Alle Einwendungen gegen die Aufführung liefen dahin aus, man kann zwar über Gott raisonniren und dogmatisiren, aber nicht über Regierung und Polizei." (Karl Lessing I, 240). — [3]) Schütze, 372. — [4]) Ekhofs Tellheim mißfiel 1769 in Braunschweig allgemein, so wie sein Richard (Schröder I, 197).

weit unter denen am Hamburgischen Theater (XII, 198. M. 235. H. XX, 1, 278). Dem. Mecour gab die Franziska vortrefflich. Mad. Ackermann zeigte als Minna ihr Talent und den scharfen Blick, womit sie in diese Rolle eingedrungen. Borchers war auch als Wirth unübertrefflich.[1]) Ackermann als Wachtmeister, eine seiner Triumphrollen, erntete schallenden Beifall. Dieser Beifall ging eines Tages in hellen Jubel über, als ein jovialischer Seekapitain in der Mittelloge des ersten Ranges, durch Ackermanns treffliches Spiel und einige Gläser Punsch begeistert, mit dem vollen Glase in der Hand: „Ihr Wohlsein, mein Herr Wachtmeister! Bravo! Bravissimo!“ ausrief, was einen Bravoruf und Klatschen aus allen Regionen des Hauses nachtönen ließ.[2])

Auch auf den in dieser Zeit in Deutschland aufkommenden und sehr beliebten Privatbühnen, an Höfen und Universitäten, blieb Minna von Barnhelm lange das Lieblingsstück. Am Hofe zu Gotha spielte Thümmel den Wachtmeister so vollkommen, daß dem Kenner nichts weiter zu wünschen übrig blieb.[3]) Als in Halle der junge Prinz von Anhalt, dessen Vater Chef des hier in Garnison liegenden Regiments war, 1777 Student wurde, ward auf Veranstaltung seines Hofmeisters (da jedes öffentliche Schauspiel in Halle verboten war und ein wahrer Hunger nach Schauspiel stattfand), ein leidliches Theater in einem Brauhause des Hinterhauses eingerichtet und von den Studenten Minna von Barnhelm aufgeführt. Studenten spielten die Minna und Franziska; die Fürstin besorgte schon vier Wochen vorher die Kleidung und die Proben, um sich auf den hohen Absätzen, die damals Mode waren, mit Sicherheit und Anstand bewegen zu lernen. Für eine gute Haltung des Körpers war durch eine tiefe Schnürbrust hinlänglich gesorgt. Die Aufführung des Stückes (den Tellheim spielte der junge Prinz steif genug) fand so allgemeinen Beifall, daß Fürst und Fürstin darauf bestanden, daß die Gesellschaft dem nach dem Schauspiele folgenden Balle im Kostüm beiwohnte, was einen sehr vergnügten Abend gab, zumal da ein fremder Officier, welcher erst nach dem Schauspiel eingetroffen war, der Minna, der Gesellschaft ziemlich bemerkbar, den Hof machte.[4])

Ueber eine gelungene Aufführung der Minna von einer Gesellschaft

---

[1]) Schröder I, 195. Ihn löste Schröder in dieser Rolle, als die Truppe in Hannover spielte, den 5. December 1769, ab. „Es war keine alltägliche Aufgabe, den Wirth in der Minna vor Zuschauern zu spielen, die Borchers gesehen hatten.“ — [2]) Schütze. Ebend. Ackermann glänzte in dieser Rolle bis an seinen (im November 1771 erfolgten) Tod. Sein Arzt hatte ihn vergebens überreden wollen, sich das Bein abnehmen zu lassen, um ihn zu retten. Lessing bedauerte seinen Tod von Herzen. „Der gute Ackermann! (schrieb er Frau König, welche ihm die Nachricht gegeben hatte, XII, 320. M. 380. H. XX, 1, 448) — er thut mir leid. Bst. (Bostel) hatte die Nachricht mitgebracht, daß er sich das Bein wirklich abnehmen lassen, oder doch fest entschlossen gewesen, es thun zu lassen. Man fragte mich schon, ob er mit dem Stelzfuße auch noch den Wachtmeister spielen könnte? Aber mir war um die Franciska bange, so viel ich ihrer Zuneigung auch sonst trauen würde.“ — Seit 1780 ging „Werner“ an Schröder über. (Schröders Leben I, 197). — [3]) Leben M. A. von Thümmels, von J. E. von Gruner. Leipzig 1819. 86. — [4]) Denkwürdigkeiten aus dem Leben eines Geschäftsmannes, Dichters und Humoristen. Von J. L. G. Schwarz. Leipzig 1828, 57—59. Der Verfasser war damals diese Minna.

junger Leute in den Familien zu Leipzig berichtet Garve an seine Mutter, den 24. Februar 1770 (S. 30): „Ich habe es in der That niemals so gut aufführen gesehen. Das Stück ist vortrefflich. Aber es that den Abend eine ganz ausnehmende Wirkung auf mich. Nach Endigung des Stückes war ein Ball.“

Wo jedoch Minna von Barnhelm eine für immer denkwürdige Epoche in der Geschichte des Theaters begründete, war in Berlin.[1]) Hier hatte Doebbelin, welcher 1766 vom Ackermannschen Theater abging, das folgende Jahr das Privilegium vom Könige mit Schuch gemeinschaftlich erhalten. Doebbelin hatte, als er noch zur Schuchschen Gesellschaft gehörte, die Abschaffung des Hanswursts und die Aufführung regelmäßiger Stücke in Berlin durchzusetzen gewußt, begünstigt durch die Unterstützung der Neuhof und der Brandesschen Eheleute und unter dem Beifall Ramlers und anderer Berliner Schriftsteller. Jetzt als Prinzipal einer eignen Truppe hielt er sich schon zu einem Reformator des deutschen Theaters berufen, worüber Lessing und sein Bruder ihren Spott hatten.[2]) „Doebbelin ist ein Narr,“ schrieb jener am 9. Juni 1768, „das habe ich immer geglaubt. Wenn das deutsche Theater durch ihn empor kommen soll, so helfe ihm Gott!“ In der That kam es bei der Vorliebe der Berliner zum französischen Schauspiel nach Jahresfrist dahin, daß er Berlin verlassen mußte; und siehe, kurz vor dem Abschied bringt er noch mit seinen ziemlich beschränkten Kräften, Dank der Minna von Barnhelm, eine Bewegung hervor, wie sie in Berlin bis dahin unerhört war. Wir haben zum Glück von Karl Lessing seinen im ersten Feuer der Freude und Begeisterung aufgesetzten Bericht über die erste, im Ganzen gelungene Aufführung der Minna an seinen Bruder vom 22. März und 17. April 1768. Vier Wochen hatte man der Aufführung entgegengesehen. Endlich kam der Tag heran. „Ja, ja; Doebbelin gab sie! Und ich muß Dir sagen, er hat damit das Publikum versöhnt, das in seine Bude gar nicht mehr kommen wollte. Gestern sah ich aber ein ganz volles Parterre, und, was noch seltener ist, ein vergnügtes. Gewiß, Bruder, seit langer Zeit hatte ich keinen so frohen Abend und denke, auch heute ihn wieder zu haben. Aber haben sie es denn so herrlich gemacht? wirst Du fragen. Sie haben wenigstens nichts verdorben.“[3]) Nach dieser Einleitung folgt die ausführliche Schilderung der Aufführung. Den Tellheim machte Schmelz (aus Hamburg); was seine

---

[1]) C. M. Plümicke, Entwurf einer Theatergeschichte von Berlin. Berlin und Stettin 1781, 253. — [2]) „Jetzt hört sichs ihm wieder mit Lust zu (schreibt Karl Lessing aus Berlin den 20. August 1767. XIII, 134. H. XX, 2, 214). Er spricht nicht drei Worte, so schlägt er sich auf seinen dicken Wanst und verspricht Deutschland eine Truppe, wie es noch keine gehabt und nach seinem Tode keine haben wird. Letzthin beehrte er mich mit seinem Besuche, und sah einige Blätter von meiner Komödie liegen. „Wagen Sie sich auch an theatralische Arbeiten?“ Ja. — „Ich werde junge Dichter unterstützen“ — und dabei klopfte er mich auf die Achseln.“ — [3]) Hiernach ist die Fassung einer von A. Hagen (a. a. O. 438) gegebenen Notiz zu modificiren, wo es nämlich heißt: „Die Vorstellung der Minna von Barnhelm muß eine durchaus vollendete gewesen sein, so daß die Schuchische Gesellschaft, um nicht durch einen Vergleich zu verlieren, sich nicht eher daran wagte, als bis sie in einem Eckardt, Koch und einem Czechtitzky einen ausgezeichneten Tellheim aufzustellen vermochte.“

Sprache vermissen ließ, ersetzte seine Figur, seine Aktion und stille Empfindung. Ekhof hätte die Rolle, nach Karls Meinung, nicht besser gemacht. Die Schulz (auch aus Hamburg) war Franziska. Doebbelin spielte den Wachtmeister; „jedermann sagte: ein geborner Wachtmeister!“ nur hatte er nicht gut memorirt und daher oft ein Wort zu sehr gedehnt. Seine Frau war Minna. Mit ihr war Karl Lessing nicht eben zufrieden; sie war ihm zu kalt; sie spielte ihre Rolle zu wenig mit Empfindung. Just war Kalte, gut genug, nur plumper hätte er sein sollen. Den Wirth machte Schulze. Obschon sonst oft ausgepfiffen, war er doch hier an der rechten Stelle. Den Franzosen machte Lambrecht. Doebbelin hatte diese Rolle seinem Balletmeister Dupuis bestimmt, aber dieser zögerte zu lange, ungeachtet er Karl Lessing schon versprochen hatte, sie zu übernehmen. Einige seiner Landsleute mochten es ihm wohl abgerathen haben, vermuthet er. . . . Doch verdarb auch Lambrecht seine Rolle nicht, wenn sie auch immer hätte besser gemacht werden können. Die Dame in Trauer war die Schmelzin; sie deklamirte sehr richtig, erweckte jedoch nicht ganz das Bild, das mit dieser Rolle verbunden war. Den Grafen von Bruchsal machte äußerst schlecht ein gewisser junger Wille. Im ganzen Stück war mit Vorsatz kein Wort ausgestrichen oder ausgelassen worden. Ueber die exakte Polizei lachte man von Herzen. Nur das abscheuliche Wort: „Hure“ erstickte dem Reitknecht Just halb im Munde; eine Prüderie, welche auch auf andern Theatern vorkam, und die Lessingen, nach seiner ganzen Denkart, sehr zuwider war. Er erklärt seine Meinung auf einem in seinem Nachlasse vorgefundenen Blatte mit der Ueberschrift: „Delicatesse“ (XI, 175. M. 1, 204. H. XI, 2, 872): „Eine allzuzärtliche Empörung gegen alle Worte und Einfälle, die nicht mit der strengsten Zucht und Schamhaftigkeit übereinkommen, ist nicht immer ein Beweis eines lautern Herzens und einer reinen Einbildungskraft. Sehr oft sind das verschämteste Betragen und die unzüchtigsten Gedanken in Einer Person. Nur weil sie sich dieser zu sehr bewußt sind, nehmen sie ein desto züchtigeres Aeußerliche an. Durch nichts verrathen sich dergleichen Leute aber mehr, als dadurch, daß sie sich am meisten durch die groben, plumpen Worte, die das Unzüchtige geradezu ausdrücken, beleidigt finden lassen und weit nachsichtiger gegen die schlüpfrigsten Gedanken, wenn sie nur in feine, unanstößige Worte gekleidet sind. Und ganz gewiß sind doch diese den guten Sitten weit nachtheiliger, weit verführerischer.“

„Man hat über das Wort Hure in meiner Minna geschrien. Der Schauspieler hat es sich nicht einmal unterstehen wollen zu sagen. Immerhin; ich werde es nicht ausstreichen und werde es überall wieder brauchen, wo ich glaube, daß es hingehöret.“ (Indeß hat Lessing dieses Wort in Emilia Galotti im Munde der Emilia, [II, 188. M. 179. H. III, 69. Vgl. XI, 2, 873] doch nur zu verstehen gegeben.) „Aber über Gellerten seine Zweydeutigkeiten, über das verschobne Halstuch und dergleichen im Loos in der Lotterie, hat sich niemand aufgehalten. Man lächelt mit dem Verfasser darüber.“

„So ist es auch mit Fieldingen und Richardson gegangen. Die groben, plumpen Ausdrücke in des ersten Andrews und Tom Jones sind so sehr gemißbilliget worden, da die obscönen Gedanken, welche in der Clarisse

nicht selten vorkommen, niemanden geärgert haben. So urtheilen Engländer selbst.“ Ich führe diese Worte an, weil sie zeigen, wie Lessing der Sentimentalität und falschen Delikatesse seiner Zeit gegenüber, sich wie ein Gesunder unter Kranken fühlen mußte. Dieselbe Gesundheit athmet in den Gestalten seines Stückes. Die „Delikatesse“ des damaligen Publikums hat sich gar bald von der jungen Generation ganz anderes bieten lassen; Goethe im Götz ging kühn voran. —

„Minna wurde zehnmal ununterbrochen vor einem vollen Hause aufgeführt; und es wäre noch mehrmal geschehen (meldet Karl Lessing den 11. April 1768. XIII, 142. H. XX, 2, 236), wenn nicht das letzte mal der Prinz Heinrich, die Prinzessin Philippine und der Markgraf Heinrich zugegen gewesen wären. Aus Achtung gegen sie wurde das Stück nicht laut vom Parterre wieder verlangt. Dieses Wiederfordern ist auch erst durch Dein Stück eingeführt worden.“ (So hat Voltaires Semiramis die von Lessing so bitter getadelte Sitte, den Dichter herauszurufen, veranlaßt.) „Mein zerstreuter Doebbelin kündigte also das erste beste Stück an, das ihm einfiel: — Den Bocksbeutel. Der Bocksbeutel auf die Minna! murrte man, und schimpfte den gekrönten Wachtmeister einen unwissenden Narren. Aber mit Unrecht; es war von Doebbelin weislich gehandelt. Er kennt die Großen, denen der Bocksbeutel ein sehr schönes Stück ist. . . . Auf vieles Verlangen wurde Minna wieder angekündigt und wieder dreimal hinter einander gespielt.“ Darauf wurde Romeo und Julie (von Weiße) gegeben.[1]) Lessing nahm die Nachricht von der glänzenden Aufnahme seines Stückes ziemlich kühl auf; trug seine Abneigung gegen Berlin und die Geringschätzung Doebbelins dazu bei? Er antwortete seinem Bruder den 26. April 1768 (XII, 195. M. 231. H. XX, 1, 273): „Ich danke Dir für Deine Nachrichten von der Aufführung der Minna. Die vornehmste Ursache, warum sie so oft gespielt worden, mag wohl die sein, daß Doebbelin keine, oder nur wenig andere Stücke besetzen kann. Wenigstens hat mich hier Jemand, der eben aus Berlin kam, versichert, daß es öfters sehr leer darin gewesen. Meinetwegen! Ich sehne mich darum doch nicht wieder nach Berlin, und wünschte sehr, daß auch Du mit guter Manier wieder heraus wärest.“ — Gegen Doebbelin hegte Lessing, wie schon bemerkt, eine wahre Verachtung. Auf ein Gerücht, daß Doebbelin von Danzig, wohin er von Berlin aus sich gewandt, und wo er sich glänzender Geschäfte rühmte, ihm ein Geschenk zukommen lassen wolle (was wäre auch billiger gewesen, da er durch Lessings Minna in Berlin gerettet wurde?), schrieb Lessing den 28. October aus Hamburg seinem Bruder: „Doebbelin hat nie an mich geschrieben. Ich bin nach seinen Complimenten eben so wenig begierig als nach seinem Präsente, welches ich ihm sicherlich zurückschicken würde.“

Als Koch 1771, nach dem Tode des jüngern Schuch (mit welchem das Preußische Privilegium erledigt war), nach Berlin kam, wo er den 10. Juli

---

[1]) Der überall wiederholten Nachricht Plümickes, S. 262: „Minna hielt neunzehn ununterbrochene Vorstellungen in 22 Tagen hintereinander aus,“ wird hierdurch widersprochen. Nach der Unterbrechung wurde es nur dreimal hintereinander gegeben — zusammen also doch nur 13 mal; auch so immer ein glänzender Erfolg. — Daß Minna monatelang fast täglich gespielt werden konnte, wie sich Gervinus IV, 383 ausdrückt, ist übertrieben.

das Theater mit Miß Sara Sampson eröffnete,[1]) schrieb Ramler an Knebel den 2. August nach Potsdam:[2]) „Morgen wird die berühmte Minna zum ersten Mal aufgeführt werden.[3]) Lessing kann sich nicht beschweren, daß wir undankbar gegen seine Muse sind. Wir haben sie hier zwanzigmal hinter einander gespielt;[4]) wir haben sie in Kupfer stechen und in die Kalender setzen lassen; wir haben diese Minna sogar auf die Punschnäpfe malen lassen. Nur hat sie ihm nichts eingebracht: das ist Alles, worüber er sich beklagen kann. Die Pariser Poeten werden von Einem solchen Stücke gespeiset, getränkt, gekleidet, beherbergt; und von sechs guten Stücken können sie gar reich werden. . . ." Wenn heute unsere verjüngten dramatischen Kräfte sich eines bessern Lohnes erfreuen, so mögen sie nie desjenigen vergessen, der dem deutschen Theater mit seiner Minna, seiner Emilia die Bahn gebrochen und dafür so schlechten Dank geerntet hat![5])

Der allgemeine Beifall, womit Minna von Barnhelm in Deutschland aufgenommen wurde, brachte das Heer der Nachahmer in Bewegung. „Wie auf den Götz die Ritterspiele folgten (bemerkt Gervinus), so damals eine Fluth von Soldatenstücken; bei Stephanie, dem jüngern, findet man eine ganze Reihe von Stücken, die auf den soldatischen Geschmack des Publikums spekuliren." Am längsten von diesen Stücken hielt sich das Schauspiel: Die Soldaten, von C. G. H. Arresto (Burchardi), welches noch die zersetzende Kritik Börnes erfahren hat.[6]) Von ungleich größerer Bedeutung sind die von Gervinus hervorgehobenen indirekten Wirkungen von Lessings Nationalschauspiel. „Nach Wien, wo der Adel den französischen Geschmack festzuhalten strebte, gelang es Lessing, zwischen das Possenspiel und die Heroenstücke eine mittlere Gattung zu bringen, und auf seine Diderotsche Reform ging Herr von Gebler ein.[7]) Weiße, der letzte Nachahmer des französischen Geschmacks im Reiche, fand sich durch Minna veranlaßt, endlich vom Alexandriner zur Prosa überzugehen und sich den englischen Stücken etwas zu nähern.[8]) Die Sympathie mit dem Nationalleben und den Volksgesinnungen, die uns Schiller so lieb machen, verschaffen, trotz der mangelnden poetischen Gabe (!), auch Lessing jenen großen Beifall, der ja eigentlich bis heute dauert, wo man noch so

---

[1]) Chronologie des deutschen Theater S. 310. — [2]) Knebels Liter. Nachlaß II, 33. — [3]) Nämlich von Koch. — [4]) Dieses „zwanzigmal" möge metonymisch für „sehr oft" verstanden werden. — [5]) Ueber Aufführungen der Minna in Hamburg vgl. Schütz, Hamburgische Theatergeschichte, S. 372 (8. und 30. November 1769); in Braunschweig ebd. S. 367. Erste Aufführung in Hamburg 30. September 1767. — [6]) Gesammelte Schriften I, 117. — [7]) Geblers Theatralische Werke. Prag u. Dresden, 1772—73. 3 Bde. In Wien wurde 1770 die Minna, was man dort wenigstens behauptete, außerordentlich gut gespielt, wie Mad. König an Lessing meldet (XIII, 265. H. XX, 2, 426). Dieselbe kam kurz vorher durch Regensburg, wo man das Stück bei voll gepfropftem Hause sechsmal hintereinander gegeben hatte (ib. 240. H. XX, 2, 378). — [8]) Weiße gab Lessings Minna freudig den Vorrang vor allen seinen eigenen Stücken; er schrieb an Garve (ohne Datum; 1775) auf Anlaß der neuen Ausgabe seiner Schauspiele: „Ich habe alle meine Trauerspiele von Anfang bis zu Ende wieder durchgelesen; und wahrlich, mit mehr Demüthigung als Stolz; indessen glaube ich doch noch ohne Eitelkeit behaupten zu können, daß keiner von allen unsern dramatischen Dichtern (ich nehme Lessing mit seiner Minna aus, für die ich freilich alle meine Komödien hingäbe) das für unsere Bühne gethan, was ich gethan habe, so unvollkommen auch alles sein mag."

oft dieses Stück als das einzige deutsche Lustspiel anführen hört, das wir besitzen. Wie Schade, daß unsere Dichter so selten von diesem, zwar materialistischen Interesse des Volkes Vortheil zu ziehen suchen, oder daß unsere Nationalität auf so allgemeiner Basis ruht, daß die wenigsten Lessings Feinblick hatten, sie zu erkennen, die meisten, die auf sie zu wirken suchten, in eine wunderliche Affektion verfielen."[1])

In die letzten Tage vor Lessings Abgang von Berlin nach Hamburg, fällt die Entstehung seines unvollendet gebliebenen Lustspiels: Der Schlaftrunk. „In einer Gesellschaft guter Freunde (erzählt Karl Lessing,[2]), wo er und Ramler auch waren, kam die Rede auf die Stoffe, welche zu einer Komödie am besten paßten. Mein Bruder behauptete, man könne aus allem eine Komödie oder Tragödie machen, indem es mehr auf die Bearbeitung des Stoffs, als auf den Stoff selbst ankäme. Der Stoff wäre nur arm, wenn es der Dichter wäre. Dieses schien der Gesellschaft etwas paradox; und Ramler fragte ihn, ob er es selbst mit der That beweisen wollte? „Warum nicht?" erwiderte mein Bruder. „Nun, so machen Sie, versetzte jener, ein Lustspiel, wo ein Schlaftrunk die Katastrophe ist, und benennen es darnach. Die ganze Gesellschaft billigte es einmüthiglich, und mein Bruder versprachs. So ging man auseinander. Den ersten Morgen drauf fing er auch gleich an, und damit er durch nichts gestört wurde, arbeitete er im Bette. Nach einigen Tagen war er mit dem Plane fertig und wollte sich eben an die Ausarbeitung machen, als er den Vorschlag nach Hamburg zum Theater erhielt und annahm. . . . Dort angelangt, nahm er dieses Stück wieder vor, und ließ 1767 drei Bogen . . . in seiner eigenen Druckerei mit Bode drucken. Allein er hatte von seinem Manuscripte ein Blatt verlegt oder vielmehr verloren, und darüber gerieth die Sache ins Stocken.[3]) Die Druckerei erhielt 1768 eine neue Sorte Papier aus Italien; er ließ diese nämlichen drei Bogen darauf umdrucken, mit dem festen Vorsatze, es zu vollenden. Aber auch da blieb es bei dem Vorsatze, und ich habe nicht die eigentliche Ursache erfahren können, die ihn wieder davon abgebracht."[4]) Von diesem Lustspiel nach Lessings Plane erschienen später zwei Ergänzungen.[5]) Die fertigen Scenen enthalten Schilderungen aus dem wohlhabenden Bürgerstande, welchen, nach der Bemerkung Karl Lessings, die theatralischen Schriftsteller sonst am wenigsten kennen. Den Ton findet er in diesem Bruchstücke viel niedriger als in der

[1]) Auch die weiteren Bemerkungen über die Rückwirkung „der Bardendichtung und des hereinbrechenden Ossianischen Geschmackes" auf das deutsche Drama zu Lessings Zeit, sind beachtenswerth. — [2]) Theatralischer Nachlaß, in Lachmanns Ausgabe II, 526. M. 416—418. H. XI, 2, 690. — [3]) Karl Lessing schreibt hierüber den 20. August 1767 (XIII, 134. H. XX, 2, 213): „Ich erinnere mich, daß Du einige Blätter in Hamburg von dem, was Du schon in Berlin ausgearbeitet, verloren haben sollst. Hier schicke ich Dir Dein ganzes Manuscript; vielleicht überhebt Dich dieses einer Arbeit von einigen Tagen." — [4]) Die Fabel des Stückes giebt Nodnagel S. 347 an. Vgl. Weimarisches Jahrbuch VI, 74. — [5]) Der Schlaftrunk . . . . zu Ende gebracht vom Verfasser der Jugendgeschichte Karl und Sophie. Regensburg, 1785. — Der Schlaftrunk . . . . Ein Torso Lessings ergänzt von Dr. Eckstein. Meldorf und Leipzig, 1787. S. W. von Maltzahn, Deutscher Bücherschatz. Jena, 1875. S. 461. Das erste Stück ist von Joh. Jac. Christian von Reck, das zweite von Christian Lävinus Friedr. Sander.

Minna, doch ohne in das Matte oder Gemeine zu fallen. In keinem Falle würde in diesem Stücke die Minna erreicht oder gar übertroffen worden sein. Die Art seiner Entstehung erklärt dieses Verhältniß hinlänglich. Es war gewiß parador, und wohl mehr als das, wenn Lessing behauptete, man könne aus Allem eine Komödie oder Tragödie machen, und daß es mehr auf Bearbeitung des Stoffes, als auf den Stoff selbst ankäme. Die Geschichte der dramatischen Poesie beweist das Einseitige einer Behauptung, welche den Stoff für so gleichgültig oder gar für einerlei bei der komischen oder tragischen Auffassung erklärt; und Wetten dieser Art, welche wohl eine gewisse Virtuosität, aber nicht immer Poesie voraussetzen, erinnern an jene künstlichen Spielereien, wie sie die Alexandrinische Periode in allen Mustern aufzeigt. Der Satz, in seiner Allgemeinheit hingestellt, verstößt gegen den Geist des „Laokoon.“ Nicht also hat Lessing, da nämlich, wo er ganz Lessing ist, wo er in die Sache vertieft ist, geurtheilt, so wenn er später in seiner Dramaturgie, z. B. bei dem Essex von Thomas Corneille (25 Stück), die Wichtigkeit und den Werth eines glücklichen Stoffes hervorhebt und sagt: „So viel liegt für den tragischen Dichter an der Wahl des Stoffes. Durch diese allein können die schwächsten, verwirrtesten Stücke eine Art von Glück machen“. . . . Es liegt sehr nahe, diesen Satz auch auf das Lustspiel anzuwenden. Wodurch hätte auch Minna von Barnhelm, als das erste deutsche Lustspiel, in der Nation so zünden können?

Für Lessing blieb Minna, wie das beste, so das letzte seiner Lustspiele. Karl Lessing findet diese Erscheinung „sonderbar,“[1]) und bedauert, mit besonderer Rücksicht auf das Fragment der „Matrone von Ephesus,“ seines Bruders Abneigung gegen das Lustspiel, „welche er in seinen reifern Jahren nicht ganz ohne Vorsatz äußerte, nachdem er (sagt er) eine gehaltreichere Teufe ergründet, und zu der beneidenswürdigsten Beute gewisse Hoffnung gegeben. Hatte er (setzt er hinzu) als Philosoph Unrecht, daß er mit diesem Pfunde nicht besser wucherte, so war er doch als Mensch zu entschuldigen, welcher seine Selbsterhaltung dabei aufopfern müssen.“ Aber das hieß den Maßstab für einen Lessing zu niedrig annehmen. Er bedarf solcher Entschuldigung nicht. Wohl aber bietet uns der Gang, den Lessings Leben in dessen zweiter Hälfte genommen, Grund genug, um zu begreifen, wie seine Schöpfungskraft auf diesem Felde immer mehr stockte. Das Lustspiel fordert die heiterste und freieste Stimmung, nicht jene zufällige, von dem Augenblick abhängige, sondern die, welche gleichsam die höhere Lebensluft des ganzen Menschen ausmacht und großen Kräften die möglichste Spannung verleiht. Aus einer solchen Stimmung ging ursprünglich Minna von Barnhelm hervor, welche er „in heitern Frühlingsmorgenstunden“ in einem Garten zu Breslau entworfen. Diese Frühlingsluft, sie weht uns darin noch unwillkürlich an. Aber später, schon zwei Jahre nach seiner Reise nach Hamburg, war es mit jener glücklichen Heiterkeit und Sorglosigkeit dahin, da waren ihm die Entwürfe seiner Komödien fremd geworden. Sein Bruder hatte sie sich von ihm einmal ausgebeten. „Meine Sudeleien von entworfenen Komödien (antwortete er ihm den 28. October 1768, XII, 211. M. 248. H. XX, 1, 295) könnte ich Dir leicht geben; aber Du würdest sie

[1]) Lessings Leben II, 373.

sicherlich nicht nutzen können. Ich weiß oft selbst nicht mehr, was ich damit gewollt. Ich habe mich immer sehr kurz gefaßt, und mich auf mein Gedächtniß verlassen, von welchem ich mich nunmehr betrogen sehe." — Nach dieser Zeit koncentrirt sich Lessings Geist in der Tragödie, welche ihm auch, gleich seinem Aristoteles, als der Gipfelpunkt des Drama dastand. Er gab seine Mustertragödie: „Emilia Galotti." Er nahm die sinnigste Tragödie seiner Jugend, den Doctor Faust,[1]) wieder auf, der uns, vielleicht bis weniges vollendet, durch die Ungunst des Schicksals entzogen worden. Wenn wir uns aber nach einem Stücke umsehen, in welchem die verlorene Heiterkeit und der Sonnenschein seines Geistes noch einmal herrlich strahlend zurückkehrt, so zeigt sich unserm Blick zuletzt noch — Nathan der Weise, von ihm selbst zwar ein dramatisches Gedicht genannt, weil die geläufigen Begriffe der dramatischen Gegensätze, Trauerspiel und Lustspiel, ihm nicht paßten. Das Poetische in diesem Stück, das, was ihm seine unverwüstliche Frische giebt, ist unseres Ermessens indeß gerade diejenige Seite, welche es mit der Komödie gemein hat, jener ernsthaften Komödie nämlich, wie die Minna, nur gehoben und verklärt. Der Begriff einer bestimmten Nation, welcher der „Minna" zu Grunde liegt, hat sich im Nathan zu der Idee der Menschheit erweitert. Diese beiden Stücke werden als dauernde Vermächtnisse dem Deutschen theuer und ehrwürdig bleiben.

Es erweckt in dem Preußen keine angenehme Betrachtung, daß Lessing seine Minna in Berlin herausgeben sollte, um diesem Ort und dem preußischen Staate für immer Lebewohl zu sagen. Wenn man auch glauben darf, daß seine in den Briefen uns noch oft begegnende Abneigung gegen Berlin (worin ihm unter den Zeitgenossen vielleicht nur, wenngleich aus verschiedenem Gesichtspunkte, Hamann gleich kam,[2]) in der Zurücksetzung deutscher Literatur und deutschen Wesens unter Friedrich dem Großen vorzüglich ihren Grund hatte, so wissen wir doch, daß das gekränkte Gefühl persönlicher Verkennung und Zurücksetzung seinen Theil daran hatte. Zweimal nämlich wurde Lessing Friedrich dem Großen zum Königl. Bibliothekar vorgeschlagen, und jedesmal wurde er von dem Könige abgelehnt. Es ist der Mühe werth, die näheren Umstände dieses sehr charakteristischen Vorgangs mit den eigenen Worten der von dem Berichterstatter „aus völlig sichern Quellen geschöpften" Erzählung kennen zu lernen.[3])

Der Königliche Bibliothekar, Gaultier de la Croze, in Berlin war gestorben (1765); der König trug dem Obersten Quintus Icilius auf, ihm einen andern Bibliothekar vorzuschlagen.[4]) Quintus schlug ihm zuerst den berühmten Lessing vor. Lessing hatte im Anfange des Jahres 1752, ohne seine Schuld (?), einen unangenehmen Vorfall mit Voltaire gehabt, weshalb

---

[1]) S. Erster Band, 5. Buch, 2. Kap. — [2]) Preuß, Friedrich der Große III, 307, F. H. Jacobis Werke IV, 3. Abthl. 123—145. — [3]) Freimüthige Anmerkungen über des Herrn Ritters von Zimmermann Fragmente über Friedrich den Großen, von einigen Brandenburgischen Patrioten. 1. Abtheil. Berlin 1791, 354—356 (ist nur die besondere Ausgabe des 99. Theils der Allgem. Deutschen Bibliothek). — [4]) Wilken, Geschichte der Königlichen Bibliothek zu Berlin, S. 101, ist zwar mit unsrer Quelle unbekannt geblieben, nennt aber einen aus Potsdam am 25. Juli 1765 an den Staatsminister von Dorville erlassenen Cabinetsbefehl mit dem gleichen Auftrage und mit dem Zusatze: „den Mann allenfalls in Holland aufzusuchen." Dieser officielle Schritt und jene vertraulichen Vorgänge können sehr gut mit einander bestehen.

er auf eine Zeit lang Berlin verließ.[1]) Damals war dem Könige Lessings Namen auf eine widrige Art genannt worden, und da er ein sehr gutes Gedächtniß hatte, und bekanntlich einen einmal gefaßten Eindruck lange behielt, so hatte er vermuthlich seitdem eine widrige Idee von Lessing und erklärte: er wolle ihn nicht.[2]) Darauf schlug ihm Quintus den berühmten Winckelmann vor. Diesen wollte der König annehmen, und er ward wirklich verschrieben.[3]) Durch welches Mißverständniß dieser Ruf nicht zu Stande kam, kann man in Winckelmanns Briefen an seine Freunde (II, 164) finden. Nun verlangte der König wieder einen Vorschlag. Quintus kam wiederholt auf Lessing zurück, und der König erklärte nochmals, daß er ihn nicht wolle. Quintus hatte es sich zum Gesetz gemacht, bei aller Gelegenheit dem Könige Deutsche anzupreisen. Dies that er nicht allemal mit der gehörigen Behutsamkeit, und mußte auch zuweilen dafür leiden. Er sagte hier dem Könige mit Heftigkeit, Lessing sei einer der gelehrtesten Männer, und überhaupt, wenn der König nicht einen Deutschen nehmen wolle, so würde er gar keinen tüchtigen Bibliothekar bekommen; denn die Franzosen und andere Nationen legten sich gar nicht mehr auf die Wissenschaft, welche zu einem Bibliothekar erfordert würde u. s. w.[4])

Es erhob sich hierüber zwischen beiden ein starker Wortwechsel, so daß der König endlich sagte, er werde nach Paris schreiben, und sich ohne ihn und ohne die Deutschen einen Bibliothekar zu verschaffen wissen." . . . Dies geschah denn auch, und im Jahre 1767 erhielt die erledigte Stelle (und zwar in Folge eines sonderbaren Mißverständnisses,)[5]) der Benediktiner Anton Joseph Pernetty aus Roanne, ein Mann, der „die Gelehrsamkeit, welche im Gedächtnisse sich bewahren läßt, im großen Maße besaß, als Bibliothekar übrigens völlig untauglich," von verwirrten und dunkeln Begriffen, so daß er zuletzt (1783) durch die Furcht, „daß die bekannten thörichten Weissagungen des Superintendenten Ziehen von dem bevorstehenden Ende der Welt in der protestantischen Mark wirklich in Erfüllung gehen möchten,[6]) verscheucht wurde und nach Frankreich zurückging, wo er in hohem Alter (1801) in Avignon starb.

---

[1]) Die Sache verhielt sich nicht ganz so: Lessing war schon vorher abgegangen. Siehe I, 213 f. — [2]) Ohne mit diesen Umständen bekannt zu sein, giebt Gervinus (IV, 230) eine allgemein gehaltene Vermuthung von einer persönlichen Abneigung Friedrichs des Großen gegen Lessing: „Daß er Lessing nicht sprach, war gewiß recht Schade, aber sollte er nie gehört haben, wie übermüthig dieser seinem Voltaire das Concept corrigirt, und sollte er das irgend anders angesehen haben, als Gottscheds Aeußerung gegen ihn, daß er es wohl mit der französischen Kürze noch aufnehmen wollte?" Doch ob dem König später Lessings Dramaturgie und sein Krieg gegen Voltaire jemals zu Ohren kam — so konnte dies jetzt auf den König keinen Einfluß haben, da die Dramaturgie in die spätere Periode fällt. — [3]) Wilken a. a. O. schreibt: „Die Wahl des Königs fiel aber schon, bevor der Bericht des Ministers einging, auf — Winckelmann, und F. Nicolai eröffnete, beauftragt durch den Obersten Quintus Icilius, welcher mit Winckelmann in Halle studirt hatte, dem berühmten Antiquar den Wunsch des Königs." — [4]) Wenn nicht Nicolai selbst der Verfasser dieses Abschnitts (Von Friedrichs II. Gesinnung für die Jesuiten u. s. w.) war, so ging doch das Ganze durch seine Hände. In Jördens, Lexikon, (IV, 55, Artikel: Nicolai) wird ihm übrigens das Ganze zugeschrieben. — [5]) Wilken a. a. O. 102. — [6]) Wilken, 104. Näheres über Ziehen enthält Guhrauers Aufsatz: Excurse zu Goethes Briefen an Frau von Stein, in den Blättern für liter. Unterhaltung 1850.

Dies war der Mann, dem Lessing weichen mußte. . . .

Auf diese Vorgänge und die von ihm eine Zeitlang genährten Hoffnungen, hat man ohne Zweifel die dunkeln Worte in Lessings Schreiben an seinen Vater aus Hamburg den 21. December 1767 zu beziehen: „Ich bin von Berlin weggegangen, nachdem mir das einzige, worauf ich so lange gehofft, und worauf man mich so oft vertröstet, fehlgeschlagen." . . .

Gleim bricht (XIII, 132. H. XX, 2, 210) in Klagen über Lessings Abgang von Berlin aus und sucht alle Schuld von dem, „der wegen seiner französischen Erziehung gleichgültig gegen alles, was deutsch ist, geworden," auf die, „die sich für deutsche Patrioten ausgeben und nicht alle Mühe angewendet haben, einen Lessing im Lande zu behalten" — abzuwenden: dieses Mal mit Unrecht.

Noch muß erwähnt werden, daß zur selben Zeit gewisse Freunde ihr Auge auf Lessing richteten, um ihn für die eben erledigte Stelle eines Aufsehers des Antiken- und Münzcabinets, so wie der Professur der Archäologie am Carolinum zu Cassel zu gewinnen. Doch Lessing war bereits gebunden. Er schrieb an Gleim aus Berlin den 1. Februar 1767 nur kurz: „Mit einem Anschlage auf Cassel ist es also nichts. Ich sage dem Herrn Kammerherrn von Spiegel für die Mühe, die er sich deshalb gemacht hat, gehorsamsten Dank." Der Platz in Cassel wurde an Raspe aus Hannover vergeben, einen Gelehrten von umfassender Wissenschaft und großen Verdiensten, der aber später unglücklich genug war, mit Schande bedeckt, aus Cassel und den deutschen Landen fliehen zu müssen.[1])

Einiges Licht hierüber kann folgender Auszug aus einem Briefe Hagedorns an Nicolai vom 24. März 1767[2]) gewähren: „Was Sie mir von Herrn Lessing melden, ist mir für Ausbreitung des Geschmackes in den niedersächsischen Gegenden sehr angenehm. Wäre es aber, insofern er sich auf die Alterthümer legte und nach seinem vortrefflichen Genie jeder Sache Meister werden kann, ihm selbst nicht vortheilhafter und ein gewisseres Brot, wenn er, nebst Aufsicht über die Casselsche Kunstkammer und das dortige Kunstkabinet, die Stelle als Professor antiquitatum an dem dortigen Carolino, wobei 500—600 Rthlr. angeboten werden, wo er sich aber die Bedingungen selbst machen könnte, annähme, welches sich leicht durch Herrn Heyne, den er kennt, vermitteln ließe? Die Hamburgischen Anstalten sehen mir zu veränderlich aus." —

Die reiche Bibliothek von 6000 Bänden, welche Lessing in den vorangegangenen Jahren mit vielen Kosten, namentlich in Breslau, gesammelt hatte, ließ er in Berlin zurück, um sie versteigern zu lassen, und den gehofften Erlös als Vorschuß in die mit Bode zu errichtende Druckerei zu verwenden. Er be-

---

[1]) Raspe wurde auf dem Wege nach Italien, als der Entwendung von Münzen und andern Kostbarkeiten des ihm anvertrauten Kabinets verdächtig, steckbrieflich verfolgt; er floh nach England, wo er bis an seinen Tod (1794) verblieb und mehrere werthvolle Werke herausgab. Als er noch in Hannover war, machte er sich durch Herausgabe der Oeuvres philosophiques de Leibniz (Leipzig 1765) verdient. Vgl. den Artikel Raspe in der Biogr. univers. (von Depping). Brandes sucht in seiner Autobiographie (II, 184 ff.) sein Schicksal als die Folge einer elenden Kabale am Hofe zu Cassel, wo nämlich seiner Frau nachgestellt wurde, darzustellen. — [2]) Aus Nicolais ungedrucktem Briefwechsel, unter Danzels Papieren.

hielt nur so viel, als er zu seinen eigenen Arbeiten unumgänglich brauchte. Lessing gestand Gleim, wie nahe es ihm ging, sich seiner Bücher zu entschlagen, ja ihrer an einem Orte sich entschlagen zu müssen (er meint Berlin), „wo Bücher ganz und gar nichts gelten.“ Er wünschte einen reichen gelehrten Domherrn zu erfahren, der ihm wenigstens seine Journale abhandeln wollte;[1]) einen Praß von siebentehalbhundert Bänden. Außerdem waren die ersten Drucke der lateinischen und griechischen Autoren dabei. „Schade, daß der Graf von Wernigerode nur Bibeln sammelt!“[2]) Den guten Gleim jammerte die Zersplitterung von Lessings Büchern. Er mochte so gern dazu beitragen, daß die Bücher zusammen blieben, und er fragte, ob nicht er, Nicolai und Moses, Lessings beste Freunde, das Nöthige deshalb zusammenschießen könnten? — Vergebens! Die Bücher wurden noch im Herbste zu Berlin versteigert. Lessing hatte beim Ansetzen der Preise den Ueberschlag (nach Abzug der Kosten) auf wenigstens 600 Thaler gemacht. Davon sollten 500 Thaler für eine Schuld an Voß berechnet werden. Das übrige war für die Miethe bestimmt, und was der Bruder nothwendig brauchte, sollte er sich auch davon nehmen. Der Erfolg blieb jedoch unter der Erwartung. „So wenig er aber daraus löste,“ sagt Karl Lessing, „so würde es doch noch weniger gewesen sein, wenn nicht aus Warschau für die Zaluskische Bibliothek Bestellungen eingelaufen wären; denn in Berlin war Niemand, der den seltenen Schund erstanden hätte.“ . . .[3])

Damit jedoch, wie vor zwei Jahren bei dem Umzuge von Breslau, Lessings Gutmüthigkeit auf die Probe gestellt würde, so fehlte es auch jetzt nicht an den Streichen eines verschlagenen Bedienten. Nur nahm diesmal Lessing die Sache ernster, weil es nicht bloß Geld und Kleider, sondern das Beste, eben seine Bibliothek, betraf (XII, 179. M. 213. H. XX, 1, 250). Reich (so hieß der Bediente) war Soldat in dem damals in Berlin stehenden Renzelschen Regimente. Sein Hauptmann, von Stein, ein Bekannter Lessings, machte ihn zum Freiwächter, mit der Bedingung, Aufwärter bei Lessing zu sein. Von Stein bat zugleich Lessing, dem Soldaten ja nicht die Zügel zu lassen: er sei ein Ausländer, der um sich wisse. Er warnte ihn, ihm seine Sachen, vornehmlich seine Kleider in Verwahrung zu geben; er könnte sich leicht derselben bedienen und durch dieses Mittel sich auf und davon machen. Lessing erwiderte unbesorgt: „Er kann meine Kleider nicht anziehen; er ist noch ein paar Köpfe größer als ich.“ Auch konnte er nicht über ihn klagen. Dieser Mensch (er war, wie man später erfuhr, der Sohn eines Hauptmanns in Straßburg, hatte einen Gegner im Duell erstochen und bei seiner Flucht aus Straßburg eine Bürgerstochter entführt; um den Preis eines Trauscheines hatte er sich preußischen Werbern in die Hände gegeben) wußte seine Tücke unter dem Scheine eines gesetzten und

---

[1]) Das Journal des Savans bis auf 1764 complet in 254 Bänden; die Acta Eruditorum, die Années litteraires de Fréron etc. — [2]) Die gräflich Stollbergsche Bibliothek zu Wernigerode enthält, unter 55,000 Bänden, 3000 Ausgaben der Bibel. (Petzholdt, Handbuch Deutscher Bibliotheken.) — [3]) Die Zaluskische Bibliothek wurde nach der Einnahme Warschaus durch Suwarow (1795) nach Petersburg geschafft und bildet den Kern der dortigen jetzt so reichen kaiserlichen Bibliothek. (A. de Krusenstern Precis du systême — de l'instruction publique en Russie. Varsovie 1837, 162.) Viele Kisten dieser Bücher gingen verloren; die Lessing ursprünglich gehörigen vielleicht unter diesen.

verschlossenen Wesens zu verbergen. Er entwendete zum Theil unersetzliche Bücher. Alle Wände der Wohnung waren nämlich mit Repositorien besetzt, und vor einem derselben stand das Bett. Hinter demselben hatte der Aufwärter unvermerkt die Bücher weggenommen, um sie als Makulatur in einen Keller zu verkaufen. Darunter war zum Unglück die erste Ausgabe des Heldenbuches mit Lessings eigenhändigen Anmerkungen.[1]) Nicht genug. Eines Tages fand Lessing (nachdem er bereits Geld vermißte) in seinem Schreibkalender („denn damals hatte er einen") alle die Striche, so oft er Reichen das Monatsgeld gegeben, ausgelöscht. Man bemerkte bald mehr solcher Streiche, deren Beweise er aber auszuweichen verstand. Als nun Lessing über vierzehn Tage Berlin verlassen hatte, kam Reich zu seinem Bruder, und verlangte seinen Lohn von zwei Jahren, d. h. der ganzen Zeit seines Dienstes. Der Hauptmann und der Feldwebel sahen die Unverschämtheit dieser Forderung ein; der General aber wollte einen der schönsten und größten Leute seines Regiments nicht unterdrückt wissen, und die Sache wurde dem Regimentsgericht übergeben. Lessing, davon benachrichtigt, war über die doppelte Schurkerei dieses Soldaten höchst aufgebracht. Die Sache gelangte im September 1767 an den preußischen Residenten von Hecht in Hamburg. Lessing erklärte sich zum Eid bereit, wenn er vorher wüßte, was für Satisfaction er sodann von dem Schurken haben sollte. „Außerdem (schrieb Lessing an seinen Bruder) habe ich Hechten schon erklärt, daß ich weder schwören, noch bezahlen will: denn ich will doch sehen, wer mich zu dem einem oder zu dem andern hier zwingen soll." Karl Lessing fügt seiner Erzählung hinzu, daß nichts den Franzosen aus seiner Fassung brachte, als bis man ihm vorstellte, daß, wenn Lessing schwöre, ihn monatlich bezahlt zu haben, er Spießruthen laufen müsse.[2])

Ein Zug edler Menschlichkeit Lessings, welcher in diese Zeit fällt, verdient hier erzählt zu werden. Lessing hatte Schönstädten, dem Verfasser des Trauerspiels „Osman,"[3]) eine Condition in Hamburg angetragen, die dieser angenommen hatte. Die ersten Wochen in Hamburg verflossen Lessingen aber in einer Bewegung, welche ihn nur spät an sein Versprechen denken ließ. Dies beunruhigte ihn, und dieser Gegenstand ist ihm „das erste und vornehmste," was er dem Bruder aus Hamburg aufzutragen hat (XII, 180. M. 214. H. XX, 1, 251): „Der gute Mensch wird nicht wissen, woran er ist. Suche ihn also auf, . . . und sage ihm, daß er sich mit der ersten Post aufsetzen und hierher kommen soll. Wenn er Reisegeld nöthig hat, so ersuche Herrn Voß, daß er ihm 20 Thaler, oder was er nöthig haben dürfte, vorschießt; ich will ihm diese Auslage durch einen hiesigen Buchhändler oder Kaufmann in Leipzig auf der Messe baar remboursiren lassen. Sollte es ihm an nöthiger Kleidung fehlen, so führe ihn zu meinem Schneider, wo er sich auf mein Conto kann machen lassen, was er braucht. Den Schneider will ich dort schon bezahlen lassen. Sobald er im Stande ist, soll er auf weiter nichts warten, sondern

---

[1]) Lessing giebt XII, 182. M. 215. H. XX, 1, 253 seinem Bruder die werthvollsten Werke von den gestohlenen an, darunter ausdrücklich die erste Edition des Heldenbuches, doch bleibt Karl Lessings Angabe, nach Danzels Anmerkung I, 366, zweifelhaft. — [2]) Siehe die Beilage. — [3]) Osman, oder die unglückliche Großmuth. Trauerspiel. Berlin 1767.

sogleich mit der Post her kommen, und indeß in einem Wirthshause absteigen, von wo er mich seine Ankunft nur darf wissen lassen." So edel und aufopfernd konnte er gegen einen angehenden Dichter handeln, für dessen Verdienst weiter nichts spricht, als daß Lessing ihn seiner Theilnahme für würdig hält, was in der That hoch genug anzuschlagen bleibt.

Unmittelbar vor der Abreise, in der ersten Woche des April 1767, traf Lessing noch mit Ramler wegen eines jungen Schauspielers H. und der Schauspielerin Schmidt, welche bei dem neuen Hamburger Theater Aufnahme wünschten, eine Verabredung (XII, 181. M. 214. H. XX, 1, 252, wo Redlich die Chiffre auf Hempel deutet). Der Zufall fügte, daß er abreisen mußte, ohne seinen Bruder noch einmal gesprochen zu haben. „Alles, was Brüder einander bey ihrem Abschiede zu sagen haben, versteht sich unter uns Beyden von selbst" — schrieb er dem Bruder mit der ihm eigenen Gleichgültigkeit gegen alles Sentimentale im Empfinden und Reden.

Zweites Buch.

Hamburg 1767—1770.

Erstes Kapitel.

Am 22. April 1767 wurde das neue Theater in Hamburg mit Cronegks Trauerspiel: Olint und Sophronia, mit einem Prolog von Joh. Jacob Dusch (gesprochen von Mad. Löwen) und einem Epilog von demselben (gesprochen von Mad. Hensel) eröffnet. An demselben Tage wurde Lessings „Ankündigung“ ausgegeben, mit welcher die „Hamburgische Dramaturgie“ eröffnet wurde.[1]) Diesen Titel wählte er für das kritische Wochenblatt, womit er den Gang der neuen Bühne „Schritt vor Schritt“ begleiten wollte. Lessing bezieht sich darin auf Löwens im Herbste des verflossenen Jahres ausgegebene „Vorläufige Nachricht,“ welche, sagt er nicht ohne Absicht, von dem feinern Theile des Publikums mit dem verdienten Beifall aufgenommen worden, wobei er zugleich den Verbreitern von Schmähschriften gegen das neue Unternehmen rund heraus anzuhören giebt: „daß sie die verachtungswürdigsten Glieder der menschlichen Gesellschaft seien,“ und Hamburg glücklich preist, wo diese Elenden den Ton nicht angeben, wo die größere Anzahl wohlgesinnter Bürger nicht verstatte, daß das Bessere des Ganzen ein Raub ihrer Kabalen, und patriotische Absichten ein Vorwurf ihres spöttischen Aberwitzes werden.“ — Dieses Donnerwort war nöthig, um die Dreyer und Genossen, denen Löwen nicht stark genug war, in Schrecken zu setzen. Jeder Unglimpf verstummte plötzlich vor der einschneidenden Schärfe der Lessingschen Worte. So lange Lessing dem Theater in Hamburg angehörte, ließ man ihm das Wort fast allein.[2])

---

[1]) Vgl. für die folgenden Kapitel die trefflichen Kommentare zur „Dramaturgie“ von Cosack, „Materialien“ u. s. w. Paderborn 1876 und F. Schröter und R. Thiele, Halle, 1877—78. 2 Bde. — [2]) Die Hamburgischen Unterhaltungen (an denen, außer Eschenburg und Löwen, Schiebeler, Boie und Ebeling arbeiteten) erklären im Augustheft 1767, 742: „In Ansehung der Nachrichten, welche wir unsern Lesern von dem hiesigen Theater schuldig sind, verweisen wir einmal für allemal auf ein Werk, das alle die Nachrichten und Kritiken, die wir geben könnten, sehr entbehrlich macht, wir meinen die „Hamburgische Dramaturgie,“ eine Schrift, aus welcher die deutsche Schauspielkunst eben so viel Vortheile ziehen kann, als sich unser hiesiges Theater von der Aufmerksamkeit und Kritik ihres Verfassers versprechen kann.

Bless'd with a taste exact, yet unconfined,
A knowledge both of books and human kind,
Gen'rous converse, a soul exempt from pride,
And love to praise, with reason on his side.“

Die Rechte und Ansprüche des Publikums werden nichts desto weniger anerkannt. „Seine Stimme soll nie geringschätzig verhöret, sein Urtheil soll nie ohne Unterwerfung vernommen werden! — Nur daß sich nicht jeder kleine Kritikaster für das Publikum halte, und derjenige, dessen Erwartungen getäuscht werden, auch ein wenig mit sich selbst zu Rathe gehe, von welcher Art seine Erwartungen gewesen. Nicht jeder Liebhaber ist Kenner; nicht jeder, der die Schönheiten Eines Stücks, das richtige Spiel Eines Acteurs empfindet, kann darum auch den Werth aller andern schätzen. Man hat keinen Geschmack, wenn man nur einen einseitigen Geschmack hat; aber oft ist man desto partheyischer. Der wahre Geschmack ist der allgemeine, der sich über Schönheiten von jeder Art verbreitet, aber von keiner mehr Vergnügen und Entzücken erwartet, als sie nach ihrer Art gewähren kann."

Daß das deutsche Theater sich in seiner Kindheit befinde, ward von allen wahren Freunden desselben (etwa Gottsched ausgenommen, welcher aber das Jahr vorher gestorben war[1]) mit Einem Munde zugestanden. Lessing giebt es zu und noch mehr: „Ich fürchte sehr," sagt er, „daß die deutsche Bühne mehr eine verderbte, als eine werdende ist. . . ." Endlich kommt er zu dem ihm bei dem Theater angewiesenen Amte, zu dem Zwecke seiner Dramaturgie. Sie soll also „ein kritisches Register von allen aufzuführenden Stücken halten und jeden Schritt begleiten, den die Kunst, sowohl des Dichters, als des Schauspielers, hier thun wird." — Die größte Feinheit eines dramatischen Richters zeige sich aber darin, wenn er in jedem Falle des Vergnügens und Mißvergnügens, unfehlbar zu unterscheiden weiß, was und wie viel davon auf die Rechnung des Dichters oder des Schauspielers zu setzen sei. Den einen um etwas tadeln, was der andere versehen hat, heißt Beide verderben. Jenem wird der Muth benommen, und dieser wird sicher gemacht."

Jemehr Lessing des Zuschauers Nachsicht selbst gegen das Mittelmäßige unter den aufzuführenden Stücken in Anspruch nimmt — „der unbefriedigte Zuschauer wird wenigstens daran urtheilen lernen," — desto strenger will er gegen den Schauspieler sein. „Die Rechtfertigung des Dichters kann jederzeit angetreten werden; sein Werk bleibt da, und kann uns immer wieder vor die Augen gelegt werden. Aber die Kunst des Schauspielers ist in ihren Werken transitorisch. Sein Gutes und Schlimmes rauschet gleich schnell vorbei. . . ." Die Gaben der Natur aber, so nöthig auch zu seinem Berufe, sind noch lange nicht seinen Beruf erfüllend! Er muß überall mit dem Dichter denken; er muß da, wo dem Dichter etwas Menschliches widerfahren ist, für ihn denken."

So viel von der Ankündigung, welche für alle künftige Zeit die Norm aller wahren theatralischen Kritik hingestellt hat.

Man hegte bei der neuen Unternehmung die patriotische Absicht, angehende Schauspieler zu bilden, und so nahm man viele junge Leute an, die aber eben so geschwind abgedankt wurden, weil ihnen sogleich große Rollen gegeben wurden, in denen sie mißfallen mußten.[2]) Doch der seltene Zusammenfluß der ausgezeichnetsten Künstler ließ jenen Fehler leicht übersehen.

[1]) Den 12. December 1766. — [2]) Chronologie des deutschen Theaters S. 263. Nur vier von jenen Anfängern, welche aber über die Mittelmäßigkeit sich wenig erhoben, werden hier genannt.

Zwar verlor das Theater Schröder[n], welcher zuletzt noch bei Licht eine Theaterprobe von Olint und Sophronia sah; doch es besaß einen Ekhof und Borchers, und die Frauen Mecour, Hensel und Löwen. Ackermann, welcher den Sommer über keinen Gehalt bezog, trat nur in wenigen Rollen auf.[1]) Als Paul Werner entschied er am 28. September die günstige Aufnahme der Minna. Die übrigen Schauspieler und Schauspielerinnen, Böck und Frau Hensel, Merschy und noch einige, werden von Lessing immer noch mehr oder minder vortheilhaft angeführt. Madame Mecour, welche in dem ersten Stücke als Sophronia auftrat, aber nicht sehr gefiel, („vielleicht weil sie nicht zu sehr gefallen sollte"), „diese große, im Lustspiel unübertroffene Schauspielerin (berichtet Schröders Biograph) war es, welche sich den wunderlichen Eigensinn einblasen ließ, in Lessings verheißener Dramaturgie weder im Guten, noch im Bösen erwähnt sein zu wollen; und die Direktion, der sie unentbehrlich war, fand keine Schwierigkeiten, die befremdliche Bedingung von dem bescheidenen Schriftsteller zu erhalten.[2]) Die, welche keines unbestochenen Kenners Urtheil zu scheuen hatte, hat sich dadurch um das beneidenswürdigste Zeugniß ihres Künstlerwerths bei der Nachwelt gebracht, und wird nur in dem tiefgefühlten zarten und schönen Nachruf ihres Gotter fortleben. . . .[3]) Und doch hat Gotter nicht zu viel, lange nicht alles gesagt, was der Freund der Bühne mit Recht von ihr rühmen konnte."

Konrad Ekhof lieh der Hamburgischen Bühne, seit Schönemanns und Ackermanns Vorstandschaft, den Glanz seines Namens, und Niemand kann ihm den Ruhm des ersten deutschen Schauspielers streitig machen. Man nannte ihn den deutschen Garrik, den Vater der deutschen Schauspielkunst. Lessing betrachtete ihn als die Seele des neuen Theaters. Er erklärte es offen, daß er die wahren Regeln dieser Kunst von diesem Schauspieler zu lernen habe. Nichts schien ihm z. B. bezeichnender für den Meister in der Kunst als der Vortrag

---

[1]) Schütze, und Schröders Leben von Meyer. Eine Schilderung der vorzüglicheren Schauspieler nach den Quellen giebt Prutz in den Vorlesungen über die Geschichte des deutschen Theaters, zu der 7. und 8. Vorlesung. — [2]) Später, im Jahre 1771, war diese Schauspielerin müßig zu Braunschweig, da sie eben von Ackermann abgegangen war, und Lessing forderte seinen Bruder Karl auf, sie Doebbelin in Berlin zu empfehlen, „Die Frau ist sehr gut," schrieb er, „und ich wünschte sehr, daß sie in Deutschland bliebe, da sie sonst nach Rußland zu gehen gesonnen ist." (XII, 301. M. 358. H. XX, 1, 424). — Susanne Mecour, geborene Preißler, geb. 1738 in Frankfurt a. M., kam 1771 zu der Seylerschen Gesellschaft nach Weimar, wo sie im genannten Jahre am 8. Nov. die „Miß Sarah" und am 7. Januar 1772 die „Minna" spielte. Ging 1775 mit der Seylerschen Gesellschaft nach Gotha, in dem folgenden Jahre nach Hamburg und 1778 zu Doebbelin nach Berlin und starb daselbst am 14. Februar 1784. — [3]) Schröders Leben I, 182 (aus Gotters Gedichten I, 344):

Künftig wird Thalia nicht, ihr Gecken,
Mehr durch schlauen Spott euch necken,
Noch durch treuen Wiederschein
Der Natur, ihr Weisen, euch erfreun;
Ihre Lippen schloß des Schmerzes Siegel;
Sie zerbrach auf diesem Hügel
Ihren Spiegel.
Dieser Hügel
Deckt der Mecour schlummerndes Gebein.

moralischer Stellen, wie Cronegk und der Geschmack jener Zeit überhaupt sie mehr als nöthig war liebte, und Lessing läßt sich bei dem ersten Stücke auf eine sorgfältige Zergliederung des Vortrags dieser Art und der Vorstellung ein; dann, wie um das Siegel darauf zu drücken, setzt er hinzu: „Was man Lehrreiches darinn findet, hat man lediglich den Beispielen des Hrn. Ekhof zu danken; ich habe nichts, als von ihnen richtig zu abstrahiren gesucht. Wie leicht, wie angenehm ist es, einem Künstler nachzuforschen, dem das Gute nicht blos gelingt, sondern der es macht!" (St. 4.) — „Mag dieser Mann eine Rolle machen, welche er will, heißt es vorher (St. 2), man erkennet ihn in der kleinsten noch immer für den ersten Akteur, und betauert, auch nicht zugleich alle übrige Rollen von ihm sehen zu können." Oder: „Alles, was Remond de Sainte Albine[1]) in seinem Schauspieler hierbei beobachtet wissen will (die Rede ist von der Rolle des Orosman in Voltaires Zaire) leistet Ekhof auf eine so vollkommene Art, daß man glauben sollte, er allein könne das Vorbild dieses Kunstrichters gewesen sein." (St. 16.) Diese Worte sichern Ekhof ganz gegen Schröders, seines Nebenbuhlers, Kritik, welcher ihn doch nur als den größten Theaterredner, den wohl je eine Nation gehabt, gelten läßt. Um als Schauspieler ebenso groß zu sein, meinte Schröder, dazu hätte ihm die Natur einen bessern Körper geben, hätte er ein französisches Theater gesehen haben, hätte er nicht den größten Theil seiner Bildungsjahre in Hamburg verlebt haben müssen, der ihn mit dem Ton der großen Welt unbekannt ließ. Während man sonst bei Ekhof die Rückführung der Schauspieler von den fränzösischen Mustern, von der Uebertreibung in Mienen und Gesten zu der natürlichen Darstellung echter Menschennatur, als den Grund seines Ruhms betrachtet, und ihm als Schauspieler gewissermaßen die Stelle neben Lessing, dem Erneuerer des deutschen Schauspiels, giebt, — sieht Schröder in ihm noch den knechtischen Nachbildner der Franzosen, der nicht nur in stark komischen Rollen, sondern auch in heftigen, verzweiflungsvollen Auftritten des Trauerspiels übertrieb. Dieser letztere Tadel wenigstens kann nicht ohne allen Grund gewesen sein; Schütze deutet schon darauf und erklärt es aus der Nachsicht gegen das durch die Unnatur der Schauspieler verwöhnte Publikum. Eben dadurch, meint auch Engel, habe Ekhof Lessingen in seiner Polemik gegen den französischen Kothurn in die Hände gearbeitet: Corneille sei durch sein gezwungenes Spiel den Zuschauern fast lächerlich geworden. „Aber wer ihn verstand," sagt doch Schröder, „vergaß aller Mängel über seine unerreichbare Deklamation (man sieht, daß Schröder dieses Wort in einem Umfange nimmt, daß der wesentlichste Theil des Spiels, im Sinne Lessings, darin schon enthalten ist): und sein Kanut, sein Codrus, jede Rolle der herzlichen Empfindung und des verständigen Zuredens, mußten von Kennern und Nichtkennern angestaunt werden. Neben gemischter Empfindung gab er in hoher Vollkommenheit. In seinem „Theophan" (in Lessings Freigeist), „„Sie sind doch wohl ein ehrlicher Mann,"" in: „„Nimm mir auch Deinen Pudel mit! Hörst Du Just?"" — lag eine Welt von Ausdruck."

[1]) IV, 176. M. 223. H. XI, 1, 301. „Auszug aus dem Schauspieler des Herrn Remond von Sainte Albine." Eine vollständige Uebersetzung des „Schauspielers" erschien von Friedrich Justin Bertuch. Altenburg 1772 in 2 Theilen.

Mögen auch die Urtheile so hoher Autoritäten, wie Lessing und Schröder, über Ekhofs Spiel von einander abzuweichen scheinen;[1]) darin war unter den Zeitgenossen nur Eine Stimme, daß er durch seine edle Persönlichkeit dem Schauspielerstand eine gewisse Würde mittheilte, deren er bisher entbehrte, ein Umstand, welchen die Erneuerer des Hamburgischen Theaters für eine der unerläßlichen Bedingungen der Wiedergeburt des deutschen Schauspielwesens erklärt hatten. Welchen Anstoß hatte Lessing ehedem in Leipzig seinen guten Eltern durch den Umgang mit Schauspielern gegeben! bei ihm siegte die Liebe zum Theater über das Vorurtheil; ja bei seinem Charakter war die Ausschließung des Schauspielers aus den bürgerlichen Kreisen nur ein Grund mehr, ihn zu sich herüber zu ziehen. In Hamburg, wo eine eifrige Geistlichkeit das Dasein des Theaters zu bedrohen nicht aufhörte, blieb doch Ekhof Gegenstand der allgemeinsten Verehrung, und der Verfasser der Hamburgischen Theater-Geschichte erinnert sich unter andern eines sehr lebhaften Gespräches, in einem Garten vor dem Dammthore in Hamburg, unter einem Zirkel von Gelehrten und Kaufleuten, in welchem der Professor des Hamburgischen Gymnasiums, Hermann Samuel Reimarus, den aufmerksam zuhörenden Ekhof über philosophische Materien belehrte.

David Borchers aus Hamburg [2]) nahm, laut dem Urtheile der Besten, nach Ekhof und Schröder seinen Rang; sein Name würde in erster Linie genannt werden, wenn sein außerordentliches Talent durch Studien und sittlichern Halt getragen worden wäre. Lessing beurtheilt ihn als Antenor in der Zelmire des Du Belloy, worin er ihn vollkommen befriedigt hatte (VII, 88. M. 84. H. 139). Antenor ist ein Bösewicht von großem Verstande, welcher mit aller der Besonnenheit und Heiterkeit, die einem solchen so natürlich zu sein scheinen, gespielt werden mußte. Diesen Charakter nicht zu verderben, erforderte, nach Lessing, das treueste Gedächtniß, die fertigste Stimme, die freieste, nachlässigste Aktion. Bei dieser Gelegenheit rühmt nun Lessing die Vielseitigkeit von Borchers Talent; schon das müsse ein günstiges Urtheil für ihn erwecken, daß er sich in alten Rollen ebenso gern übe, als in jungen. Dieses zeige von seiner Liebe zur Kunst; und der Kenner unter-

---

[1]) Eine begeisterte Schilderung Ekhofs giebt F. Nicolai in seiner Reise durch Deutschland und die Schweiz (IV, 578) und in Ifflands Almanach für Theater und Theaterfreunde 1807, 31—49. Vollgültiger dürfte das Urtheil eines Lichtenberg sein, der in seinen Briefen aus England 1775 (Vermischte Schriften 1844, III. 218) Ekhofen dem Einen Garrick an die Seite gesetzt haben will. — Neuerdings brachte „Der Neue Plutarch" von R. Gottschall, Leipzig 1876, 4. Thl. S. 119—238, ein vollständiges Lebensbild Ekhofs von Hermann Uhde. Ein schönes Denkmal setzte ihm Gotter (Gotters Gedichte 1787 I, 342, bei Ekhofs Tode 1778):

Die deutsche Bühne war der Nachbarn Hohn;
Verzerrung galt für Witz, Klopffechten und Gebelle
Für Leidenschaft; da sandt Natur uns ihren Sohn,
Ein Proteus von Gestalt, ein Zauberer im Ton,
Stieß er den Unsinn vom entweihten Thron,
Und setzte Wahrheit an die Stelle.
Wißt: Er schuf euch die Kunst, und adelte den Stand,
Orakel eures Spiels, und Vorbild eurer Sitten.

[2]) Sohn eines dortigen Schiffspredigers. Er studirte nach dem Wunsche seines Vaters Anfangs die Theologie, trat aber 1764 zur Ackermannschen Bühne über.

scheide ihn sogleich von so vielen andern jungen Schauspielern, die nur immer auf der Bühne glänzen wollen, und deren kleine Eitelkeit, sich in lauter galanten, liebenswürdigen Rollen begaffen und bewundern zu lassen, ihr vornehmster, auch wohl öfters ihr einziger Beruf zum Theater sei. Von allen, die sich neben Ekhof gebildet haben, kam Borchers diesem Muster am nächsten, ohne ihn sklavisch nachzuahmen oder dessen Fehler als Vorzüge aufzugreifen. Noch 1775 galt Borchers den Verfassern der Chronologie des deutschen Theaters als „der einzige, der uns den Verlust Ekhofs einigermaaßen ersetzen könnte."

Joh. Michael Böck aus Wien (seit 1762 bei Ackermann), einer der jüngern Schauspieler, hob sich erst später unter Ekhofs Direktion in Gotha, zuletzt in Mannheim, wo er als einer der beliebtesten Darsteller in Charakterrollen glänzte. Lessing bezeigt ihm für seine Leistung als Theophan im Freigeist, welche auch Schröder für seine beste Rolle erklärte, seine ganze Zufriedenheit.[1]) Sonst wollte Schröder ihm zwar Fertigkeit, aber keine innere Geisteskraft zuerkennen. „Und doch hat man ihn den großen Schauspielern beizählen wollen!"[2])

Zu den mittelmäßigen Schauspielern, denen es jedoch in komischen Rollen nicht an Kraft und Leben fehlte, gehörten Hensel und Merschy, welche Lessing in der Rolle des Harlequin und des Bedienten in Marivaux' „Falschen Vertraulichkeiten" beifällig erwähnt, mit dem Zusatze: „Unser Theater hat überhaupt an den Herren Hensel und Merschy ein paar Akteurs, die man zu den Bedientenrollen kaum besser verlangen kann." (St. 18.) Als ihm Schröder (der bekanntlich in Bedientenrollen glänzte und mit diesen seine Laufbahn als Schauspieler eröffnete) nach Jahren darüber einen freundschaftlichen Krieg machte, antwortete ausweichend der Dramaturg: „Wollen Sie auf eine Redensart Gewicht legen, die sich selbst widerspricht? Was kann man sich nicht besser wünschen?"[3]) — Es ist nicht das einzige Mal, daß Schröder Lessings Beurtheilung von Schauspielern zu günstig oder nachsichtig fand, namentlich wenn sie, was bisweilen vorkam, auf seine Empfehlung angenommen wurden. Dies geschah z. B. mit Therese Schulz, welche Lessing als eine der ersten Schauspielerinnen empfohlen hatte, später mit Wilhelm Schuch, als erstem Liebhaber, und Madame Labes, als „der ersten Mutter der deutschen Bühne." Von Schuch will jener das Lob immerhin gelten lassen, das übrigens, „selbst im Munde des Kenners, immer nur die Empfindung des Einzelnen ausdrücke;" aber Mad. Labes konnte keinem gebildeten Auge, außerhalb des Kreises der Frauen niedern Standes, gefallen. Doch Lessing, lautet die nähere Begründung, die im Munde Schröders (woher sein Biograph sie wie so viele Urtheile geschöpft hat) nicht ohne Bedeutung ist, „Lessing hat nie über sich vermocht, einer ganzen Vorstellung seine

[1]) VII, 66. M. 64. H. 119. — [2]) Schröder I, 147. Hier liest man S. 187 eine charakteristische Anekdote. Als Schröder im neuen Jahre 1768 zur Seylerschen Truppe, damals in Hannover, zurückkehrte, fragte er Böck, wie es mit seinen Fortschritten stehe. „O, antwortete dieser, jetzt hab ich's weg. Ich kann beklatscht werden, wenn ich will. Ich darf nur, kurz vor meinem Abgange, etwas leise reden, und dann auf einmal losdonnern, so folgt der Beifall immer." Und Böck sagte die Wahrheit, und ward wirklich häufiger beklatscht als Ekhof, der nie schrie, und den doch Niemand so verblendet war, unter Böck zu setzen. — [3]) Schröder I, 148.

Aufmerksamkeit zu widmen, ging ab und zu, sprach mit Bekannten, oder hing der Gedankengegend nach, und setzte aus Zügen, die sein flüchtiges Gefallen erregt, ein Bild zusammen, das mehr seiner Seele, als der Wirklichkeit gehörte." Ein Schriftsteller wie Devrient, der die Kunst selbst ausgeübt hat, findet sogar diese Bemerkung an der Beschaffenheit von Lessings Urtheilen bestätigt. „Tragen doch," sagt er (II, 176) „die Beurtheilungen der Schauspieler in der Dramaturgie das Gepräge vereinzelter Aperçus. Aber (setzt er hinzu) Lessings Ankläger [1]) hätte erwägen sollen, daß Lessing mit Einem Blicke mehr sah, als Andere bei stundenlanger Aufmerksamkeit, und daß seine Aperçus von einem Vollgehalte waren, der die längsten Abhandlungen überflüssig macht." Wir fügen hinzu, daß, wenn Lessing zuweilen Anfängerinnen ein zu günstiges Zeugniß ertheilte, dies mit seinen, sonst bekannten Grundsätzen öffentlicher Kritik zusammenhing, [2]) und daß er den Schauspielern gegenüber mehr durch Lob und Aufmunterung, als durch Tadel zu wirken glauben mochte. Wem kann es endlich auffallen, wenn die Urtheile des Künstlers und des Kenners, bei so verschiedenen und eigenthümlichen Standpunkten, wenn daher selbst die Schröder und Lessing nicht immer zusammentreffen?

So nennt Lessing Mad. Hensel [3]) „unstreitig eine von den besten Aktricen, welche das deutsche Theater jemals gehabt hat." Als ihren besondern Vorzug rühmt er eine sehr richtige Deklamation, ein gewisses Raffinement, welches entweder von einer sehr glücklichen Empfindung oder von einer sehr richtigen Beurtheilung zeuge. Er stellt sie als fast unnachahmliches Muster für die Ueberwindung einer an sich so undankbaren Rolle, wie die Clorinde, hin. Schröder fand auch dieses Lob im Ganzen viel zu voll. Er fand Mad. Hensel, ihre Zittertöne abgerechnet, trefflich in sanften Rollen. Nur begriff er nicht, wie selbst Lessing ihre Deklamation mit Ekhofs gediegener Wahrheit vergleichen konnte. Von einer solchen Vergleichung kann bei Lessing jedoch nur ganz von fern die Rede sein, denn Ekhof ist nicht einmal genannt. Es findet hier gewiß eine Verwechselung statt; nicht bei Mad. Hensel, sondern bei Mad. Löwen erinnert Lessing an Ekhofs Deklamation, als des einzigen, der ihr zu vergleichen sei: daß jene aber auch durch ihr Spiel eine ausgezeichnete Künstlerin zu nennen war, zeigte sie unter andern in der Rolle von Miß Sara, wobei Lessing gesteht, daß sie ihn durch einen Zug außerordentlich überrascht habe. Er meinte die Bewegung, womit die Schauspielerin im letzten Augenblicke das Zupfen der Sterbenden nachahmte, was Lessing dem letzten Auffackern eines erlöschenden Lichtes verglich und unbeschreiblich schön fand. [4]) Engel beruft sich darauf in seinen Ideen zu einer Mimik, Berlin 1785.

---

[1]) So nämlich drückt Devrient, mit Bezug auf obige Stelle in Schröders Leben, sich aus. — [2]) Antiquarische Briefe. Schriften VIII, 208. M. 194. H. XIII, 2, 223. „Gelinde und schmeichelnd gegen den Anfänger" u. s. w. — [3]) Geborene Sophie Friederike Sparmann, geb. 1738 zu Dresden; geschieden 1772 von ihrem Mann, heirathete sie in Weimar den Director Seyler und starb 1790 in Schleswig. Vgl. Prutz Vorlesungen, 363 u. Pasqué, Goethes Theaterleitung in Weimar, 1863, I, 26 u. II, 365. — [4]) VII, 62. M. 60. H. 115 f. „Wer diese Feinheit in meiner Beschreibung nicht schön findet, der schiebe die Schuld auf meine Beschreibung: aber er sehe sie ein-

Diese Schauspielerin nahm an einem einzigen harmlosen Tadel, welcher durch Lessings Feder zuletzt wieder in ein Lob verwandelt wurde, solchen Anstoß, daß sie darüber schmollte und Lessings unversöhnliche Feindin wurde. Es war in der Rolle der Cenie von der Graffigny. Nachdem er ihr vortreffliches Spiel, „sie mochte sprechen oder nicht sprechen,“ gerühmt hatte, fügt Lessing noch die Worte hinzu: „Ich wüßte nur einen einzigen Fehler; aber es ist ein sehr seltener Fehler, ein sehr beneidenswürdiger Fehler. Die Aktrice ist für die Rolle zu groß. Mich dünkt, einen Riesen zu sehen, der mit dem Gewehre eines Kadets exercirет. Ich möchte nicht alles machen, was ich vortrefflich machen könnte.“ So ehrenvoll diese Beurtheilung war, bemerkt Devrient, so berührte sie doch — wenn auch auf die feinste Weise — die falsche Rollensucht der Hensel. Sie trug auch das Meiste dazu bei, Lessingen die Kritik zu verleiden. Doch hat dies seine Hochachtung vor ihrem Talente niemals vermindert; im Gegentheil hat er diese noch einige Jahre später sehr nachdrücklich an den Tag gelegt. [1])

Es scheint, daß die bekannten Worte, welche Lessing auf Mad. Löwen (in der Rolle der Elisabeth im Essex von Thomas Corneille) anwendet, auf Niemanden mehr als ihre Nebenbuhlerin, die Hensel gemünzt waren. „Ich weiß,“ sagt Lessing (VII, 113. M. 107. H. 162), „einem Künstler, er sei von meinem oder dem andern Geschlecht, nur eine einzige Schmeichelei zu machen; und diese besteht darin, daß ich annehme, er sei von aller eiteln Empfindlichkeit entfernt, die Kunst gehe bei ihm über alles, er höre gern frei und laut über sich urtheilen, und wolle sich lieber auch dann und wann falsch als seltner beurtheilt wissen. Wer diese Schmeichelei nicht versteht, bei dem erkenne ich mich gar bald irre, und er ist es nicht werth, daß wir ihn studiren. Der wahre Virtuose glaubt es nicht einmal, daß wir seine Vollkommenheit einsehen und empfinden, wenn wir auch noch so viel Geschrei davon machen, ehe er nicht merkt, daß wir auch Augen und Gefühl für seine Schwäche haben. Er spottet bei sich über jede uneingeschränkte Bewunderung, und nur das Lob desjenigen kitzelt ihn, von dem er weiß, daß er auch das Herz hat, ihn zu tadeln.“

Mad. Löwen war nach einer neunjährigen Entfernung vom Theater in

mal!“ — Um die Zeit, als Lessing diesen Artikel schrieb, ließ er sich von seinem Bruder in Berlin aus seinen medicinischen Disputationen die eine „Von dem Zupfen der Sterbenden“ schicken (XII, 182. M. 216. H. XX, 1, 254).

[1]) Als Emilia Galotti 1772 in Wien aufgeführt, und die Hensel, „die einzige Person, welche die Orsina würde gut gemacht haben,“ ganz übergangen wurde, schrieb Lessing sehr bitter an den Staatsrath von Gebler (XIII, 659. M. XII, 442. H. XX, 1, 523): „Ich bin kein persönlicher Freund von Madame Henselin; aber ich muß ihr die Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß ich noch keine Actrice gefunden, die das, was sie zu sagen hat, mehr versteht, und es mehr empfinden läßt, daß sie es versteht. Wo man dieser Vollkommenheit, die ich für die höchste eines Schauspielers halte, ein wenig mehr Jugend und Schönheit, ein wenig mehr Anstand, ein wenig mehr von dem elenden Dinge, das man Air der großen Welt nennt, vorziehen kann, da ist man sicherlich in der Empfindung des Wahren noch sehr weit zurück. . . .“ Ebenso spricht Lessing sich einmal über Sonnenfels in Wien, in einem Briefe an Frau König, aus (XII, 285. M. 341. H. XX, 1, 405): — „Was zum Henker nur will denn der Mann mit seinem Anstande überhaupt? Wenn seine Acteurs nichts wie Anstand haben, so können sie noch sehr, sehr elende Acteurs sein.“

der Rolle der Melanide des Nivelle de la Chaussee wieder aufgetreten, und sie erschien (nach Lessings Ausdruck) in allen den Vollkommenheiten wieder, die Kenner und Nichtkenner, mit und ohne Einsicht, ehedem an ihr empfunden und bewundert hatten. Ihre Deklamation giebt ihm zu einer der scharfsinnigsten und feinsten Zergliederungen dieser Kunst Veranlassung, vermittelst einer Vergleichung mit demjenigen, was man in der Musik das Mouvement heißt, worunter nicht der Takt, sondern der Grad der Langsamkeit oder Schnelligkeit, mit welchem der Takt gespielt wird, verstanden ist. „Dieses Mouvement," sagt er, „ist durch das ganze Stück einförmig, . . . und diese Einförmigkeit ist in der Musik nothwendig. . . . Mit der Deklamation hingegen ist es ganz anders. . . . Die Grade dieser Verschiedenheit sind unendlich; sie werden von dem ungelehrtesten Ohre unterschieden, so wie von der ungelehrtesten Zunge beobachtet, wenn die Rede aus einem durchdrungenen Herzen und nicht bloß aus einem fertigen Gedächtnisse fließt. . . . So entsteht jene natürliche Musik, gegen die sich unfehlbar unser Herz eröfnet, weil es empfindet, daß sie aus dem Herzen entspringt, und die Kunst nur in so fern daran Antheil hat, als auch die Kunst zur Natur werden kann." (VII, 37. M. 38. H. 94). In dieser Musik nun findet Lessing Mad. Löwen ganz vortrefflich, und ihr Niemand zu vergleichen, als Ekhof, der aber, indem er die intensiven Accente auf einzelne Worte, worauf sie sich weniger befleißigte, noch hinzufügte, bloß dadurch seiner Deklamation eine höhere Vollkommenheit zu geben im Stande war. Er fügt zwar hinzu, daß er sie noch in keinen Rollen gesehen, in welchen sich das Rührende zum Pathetischen erhebt, und er erwarte sie noch in dem Trauerspiele. Hier nun bleibt in Lessings Beurtheilung eine Lücke, welche Schröder, doch nicht ganz zu ihrem Lobe, ergänzt. Wo er von dem großen und verdienten Beifall spricht, der jeder ihrer Darstellungen gebührte, fügt er noch hinzu, daß im hohen Trauerspiel Sprache und Anstand bei ihr etwas geziert waren und an den allgemeinen Fehler der Schönemannschen Schule erinnerten, von dem nur Ekhof sich rein erhielt.

Mit den so gehaltreichen Bemerkungen über das Spiel der Mad. Löwen und mit jener scharfbetonten Lehre über das Verhältniß der Kritik zu den Schauspielern, deren Wahrheit immer bestehen bleiben wird, hört leider (nach dem 25. St. oder nach den ersten vier Wochen des Schauspiels) dieser Bestandtheil der Hamburgischen Dramaturgie gänzlich auf; Lessing wurde es müde, gegen die Empfindlichkeit dieser Künstlerwelt anzukämpfen.[1]) Nicht glücklicher war Löwen. Er hatte die Vorlesungen, welche er in einer gedruckten Anrede angekündigt, wirklich zu halten angefangen, allein sie wieder geschlossen, weil seine Zuhörer und Zuhörerinnen von ihm nichts lernen wollten. Auch sein Amt als Direktor erschien bald überflüssig. Da Ekhofs Selbst-

---

[1]) Hätte Rötscher dies mehr beachtet, so hätte er nicht in der Vorrede seiner „Kunst der dramatischen Darstellung" (hinter Tieck) von Lessing kurz bemerkt: „Lessing verließ, weil ihn der größere Kampf gegen die Tyrannei der französischen Poesie und Kunstrichterei, wie für die Selbstständigkeit des deutschen Geistes ganz in Anspruch nahm, gleich im Anfang (? nur nach den ersten 25 Stücken) seiner Dramaturgie die Bahn, auch dem Schauspieler Führer zu werden."

gefühl und, wenn wir Schröbern glauben, sein unbezwinglicher Trieb nach Einfluß sich sträubte, den Anweisungen eines Löwen zu folgen, dieser sie ihm auch schwerlich aufdringen wollte, so hielt kein Mitglied der Gesellschaft sich für zu schlecht, dem, welchen Ekhof übersah, seinen Posten zu verleiden. Die Fragen: „Wo komm ich her? wo geh ich hin? wo muß ich stehen? wie muß ich die Stelle sprechen?" und andere noch unbedeutendere oder gesuchtere bestürmten ihn unaufhörlich, bis er seinen Posten niederlegte, zu dem sich Lessing natürlicher Weise nicht berufen fühlte. Es war ein Glück, daß jetzt Ekhof sich an die Stelle setzte. [1])

Mit einer Art bitterer Ironie möchte Lessing am Schlusse der Dramaturgie jene überreizbare Empfindlichkeit des Schauspielers fast entschuldigen: „Wir haben," sagt er, „Schauspieler, aber keine Schauspielkunst. Wenn es vor Alters eine solche Kunst gegeben hat: so haben wir sie nicht mehr; sie ist verloren; sie muß ganz von neuem wieder erfunden werden." Specielle, von Jedermann erkannte, mit Deutlichkeit und Präcision abgefaßte Regeln, nach welchen der Tadel oder das Lob in einem besondern Falle zu bestimmen sei, deren wisse er kaum zwei oder drei. Daher komme es, daß alles Raisonnement über diese Materie immer schwankend und vieldeutig scheine, daß es kein Wunder sei, wenn der Schauspieler, der nichts als eine glückliche Routine hat, sich auf alle Weise dadurch beleidigt findet. „Gelobt wird er sich nie genug, getadelt aber allezeit viel zu viel glauben; ja, öfters wird er gar nicht einmal wissen, ob man ihn tadeln oder loben wollen. . . ." (VII, 451. M. 418 f. H. 473 f.).

An dieses Bekenntniß knüpft später Engel in seinen Ideen zu einer Mimik an, um sich gewissermaßen gegen den Vorwurf der Anmaßung zu sichern, als wenn er der wäre, der diese verlorne Kunst wieder herstellen wollte, und um dem Mißverständnisse zu begegnen, als wenn Lessing eine Theorie der Schauspielkunst für unmöglich erklärt hätte. Er weist auf eine vor kurzem entdeckte, ganz ähnliche Kunst von großem und allgemeinem Interesse hin (Lavaters Physiognomik), und erinnert, daß Lessing selbst vor vielen Jahren (im ersten Stück der Theatralischen Bibliothek 1754) seinen Auszug aus dem „Schauspieler" von Remond von Sainte Albine mit dem deutlichen, wenn auch unerfüllt gebliebenen Versprechen schloß: dem Publikum ein kleines Werk über die körperliche Beredsamkeit vorzulegen. [2]) Wahr bemerkt Engel, daß der, welcher selbst den Vorsatz hatte, eine Mimik zu schreiben, der dazu schon den vollen Entwurf, wenn auch nicht auf dem Blatte, wenigstens im Kopfe gemacht hatte — „denn nichts sah Lessingen weniger ähnlich, als

[1]) Schröder II, 181. Vgl. Devrient II, 171—174, über den Mißgriff, einen „Literaten" wie Löwen über die Schauspieler zu setzen (aber Lessing war auch „ein Literat"). Es beleidigte ihr Standesgefühl — und das war damals noch mächtig — daß ihnen ein Komödiantenmeister (so hieß seit Menschengedenken der aus ihren Standesgenossen hervorgegangene Prinzipal) aufgedrungen wurde, der kein Komödiant war. — [2]) IV, 210. M. 254. H. XI, 1, 331. „Ich hoffe ehestens Gelegenheit zu haben, mich weitläufiger hierüber zu erklären, wenn ich nämlich dem Publico ein kleines Werk über die körperliche Beredsamkeit vorlegen werde, von welchem ich jetzt weiter nichts sagen will, als daß ich mir alle Mühe gegeben habe, die Erlernung derselben eben so sicher als leicht zu machen."

zu versprechen, wo er noch ungewiß war, ob er es halten könnte" — daß der doch nimmermehr an der Möglichkeit einer Mimik gezweifelt haben könne. Ein solcher Entwurf hat sich auch in Lessings Nachlaß gefunden (XI, 16 ff. M. 1, 19 ff. H. 2, 851 ff.) mit dem Titel: „Der Schauspieler: ein Werk, worinne die Grundsätze der ganzen körperlichen Beredsamkeit entwickelt werden," und stammt, nach Karl Lessings Zeugniß, aus des Verfassers Jugend-Periode. Der Grundgedanke, der Lessingen bei diesem Entwurfe leitete, findet sich in der Schlußbetrachtung des vorhin genannten Auszugs deutlich ausgesprochen. Er wollte dem Naturalismus und der Routine entgegen arbeiten, um den Weg zur wahren Natur durch die Kunst zu nehmen:

Kunst und Natur
Sey auf der Bühne Eines nur;
Wenn Kunst sich in Natur verwandelt,
Dann hat Natur mit Kunst gehandelt.

schrieb Lessing einst einem Schauspieler ins Stammbuch (I, 200. M. 239. H. 155).[1])

Das Werk von Sainte Albine, sagt er, sei nichts mehr als eine schöne Metaphysik von der Kunst des Schauspielers. Es setze stillschweigend voraus, „daß die äußerlichen Modificationen des Körpers natürliche Folgen von der inneren Beschaffenheit der Seele sind, die sich von selbst ohne Mühe ergeben... Allein auf dem Theater will man Gesinnungen und Leidenschaften ... nicht nur auf die vollkommene Weise, wie sie ein einzelner Mensch, wenn er sich wirklich in eben denselben Umständen befände, vor sich ausdrücken würde, sondern man will sie auf die allervollkommenste Art ausgedrückt sehen," und dazu sei es nöthig, durch Induction, durch Zusammenfassung der einzelnen Beobachtungen und Erfahrungen, eine allgemeine Art daraus zusammen zu setzen, „die um so viel wahrer scheinen muß, da ein jeder etwas von der seinigen darinnen entdeckt. Kurz, ich glaube (folgert Lessing), der ganze Grundsatz unseres Verfassers ist umzukehren. Ich glaube, wenn der Schauspieler alle äußerliche Kennzeichen und Merkmale, alle Abänderungen des Körpers, von welchen man aus der Erfahrung gelernt hat, daß sie etwas Gewisses ausdrücken, nachzumachen weiß, so wird sich seine Seele durch den Eindruck, der durch die Sinne auf sie geschieht, von selbst in den Stand setzen, der seinen Bewegungen, Stellungen und Tönen gemäß ist. Diese nun auf eine gewisse mechanische Art zu erlernen, auf eine Art aber, die sich auf unwandelbare Regeln gründet, an deren Dasein man durchgängig zweifelt, ist die einzige und wahre Art, die Schauspielkunst zu studiren."

Der Grundsatz, daß die Kunst des Schauspielers von außen nach innen, und nicht umgekehrt von innen nach außen wirken müsse, und der auf jenes, so oft verkannte Grundverhältniß zwischen Kunst und Natur beim Schau-

---

[1]) Dem Schauspieler Gottlieb Friedrich Lorenz in Mannheim 1777, mit dessen Schwester der Schauspielerin Christiane Friederike, bei der Neuberschen Gesellschaft, Lessing schon in Leipzig (1747) befreundet war. Sie heirathete später den Schauspieler Michel Huber in Wien und ist daselbst 1799 gestorben. S. Theophilus Fridericus Lorenz, Theatralischer Zeitvertreib. Eine Wochenschrift. Regensburg, 1779 u. 1780. 24. St. S. 187. — Vgl. oben I, 114.

spieler hinauskommt,[1]) dieser Grundsatz findet sich nun auch in den ersten Stücken der Dramaturgie, mit Rücksicht auf Ekhof, als Muster, ausgesprochen. „Die Empfindung," sagt Lessing, „ist überhaupt immer das streitigste unter den Talenten eines Schauspielers. Sie kann sein, wo man sie nicht erkennt; und man kann sie zu erkennen glauben, wo sie nicht ist." Unter zwei Schauspielern, von denen der eine einen Widerspruch zwischen seiner äußern Bildung und gewissen innern Fähigkeiten, Leidenschaften und Gesinnungen, die wir mit jener zu verbinden gewohnt sind, sehen läßt, und einem andern, welcher mit allen zur Pantomime erforderlichen Gaben von der Natur beglückt, seine Rollen nicht ursprünglich, sondern nach irgend einem guten Vorbilde spielt, welcher von der innigen Empfindung beseelt scheinen wird, während doch alles, was er sagt und thut, nichts als mechanische Nachahmung ist — zwischen diesen beiden also, von denen keiner das wahre Ideal eines Schauspielers darstellt — hält Lessing den letztern, ungeachtet seiner Gleichgültigkeit und Kälte, entschieden für weit brauchbarer auf dem Theater, als jenen. Denn wenn er lange genug nichts als nachgeäfft hat, haben sich endlich eine Menge kleiner Regeln bei ihm gesammelt, nach denen er selbst zu handeln anfängt. „Zufolge dem Gesetze, daß eben die Modificationen der Seele, welche gewisse Veränderungen des Körpers hervorbringen, hinwiederum durch diese körperlichen Veränderungen bewirkt werden" — gelangt er endlich „zu einer Art von Empfindung, kräftig genug, etwas von den nicht freiwilligen Veränderungen des Körpers hervor zu bringen, aus deren Dasein wir fast allein auf das innere Gefühl zuverlässig schließen zu können glauben." Die größten Künstler aller Länder, so wie jede gesunde Theorie, haben die Unzulänglichkeit, ja die Einseitigkeit der bloßen unmittelbaren Empfindung und insofern Lessings Regel im Ganzen nur bekräftigt. Der psychologische Grund von der Wechselwirkung und Harmonie zwischen Körper und Seele in Ausdruck und Gebärde, welcher anfangs parador scheinen könnte, beruht nicht nur auf der Erfahrung in den verschiedenen Gebieten des geistigen Lebens, sondern ist auch einer wissenschaftlichen Begründung fähig. Doch kenne ich keinen, welcher nach Lessing diesen für die Theorie der Kunst so fruchtbaren Grundsatz nach allen Seiten entwickelt und durchgeführt hätte.

Wie weit jedoch Lessing davon entfernt war, die dramatische Kunst als einen bloßen Mechanismus, so wenig als einen bloßen Naturalismus anzusehen, zeigt hinlänglich die Stellung, welche ihr von ihm als „schöner Kunst," im System der schönen Künste überhaupt angewiesen wird. Es ist der Verfasser des Laokoon, welchen wir hier (VII, 26. M. 26. H. 84) hören. Die Kunst des Schauspielers steht ihm zwischen den bildenden Künsten und der Poesie mitten inne. „Als sichtbare Malerei muß zwar die Schönheit ihr höchstes Gesetz sein; doch als transitorische Malerei braucht sie ihren Stellungen jene Ruhe nicht immer zu geben, welche die alten Kunstwerke so imponirend macht. Sie darf sich, sie muß sich das Wilde eines Tempesta, das Freche eines Bernini öfters erlauben; es hat bei ihr alle das Aus-

[1]) Vgl. Rötscher, die Kunst der dramatischen Darstellung. Erster (Allgemeiner) Theil, bes. 18 ff.: „Die Durchdringung der Idealität und Naturwahrheit — das absolute Gesetz der dramat. Darstellung."

drückende, welches ihm eigenthümlich ist, ohne das Beleidigende zu haben, das es in den bildenden Künsten durch den permanenten Stand erhält. Nur muß sie nicht allzulang' darin verweilen; nur muß sie es durch die vorhergehenden Bewegungen allmählig vorbereiten und durch die darauf folgenden wiederum in den allgemeinen Ton des Wohlanständigen auflösen; nur muß sie ihm nie alle die Stärke geben, zu der sie der Dichter in seiner Bearbeitung treiben kann. Denn sie ist zwar eine stumme Poesie, aber die sich unmittelbar unsern Augen verständlich machen will; und jeder Sinn will geschmeichelt sein, wenn er die Begriffe, die man ihm in die Seele zu bringen giebt, unverfälscht überliefern soll."

Diese Worte zeigen, daß Lessing den Idealismus der Kunst, welcher durch seinen Laokoon für immer gewahrt ist, auch in der Schauspielkunst folgerichtig festgehalten hat. Alle die Regeln, welche von ihm an die Beurtheilung des Spiels geknüpft sind, über die Deklamation, wie über die Gebärde und den Ausdruck, zum Theil mit Hinweisung auf Shakespeare [1]) und Hogarth, laufen an jenem Ziele zusammen. Der Standpunkt für die Auffassung und Beurtheilung Lessings auch auf diesem Felde ist hiermit gegeben; zu gleicher Zeit der Maßstab, um ihn von dem Realismus Engels und seiner Schule im achtzehnten Jahrhundert zu unterscheiden. [2])

Man könnte unserer Auffassung vielleicht einen Punkt entgegen halten, welcher dem ideellen Standpunkte zu widerstreiten scheint, und der insofern hierher gehört, als er für das Schauspiel und die Schauspielkunst in Deutschland folgenreich geworden ist, mag er auch zunächst zur innersten Natur der Poesie selbst gehören. Ich meine das Uebergewicht der Prosa, die Verdrängung der Verse und des Reims im deutschen Schauspiel, welche man häufig auf Lessings Rechnung setzt, weil er, außer in Nathan (seiner frühern Lustspiele zu geschweigen), in seiner Minna und Emilia die Prosa dem Verse vorgezogen. Er soll dadurch die Rechte der poetischen Nachahmung verkannt und die baare Kopie der Natur für echte Poesie gehalten haben. Von dem prosaischen Drama wurde nicht nur das Verschwinden des poetischen Ideals, sondern auch der Verfall der edlern Schauspielkunst hergeleitet. So urtheilen noch A. W. Schlegel und Tieck. Es soll hier nicht wiederholt werden, was zu Gunsten der dramatischen Prosa für die Hebung des deutschen Theaters Treffendes vorgebracht worden; und daß Lessing seine Minna und Emilia in der Sprache des realen Lebens auftreten lassen, bedarf auch keiner Rechtfertigung. Aber theoretisch war Lessing weit entfernt, gleich Engel in seiner Mimik, die Versifikation im Drama etwa als undramatisch zu verwerfen; darüber hat er sich in der Dramaturgie unzweideutig ausgesprochen. Ein Franzose des achtzehnten Jahrhunderts, La Motte, war es, welcher in seinem polemischen Eifer gegen die klassische Tragödie seiner Nation, nach der Verwerfung der drei Einheiten, von Tragödien in Prosa zu sprechen anfing. Es hängt dies mit dem allgemeinen und bis in das 17. Jahrhundert zurückreichenden Kampfe der Neuen gegen die Alten zusammen. Diderot und seine Schule sahen in der Prosa eine Rückkehr zur Natur, im Gegensatze

[1]) VII, 24. M. 24. H. 82 f. Die Stelle im Hamlet. — [2]) Vgl. Gervinus V, 547.

zur Unnatur; der Freiheit, im Gegensatz zur Convenienz und Ueberlieferung. Wenn Lessing der Prosa auf dem Theater das Wort redet, so geschieht es hauptsächlich, weil ihn die schalen und wässerichten gereimten Uebersetzungen aus dem Französischen widerten. „Wer wird nicht lieber eine kernichte, wohlklingende Prosa hören wollen (fragen wir mit ihm), als matte, geradebrechte Verse?"[1]) Und so wünscht er dem prosaischen Uebersetzer der Zelmire recht viele Nachfolger, ob er gleich der Meinung des Houdart de la Motte gar nicht ist, daß das Sylbenmaß überhaupt ein kindischer Zwang sei, dem sich der dramatische Dichter am wenigsten Ursache habe zu unterwerfen. Denn hier komme es blos darauf an, unter zwei Uebeln das kleinste zu wählen: entweder Verstand und Nachdruck der Versifikation, oder diese jenen aufzuopfern. „Dem Houdart de la Motte war seine Meinung zu vergeben; er hatte eine Sprache in Gedanken, in der das Metrische der Poesie nur Kitzelung der Ohren ist, und zur Verstärkung des Ausdrucks nichts beitragen kann; in der unsrigen hingegen (fährt Lessing fort) ist es etwas mehr, und wir können der griechischen ungleich näher kommen, die durch den bloßen Rhythmus ihrer Versarten die Leidenschaften, die darin ausgedrückt werden, anzudeuten vermag. Die französischen Verse haben nichts, als den Werth der überstandenen Schwierigkeit für sich, und freilich ist dieses nur ein sehr elender Werth." Engel ist es, welcher in seinem übertriebenen Naturalismus, im zweiten Theil der Mimik es geradezu ausspricht, daß, bei übriger Gleichheit des Verdienstes, ein versificirtes Drama weniger Gedicht sei, als ein prosaisches! An dieser völligen Umkehrung des Verhältnisses ist Niemand weniger Schuld als Lessing, und man sollte nicht immer Engel schlechthin seinen Schüler nennen und Lessingen für die Folgen der mißbrauchten Engelschen Lehre verantwortlich machen, mochte auch ein Schröder und dessen scharfsinniger Biograph auf Engels Seite treten. Lessing hätte nicht der Kenner der Alten, nicht, nächst Klopstock, der wärmste Verehrer der deutschen Muttersprache sein müssen, um die Poesie so herabzusetzen, wie Engel that. Seine zarten Bemerkungen über den ältern Schlegel, dessen „Stumme Schönheit" er unser bestes komisches Original, das in Versen geschrieben ist, nennt, zeigen, wie er dieses Verhältniß für seine Zeitgenossen auffaßte. „Schlegel," sagt er (VII, 59. M. 58. H. 113), „hatte überall eine eben so fließende als zierliche Versifikation, und es war ein Glück für seine Nachfolger, daß er seine größern Komödien nicht auch in Versen schrieb. Er hätte ihnen leicht das Publikum verwöhnen können, und so würden sie nicht allein seine Lehre, sondern auch sein Beispiel wider sich gehabt haben." Dies sagt er mit Rücksicht auf die großen Schwierigkeiten, welche der Vers dem Dichter noch bereite, und ist allerdings der Meinung, daß „das Vergnügen, welches aus diesen überstiegenen Schwierigkeiten entsteht, für die Menge kleiner Schönheiten, die man ihnen aufopfern müsse, nicht schadlos halte." Er vergleicht hier die Deutschen mit Franzosen und Engländern. „Die Franzosen waren ehedem so ekel, daß man ihnen die prosaischen Stücke des Moliere, nach seinem Tode, in Verse bringen mußte; und noch jetzt hören sie ein prosaisches Lustspiel als ein Ding an, das ein jeder von ihnen machen könne. Den

[1]) S. Dramaturgie, das 19. Stück, über die Zelmire des Du Belloy. VII, 86. M. 83. H. 138.

Engländer hingegen würde eine gereimte Komödie aus dem Theater jagen. Nur die Deutschen sind auch hierin, soll ich sagen: billiger oder gleichgültiger? Sie nehmen an, was ihnen der Dichter vorsetzt. Was wäre es auch, wenn sie jetzt schon wählen und ausmustern wollten!" Nirgends also eine unbedingte Ausschließung des Verses im Drama. Lessing vertraut auf eine bessere Zukunft der deutschen Poesie und dramatischen Literatur, wovon die Festigung des Geschmacks bedingt wäre; und auch in dieser Beziehung hat sein Nathan später Epoche gemacht.

Von dem Rhythmus der Worte zur Musik ist nur ein Schritt. Welche Wirkungen Lessing von ihrer Verbindung mit der Poesie, mit besonderer Hinsicht auf das moderne Theater sich versprochen, ist oben, in dem Kapitel über Laokoon, bereits berührt worden. Alles, was zur Vervollkommnung des Theaters im ganzen Umfange dienen konnte, zog Lessing in den Kreis seiner Betrachtung. Die Musik, welche seitdem in eine ganz neue Aera eingetreten ist, hat dennoch jene Verbindung zwischen ihr und der Poesie, welche Lessing hier im Auge hatte, nur selten gepflegt, und Meister wie Beethoven und Felix Mendelssohn stehen in dieser Hinsicht ziemlich einsam.

Zweites Kapitel.

Die Geschichte dieses mit so vielen Versprechungen, so vielen Erwartungen begonnenen sogenannten National- oder akademischen Theaters ist kurz: es ist die Geschichte eines mehr glänzenden als festen, daher bald wankenden und nothwendig einstürzenden Baues. Wer die Schuld davon zu tragen hatte? die Verwaltung oder das Publikum? Beide haben gegenseitig einander den Vorwurf gemacht und zurückgegeben. Der Verwaltung fehlte es schon von vorn herein an Einheit, wovon Lessing den 22. Mai 1767 gegen seinen Bruder ein Wort fallen läßt. „Mit unserm Theater (das im Vertrauen!) gehen eine Menge Dinge vor, die mir nicht anstehn. Es ist Uneinigkeit unter den Entrepreneurs, und Keiner weiß, wer Koch oder Kellner ist." Wir wissen, daß die Verwaltung weder Kosten noch Opfer scheute, um das Publikum heranzuziehen und zu fesseln, so daß sie sich wohl Verschwendung ihrer Mittel vorwerfen lassen mußte;[1]) daß aber das Publikum Hamburgs damals noch weit entfernt war, eine Unternehmung dieser Art zu würdigen und zu unterstützen. „Der Reiz der Neuheit war bald abgeschliffen, Kälte und Untheilnahme trat an die Stelle des anfänglichen warmen oder lauen Interesses eines gemischten und vom Partheigeist beseelten Publikums.[2]) Es bildete sich ein Kreis, der, schon zu der Neuberin Zeiten, nur kleine Häuflein geschmackvoller Kenner und Schauspielfreunde, Gelehrte und Kaufleute, enthielt; dies Kenner- und Liebhaber-Publikum (Kenner galt als Spitznamen) blieb das kleinere, zur Unterstützung des Theaters unzulängliche, und nur von diesem mochte es gelten, was Knigge in seiner „Reise nach Braunschweig" einer seiner Personen in den Mund legt: „Zur Zeit der großen Hamburger Theater-

---

[1]) Siehe die Beilage. — [2]) Hamburgische Theatergeschichte 342.

entreprise hatte das Publikum Sinn für den Genuß des Erhabenen in der Kunst, den es jetzt verloren hat." Dieser Sinn war bei Weitem damals nicht so ausgebreitet, als in den siebziger Jahren, jenem in der Geschichte des Theaters so merkwürdigen Jahrzehnt, von welchem Tieck die wahre Wiedergeburt des deutschen Theaters datirt, das auch in Hamburg unter Schröders Leitung den höchsten Glanz erreichte. Eine solche Blüthe ins Leben zu rufen, erheischte ein harmonisches Zusammentreffen vieler und glücklicher Bedingungen, wie später zwischen 1770—90; der Einzelne konnte es nicht schaffen und erhalten, auch Lessing nicht, und wenn er mehr in den Gang des Theaters eingegriffen hätte, als ihm gestattet oder geheißen war. Es genügt, in dieser Beziehung zu wissen, daß die Auswahl der gegebenen Stücke (das Repertoire) von Lessing gar nicht, sondern ganz allein von Löwen abhing; und wenn der Verfasser der Hamburgischen Theatergeschichte die Auswahl der Stücke „im Ganzen unverwerflich" [1]) genannt hat, so durfte Schröders Biograph auf Stücke, wie die Hausfranzösin, von Mad. Gottsched (Lessing tritt das elende Stück mit Füßen), die Gouvernante, Clauslustig und ihres Gleichen verweisen, welche jenes Lob sehr beschränken; er hätte Löwens eigene mittelmäßige Stücke anführen können, welche in der Dramaturgie zu glücklich durchkommen und Lessingen von seinem Freunde Weiße (in vertraulicher Mittheilung gegen Garve) bittere Bemerkungen zuziehen. Das größere Publikum und diejenigen Klassen, von deren Einsicht und Zustimmung das Gelingen wesentlich abhing, waren indeß höhern Rücksichten der Kunst um nichts zugänglicher; es fehlte an patriotischem Sinn: das Uebrige thaten gewisse Kabalen neidischer und unverständiger Menschen, wodurch, wie Lessing sich ausdrückt, „das Werk nicht allein nicht gefördert, sondern ihm nicht einmal sein natürlicher Lauf gelassen wurde." Es fand sich, daß sich die Kassen der Kaufleute nicht bereitwillig öffneten; es fand sich, daß andere die Sache als Privatsache nahmen, sich und ihren Familienanhang zurückzogen. Es fand sich — Geldmangel. Dieser Mangel zog Uneinigkeit, Unfolgsamkeit und Widersetzlichkeit der Schauspieler nach sich. Um Michaelis war das Kapital der Unternehmer zugesetzt. Schon im September wurde der nahe Fall des Theaters verkündigt. Jetzt nahm die Direktion (im Oktober 1767) ihre Zuflucht zu den äußersten Mitteln. Harlekins Geburt- und Grab-Mahl gewann Zulauf. Am 20. November 1767 machten nach Minna von Barnhelm Luftspringer ihre Künste. Die Gesellschaft konnte in Hamburg nicht länger bestehen und schickte sich im Winter an, fünf Monate in Hannover zuzubringen. Am 4. December schloß die Bühne mit Voltaires Mahomet und dem Ballett: „Der türkische Lustgarten." Mad. Löwen hielt zum Schluß eine Anrede an das „dankbare" Publikum, halb mit Empfindung, halb mit spottenden Mienen und vieler Laune. Welchen Eindruck mußten Verse, wie folgende, auf den Zuhörer, auf einen Lessing machen:

Auch Ihr, nehmt unsern Dank, den nichts vermindern kann,
Für Euren Beifall, — selbst für Euren Tadel an.
Ihr wißt es längst: vom denkenden Parterr
Kann nicht allein das deutsche Schauspiel leben;

[1]) Nicht „unverbesserlich," wie Schröders Biograph I, 184 ihn sagen läßt. — Das Verzeichniß der während Lessings Verbindung mit dem Hamburger Theater dort aufgeführten Stücke, das von 1767 von Lessing selbst, das von 1768 von Löwen, ist jetzt berichtigt zu finden bei H. XIX, 645—657. (M. und B.).

Was seinem Roscius Paris einst gern vergeben,
O, das vergebt auch uns! — Bedenket nur: wie er,
Will von der Kunst auch gern der Deutsche leben; —
Nur leben, und nichts mehr! —

Gegen den Schluß wurden die Zuschauer auf die Wiederkunft der Gesellschaft im Frühjahr vorbereitet. In der letzten Zeit waren gar noch französische Komödianten in Hamburg eingetroffen, welche wegen ihrer Neuheit viel Beifall fanden, und wodurch das deutsche Schauspiel vollends sich selbst überlassen blieb. Darauf beziehen sich die Worte:

Ihr schlagt doch nicht die süße Hoffnung nieder?
Ihr Gönner! ach, in Eurem Blick
Les' ich den Wunsch des deutschen Schauspiels wieder;
Les' ich sein künftiges Geschick.
Ihr Deutschen, noch ein Wort, vergeßt uns Deutsche nicht! —

Die Gesellschaft begab sich nun nach Hannover, wo sie am 28. December auf dem kleinen Schloßtheater ihre Vorstellungen unter Beifall und Zuspruch eröffnete. Im Februar traf auch Schröder, der von Mainz abging, bei der Truppe in Hannover wieder ein.

Lessing, welcher, von allen sonstigen Gründen abgesehen, schon durch seine Buchdruckerei an Hamburg gebunden war, blieb vorläufig in ununterbrochener Verbindung mit den Unternehmern und der Gesellschaft dieses Theaters. [1]) Er hatte den Winter über mit der Ausarbeitung seiner Dramaturgie vollauf zu thun. „Ich muß um mich greifen (schrieb er an Nicolai den 2. Februar 1768), um die Materie zu meiner Dramaturgie so lange zu dehnen, bis die Gesellschaft wieder nach Hamburg kömmt. Sie wissen ja wohl, daß sie jetzt in Hannover ist, wo sie mit vielem Beifalle spielt.“ Lessing hatte sich der Unterbrechung des Theaters mitten im Winter so wenig versehen, daß er noch im September aus allen Kräften an seinem Doctor Faust arbeitete (dies schreibt er an seinen Bruder XII, 185. M. 221. H. XX, 1, 260), um ihn noch diesen Winter in Hamburg spielen zu lassen. Daß der Verfall des Unternehmens ihn schmerzte und verstimmte, ist natürlich; Lessing vermochte es nicht, diese seine Stimmung selbst in dem Schreiben an seinen Vater den 21. December 1767, in welchem er ihm zu seinem Amtsjubiläum Glück wünschte, zu unterdrücken (XII, 185. M. 222. H. XX, 1, 261). „Wenn es möglich wäre, Ihnen zu beschreiben, in was für Verwirrungen, Sorgen und Arbeiten ich seit Jahr und Tag stecke, wie mißvergnügt ich fast immer gewesen, wie erschöpft ich mich oft an Leibes- und Seelenkräften befunden: ich weiß gewiß, Sie würden mir mein zeitheriges Stillschweigen nicht allein verzeihen, sondern es auch für den einzigen Beweis meiner kindlichen Achtung und Liebe halten, den ich Ihnen in dieser Zeit zu geben im Stande gewesen bin. Wenn ich einmal schreibe, ist es mir nicht möglich, anders zu schreiben, als ich eben denke und empfinde. Sie würden die unangenehmsten Briefe zu lesen bekommen haben, und ich würde mit meinen Umständen noch unzufriedener geworden sein, wenn ich mir vorgestellt hätte, wie viel Kummer sie

---

[1]) Unrichtig stellte man sich früher meistens vor, als habe am Schlusse des Jahres 1767 das Unternehmen und Lessings Verbindung damit ein Ende genommen.

meinen Aeltern verursachen müßten. Am besten also, ich ließ sie gar nichts davon wissen, welches aber nicht anders geschehen konnte, als daß ich gar nicht schrieb." — Von der Theaterunternehmung spricht er nur verhüllt, vielleicht weil er bei seinem alten Vater auch jetzt auf keine Zustimmung zu solchen Verbindungen zu rechnen hatte.[1]) „Gewisse Vorschläge lockten mich hierher nach Hamburg, aber auch aus diesen ist wenig geworden, und ich habe mich endlich entschloßen, meine Versorgung und mein Glück von mir selbst abhangen zu lassen." Hier spricht er von der in Gemeinschaft mit Bode angelegten Druckerei. „Wenn das Werk einmal im Gange ist, so hoffe ich für meinen Antheil als ein ehrlicher Mann davon leben zu können; und diese Aussicht ist mir um so viel schmeichelhafter, wenn ich mir vorstelle, daß ich meine beßere Umstände auch meine Geschwister werde können genießen lassen." ... Diese Aussicht lag jedoch in solcher Ferne, daß er noch im Frühjahr 1768 unter den bittersten Empfindungen seinem Vater die erbetene Hilfe von hundert Thalern versagen mußte. Er erliege unter Arbeit und Sorgen, und von diesen letzteren sei es nicht seine geringste, daß er seine Aeltern in so dringender Verlegenheit wissen müsse und nicht im Stande sei, ihnen so geschwind beizustehen, als er wünschte. „Ich bin hier fremder als an einem Orte, wo ich noch gewesen, und kann mich kaum Einem oder Zwei vertrauen, deren Beistand ich bereits mehr als gebraucht habe, und deren Kräfte doch auch nicht weit reichen." ...

Am 10. Februar 1768 mußte Hamon (der Anführer der fremden französischen Oper), weil die Fastenzeit einfiel, schließen.[2]) Es gab jetzt eine Partei im Publikum, die ihn, und wäre es auch mit Aufgabe des deutschen Schauspiels, sagt der Verfasser der Hamburgischen Theatergeschichte, in Hamburg festzustellen suchte. Ein Ungenannter hatte das Herz, unter den obwaltenden Umständen, in einer Flugschrift die Bewohner Hamburgs zur Subscription für die Erhaltung des französischen Schauspiels, wenn auch ohne Erfolg aufzufordern. „Hang zur Abwechselung (bemerkte Schütze) und Liebe zum Fremdartigen charakterisirt den Deutschen, vorzüglich diese, die ihn so unnatürlich kleidet und die er doch so gern zur Schau trägt: in allen Perioden der Hamburgischen Belustigungsgeschichte charakterisirt auch den Hamburger diese Nationalschwäche."

Im Monat Mai kam die deutsche Truppe nach Hamburg zurück, „wo eine Legion Gläubiger ihrer wartete."[3]) Aber ihr blieb nichts anders übrig, da ihr Besuch in Göttingen abgeschlagen ward, und weder Hildesheim, noch Oldenburg, noch Bremen günstigere Aussichten boten. Schröder folgte ihr, und auf dieser Reise war es, wo der Keim einer immer wachsenden Eifersucht zwischen Schröder und Ekhof sich bildete, zu welcher letzterer den jüngeren herausgefordert hatte.[4]) Es kam soweit, daß Ekhof im Juli die Gesellschaft verlassen wollte, wenn „die Schulknaben-Behandlung," die Schröder sich gegen

[1]) Noch bei Lebzeiten des Vaters ist übrigens Minna von Barnhelm (nach dem Oberlausitzischen Magazin des Jahres 1769) bis in seine Nähe, nämlich nach Görlitz, wo nicht gar bis Camenz gedrungen. Die Kaldische Schauspielergesellschaft brachte sie zur Aufführung. (Danzels Papiere). — [2]) Schütze, 365. — [3]) Schröders Leben I, 189. — [4]) Ebend.

ihn herausnahm, nicht aufhörte. Ackermann sprach ein Machtwort, und bald stellte sich das rechte Verhältniß zwischen den beiden großen Künstlern her. Auch zwischen Schröder und Lessing bildete sich ein Verhältniß echter Vertraulichkeit und Hochachtung, wie es zwischen einem solchen Dichter und einem solchen Schauspieler kaum wieder erschien, und wovon die Erinnerung Schrödern bis an das Ende seiner Laufbahn begleitete. Lessing erlebte, wiewohl fern vom Theater, die Triumphe seines Freundes, welcher von 1770—1780 den Gipfel seiner Kunst und seines Wirkens für die deutsche Bühne erstieg. Es giebt kein schöneres, kein beredteres Zeugniß des hohen Werthes, welchen Lessing ihm beilegte, als die Verse, die er in dem letzten Jahre seines Lebens, bei einer Anwesenheit in Hamburg, in Schröders Stammbuch schrieb:[1])

Daß Beyfall dich nicht stolz, nicht Tadel furchtsam mache!
Des Künstlers Schätzung ist nicht jedes Fühlers Sache!
Denn auch den Blinden brennt das Licht,
Und wer dich fühlte, Freund, verstand dich darum nicht.

Gotth. Ephr. Lessing.
Hamburg den 20. October 1780.[2])

Dieser Denkspruch gab eines Tages Schrödern, in Gesellschaft seines Freundes und Biographen Meyer, zu traulichen Herzensergießungen Stoff und Anlaß, welche als Kommentar zu Lessings Worten den Kern desjenigen ausdrücken, was in der Hamburgischen Dramaturgie über das Wesen der Kunst im Spiele gesagt ist.[3])

Am 13. Mai 1768 wurde das deutsche Schauspiel mit der Eugenie, einer weinerlichen Komödie von Beaumarchais[4]) und einem Ballet eröffnet. Die fünfjährige Löwen hielt einen Prolog, worin sie die Hamburger aufs neue ersuchte: patriotisch und deutsch zu sein.[5]) Das vollständige Repertoire von diesem Tage bis zum Schluß und Aufhören der Unternehmung, nämlich bis zum 25. November 1768, wie es sich unter Lessings Breslauer Papieren, unstreitig als Material zu den fernern, zwar entworfenen, aber nicht ausgeführten Bänden seiner Dramaturgie[6]) findet, unterscheidet sich im Ganzen nicht besonders von dem des vorhergehenden Jahres, nur daß dem Ballette, den italienischen Intermezzen und Harlekins-Pantomimen bald von Anfang an mehr Spielraum gegeben war. Das Personal wurde noch gegen das Ende, auf Lessings Empfehlung, durch Brandes und dessen Frau, geb. Koch, Lessings und Ramlers Schülerin, vermehrt.[7]) Sie erweckte bei ihrem ersten

[1]) XIII, 646. M. I, 253. H. I, 156. Schröders Leben I, 337. — [2]) In Schröders Leben a. a. O. steht ein sinnstörender Druckfehler:

Denn auch dem Blinden u. s. w. (Dem Blinden brennt kein Licht.)

[3]) A. a. O. S. 337—479. — [4]) Es fand einen scharfen Beurtheiler (an Löwen) in den Hamburgischen Unterhaltungen VI, 442. — [5]) Hamburgische Unterhaltungen VI, 441:

— Seid die, den deutschen Ruhm zu gründen,
Uns künftig, was Ihr immer waret (!) —
Seid patriotisch; deutsch. —

[6]) Einiges darüber habe ich schon in dem Aufsatze „Lessingiana," Blätter für liter. Unterhaltung 1843, Nr. 248 S. 993 und Nr. 249 S. 997, gesagt. (Guhrauer.) Vgl. oben S. 143, Anm.[1]). (M. und B.) — [7]) Schütze 348.

Auftreten als Zaire am 3. November, und am 4. als junge Indianerin, lebhaften Beifall. Brandes, dessen Stück: Der Schein betrügt, am 30. Mai zum ersten Mal und mit Beifall gegeben wurde, gefiel als Milbach in seinem eigenen Stücke schon weniger.[1]) Minna von Barnhelm ging, vortrefflich besetzt, einigemal über die Bühne. Am 31. Mai wurde das Lustspiel: Der Zweikampf, das bereits 1766 ohne Namen des Verfassers gegeben war, wieder aufgeführt. Der Verfasser war Johann Ludwig Schlosser aus Hamburg, (dessen Vater der Amtsvorgänger des Hauptpredigers an der St. Katharinen-Kirche, Johann Melchior Goeze, war) seit 1766 Prediger in der, Hamburg und Lübeck gemeinschaftlichen, Stadt Bergedorf. Der Verfasser der Hamburgischen Theatergeschichte knüpft an diese Aufführung die in mancher Hinsicht merkwürdige Geschichte des durch Schlossers Lustspiele in Hamburg erregten theologischen Theaterstreits, auf welchen wir am Schlusse dieses Kapitels zurückkommen.

Seit Juni eilte die Unternehmung bereits zur Neige.[2]) Bei jeder Oeffnung des Hauses war die Kasse mit Gläubigern, zuweilen mit sehr lauten, umgeben. Die Schauspieler wurden an gewissen Tagen, nach bestimmten Aufzügen, bezahlt. Löwen legte, wie es am Schlusse seiner Theaternachrichten im Julistück der Unterhaltungen (IV, 86) heißt, „aus dringenden Ursachen" das Direktorium des Theaters nieder. Der Verlust wäre zu ertragen gewesen, wenn er nicht zugleich seine Frau, diese ausgezeichnete Künstlerin, für immer vom Theater entfernt hätte.[3]) Wann Lessings Verbindung mit dem Theater sich aufgelöst hat, finden wir nicht bemerkt. Vermuthlich geschah es gleichzeitig mit Löwen,[4]) vielleicht aber später, weil er den Plan der Hamburgischen Dramaturgie bis zum völligen Schlusse des Theaters ausgedehnt hat. Die Einnahmen waren so schlecht, daß man das Haus oft auf einige Tage zuschloß, so daß eines Tages ein Heer von Hamburgischen Karren- und Everführern, Handwerkern und Mädchen, welche die Liebe zum Pantomimen- und Tanzwesen in das Schauspiel zog, sich an der verschlossenen Thür des Schauspielhauses sammelte, und mit Ungestüm verlangte und pochte, man solle für sie Komödie spielen, „das Trijatrum upsluten."[5]) Endlich, am 25. November, wurde mit Weißes Eduard III. und dem Matrosen-Ballet das Theater geschlossen. So endigte nach zwei Sommern diese berühmte Unternehmung. Die Gesellschaft wanderte wieder nach Hannover. Das Theater war von Ackermann bereits im September in wahrhaft großmüthiger Weise übernommen worden. Die Idee einer festen nationalen Hamburgischen Bühne (sagt Schütze) verschwand in ihr Nichts; man war froh, daß Ackermann Muth und Entschlossenheit hatte, sich noch einmal der bedrängten Kunst in Niedersachsen anzunehmen und für eine unerkenntliche Zeitgenossenschaft eine neue Unternehmung zu wagen. Schröder wurde und

[1]) Schröders Leben I, 194. — [2]) A. a. O. I, 192. — [3]) Er selbst schrieb mit Recht: „Der Verlust, den wir hierdurch zugleich durch Madame Löwen erlitten, wird so leicht nicht zu ersetzen sein." Löwen ging 1768 nach Rostock und nahm die Stelle eines Registrators an, um nur zu leben. Hier starb er am 23. December 1771, im 42sten Jahre seines Alters. — [4]) Löwen schreibt aus Rostock den 29. December 1768: „Auch Herr Lessing hat sich von allen theatralischen Verbindlichkeiten losgemacht." (Briefe an Klotz II, 5). — [5]) Schütze a. a. O.

blieb jetzt die Seele der Unternehmung seines Stiefvaters. Lessingen aber kann es nicht verdacht werden, wenn er, weit ab von dem gehofften Ziele verschlagen, am Schlusse der Dramaturgie sich den bittersten Empfindungen hingiebt. „Wenn das Publikum fragt: was ist denn nun geschehen? und mit einem höhnischen Nichts sich selbst antwortet: so frage ich wiederum, und was hat denn das Publikum gethan, damit etwas geschehen könnte? Auch nichts; ja noch etwas schlimmers, als nichts. Nicht genug, daß es das Werk nicht allein nicht befördert: es hat ihm nicht einmal seinen natürlichen Lauf gelassen. — . . . Der süße Traum, ein Nationaltheater hier in Hamburg zu gründen, ist schon wieder verschwunden: und so viel ich diesen Ort nun habe kennen lernen, dürfte er auch wohl gerade der sein, wo ein solcher Traum am spätesten in Erfüllung gehen wird!"

Mitten in diese Krisis des Theaters zu Hamburg fällt nun der seiner Zeit weithin Aufsehen machende Streit der Geistlichkeit und Theologen, welchem Goethe indessen insofern eine viel zu weit reichende Wirksamkeit beimißt, wenn er sagt,[1]) „er sei es gewesen, welcher die Freunde der Bühne leider nöthigte, diese der höheren Sinnlichkeit eigentlich nur gewidmete Anstalt für eine sittliche auszugeben, zu behaupten: das Theater könne lehren und bessern, also dem Staate und der Gesellschaft unmittelbar nützen, was die Schriftsteller selbst sich gefallen ließen, ohne zu bemerken, daß sie die Gottschedsche Mittelmäßigkeit durchaus fortsetzten und sie, ohne es zu wollen und zu wissen, perpetuirten." Der Streit der Theologen und Geistlichen über die Zulässigkeit des Theaters ist nämlich viel älter; er geht bis auf die Zeit zurück, da das Theater von der Kirche, von welcher es vor der Reformation nicht bloß geduldet, sondern gepflegt war, sich befreite, und jedesmal wurde den Angriffen auf das Schauspiel von seinen Vertheidigern seine Beziehung zur Moral und Sittenbesserung hervorgehoben. Im 17. Jahrhundert, zur Zeit als in Hamburg die Oper gegründet wurde, tadelten die Prediger von der Kanzel herab sowohl das Werk, als die, welche sich daran betheiligten. Der Pastor an der St. Jakobkirche, Anton Reiser, Verfasser der Theatromania,[2]) rief einen Schriftwechsel hervor, dem ähnlich, wie hundert Jahre später Goeze that, und es ist bekannt, daß Leibniz, wie er Molières Lustspiele gegen den Eifer eines Bossuet in einem Epigramm rächte, so die Hamburgische Oper in Schutz nahm, immer aus dem moralisch-religiösen Gesichtspunkte.[3]) Nicht alle Geistlichen übrigens dachten so streng über das Schauspiel.[4]) Hauptsächlich waren es die Pietisten, wie Spener, welche, weil sie keine Adiaphora zuließen, das Schauspiel verdammten, da doch Luther mit seinem großen Sinne Winke

---

[1]) XLIV, 170. Deutsches Theater. H. XXVIII, 706. — [2]) Theatromania, oder die Werke der Finsterniß in den öffentlichen Schauspielen . . . Ratzeburg 1681. 12. — [3]) Leibnizens Deutsche Schriften II, 456. Sein Brief an Marci, Verfasser der Oper Vespasian, vom Jahre 1681. — Leibniz vertheidigt die Oper sowohl wegen ihres moralischen Nutzens, als wegen ihres Ursprungs. — [4]) Der Pastor an der St. Katharinenkirche, Heinrich Elmenhorst, der selbst verschiedene Opern für die Hamburgische Bühne verfaßt hat, trat 1688 mit einer „Dramatologia antiquo-hodierna, d. i. Bericht von den Operspielen u. s. w. Aus Liebe zur Wahrheit geschrieben," auf, ein Buch (sagt Schütze 174), welches außer den Beweisen einer liberalen und toleranten Denkart, auch Beweise von Kenntnissen und Belesenheit enthält.

gegeben hatte, wie der Christ Scherz und Heiterkeit mit wahrer Frömmigkeit wohl vereinigen könne.[1]) Der berühmte schweizerische Theolog Samuel Werenfels im 17. Jahrhundert gab eine Rede zur Vertheidigung der Schauspiele, zunächst zwar auf Schulen, heraus, von welcher Lessing urtheilte, daß alle die Gründe des Verfassers auf das Schauspiel überhaupt anzuwenden wären.[2]) Löwen berichtet von dem ehrwürdigen Mosheim, daß er im Jahre 1749 das Schönemannsche Theater in Göttingen mehr als einmal besucht hat.[3]) Von der andern Seite hatte ein Rousseau, zehn Jahre vor dem Hamburger Theaterstreit, getrieben von seinem demokratisch-moralischen Rigorismus, das Schauspiel mit einer Leidenschaft angegriffen, daß d'Alembert, Marmontel und Andere eine besondere Vertheidigungsschrift gegen ihn, wiederum hauptsächlich aus dem sittlichen Gesichtspunkte, ergehen ließen.[4]) Schlosser war endlich nicht der erste evangelische Geistliche in Deutschland, dessen Namen als Verfassers einer Komödie auf dem Theaterzettel prangte; er hatte an Johann Rist einen löblichen Vorgänger, und durch dessen Namen schützte sich Veltheim fünfzig Jahre früher (1719) gegen die Verdammung des Magdeburgischen Predigers Winkler. Goeze[5]) hätte also Schlossers Fall nicht für unerhört erklären sollen. Wahr ist es, daß seine fanatische Abhandlung über das Theater,[6]) welche von größter Unkenntniß der Sache zeugte, in Bezug auf die Frage, ob ein Geistlicher am Komödienwesen Antheil nehmen könne, die Billigung der theologischen Fakultät in Göttingen erhielt; denn Leß, der Verfasser des Gutachtens, war als Wolfianer ein Gegner der Adiaphora. Später indeß soll Leß seine Meinung geändert haben.[7]) Der Senat der Stadt Hamburg sah sich zuletzt veranlaßt, den Pastor Schlosser gegen Goeze in Schutz zu nehmen, indem er allen weitern Streitschriften durch ein Edikt vom 13. November 1769 ein Ende machte. Der Verfasser der Hamburgischen Theatergeschichte will weder für die eine, noch für die andere Seite unbedingte Partei ergreifen, und von einem höhern Gesichtspunkte aus mit Recht.

---

[1]) Adiaphora. Wissenschaftlich und historisch untersucht von Karl Christ. Erh. Schmid, Leipzig 1809. (Der Verfasser, ein Kantianer, schrieb aus philosophischen Principien gegen die Adiaphora) S. 619. „Der Glaube und die Liebe lassen sich nicht austanzen, so du züchtig und mäßig bist." — „Die jungen Kinder tanzen ja ohne Sünde; werde ein Kind, so schadet dir das Tanzen nicht." — (Stäudlin bemerkt, daß um die Zeiten der Reformation das Theater zuweilen gebraucht wurde, um sie zu empfehlen und das Pabstthum anzugreifen. Geschichte der Vorstellungen von der Sittlichkeit des Schauspiels, Göttingen 1823, 178). — [2]) III, 126. M. 123. H. XI, 1, 137. — [3]) Briefe deutscher Gelehrten an Klotz II, 11. — [4]) Rousseaus Angriff auf das Theater war durch den Artikel Genf in der französischen Encyclopädie hervorgerufen worden. Einen weitläuftigen Auszug dieser Streitschriften enthält Stäudlins Geschichte der Meinungen von der Sittlichkeit des Schauspiels, S. 215—242. Johannes von Müller stellte den Grundsatz des Rousseau der Staatsklugheit der Republik Venedig entgegen, welche „von Alters her ihr Volk zu zerstreuen sorgfältig getrachtet habe." (Werke XV, 201). [5]) Theologische Untersuchung der Sittlichkeit der heutigen Schaubühne. Hamburg 1770. (1769). — [6]) Er benutzte besonders Löwens Grundzüge zur Geschichte des deutschen Theaters. Löwen schwieg, äußerte aber seinen tiefen Unwillen in den Briefen an Klotz. „Kaum glaube ich es," schrieb er den 22. October 1769, „daß er aus frommer Einfalt sein Bündel Holz zu dem theatralischen Inquisitionsgericht herbeigetragen. Daß er unter Molières Stücken den Tartüff für das lehrreichste Stück hält, ist ein Beweis, daß er selbst der ärgste Tartüff ist." — [7]) Ebend. 358.

Ohne die Uebertreibungen der Geistlichen, welche das Schauspiel als eine Schule des Satans verdammten, hätten die Vertheidiger es nicht für eine Tugendschule ausgegeben. Auf das Schauspielwesen in Hamburg blieb der Streit ohne alle Wirkung, außer daß die Hamburgischen Geistlichen, „um dem Vorurtheile keine Nahrung zu geben,“ das Schauspiel nicht mehr besuchten.

Lessing verhielt sich bei diesem unerquicklichen Streite, der ihn als Schauspieldichter, wie als Kritiker nahe genug berührte, gegen das Erwarten seiner Freunde ganz still; sei es, daß er die Anstalt für viel zu befestigt hielt, als daß sie durch den Bannstrahl eines Goeze erschüttert werden könnte, sei es, daß er zu der Zeit (1769) durch die noch frischen Erfahrungen auf lange gegen das Theater abgekühlt war. Gewiß aber wird das Lob, das Goeze ihm als Menschen und Dichter in seiner Streitschrift gegen das Theater gegeben, die Ursache seines Schweigens nicht gewesen sein! [1]) Ueber seine Ansicht kann kein Zweifel herrschen; in dem folgenden Kapitel werden wir darauf zurückgeführt; hier sei so viel bemerkt, daß Lessing, noch ehe der Streit ausbrach, auch versteckte Angriffe auf Priester und Geistlichkeit auf der Bühne offen seinem Tadel unterwarf. In Cronegks Olint und Sophronia, womit das neue Theater eröffnet wurde, kommt der Vers vor:

„Der Himmel kann verzeihn, allein ein Priester nicht!“

Diese und ähnliche Sentenzen nennt Lessing (VII, 12. M. 14. H. 71) gefärbtes Glas für Edelsteine, witzige Antithesen statt gesunden Verstandes. „Wenn Ismenor ein grausamer Priester ist, sind darum alle Priester Ismenors? Man wende nicht ein, daß von Priestern einer falschen Religion die Rede sei. So falsch war noch keine in der Welt, daß ihre Lehrer nothwendig Unmenschen sein müssen. Priester haben in den falschen Religionen, so wie in der wahren, Unheil gestiftet, aber nicht, weil sie Priester, sondern weil sie Bösewichter waren, die, zum Behufe ihrer schlimmen Neigungen, die Vorrechte auch eines jeden andern Standes gemißbraucht hätten.“

„Wenn die Bühne so unbesonnene Urtheile über die Priester überhaupt,

---

[1]) S. J. Geffcken, Der Streit über die Sittlichkeit des Schauspiels im Jahre 1769, in der Zeitschrift des Vereins für Hamburgische Geschichte. 1848. III, 69—71. Von Lessings Lustspielen (heißt es hier) gesteht Goeze, das Werk lobe den Meister. Er nennt ihn einen geschickten und edeldenkenden Mann. Außer Lessing läßt er nur noch Gellert und Weiße gelten. Schlossers Komödien waren sonst, als literarische und poetische Leistungen betrachtet, nach dem Urtheile dieses Berichterstatters, unter der Mittelmäßigkeit und wären, ohne den Umstand, daß ein Prediger der Verfasser war, bald vergessen worden. Schlosser starb im Jahre 1815 zu Bergedorf. Goezes Theologische Untersuchung der Sittlichkeit der heutigen deutschen Schaubühne ging übrigens reißend ab. Man soll, schrieb Karl Lessing seinem Bruder (XIII, 196. H. XX, 2, 316.) in kurzer Zeit an 2000 Stück davon verkauft haben. „Hat er sich darin nicht Deiner erinnert?“ setzt er hinzu. „Die Spötter sagen: entweder Du bekehrtest ihn oder er Dich!“

(Danzel hat sich aus dem Hamburgischen Correspondenten von 1769 Verschiedenes über diesen Streit ausgezogen, darunter die Bemerkung, daß es nicht der Recensent der Schlosserschen Lustspiele in Klotzens Bibliothek war, der Schlosser zuerst genannt hat (wie z. B. Schütze u. A. angeben), sondern daß dies schon das Jahr zuvor von dem Mag. Schmid in seiner Theorie der Dichtkunst geschehen sei).

ertönen läßt, was Wunder, wenn sich auch unter diesen Unbesonnene finden, die sie als die grade Heerstraße zur Hölle ausschreien?" —

Zehn Jahre später kommt Lessing im Feuer seines Krieges gegen Goeze auf jenen Theaterstreit zurück. Goeze hatte gegen ihn den ungereimten Vorwurf einer Theater-Logik fallen lassen. „Die gute Logik," bemerkt ihm Lessing, „ist immer die nehmliche, man mag sie anwenden, worauf man will. Sogar die Art, sie anzuwenden, ist überall die nehmliche. Wer Logik in einer Komödie zeigt, dem würde sie gewiß auch zu einer Predigt nicht entstehen: so wie der, dem sie in einer Predigt mangelt, nimmermehr mit ihrer Hülfe auch eine nur erträgliche Komödie zu Stande bringen würde, und wenn er der unerschöpflichste Spaßvogel unter der Sonne wäre. Glauben Sie, daß Pater Abraham gute Komödien gemacht hätte? Gewiß nicht: denn seine Predigten sind allzu elend. Aber wer zweifelt wohl, daß Molière und Shakespeare[1]) vortreffliche Predigten gemacht und gehalten hätten, wenn sie, anstatt des Theaters, die Kanzel hätten besteigen wollen?" [2])

„Als Sie, Herr Hauptpastor, den guten Schlosser wegen seiner Komödien so erbaulich verfolgten, fiel eine doppelte Frage vor. Die eine: Darf ein Prediger Komödien machen? Hierauf antwortete ich: warum nicht? wenn er kann. Die zweyte: darf ein Komödienschreiber Predigten machen? Und darauf meine Antwort: Warum nicht? wenn er will." [3])

Was darin für den Prediger scheinbar Herabsetzendes liegt, wird durch die Sache selbst vergolten. Die Kanzel und das Theater — dies ist der zu Grunde liegende Sinn — stehen einander nicht so gegenüber, als hier der Eiferer, dort der Spötter glauben machen wollen. In der That nannte Lessing einmal (als er den Nathan dichtete) die Bühne seine Kanzel, die ihm Niemand streitig machen werde. Man hat von Schiller Aehnliches gesagt.

Damit es jedoch der Geschichte dieses Streites nicht an einem komischen Nachspiel fehlte, so begab es sich eines Tages in dem Theater zu Hamburg, daß bei der Aufführung von Minna von Barnhelm ein fremder Officier, den das Stück ungemein anzog, sich zu seinem Nachbar mit der Frage wandte: „Ich möchte den Verfasser kennen lernen, er muß ein großer Mann sein." „Das können Sie leicht," antwortete jener (es war der in Hamburg wohlbekannte Gottschedianer Dreyer, Löwens Gegner) und nannte sehr boshaft (wie es in dem Taschenbuch für die Schaubühne von 1775, 65, heißt) einen Geistlichen, der wegen seiner Streitschriften gegen das Theater bekannt war. Es war keiner anderer als Senior Goeze. Der Officier geht auch wirklich zu ihm, der Geistliche empfängt den Besuch, den er seinem Ruhme zuschreibt, mit vieler Selbstgefälligkeit, bis er endlich erfährt, welchem Umstande er ihn verdankt. Er wird aufgebracht, der Officier auch; Erkundigungen nach der Person, die den Officier hingewiesen, bringen endlich die Sache für beide

---

[1]) Daß Lessing — dürfen wir hinzusetzen! — [2]) X, 175. M. 168 f. H. XVI, 148. Vgl. M. XI, 1, 554. H. XIX, 533. K. Lessing, I, 294. — [3]) Danzel fand in dieser Antithese einen Anklang an folgendes Sinngedicht Logaus:

Durch Bitten herrscht die Frau und durch Befehl der Mann;
Die eine, wenn sie will, der andre, wenn er kann.

Theile ins Reine. Diese ergötzliche Anekdote gab dem Theaterdichter Plümicke in Berlin Stoff zu seinem Lustspiel: Der Senior, ein Nachspiel zu Minna von Barnhelm.[1])

Wie schnell änderten sich doch auch für den Schauspieler die Zeiten! Der Ballettänzer Noverre erhielt 1777 vom Pabste Pius VI. den Christusorden, und beim feierlichen Begräbniß der Mad. Mecour in Berlin 1784 sah man die ganze Geistlichkeit folgen.[2])

Drittes Kapitel.

Die Hamburgische Dramaturgie, die einzig bleibende, herrliche Frucht jener vorübergehenden und doch denkwürdigen Unternehmung, trägt in ihrer literarischen Form nichts destoweniger die Spuren des Verlaufs des mißlungenen Unternehmens an sich. Von Anfang an auf ein periodisches Blatt angelegt, ist die Dramaturgie Lessingen unter der Hand zu einem Buche von zwei Theilen geworden, welches er noch 1768 bandweise fortzusetzen hoffte.[3]) Doch mangelt ihr wieder die Einheit zum Buche. Die Behandlung ist ungleich; die Sprache, größtentheils in dem leichten und ungezwungenen Unterhaltungston, hütet sich nicht immer vor Ausdrücken des gewöhnlichen Umgangs;[4]) das Ganze endlich ein Fragment, welches gerade in der Mitte abbricht. Aeußerlich zwar bildet das Werk scheinbar gerade einen Jahrgang (vom 22. April 1767 bis zum 19. April 1768) und sollte aus hundert Stücken bestehen. Daß Lessing den halb scherzhaften, halb bittern Epilog „Hundert und erstes bis viertes Stück" bezeichnete, geschah nur aus Hohn gegen den Nachdrucker, welcher dem Publikum in Lessings Namen ausdrücklich hundert und vier Stücke versprochen hatte.[5]) Diese hundert Stücke aber beschränken sich auf die ersten 52 Abende (vom 22. April bis zum 28. Juli 1767), so daß das Material zu der andern

[1]) Plümicke, Geschichte des Theaters in Berlin S. 338. Jene Anekdote findet sich bei Kästner (Gesammelte Werke I, 154) in der Erzählung: Prabon und Dreyer ein wenig verschieden. Eigen ist ihm die drollige Auflösung. Als Dreyer den Stock des Offiziers auf seinem Rücken fühlte, sah er sich um: „Ach, Sie sind da gewesen! Sie sind da gewesen! das freut mich!" Vgl. Röpe, Goeze S. 7. 15. — [2]) A. Hagen, Geschichte des Theaters in Preußen, a. a. O. 1852, II, 64. — [3]) Seinem Bruder schrieb Lessing, den 9. Juni 1768, über die Dramaturgie, welche so eben bis Nr. 82 herausgekommen war: „Wenn ich das Werk noch weiter fortsetze, so soll es bandweise, und nicht bogenweise geschehen." Die Veränderung sollte schon früher, um des Nachdrucks willen, geschehen, laut einer Erklärung in der Hamburger Neuen Zeitung vom 21. August 1767, welche später durch eine andere vom 7. December d. J. modificirt wurde, die beide unfehlbar von Lessing herrühren. S. M. VII, 2. Fehlt bei H. — [4]) Z. B. der Rummel einer Tragödie (VII, 224. M. 209. H. 263), ein so abscheulicher Kerl (von Richard III.) VII, 354. M. 331. H. 384. — [5]) VII, 447. M. 415. H. 469. „Zwey und funfzig Wochen, und die Woche zwey Stück, geben zwar allerdings hundert und viere. Aber warum sollte unter allen Tagewerkern dem einzigen wöchentlichen Schriftsteller kein Feyertag zu Statten kommen? Und in dem ganzen Jahre nur viere: ist ja so wenig!"

und größern Hälfte des Zeitraums von Lessings Verbindung mit dem Theater, mithin mindestens die Hälfte der Hamburgischen Dramaturgie, nach dem ursprünglichen Plan und Zweck des Unternehmens, für die Literatur verloren ist. Bei alledem erschien das Ende des Werkes erst zu Ostern 1769, also zwei ganze Jahre nach der Eröffnung des Theaters und der Wochenschrift selbst. Die Ursache dieser Verzögerung und zugleich der Unterbrechung dieses lehrreichen Werkes, welches die Begierde des ganzen Deutschlands erregte und daher den Nachdruck aufmunterte, schiebt Lessing einzig und allein auf letztern, während er dabei den Verdacht des Eigennutzes von sich ablehnte. Das Theater selbst hatte die Unkosten dazu hergegeben, „in der Hoffnung, aus dem Verkaufe wenigstens einen ansehnlichen Theil derselben wieder zu erhalten.“ Er verliere also nichts dabei, daß diese Hoffnung fehlgeschlagen. „Auch bin ich gar nicht ungehalten darüber, daß ich den zur Fortsetzung gesammelten Stoff nicht weiter an den Mann bringen kann.[1]) Ich ziehe meine Hand von diesem Pfluge eben so gern wieder ab, als ich sie anlegte.“ Mit einem Seitenblick auf Klotz und Consorten bemerkt er, es werde sich unter ihnen leicht Einer finden, der das Tageregister einer mißlungenen Unternehmung bis zu Ende führe und ihm zeige, was für einen „periodischen Nutzen“ er einem solchen „periodischen Blatte“ hätte ertheilen können und sollen. „Denn ich will und kann es nicht bergen,“ fährt er fort, „daß diese letzten Bogen fast ein Jahr später niedergeschrieben worden, als ihr Datum besagt. . . .“ Hier wirft er auf den „süßen Traum, ein Nationaltheater in Hamburg zu gründen“, einen Blick zurück und sagt von der damit zusammenhängenden, durch den Nachdruck ins Stocken gerathenen Dramaturgie: — „Ich möchte überhaupt nicht gern das Ansehen haben, als ob ich es für ein großes Unglück hielte, daß Bemühungen vereitelt worden, an welchen ich Antheil genommen. Sie können von keiner besondern Wichtigkeit sein, eben weil ich Antheil daran genommen. . . . Die Welt verliert nichts, daß ich anstatt fünf und sechs Bände Dramaturgie, nur zwei an das Licht bringen kann. . . .“

Es bieten sich noch andere Gründe dar, um die Verzögerung und das Abbrechen der Dramaturgie zu erklären. Wir können sie hier erst nur andeuten. Die antiquarischen Briefe und Untersuchungen wider Klotz zogen damals Lessingen von der Beschäftigung mit dem Theater ab und trugen unstreitig dazu bei, daß er aus dem ursprünglichen Tone einer populären Wochenschrift unwillkürlich in den trocknern Ton rein gelehrter Abhandlung und bloßer Excurse fiel, bei denen er sich, unbekümmert um den Beifall seiner meisten Leser, gehen ließ.[2]) Gewisse Stücke hatten für ihn nur noch den Werth des bloßen Vehikels, an denen er seine Betrachtungen über das Wesen des Drama entwickelte. Er ist sich dessen wohl bewußt und spottet fast (St. 50) seiner Leser, welche statt allerlei „artiger Sächelchen, die sie erwarteten, lange,

[1]) S. S. 160 Anmerk. 5. Die Dramaturgie sollte, dem ursprünglichen Plane nach, noch den ganzen Sommer und Herbst dieses Jahres bis zum Aufhören der Seylerschen Unternehmung in sich fassen. — [2]) „Ich muß meine Dramaturgie noch fertig machen (schrieb er an Nicolai den 28. Sept. 1768. XII, 204. M. 241. H. XX, 1, 286) und ich denke, man wird es dem Ende anmerken, daß ich es, den Kopf schon voller antiquarischen Grillen, geschrieben. Aus dieser Ursache wünschte ich auch lieber an dem zweyten Theile der antiquarischen Briefe arbeiten zu können, als hieran.“

ernsthafte, trockene Kritiken über alte bekannte Stücke; schwerfällige Untersuchungen über das, was in einer Tragödie sein sollte und nicht sein sollte, bekommen; mitunter wohl gar Erklärungen des Aristoteles. Und das sollen sie lesen? Wie gesagt, ich betauere sie; sie sind gewaltig angeführt!. — Doch im Vertrauen: besser, daß sie es sind, als ich. Und ich würde es sehr sein, wenn ich mir ihre Erwartungen zum Gesetze machen müßte. Nicht, daß ihre Erwartungen sehr schwer zu erfüllen wären; wirklich nicht; ich würde sie vielmehr sehr bequem finden, wenn sie sich mit meinen Absichten nur besser vertragen wollten. . . .“

Welcher Natur diese Absichten waren, sagt die Dramaturgie auf jedem Blatte; wenn auch diese Absichten in einer von dem ursprünglichen Plane abführenden Wendung gegründet waren, und damit zu einer neuen Gattung der Kritik den Grund legten. Lessing konnte wohl am Schlusse mit Selbstbewußtsein auf seine Leistung zurückblicken. [1]) Er hatte in dieser Art dramatischer Kritik in der ganzen frühern Literatur kein Vorbild; er stellte erst ein solches auf. Zwar war er geneigt, den Aristoteles wegen seiner Didaskalien für seinen Vorgänger zu halten; wenn nur die Meinung, welche er sich von dieser verlorenen Schrift des Philosophen gebildet hat, mit den uns erhaltenen Fragmenten, Nachbildungen und sonstigen Nachrichten in Einklang zu bringen wäre. [2]) Auch umging er, um Mißverständnissen vorzubeugen, diesen Namen und zog die modernere Bezeichnung vor, welche der Grieche Lione Alacci (Leo Allatius) zu Anfang des siebzehnten Jahrhunderts eingeführt hatte, wiewohl dessen italienische Dramaturgia nur ein alphabetisches Verzeichniß aller bis auf seine Zeit erschienenen dramatischen Stücke enthält. [3]) Doch in Lessings eigener schriftstellerischen Laufbahn läßt sich am ersten das Werk auffinden, mit welchem seine Dramaturgie unverkennbare Verwandtschaft in Geist und in Behandlung zeigt: ich meine die Litteratur-Briefe, welche hier nur an Gediegenheit, Kraft und Philosophie übertroffen sind, an Frische und Munterkeit jedoch kaum mehr erreicht werden. Er selbst fühlte es. „Ich muß sehen, ob ich nicht noch ein Litteraturbriefchen machen kann (schrieb er Nicolai den 2. Februar 1768 bei Gelegenheit der Klotzschen Umtriebe). Oder meynen Sie, daß meine Dramaturgie noch so ziemlich nach diesen Briefen schmeckt?“ — Ramler hatte „den Einfall, die Stücke von Lessings Dramaturgie für so viel Briefe an seine Freunde gelten zu lassen.“ Lessing gestand ihm gern, daß e r bei dem größten Theile derselben seinen Gedanken am meisten gegenwärtig, die meisten also an ihn gerichtet waren. (XII, 213. M. 251. H. XX, 1, 297).

Wenn indeß zu Lessings Dramaturgie, ihren tieferen Absichten nach,

---

[1]) „Was sonst diese Blätter werden sollten, darüber habe ich mich in der Ankündigung erkläret; was sie wirklich geworden, das werden meine Leser wissen. Nicht völlig das, wozu ich sie zu machen versprach: etwas anderes; aber doch, denk ich, nichts schlechteres“ (VII, 451. M. 418. H. 473). — [2]) Siehe den Artikel: *Διδασκαλία, διδασκαλίαι* in Paulis Encyklopädie der Philologie. — [3]) Alacci aus Chios, geb. 1586, gest. 1669, 83 Jahre alt, als Bibliothekar des Vaticans; derselbe, der im Auftrage Gregors XV. 1622 die dem Papste vom Kurfürsten von Bayern geschenkte Heidelberger Bibliothek holen kam. Seine Dramaturgia erschien zuerst in Rom 1666 und 1755 in einer neuen und bis zu diesem Jahre fortgesetzten Ausgabe. (Biog. Univ. Nouv. Ed. 1843).

und gewissermaaßen auch in der Form, unter seinen vorangehenden Schriften eine Parallele gesucht wird, so bietet sich uns ungesucht und von selbst der Laokoon dar. Wie hier die Gesetze der bildenden Künste und der Poesie, zunächst jedoch der epischen, so sind in der Dramaturgie die Gesetze der dramatischen Poesie, vorzüglich der Tragödie, Gegenstand der Untersuchung. Wie schon im Laokoon der Uebergang zum Drama gegeben ist, hat sich aus den frühern Betrachtungen erwiesen. So wenig aber im Laokoon ein Schulbegriff zu Grunde liegt, aus welchem die Gesetze und Begriffe systematisch abgeleitet werden, indem die Betrachtung von einem einzelnen Kunstwerke ausgeht und verschiedene Wege einschlägt, um zu allgemeinen Ergebnissen zu gelangen, so sollte auch die Dramaturgie nichts weniger als ein Lehrbuch oder ein dramatisches System werden, sondern einige hervorgehobene, nicht immer die besten Stücke, müssen als Anknüpfung dienen, um die wichtigsten, streitigen oder dunklen Fragen zu beleuchten, ohne die Frage überall abschließen zu wollen. Er will, sagt er einmal, daß die Leser sich erinnern, daß diese Blätter nichts weniger als ein dramatisches System enthalten sollen. Er sei also nicht verpflichtet, alle die Schwierigkeiten aufzulösen, die er mache. „Meine Gedanken mögen immer sich weniger zu verbinden, ja wohl gar sich zu widersprechen scheinen: wenn es denn nur Gedanken sind, bei welchen sie (die Leser) Stoff finden, selbst zu denken. Hier will ich nichts als fermenta cognitionis ausstreuen.“ (VII, 425. M. 395. H. 449).

Aber nun den Unterschied zwischen dem Gange der Kritik in den beiden Werken. Im Laokoon bestand die Aufgabe wesentlich darin, das Gesetz der bildenden Künste, zunächst im Gegensatze der Poesie, durch Spekulation, durch Abstraktion, hauptsächlich von Homer und den Kunstwerken der Alten, aufzufinden: dies ist die Aufgabe des Dramaturgen nicht; der dramatische Codex ist nicht mehr zu suchen, er ist vorhanden und braucht nur richtig verstanden und sowohl kritisch, als thätig angewandt zu werden: es ist die Poetik des Aristoteles. Dieses Buch oder Fragment eines Buches bildet so gewissermaaßen den Mittelpunkt der Hamburgischen Dramaturgie,[1]) insofern Aristoteles seine Theorie wesentlich durch Abstraktion der Tragödie seiner Landsleute gefunden hat: die Alten also bilden zuletzt die breite und unerschütterliche Grundlage, auf denen Lessing sowohl im Laokoon, als in der Dramaturgie ruhet. Nichts kann einem Geiste, wie Lessing, ferner stehen, als das Aufgeben des eigenen Denkens an die Herrschaft einer noch so großen geistigen

[1]) Hiermit ist auch der Gang für eine wissenschaftliche Analyse der Dramaturgie vorgezeichnet. Die gewöhnliche Auffassung, wonach die Vernichtung des französischen Einflusses auf das deutsche Theater Hauptzweck Lessings war, trifft nur die zeitliche und in gewisser Hinsicht vorübergehende Anwendung der dramaturgischen Theorie oder Grundsätze bei Lessing. — Schon Gottsched hatte eine Uebersetzung von Aristoteles' Poetik mit eigenen Anmerkungen versprochen: in dem ersten Bande der deutschen Schaubühne, der aber nie erschienen ist. Darauf erschien: Aristoteles Dichtkunst. Mit Anmerkungen und besondern Abhandlungen, übersetzt von M. C. Curtius, Hannover, 1753, welchen Lessing, auch wo er ihn bestreitet, mit vieler Achtung behandelt. Curtius machte seine Arbeit nicht bekannt, ohne vorher bei Gottsched nachgefragt und ihm das Manuscript und den Plan zu den beizugebenden Anmerkungen vorgelegt zu haben. (Danzel, Gottsched und seine Zeit. 145—146).

Auctorität; und es steht fest, so oft er den Aristoteles vertritt, vertritt er zugleich die Ergebnisse des eigenen Nachdenkens; wie scharf scheidet er den Mann von der Sache! „Mit dem Ansehen des Aristoteles wollte ich bald fertig werden; wenn ich es nur auch mit seinen Gründen zu werden wüßte!" — Mit seinen eigenen dramatischen Arbeiten will er sich nur das Recht erworben haben, „mitzusprechen." Es geschieht gegen den Schluß der Dramaturgie, wo er sich über seinen Beruf zur dramatischen Kritik mit einer Selbstverläugnung ohne gleichen ausspricht. „Seines Fleißes darf sich Jedermann rühmen: ich glaube die dramatische Dichtkunst studirt zu haben; sie mehr studirt zu haben, als zwanzig, die sie ausüben. Auch habe ich sie so weit ausgeübt, als es nöthig ist, um mitsprechen zu dürfen: denn ich weiß wohl, so wie der Mahler sich von Niemanden gern tadeln läßt, der den Pinsel ganz und gar nicht zu führen weiß, so auch der Dichter. . . ."

„Aber man kann studiren, und sich tief in den Irrthum hinein studiren. Was mich also versichert, daß mir dergleichen nicht begegnet sei, daß ich das Wesen der dramatischen Dichtkunst nicht verkenne, ist dieses, daß ich es vollkommen so erkenne, wie es Aristoteles aus den unzähligen Meisterstücken der griechischen Bühne abstrahiret hat. Ich habe von dem Entstehen, von der Grundlage der Dichtkunst dieses Philosophen, meine eigene Gedanken, die ich hier ohne Weitläufigkeit nicht äußern könnte. Indeß steh ich nicht an, zu bekennen, (und sollte ich in diesen erleuchteten Zeiten auch darüber ausgelacht werden!) daß ich sie für ein eben so unfehlbares Werk halte, als die Elemente des Euklides nur immer sind. Ihre Grundsätze sind eben so wahr und gewiß, nur freilich nicht so faßlich, und daher mehr der Chicane ausgesetzt, als alles, was diese enthalten. Besonders getraue ich mir von der Tragödie, als über die uns die Zeit so ziemlich alles daraus gönnen wollen, unwidersprechlich zu beweisen, daß sie sich von der Richtschnur des Aristoteles keinen Schritt entfernen kann, ohne sich eben so weit von ihrer Vollkommenheit zu entfernen." [1])

Zu Folge dieser Erkenntniß bescheidet sich Lessing meistens und gerade in den Glanzpunkten seiner Kritik der Ausleger des Aristoteles zu sein, und dadurch giebt er, je weiter er vorbringt, dem Werke jenen strengen, gelehrten, philologischen Charakter, der es dem Gesichtskreise ungelehrter Leser bisweilen entrückt. Man kann es bei alledem wieder nur bedauern, daß Lessing es nur bei einigen der, zwar glücklich herausgegriffenen, Hauptpunkte bewenden ließ, und daß er namentlich es sich geschenkt hat, uns seine „eigene Gedanken" von dem Entstehen und von der Grundlage der Poetik des Aristoteles mitzutheilen. Die Meinung der Gelehrten über diese Fragen sind bis auf diesen

[1]) Egger (Essai sur l'histoire de la critique chez les Grecs, suivi de la poétique d'Aristote, Paris 1849) führt S. 179 eine ganz ähnliche Stelle aus der (von Pierre Leroux) herausgegebenen Encyclopédie nouvelle (célèbre pour la hardiesse d'opinions de ses auteurs), art. Tragédie an (von Charton): On peut dire que jusqu'ici les principes metaphysiques, sur lesquels repose la théorie d'Aristote, n'ont pas été critiqués serieusement: la plupart sont fondés sur une observation juste et complète en elle-même de facultés immuables dans l'homme; celui qui parviendroit à les ébranler, irait assurément plus loin qu' à reformer l'art.

Tag so widerstreitend, es ist so wenig Aussicht vorhanden, ohne neu entdeckte Quellen und Mittel einen allseitig befriedigenden Abschluß herbeizuführen, daß die Entscheidung oder vielmehr das Gutachten eines Lessing (denn Niemand vermaß sich weniger als er, in solchen Dingen zu entscheiden) noch immer als Abwehr gegen gewisse Irrwege wirken würde.[1]) So viel ist gewiß: an der durchgängigen Aechtheit und Integrität der Poetik zweifelt er nicht,[2]) weder im Ganzen, noch im Einzelnen, und wo die Texte vielleicht unüberwindliche Schwierigkeiten und schwer zu lösende Widersprüche darbieten, greift Lessing zu allen Mitteln seines Scharfsinns, bevor er auch nur den Schein eines Widerspruchs auf seinen Aristoteles fallen läßt. „Eines offenbaren Widerspruchs macht sich ein Aristoteles nicht leicht schuldig. Wo ich dergleichen bei so einem Manne zu finden glaube, setze ich das größere Mißtrauen lieber in meinen, als in seinen Verstand.“ Wer sollte diese Regel nicht zu der seinigen machen? Alles kommt jedoch darauf hinaus, wie weit wir überall den ächten Text des Aristoteles haben. Wichtiger und folgenreicher ist das Gesetz, welches Lessing für ein richtiges Verständniß seines Meisters in der Dramaturgie aufstellt, wenn er sagt: „Aristoteles will überall aus sich selbst erklärt werden.“ Wer einen neuern Kommentar über seine Dichtkunst liefern wolle, welcher den Dacierschen weit hinter sich läßt, dem räth er vor allen Dingen die Werke des Philosophen vom Anfang bis zum Ende zu lesen. „Er wird Aufschlüsse für die Dichtkunst finden, wo er sich deren am wenigsten vermuthet, besonders muß er die Bücher der Rhetorik und Moral studiren.“ Dies ist der Weg, welcher bei Lessing und auch nach ihm seine Früchte getragen hat. —

Weißes Tragödie: Richard der dritte; Corneilles Rodogune, die Merope von Maffei und von Voltaire — Diderots Hausvater — bei diesen Stücken hauptsächlich faßt Lessing die großen Fragen, welche ihn bei der Untersuchung über Natur und Zweck des Drama und vor Allem der Tragödie nach Aristoteles beschäftigen, am vollständigsten zusammen.

Weißes Richard der dritte,[3]) und zwar der Charakter des Richard, giebt Lessing Veranlassung, in die berühmte und so schwierige Definition der Tragödie bei Aristoteles (Kap. 6) einzudringen, in welcher fast jedes Wort eine

---

[1]) Eine Uebersicht der neuern Ansichten bis 1842 giebt Biese: Die Philosophie des Aristoteles II, 661—662, in der Anmerkung. Später erschien: Lehren der Alten über die Dichtkunst durch Zusammenstellung mit denen der besten Neuern, erklärt von J. A. Hartung. Hamburg und Gotha 1845. Unter den Alten bildet Aristoteles, der hier in einer neuen Redaktion gebracht, übersetzt und commentirt wird, den eigentlichen Mittelpunkt; von den Neuern werden Lessing, Goethe, Schiller und W. v. Humboldt zur Vergleichung herangezogen. Während aber Hartung in des Aristoteles Poetik nur „lauter Fragmente und Excerpte sieht, welche noch dazu zum Theil sehr bunt unter einander geworfen sind,“ und er sich eine willkührliche neue Anordnung derselben gestattet, so streitet E. Egger für ihre Integrität. Vgl. Lessing-Aristoteles' Verhältniß zu Shakspere. Von Karl Seydel, in Gosches „Archiv für Literaturgeschichte“ II, 74 ff. — [2]) In der Hinsicht hat Lessing an Schiller einen Nachfolger gehabt. Goethe bezieht sich 1824 (Briefwechsel mit Knebel II, 353) auf einen Brief Schillers, worin derselbe die Integrität, Einheit und Vollendung der Aristotelischen Poetik auf gleiche Weise ausspricht, wie Göttling die der Politik. Vgl. Schillers lehrreichen Brief an Goethe, Nr. 311. der 3. Aufl. — [3]) „Eines der berühmtesten Tyrannenstücke, welches alle Theater aufführen,“ liest man noch in der Chronologie des deutschen Theaters von 1775. 205.

ganze Gedankenreihe enthält. Ueber dieses Thema hatte Lessing bereits vor länger als zehn Jahren in seinem Briefwechsel mit Mendelssohn sich ausgelassen[1]); hier bringt er ohne Vergleich tiefer in den Gegenstand ein. „Die Tragödie," sagt Aristoteles im Wesentlichen, „ist die Nachahmung einer Handlung, — die nicht vermittelst der Erzählung, sondern vermittelst des Mitleids und der Furcht (nicht: Schrecken, wie im Allgemeinen falsch übersetzt wurde), die Reinigung dieser und dergleichen Leidenschaften bewirket."[2]) Diese wenigen Worte bilden den Text zu den reichhaltigsten Betrachtungen über die Natur und den Zweck der Tragödie. „Ihrem Geschlechte nach, so ist sie die Nachahmung einer Handlung; wie die Epopöe und die Komödie; ihrer Gattung aber nach, die Nachahmung einer mitleidswürdigen Handlung." Aus diesen beiden Begriffen lassen sich nach Lessing vollkommen alle ihre Regeln herleiten, und sogar ihre dramatische Form ist daraus zu bestimmen (VII, 346. M. 323. H. 376). Dieses Letztere wird mit dem Scharfsinn, wie er dem Verfasser des Laokoon gegeben war, in der Definition des Aristoteles gleichsam erst entdeckt und bewiesen. Die Kunstrichter vor ihm nahmen die dramatische Form der Tragödie als etwas Hergebrachtes an, das nun so ist, weil es einmal so ist, und das man so läßt, weil man es gut findet. Der einzige Aristoteles hat die Ursache ergründet, nur daß er sich bei seiner Erklärung der Kürze wegen einen Sprung erlaubt, und jene mehr vorausgesetzt, als deutlich angegeben hat. Mitleid und Furcht sind die Mittel, welche die Tragödie braucht, um ihre Absicht zu erreichen. Aristoteles bemerkte, daß das Mitleid nothwendig ein vorhandenes Uebel erfordere; daß wir längst vergangene oder fern in der Zukunft bevorstehende Uebel entweder gar nicht, oder doch bei weitem nicht so stark bemitleiden können, als ein anwesendes; daß es folglich nothwendig sei, die Handlung, durch welche wir Mitleid erregen wollen, nicht als vergangen, das ist, nicht in der erzählenden Form, sondern als gegenwärtig, das ist, in der dramatischen Form nachzuahmen. Aristoteles hat in seiner Erklärung statt der Form der Sache die Sache gleich selbst gesetzt, weil diese Sache nur dieser einzigen Form fähig ist." Der Gedanke, die Form aus dem Wesen selbst zu erklären, ist echt philosophisch; indem Lessing diese Erklärung zu der seinigen macht, ergänzt er gewissermaßen seine eigene Definition von der dramatischen Poesie, auf der Grundlage des Laokoon, wonach auch ihm, ganz wie dem Aristoteles, die dramatische Poesie

---

[1]) S. I, 351 ff. — [2]) F. v. Raumer giebt in seiner Abhandlung: „Ueber die Poetik des Aristoteles und sein Verhältniß zu den neuern Dramatikern. Berlin 1829. VI. Absch. 13—21, „Von der Definition des Trauerspiels," außer der Verschiedenheit der Lesarten und der Interpunktion, wonach auch die Uebersetzungen auf eine interessante Weise sich verändern, nicht weniger als 21 solcher Uebersetzungen seit dem 16. Jahrhundert und aus allen Nationen, bis herab auf Goethe; übergeht aber sonderbarerweise Lessings Uebersetzung, die hier Epoche gemacht hat, und von dem er das Motto zu seiner Abhandlung entlehnt. Die im Texte nach Lessings Worten gegebene Definition faßt nur den Nerv derselben, insoweit sie gegen Curtius' Uebersetzung und Kommentar gerichtet ist. Diese lautet: „Das Trauerspiel ist nämlich die Nachahmung einer ernsthaften, vollständigen und eine Größe habenden Handlung, durch einen mit fremdem Schmucke versehenen Ausdruck, dessen sämmtliche Theile aber besonders wirken, welche ferner nicht durch die Erzählung des Dichters, sondern durch Vorstellung der Handlung selbst uns, vermittelst des Schreckens und des Mitleidens, von den Fehlern der vorgestellten Leidenschaften reinigt."

die höchste ist. Das Einzige, was sich gegen jene Auffassung des Aristoteles im Sinne Lessings einwenden ließe, ist, daß sie zu eng ist; sie paßt nur auf die Tragödie, und nicht die übrigen Arten des Drama; es bedürfte daher noch einer allgemeinern Formel, vermöge deren die Form der dramatischen Poesie überhaupt aus ihrem allgemeinen Wesen abgeleitet würde, dergleichen allerdings Lessings eigne, oben angeführte Ableitung bot. Wenn sich indeß finden wird, daß Lessing, wie Aristoteles, das Höchste, die Idee der dramatischen Poesie in der Tragödie verwirklicht sah, so erklärt es sich auch, daß er an dieser Stelle von der Komödie ganz abstrahirt.

Was nun aber das Wesen der Tragödie nach Aristoteles anlangt, welches ganz mit ihrer sittlichen Wirkung auf den Zuschauer zusammenfällt, so bot sich hier Lessingen von selbst der Anlaß, vermittelst der Auslegung der schwierigsten und anziehendsten Stelle in der Poetik, sowohl die damalige französische Tragödie als die Theorie der Franzosen, bis dahin die alleinherrschende, in ihrem Grunde zu erschüttern, und auf die großen Muster der Griechen, unter den Neuen aber auf Shakespeare zurückzuweisen.

„Die Tragödie also, schreibt Aristoteles, ist die Nachahmung einer Handlung, welche, vermittelst des Mitleids und der Furcht, die Reinigung dieser und dergleichen Leidenschaften bewirkt.“ So übersetzt Lessing, und in dieser Uebersetzung ist die Erklärung dieses räthselhaften Satzes, welcher seit dem Wiederaufleben der alten Literatur bis auf diesen Tag Dichter und Ausleger in dem verschiedenartigsten Sinne beschäftiget, schon enthalten. Die der richtigen Auslegung am meisten hemmend entgegenstehende Ansicht, welche Lessing vorfand, und die sich der Zurückführung der echten Tragödie immer entgegenstellte, war die des Corneille. Corneille vereinigte zwar das Dichter-Genie mit dem Geschäft des Auslegers und Kritikers; allein es war ihm dabei weniger um Aristoteles (zu dessen tieferem Verständniß es ihm ohnehin an der wissenschaftlich gelehrten Grundlage fehlte), als an der Rechtfertigung seiner eigenen Stücke und eines gewissen, ihnen zu Grunde liegenden dramatischen Systems gelegen, dessen Grundsätze ihm sogar von den Anhängern der regelmäßigen Tragödie in Frankreich überliefert waren.[1]) Das Ansehen des Corneille wirkte bis zu Lessings Zeit und war als eine Schranke aufgerichtet gegen die einfache Größe und Erhabenheit der Griechen, gegen die großartige Kunst und Natur eines Shakespeare, so wie gegen den unendlichen Reichthum und die Originalität des spanischen Theaters. Diese Schranke niederzureißen, erkannte Lessing für seinen innersten Beruf, wie er schon im Laokoon „dem armseligen Geschmack“ der französischen Nation in Sophokles einen Spiegel entgegen hielt (VI, 398. M. 383. H. 39). Die Zergliederung des Philoktet

[1]) Etienne Jodelle (1532—1573), der bedeutendste unter der französischen Plejade im 16. Jahrhundert war es, der das nach den Principien des antiken Drama organisirte neue Theater der Franzosen begründete, aber noch den Charakter beibehielt, der im Zeitalter Ludwigs XIV. nur von Racine in Athalie wieder aufgenommen wurde.... „Alle Gewohnheiten der französischen Tragödie sind hier (in Jodelles Trauerspiel Cléopatra) schon sichtbar: Einheit der Zeit, des Raums und der Handlung; ausländisches Kostüm; fremde Geschichte; großer Pomp der Deklamation und geringe Thatenentwickelung (K. Rosenkranz, Handbuch der allgemeinen Geschichte der Poesie II, 151, nach A. W. Schlegel).

hätte als ein Kapitel der Dramaturgie ihren Platz einnehmen können; sie ist völlig auf dasjenige Verständniß des Aristoteles über die Beschaffenheit der tragischen Charaktere, wie über die wahre sittliche Wirkung der Tragödie gegründet, welches den Kern der Kritik in der Dramaturgie ausmacht. Beides aber, der tragische Charakter und die tragische Wirkung fließen in dem Begriffe des Pathetischen zusammen, welchen Aristoteles durch die lange so oft mißverstandenen Begriffe von Furcht und Mitleid ausdrückt. Statt Furcht nämlich las man Schrecken, und dieses Mißverständniß brachte dem jüngern Crebillon den zweideutigen Namen „des Schrecklichen" zu Wege, aber mehr „von diesem Schrecken, welches in der Tragödie nicht sein sollte, als von dem echten, das der Philosoph zu dem Wesen der Tragödie rechnet."[1]) Dieser falsche Begriff des Schreckens gab nun auch in der deutschen Literatur einem Charakter, wie Weißes Richard III. seine Entstehung: unstreitig „das größte, abscheulichste Ungeheuer (VII. 332. M. 311. H. 364), das jemals die Bühne getragen. Ich sage, die Bühne: daß es die Erde wirklich getragen habe, daran zweifle ich. Was für Mitleid kann der Untergang dieses Ungeheuers erwecken? — Aber Schrecken? — — Sollte dieser blutdürstige seines Blutdurstes sich rühmende, über seine Verbrechen sich kitzelnde Teufel nicht Schrecken in vollem Maße erwecken? Wohl erweckt er Schrecken: wenn unter Schrecken das Erstaunen über unbegreifliche Missethaten, das Entsetzen über Bosheiten, die unsern Begriff übersteigen, wenn darunter der Schauder zu verstehen ist, der uns bei Erblickung vorsetzlicher Greuel, die mit Lust begangen werden, überfällt. . . .[2]) Aber dieses Schrecken ist so wenig eine von den Absichten des Trauerspiels, daß es vielmehr die alten Dichter auf alle Weise zu mindern suchten, wenn ihre Personen irgend ein großes Verbrechen begehen mußten, Sie schoben öfters lieber die Schuld auf das Schicksal, machten das Verbrechen lieber zu einem Verhängnisse einer rächenden Gottheit — ehe sie uns be der gräßlichen Idee wollten verweilen lassen, daß der Mensch von Natur einer solchen Verderbniß fähig sei." Dieser Schrecken läßt das tragische Mitleid in uns nicht aufkommen, welches die Wurzel unseres Vergnügens am Tragischen ist jene süße Qual, bei welcher ich so gern verweile, für welche ich dem Dchter danke. Aristoteles[3]) spricht von einem μιαρόν, von einem Gräßlichen, das sich bei dem Unglücke ganz guter, ganz unschuldiger Personen (dergleichen die Königin Elisabeth, die Prinzen in Weißes Richard dem Dritten sind) findet, und welches daher unter diejenigen Gegenstände gehört, welche von der Nachahmung des tragischen Dichters ausgeschlossen bleiben müssen. Auch Corneille hat den tiefen Sinn dieses Grundsatzes nicht anerkennen mögen; er schiebt dem Aristoteles eine ganz andere Meinung unter, alles, um seine Rodogune und seinen Heraklius zu rechtfertigen, Stücke, dergleichen (meint er) dem Aristoteles bloß gefehlt haben, um seine Lehre darnach näher einzuschränken und „verschiedene Manieren daraus zu abstrahiren, wie demohngeachtet das Unglück des ganz rechtschaffenen Mannes ein tragischer Gegenstand werden könne." Es ist bezeichnend, daß Lessing hier zur Rechtfertigung des Aristoteles die christliche Idee der Vorsehung herbeiruft. „Der Gedanke ist an und für sich selbst gräßlich, daß es Menschen geben kann, die ohne all ihr Verschulden

---

[1]) Siehe die Beilage. — [2]) Siehe die Beilage. — [3]) Poet. cap. 13.

unglücklich sind. Die Heiden hätten diesen gräßlichen Gedanken so weit von sich zu entfernen gesucht als möglich: und wir wollten ihn nähren? wir wollten uns an Schauspielen vergnügen, die ihn bestätigen? wir, die Religion und Vernunft überzeuget haben sollte, daß er eben so unrichtig als gotteslästerlich ist?" — Mit denselben Gründen eifert er gegen die vielen unschuldigen Schlachtopfer in Weißes Richard III. „Aber ist dieser Jammer, der mich mit Schaudern an die Schicksale der Menschen denken läßt, dem Murren wider die Vorsehung sich zugesellet, und Verzweiflung von weitem nachschleicht, ist dieser Jammer — ich will nicht fragen, Mitleid? — er heiße, wie er wolle. — Aber ist er das, was eine nachahmende Kunst erwecken sollte?"

„Man sage nicht: erweckt ihn doch die Geschichte; gründet er sich doch auf etwas, das wirklich geschehen ist. — Das wirklich geschehen ist? es sei: so wird es seinen guten Grund in dem ewigen unendlichen Zusammenhange aller Dinge haben. In diesem ist Weisheit und Güte, was uns in den wenigen Gliedern, die der Dichter herausnimmt, blindes Geschick und Grausamkeit scheinet. Aus diesen wenigen Gliedern, sollte er ein Ganzes machen, das völlig sich rundet, wo eines aus dem andern sich völlig erkläret, wo keine Schwierigkeit aufstößt, derenwegen wir die Befriedigung nicht in seinem Plane finden, sondern sie außer ihm, in dem allgemeinen Plane der Dinge, suchen müssen; das Ganze dieses sterblichen Schöpfers sollte ein Schattenriß von dem Ganzen des ewigen Schöpfers sein; sollte uns an den Gedanken gewöhnen, wie sich in ihm Alles zum Besten auflöse, werde es auch in jenem geschehen: und er vergißt diese seine edelste Bestimmung so sehr, daß er die unbegreiflichen Wege der Vorsicht mit in seinen kleinen Zirkel flicht und geflissendlich unsern Schauder darüber erregt? — O verschonet uns damit, ihr, die ihr unser Herz in eurer Gewalt habt! Wozu diese traurige Empfindung? Uns Unterwerfung zu lehren? Diese kann uns nur die kalte Vernunft lehren: und wenn die Lehre der Vernunft in uns bekleiben soll; wenn wir bei unserer Unterwerfung noch Vertrauen und fröhlichen Muth behalten sollen: so ist es höchst nöthig, daß wir an die verwirrenden Beispiele solcher unverdienten schrecklichen Verhängnisse so wenig als möglich, erinnert werden. Weg mit ihnen von der Bühne! Weg, wenn es sein könnte, aus allen Büchern mit ihnen! — "

Dieses hängt mit dem Principe der Tragödie zusammen. Wie Lessing im Laokoon als Gesetz der bildenden Kunst die Schönheit hinstellt, so hier als erstes Gesetz für die Tragödie — Wahrheit, nicht die äußere, historische, sondern die philosophische und sittliche Wahrheit. Alle Tugenden des Trauerspiels verweben sich in diese, so wie alle seine Fehler durch ihr Gegentheil verschuldet werden. Und weil „dergleichen mißgeschilderte Charaktere, dergleichen schaudernde Tiraden" des Lasters bei keinem Dichter häufiger, als bei Corneille sich finden, daher treffen ihn die schärfsten Pfeile der Kritik, welche mit auf seine Landsleute und seine Bewunderer zurückfällt. „Es könnte leicht sein, daß sich zum Theil sein Beiname des Großen mit darauf gründe . . . . Den Ungeheuren, den Gigantischen hätte man ihn nennen sollen; aber nicht den Großen. Denn nichts ist groß, was nicht wahr ist." (Schluß von St. 30). Hierher gehört Lessings Kritik über Gerstenbergs Ugolino (in dem Schreiben an den Verfasser vom 25. Februar 1768, (XII, 190. M. 226. H. XX, 1, 267), auf welche wir wiederholt verweisen müssen, indem sie hier dadurch doppelt

lehrreich wird, daß die Behandlung der Tragödie mit der des Epos verglichen wird. Bald zu Anfang, in den ersten Stücken der Dramaturgie, über Cronegks Trauerspiel Olint und Sophronia, dem eine bekannte Episode bei Tasso zu Grunde liegt, werden diese Motive geltend gemacht; Lessing brauchte sich daher ihrer nicht erst im Fortgange seiner Arbeit bewußt zu werden; die Grundsätze seiner Kritik lagen in voller Klarheit vor seinem Geiste; jeder Schritt, vom ersten bis zum letzten, ist in Voraus mit Kraft und Sicherheit ausgemessen. Der Name ist ihm gleichgültig; nur daß die Sache, daß der Geist der echten Tragödie zu seinem Rechte kommt. So erklärt sich denn Lessing gegen das christliche Trauerspiel im engeren Sinne, dessen Helden nämlich Märtyrer sind, dergleichen Corneille in seinem Polyeukt und Cronegk in dem genannten Trauerspiel aufgestellt hatte. Bisher scheiterten alle solche Stücke an den nämlichen Fehlern der Composition und an dem Widerspruch des Wunders mit der Forderung, daß alles auf dem Theater vor unsern Augen motivirt werde. Und „so dürfte," schließt Lessing „die erste Tragödie, die den Namen einer christlichen verdienet, ohne Zweifel noch zu erwarten seyn. Ich meyne ein Stück, in welchem einzig der Christ als Christ uns interessiret. — Ist ein solches Stück aber auch wohl möglich? Ist der Karakter des wahren Christen nicht etwa ganz untheatralisch? Streiten nicht etwa die stille Gelassenheit, die unveränderliche Sanftmuth, die seine wesentlichsten Züge sind, mit dem ganzen Geschäfte der Tragödie, welches Leidenschaften durch Leidenschaften zu reinigen sucht? Widerspricht nicht etwa seine Erwartung einer belohnenden Glückseligkeit nach diesem Leben der Uneigennützigkeit, mit welcher wir alle große und gute Handlungen auf der Bühne unternommen und vollzogen zu sehen wünschen?"

„Bis ein Werk des Genies, von dem man nur aus der Erfahrung lernen kann, wie viel Schwierigkeiten es zu übersteigen vermag, diese Bedenklichkeiten unwidersprechlich widerlegt, wäre also mein Rath: — man ließe alle bisherige christliche Trauerspiele unaufgeführet." Mit diesem Ausspruche ist über so manchen spätern Versuch dieser Art das Urtheil gesprochen; noch ist das Genie, welches jene inneren Schwierigkeiten durch sein Beispiel beseitigt hätte, nicht erschienen. Dasselbe gilt von den falschen Schicksalstragödien neuerer Zeit in Deutschland und Frankreich, deren untragisches Ziel von der andern Seite wieder mit der Klippe von den „vollkommenen Charaktern" zusammenhängt, indem jenes *μιαρόν*, nach der treffenden Bemerkung Ed. Müllers, vermöge dessen ein Unschuldiger von der Bosheit Anderer getroffen wird, also der Vorwurf der Bösartigkeit, statt auf Menschen, auf das Schicksal geworfen wird.[1])

---

[1]) Ich kann nicht besser thun, als den scharfsinnigen Ausleger selbst reden zu lassen. A. a. O. II, 160. „Für die vollkommenen Charaktere, die Aristoteles von der Tragödie ausschließt, eifert Jean Paul, Vorschule der Aesthetik II, 449. Aber abgesehen davon, daß das Ideale und Allgemeine allerdings von ihm, wie schon Tieck bemerkt hat, nicht genügend von einander unterschieden worden, so ist auch auf den Grund, warum in der Tragödie solche Charaktere nicht statthaft erscheinen, gar keine Rücksicht genommen worden." Eben mit diesem Grunde dagegen hat es Hermann (Aristotelis de arte poetica liber, p. 144 ad XIII. s. über das *μιαρόν* gegen Lessing) zu thun, und sucht das Unzureichende desselben zu zeigen. Den Kern der Widerlegung von Hermanns Ein=

Alle diese Fragen, welche zunächst blos ein ästhetisches Interesse zu haben scheinen, erhalten ihre volle Bedeutung zuletzt doch nur in der sittlichen Wirkung auf die Zuschauer, auf das Volk, um deß willen die Tragödie überhaupt vorhanden ist. Sind die tragischen Charaktere nach der einen oder der andern Seite verfehlt, so kann jene Reinigung der Leidenschaften durch Leidenschaften nicht erfolgen. Welches sind diese Leidenschaften in dem Zuschauer, und worin besteht ihre Reinigung? Dieses nach allen Seiten gegen die Mißverständnisse und ihre Folgen bei Corneille, Dacier und Andern ins Licht zu setzen, ist Lessings Hauptbestreben.

Viertes Kapitel.

Die Frage von dem sittlichen Einfluß der Bühne hängt bei Lessing mit dem der Poesie überhaupt zusammen. Auch hier nimmt er im Allgemeinen seinen Standpunkt in der Kunstphilosophie der Alten, während er nach der andern Seite sich mit Schiller begegnet. „Bessern sollen uns alle Gattungen der Poesie: es ist kläglich, wenn man dieses erst beweisen muß; noch kläglicher ist es, wenn es Dichter giebt, die selbst daran zweifeln. Aber alle Gattungen können nicht alles bessern; wenigstens nicht jedes so vollkommen, wie das andere; was aber jede am vollkommensten bessern kann, worinn es ihr keine andere Gattung gleich zu thun vermag, das allein ist ihre eigentliche Bestimmung" (VII, 349. M. 326. H. 379). Dies ist wieder ganz im Geiste des Laokoon und erinnert an den in den Nachträgen zu demselben (XI, 163. M. 1, 190. H. VI, 316) ausgesprochenen Grundsatz: „daß nur das die Bestimmung einer Kunst sein kann, wozu sie einzig und allein geschickt ist, und nicht das, was andere Künste eben so gut, wonicht besser können, als sie."

„Die Bühne also ist eben so wenig dazu vorhanden, uns über einen Vorgang aus der Weltgeschichte zu unterrichten, oder das Andenken großer Männer zu erneuern als irgend einen allgemeinen abstrakten Satz der Moral anschaulich zu machen. Der Unterschied zwischen der Handlung der Aesopischen Fabel und dem Drama leidet seine Anwendung auf jede moralische Erzählung, welche die Absicht hat, einen allgemeinen moralischen Satz zur Anschauung zu bringen. Das Drama macht auf eine einzige bestimmte, aus seiner Fabel fließende Lehre keinen Anspruch; es geht entweder auf die Leidenschaften, welche der Verlauf und die Glücksveränderungen seiner Fabel

---

wand habe ich im Text schon gegeben. Ganz im Geiste Lessings heißt es: „Wenn wir uns auch im Leben in solchen Fällen, besonders von christlicher Ansicht aus, mit dem Gedanken der Unerforschlichkeit der göttlichen Rathschlüsse trösten, so will doch das Drama nicht auf ein Fernes, Unbekanntes verweisen, sondern durch sich selbst befriedigen. Das μιαρόν ist schlechthin das Abscheuliche, das in der Verfolgung eines ganz Unschuldigen, Unsträflichen liegt, mag nun diese von fremder Bosheit oder von dem Schicksal, um mich dieses Ausdrucks zu bedienen, ausgehen."

anzufachen und zu unterhalten vermögend sind (Tragödie), oder auf das Vergnügen, welches eine wahre und lebhafte Schilderung der Sitten und Charaktere gewährt (Komödie). Beides erfordert eine gewisse Vollständigkeit der Handlung, ein gewisses befriedigendes Ende, welches wir bei der moralischen Erzählung nicht vermissen."

Es giebt für die Beurtheilung und Eintheilung der dramatischen Poesie noch einen andern Gesichtspunkt als den subjektiven, der Wirkung auf das Gemüth und den Verstand des Einzelnen; nämlich den objektiven und socialen Gesichtspunkt. Ein solcher war in Duschens Prolog zur Eröffnung des Hamburgischen Theaters mit Nachdruck hervorgehoben worden:

— „Weh dem gedrückten Staat,
Der, statt der Tugend, nichts, als ein Gesetzbuch hat."

Von der gekränkten Unschuld heißt es:

„Wer ist ihr Genius, der sich entgegen legt? —
Wer? Sie, die ietzt den Dolch, und ietzt die Geißel trägt,
Die unerschrockne Kunst, die allen Mißgestalten
Strafloser Thorheit wagt den Spiegel vorzuhalten; . . ."

„Der Prolog" sagt Lessing in den begleitenden Bemerkungen (VII, 31. M. 33. H. 89.) zeigt das Schauspiel in seiner höchsten Würde, indem er es als das Supplement der Gesetze betrachten läßt. Es giebt Dinge in dem sittlichen Betragen des Menschen, welche in Ansehung ihres unmittelbaren Einflußes auf das Wohl der Gesellschaft, zu unbeträchtlich, und in sich selbst zu veränderlich sind, als daß sie werth oder fähig wären, unter der eigentlichen Aufsicht des Gesetzes zu stehen. Es giebt wiederum andere, gegen die alle Kraft der Legislation zu kurz fällt. . . . Ich will es nicht unternehmen, fährt er fort, auf die erstern, als auf Gattungen des Lächerlichen, die Komödie; und auf die andern, welche die Vernunft in Erstaunen und das Herz in Tumult setzen, die Tragödie einzuschränken. Das Genie lacht über alle Grenzscheidungen der Kritik. Aber so viel ist doch unstreitig, daß das Schauspiel überhaupt seinen Vorwurf entweder diesseits oder jenseits der Grenzen des Gesetzes wählet, und die eigentlichen Gegenstände desselben nur in so fern behandelt, als sie sich entweder in das Lächerliche verlieren, oder bis in das Abscheuliche verbreiten."

Noch von einer andern Seite hängen Tragödie und Komödie als Glieder eines innern Gegensatzes zusammen, wodurch sie einander eben so sehr ergänzen, als ausschließen, nämlich in ihrem psychologischen Werthe, entsprechend den gemischten Empfindungen des Lächerlichen und des Schrecklichen. Man erinnert sich der feinen Zergliederungen dieser Begriffe im Laokoon mit Beziehung auf Thersites; sie kehren in der Dramaturgie wieder, wo Lessing den Nutzen der Komödie gegen die damals noch frischen Angriffe Rousseaus in Schutz nimmt. Man muß Lachen von Verlachen unterscheiden. Moliere, sagt Rousseau, macht uns über den Misanthropen zu lachen, und doch ist der Misanthrop der ehrliche Mann des Stücks. Moliere beweist sich also als einen Feind der Tugend, indem er den Tugendhaften verächtlich macht. „Nicht doch" versetzt Lessing, „der Misanthrop wird nicht verächtlich; er bleibt, wer er ist, und das Lachen, welches aus den Situationen entspringt, in die ihn

der Dichter setzt, benimmt ihm von unserer Hochachtung nicht das geringste. Der Zerstreute [des Regnard] gleichfalls; wir lachen über ihn, aber verachten wir ihn darum? . . . Jede Ungereimtheit, jeder Kontrast von Mangel und Realität, ist lächerlich. Aber lachen und verlachen ist sehr weit auseinander." Es kommt dieses auf das οὐ φθαρτικόν (des Aristoteles) zurück, welches Lessing im Laokoon zu dem Wesen des Lächerlichen rechnet, ohne welches dasselbe in das Schreckliche, wenigstens in das Widrige und Häßliche, fallen würde.

Daß die Komödie durch eine wahre und lebhafte Schilderung komischer Charaktere und Situationen Vergnügen gewährt, schließt ihre moralische Wirkung nicht aus, wie andrerseits die Tragödie, welche die Leidenschaften erregt und reinigt, gewisse süße Empfindungen, eine bestimmte Art des Vergnügens gewährt, ja gewähren muß, wenn der Dichter die Gesetze seines Schaffens kennt. Die Vereinigung scheinbar so entgegengesetzter Zwecke ist aber nur denkbar, wenn jene Besserung auf kein äußeres Objekt, sondern rein auf die formale Veredlung des Subjekts bezogen wird. „Die Komödie will durch Lachen bessern; aber nicht eben durch Verlachen; nicht gerade diejenigen Unarten über die sie zu lachen macht, noch weniger blos und allein Die, an welchen sich diese lächerlichen Unarten finden. Ihr wahrer, allgemeiner Nutzen liegt in dem Lachen selbst, in der Uebung unserer Fähigkeit, das Lächerliche zu bemerken. . . . Die ganze Moral hat kein kräftigeres, wirksameres Präservativ, als das Lächerliche (VII, 128—129. M. 121 f. H. 176 f.) Die ganze Stelle ist gegen die Angriffe Rousseaus auf die Sittlichkeit des Schauspiels gerichtet: „Alle Chicanen, welche noch neuerlich Rousseau gegen den Nutzen der Komödie gemacht hat, sind nur daher entstanden, weil er diesen Unterschied [zwischen Lachen und Verlachen] nicht gehörig in Erwägung gezogen."

In diesem idealen und formalen Sinne ist endlich auch, nach Lessings tiefsinniger Auffassung, die Reinigung von Mitleid und Furcht in der Tragödie als die ihr ausschließlich zukommende Wirkung zu verstehen. Noch Curtius läßt den Aristoteles sagen: „Die Tragödie solle uns, vermöge des Schreckens und Mitleids, von den Fehlern der vorgestellten Leidenschaften reinigen," was sowohl gegen die Wortbedeutung des „τῶν τοιούτων παθημάτων" als gegen den tiefern Sinn der zu reinigenden Leidenschaften (Affekte) streitet. Denn erstens ist jene Furcht durchaus nicht die Furcht, welche uns das bevorstehende Uebel eines Andern für diesen Andern erweckt, sondern es ist die Furcht, welche aus unsrer Aehnlichkeit mit der leidenden Person für uns selbst entspringt; es ist die Furcht, daß die Unglücksfälle, die wir über diese verhängt sehen, uns selbst treffen können; es ist die Furcht, daß wir der bemitleidete Gegenstand selbst werden können. Mit einem Worte: diese Furcht ist das auf uns selbst bezogene Mitleid." (St. 75). Furcht und Mitleid sind hier so eng verbunden, daß dieses ohne jene nicht gedacht werden kann. So erklärt auch Aristoteles das Fürchterliche und das Mitleidenswürdige eines durch das andere. Weder der Verzweifelnde, noch der Uebermüthige pflegt mit Andern Mitleid zu haben; weder der, den das Unglück so tief herabgedrückt hat, daß er weiter nichts für sich zu fürchten sieht, noch der, welcher sich so vollkommen glücklich glaubt, daß er gar nicht begreift, woher ihm ein Un=

glück zustoßen könne. Diese Beschaffenheit ist allerdings von dem Charakter der Personen in der Tragödie bedingt. Denn nur aus der Gleichheit mit uns — wenn ihn der Dichter nicht schlimmer macht, als wir gemeiniglich zu sein pflegen, wenn er ihn vollkommen so denken und handeln läßt, als wir in seinen Umständen würden gedacht und gehandelt haben, oder wenigstens glauben, daß wir hätten denken und handeln müssen — entsteht die Furcht, daß unser Schicksal gar leicht dem seinigen ebenso ähnlich werden könne, als wir ihm zu sein uns selbst fühlen: und diese Furcht ist es, welche das Mitleid gleichsam zur Reife bringt. Diese Furcht steht blos hier, um die wahre Natur des tragischen Mitleids deutlich zu bestimmen; man soll sie nicht als eine von dem Mitleiden unabhängige Leidenschaft denken, welche bald mit, bald ohne das Mitleid, so wie das Mitleid bald mit, bald ohne sie erregt werden könne, welches die große Mißdeutung des Corneille war. Erst durch diese Verschmelzung beider Empfindungen steigert sich das Mitleid zur Leidenschaft (πάθος), zum Affekt. Mitleidige Regungen, ohne Furcht für uns selbst, nennt Aristoteles Philanthropie: und nur den stärkern Regungen dieser Art, welche mit Furcht für uns selbst verknüpft sind, giebt er den Namen des Mitleids. Wenn Aristoteles behauptet, daß die Tragödie Mitleid und Furcht errege, um Mitleid und Furcht zu reinigen, so ergiebt sich, wie Lessing annehmen zu müssen glaubt, nach den verschiedenen Kombinationen dieser Begriffe, zunächst eine vierfache tragische Wirkung dieser Elemente, und jeder von diesen vier Punkten schließt einen doppelten Fall in sich. „Da nemlich (mit diesen Worten faßt Lessing seinen Begriff von der Reinigung der Leidenschaften zusammen) diese Reinigung in nichts anders beruhet, als in der Verwandlung der Leidenschaften in tugendhafte Fertigkeiten, bei jeder Tugend aber, nach unserm Philosophen, sich diesseits und jenseits ein Extremum findet, zwischen welchem sie inne stehet: so muß die Tragödie, wenn sie unser Mitleid in Tugend verwandeln soll, uns von beiden Extremis des Mitleids zu reinigen vermögend sein; welches auch von der Furcht zu verstehen. Das tragische Mitleid muß nicht allein in Ansehung des Mitleids die Seele desjenigen reinigen, welcher zu viel Mitleid fühlet, sondern auch desjenigen, welcher zu wenig empfindet. Die tragische Furcht muß nicht allein in Ansehung der Furcht die Seele desjenigen reinigen, welcher sich ganz und gar keines Unglücks befürchtet, sondern auch desjenigen, den ein jedes Unglück, auch das entfernteste, auch das unwahrscheinlichste, in Angst setzet. Gleichfalls muß das tragische Mitleid, in Ansehung der Furcht dem, was zu viel, und dem, was zu wenig, steuern: so wie hinwiederum die tragische Furcht in Ansehung des Mitleids.“ (St. 78).[1]) Die frühern Ausleger hatten entweder nur einen Theil jener kombinirten Wirkung der Tragödie aufgefaßt (so wenn Dacier nur zeigt, wie das tragische Mitleid unsere allzugroße Furcht mäßige) oder, wie der deutsche Uebersetzer des Aristoteles (Curtius), um nach ihrer Meinung den Nutzen der Tragödie völlig

---

[1]) Diese an sich scharfsinnige Combination beruht übrigens, wie Ed. Müller a. a. O. II, 379, nachweist, auf einer Verwechselung, indem Lessing auf einmal, willkürlich, nicht mehr die Leidenschaften, sondern die Seele auf diese Weise gereinigt sein läßt.

außer Streit zu setzen, Dinge dahin gezogen, die dem Gedichte überhaupt, aber keinesweges der Tragödie, als Tragödie, insbesondere zukommen; z. E. daß sie die Triebe der Menschlichkeit nähren und stärken, daß sie Liebe zur Tugend und Haß gegen das Laster wirken solle. So weit geht Lessings Erklärung des bei Aristoteles so fundamentalen und von ihm selbst in der Poetik problematisch belassenen Begriffs der Katharsis, welche wegen der fast mathematischen Präcision ihrer Fassung nur mit Lessings eigenen Worten wiedergegeben werden konnte. Hat sich auch Lessing in der Zergliederung der besondern Momente des Begriffs seinem Scharfsinn zu sehr überlassen, ist er auch von Ungenauigkeit im Einzelnen nicht freizusprechen, so ist doch diese Erklärung durch die besten neuern Untersuchungen über Aristoteles' Kunstlehre dem Wesen nach nur bestätigt worden.[1])

Wer nun die Tragödie durch seine schiefe Auffassung am meisten von der Bahn der griechischen, d. h. der wahren Tragödie, von welcher Aristoteles seine Regeln abstrahirt hat, ablenkte, war Corneille, wenn er sich einbildete, Aristoteles habe sagen wollen: „Die Tragödie erwecke unser Mitleid, um unsre Furcht zu erwecken, um durch diese Furcht die Leidenschaften in uns zu reinigen, durch die sich der bemitleidete Gegenstand sein Unglück zugezogen.“ Daher sind die Tragödien des Corneille keine wahren Tragödien geworden; und nicht allein seine, sondern alle französischen Tragödien, weil ihre Verfasser nicht die Absicht des Aristoteles, sondern die Absicht des Corneille sich vorsetzten. „Ich kenne verschiedene französische Stücke, welche die unglücklichen Folgen irgend einer Leidenschaft recht wohl ins Licht setzen; aus denen man viele gute Lehren, diese Leidenschaft betreffend, ziehen kann: aber ich kenne keines, welches mein Mitleid in dem Grade erregte, in welchem die Tragödie es erregen sollte, in welchem ich aus verschiedenen griechischen und englischen Stücken gewiß weiß, daß sie es erregen kann. Verschiedene französische Tragödien sind sehr feine, sehr unterrichtende Werke, die ich alles Lobes werth halte: nur daß es keine Tragödien sind. Die Verfasser derselben konnten nicht anders, als sehr gute Köpfe sein; sie verdienen zum Theil unter den Dichtern keinen geringen Rang: nur daß sie keine tragische Dichter sind; nur daß ihr Corneille und Racine, ihr Crebillon und Voltaire von dem wenig oder gar nichts haben, was den Sophokles zum Sophokles, den Euripides zum Euripides, den Shakespeare zum Shakespeare macht (VII, 366. M. 342. H. 395).

A. W. Schlegel, welcher nach Lessing die klassische Tragödie der Franzosen durch Vergleichung der Muster der Griechen mit dem meisten Eifer und Erfolg bekämpft hat, schlägt dabei doch einen, von Lessing ganz verschiedenen Weg ein; er sucht das Ansehen des Aristoteles zu beseitigen und so zugleich Lessingen, auf dessen Schultern er steht, herabzusetzen. Aristoteles, meint er,[2]) habe auch von der Redekunst nur die dem Verstande ohne Einbildungskraft und Gefühl zugängliche und einem äußern Zweck dienende Seite gefaßt; kann es uns befremden (fragt er, als wenn der Schluß von der Redekunst auf die Poesie, zwei ihrem Wesen nach so verschiedene Künste,

---

[1]) Siehe die Beilage. — [2]) Ueber dramatische Kunst und Literatur. Vorlesungen. II, 82.

sich von selbst ergebe), wenn er das Geheimniß der Poesie noch weit weniger ergründete, welche von jedem andern, als ihrem unbedingten Zwecke, Schönes durch freie Dichtung zu erschaffen und in der Sprache darzustellen, losgesprochen ist? . . ." Diese Ansicht von dem unbedingten Zwecke der Kunst, Schönes als solches zu erschaffen, ist durch die romantische Schule, nicht ohne zustimmende Aussprüche Goethes, zu einem Axiom der wahren Bildung und Geistesfreiheit, von welchem abzurathen nur Beschränktheit verriethe, erhoben worden. Lessing war andern Glaubens, ohne dabei die höchsten Rechte der Poesie zu vergeben, sobald man nur seine ausdrücklichen Erklärungen zusammenhält. Darum hat Lessing, wenn man Schlegel hört, die echte Kritik nie gekannt. „Diese Kritik," sagt er von Lessing, „ist vollkommen siegreich, wo sie die Widersprüche für den Verstand an Werken darlegt, die blos mit dem Verstande zusammengefügt sind; schwerlich möchte sie ausreichen, um sich zur Idee einer wahrhaft genialischen Kunstschöpfung zu erschwingen." Mit wenig Worten wird hier Lessingen aller Beruf zur dramatischen Kritik abgesprochen, und mit Lessing zugleich dem Aristoteles. Denn von welcher Tragödie kann man sagen, sie gehöre zu den Werken, die blos mit dem Verstande zusammengefügt sind? Doch wie? Wenn Lessing sich zu dem, was dort die Idee aller Kunstschöpfung genannt wird, sehr wohl erhoben hätte, nur in einer andern Richtung, welche Schlegel, ich weiß nicht warum, in seinen Betrachtungen über Aristoteles und die französische Tragödie vollkommen bei Seite liegen läßt. Schlegel legt seiner Kritik nur die Frage von den drei Einheiten zu Grunde, als wenn darauf, und darauf allein, das Wesen der Tragödie beruhte. Auch Lessing hat nicht ermangelt, bei Gelegenheit der Merope Voltaires und Maffeis, auf das erzwungene System der drei Einheiten und deren erkünstelte Beobachtung hinzuweisen (worin ihm sogar, er bekennt es selbst, der ältere Schlegel vorangegangen war), wenn er sagt: „Ein anderes ist, sich mit den Regeln abfinden; ein anderes, sie wirklich beobachten. Jenes thun die Franzosen; dieses scheinen nur die Alten verstanden zu haben." Die Einheit der Handlung erklärt er als das „erste dramatische Gesetz der Alten; die Einheit der Zeit und die Einheit des Orts sind gleichsam nur Folgen aus jener, die sie schwerlich strenger beobachtet haben würden, als es jene nothwendig erfordert hätte, wenn nicht die Verbindung des Chors dazu gekommen wäre. . . . Dieser Einschränkung unterwarfen sie sich denn auch bona fide; aber mit einer Biegsamkeit, mit einem Verstande, daß sie, unter neun malen, sieben mal weit mehr dabei gewannen, als verloren. Denn sie ließen sich diesen Zwang einen Anlaß sein, die Handlung selbst so zu simplificiren, alles Ueberflüssige so sorgfältig von ihr abzusondern, daß sie, auf ihre wesentlichsten Bestandtheile gebracht, nichts als ein Ideal von dieser Handlung ward, welches sich gerade in derjenigen Form am glücklichsten ausbildete, die den wenigsten Zusatz von Umständen der Zeit und des Ortes verlangte." [1])

---

[1]) VII, 207. M. 193 f. H. 248. Es ist bezeichnend, daß Lessing, vielleicht wegen des hier berührten Zwanges, der Wiedereinführung des Chors bei den Tragödien der Neuern (wie Schiller es einmal versucht) entgegen war, XI, 174. M. 1, 203. H. 2, 871. Vgl. XIX, 647. Nr. 63 mit Bezug auf Wilhelm Masons Elfride und Caractacut (1759). „Bei Gelegenheit dieses letztern (bemerkt Lessing) machen die Verfasser des Month. Rev.

„Die Franzosen hingegen, die an der wahren Einheit der Handlung keinen Geschmack fanden, die durch die wilden Intriguen der spanischen Stücke schon verwöhnt waren, ehe sie die griechische Simplicität kennen lernten, betrachteten die Einheiten der Zeit und des Ortes nicht als Folgen jener Einheit, sondern als für sich zur Vorstellung einer Handlung unumgängliche Erfordernisse, welche sich auch ihren reichern und verwickeltern Handlungen in eben der Strenge anpassen müßten, als es nur immer der Gebrauch des Chors erfordern könnte, dem sie doch gänzlich entsagt hatten. Da sie aber fanden, wie schwer, ja wie unmöglich öfters dieses sei, so trafen sie mit den tyrannischen Regeln, welchen sie ihren völligen Gehorsam aufzukündigen, nicht Muth genug hatten, ein Abkommen." Dies wird nun an Voltaires Merope unmittelbar zur Anschauung gebracht. So hat Lessing schon nach dieser Seite der Schlegelschen Kritik wesentlich nichts übrig gelassen.

Doch die Widerlegung der französischen drei Einheiten mußte Schlegeln eigentlich nur die Brücke bauen zu einer Entdeckung, wodurch er sich über seinen Vorgänger weit zu erheben glaubt. Dieses betrifft nun einen Hauptbegriff der Tragödie, dem auch Lessing, nach Aristoteles, wieder eine sehr eingehende Betrachtung widmet, nämlich den Begriff der Handlung als einer Verknüpfung der Begebenheiten, welche unter die drei Hauptstücke des Glückswechsels, der Erkennung und des Leidens fallen (VII, 171 ff. M. 157 f. H. 214 ff.).

Schlegel nun erhebt sich über diese trockenen Begriffszergliederungen zu einem „höheren" Begriffe der tragischen Handlung, und einer davon bedingten Einheit. Im höheren Sinne sei Handlung „eine von dem eigentlichen Willen des Menschen abhängige Thätigkeit," und ihre Einheit bestehe in der Richtung auf ein einziges Ziel. Es liege darin also die Beziehung auf die Idee der sittlichen Freiheit, kraft welcher allein der Mensch als der erste Urheber seiner Entschlüsse betrachtet wird; und in dieser Beziehung auf eine höhere Idee, glaubt er die Einheit und Ganzheit der Tragödie im Sinne der Alten gefunden zu haben, in dem Gegensatze von Freiheit und Nothwendigkeit, jene der absolute Anfang, diese das absolute Ende der Tragödie. Dem Aristoteles sei nun diese Ansicht ganz fremd gewesen. Nirgends rede er von der Idee des Schicksals, als der Tragödie wesentlich! So ist ihm auch die wahre Einheit der Tragödie entgangen. Die einzelnen Theile eines Kunstwerks, namentlich eines Trauerspiels, dienen insgesammt einem allgemeinen Zweck, nämlich einem Gesammteindruck auf das Gemüth. Die Einheit lieget also in einer höheren Sphäre, im Gefühl oder in der Beziehung auf Ideen, was einerlei sei, denn das Gefühl sei unser Organ für das Unendliche, das sich uns zu Ideen gestaltet. „Ich fordere eine weit tiefer liegende, innige, geheimnißvollere Einheit, als die ist, womit, wie ich sehe, die meisten Kunstrichter sich begnügen. Diese Einheit," fährt er fort, „finde ich in den tragischen

---

vol. XX, p. 507, gegen die eingebildeten Vortheile des Chors sehr pertinente Anmerkungen; besonders über die zwei, 1) daß er häufigere Gelegenheit zu poetischen Schönheiten gebe, und 2) daß er das angenehmste und schicklichste Mittel sei, dem Zuschauer nützliche Lehren beizubringen. Sie merken zuletzt sehr wohl an, daß Masons Stücke besser sein würden, wenn sie nicht so poetisch wären" (d. h. desto mehr Handlung und tragische Motive hätten).

Compositionen Shakespeares ebenso vollkommen, als in denen des Aeschylus und Sophokles; ich vermisse sie dagegen in mancher von der „zergliedernden" Kritik als correkt gepriesenen Tragödie."

Das wäre also die Summe jener „höhern" Kritik, welche die „zergliedernde" Kritik eines Aristoteles und Lessing so tief unter sich sieht, dies die Idee einer Kunstschöpfung, zu welcher sich zu erschwingen, jene nicht ausgereicht habe. Man bemerke zuvörderst, daß jene zergliedernde Kritik lange vor jener höhern an deren eigentlichem und letztem Ziele angelangt ist, nämlich in der Erkenntniß, daß die wahre Tragödie in Sophokles und Shakespeare ihren höchsten Ausdruck gefunden. Sie war also doch keine vergebliche. Daß Schlegel neben Sophokles den Aeschylus nennt, während Lessing einen sehr richtigen und tiefen Sinn darin findet, wenn Aristoteles den Euripides für „den tragischsten von allen tragischen Dichtern" erklärt (VII, 222. M. 207. H. 262), wenngleich ohne seine Fehler zu verkennen, macht den ganzen, nicht wesentlichen Unterschied. Wenn Lessing und seine Zeit den Aeschylus vielleicht nicht in dem Grade kannte und würdigte, wie es nachher geschah, so hat Schlegel dazu beigetragen, den Euripides über Gebühr herabzusetzen. Schiller und Goethe haben das Euripides zugefügte Unrecht in Lessings Geiste wieder gut gemacht;[1]) sie haben aber auch nicht geglaubt, daß Aristoteles nicht den wahren Genius der griechischen Tragödie erfaßt habe. Das kommt daher: sie waren Dichter, das eigene Thun und Schaffen war die Fackel bei ihrem Urtheil, wobei sie mit jener „geheimnißvollen Einheit" nichts ausgerichtet hätten. Namentlich ist es Schiller, welcher in der Würdigung des Aristoteles vollkommen auf Lessings Seite trat, und seine Stimme fällt um so mehr ins Gewicht, als er, ein viel größerer Dichter als Lessing, jenem einen um so größeren Widerstand entgegenzustellen hatte. „Es ist ein herrliches Wort, das der Dichter Schiller, nicht der Aesthetiker sprach, es werde nicht Vielen begegnen, daß sie nach der Bekanntschaft mit einem solchen nüchternen Kopfe und kalten Gesetzgeber den innern Frieden nicht verlören. Er sei ein Höllenrichter gegen alle, die an der äußeren Form sklavisch hingen, und die sich über alle Formen wegsetzten, indem es ihm sichtbar weit mehr um das Wesen, als um die Form zu thun sei, und er doch wieder streng aus der Natur des Gedichtes, und besonders des Trauerspiels, dessen unverrückbare Form ableitete. Es ist ein wahrer Ruhm für uns, daß sich unsere großen Dichter gegen ihn fühlten und behaupteten, während, wie Schiller sagt, die französischen Kritiker ihn fürchteten, wie die Jungen den Stecken." [2]) Nichts anderes, als diese Harmonie zwischen Form und Wesen in des Aristoteles Regeln über das Trauerspiel darzulegen, ist auch Lessings Streben gewesen.

Als Schlegel seine berühmten Vorlesungen über dramatische Kunst und Poesie hielt, deren Wirkungen in der ästhetischen Beurtheilung bei aller Unzulänglichkeit der stofflichen Grundlage und der Einseitigkeit vieler Urtheile, wie sie namentlich von Solger und Goethe aufgedeckt worden, noch immer verspürt werden, scheuten sich die Anhänger des „Evangeliums der Kunst"

---

[1]) Siehe die Beilage. — [2]) Gervinus V, 473. Die bekannte Stelle in dem Briefwechsel zwischen Schiller und Goethe. Schillers Aufsatz: „Ueber die tragische Kunst" (Werke XI, 531) enthält nur den Kern von Aristoteles Lehre von der Tragödie.

vor jeder engen Beziehung der Kunst und des Schönen zur Sitlichkeit und zum Guten, wie sie seit Plato allen edlen Geistern werth und theuer war, wie vor einer Profanation. Da jedoch die Kritik und Kunstlehre eines leitenden höhern Gedankens nicht entrathen konnte, so verfiel man, um das Ethische zu vermeiden, in das Metaphysische, und man sprach von Ideen der Kunst überhaupt, wie des einzelnen Kunstwerks oder Gedichts, welche gleichsam über und hinter dem Kunstwerk schwebten. Man philosophirte mehr über das Kunstwerk und seine Gattung, statt aus demselben heraus zu philosophiren, sein Entstehen, sein Werden, seine Kraft und Wirkung, wie bei der lebendigen Natur, zu erforschen. Die Kunst und die Poesie wurde gleichsam in den Himmel versetzt, so daß man fragen mochte, was die Kunst auf der Erde eigentlich noch zu thun habe.

Von einem solchen Standpunkte aus hat Schlegel sich die Erklärung und Kritik des Aristoteles leicht machen können, indem er eine einzelne Frage, eine Frage, welche mehr zur Form, als zum Wesen gehört, nämlich die Einheit der Handlung, außer dem Zusammenhang mit dem Ganzen der Lehre von der Tragödie betrachtete, übrigens den wichtigen und schweren Punkt von der Reinigung der Leidenschaften, sowie die damit eng verknüpften Fragen von der Schürzung der Fabel und von ihren Arten, von der Beschaffenheit der tragischen Charaktere, von dem Verhältnisse des Allgemeinen zum Besondern, von dem Verhältnisse der Tragödie zur Geschichte und Moral, wie abgethan bei Seite liegen ließ. Wie man auch über die Idee des Schicksals, worauf die Einheit und Ganzheit der Tragödie bei den Alten beruhen soll, denke; der Begriff der Tragödie als Spieles, wie als Kunst, als eines lebendigen, gegliederten Organismus in seiner eigenthümlichen Bestimmung, wird dadurch nicht gefördert, indem das Ganze der Dichtkunst gegen alle spekulativen Reflexionen über dieselbe vom Standpunkt der Religion, der Sitte oder des Staats, sich gleichgültig verhält. Das Wahre und Zutreffende über das Verhältniß von Freiheit und Nothwendigkeit liegt auch schon in Aristoteles, nämlich in den konkreten Bestimmungen über die Fabel und den Charakter entwickelt. Das war es, was der Abhandlung des Aristoteles in Schillers Augen einen so hohen Werth gab, „daß keine theoretischen vorgefaßten Begriffe dabei im Spiele sind.“ Von der Idee des Schicksals, als der Tragödie wesentlich, schweigt auch Schiller; daß aber Aristoteles das Hauptgewicht in die Verknüpfung der Begebenheiten legt, das heißt ihm „recht den Nagel auf den Kopf getroffen.“

Kehren wir zu Lessing zurück. Indem er die Anwendung seiner Darlegung des Begriffs der Reinigung unserer Leidenschaften durch die Tragödie auf Weißes Richard III. macht (dessen anderweitige Schönheiten und Vorzüge er gern anerkennen mag und hervorhebt), bemerkt er: „Nicht genug, daß sein (des tragischen Dichters) Werk Wirkungen auf uns hat; es muß auch die haben, die ihm vermöge der Gattung zukommen.“ ... „Wozu die saure Arbeit der dramatischen Form?“ ruft er, „wozu ein Theater erbauet, ... die ganze Stadt auf einen Platz geladen? wenn ich mit meinem Werke, und mit der Aufführung desselben, weiter nichts hervorbringen will, als einige von den Regungen, die eine gute Erzählung, von jedem zu Hause in seinem Winkel gelesen, ungefähr auch hervorbringen würde?“

„Das Publikum nimmt vorlieb. — Das ist gut und auch nicht gut. Denn man sehnt sich nicht sehr nach der Tafel, an der man immer vorlieb nehmen muß.“

„Es ist bekannt, wie erpicht das griechische und römische Volk auf die Schauspiele waren; besonders jenes auf das tragische. Wie gleichgültig, wie kalt ist dagegen unser Volk für das Theater! Woher diese Verschiedenheit, wenn sie nicht daher kömmt, daß die Griechen vor ihrer Bühne sich mit so starken, so außerordentlichen Empfindungen begeistert fühlten, daß sie den Augenblick nicht erwarten konnten, sie abermals und abermals zu haben: da hingegen wir uns vor unserer Bühne so schwacher Eindrücke bewußt sind, daß wir es selten der Zeit und des Geldes werth halten, sie uns zu verschaffen? Wir gehen, fast alle, fast immer, aus Neugierde, aus Mode, aus Langerweile, aus Gesellschaft, aus Begierde zu begaffen und begafft zu werden, ins Theater: und nur wenige, und diese wenige nur sparsam, aus anderer Absicht.“

„Ich sage, wir, unser Volk, unsere Bühne: ich meine aber nicht blos, uns Deutsche. Wir Deutsche bekennen es treuherzig genug, daß wir noch kein Theater haben....“ Nach diesem Bekenntnisse ist Lessing mit einer raschen Wendung wieder bei den Franzosen und ihrem Theater, welches damals in ihren eigenen, wie in den Augen der Gebildeten, vorzüglich der Großen in Europa, das erste in der Welt war, und ruft ihnen das dreiste Wort entgegen, daß auch sie, die Franzosen, noch kein Theater haben! Von den beiden großen Tragikern, Corneille und Racine, sei es Corneille, welcher den meisten Schaden gestiftet, und auf ihre tragischen Dichter den verderblichsten Einfluß gehabt habe. „Denn Racine hat nur durch seine Muster verführt: Corneille aber durch seine Muster und Lehren zugleich.“ Keine Nation habe die Regeln des alten Drama gerade mehr verkannt, als die Franzosen. . . . „Ich wage es, hier eine Aeußerung zu thun (heißt es gegen den Schluß der Dramaturgie), mag man sie doch nehmen, wofür man will! — Man nenne mir das Stück des großen Corneille, welches ich nicht besser machen wollte. Was gilt die Wette?“ — Daß man aber diese kecke Aeußerung ja nicht für Prahlerei nehme! Man merke also wohl, was er hinzusetzt: „Ich werde es zuverlässig besser machen; — und doch lange kein Corneille sein, — und doch lange noch kein Meisterstück gemacht haben. Ich werde es zuverlässig besser machen; — und mir doch wenig darauf einbilden dürfen. Ich werde nichts gethan haben, als was jeder thun kann, — der so fest an den Aristoteles glaubet, wie ich.“

Fünftes Kapitel.

Nach Corneille ist Voltaire der dritte in der Reihe der großen französischen Tragiker, an welchem Lessing bald mit dem ganzen Gewichte sittlicher Würde, bald mit der schneidenden Schärfe seines großen Verstandes, bald mit dem versengenden Feuer des Witzes die unbarmherzigste Kritik übt. Ihm war die beneidenswerthe Aufgabe gefallen, den beleidigten Nationalgeist

des deutschen Volkes nach hundert Jahren an dem Manne zu rächen, welcher gewohnt war, Deutschland nur als die dunkle Folie Frankreichs zu betrachten, der, ein anderer Bouhours, von Deutschland nichts weiter zu sagen wußte, als daß er ihm „mehr Geist und weniger Consonanten“ wünschte. Lessing läßt keine Gelegenheit vorüber, um die Leichtfertigkeit, Eitelkeit und Unwahrheit in so vielem, was Voltaire als Schriftsteller und Dichter bei unzähligen Anlässen sagt oder thut, hervor zu ziehen; es galt den Befreiungskrieg für die Selbständigkeit des deutschen Geistes gegen den talentvollsten und berühmtesten seiner damaligen Feinde, gegen den Liebling der Großen in Deutschland und Europa, zu kämpfen, der freilich von der Höhe seines Ruhmes auf den kecken Dramaturgen in einem Winkel Deutschlands mitleidig lächelnd herabsah. „Ich führe, sagt er (VII, 317. M. 207 f. H. 350), Anmerkungen von dem Herrn von Voltaire so gern an! Aus seinen geringsten ist noch immer etwas zu lernen: wenn schon nicht allzeit das, was er darinn sagt: wenigstens das, was er hätte sagen sollen. Primus sapientiae gradus est, falsa intelligere; (wo dieses Sprüchelchen steht, will mir nicht gleich beifallen,)[1]) und ich wüßte keinen Schriftsteller in der Welt, an dem man es so gut versuchen könnte, ob man auf dieser ersten Stuffe der Weisheit stehe, als an dem Herrn von Voltaire: aber daher auch keinen, der uns die zweyte zu ersteigen, weniger behülflich sein könnte; secundus, vera cognoscere. Ein kritischer Schriftsteller, dünkt mich, richtet seine Methode auch am besten nach diesem Sprüchelchen ein. Er suche sich nur erst jemanden, mit dem er streiten kann: so kommt er nach und nach in die Materie, und das übrige findet sich. Hierzu habe ich mir in diesem Werke, ich bekenne es aufrichtig, nun einmal die französischen Scribenten vornehmlich erwählt, und unter diesen besonders den Hrn. von Voltaire. . . . Wem diese Methode aber etwann mehr muthwillig als gründlich scheinen wollte: der soll wissen, daß selbst der gründliche Aristoteles sich ihrer fast immer bedient hat. Solet Aristoteles, sagt einer von seinen Auslegern, der mir eben zur Hand liegt, quaerere pugnam in suis libris. Atque hoc facit non temere et casu, sed certa ratione atque consilio: nam labefactatis aliorum opinionibus, u. s. w. O, des Pedanten! würde der Herr von Voltaire rufen. — Ich bin es blos aus Mißtrauen in mich selbst.“

In diesem Tone lustiger Ironie ist die Polemik gegen Voltaire, den „göttlichen Voltaire,“ großentheils gehalten, was eine besondere Wirkung macht, wenn etwa Lessing einen von Voltaires eigenen Landsleuten gegen ihn in Schutz nehmen zu müssen glaubt, während er auch wohl sich auf Voltaire selbst gegen Corneille, immer im Tone der Ironie, beruft.[2]) Jenes geschieht einmal bei dem

---

[1]) Lactantius, Divinae Institutiones I, 23. Schröders und Thieles Commentar II, 394. (M. und. B.) — [2]) Dies geschieht für den, welcher Voltaires Schriften nicht immer gegenwärtig hat, zuweilen versteckt; und die Zeiten sind nicht mehr, selbst in Frankreich nicht mehr, wo jeder Gebildete die geringste Anspielung auf eine Seite in Voltaires Schriften ohne Commentar verstände. Eine solche bietet z. B. die Dramaturgie (VII, 144. M. 136 f. H. 190), wo es in ernsthaftem Tone heißt: „Schon im vorigen Jahrhundert saß einmal ein ehrlicher Hurone in der Bastille zu Paris; dem ward die Zeit lang, ob er schon in Paris war; und vor langer Weile studierte er die französischen Poeten; diesem Huronen wollte die Rodogune [des Cor-

Essex von Thomas Corneille (VII, 102. M. 97. H. 152), nicht, als wenn dieser Essex ein vorzüglich gutes Stück wäre, sondern weil viele von den Fehlern, die Voltaire daran tadelt, theils sich nicht darin finden, theils unerhebliche Kleinigkeiten sind, die seinerseits eben nicht den richtigsten und würdigsten Begriff von der Tragödie voraussetzen. „Es gehört mit unter die Schwachheiten des Herrn von Voltaire, daß er ein sehr profunder Historikus sein will. Er schwang sich also auch bei dem Essex auf dieses sein Streitroß, und tummelte es gewaltig herum. Schade nur, daß alle die Thaten, die er darauf verrichtet, des Staubes nicht werth sind, den er erregt." Hier nimmt Lessing Veranlassung, die so anziehende, in unsern Tagen wieder lebhaft besprochene Frage von der Bedeutung des historischen Dramas und seiner Beziehung zur Geschichte mit der Schärfe und Festigkeit eines Kanons für alle Folgezeit aus dem innersten Wesen der Poesie zu erörtern. „Die ganze Tragödie des Corneille sei ein Roman: wenn er rührend ist, wird er dadurch weniger rührend, weil der Dichter sich wahrer Namen bedienet hat?"

„Weswegen wählt der tragische Dichter wahre Namen? Nimmt er seine Charaktere aus diesen Namen; oder nimmt er diese Namen, weil Charaktere, welche ihnen die Geschichte beilegt, mit den Charakteren, die er in Handlung zu zeigen sich vorgenommen, mehr oder weniger Gleichheit haben? Ich rede nicht von der Art, wie die meisten Trauerspiele vielleicht entstanden sind, sondern wie sie eigentlich entstehen sollten. Oder, mich mit der gewöhnlichen Praxi der Dichter übereinstimmender auszudrücken: sind es die bloßen Facta, die Umstände der Zeit und des Ortes, oder sind es die Charaktere der Personen, durch welche die Facta wirklich geworden, warum der Dichter lieber diese als eine andere Begebenheit wählet? Wenn es die Charaktere sind, so ist die Frage gleich entschieden, wie weit der Dichter von der historischen Wahrheit abgehen könne. In allem, was die Charaktere nicht betrift, so weit er will. Nur die Charaktere sind ihm heilig; diese zu verstärken, diese in ihrem besten Lichte zu zeigen, ist alles, was er von dem Seinigen dabei hinzuthun darf; die geringste wesentliche Veränderung würde die Ursache aufheben, warum sie diese und nicht andere Namen führen, und nichts ist anstößiger, als wovon wir uns keine Ursache geben können. . . . Kurz: die Tragödie ist keine dialogirte Geschichte; die Geschichte ist für die Tragödie nichts, als ein Repertorium von Namen, mit denen wir gewisse Charaktere zu verbinden gewohnt sind. Findet der Dichter in der Geschichte mehrere Umstände zur Ausschmückung und Individualisirung seines Stoffes bequem: wohl, so brauche er sie. Nur daß man ihm hieraus ebenso wenig ein Verdienst, als aus dem Gegentheile ein Verbrechen mache!"

In ähnlichem Sinne nimmt Lessing einige Blätter vorher (VII, 85. M.

---

neille] gar nicht gefallen. — . . . Endlich kam vor einigen Jahren sogar auch ein Franzose, sonst ein gewaltiger Verehrer des Corneilleschen Namens" u. s. w. Dies ist nun beidemal Voltaire; das erstemal in seiner komischen Erzählung L'Ingenu, histoire veritable (Oeuvres complètes de Voltaire, ed. Beaumarchais T. XLIV, 394—396, chap. XII. (ce que l'Ingenu pense des pièces de théatre), das anderemal als Herausgeber und Kommentator des Corneille. — Vgl. B. Vorberger, „Einzelheiten über Voltaire bei Lessing" in der Einladungsschrift der Realschule II. Ordnung zu Friedrichstadt-Dresden 1879.

82. H. 137) des Du Belloy Trauerspiel: Zelmire, mit Bezug auf die Regel des Aristoteles, gegen einen französischen Kunstrichter in Schutz, welcher weit lieber einen Stoff aus der Geschichte, als eine freie Erfindung gehabt hätte. „Auf dem Theater sollen wir nicht lernen, was dieser oder jener einzelne Mensch gethan hat, sondern was ein jeder Mensch von einem gewissen Charakter unter gewissen gegebenen Umständen thun werde. Die Absicht der Tragödie ist weit philosophischer, als die Absicht der Geschichte." Ein Satz, welcher einmal die besondere Bewunderung Schillers erregte, der es, „einem solchen Verstandesmenschen, wie Aristoteles, kaum zugetraut hätte, daß er der Poesie eine größere Wahrheit, als der Geschichte zugestehe." Gleichwohl wird man noch heutiges Tages genöthigt, diese Grundsätze selbst gegen Dichter und Kritiker von Talent von neuem einzuschärfen.[1])

Nicht immer also läßt Lessing den Ton des leichten Spottes über Voltaire hören (dessen gute und glänzende Seiten nebenher bei ihm sogar zu ihrem Rechte kommen); einige Stücke Voltaires, wie Semiramis, Zaire, Merope gehören zu denen, bei welchen die wissenschaftliche Strenge, wie der ganze sittliche Ernst des Kritikers am meisten hervorleuchtet.[2]) Die Kritik der Merope bildet allein eine Abhandlung von bedeutendem Umfange, die Untersuchung greift aus in allen Beziehungen, welche den Gegenstand ins Licht setzen können, nicht minder in Betreff des Literargeschichtlichen, wie des Aesthetischen. In der Vergleichung der Merope des Maffei und des Voltaire gab Lessing ein Muster jener vergleichenden Kritik, wie es an Schärfe, Gründlichkeit und universellem Blick schwer erreicht oder übertroffen werden konnte. Maffei hatte durch seine Merope eine Revolution auf den Bühnen Italiens hervorgerufen, und der begeisterte Beifall Italiens hallte in ganz Europa wider. Mehr als dreißig Ausgaben wurden in sechzehn Jahren (von 1714 bis 1730) in und außer Italien davon gemacht: sie ward ins Französische, ins Englische, ins Deutsche übersetzt, und man hatte vor, sie mit allen diesen Uebersetzungen zugleich drucken zu lassen. Ins Französische war sie schon zweimal übersetzt, als Voltaire sich nochmals darüber machen wollte, um sie auch wirklich auf die französische Bühne zu bringen. Allein er fand, daß dies durch eine eigentliche Uebersetzung nicht geschehen könne, und dies bestimmte ihn, mit einem eigenen Stücke, mit seiner Merope, hervorzutreten, welches im Jahre 1743 mit dem außerordentlichsten Beifall auf dem Pariser Theater aufgeführt wurde, nachdem der alte Vater Tournemine das Stück für eines von den vollkommensten Trauerspielen, für ein wahres Muster erklärt hatte, wodurch das verloren gegangene Stück des Euripides gleichen Inhalts wieder hergestellt wäre.

Eine Tragödie ohne Galanterie, in welcher die ganze Intrigue auf der

---

[1]) Mit Geist und Nachdruck thut dies H. Hettner: Das moderne Drama, Braunschweig 1852, 47 ff. Selbst ein Denker und Dichter, wie Julius Mosen, stellte ohne Bedenken dem heutigen Dramatiker die Aufgabe, „daß er den Prozeß der Weltgeschichte als Referat von der Bühne herunter dem Publikum vortrage." (Dies würde ja den gleichzeitigen Bestrebungen großer Künstler, die Weltgeschichte zu malen, ziemlich entsprechen). — [2]) Wie schneidend züchtigt Lessing Voltaires Eitelkeit, womit er (was bei Aufführung seiner Merope zum erstenmal in der Geschichte des Theaters geschah) dem Rufen und Schreien des Publikums, sich ihm auf der Bühne zu zeigen, nachgab! (VII, 162 ff. M. 153 f. H. 206 ff.).

Liebe einer Mutter beruht, und das zärtlichste Interesse aus der reinsten Tugend entspringt, wie die Merope des Maffei, war, gegen die Musterstücke des französischen Theaters, ganz neu; wie viel dem Stücke jedoch zu einem wahren Gedichte fehlte, hat Niemand strenger entwickelt, als Lessing. „Was ein Gelehrter, von gutem klassischen Geschmacke, der so etwas mehr für eine Erholung, als für eine Arbeit ansieht, die seiner würdig wäre, leisten kann, das leistete auch Maffei. . . . Der Litterator und Versificateur läßt sich überall spüren, aber nur selten das Genie und der Dichter. . . ."

Voltaire hätte also ganz Recht gehabt, an dieser Merope triftige Ausstellungen zu machen, wenn er es nicht auf eine ebenso hinterlistige, als plumpe Art gethan hätte, wobei die Wahrheit nach beiden Seiten zu kurz fiel. Er stattete sein Werk mit einer doppelten Vorrede aus, die erste in seinem eigenen, die andere im Namen eines gewissen Lindelle, d. h. hinter einer ziemlich durchsichtigen Maske. Als Voltaire sagt er dem Italiener die einschmeichelndsten Dinge, und unter der Maske jenes de la Lindelle die schneidendsten und dabei unwahren Grobheiten. „Wer einen französischen Januskopf sehen will, der vorne auf die anschmeichelndste Weise lächelt, und hinten die hämischsten Grimassen schneidet, der lese beide Briefe in einem Zuge. Ich möchte keinen geschrieben haben; am wenigsten aber beide." Nun ergeht ein Gericht über die Merope des Voltaire, welches um so schwerer fällt, als dieser das Seine dazu beitrug, die Schwäche der italienischen Merope (um mit der seinigen desto mehr zu glänzen) dem Leser in die Augen zu rücken. Indem Lessing auf die Begebenheiten, welche der Fabel des Stücks zu Grunde liegen, in ihren abweichenden Umständen bei Pausanias, Apollodorus und Hyginus zurückgeht, und einige abgerissene Nachrichten bei Aristoteles und Plutarch berücksichtigt, gelangt er zu dem Resultat, daß die Merope des Voltaire nicht etwa bloß durch die Merope des Maffei veranlaßt, sondern ganz und gar aus dieser entstanden sei, indem Fabel, Plan und Situationen dem Maffei gehörten. „Nicht eben derselbe Stoff, sagt Aristoteles, sondern eben dieselbe Verwicklung und Auflösung machen, daß zwei oder mehrere Stücke für ebendieselben Stücke zu halten sind. Also, nicht weil Voltaire mit dem Maffei einerlei Geschichte behandelt hat, sondern, weil er sie mit ihm auf ebendieselbe Art behandelt hat, ist er hier für weiter nichts, als für den Uebersetzer und Nachahmer desselben zu erklären." Die Veränderungen und neuen Wendungen, welche er vorgenommen, betreffen die unerheblichsten Kleinigkeiten, die auf die Oekonomie des Stückes selbst keinen Einfluß haben, bis auf eine einzige, worin man den Dichter erkennt (namentlich nennt Lessing die zweite Scene des vierten Aktes ganz vortrefflich).

Dies alles wird mit dem Messer der Kritik bis in die feinsten Adern und Windungen dieses tragischen Gewebes nachgewiesen.

Der Pater Tournemine[1]) hatte unter andern zur Empfehlung von Vol-

---

[1]) Dieser gelehrte Jesuit (1661—1739), Mitherausgeber des Journal de Trevoux, ist uns aus seinem Briefwechsel mit Leibniz und seinem Streite mit demselben über seine Abhandlung vom Ursprung der Franken bekannt. Montesquieu, den Lessing anführt, ließ ihn seinen Spott fühlen. „Wer ist denn dieser Tournemine? Wir kennen keinen Tournemine!" —

taires Merope in die Welt geschrieben, Aristoteles habe die Fabel der Merope in die erste Klasse der tragischen Fabeln gesetzt. Diese Behauptung, welche von Voltaire, ein wenig modificirt, wiederholt wurde, giebt Lessingen die Veranlassung, einen der schwierigsten Punkte in dem vierzehnten Kapitel der Poetik des Aristoteles, welches von der Zahl und Vollkommenheit tragischer Fabeln handelt, ins Licht zu setzen, und die Lösung eines für unauflöslich erklärten Widerspruchs bei Aristoteles zu versuchen, damit die Erklärungen dieses Philosophen in innerer Uebereinstimmung verbleiben.[1]) Bei alledem fehlt viel, daß nach diesen Erklärungen die Fabel der Merope zu den vollkommensten gehört. Doch dies schien allenfalls den Literator anzugehen. Worauf Lessing zunächst aber den größten Nachdruck legt, ist, daß die gepriesene Regelmäßigkeit des französischen Theaters eine bloß scheinbare sei. „Besonders ist Voltaire ein Meister, sich die Fesseln der Kunst so leicht, so weit zu machen, daß er alle Freiheit behält, sich zu bewegen, wie er will; und doch bewegt er sich oft so plump und schwer und macht so ängstliche Verdrehungen, daß man meinen sollte, jedes Glied von ihm sei an ein besonderes Klotz geschmiedet. Es kostet mir Ueberwindung, ein Werk des Genies aus diesem Gesichtspunkte zu betrachten; doch da es, bey der gemeinen Klasse von Kunstrichtern, noch so sehr Mode ist, es fast aus keinem andern, als aus diesem zu betrachten; da es der ist, aus welchem die Bewunderer des französischen Theaters das lauteste Geschrey erheben. . . . Gleichwohl schreyen die französischen Kunstrichter alle so; besonders wenn sie auf die dramatischen Stücke der Engländer kommen. Was für ein Aufhebens machen sie von der Regelmäßigkeit, die sie sich so unendlich erleichtert haben! — . . .

„Möchten meinetwegen Voltaires und Maffeis Merope acht Tage dauern," ruft er aus, „und an sieben Orten in Griechenland spielen! Möchten sie aber auch nur die Schönheiten haben, die mich diese Pedanterien vergessen machen!"

Lessing hat hier das Drama der Engländer genannt; im Grunde meint er immer den einen — Shakespeare. Er hatte schon in den Literaturbriefen, an der bekannten Stelle gegen Gottsched (VI, 41 ff. M. 42. H. IX, 82) und dessen Vorliebe für die Franzosen — einer Stelle, wo die Seele der Hamburgischen Dramaturgie schon deutlich hervorblickt — dem großen englischen Dichter die Stelle angewiesen, welche er in der Dramaturgie einnimmt. „Auch nach den Mustern der Alten die Sache zu entscheiden, ist Shakespeare ein weit größerer tragischer Dichter als Corneille, obgleich dieser die Alten sehr wohl und jener fast gar nicht gekannt hat. Corneille kömmt ihnen in der mechanischen Einrichtung, und Shakespeare in dem Wesentlichen näher. Der Engländer erreicht den Zweck der Tragödie fast immer, so sonderbare und ihm eigene Wege er auch wählet; und der Franzose erreicht ihn fast niemals, ob er gleich die gebahnten Wege der Alten betritt. Nach dem Oedipus des Sophokles muß in der Welt kein Stück mehr Gewalt über unsere Leidenschaften haben als Othello, als König Lear, als Hamlet u. s. w. Hat Corneille ein einziges Trauerspiel, das Sie nur halb so gerührt hätte,

[1]) S. Ed. Müller a. a. O. II, 139, besonders 153—156. Hermann beruft sich (149) auch wieder auf Lessing, läßt jedoch einen Widerspruch hier bestehen.

als die Zaire des Voltaire? Und die Zaire des Voltaire, wie weit ist sie unter dem Mohren von Venedig, dessen schwache Copie sie ist, und von welchem der ganze Charakter des Orosmans entlehnet worden?"

Alles, was in der Dramaturgie über Shakespeare bei verschiedenen Gelegenheiten entwickelt wird, bei der Semiramis und Zaire des Voltaire, bei Weißes Richard III., ist in jenem Literaturbriefe wesentlich also schon enthalten; war doch früher schon Shakespeare kein unbekannter Name in Deutschland; vor dem Erscheinen der Hamburgischen Dramaturgie hat Gerstenberg in den „Briefen über Merkwürdigkeiten der Litteratur 1766 und 1767" (einer Nachahmung und gleichsam Fortsetzung „der Berlinischen Literaturbriefe") Brief 14—18 „Versuch über Shakespeares Werke und Genie," den Dichter als unerreichtes Muster aufgestellt. Um das Verdienst Wielands, die erste deutsche lesbare Uebersetzung des Shakespeare (seit 1762) geliefert zu haben, nicht zu schmälern, übersieht auch Lessing gern die Unvollkommenheiten eines ersten Versuches, und will, daß man „von diesen Fehlern kein solches Aufsehen hätte machen sollen."[1])

Es galt, den unbedingten Verehrern eines Voltaire in der großartigen Wahrheit und Natur, in der Poesie Shakespeares einen Spiegel vorzuhalten. Dazu hatte Voltaire selbst, wenn auch in einem ganz andern Sinne, herausgefordert. War er es doch, der nach seiner Rückkehr aus England seinen Landsleuten Shakespeare als ein wunderbares Genie, von hinreißendem Erfolge auf die Gemüther der Engländer, genannt hatte; und wie mitleidig er auch nachher stets auf die unregelmäßigen wilden Formen dieses Genies herabblickte, er hatte sich mit seinem Geiste genährt; seine Zaire, sein Tod Cäsars, waren durch Shakespeare ins Leben gerufen. Es braucht hier für Lessing keiner Zurechtlegung verschobener Regeln, wie bei Corneille; hier galt es That gegen That anschaulich zu machen. Einige starke Schlagworte übten und üben noch ihre volle Wirkung. „Die Liebe selbst hat Voltairen die Zaire diktirt, sagt ein (französischer) Kunstrichter artig genug. Richtiger hätte er gesagt: die Galanterie. Ich kenne nur Eine Tragödie, an der die Liebe selbst arbeiten helfen, und das ist Romeo und Julie, von Shakespeare. . . . Voltaire versteht, wenn ich so sagen darf, den Kanzleystil der Liebe vortrefflich, ... aber der beste Kanzeliste weiß von den Geheimnissen der Regierung nicht immer das meiste. Dasselbe läßt sich von der Eifersucht sagen. Othello ist offenbar das Vorbild des Orosman gewesen, aber welche kahle Figur spielt Orosman gegen Othello. Cibber sagt, Voltaire habe sich des Brandes bemächtigt, der den tragischen Scheiterhaufen des Shakespeare in Gluth gesetzt. Ich hätte gesagt: eines Brandes aus diesem flammenden Scheiterhaufen; und noch dazu eines, der mehr dampft, als leuchtet und wärmt." Voltaire hatte in seiner Semiramis den Geist des Ninus — am hellen Tage auftreten lassen; Lessing zeigt das Komische dieses Gespenstes gegen die Erscheinung des Geistes im Hamlet, dessen

---

[1]) „Lessing war anfangs selbst der Meinung, Shakespeare müsse nicht übersetzt, sondern blos studirt werden. Aber nach seiner gewöhnlichen Art, auf die Seite des Schwächern zu treten, nahm er sich der Uebersetzung an, als sie da war. Er wollte überdies die Härte, die er in den Literaturbriefen gegen Wieland gezeigt hatte, wieder gut machen." (Nicolais Leben und Nachlaß von Göcking. „Einzelne Ideen." 132).

echt tragische und poetische Wirkung er aus der innersten Natur unsers Gemüths psychologisch entwickelt.

„Beim Shakespeare ist es der einzige Hamlet, mit dem sich das Gespenst einläßt. Es wirkt auf uns, mehr durch ihn, als durch sich selbst. Voltaires Gespenst ist nichts als eine poetische Maschine, die nur des Knotens wegen da ist. Shakespeares Gespenst hingegen ist eine wirklich handelnde Person, an deren Schicksal wir Antheil nehmen; es erweckt Schauder, aber auch Mitleid. Voltaire betrachtet die Erscheinung eines Verstorbenen als ein Wunder, Shakespeare als eine ganz natürliche Begebenheit. Wer von beiden philosophischer denkt, dürfte keine Frage sein; aber Shakespeare dachte poetischer." Wenn uns Goethe in Wilhelm Meister durch die meisterhafte Exposition des Hamlet den Geist dieses gewaltigen Stückes klar gelegt hat, so dürfen wir nicht außer Acht lassen, daß es Lessing war, welcher durch diese tiefere Auffassung des Geistes (dessen Auftreten in jenem Roman so beziehungsreich wird) die erste Anregung dazu gab.

Wie aber ein heutiger Dichter Shakespeare benützen könne und solle, spricht Lessing in der hinlänglich besprochenen Kritik des Weißeschen Richard III. in wenigen, aber großen und schlagenden Kernsprüchen aus. „Vielleicht wäre es ein Verdienst gewesen, an Shakespearen ein Plagium zu begehen," sagte Weiße. — „Vorausgesetzt, daß man eins an ihm begehen kann. Aber was man von Homer gesagt hat: es lasse sich dem Herkules eher die Keule, als ihm ein Vers abringen, das läßt sich vollkommen auch von Shakespeare sagen. Auf die geringste von seinen Schönheiten ist ein Stempel gedrückt, welcher gleich der ganzen Welt zuruft: ich bin Shakespeares! Und wehe der fremden Schönheit, die das Herz hat, sich neben sie zu stellen!"

„Shakespeare will studirt, nicht geplündert sein. . . . Alle, auch die kleinsten Theile beim Shakespeare, sind nach den großen Maßen des historischen Schauspiels zugeschnitten, und dieses verhält sich zu der Tragödie französischen Geschmacks, ungefähr wie ein weitläufiges Freskogemälde gegen ein Miniaturbildchen für einen Ring. . . . Wenn man den Aermel aus dem Kleide eines Riesen für einen Zwerg recht nutzen will, so muß man ihm nicht wieder einen Aermel, sondern einen Rock daraus machen. Thut man aber auch dieses, so kann man wegen der Beschuldigung des Plagiums ganz ruhig sein. . . ."

Mit dem Fingerzeig auf Shakespeare — denn mehr konnte es nicht sein, weil Lessing nach dem damaligen Repertoire des deutschen Theaters noch die Gelegenheit nicht erhielt, das Innere eines jener großen Schauspiele Shakespeares darzulegen, — hat Lessing seiner Dramaturgie die Bedeutung eines Canon (wie sie so oft genannt wird) für das deutsche Drama ebenso gegeben, wie vorher durch den Laokoon für Theorie und Ausübung von Kunst und Poesie; Laokoon hat so, wie bereits angedeutet ward, seine Ergänzung gefunden. Homer und Milton, Sophokles und Shakespeare — hiermit war der universelle Gesichtskreis für die heutige Kritik und Poetik gewonnen. [1])

[1]) Danzels Meinung, die er im ersten Bande S. 442 so bestimmt hinstellt, und die er in seinem letzten Aufsatze: Shakespeare und noch immer kein Ende (Blätter für liter. Unterhaltung 1850, Nr. 131—137; Gesammelte Aufsätze, von O. Jahn. 203 ff.)

In jener Parallele und Gleichstellung des Antiken und Modernen in Epos und Drama, bei den Vertretern der höchsten Poesie, lag aber auch das Maß für die Hochstellung und den Cult des einen, wie des andern. Lessing schaute nämlich das Wesen (nicht die äußere Form) der griechischen Tragödie, selbst nach den Gesetzen des Aristoteles, vollkommen in Shakespeare, und dachte insofern von ihm anders als Schiller; eben dies trennte ihn für immer von der jetzt neben ihm heranwachsenden Generation der Stürmer und Dränger, welche das Wesen der Shakespearischen Tugenden in der scheinbaren Regellosigkeit und negativen Freiheit von der französischen Bühne sahen, und sofort allem Gesetz den Krieg erklärten. Noch vor kurzem hatte Gerstenberg in seinem oben erwähnten Aufsatze über Shakespeare, aus Mißverständniß des Aristoteles, Folgerungen über das Verhältniß von Shakespeare zu den Griechen gezogen, welche Lessingen nur verletzen konnten; bald galt es als ein Zeichen des Genie, aller Regeln, aller Gesetze zu spotten. Genie und wieder Genie hallte es nunmehr wieder, vorzüglich seit mit dem Anfange des Jahres 1768 Klotzens allgemeine Bibliothek der schönen Wissenschaften zu Halle herauskam.

Niemand konnte das ursprüngliche und unveräußerliche Recht des Genie, gegenüber allem Gesetz, eindringlicher und wärmer anerkennen als Lessing. Die Dramaturgie ist reich an Aeußerungen dieser Art. „Dem Genie ist es vergönnt (heißt es z. E. bei der Frage über das Verhältniß der dramatischen Charaktere zur Geschichte St. 34) tausend Dinge nicht zu wissen, die jeder Schulknabe weiß; nicht der erworbene Vorrath seines Gedächtnisses, sondern das, was es aus sich selbst, aus seinem eigenen Gefühl hervorzubringen vermag, macht seinen Reichthum aus (Hinweisung auf Pindarus Olymp. II, Str. 5, v. 10).“ Oder wenn es zur Rechtfertigung der Prologe bei Euripides, dessen Stücke wegen dieser Vermischung des Epischen und Dramatischen manchem zwitterhaft schienen, heißt: „Was will man endlich mit der Vermischung der Gattungen überhaupt? In den Lehrbüchern sondere man sie so genau von einander ab als möglich; aber wenn ein Genie, höherer Absichten wegen, mehrere derselben in einem und eben demselben Werke zusammenfließen läßt, so vergesse man das Lehrbuch, und untersuche bloß, ob es diese höheren Absichten erreicht hat.“ (St. 48. Schluß). Eine bedeutende Aeußerung für einen Kritiker, dessen Hauptbestreben sonst immer auf die scharfe und reinste Sonderung der Gattungen und Arten gerichtet ist.

Lessing hatte vor dem Schluß der Dramaturgie noch so viel Zeit, um

---

wiederholt: daß Lessing nicht, im Geiste der jüngern Generation, unter den englischen Dramatikern Shakespeare'n allein und mit exclusiver Bewunderung anführe, sondern nur als den besten unter seinen Zeitgenossen — also eigentlich nur nach seinem relativen Werthe — kann ich nicht für richtig halten. Wohl war dies Danzels eigene Ansicht über Shakespeare; aber nichts berechtigt uns, sie Lessing beizulegen; am wenigsten in der Dramaturgie, wo er ihm den Platz neben Homer giebt. Bei Lope de Vega und Calderon dagegen sagt Lessing es deutlich genug, daß sie nur die bessern ihrer Gattung sind. Die Zeit für eine kritische Betrachtung und Sonderung der Stücke Shakespeares aber, welche auf historischem Wege unternommen werden mußte (wozu bei uns Eschenburg den ersten gründlichen Versuch machte): diese Zeit war noch nicht gekommen. (Guhrauer).

die Kritik gegen die Ansprüche der Aftergenies in Schutz zu nehmen. „Wir haben," sagt er (St. 96), „dem Himmel sei Dank, jetzt ein Geschlecht selbst von Kritikern, deren beste Kritik darin besteht, — alle Kritik verdächtig zu machen. „„Genie! Genie!"" schreien sie. „„Das Genie setzt sich über alle Regeln hinweg! Was das Genie macht, ist Regel!"" So schmeicheln sie dem Genie: ich glaube, damit wir sie auch für Genies halten sollen. Doch sie verrathen zu sehr, daß sie nicht einen Funken davon in sich spüren, wenn sie in einem und ebendemselben Athem hinzusetzen: „„die Regeln unterdrücken das Genie!"" — Als ob sich Genie durch etwas in der Welt unterdrücken ließe! Und noch dazu durch etwas, das, wie sie selbst gestehen, aus ihm hergeleitet ist. Nicht jeder Kunstrichter ist Genie; aber jedes Genie ist ein geborener Kunstrichter. Es hat die Probe aller Regeln in sich. . . . ." Und mit Beziehung auf das bisherige Vorurtheil über die Muster der französischen Bühne, welches glücklicher Weise durch einige englische Stücke aus seinem Schlummer erweckt worden, heißt es: „Geblendet von diesem plötzlichen Strahle der Wahrheit, prallten wir gegen den Rand eines andern Abgrundes zurück. Den englischen Stücken fehlten zu augenscheinlich gewisse Regeln, mit welchen uns die französischen so bekannt gemacht hatten. Was schloß man daraus? Dieses: daß sich auch ohne diese Regeln der Zweck der Tragödie erreichen lasse; ja, daß diese Regeln wohl gar Schuld sein könnten, wenn man ihn weniger erreiche. Und das hätte noch hingehen mögen! — Aber mit diesen Regeln fing man an, alle Regeln zu vermengen, und es überhaupt für Pedanterie zu erklären, dem Genie vorzuschreiben, was es thun und was es nicht thun müsse. Kurz, wir waren auf dem Punkte, uns alle Erfahrungen der vergangenen Zeit muthwillig zu verscherzen, und von den Dichtern lieber zu verlangen, daß jeder die Kunst aufs neue für sich erfinden solle. . . . ." Hier ist der Punkt bezeichnet, von wo aus wir Lessingen in dieser, wie in den übrigen Richtungen der damaligen Bewegung, bei den höchsten Fragen von Kunst und Wissenschaft, wie der Religion, werden Halt machen sehen.

Man hat nicht ohne Grund von Lessings übergroßer Strenge und einer gewissen Einseitigkeit in seiner Kritik gegen Corneille, Racine und Voltaire gesprochen, und sein Unrecht gewissermaßen gut zu machen gesucht;[1]) er selbst wird durch seine Mission gerechtfertiget. Die Ausgleichung seiner Urtheile durfte Lessing getrost der Nachwelt überlassen. Dreißig Jahre nach dem Erscheinen der Hamburgischen Dramaturgie brachte Goethe den Mahomet von Voltaire auf die Bühne. Schiller übersetzte die Phädra. Lessings Sendung war jetzt erfüllt, der Zweck seiner Dramaturgie war erreicht; der Deutsche durfte die Vorzüge der französischen Tragödie nun anerkennen, ja bei dem Hereinbrechen eines wilden Naturalismus, auf sie als Muster schöner und würdiger Formen hinweisen. Schillers Stanzen an Goethe: „Als er den Mahomet von Voltaire auf die Bühne brachte," klingen uns wie eine herrliche Nachrede zu Lessings Dramaturgie:

---

[1]) So F. S. Bamberg, Ueber die dramatische Literatur der Franzosen, in Rötschers Jahrbüchern für dramat. Kunst und Literatur I, 47, und Hettner, Die altfranzösische Tragödie, Blätter für liter. Unterhaltung, 1850, Nr. 256—258.

Einheim'scher Kunst ist dieser Schauplatz eigen,
Hier wird nicht fremden Götzen mehr gedient;
Wir können muthig einen Lorbeer zeigen,
Der auf dem deutschen Pindus selbst gegrünt.
Selbst in der Künste Heiligthum zu steigen,
Hat sich der deutsche Genius erkühnt,
Und auf der Spur des Griechen und des Britten
Ist er dem bessern Ruhme nachgeschritten.

In den letzten Zeiten fing jedoch „das rohe Leben an, sich heranzudrängen an das leichte Fahrzeug, das, gleich dem Acherontschen Kahne, nur die flüchtigen Geister fassen kann; die Kunst drohte vom Schauplatz zu verschwinden, die Phantasie behauptete ihr wildes Reich:"

„Nur bei dem Franken war noch Kunst zu finden;
Erschwang er gleich ihr hohes Urbild nie,
Gebannt in unveränderlichen Schranken
Hält er sie fest, und nimmer darf sie wanken.

Nicht Muster zwar darf uns der Franke werden,
Aus seiner Kunst spricht kein lebendger Geist;
Des falschen Anstands prunkende Geberden
Verschmäht der Sinn, der nur das Wahre preist!
Ein Führer nur zum Bessern soll er werden,
Er komme, wie ein abgeschiedner Geist,
Zu reinigen die oft entweihte Scene
Zum würd'gen Sitz der alten Melpomene."

Lessing hätte wohl diesen Strophen seinen Beifall nicht versagt. Es hieße ihm Unrecht thun, zu glauben, daß er aus Nationalvorurtheilen überhaupt über das französische Theater den Stab gebrochen habe, als er das verwegene Wort aussprach, daß nicht nur wir Deutsche — daß auch die Franzosen noch kein Theater haben! Er unterschied scharf genug das Genie von der irrthümlichen, verkehrten Lehre und der Ausübung. Darum will Mirabeau, daß man Lessingen von den Uebertreibungen seiner Nachtreter freispreche.[1])

„Will ich denn sagen, daß kein Franzose fähig sei, ein wirklich rührendes tragisches Werk zu machen? daß der volatile Geist der Nation einer solchen Arbeit nicht gewachsen sei? — Ich würde mich schämen, wenn mir das nur eingekommen wäre. Deutschland hat sich noch durch keinen Bouhours lächerlich gemacht. Und ich, für meinen Theil, hätte nun gleich die wenigste Anlage dazu. Denn ich bin sehr überzeugt, daß kein Volk in der Welt irgend eine Gabe des Geistes vorzüglich vor anderen Völkern erhalten habe. Man sagt zwar: der tiefsinnige Engländer, der witzige Franzose. Aber wer hat denn die Theilung gemacht? Die Natur gewiß nicht, die Alles unter Alle gleich vertheilt. Es giebt eben so viel witzige Engländer als witzige Franzosen, und eben so viel tiefsinnige Franzosen als tiefsinnige Engländer: der Braß von dem Volke aber ist keins von beidem." — Wenn dessen ungeachtet die Franzosen die wahre Tragödie noch nicht haben, so sei es, weil sie sie schon

[1]) Sur Moses Mendelssohn, Londres 1787, 15 — „il rendit toujours un hommage de respect, d'admiration même à notre littérature et à nos grands hommes, un seul excepté (Voltaire ist gemeint); et celui-ci se montra trop souvent injuste, pour qu'on ne doive pas excuser ceux qui le furent envers lui." —

lange gehabt zu haben glauben, und zwar: durch ihre Eitelkeit, die sie vorzüglich vor allen Völkern haben; aber dies sei keine Gabe der Natur.

Wenn Lessing das harte, oft wiederholte Wort aussprach: daß wir Deutsche noch keine Nation sind, wenn er ein andermal die Vaterlandsliebe nur in einem bedingten Sinne als Tugend gelten lassen will, so weiß er am rechten Orte uns gerade die Franzosen hierin als Muster vorzustellen. Es geschieht bei Gelegenheit der Belagerung von Calais, von Du Belloy, eines sonst mittelmäßigen Stückes, welches aber wegen seines patriotischen Inhalts bei den Franzosen den größten Beifall erregte und Epoche machte.[1]) (St. 18). „Es zeigt sich als ein Volk, das auf seinen Ruhm eifersüchtig ist; auf das die großen Thaten seiner Vorfahren den Eindruck nicht verloren haben; das, von dem Werthe eines Dichters und von dem Einflusse des Theaters auf Tugend und Sitten überzeugt, jenen nicht zu seinen unnützen Gliedern rechnet, dieses nicht zu den Gegenständen zählt, um die sich nur geschäftige Müßiggänger bekümmern. Wie weit sind wir Deutsche in diesem Stücke noch hinter den Franzosen! Es gerade herauszusagen: wir sind gegen sie noch die wahren Barbaren! Barbarischer als unsere barbarischsten Voreltern, denen ein Liedersänger ein sehr schätzbarer Mann war, und die, bei aller ihrer Gleichgültigkeit gegen Künste und Wissenschaften, die Frage, ob ein Barde oder einer, der mit Bärenfellen und Bernstein handelt, der nützlichere Bürger wäre? sicherlich für die Frage eines Narren gehalten hätten!" — Noch zum Schlusse blitzt die Ahndung des tieferen Grundes für die Ohnmacht deutscher Poesie und Literatur, des Mangels an Nationalstolz und Nationaleinheit in der Dramaturgie auf: „Ueber den gutherzigen Einfall, den Deutschen ein Nationaltheater zu verschaffen, da wir Deutsche noch keine Nation sind! Ich rede nicht von der politischen Verfassung, sondern blos von dem sittlichen Charakter. Fast sollte man sagen, dieser sei: keinen eigenen haben zu wollen." — Nur geht Lessing beidemale zu schnell darüber hin und nimmt durch die Wendung zum Literarischen dem Hauptgedanken seine Spitze, als hätte er eine Scheu, sich über die letzten Gründe unsers Erbübels öffentlich auszusprechen. Die Hinweisung auf die Barden der alten Deutschen erinnert an Klopstock, welcher damals mit seiner Herrmannsschlacht einen mißlungenen Anlauf nahm, mit den patriotischen und nationalen Sympathien ein poetisches und dramatisches Bündniß zu knüpfen, dessen Ruhm aber nicht ihm, sondern einem viel jüngeren, Goethen bewahrt blieb.

Lessings Strenge trifft endlich immer nur die Tragödie; die übrigen Gattungen des Dramas bei den Franzosen, namentlich das Lustspiel und das bürgerliche Trauerspiel, finden auch bei ihm die vollste Anerkennung; während er umgekehrt von dem englischen Theater das Lustspiel nur unter der Bedingung einer wahren Umarbeitung und Bearbeitung für die deutsche Bühne empfehlen kann; und nicht einmal Shakespeare hierbei ausnimmt.[2]) Die Befreiung von

---

[1]) Der Dichter starb 1775. Le siège de Calais (1765) eut un succès prodigieux. (Bouillet, Dictionnaire s. v.). — [2]) St. 12. VII, 57. M. 56. H. 111: „So wie die Engländer die französischen Stücke mit Episoden erst vollpfropfen müssen, wenn sie auf ihrer Bühne gefallen sollen; so müßten wir die englischen Stücke von ihren Episoden erst entladen, wenn wir unsere Bühne glücklich damit bereichern wollten. . . . Mit ihren Tragödien werden wir noch eher fertig; diese sind zum Theil bei weitem so

dem französischen Theater, welche sein Werk unter uns ist, muß immer in dieser Einschränkung genommen werden. Von Molière spricht er durchgängig mit der diesem hohen und edlen Talente würdigen Anerkennung, sehr weit entfernt von dem Mißurtheile eines Schlegel, welches die tiefste Mißbilligung Goethes erregte, heute aber längst schon veraltet ist. Die Stelle, wo Lessing Molière neben Shakespeare nennt (s. oben S. 151), zeigt schon die Verehrung, welche er ihm zollte. Er nimmt einmal Molières „Frauenschule" scharfsinnig gegen Voltaire in Schutz, welcher in diesem Lustspiel nichts als Erzählung und gar keine Handlung zu sehen glaubte und deshalb gar eine neue Gattung für dieses Stück erfinden wollte.[1]) Destouches stellt Lessing in Betreff des Niedrigkomischen weit unter Molière. Es sei um vieles steifer; der witzige Kopf sei mehr darin zu spüren als der getreue Maler, seine Narren seien selten von den behaglichen Narren, wie sie aus den Händen der Natur kommen, sondern mehrentheils von der hölzernen Gattung, wie sie die Kunst schnitzelt. Dessen ungeachtet seien seine lustigen Stücke am wahren Komischen so geringhaltig noch nicht, als sie ein verzärtelter Geschmack finde; sie haben Scenen mitunter, die ihm allein einen ansehnlichen Rang unter den komischen Dichtern versichern könnten. Sein Philosophe marié, welcher 1727 auf die Bühne kam, gehöre unstreitig unter „die Meisterstücke der französischen Bühne." In diesem Stücke, wie im Ruhmredigen, im Verschwender habe Destouches Muster eines feinern höhern Komischen gegeben, als man bei Molière, selbst in seinen ernsthaftesten Stücken, gewohnt war.

Um Regnard, Quinault u. A., deren Lustspiele mehr oder weniger rühmend von der Dramaturgie erwähnt werden, zu übergehen, erwähne ich der berühmten alten Posse: Der Advokat Patelin, welche Ekhof durch sein meisterhaftes Spiel hob. Lessing findet den außerordentlichen Beifall, welchen dieses Stück bald im funfzehnten Jahrhundert fand,[2]) noch jetzt in der neuen Bearbeitung (von Brueys) ganz verdient: „wegen der ungemeinen Lustigkeit, und des guten Komischen, das aus der Handlung selbst und aus der Situation der Personen entspringt und nicht auf bloßen Einfällen beruht." Von Marivaux urtheilt Lessing im Wesentlichen gleich seinen Landsleuten, vielleicht mit noch mehr Geist und Witz, wenn er, bei den anerkannten Fehlern dieses Schriftstellers, seinem schimmernden und öfters allzugesuchten Witz, seiner metaphysischen Zergliederung der Leidenschaften, seiner blumenreichen, neologischen Sprache

---

verworren nicht, als ihre Komödien, und verschiedene haben, ohne die geringste Veränderung, bei uns Glück gemacht, welches ich von keiner einzigen ihrer Komödien zu sagen wüßte." Nichtsdestoweniger stand ihm das englische Theater im Ganzen um so viel höher denn das französische, als ihm (mit Aristoteles) die Tragödie über der Komödie stand.

[1]) VII, 240. M. 226. H. 280. „Wenn das Neue hierinn bestand, so ist es sehr gut, daß man die neue Gattung eingehen lassen. Mehr oder weniger künstlich, Erzehlung bleibt immer Erzehlung, und wir wollen auf dem Theater wirkliche Handlungen sehen. — Also, (schließt Lessing seine Wiederlegung Voltaires) anstatt von der Frauenschule zu sagen, daß alles darinn Handlung scheine, obgleich alles nur Erzehlung sei, glaubte ich mit mehrerem Rechte sagen zu können, daß alles Handlung darinn sei, obgleich alles nur Erzehlung zu sein scheine." — [2]) Vgl. über diese Farce, welche durch ganz Europa sich verbreitete und von Reuchlin nachgeahmt wurde, K. Rosenkranz, Handbuch der allgemeinen Geschichte der Poesie II, 133.

(die Franzosen bezeichnen das alles mit dem Worte: marivaudage), doch seine Erfolge erklärt. „Seine Plane," sagt er, „sind nur von einem sehr geringen Umfange; aber als ein wahrer Kallipides[1]) seiner Kunst, weiß er den engen Bezirk derselben mit einer Menge so kleiner, und doch so merklich abgesetzter Schritte zu durchlaufen, daß wir am Ende einen noch so weiten Weg mit ihm zurückgelegt zu haben glauben." (St. 18).

Marivaux hatte in seinen Lustspielen, also auch in den „falschen Vertraulichkeiten" den Arlequin beibehalten, dieser war in der Uebersetzung, worin das Stück in Hamburg aufgeführt wurde, zu einem Peter geworden. Schon in den Literaturbriefen hatte Lessing die feierliche Vertreibung des Harlekin durch Gottsched (welche er selbst die größte Harlekinade nennt) auf ihren wahren Werth zurückgeführt. Justus Möser schrieb, hierdurch angeregt, (1760) seine Abhandlung über das Grotesk-Komische, welche die beste Apologie des Hanswurst war. Lessing nimmt hier (VII, 80. M. 77. H. 132) die Gelegenheit wahr, die Frage aus einem allgemeinern Gesichtspunkte zu beantworten. Er muß auch diesmal bei Gottsched anfangen, den er zwar nicht ohne beißenden Humor, aber doch in dem Maße milder behandelt, als jener todt und ein neues Leben für die Literatur im Anzuge war. „Seitdem die Neuberinn, sub auspiciis Sr. Magnificenz, des Herrn Prof. Gottscheds, den Harlekin öffentlich von ihrem Theater verbannte, haben alle deutsche Bühnen, denen daran gelegen war, regelmäßig zu heißen, dieser Verbannung beyzutreten geschienen. Ich sage, geschienen; denn im Grunde hatten sie nur das bunte Jäckchen und den Namen abgeschaft, aber den Narren behalten. — Die Neuberinn ist todt, Gottsched ist auch todt: ich dächte, wir zögen ihm das Jäckchen wieder an. — Im Ernste; wenn er unter fremdem Namen zu dulden ist, warum nicht auch unter seinem? . . . Man muß ihn als kein Individuum, sondern als eine ganze Gattung betrachten; — die Gattung leidet tausend Varietäten. . . . Warum wollen wir eckler, in unsern Vergnügungen wähliger, und gegen kahle Vernünfteleien nachgebender sein, als — ich will nicht sagen, wie die Franzosen und Italiener sind — sondern, als selbst die Römer und Griechen waren?" — Er weist auf den Parasiten, auf das Satyrspiel der Griechen und empfiehlt im Uebrigen die Abhandlung Mösers, welcher einen Einwurf gegen Lessing gemacht hatte, der aber nur auf einem Mißverständnisse oder einem Gedächtnißfehler beruhen konnte. „Es wird darinn beiläufig von einem gewissen Schriftsteller gesagt, daß er Einsicht genug besitze, dermaleins der Lobredner des Harlekin zu werden. Itzt ist er es geworden! wird man denken. Aber nein; er ist es immer gewesen. Den Einwurf, den ihm Herr Möser wider den Harlekin in den Mund legt, kann er sich nie gemacht, ja nicht einmal gedacht zu haben erinnern." Möser hat in Folge dessen seine Bemerkung zurückgenommen.[2]) August Hagen nimmt (a. a. O.) Gottsched gegen Lessing in Schutz und erblickt in der Verbannung des Harlekin von der Bühne einen

[1]) Kallipides, aus Athen, ein berühmter tragischer Schauspieler zur Zeit des Alcibiades, zog sich durch seine bis ins Lächerliche gehende Nachahmung der Wirklichkeit den Beinamen des Affen (πίθηκος) zu. (S. den Artikel Callipides in Paulys Encyklop. der Pogiehilol). — [2]) J. Mösers sämmtliche Werke, von B. R. Abeken IX, 82.

Schritt, der für die Erhebung derselben zur Höhe der gebildeten Gesellschaft nothwendig gewesen wäre. Man kann dies im Sinne eines unvermeidlichen Uebergangs zugeben, ohne daß Lessings kernhafte, auf die Alten gestützte Vertheidigung des Harlekin an ihrer Wahrheit einbüßte. Uebrigens aber scheint Lessing gegen Ende seines Lebens die Sache von einer minder heitern und nachsichtigen Seite aufgefaßt zu haben; denn in der Vorrede zur zweiten Ausgabe seiner Uebersetzung von Diderots Theater 1781 (VI, 370. M. 357. H. XI, 2, 5) ereifert er sich vielleicht zu sehr gegen die ehemals so beliebten Mantelrollen Anselmos, des einfältigen, von dem Neffen und Stutzer überlisteten Oheims, welche beide, so gut als Harlekin, auf Anerkennung als Charaktermaske einigen Anspruch hatten.

Sechstes Kapitel.

Ueber eine der folgenreichsten Neuerungen der französischen Bühne, das rührende Lustspiel, die sogenannte weinerliche Komödie und deren Verhältniß zur Komödie im vollen Sinne, wie zur Posse, hatte Lessing 1754 in seinen vortrefflichen Bemerkungen zu den Abhandlungen über die erstere (VI, 151 bis 155. M. 155—159. H. XI, 1, 230—34) sich minder günstig ausgesprochen. „Der Pöbel," sagt er dort, „wird ewig der Beschützer der Possenspiele bleiben, und unter Leuten von Stande wird es immer gezwungne Zärtlinge geben, die den Ruhm empfindlicher Seelen auch da zu behaupten suchen, wo andre ehrliche Leute gähnen. Die wahre Komödie allein ist für das Volk," die (wie es kurz vorher erklärt wird) durch die Vermischung von Tugenden und Lastern, des Anständigen und Ungereimten ihrem Originale, dem menschlichen Leben am nächsten kommt. Die weinerliche Komödie dagegen hat nur die Hälfte von dem Nutzen, den sich die wahre Komödie vorstellt; „und auch von dieser Hälfte geht nur allzuoft nicht wenig ab." Wie immer erkennt man den scharf sondernden Geist Lessings, welcher vor allem die Grenzen der Arten und Gattungen der Poesie und Kunst zu bestimmen strebt.

Wer von dieser Kritik aus einer frühern Periode unmittelbar zu der Hamburgischen Dramaturgie übergeht, wird vielleicht nicht erwarten, daß Lessing jener Mischart, die er ehedem so entschieden verwarf, auf einmal eben so warm das Wort redet. Dies thut er aber bei Gelegenheit der Melanide des Lachaussee (VII, 36. M. 36. H. 93), diesem bekannten Stücke „von der rührenden Gattung, der man den spöttischen Beinamen der Weinerlichen gegeben. Wenn „„weinerlich"" heißt, was uns die Thränen nahe bringt, wobei wir nicht übel Lust hätten zu weinen, so sind verschiedene Stücke von dieser Gattung etwas mehr, als weinerlich; sie kosten einer empfindlichen Seele Ströme von Thränen;[1]) und der gemeine Praß französischer

[1]) Larmoyant ist in der That viel stärker, als „weinerlich," es heißt so viel als viel Thränen vergießend; Lessing hat sich indeß in der Theatral. Bibliothek diese Ueber=

Trauerspiele verdienet, in Vergleichung ihrer, allein, weinerlich genannt zu werden. Denn eben bringen sie es ungefähr so weit, daß uns wird, als ob wir hätten weinen können, wenn der Dichter seine Kunst besser verstanden hätte." Er bemerkt noch, wenn Melanide eben kein Meisterstück sei, so sehe man es doch immer mit Vergnügen, und blos der zweiten Scene des dritten Aktes wegen möchte er den Dichter oder seine angebliche Quelle (den Roman: Mademoiselle de Bontemps) um das beneiden, weswegen er wohl eine Melanide gemacht zu haben wünschte. In demselben Sinne klingt eine Bemerkung gegen Voltaire, welcher in der Vorrede seines rührenden Lustspiels: Nanine nur insofern, als die lächerlichen Scenen mit den rührenden abwechseln, diese in der Komödie geduldet wissen will. „Eine ganz ernsthafte Komödie, wo man niemals lacht, auch nicht einmal lächelt, wo man nur immer weinen möchte, ist ihm ein Ungeheuer. Hingegen findet er den Uebergang von dem Rührenden zum Lächerlichen und von dem Lächerlichen zum Rührenden, sehr natürlich. Das menschliche Leben ist nichts als eine beständige Kette solcher Uebergänge, und die Komödie soll ein Spiegel des menschlichen Lebens sein." (St. 21).

„Sehr wohl! (wirft ihm Lessing ein). Aber streitet nicht auch der Herr von Voltaire wider die Erfahrung, wenn er die ganz ernsthafte Komödie für eine eben so fehlerhafte als langweilige Gattung erklärt? Vielleicht damals, als er es schrieb, noch nicht. Damals war noch keine Cenie (der Frau von Graffigny, [1]) noch kein Hausvater (von Diderot) vorhanden; und vieles muß das Genie erst wirklich machen, wenn wir es für möglich erkennen sollen."

Fragen wir, woher bei Lessing jener Umschlag, jener wenigstens zweifelhafte Fortschritt in seinen Ansichten über die weinerliche und ganz ernsthafte Komödie? so ist die Antwort in den voranstehenden Worten gegen Voltaire schon gegeben; es ist nur folgerecht, wenn wir sie auf ihn selbst anwenden. Damals, als er (1754) die weinerliche Komödie verwarf, „war noch kein Hausvater vorhanden." . . . Dieser erschien bekanntlich 1758, ein Jahr nach dem natürlichen Sohn des Diderot. Man erinnert sich, welch großen und bleibenden Einfluß Lessing Diderots „Muster und Lehren" auf die Richtung seines Geschmacks zuschreibt (VI, 369. M. 356. H. XI, 2, 4), daß er ohne jene vielleicht eine eigenere erhalten hätte, aber doch schwerlich eine, mit der am Ende sein Verstand zufriedener gewesen wäre — und jene Rückkehr zu der ganz ernsthaften oder weinerlichen Komödie, die von dem bürgerlichen Trauerspiel (le drame) wesentlich nicht verschieden ist, erklärt sich nun von selbst.[2])

Es ist heute keiner Streitigkeit unterworfen, daß Lessing, bei der damaligen Lage der Literatur, Diderot von Seiten seiner Bestrebungen im dramatischen Fache, nach seiner Theorie und seinen Mustern, weit überschätzt und in dem Maße der französischen Nation Unrecht gethan hat, weil sie anfangs den Mustern Diderots Gleichgültigkeit und Widerstand entgegen-

---

setzung als eine von ihm zuerst gebrauchte zugeschrieben (IV, 110. M. 115. H. XI, 1, 190).

[1]) Nanine oder das besiegte Vorurtheil erschien 1749, die Cénie der Frau von Graffigny 1751. — [2]) Siehe die Beilage.

setzte, wenn er in der Eitelkeit der Franzosen den Grund dafür suchte. „Zwar ein glückliches Genie vermag viel über sein Volk (sagt Lessing, und giebt schon zu, daß Diderot noch dieses Genie nicht war); die Natur hat nirgends ihre Rechte aufgegeben, und sie erwartet vielleicht auch dort nur den Dichter, der sie in aller Wahrheit und Stärke zu zeigen versteht.“ Es gelang bald dem genialsten Schüler Diderots, Beaumarchais, die von jenem vergeblich erstrebte Revolution durch seine Eugénie (1767) auf der französischen Bühne hervorzurufen;[1]) und in der Folge hat die klassische Tragödie mit dem drame um den Platz zu kämpfen; ob zum Vortheil echter Poesie und Kunst? braucht hier nicht weiter verfolgt zu werden.

So weit ist doch Lessing in der Dramaturgie gegen früher fortgeschritten, daß er den „natürlichen Sohn“ Diderots schon ganz verwirft (VII, 383. M. 358. H. 411), und nicht mehr, wie in der Vorrede seiner Uebersetzung des Theaters von Diderot (1760), diesen dem Aristoteles an die Seite setzt! Verschiedene Bemerkungen werden darin als „ganz neue Entdeckungen vorgetragen, welche weder neu noch dem Verfasser eigen waren,“ andere endlich haben ihm die Gründlichkeit nicht mehr, die sie in dem blendenden Vortrage zu haben schienen. Um dies zu belegen, hebt Lessing (a. a. O.) einen Punkt hervor, welcher hinreichte, das Ansehen Diderots zu erschüttern, und der ihm Gelegenheit bot, eine der schwierigsten Fragen in der Theorie des Drama ins Licht zu setzen, die Frage von den Charakteren in der Tragödie und Komödie,[2]) wobei zugleich das Verhältniß des Ideals in seiner doppelten Beziehung zum Allgemeinen und Besonderen zur Sprache gebracht wird. —

Schon aus dem Laokoon wurde es uns klar, wie Lessing dem Naturalismus in der Kunst aus ihren höchsten Principien entgegen wirkte; die Hamburgische Dramaturgie kann hinreichend lehren, daß er auch für das Drama keinen andern Standpunkt mitbrachte, und wie sehr er von manchen Kunstrichtern (z. B. Bouterweck) verkannt worden, wenn man ihn neben Diderot zum Vertreter des gemeinen Naturalismus und Realismus machte. Hierüber hat sich Lessing an einem Orte der Dramaturgie zu bestimmt ausgesprochen, als daß wir unsere Aufmerksamkeit nicht besonders darauf richten sollten.

Es geschieht bei Gelegenheit des Drama der Spanier — und mit näherer Beziehung auf dasselbe. — Das klassische Theater der Spanier, mit

---

[1]) Auch Diderots Hausvater fand jetzt (1769) den Beifall, für den die Pariser sich anfangs so unfähig gezeigt hatten. Das Stück wurde mehrmals bei vollem Hause gegeben. Man lese Diderots freudige Mittheilungen darüber in seinen Briefen an Mlle. Voland (Diderot Mémoires, Paris 1851. III, 58, 69.) In Marseille erregte das Stück schon 1760 große Begeisterung (ib. II, 26). Die Tochter Diderots, Verfasserin der Mémoires sur Diderot I, 34, schreibt den Fall des Stückes zu Anfang, im Jahre 1758, der Ungewohnheit der Schauspieler zu. Cet ouvrage a mieux réussi à sa reprise en 1769; les acteurs firent son succès, comme ils avoient fait sa chute. Auf den deutschen Theatern fand der Hausvater noch 1785 großen Beifall, war aber zehn Jahre später auf ihnen völlig verschwunden (Karl Lessing in Lessings Leben II, 371), obgleich Lessing ihm (VII, 376. M. 351. H. 404) ein längeres Leben unter uns prophezeit hatte. In gewisser Hinsicht wurde das französische Original von O. H. von Gemmingens deutschem Hausvater (München 1780) verdrängt. — [2]) S. die Beilage.

welchem an Reichthum und Originalität keine andere Nation wetteifern kann, die Quelle und Fundgrube so vieler trefflicher, aber auch mittelmäßiger Stücke, vorzüglich in Frankreich, war durch die Herrschaft des regelmäßigen französischen Drama im achtzehnten Jahrhundert fast in Vergessenheit gerathen. In Deutschland, wo man im siebzehnten Jahrhundert mit Lope de Vega, weniger mit Calderon, bekannt genug war, gab man noch zu Gottscheds Zeit die Haupt- und Heldenaktionen, die in allem, wie Lessing [1]) bemerkt, nach den spanischen Mustern zugeschnitten waren, aber von unnatürlichen Künsteleien (der Art, wie hier aus einem spanischen Essex mitgetheilt wird) wimmelten. Sie waren daher wenig geeignet, nach den Mustern begierig zu machen. Der damalige Standpunkt der Kritik und ihr Fortschritt läßt sich nicht besser, als an Lessing selbst kennen lernen. Im ersten Stück der theatralischen Bibliothek (1754) giebt er einen Auszug aus dem Trauerspiele Virginia des Luyando, des größten tragischen Dichters, wie er ihn nennt, den jetzt Spanien aufweisen und ihn seinen Nachbarn entgegenstellen könne. Den beiden Tragödien dieses Dichters [2]) war eine Abhandlung von den spanischen Tragödien vorangeschickt, um zu beweisen, daß es seiner Nation ganz und gar nicht an regelmäßigen Trauerspielen (nach französischem Geschmack) fehle. Das spanische Original der Virginia hatte übrigens Lessing sich nicht verschaffen können; er mußte sich auf eine französische Uebersetzung beschränken, wo überdies das Stück nur erst im Auszuge vorhanden war, „weil die Franzosen keine prosaische Trauerspiele lesen mochten.“ [3]) — Erst in Hamburg erwarb sich Lessing eine umfassendere und genauere Kenntniß der spanischen Komödien als bisher und brachte dort sogar (schreibt er an Dieze, den Uebersetzer des Velasquez, den 5. Januar 1769) eine ansehnliche Menge zusammen. Denn „selten ist ein Hamburger, der sich zu Cadix bereichert, wieder zurückgekommen, ohne ein Paar Komödien mitzubringen. Auch mit der portugiesischen Literatur wurde er hier vertraut. Eine schöne Sammlung Bücher fand er in Hamburg bei einem Kaufmann Rameyer, der mit seinem Bruder, Peter Rameyer, an dreißig Jahre sich, der Handlung wegen, zu Lissabon aufgehalten, wo sie ein ansehnliches Vermögen erworben hatten, mit welchem sie sich nach Hamburg zurückbegaben (XI, 399. M. 1, 409. H. XIX, 374). Peter, damals schon seit einigen Jahren todt, hatte sogar eine vollständige Uebersetzung der Bibel, sammt den apokryphischen Büchern, in das Portugiesische, im Manuscript hinterlassen. Wenn nun auch schon andere, wie Bode,[4]) die Gelegenheit in

---

[1]) VII, 281. M. 263. H. 317. Von Schack III, 453, brauchte sich dieserhalb nicht auf die viel jüngere Autorität Flögels zu berufen. — [2]) Die andere ist „Athaulpho.“ — [3]) Wenn Bouterweck, Geschichte der Poesie und Beredsamkeit III, 579 anmerkt: „Die Virginia des Montiano ist den Deutschen durch Lessing bekannt geworden, der übrigens von dem spanischen Theater kaum aus der zweiten Hand unterrichtet war —“ so ist der Satz in dieser Allgemeinheit eben so falsch, als herabsetzend für Lessing. Es paßte eben nur auf die Virginia, von welcher Lessing (IV, 175. M. 177. H. XI, 1, 253) bedauert, das spanische Original nicht bekommen zu haben. — [4]) Böttiger, Bodes literarisches Leben XL, wo er den sonderbaren Anachronismus begeht, zu schreiben: „Bode war es vorzüglich, der durch seine Unterredungen Lessingen bewog, in seine theatralische Bibliothek den Auszug aus des Montiano Virginia aufzunehmen.“ Was soll man zu Bouterweck sagen, der in der Geschichte der spanischen Poesie (III, 578) sagen konnte, die Deutschen hätten von dem spanischen Theater durch Lessing

Hamburg zur Erlernung des Spanischen benutzten, so war doch Lessing der erste, welcher einen allgemeinen Gebrauch davon, und zwar zu Gunsten des spanischen Theaters, gemacht hat, in welches er nun selbst erst wahrhaft eingeweiht wurde. Cronegk, der Verfasser des Kodrus, hatte zwar auch schon (1761) auf die Benutzung des spanischen Theaters durch die Franzosen und Italiener hingewiesen, aber ohne in das Innere dieser merkwürdigen Dichtungen einzugehen. „Das Verdienst (schreibt der Verfasser der vortrefflichen Geschichte der dramatischen Literatur und Kunst in Spanien),[1]) zuerst wieder auf die Urbilder aufmerksam gemacht und mit Anerkennung von ihnen gesprochen zu haben, gebührt Lessing. Seine Kenntniß des spanischen Theaters," setzt er hinzu, „war aus Mangel an Hilfsmitteln nur beschränkt; aber selbst an den geringern Komödien, die er kannte (wie z. B. El Conde de Sex) preist er die originelle Erfindung, die sinnreiche Verwickelung, die wohlangelegten und bis ans Ende erhaltenen Charaktere und die Würde des Ausdrucks" (verschweigt aber auch nicht dessen Unvollkommenheiten). Hier wird Lessings Kenntniß des spanischen Theaters „aus Mangel an Hilfsmitteln" eine beschränkte genannt; sie war es nicht, wie uns seine eigenen Worte lehren können, sie war vielleicht ansehnlicher als die manches deutschen Schriftstellers, welcher nach ihm im Ganzen und Großen über das spanische Drama geschrieben hat. Es fehlte ihm nur der Anlaß, irgend ein Stück von ihnen in der Dramaturgie zu zergliedern; wenn er hier den unbekannten Verfasser des Conde de Sex[2]) zum Gegenstand eines ausführlichen Auszugs machte, so geschah es nur, um dem französischen und englischen Essex ein so ganz originales Stück entgegen zu halten und zugleich den allgemeinen Typus der Gattung an ihm anschaulich zu machen. „Wir sind mit den dramatischen Werken der Spanier so wenig bekannt;" sagt er (VII, 308. M. 288. H. 342), „ich wüßte kein einziges, welches man uns übersetzt oder auch nur Auszugsweise mitgetheilt hätte. Denn die Virginia des Augustino de Montiano y Luyando ist zwar spanisch geschrieben; aber kein spanisches Stück: ein bloßer Versuch in der korrekten Manier der Franzosen, regelmäßig, aber frostig. Ich bekenne sehr gern, daß ich bei weitem so vortheilhaft nicht mehr davon denke, als ich wohl ehedem muß gedacht haben. Wenn das zweyte Stück des nemlichen Verfassers nicht besser gerathen ist; wenn die neuern Dichter der Nation, welche eben diesen Weg betreten wollen, ihn nicht glücklicher betreten haben: so mögen sie mir es nicht übel n hmen, wenn ich noch immer lieber nach ihrem alten Lope und Calderon greife, als nach ihnen."[3])

Hier lernt man, daß Lessing Lope und Calderon ebenso gut kannte, als

---

nur Montianos Virginia kennen gelernt, als wenn er nie einen Blick in die Dramaturgie gethan hätte!

[1]) A. F. von Schack, Bd. III, 455. — [2]) Lessing wollte von Dieze den Namen des Verfassers erfahren (XII, 221. M. 261. H. XX, 1, 309). Von Schack bezeichnet als wahrscheinlichen Verfasser Antonio Coello, gest. 1652. Graf Essex war in Spanien durch seine Expedition an die spanische Küste populär geworden. Cervantes brachte ihn in seine Novella de la Espanola Inglesa. (Macaulays kleine Schriften, übers. von Bülau, II, 36.) Dies erklärt die Entstehung des spanischen Essex. — [3]) Siehe die Beilage.

die Komödien des Cervantes, deren er kurz vorher gedenkt.[1]) Freilich, wer die unbedingte Begeisterung der romantischen Schule für Calderon theilt, wer mit Fr. Schlegel sich nicht scheut, den spanischen Dramatiker neben, ja über Shakespeare zu setzen, der wird von der bedingten Anerkennung, welche Lessing dem Theater der Spanier zu Theil werden läßt, nicht erbaut werden. Daß Lessing in Bezug auf den innern Werth dieser Stücke das rechte Maß der Bewunderung, wie des Tadels nicht verfehlt haben wird, können uns Stimmen, wie Goethe und Tieck hinlänglich lehren.[2]) Man vergesse nicht, daß Lessing von diesen, den Meisten noch unbekannten Erscheinungen zu einem Publikum sprach, welches für das Drama keinen höhern Maßstab kannte, als den französischen. Auch hier war es ihm zunächst darum zu thun, die Leser vor diese neue Welt, wie vor einen Spiegel zu führen. „Essex" muß ihm die ganze Gattung repräsentiren. „In allen einerlei Fehler und einerlei Schönheiten: mehr oder weniger; das versteht sich. Die Fehler springen in die Augen; aber nach den Schönheiten dürfte man mich fragen. Eine ganz eigene Fabel; eine sehr sinnreiche Verwicklung; sehr viele und sonderbare, und immer neue Theaterstreiche; die ausgespartesten Situationen; meistens sehr wohl angelegte und bis ans Ende erhaltene Charaktere; nicht selten viel Würde und Stärke im Ausdrucke. Das sind allerdings Schönheiten: ich sage nicht, daß es eben die höchsten sind; ich leugne nicht, daß sie zum Theil sehr leicht bis in das Romanenhafte, Abenteuerliche, Unnatürliche, können getrieben werden, daß sie bei den Spaniern von dieser Uebertreibung selten frei sind. Aber man nehme den meisten französischen Stücken ihre mechanische Regelmäßigkeit und sage mir, ob ihnen andere, als Schönheiten solcher Art, übrig bleiben? Was haben sie sonst noch viel Gutes, als Verwicklung, und Theaterstreiche und Situationen?"

In dem vorhin erwähnten Briefe an Dieze bekennt Lessing unumwunden, daß er geneigt wäre, jenem ähnliche Auszüge, wie die aus dem Essex, zu seinem spanischen Theater zu liefern; nur wenn dieses lauter ganze Uebersetzungen bringen sollte, so gestehe er gern, daß ihm noch kein spanisches Stück vorgekommen sei, von dem er eine solche zu machen, Kräfte und Lust genug gehabt hätte. „Von allen, habe ich immer geglaubt, dürfte die Hälfte größer scheinen als das Ganze." (Doch gefiel ihm nach der Zeit ein spanisches Stück so außerordentlich, daß er dasselbe einer Bearbeitung für das deutsche Theater für werth erklärte, und diese Arbeit seinem Bruder unter

---

[1]) VII, 281. M. 264. H. 318. Er thut es mit Beziehung auf eine Stelle in der Vorrede zu Cervantes' Komödien, wo dieser sich den Ruhm anmaßt, die spanische Komödie von fünf Akten, aus welchen sie sonst bestand, auf drei gebracht zu haben, im Widerspruch mit Lope de Vega, welcher dieses Zusammenziehen von vier Akten auf drei dem Virves beimißt. Lessing schreibt: „Der spanische Litterator mag diesen Widerspruch entscheiden; ich will mich dabei nicht aufhalten." Von Schack weist nach (I, 293), daß die Ansprüche des Virves, der erste Erfinder dieser Neuerung zu sein, nicht blos mit ähnlichen des Artieda und Cervantes in Conflikt gerathen, sondern schon durch den Vorgang des weit ältern Francisco de Avendano (von 1553. Ebend. I, 233) zurückgewiesen worden. — [2]) Goethe, Werke H. XXIX, 604 f. bestätiget im Wesentlichen Lessings Urtheil über Calderon; besonders in der berühmten Parallele mit Shakespeare. „Shakespeare reicht uns die volle reife Traube vom Stock" u. s. w. Tieck, Dramaturgische Blätter II, 62, über Lope de Vega.

den Fuß geben wollte.)[1] In der Dramaturgie läßt er jenes Urtheil mehr nur durchblicken, wenn er, mit Hinsicht auf den Zwitterton des spanischen Theaters, auf die Vermischung des Komischen und Tragischen in demselben, die Frage behandelt: inwiefern dieser Ton durch das Wesen der Kunst gestattet oder gar gefördert werden könne? — Lope de Vega hatte in seinem Lehrgedicht über die neue Kunst, Komödien zu machen, sich zur Entschuldigung jener Vermischung nicht nur auf den Geschmack seiner Nation, sondern auch auf die Natur selbst berufen, welche uns (sagt er) diese Mannigfaltigkeit lehrt, von der sie einen Theil ihrer Schönheit entlehnte. Bemerkungen ähnlicher Art äußerte Wieland in seinem Agathon mit Rücksicht auf Shakespeare; Lessing führt eine lange Stelle daraus an; und so nimmt er schließlich die Frage von ihrer allgemeinen Seite auf. Was bei Wieland für die beste Schutzschrift des komisch-tragischen, oder tragisch-komischen Drama (Mischspiel) gelten dürfte, bemerkt er, würde zugleich seine Widerlegung sein. „Denn sie würde zeigen, daß eben das Beispiel der Natur, welches die Verbindung des feierlichen Ernstes mit der possenhaften Lustigkeit rechtfertigen soll, eben so gut jedes dramatische Ungeheuer, das weder Plan, noch Verbindung, noch Menschenverstand hat, rechtfertigen könne. Die Nachahmung der Natur müßte folglich entweder gar kein Grundsatz der Kunst sein, oder, wenn sie es doch bliebe, würde durch ihn selbst die Kunst Kunst zu sein aufhören, wenigstens keine höhere Kunst sein, als etwa die Kunst, die bunten Adern des Marmors in Gyps nachzuahmen; ihr Zug und Lauf mag gerathen, wie er will. . . . Der künstlichste in diesem Verstande ist hier der schlechteste, und der wildeste der beste."

Wieland hatte die Worte: getreue Nachahmung der Natur, Verschönerung der Natur (bei den Griechen) gebraucht. Lessing hatte im Laokoon sich gegen den Naturalismus und den Realismus in der bildenden Kunst zunächst aus Gründen erklärt, welche aus den materiellen Schranken der Kunst in Bezug auf ihre Nachahmungen fließen. Hier beim Drama nimmt er einen ähnlichen Gang; hier ist es die Beschränktheit des menschlichen Geistes überhaupt, welche den wahren Dichter dahin führt, sich aus der Totalität und Unermeßlichkeit der erscheinenden Welt und Natur in eine beschränkte, aber ideale Welt zu flüchten. — Man sagt, „daß die komische Tragödie, gothischer Erfindung, die Natur getreu nachahmt; das ist wahr und auch nicht wahr: sie ahmt sie nur in einer Hälfte getreu nach und vernachlässigt die andere Hälfte gänzlich; sie ahmt die Erscheinungen nach, ohne im Geringsten auf die Natur unserer Empfindungen und Seelenkräfte dabei zu achten. In der Natur ist alles mit allem verbunden; alles durchkreuzt sich, alles wechselt mit allem, alles verändert sich eins in das andere. Aber nach dieser unendlichen Mannigfaltigkeit ist sie nur ein Schauspiel für einen unendlichen Geist. Um endliche Geister an dem Genusse desselben Antheil nehmen zu lassen, mußte diese das Vermögen erhalten, ihr Schranken zu geben, die sie nicht hat, das Vermögen, abzusondern und ihre Aufmerksamkeit nach Gutdünken lenken zu können."

„Uns in dem Reiche des Schönen dieser Absonderung zu überheben, uns die Fixirung unserer Aufmerksamkeit zu erleichtern, ist die Bestimmung

[1]) Siehe die Beilage und H. XI, 2, 771 f.

der Kunst. Wenn wir im Leben der Zerstreuung durch entgegengesetzte Empfindungen möglichst auszuweichen suchen, wenn wir von ihr abstrahiren, so muß es uns nothwendig ekeln, in der Kunst das wiederzufinden, was wir aus der Natur wegwünschten."

Hier aber macht Lessing selbst diejenige Beschränkung seines Satzes, vermöge deren derselbe zuletzt doch der höhern Idee des Drama, wie sie vorzüglich durch Shakespeare verwirklicht ist, untergeordnet wird. „Nur wenn," heißt es, „ebendieselbe Begebenheit in ihrem Fortgange alle Schattirungen des Interesse annimmt, und eine nicht blos auf die andere folgt, sondern so nothwendig aus der andern entspringt; wenn der Ernst das Lachen, die Traurigkeit die Freude, oder umgekehrt, so unmittelbar erzeugt, daß uns die Abstraktion des einen oder des andern unmöglich fällt: nur alsdenn verlangen wir sie auch in der Kunst nicht, und die Kunst weiß aus dieser Unmöglichkeit selbst Vortheil zu ziehen." — Hiermit steht Lessing ganz auf dem Boden der romantischen Poesie, deren Idee mit dem klassischen Begriffe des Schönen zu versöhnen, sein letztes Streben in der Dramaturgie bleibt.

Siebentes Kapitel.

Es ist noch übrig, die Wirkungen dieser Kritiken auf Lessings Zeitgenossen, für welche sie zunächst geschrieben waren, in einigen Zügen kennen zu lernen. Daß das deutsche Theater in der Richtung, welche ihm Gottsched und die Nachahmung der Franzosen gegeben hatte, unvollkommen, ja in seiner Kindheit sei, war oft genug gesagt worden, ohne daß ein Widerspruch dagegen erhoben ward. Als aber Lessing, nach dem höchsten Maßstabe der dramatischen Kunst und Wissenschaft, gewisse Lieblingsstücke des Publikums in ihrer Dürftigkeit und Hohlheit bloß legte, da entstand ein ungewohnter Schrecken, da regte sich ein Unwille gegen den Hamburgischen Dramaturgisten! Dies geschah schon zu Anfang bei Cronegks mittelmäßigem Trauerspiel Olint und Sophronia. „Der innere Werth dieses Stücks," gestand Lessing, „konnte auf eine solche Ehre keinen Anspruch machen (nämlich das neue Theater zu eröffnen); die Wahl wäre zu tadeln, wenn sich zeigen ließe, daß man eine viel bessere hätte treffen können." Mit diesem Satze war schon sowohl dem Stücke, als dem ganzen deutschen Theater das Urtheil gesprochen, und dieses Urtheil im Einzelnen den Lesern zur eigenen Beurtheilung nahe gebracht. Dennoch mußte sich Lessing (im siebenten Stück) wegen seines Urtheils rechtfertigen. „Ich bin sehr betroffen gewesen, als man mich versichert, daß ich verschiedene von meinen Lesern durch mein unverhohlenes Urtheil unwillig gemacht hätte. Wenn ihnen bescheidene Freiheit, bei der sich durchaus keine Nebenabsichten denken lassen, mißfällt, so laufe ich Gefahr, sie noch oft unwillig zu machen." Lessing war schon mit Cronegks Codrus zur Zeit, als er von den Herausgebern der Bibliothek der schönen Wissenschaften gekrönt wurde, wenig erbaut; um so weniger konnte er jetzt mit der Strenge seines Urtheils zurückhalten.

„Sein Codrus ward von den Verfassern der Bibliothek der schönen Wissenschaften gekrönt, aber wahrlich nicht als ein gutes Stück, sondern als das beste von denen, die damals um den Preis stritten. Wenn Hinkende um die Wette laufen, so bleibt der, welcher von ihnen zuerst an das Ziel kommt, doch noch ein Hinkender."

Der Muth, womit Lessing die Corneille und Voltaire als weit unter dem Ideale und den Anforderungen dramatischer Kritik hinstellte, brachte Verwirrung und Aerger in das Lager der Franzosen und ihrer Freunde, deren Hauptsitz Berlin war. Die Dramaturgie that ihre Wirkung. „Richiers Freundschaft haben Sie ganz verscherzt," schrieb Nicolai den 24. Febr. 1768. Ich sehe ihn zuweilen bei Hrn. Moses, und da sollten Sie Ihre Lust hören, wie wir über die Dramaturgie disputiren." [1]) Und um dieselbe Zeit schrieb sein Bruder aus Berlin den 11. April 1768: „Von Deiner Dramaturgie sagen die Verehrer des französischen Theaters, daß Du Dich an den größten Genies ihrer Nation versündigest. Frage ich in meiner Einfalt, warum ein Deutscher einen Corneille oder Voltaire nicht tadeln darf, so antworten sie mir, es wären die größten Genies; denn ganz Frankreich erkennesie dafür, und was ganz Frankreich, vornehmlich Paris, in Werken des Geschmacks glaube, das müsse ganz Europa nachglauben. Die Großen thäten es auch; nur der Mittelmann und der Pöbel blieben halsstarrig und wollten selbst urtheilen."

Ein junger Mensch in Berlin (noch dies theilte ihm Nicolai als etwas recht Neues mit) hatte die Hamburgische Dramaturgie an Voltaire geschickt, mit der Bitte, darauf zu antworten. Sein Brief mußte schlecht französisch geschrieben gewesen sein, denn Voltaire antwortete höflich, aber ironisch: „Mein Herr, ich bin zu alt, noch Deutsch zu lernen, um meinen Widersacher zu verstehen. Sie melden mir, daß des Hrn. Lessings Blätter gut geschrieben sind. In der That, wenn er so gut Deutsch schreibt, als Sie Französisch, so müssen sie ganz vortrefflich sein."

Unter den Kritiken Lessings gegen lebende Dichter in Deutschland machte keine ein größeres Aufsehen, als die über seines Freundes Weiße Trauerspiel Richard III., womit indirekt das französische System, dessen letzter Anhänger Weiße war, einen Stoß erhielt. Als Lessing zur Ostermesse 1768 in Leipzig war, fand er Weißen nicht in der Stadt. Es fanden sich Zuträger, die für Weißes Abwesenheit eine Absicht suchten, welche aus seiner Empfindlichkeit gegen Lessings Kritik herrühren sollte. Um einen solchen Verdacht nicht Wurzel fassen zu lassen, schrieb der besorgte Weiße bald nach seiner Rückkunft (unter dem 9. August 1768) an Lessing und betheuerte ihm, daß er nur die Meßwochen zu einer kleinen Wasserkur benutzt, und zu seiner größten Kränkung um das Wiedersehen mit ihm gebracht worden sei. „Vielleicht machte ich bei meinem ersten und ältesten Freunde, . . . nicht diese Entschuldigung, wenn ich nicht gehört hätte, daß ein gewisser Dummkopf Sie bereden wollen, ich sei über Ihre Kritik meiner theatralischen Possen in der Dramaturgie verdrießlich. Da wäre ich in der That nicht werth, daß Sie mich beurtheilt hätten, wenn ich so klein

---

[1]) Siehe die Beilage.

dächte, oder Sie mir eine so kindische Aufführung zutrauen könnten. Mit Freuden gebe ich Ihnen alle meine theatralischen Tändeleien Preis, und ein Freund wie Sie, ist mir lieber, als meine ganze Autorschaft." [1]) Man möge an der Aufrichtigkeit dieser Versicherungen und der ihnen zu Grunde liegenden Gesinnung nicht zweifeln. Im Uebrigen jedoch hatte Lessing im Stillen keinen entschiedenern Gegner seiner Kritiken, als Weißen, ebenso seinen Freund Garve. In einem (ungedruckten) Briefe an Garve aus dieser Zeit spricht Weiße sich ganz offen aus. Er knüpft seine Worte an eine Bemerkung des Verfassers von Homers Original-Genie (Wood), welcher irgendwo sagt: daß eine allzustrenge Kritik das Gift des Genies sei, ja daß es niemals ein ganz großes Genie, wie Homer und Shakespeare gebe, das zugleich ganz korrekt sei. „Wie würde man demjenigen mitspielen (fährt Weiße fort), der eine einzige solche wilde Scene, und wenn sie mit aller möglichen Laune ausgerüstet wäre, wie Shakespeare wagen wollte? Gleichwohl ist das der Mann, nach dem wir uns auf das Geschrei aller Kunstrichter bilden sollen. Ihr Urtheil über Lessings Dramaturgie ist so richtig und gegründet, daß ich nicht wüßte, was man darwider einwenden könnte. [2]) In der That sollte man einen Engländer in London und einen Franzosen in Paris beurtheilen. Nach der Wirkung, die ein Stück auf dem Theater hervorbringt, urtheilt er (Lessing nämlich) vollends niemals, (?) und dies machet doch einen himmelweiten Unterschied und, meinen Gedanken nach, die wahre Probe eines Stücks aus. Auf der Stube läßt sich bei einer kalten Lectüre das beste Stück wegsubtilisiren; aber was wird dieses dramatische Genie unter uns hervorbringen? Ich denke jetzt mit Zittern daran, daß ich fünf Bände voll Tragödien und Komödien geschmiert habe. Hätte Lessing bei meinen ersten Versuchen seine Geißel geschwungen, nimmermehr hätte ich eine Zeile drucken lassen und beinahe ist mir, seit er alles niederreißt, aller Muth zu weitern Versuchen vergangen."

Wirklich hat Weiße von der Zeit ab dem Trauerspiel entsagt; er wandte sich jetzt, mit ungleich größerem Erfolge, der leichteren Oper und dem Singspiel zu und wurde hierin Führer des Zeitgeschmacks, dessen Einfluß selbst Goethe und Wieland sich nicht entziehen konnten. [3]) Wirkung auf dem Theater, die er zum höchsten Maßstabe der Kritik gemacht haben wollte, konnte man in der That aber auch seinen Trauerspielen nicht absprechen; und in dem Satze: „einen Engländer sollte man in London und einen Franzosen in Paris beurtheilen," womit er die französische Tragödie gegen Lessings Kritik in Schutz nehmen wollte, liegt eine Wahrheit, die man gerade in unsern Tagen, wo das Volksthümliche aller Poesie hervorgekehrt wird, am ersten anerkennen wird.

In dem Tone wie Weiße klagten und zitterten auch andere, so Lessings eigener Schützling, der Schauspieler und Schauspieldichter Brandes. „Herr B**, [4]) schreibt K. Lessing (XIII, 134. H. XX, 2, 214), ist sogar mit Deiner Dramaturgie nicht zufrieden. Von seinem Schiffbruche [5]) bis an die

---

[1]) Lessings Leben von K. Lessing, I, 276—278. H. XX, 2, 248. — [2]) Garves Brief fehlt. — [3]) Gervinus IV, 337. — [4]) Dies ist Brandes. — [5]) Der Schiffbruch (im 8. Bande der „Sämmtlichen dramatischen Schriften von J. Chr. Brandes"), Trauerspiel in fünf Aufzügen, verfertigt im Jahre 1765. Jördens Lexikon I, 190: „Die

Kleopatra von Corneille ist Dir kein Stück vollkommen gewesen. Er weiß, daß man seine Tragödie bey Euch aufführen wird, und zittert vor Deiner Kritik im Voraus.“ — Darin irrte er sich zum Glück.

Am lautesten und mit dem Scheine des Schutzes der verfolgten Talente wurde diese Seite in Klotzens Allgemeiner Bibliothek der schönen Wissenschaften angeschlagen. Der Kampf zwischen Lessing und Klotz war damals im vollen Feuer. Doch wir dürfen dieses nicht anticipiren. So viel, daß der Schluß der Hamburgischen Dramaturgie vorzüglich diese Gegner vornahm. „„Unser Theater,““ sagen sie, „„ist noch in einem viel zu zarten Alter, als daß es den monarchischen Scepter der Critik ertragen könne. — Es ist fast nöthiger, die Mittel zu zeigen, wie das Ideal erreicht werden kann, als darzuthun, wie weit wir noch von diesem Ideale entfernt sind. — Die Bühne muß durch Beispiele, nicht durch Regeln reformiret werden. — Raisonniren ist leichter, als selbst erfinden!““

„Heißt das Gedanken in Worte kleiden,“ antwortet Lessing, „oder heißt es nicht vielmehr, Gedanken zu Worten suchen, und keine erhaschen? — Und wer sind sie denn, die so viel von Beispielen und vom selbst Erfinden reden? Was für Beispiele haben sie denn gegeben? Was haben sie denn selbst erfunden? Schlaue Köpfe! Wenn ihnen Beispiele zu beurtheilen vorkommen, so wünschen sie lieber Regeln; und wenn sie Regeln beurtheilen sollen, so möchten sie lieber Beispiele haben. Anstatt von einer Critik zu beweisen, daß sie falsch ist, beweisen sie, daß sie zu strenge ist, und glauben verthan zu haben! Anstatt ein Raisonnement zu widerlegen, merken sie an, daß Erfinden schwerer ist als Raisonniren, und glauben widerlegt zu haben! — Wer richtig raisonnirt, erfindet auch, und wer erfinden will, muß raisonniren können. Nur die glauben, daß sich das eine von dem andern trennen lasse, die zu keinem von beiden aufgelegt sind.“

„Doch was halte ich mich mit diesen Schwätzern auf? Ich will meinen Gang gehen, und mich unbekümmert lassen, was die Grillen am Wege schwirren. Auch ein Schritt aus dem Wege, um sie zu zertreten, ist schon zu viel. Ihr Sommer ist so leicht abgewartet!“ . . . (St. 96).

Nicht weil Lessing an der Zukunft des deutschen Theaters verzweifelte, sondern weil er dieser bessern Zukunft den Boden ebnen wollte, darum diese unnachsichtige Strenge gegen die Mittelmäßigkeit und Unnatur. Hierüber spricht er sich noch im letzten Stück der Dramaturgie aus. „Ich war also genöthiget, anstatt der Schritte, welche die Kunst des dramatischen Dichters hier wirklich könnte gethan haben, mich bei denen zu verweilen, die sie vorläufig thun müßte, um sodann mit eins ihre Bahn mit desto schnellern und größern Schritten zu durchlaufen. Es waren die Schritte, welche ein Irrender zurückgehen muß, um wieder auf den rechten Weg zu gelangen und sein Ziel gerade in das Auge zu bekommen.“

Geschichte der Manon Lescaut vom Abt Prevot hat den Stoff zu diesem Stücke hergegeben. Ehemals führte es den Titel: Miß Fanny oder Der Schiffbruch, erhielt aber Lessings Beifall nicht, wodurch der Verfasser bewogen wurde, es unter dem ganz einfachen Titel: Der Schiffbruch völlig umzuarbeiten.“

Außer den innern Bedingungen der Sache, welche nicht sogleich und auf einmal zu erfüllen waren, hatte das deutsche Theater noch mit äußeren Hemmungen zu kämpfen, welche theils allgemeiner Natur, theils der deutschen Literatur eigenthümlich waren. Zu letzteren rechnet Lessing das herrschende Vorurtheil, daß es nur jungen Leuten zukäme, auf dem Felde der schönen Literatur zu arbeiten. „Das meiste (sagt er bei Gelegenheit eines sehr mittelmäßigen Lustspiels, die „Brüder" von Romanus), was wir Deutsche noch in der schönen Litteratur haben, sind Versuche junger Leute. Ja das Vorurtheil ist bei uns fast allgemein, daß es nur jungen Leuten zukomme, in diesem Felde zu arbeiten. Männer, sagt man, haben ernsthaftere Studia, oder wichtigere Geschäfte, zu welchen sie die Kirche oder der Staat auffordert. Verse und Komödien heißen Spielwerke; ebenfalls nicht unnützliche Vorübungen, mit welchen man sich höchstens bis in sein fünfundzwanzigstes Jahr beschäftigen darf. Sobald wir uns dem männlichen Alter nähern, sollen wir fein alle unsere Kräfte einem nützlichen Amte widmen; und läßt uns dieses Amt einige Zeit, etwas zu schreiben, so soll man ja nichts anders schreiben, als was mit der Gravität und dem bürgerlichen Range desselben bestehen kann; ein hübsches Kompendium aus den höhern Fakultäten, eine gute Chronike von der lieben Vaterstadt, eine erbauliche Predigt und dergleichen. Daher kommt es denn auch, daß unsere schöne Litteratur, ich will nicht blos sagen gegen die schöne Litteratur der Alten, sondern sogar fast gegen aller neuern polirten Völker ihre, ein so jugendliches, ja kindisches Ansehen hat, und noch lange, lange haben wird. An Blut und Leben, an Farbe und Feuer fehlet es ihr endlich nicht: aber Kräfte und Nerven, Mark und Knochen mangeln ihr noch sehr. Sie hat noch so wenig Werke, die ein Mann, der im Denken geübt ist, gern zur Hand nimmt, wenn er, zu seiner Erholung und Stärkung, einmal außer dem einförmigen eckeln Zirkel seiner alltäglichen Beschäftigungen denken will! Welche Nahrung kann so ein Mann z. E. in unsern höchst trivialen Komödien finden?!" — So strenge, wie Lessing sich hier im Allgemeinen bewies, ebenso und noch strenger zeigte er sich seinem eigenen Bruder, der eben damals den Kopf voll dramatischer Entwürfe hatte. Er billigte es, daß das sehr mittelmäßige Talent Karls sich auch einmal an einer Tragödie versuchte. Man sollte auch in dem dramatischen Fache eher mit einer Tragödie, als mit einer Komödie den Versuch machen (XII, 198. M. 234. H. XX, 1, 277). „Es ist leichter," sagte er, „zum Mitleiden zu bewegen, als lachen zu machen. Man lernt eher, was Glück und Unglück, als was sittlich und unsittlich, anständig und lächerlich ist." Ein andermal faßt Lessing, am Schlusse einer scharfen Strafrede gegen die Fehler in den Stücken dieses Bruders, seinen Rath in folgendem Kernspruch zusammen, der für alle Zeiten gesagt sein sollte: „Studire fleißig Moral, lerne Dich gut und richtig ausdrücken, und kultivire Deinen eigenen Charakter: ohne das kann ich mir keinen guten dramatischen Schriftsteller denken." (XII, 211. M. 249. H. XX, 1, 297).

Nicht genug, daß Lessing seinen Zeitgenossen einen Spiegel vorhielt, um sich in dem ärmlichen Zustande der damaligen dramatischen Literatur zu erkennen; er wollte ihnen und der Nachwelt auch den Maßstab für den Werth und die Absicht seiner eigenen Leistungen an die Hand geben. Aber überall, wo Lessing im Allgemeinen, wie im Einzelnen sein Talent, wie seine Werke,

vor uns abschätzen will, hat man Grund, mit der unbedingten Anerkennung seiner Aussprüche anzustehen.

Wer kennt nicht das berühmte Bekenntniß über seinen Beruf als Dichter im letzten Stück der Dramaturgie? „Ich bin weder Schauspieler, noch Dichter. Man erweiset mir zwar manchmal die Ehre, mich für den letztern zu erkennen. Aber nur, weil man mich verkennt. Aus einigen dramatischen Versuchen, die ich gewagt habe, sollte man nicht so freygebig folgern. Nicht jeder, der den Pinsel in die Hand nimmt, und Farben verquistet, ist ein Mahler. Die ältesten von jenen Versuchen sind in den Jahren hingeschrieben, in welchen man Lust und Leichtigkeit so gern für Genie hält. Was in den neueren Erträgliches ist, davon bin ich mir sehr bewußt, daß ich es einzig und allein der Critik zu verdanken habe. Ich fühle die lebendige Quelle nicht in mir, die durch eigene Kraft sich empor arbeitet, durch eigene Kraft in so reichen, so frischen, so reinen Strahlen aufschießt: ich muß alles durch Druckwerk und Röhren aus mir herauf pressen. Ich würde so arm, so kalt, so kurzsichtig sein, wenn ich nicht einigermaaßen gelernt hätte, fremde Schätze bescheiden zu borgen, an fremdem Feuer mich zu wärmen, und durch die Gläser der Kunst mein Auge zu stärken. Ich bin daher immer beschämt oder verdrüßlich geworden, wenn ich zum Nachtheil der Critik etwas las oder hörte. Sie soll das Genie ersticken: und ich schmeichelte mir, etwas von ihr zu erhalten, was dem Genie sehr nahe kömmt. Ich bin ein Lahmer, den eine Schmähschrift auf die Krücke unmöglich erbauen kann."

„Doch freylich; wie die Krücke dem Lahmen wohl hilft, sich von einem Orte zum andern zu bewegen, aber ihn nicht zum Läufer machen kann: so auch die Critik. Wenn ich mit ihrer Hülfe etwas zu Stande bringe, welches besser ist, als es einer von meinen Talenten ohne Critik machen würde: so kostet es mich so viel Zeit, ich muß von andern Geschäften so frei, von unwillkührlichen Zerstreuungen so ununterbrochen sein, ich muß meine ganze Belesenheit so gegenwärtig haben, ich muß bei jedem Schritte alle Bemerkungen, die ich jemals über Sitten und Leidenschaften gemacht, so ruhig durchlaufen können; daß zu einem Arbeiter, der ein Theater mit Neuigkeiten unterhalten soll, niemand in der Welt ungeschickter seyn kann, als ich."

Das ist sie ganz die Stelle, womit Lessing sich gewissermaßen aus der Reihe der Dichter ausstreicht und auf welche alle diejenigen, welche ihn für keinen Dichter gelten lassen, sich einfach beziehen. Dieses Bekenntniß spricht so sehr für sich selbst, scheint es, daß die Frage jede fernere Erörterung überflüssig macht.

Man mag streiten, ob Lessing ein Dichter war oder nicht, je nach dem Begriffe, welchen man über die Poesie, namentlich über dramatische Poesie, mit hinzubringt: nur auf dieses sein eigenes Bekenntniß berufe man sich nicht, wenn man es anders mit seinen übrigen bekannten Aeußerungen, mit dem Ganzen seiner Ansichten und Grundsätze über Kunst und Poesie, wenn man es namentlich mit den spätern großen Leistungen Lessings, mit der Emilia und dem Nathan, in Zusammenhang bringen will. Man lasse endlich den Augenblick, die Stimmung, aus welcher jenes Bekenntniß hervorging, nicht außer Acht.

Lessing spricht sich hier das Genie ab; nicht immer thut er dies. Als er, noch zwei Jahre vorher, von Hoffnungen für die Wiedergeburt des deutschen Theaters erglühte und daran dachte, seine theatralischen Werke, welche nur auf die letzte Hand gewartet hätten, vollenden und aufführen zu lassen (schreibt er an Gleim, XII, 178. M. 211. H. XX, 1, 248), setzte er die Worte hinzu: „Ich fing eben an, mich in andere Studien zu verlieren, die mich gar bald zu aller Arbeit des Genies würden unfähig gemacht haben. Mein Laokoon ist nun wieder die Nebenarbeit.“ Konnte er Genie und Kritik schärfer, deutlicher gegenüberstellen? und doch legt er sich hier beides bei, so sehr, daß ihm ein Werk der höhern Kritik, wie Laokoon, gegen seinen poetischen Beruf nur als Nebensache erscheinen darf.

Auch hier in der Dramaturgie stellt er beides einander gegenüber, aber, um sich nur die eine Seite, die Kritik zuzusprechen; und daß unter den Gaben seines Geistes die Kritik am meisten hervorleuchtet, wer wird es läugnen? Es fragt sich, ob Genie und Kritik einander ausschließen oder mit einander bestehen können, ja müssen.

Hierüber nun kann wohl seit Schiller und dessen epochemachenden Erörterungen über naive und sentimentale Poesie kein Zweifel obwalten. Was bei Lessing Kritik, bedeutet bei Schiller Reflexion, Philosophie. Es ist der Kampf oder besser das Zusammenwirken der bewußten und unbewußten Thätigkeit, wobei in keinem modernen Dichter, am allerwenigsten in dem dramatischen, das eine Moment zurücktreten darf. Die Harmonie beider war es, was Schiller in Goethe bewundernd anerkannte,[1]) wenn er schrieb: „Nur der Dichter ist der wahre Mensch!“ weshalb er ihm unter den naiven Dichtern seinen Platz anwies. Wohl vermißte er schmerzlich in sich diese Harmonie, war er sich bei seinen dramatischen Schöpfungen des unaufhörlichen Waltens der Reflexion bewußt, was sich auch in seinen übrigen Werken nicht verbirgt. Nichts desto weniger ist dieser Dualismus in dem Wesen des modernen und wesentlich universellen Geistes begründet und gerechtfertigt, jedenfalls in den Schöpfungen des deutschen Geistes. Die Nation hat Schillern den dramatischen Kranz zuerkannt, die Aesthetik hat auf seine Ergründung des Doppelwesens der Poesie fort gebaut. Es ist wahr, die romantische Schule, welche das Ideal in den Anfängen der Kunst und Poesie suchte, hat ihn so wenig als Lessingen als Dichter gelten lassen: aber welches sind die eigenen Schöpfungen dieser Schule?

Noch heute giebt es solche, denen das Höchste der Poesie in dem halb mythischen Zustande der Vorwelt liegt, denen der Dichter ein Seher ist, durch dessen Mund, ihm selbst unbewußt, eine dunkle Macht spricht, wie wir bei Plato im Phädrus lesen: „Den Dichtern nimmt der Gott ihren Verstand — damit wir, sie hörend, erkennen, daß nicht sie es seien, welcher Rede so köstlich

[1]) Auch nach Goethe ist ohne Verstand und ohne Vernunft das dramatische Genie nicht zu denken. „Ein dramatisches Werk zu verfassen, dazu gehört Genie. Am Ende soll die Empfindung, in der Mitte die Vernunft, am Anfang der Verstand vorwalten und alles gleichmäßig durch eine lebhafte, klare Einbildungskraft vorgetragen werden.“ (Werke LVI, 147). An einer andern Stelle erklärt Goethe das Drama für ein Kunstwerk der höchsten Reflexion.

ist, da sie keinen Verstand haben, sondern daß der Gott selbst der Redende sei, und durch sie töne zu uns." Sie schöpfen ihren Begriff der Poesie von der lyrischen, höchstens der epischen Poesie und denken nicht an den unendlichen Abstand der dramatischen Poesie, welche die Gaben und Kräfte der ganzen geistigen und sittlichen Natur des Menschen ins Spiel setzt. Bei Lessing wenigstens haben wir es hier nur mit dem dramatischen Dichter zu thun; in der Dramaturgie kann füglich auch von einem andern die Rede nicht sein.

Weit entfernt, Genie und Kritik ausschließend, eines dem andern entgegen zu stellen, ist er es vielmehr, welcher ihre innere Verbindung und Einheit nicht genug betonen kann. Die nur immer Genie, Genie! rufen, denen will er es am ersten abgesprochen wissen. Die Kritik sollte das Genie unterdrücken (VII, 428. M. 397. H. 451). „Als ob sich Genie durch etwas in der Welt unterdrücken ließe! Und noch dazu durch etwas, das, wie sie selbst gestehen, aus ihm hergeleitet ist. Nicht jeder Kunstrichter ist Genie: aber jedes Genie ist ein geborner Kunstrichter. Es hat die Probe aller Regeln in sich. Es begreift und behält und befolgt nur die, die ihm seine Empfindung in Worten ausdrücken. Und diese seine in Worten ausgedrückte Empfindung sollte seine Thätigkeit verringern können? Vernünftelt darüber mit ihm, so viel ihr wollt; es versteht euch nur, insofern es eure allgemeinen Sätze den Augenblick in einem einzeln Falle anschauend erkennet; und nur von diesem einzeln Falle bleibt Erinnerung in ihm zurück, die während der Arbeit auf seine Kräfte nicht mehr und nicht weniger wirken kann, als die Erinnerung eines glücklichen Beispiels, die Erinnerung einer eignen glücklichen Erfahrung auf sie zu wirken im Stande ist. Behaupten also, daß Regeln und Critik das Genie unterdrücken können, heißt mit andern Worten behaupten, daß Beispiele und Uebung eben dieses vermögen; heißt, das Genie nicht allein auf sich selbst, heißt es sogar lediglich auf seinen ersten Versuch einschränken."

Man vergleiche diese Stelle mit jenem, durch wenige Blätter davon getrennten berühmten Selbstbekenntnisse, und man wird leicht entdecken, daß dem Wesen nach in beiden der Kritik die nämliche Stelle eingeräumt wird, nur daß in dem Grade ihrer Wirksamkeit ein Unterschied gemacht wird. Das Genie, „die lebendige Quelle, die durch eigene Kraft sich emporarbeitet, durch eigene Kraft in so reichen, so frischen, so reinen Strahlen aufschießt" — auch sie bedarf der Kritik, der Regel, insofern das Genie die allgemeinen Sätze, den Augenblick in einem einzelnen Falle anschauend erkennt u. s. w. Woher, kann man fragen, diese Kenntniß des schöpferischen Prozesses dramatischer Dichtung, wenn Lessing sie nicht aus sich selbst, aus seiner eigenen Erfahrung schöpfte? Mit welchem Rechte also konnte Lessing sich alles Genie absprechen, wenn er sich selbst eine dem Genie so ähnliche Thätigkeit (nach seiner eigenen Erklärung wenigstens) zuschreibt, so daß nur der verschiedene, der höhere oder niedere Grad der eigenen Kraft oder der begleitenden Reflexion den Unterschied macht? — Wie wenig Kritik ohne Genie zu leisten vermag, hat sich am lehrreichsten an den strengsten Kritikern Lessings, den Brüdern Schlegel erwiesen. Die Tragödien Jon, Alarcos waren und bleiben todt geboren: Emilia Galotti und Nathan haben nach hundert Jahren an Leben und Seele nichts eingebüßt.

Congreve, einst der englische Terenz genannt, wollte auch durchaus für keinen Dichter gelten; auch nicht vor Voltaire, als der ihn bei seinem Aufenthalte in London aufsuchte. „Wenn Sie nur ein Gentleman wären,“ sagte Voltaire, „so würde ich nicht gekommen sein, Sie zu sehen!“ [1]) — Wenn Lessing kein Dichter wäre, würden wir nicht ins Schauspiel gehen, wenn seine Emilia, sein Nathan aufgeführt wird.

Als Emilia Galotti wenige Jahre nach Lessings Dramaturgie erschien, erinnerte man sich jener seltsamen Erklärung, wonach der Verfasser des ersten deutschen Trauerspiels für keinen Dichter gelten wollte. „Wenn ich bedenke,“ schrieb Engel in seinen Briefen über Emilie Galotti, „daß Lessing so sicher der Mann war, der alle diese Schwierigkeiten (in der Fabel des Stücks) fühlte, so erstaune ich über den Muth, womit er sich ihnen unterzog; und wenn ich dann sehe, bis zu welchem Grade er sie überwunden hat, so erstaune ich noch mehr über die Größe der Kraft, die er dazu anwenden mußte. Doch zugleich werde ich unwillig, daß der Mann, der so sicher Genie hat, uns bereden will, er habe keines; wenn andere, die so sicher keines haben, uns durchaus wollen glauben machen, sie hätten welches.“ [2])

Achtes Kapitel.

Die letzten Nummern der Dramaturgie enthalten als halb komisches, halb ernsthaftes Nachspiel, wie Lessing es nennt, eine Erklärung über die Nachdrucker dieses Werkes, durch deren Schuld die Dramaturgie abgebrochen wurde und liegen blieb. Lessing durfte sich über den ihm persönlich zugefügten Schaden beruhigen, bekennen, er sei gar nicht ungehalten darüber, daß er den zur Fortsetzung gesammelten Stoff nicht weiter an den Mann bringen könne. „Ich ziehe meine Hand von diesem Pfluge eben so gern wieder ab, als ich sie anlegte. . . .“ „Die Welt verliert nichts, daß ich, anstatt fünf und sechs Bände Dramaturgie, nur zwei an das Licht bringen kann. . . .“ Nein, die Literatur und die dramatische Kunst hat einen unwiederbringlichen Verlust erlitten, nur ist dieser Verlust dadurch der Nation gleichsam ersetzt, daß das Theater seitdem der Mittelpunkt der Sorgfalt und Thätigkeit unsrer größten Dichter und Kritiker geblieben ist. Was später Engel und Ramler für die Bühne in Berlin, Dalberg und Schiller in Mannheim, Goethe und Schiller in Weimar, Gotter in Gotha, Klingemann in Braunschweig, Tieck in Dresden und Berlin, Immermann in Düsseldorf thaten (bemerkt ein geschmackvoller Literarhistoriker) [3]) das war nur die Nachwirkung jener groß-

---

[1]) Macaulay, Kleine Schriften, von Bülau II, 451. — [2]) In treffender Weise nimmt auch Bouterweck (Geschichte der Poesie und Beredtsamkeit XI, 138) Lessingen gegen sich selbst in Schutz. Vgl. Tieck, Dramaturgische Blätter II, 24 zu Emilia Galotti. — [3]) C. G. W. Schiller, Braunschweigs schöne Literatur u. s. w. S. 101.

artigen Anregung, die einst Lessing für das gesammte Bühnenwesen durch das Hamburger Theater ausübte. [1])

Bei Gelegenheit seiner Schlußrede bringt nun Lessing das Unwesen des Nachdrucks im Allgemeinen zur Sprache. Zwar, was seinen eigenen Fall anlangt, so wollte ihn sein sachkundiger und theilnehmender Freund, der Buchhändler Nicolai, nicht von aller Schuld lossprechen (XIII, 193. H. XX, 2, 312). „Die Hamburgische Dramaturgie (schreibt er), die in ganz Deutschland viel Aufsehen machte, ward sehr unordentlich expedirt. Man konnte nur in wenigen Städten Deutschlands Exemplare davon haben, und die Kosten der einzelnen Versendung mit der Post machten Buchhändler und Käufer verdrießlich.“ Nicolai hatte es seinem Freunde Bode vorausgesagt, wie sehr er sich schaden würde, wenn er nicht sorgte, daß in Leipzig, als dem Mittelpunkt des deutschen Buchhandels, Exemplare zu haben wären. Umsonst; er bekam zur Antwort: es sei einmal festgesetzt, keine Exemplare als solche, welche bestellt worden, zu verschicken, und man müsse sich deshalb nicht nach Leipzig, sondern nach Hamburg wenden. Lessing hatte auch sonst schon behauptet, die Leipziger Buchhändler-Messen und die hier von den Buchhändlern betriebenen Geschäfte wären unnöthig. Wegen dieser beständigen und immer vergeblichen Nachfrage kamen die verkappten „Dodsley und Compagnie“ (von denen übrigens kein Buchhändler wußte, wer sie wären und wo sie lebten) auf den Einfall, die Dramaturgie nachzudrucken; dieser Nachdruck wäre somit durch den Eigensinn, eine Waare (und dies ist ein Buch, insofern es zum Verkauf steht) nicht nach dem Platze schicken zu wollen, wo hauptsächlich die Nachfrage ist, veranlaßt worden.

Nicht genug. Diese Dodsley und Comp. ließen, während sie die Dramaturgie nachdruckten, einen Aufsatz: „Nachricht an die Herren Buchhändler“ gedruckt und geschrieben bei den Buchhändlern umlaufen, worin sie mit unerhörter Dreistigkeit ankündigten: „Sie wollten mit Beihülfe verschiedener Buchhändler künftig den Gelehrten (darunter waren die gemeint, welche sich „ohne die erforderlichen Eigenschaften“ in die Buchhandlung mischten, wie zum Exempel die neu aufgerichtete Buchhandlung in Hamburg) das Selbstverlegen verwehren, ihnen ohne Ansehen nachdrucken und ihre Werke um die Hälfte des Preises verkaufen. Zur Unterstützung dieses Vorhabens, versicherten sie, hätten die vereinigten Buchhändler sich entschlossen, eine Kasse aufzurichten und eine ansehnliche Summe Geldes bereits eingelegt; Andere werden zur Nachfolge aufgefordert. Die Gelehrten, welche ihre Werke selbst verlegten, werden Schleichhändler genannt. Dagegen wird allen Buchhändlern, welche der Gesellschaft beitreten, Schutz gegen allen Nachdruck zugesagt.

Lessings Bemerkungen zu diesem Aufruf, welchen er für echt hielt, obschon er sich später als eine arge Mystification verrieth, sind würdig und gemessen. Er hat Nichts gegen eine genauere Verbindung der Buchhändler, um dem eingerissenen Nachdrucke unter sich zu steuern. „Aber wie hat es vernünftigen und rechtschaffenen Leuten einkommen können, diesem Plane

---

[1]) Seit Lessing seine Hamburgische Dramaturgie schrieb (sagt schon Nicolai, Reisebeschreibung 1781. IV, 586 f.) hat jedes wandernde Theater seinen Dramaturgen.

eine so strafbare Ausdehnung zu geben? Um ein Paar armen Hausdieben das Handwerk zu legen, wollen sie selbst Straßenräuber werden?... Sie wollen das Selbstverlegen verwehren. Wer sind die, die das verwehren wollen? Haben sie wohl das Herz, sich unter ihrem wahren Namen zu diesem Frevel zu bekennen? Ist irgendwo das Selbstverlegen jemals verboten gewesen? Und wie kann es verboten sein? Welch Gesetz kann dem Gelehrten das Recht schmälern, aus seinem eigenthümlichen Werke, alle den Nutzen zu ziehen, den er möglicherweise daraus ziehen kann? „„Aber sie mischen sich ohne die erforderlichen Eigenschaften in die Buchhandlung."" Was sind das für erforderliche Eigenschaften? Daß man fünf Jahre bei einem Manne Pakete zubinden gelernt, der auch nichts weiter kann, als Pakete zubinden? Und wer darf sich in die Buchhandlung nicht mischen? Seit wenn ist der Buchhandel eine Innung? Welches sind seine ausschließenden Privilegien? Wer hat sie ihm ertheilt?" — Sollten Dodsley und Comp. ihm etwa auch diese Erklärung nachdrucken (Lessing fordert sie ironisch dazu auf, und sie hätten es auch ohne diese Zumuthung gethan), so erklärt er im Voraus die geringste Insinuation, daß es gekränkter Eigennutz sei, der ihn so warm gegen sie habe sprechen lassen, für eine Lüge. Er habe nie etwas auf seine Kosten drucken lassen, und werde es schwerlich in seinem Leben thun. Er überlasse ein solches Geschäft immer lieber der Vermittelung eines rechtschaffenen Buchhändlers. Aber keiner von diesen müsse es ihm auch verübeln, daß er seine Verachtung und seinen Haß gegen Leute bezeige, in deren Vergleich alle Buschklepper und Wegelaurer wahrlich nicht die schlimmern Menschen sind. Denn jeder von diesen mache seinen coup de main für sich; Dodsley und Compagnie aber wollen Bandenweise rauben. „Das Beste ist (schließt Lessing), daß ihre Einladung wohl von den Wenigsten dürfte angenommen werden. Sonst wäre es Zeit, daß die Gelehrten mit Ernst darauf dächten, das bekannte Leibnizische Project auszuführen."[1])

Lessing blieb in diesem Kampfe nicht allein stehen. Nicolai trat, als Buchhändler, wie als Freund des Hamburgischen Dramaturgen, für die Ehre seiner Standesgenossen gegen das Treiben der Nachdrucker in seiner Allgemeinen Bibliothek auf.[2]) Alle vernünftigen Buchhändler, sagt er, hätten jene Nachricht mit Verachtung aufgenommen und sie für das angesehen, was sie war, nämlich für einen Streich in die Luft, wodurch unbekannte Leute sich auf den Messen ein Ansehen geben wollten. Kein einziger angesehener Buchhändler habe sich mit ihnen eingelassen. Das Recht des Selbstverlegers stellt er als an und für sich außer Frage, nur daß das Debitiren der Bücher nicht Jedermanns Sache sei. Mit dem Zubinden der Pakete sei die Sache noch nicht abgethan. (Dies galt dem Freunde!) Ohne vieljährige Kenntniß und Erfahrung werde Niemand, wenn nicht das blinde

[1]) Nämlich eine societas subscriptoria der Gelehrten unter einander, um sich und ihre Werke der Macht der Buchhändler zu entziehen. Das Nähere enthalten Leibnizens Briefe an Sebastian Kortholt vom 15. October und 19. Nov. 1715. (Opera omnia ed. Dutens, V, 333. 334). — [2]) X, 2. St. Nr. 1. In Form einer Anzeige der Hamburgischen Dramaturgie und ihres Nachdrucks. Vgl. XIII, 194. H. XX, 2, 313.

Glück ihn begünstige, Bücher mit Vortheil verkaufen können; er werde sich hundertmal mit chimärischen Hoffnungen schmeicheln und wirklichen Gefahren nicht auszuweichen suchen. Dies habe bei Gelehrten, welche Bücher auf ihre Kosten drucken ließen, sehr oft zugetroffen, und dies sei die wahre Ursache, warum sie oft einen nicht geringen Schaden erlitten, wo sie sich ansehnlichen Vortheil versprochen hätten.

Diese Bemerkungen Nicolais waren zum Theil gegen die Unternehmung Lessings und seines Genossen Bode gerichtet. Keiner von beiden hatte hinlängliche Kenntniß noch unbefangene, vorurtheilsfreie Auffassung der Dinge hinzugebracht; beide waren zu viel Schriftsteller und zu wenig Buchhändler und überließen sich überschwänglichen, wenn auch edeln Entwürfen zur Hebung der deutschen Literatur und des Schriftstellerstandes. Lessing glaubte, sagt Nicolai, „aus Mangel an Kenntnissen des Buchhandels und aller dahin gehörigen kaufmännischen Geschäfte," es liege hauptsächlich in der Art, wie der deutsche Buchhandel geführt werde, daß die deutsche Literatur eine so unvollkommene Gestalt habe, und traute sich zu, durch seine Verlagsunternehmung diesem Uebel abzuhelfen. Der in den Achtziger Jahren auftauchende Plan einer Buchhandlung der Gelehrten, die, nun Selbstverleger, nicht mehr mit den Brosamen vorlieb nehmen dürften, die ihnen der Buchhändler von seiner reichbesetzten Tafel zuwarf, war schon damals in Bodes und Lessings Seele zur Reife gekommen. Es erinnert dies übrigens an einen verwandten Plan, der damals bei Gleim vorübergehend aufgestiegen war und mit dem Lessing und Bode sich zu vereinigen Lust hatten.[1]) Nur in der Reinheit und Uneigennützigkeit der Absichten unterschied er sich von dem fünfzehn Jahre später in Dessau auftretenden Unternehmen, welches (1781) durch hochtönende Ankündigungen der besten Schriftsteller Deutschlands täuschte und durch einen Bankerut der Verlagskasse den Buchhändlern einen gerechten Triumph bereitete.[2]) Bode und Lessing faßten zu Anfang des Jahres 1768 den Plan einer Zeitschrift mit dem Titel: Deutsches Museum, welches die auserlesensten Original-Schriften deutscher Schriftsteller enthalten, und deren Verfasser nicht nur von ihrer Arbeit größeren Vortheil genießen, sondern auch viel bekannter werden sollten. „Für das neue Journal," schrieb Lessing den 2. Februar 1768 an Nicolai, welcher sich über „die Buchdrucker Bode und Lessing" Spöttereien erlaubt hatte, „sollen Sie nun wohl Respect bekommen, nachdem wir Klopstocks Hermann, dessen Oden und Abhandlungen über das Sylbenmaß der Alten, Gerstenbergs Ugolino,[3]) ein Lustspiel von Zachariä,[4])

[1]) Siehe die Beilage. [2]) Böttiger in Bodes Literarischem Leben LV. C. F. Bahrdts Geschichte seines Lebens, IV, 103. Der Urheber dieser verfehlten Unternehmung war ein Mag. Reiche in Dessau. S. Schillers Briefwechsel mit seiner Schwester u. s. w. von W. von Maltzahn, Leipzig 1875, S. 27. — [3]) An Gleim schreibt Klopstock aus Kopenhagen den 19. December 1767: „Gerstenberg hat einen Ugolino gemacht, der trefflich, und mich däucht, nicht zu schrecklich ist. Ich habe das kleine Verdienst dabei, ihn aufgemuntert zu haben. Der Ugolino ist schon nach Lessing (sic) zum Druck abgegangen" (Klopstock und seine Freunde, II, 197). — [4]) Ohne Zweifel das Stück, welches bei Jördens V, 589 den Titel führt: Der Adel des Herzens, oder die ausgeschlagene Erbschaft, ein Nachspiel, Hamburg 1770, und das auch zur Aufführung gekommen ist. Jördens rühmt es wegen der guten Sprache.

und ich weiß selbst nicht, wie viel andere schöne Sachen dazu erhalten haben. — Wir werden uns also mit unserm Journal vor keiner Bibliothek in der Welt zu fürchten haben: weder vor der Allgemeinen, noch vor — der Klotzischen."

Nicolai, der das Unausführbare dieses Planes durchschaute, antwortete: „Für Ihr neues Journal habe ich allen Respect. Wenn Sie lauter solche Sachen einrücken, als diejenigen, die ins erste Stück kommen sollen, so wird es alle, die jemals gewesen sind, übertreffen. Befleißigen Sie sich nur auf Vorrath von Manuscript; und lassen Sie die besten Schriftsteller Deutschlands fein fleißig schreiben. Das ist die Hauptsache, wenn die Fortsetzung ununterbrochen erfolgen soll."[1]) Dabei weist er ihn spöttisch auf Klotz und seine Bibliothek. Nicolai hatte früher oft in mündlichen Unterredungen mit Lessing halb im Scherz, halb im Ernst über diese Gegenstände gestritten, wobei Mendelssohn, da es auf die allgemein kaufmännischen Grundsätze ankam, meist auf Nicolais Seite stand (XII, 187. M. 224. H. XX, 1, 264).[2]) Auch Weiße versprach ihm seinen Beistand (berichtet Karl Lessing) mit der Ermahnung: „Ich zweifle nicht, daß die Projekte, die Sie machen, vortrefflich sind, nur lassen Sie es nicht bloße Projekte bleiben."

Lessing und Bode hatten als Drucker ganz eigene Vorstellungen von Eleganz, vom Formate (Lessing liebte das Format in Quart und behauptete wohl im Scherz, daß die deutsche Gründlichkeit abgenommen, seitdem man das Quart gegen die kleinern und gefälligeren Formate vertauschte; dazu kamen die rothen Linien zur Umschränkung der Seiten, kostbare Vignetten, Verzierungen u. s. w., durch welche der Druck vertheuert wurde),[3]) von der Abschaffung gewisser altfränkischer Schnörkel (wohin Lessing sogar die Signaturen rechnete, weshalb er mit Nicolai bei dem Druck der antiquarischen Briefe in Streit gerieth (XIII, 148. H. XX, 2, 247. XII, 200. M. 237. H. XX, 1, 281), von der Einführung mancher ihm höchst nothwendig vorkommenden Verbesserungen u. s. w. Als ein sonderbarer Einfall ward es angesehen, alles Papier zu der neuen Druckerei aus Italien kommen zu lassen, weswegen der zweite Theil der antiquarischen Briefe auf feineres Druckpapier gedruckt werden mußte, weil der italienische Vorrath bei Klopstocks Bardiet verbraucht worden war. Beide, Lessing und Bode, liebten diese Kinder ihrer Phantasie mit einer bis zum Steifsinn gehenden Beharrlichkeit, und spotteten wohl über die Winke und Warnungen ihrer Freunde.[4])

Aus einem Papier, welches Karl Lessing in seines Bruders Nachlaß gefunden hat,[5]) geht hervor, daß er mit Bode gemeinschaftlich um ein kaiserliches Privilegium und die Censurfreiheit für die Dramaturgie und alle

---

[1]) Die Herausgabe einer Zeitschrift mit dem Titel: Deutsches Museum, aber nach einem andern Plane, hat nachmals (1776) H. Ch. Boie mit Dohm unternommen. — [2]) „Dasjenige, was ich mit Lessing geschwatzt hatte," bemerkt Nicolai (XII, 188. M. 225. H. XX, 1, 264) gab Anlaß zu dem Gespräche über die Vorzüglichkeit der schlechten Schriftsteller für die Buchhändler, welches im ersten Bande von Sebaldus Nothanker steht" (im 2. Abschnitt des 2. Buches, 110 ff.). Die Sache hat heute noch ihre Wahrheit behalten. — [3]) Böttiger in Bodes Leben. — [4]) Ebend. — [5]) Lessings Leben I, 270 f.

dramatischen Stücke, die sie zum Gebrauch des Hamburgischen Theaters einzeln oder in Sammlungen drucken lassen würden, angehalten hat (das kursächsische Privilegium hatten sie sich verschafft). Beide Gesuche wurden abgeschlagen und überdies erhielt der Rath zu Hamburg (unter dem 29. Februar 1768) die amtliche Eröffnung, daß, „Ihro kaiserliche Majestät aus der Eingabe von Bode, Bürger in Hamburg, und Gotthold Ephraim Lessing, Anzeige einer dortselbstigen gänzlichen Hintansetzung dessen, was die Reichsgesetze in puncto der Bücher-Censur so ernst gemessen verordnen, erhalten, derselben aber zur Zeit keinen Glauben beimessen wollten; daher habe Magistratus darüber in termino duorum mensium seinen allerunterthänigsten Bericht zu erstatten, und dabei besonders anzuzeigen, wie es Zeithero mit der Reichsgesetzmäßigen Aufstellung der Büchercensuren und Verpflichtung der Drucker auf die Reichssatzungen gehalten worden; inmittelst sollte weder Impetrantibus, noch sonst Jemanden einiger Druck oder Verkauf ohne Censur gestattet werden." Böttiger meldet uns, daß dieses kaiserliche Rescript dem guten Bode ziemlich saure Gesichter vom Hamburger Rath zugezogen habe.

Der Recensent des ersten Bandes der Hamburgischen Dramaturgie in der Klotzischen Bibliothek hatte vorlaut von einer Abhandlung des Verfassers wider die Buchhändler, die ihm viel Arbeit machte, Nachricht gegeben. Lessing fertigt den Mann verächtlich ab, giebt aber zu, daß er allerdings über die nachtheiligen Folgen des Nachdrucks überhaupt einige Betrachtungen anstellen und das einzige Mittel, ihm zu steuern, vorschlagen wollen. Bei dieser Erklärung verblieb es. Ohne Zweifel stehen in Zusammenhang damit gewisse, aus Lessings Nachlaß bekannt gewordene, anziehende Bruchstücke mit der bezeichnenden Ueberschrift: „Leben und leben lassen. Ein Projekt für Schriftsteller und Buchhändler." [1])

Seit Luther, welcher die Nachdrucker Straßenräuber und Diebe nannte, bis herab zu Kant und der jüngsten Gesetzgebung in Deutschland (um uns auf unser Vaterland zu beschränken) ist der Nachdruck von den erleuchtetsten Geistern unter Philosophen und Rechtsgelehrten aus Gesichtspunkten des Rechts und der Billigkeit verurtheilt worden, nur daß die Schwierigkeit scharfer Bestimmungen des gemeinen Rechts und deren folgerichtiger Anwendung auf den Begriff geistiger Erzeugnisse in Kunst und Wissenschaft; andrerseits engherzige cameralistische Rücksichten es erschwerten, den Forderungen höherer Rechte mit Bezug auf Verlagsrecht und Nachdruck wirksame Folge zu geben. Zu Lessings Zeit herrschte in diesem Gebiete die größte Willkür und Verwirrung. [2]) Kaiser Joseph II. erlaubte in seinen Staaten den Nachdruck aus demselben merkantilischen Princip, als er die Einfuhr der Heringe verbot — um das Geld im Lande zu erhalten [3]) — ohne auch

---

[1]) XI, 178. M. 1, 208. H. XIX, 579. — [2]) Die neueste Monographie von Dr. Julius Jolly: Die Lehre vom Nachdruck. Nach den Beschlüssen des deutschen Bundes dargestellt. Beilageheft zum Archiv für civilistische Praxis. XXXV. Bd., Heidelberg 1852, giebt im ersten Abschnitt eine für unsere Orientirung ausreichende Geschichte des Nachdrucks seit der Erfindung der Buchdruckerkunst. — [3]) „Aber bei dieser Verbindung unter Deutschlands Provinzen, da die menschlichsten das Principium haben, des baaren Geldes so wenig als möglich aus ihren Grenzen zu lassen: wer wird ihren

solche Bücher, denen er selbst als Reichsoberhaupt Schutzbriefe verliehen hatte, hiervon auszunehmen; die kaiserlichen Privilegien sollten sich eben nur auf die nicht-österreichischen Länder erstrecken und in diesen aufrecht erhalten werden. Vielleicht war nun die Sache von Dodsley und Comp., von Lessing mit aller ihm zu Gebote stehenden Kraft vor das Gericht der Oeffentlichkeit gezogen, nicht ohne Einfluß auf das kursächsische Gesetz gegen den Nachdruck vom 18. December 1773, welches auch die auswärtigen rechtmäßigen Verleger schützte, inwiefern eine Gleichheit in ihrem Lande gegen die sächsischen Unterthanen beobachtet würde. Aber erst nach dem Tode Josephs II. wurden zu einem allgemeinen Reichsgesetze gegen den Nachdruck Einleitungen getroffen; auf den Antrag von Kur-Mainz, mit Unterstützung von Kur-Brandenburg, wurde in der Wahlkapitulation Kaiser Leopolds II. die Hebung des deutschen Buchhandels durch die völlige Unterdrückung des Nachdrucks in Aussicht gestellt. Zur Ausführung kam es dessenungeachtet nicht. Was indeß das deutsche Reich durch seine Auflösung schuldig geblieben, das wurde nach und nach durch die einzelnen Regierungen Deutschlands, unter dem Vorgang des preußischen Landrechts (1794), in allgemeinen Bestimmungen soweit angebahnt, daß endlich durch die Beschlüsse des deutschen Bundes (vom 6. September und vom 17. Juni 1845) diese Lebensfrage für Literatur und Wissenschaft dem Streite der Philosophen und Rechtslehrer entzogen und durch die Gesetzgebung selbst einer ausreichenden Lösung zugeführt wurde.

Um auf Lessing zurück zu kommen, so legt der Entwurf seiner Abhandlung ein redendes Zeugniß des ihm eigenthümlichen Bestrebens ab, den Vortheil des Schriftstellers und des Buchhändler Hand in Hand gehen zu lassen. Er zieht keine zu scharfe Grenzlinie zwischen der materiellen und der geistigen Seite des literarischen Lebens. Lessing, welcher, wie Voltaire, die hohe Stufe seines von Jahr zu Jahr wachsenden Ruhmes einzig und allein seinem Talente als Schriftsteller verdankte, dessen weltliches Glück aber, ungleich wie bei Voltaire, meist in umgekehrtem Verhältnisse zu seinem Ruhme stand, läßt sein Selbstgefühl bei der Frage von der Belohnung des Schriftstellers laut durchbrechen. „Wie? es sollte dem Schriftsteller zu verdenken sein, wenn er sich die Geburten seines Kopfs so einträglich zu machen sucht, als nur immer möglich? Weil er mit seinen edelsten Kräften arbeitet, soll er die Befriedigung nicht genießen, die sich der gröbste Handlanger zu verschaffen weiß — seinen Unterhalt seinem eigenen Fleiße zuo erdanken zu haben? . . .

„Aber Weisheit, sagt man weiter, Weisheit feil für Geld! Schändlich! Umsonst habt Ihrs empfangen, umsonst müßt Ihr es geben! So dachte der edle Luther bei seiner Bibelübersetzung. Luther, antworte ich, macht in mehreren Dingen eine Ausnahme. Auch ist es größtentheils nicht wahr, daß der Schriftsteller das umsonst empfange, was er nicht umsonst geben will. Oft ist vielleicht sein ganzes Vermögen daraufgegangen, daß er jetzt im Stande ist, die Welt zu unterrichten und zu vergnügen. Oder sollen ihm die Amtsbesoldungen das zugleich mit gut machen?" — Es ist ein gewöhnliches Vorurtheil, daß die Schriftsteller bei den Griechen und Römern

Finanzräthen begreiflich machen, daß man allein den Buchhandel unter dieses Principium nicht ziehen müßte?" (XI, 181. M. 1, 211. H. XIX, 582).

für ihre Arbeit kein Geld nahmen, und sich mit der einzigen Ehre begnügten. Dieses zu widerlegen, weist Lessing auf Stellen bei Horaz, bei Statius, bei Terenz endlich, welcher das Geld für seine Stücke nicht bloß vom Staate, sondern auch vom Schauspieler nahm und hoffentlich mit lachte, „wenn dieser ihn seines Geizes wegen im Prolog anstach. . . . Wir wissen sogar noch, welches Stück ihm am Theuersten bezahlt worden, und wie theuer:

Eunuchus meruit pretium, quantum nulla antea cujusdam
Comoedia, id est, octo millia nummum —

das macht nach unserm Gelde — — doch für wen sollt' ich's wohl in Deutschland berechnen?" — — —[1])

Lessing handelt[2]) in drei nach einander folgenden Bruchstücken 1) von dem Eigenthum an Geisteswerken, 2) vom Nachdrucke, 3) von dem Projekte selbst. Gleich von vorn will Lessing einen Unterschied gemacht wissen zwischen Eigenthum und Benutzung des Eigenthums. Ein Eigenthum erkennt er weder dem Verleger, noch dem Verfasser des Buches zu; weil man nichts sein Eigenthum nennen könne, in dessen Besitz man sich zu setzen und zu erhalten nicht im Stande ist. In dieser Hinsicht steht Lessing mit den Rechtsbegriffen der Gegenwart auf demselben Standpunkte.[3]) Ein Eigenthumsrecht stehet weder dem Verfasser noch dem Verleger zu. Nur durch positive Gesetze gegen den Nachdruck könne ihm abgeholfen werden.[4]) Aber die Schwierigkeit, zu einem allgemeinen deutschen Gesetze zu gelangen! „Freilich, wenn Deutschland unter Einem Herrn stünde, welcher der natürlichen Billigkeit durch positive Gesetze zu Hülfe kommen könnte und wollte!" — Man sieht daraus, wie wenig Lessing von den verfassungsmäßigen Organen des deutschen Reichs für das Zustandekommen eines Preßgesetzes für alle Theile desselben erwartet hat.

Und so kommt Lessing auf ein Projekt, welches sich von ähnlichen, z. B. dem Leibnizischen, oder dem Klopstockschen (in seiner Gelehrten-Republik) dadurch unterscheidet, daß er den Stand der Schriftsteller durchaus nicht mit dem der Buchhändler in Spannung oder Feindschaft setzen, sondern nur den letzteren jenem dienstbar machen möchte, so daß ihre Interessen Hand in Hand gingen. Die Grundlage dieses neuen Buchhandels wären Selbstverlag und Subskription, jedoch in der Art, daß der Schriftsteller auf seine

---

[1]) Daß Lessing für die Aufführung seiner Stücke keinen Groschen einnahm, bedarf erst keiner weitern Erinnerung. — Noch später, in der Abhandlung über das Epigramm (VIII, 489. M. 471. H. X, 156) auf Anlaß der Verleger der Epigramme des Martial in Rom, kann Lessing einen Stich auf manche ihrer werthen Nachfolger jetziger Zeit nicht unterdrücken. — [2]) Je weniger Lessings Ansichten bei den Publicisten die geringste Berücksichtigung gefunden haben, desto eher wird es an seinem Platz sein, sie in ihren Hauptstücken anzuführen. — [3]) Jolly a. a. O. 31. „Die Rechtsphilosophen, welche sich mit dem Nachdruck beschäftiget, haben die unglückselige Erfindung von einem Eigenthum des Autors, entstanden aus Unklarheit und Begriffsverwirrung, beibehalten — womit sie der Rechtswissenschaft im Allgemeinen ebenso wenig, als der Lehre vom Nachdruck insbesondere genutzt haben." — [4]) A. a. O. 29. „Nach allem diesen wird es bezweifelt werden können, daß (noch) im Anfange dieses Jahrhunderts und vor den verbietenden Bundesbeschlüssen die Erlaubtheit des Nachdrucks nach positivem deutschen Recht anerkannt war" u. s. w.

Kosten drucken läßt, die Subscription aber lediglich durch die Hände der Buchhändler geht, nicht wie es gewöhnlich war (wovon Lessing selbst später bei Nathan dem Weisen Gebrauch machte), durch den Verfasser und seine Freunde. Der Preis des Buches (wobei der billige Preis im Auge behalten wird) sollte in drei Theile getheilt werden; ein Drittheil für den Druck, ein Drittheil für den Verfasser und ein Drittheil für den Buchhändler. Das Drittheil für den Druck sei reichlich genug gerechnet, daß das Buch mit aller typographischen — wo nicht Pracht, doch Sauberkeit erscheinen könne. Das Drittheil für den Verfasser soll so angesehen sein, als ob es auf den Preis für den zu verarbeitenden rohen Stoff verwandt würde. Das Drittheil für den Buchhändler endlich müßte jedem billigen Mann genügen, weil er dabei kein Risico und nur wenig Mühe haben werde. Damit aber der Buchhandel sich auf diese Art verwirklichen ließe, müßte jemand sich einem Ankündigungs-Journal unterziehen, in welchem alle diejenigen Schriftsteller, deren Werke in dem Meßkataloge auf die künftige Messe versprochen werden, eine umständliche Nachricht davon ertheilten. Eine solche Selbstankündigung wäre gleichsam das Wort, bei welchem der Schriftsteller künftig gehalten würde, „und müßte (setzt Lessing hinzu) Liebhabern und Gelehrten wohl angenehmer sein als eine erschlichene oder selbstgemachte Recension im Posaunenton, wenn das Buch schon da ist, und so Vielen daran liegt, daß es mit guter Art unter die Leute kömmt."

Dies wären die Grundzüge eines Entwurfs, von welchem Lessing sich so viel für die Regelmäßigkeit des Buchhandels und indirect für die Hebung der Literatur und des Schriftstellerstandes zu versprechen schien — vielleicht auch nicht schien, weil er diesen Entwurf unausgeführt im Pulte behielt. In der That würde dieser gewiß sinnreiche Vorschlag, welchem man es ansieht, daß er von einem Schriftsteller ausgeht, der das Loos seines Standes im Auge hat,[1]) den Beifall weniger Buchhändler erlangt haben, welche dadurch gewissermaßen in die Anfänge dieses Standes zurückgeworfen wären und aufgehört hätten, die Bedeutung eines kaufmännischen Standes einzunehmen. Dasselbe würde sich von der Subscription sagen lassen, wenn dieser Weg der allgemeine des buchhändlerischen Betriebes werden sollte, denn er setzt überall Namen, welche ins Gewicht fallen, voraus, welche also durch sich selbst zur Unterschrift reizen, und selbst bei diesen kann eine einmalige Täuschung für lange abschrecken, wobei man an das Beispiel von Klopstocks Gelehrten-Republik denken möge.[2]) Die Anfänger unter den Schriftstellern,

---

[1]) „Als der sächsische Verleger seinem Verfasser (dem populären Gellert) einen traurigen Ducaten für den Bogen bezahlte, konnte er sich da wohl vorstellen, damit einen so wichtigen Kux erkauft zu haben? Warum sollen seinen unerwarteten Wucher nicht Mehrere theilen? — —" Worte, welche Lessing den deutschen Fürsten in den Mund legt, denen das Loos des armen Schriftstellers also völlig gleichgültig schien. — [2]) Goethe, Wahrheit und Dichtung (XXVI, 116. H. XXII, 68 und v. Loepers Anmerkungen dazu), und die damit zusammenhängenden Betrachtungen über die gegenseitigen Verhältnisse der Dichter und Verleger aus jener Zeit, die jedoch, wie so vieles in diesen Erinnerungen, idealischer, als sie wirklich waren, geschildert sind. Hier kommt auch die verunglückte Dessauische Gelehrten-Buchhandlung zur Sprache, welche gleichzeitig ein eben so fehlschlagendes Unternehmen in Berlin hervorrief.

denen kein Ruf entgegen kommt, würden dieses Hinderniß am seltensten durchbrechen. Für einen gewissen Kreis von Werken und von Lesern wird der Lessingsche Entwurf vielleicht Geltung haben können; im Uebrigen mag von dem Buchhandel, wie von dem Handel überhaupt gelten, daß er nur durch sich selbst und die stets wechselnden Umstände, niemals aber durch positive Anordnungen und Gesetze sich regeln lasse.

Neuntes Kapitel.

In den vorhergehenden Kapiteln ist öfter Klotz und sein Anhang genannt worden; Lessing sagt es deutlich genug, daß die Feinde der gescheiterten Theaterunternehmung in Hamburg und seiner unvollendeten Dramaturgie in dem Lager der Klotzschen Coterie die besten Bundesgenossen haben. Klotzen zu Gefallen hat Lessing die kecke Aeußerung hingeworfen: „Man nenne mir das Stück des großen Corneille, welches ich nicht besser machen wollte! — Eine Tonne für unsere kritischen Wallfische! ich freue mich im Voraus, wie trefflich sie damit spielen werden. Sie ist einzig und allein für sie ausgeworfen; besonders für den kleinen Wallfisch in dem Salzwasser zu Halle!"[1]) Nichts Schneidenderes als der Dodsley und Comp. gegebene Rath, sich ihren Vertheidiger in einem Gelehrten zu suchen, „welcher in dem so interessanten Tone der Klotzschen Schule geschickt sei, reich an allerlei Histörchen und Anekdötchen und Pasquillchen, ohne ein Wort von der Sache." In der That mußte sich Klotz von Nicolai als Genosse der Dodsley und Comp. vor die öffentliche Meinung ziehen lassen. „Sollte nicht jeder vernünftige Gelehrte (ruft er zum Schluß des obenerwähnten Aufsatzes in der Allgemeinen Deutschen Bibliothek) und jeder vernünftige Buchhändler seinen Abscheu bezeugen, und muß man nicht die Stirn des Verfassers der Halleschen gelehrten Zeitung (einer ebenfalls von Klotz herausgegebenen Zeitschrift) bewundern, der ein solches Betragen gut heißt, vielleicht weil er glaubt, das Intermezzo der Herren Dodsley und Compagnie könne einem Lessing eine unangenehme Stunde machen?"

Die Klotzschen Händel, deren Geschichte jetzt im Zusammenhang erzählt werden soll, bilden einen der merkwürdigsten Vorgänge in der damaligen Literar- und Gelehrten-Geschichte und lassen auf den Stand und die Entwickelung der deutschen Poesie und Literatur überraschende Lichter fallen. In Lessings Leben ist sogar der Streit mit Klotz nicht ohne bedeutende Folgen, denn wir werden durch ihn und seine Wirkungen in die nächste und letzte Periode seines Lebens hinübergeleitet. Bemerkt muß jedoch werden, daß die Darstellung dieses Abschnitts in Lessings Leben früher nicht ganz unparteiisch gehalten worden ist, da man von vorn herein auf Lessings Seite trat, als wenn dessen Ruhm es erforderte, von Anfang an und in allen Stücken unbedingt Recht zu behalten.

---

[1]) Witzige Anspielung auf die Salinen zu Halle.

Als Christian Adolph Klotz,[1]) königlicher preußischer Geheimrath und Professor der Philosophie und Beredsamkeit bei der Universität zu Halle, zu Ende des Jahres 1771 starb, hatte er es nicht über das zwei und dreißigste Jahr seines Lebens gebracht, und in dieser kurzen Laufbahn eines Gelehrten, als junger Mann, möchte man sagen, hatte er über dreißig, wenn auch meist kleinere Werke, und viele Schriften von andern Gelehrten herausgegeben oder eingeführt, unter denen seine lateinischen Oden, welche er dem Horaz glücklich nachbildete, noch in unserm Jahrhundert die Begeisterung eines Philologen hervorrufen konnten,[2]) hatte er vor seinem Streit mit Lessing die allgemeine Achtung und Vieler Bewunderung für sich gehabt, zu denen ein Herder und Garve gehörten, und blieb auch nachher bis ans Ende das einflußreiche Haupt einer Partei, deren Wirken selbst durch die furchtbaren Schläge eines Lessing nicht ganz zu hemmen war. Dabei im bürgerlichen Leben durch den König Friedrich den Großen, der ihn auf den Rath des Majors Quintus Icilius von Göttingen nach Halle berufen hatte, so gestellt, daß er, wie wenige Gelehrte seiner Zeit, durch Wohlstand und vornehme Haltung seinen Stand und Ruhm auch vor der Welt repräsentiren konnte. Wie wäre eine so rasche und bei verhältnißmäßig kurzer Dauer um so seltnere Laufbahn ohne ein bedeutendes Talent möglich gewesen? Mag Lessing im Feuer des Kampfes ihm alles wahre Verdienst abgesprochen haben: sein Streben war durch das Zeitalter, welchem er angehörte, gerechtfertigt, und diesem Streben wäre sein Talent nachgekommen, wie er auch als Gönner und Förderer junger Talente Lob verdiente (es genüge, den Dichter Bürger zu nennen),[3]) hätte er nicht gleich so manchem frühreifen guten Kopfe, an einem allzufrühen und unreifen Ruhme eine Last ins Leben genommen, welche den gesunden Keim zu seiner Entwickelung nicht gelangen ließ. Im Grunde nämlich hat Klotz dasselbe erstrebt, was Heyne in Göttingen glücklicher erreichte (den Voß sogar, im Kriege gegen Heyne, geradezu dem Klotz an die Seite stellte):[4]) die Studien des klassischen Alterthums mit der vorgeschrittenen Bildung der Zeit, mit den Anforderungen der Humanität und Schönheit, in Sitte, Kunst und Literatur, in Einklang zu bringen, mit einem Wort die ästhetische Behandlung der Philologie und ihre Einführung in die Kreise der Gebildeten, da sie bis dahin in die Grenzen der Schule gebannt war.[5]) Wenn Herder in den Fragmenten zur deutschen Literatur (1767) die Frage erhebt: „Wo sind die Lieblinge der Muse, die die griechischen Blumen und Früchte auf den Boden Deutschlands zu verpflanzen suchen? Welches sind die Schutzengel der griechischen Philologie?“ — giebt er sich zur Antwort: „der unsterbliche Geßner,

---

[1]) Die Hauptquelle von Klotzens Leben bildet: C. R. Hausen, Leben und Charakter Herrn Christian Adolph Klotzens. Halle 1772. (Recensirt von Goethe, in den Frankfurter gelehrten Anzeigen 1772. XXXIII, 117—119. H. XXIX, 28 f.) — [2]) P. A. Budik, Leben und Wirken der vorzüglichsten lateinischen Dichter des XV. bis XVIII. Jahrhunderts. Wien 1827, II, zu Anfang. Unter seinen Quellen ist ihm gerade Hausen entgangen. — [3]) Ueber Bürgers nahe, wohl allzuinnige Verbindung mit Klotz siehe: Prutz, der Göttinger Dichterbund 208--210. Klotz weckte in Bürger Kenntniß und Liebe der Alten und, von ihm ermuntert, bearbeitete er die Nachtfeier der Venus. — Vgl. A. Strodtmann, Briefe von und an Bürger. Berlin 1874. I. — [4]) In den Briefen an F. A. Wolf. — [5]) Auch diese allgemeinere Seite ist wohl berücksichtigt bei Prutz a. a. O. 156—158.

Ernesti und Klotz: ich will nur diese drei nennen," und „der dritte, von dem Deutschland noch weit mehr erwartet, als er geliefert hat, ist ein feiner Kenner der Griechen, ein genauer Kunstrichter; er hat Verdienste durch seine Ausgaben und durch seine Urtheile; aber wie gerne wünschet man mehr eigene Arbeiten von ihm über die Griechen."[1]) Lessing selbst, mit welcher achtungsvollen Rücksicht führt er im Laokoon die abweichende Meinung Klotzens (in dessen Epistolae Homericae) über die Episode des Thersites an, welche er aus dem Homer, freilich aus falschen Begriffen über die Feierlichkeit des Epos, wegwünschte. „Ich finde ungern, daß ein Gelehrter von sonst sehr richtigem und feinem Geschmack dieser Meinung ist." (Oben S. 40). Mag Lessing späterhin dieses Lob noch so sehr bedingt und eingeschränkt haben: als Urtheil aus seiner Feder, und an diesem Orte ließ sich für Klotzens Ruhm davon nichts abdingen. Hätte dieser nicht selbst Hand angelegt, ihn zu untergraben! Ihm fehlte die sittliche Grundlage großer Schriftsteller, welche mit würdigen Mitteln große Zwecke verfolgen und den Ruhm als Geschenk betrachten, das ungerufen kommt. Auch war in ihm keine Ader jener großen Humanisten des fünfzehnten und sechszehnten Jahrhunderts, welche durch ihre gigantische Gelehrsamkeit selbst bei der rohen Kraft leidenschaftlicher Ausbrüche gegen Feinde und Widersacher imponiren; Klotzens satirische Werkchen in lateinischem Idiom bleiben matte Nachahmungen ihres Stils, ohne einschlagende Wirkung. Genau genommen war sein Talent ein formelles, nachbildendes, am glücklichsten da, wo die Form für sich den Liebhaber ergötzte, so größtentheils in seinen lateinischen Schriften, vorzüglich den Acta litteraria, ursprünglich eine Nachahmung und Fortsetzung der Acta Eruditorum; aber ohne ihren schwerfälligen und trocknen Gang. Klotz hatte sich einen überaus leichten, zierlichen Stil gebildet, welcher die verschiedenartigsten Gegenstände beherrschte; in so elegantem Latein gelobt zu werden, erschien manchem als ein zwiefaches Glück. Im Uebrigen war ihm jeder Gegenstand gleich; er sprang von Materie zu Materie. Es reichte hin, daß ein Gelehrter einen neuen Zweig der Wissenschaft oder Literatur hervorzog, um ihn sogleich in diese neue Richtung hineinzuziehen. Er las z. B. in den Schriften des Marquis d'Argens die verschiedenen Meinungen der Kirchenväter von der Hölle (erzählt Hausen); geschwind ergriff ihn die Idee, eine Geschichte der Hölle zu schreiben, die er aber nicht ausführte. Vor allem waren es die Vorbilder von Winckelmann und Lessing, welche Klotzen in die Laufbahn des Antiquars führten, zu denen er aber, nach dem Bekenntnisse seines Biographen, ganz unvorbereitet kam.[2]) Die Quellen des Alterthums im Zusammenhange zu lesen, sagt dieser, war für sein immer veränderliches und lebhaftes Genie eine beschwerliche und verbrießliche Sache; und es fehlte ihm auch bei seinen vielen literarischen Bemühungen an Zeit. Wie Karl Lessing sagt: um der Pedanterie zu entgehen, wurde Klotz ein Geck.[3]) Klotz wurde

[1]) Ausgabe von Suphan I, 286. — [2]) Hausen 69. „In den Alterthümern und in der Geschichte der ältern Zeit waren die Kenntnisse des Herrn Klotzens sehr mäßig und eingeschränkt. Er zerstreuete sich viel zu sehr, als daß er in diesem Fache der Litteratur eine gründliche Gelehrsamkeit hätte erlangen können. ... Nicht zu gedenken, daß er sich niemals zu diesen Kenntnissen vorbereitet hatte." u. s. w. — [3]) „Es ist gewiß, daß Herr Klotz mit großer Neigung nach dem Ruhme eines Antiquars, doch eines zierlichen strebte." (A. a. O.)

der Schöngeist unter den Antiquaren und der Antiquar unter den Schöngeistern und Dichtern von dem Schlage der anakreontischen Sänger, seiner Freunde, der Gleim, Jacobi, Meyer, Koch u. a., und als solcher einmal von Gleim mit Lessing in eine Linie gestellt.[1]) Endlich wie jeder, welcher auf den Schein arbeitet, mußte er beständig ein Gefolge von Anhängern oder Schülern hinter sich haben, welche in Zeitschriften für jede Zeile ihres Meisters überschwängliches Lob, und Pfeile für jeden Gegner hatten. Vielleicht das erste Mal in Deutschland war das literarische Bündlerwesen in so feine und ausgedehnte Netze gesponnen; der Würdigste war vor dem Hinterhalt Klotzens und seiner Anhänger nicht mehr sicher. Nur Einer erregte vielleicht das aufrichtige Gefühl und die Anerkennung der Superiorität bei Klotz, und dies war Lessing! und Lessing mußte es sein, welcher jenes sophistische Gewebe des überall gefürchteten und geschmeichelten Mannes mit starker Hand zerriß und an seinem Urheber ein unbarmherziges Strafgericht übte.

Der Laokoon war kaum erschienen, als Klotz sich beeilte, an einen Schriftsteller, der in der Welt nichts als seinen Ruhm für sich hatte, ein zuvorkommendes Schreiben zu richten (VIII, 187. M. 175. H. XIII, 2, 200 und XX, 2, 200), worin er ihn fast um Erlaubniß bat, sein Buch in den Actis litterariis besprechen und hier und da eine abweichende Meinung haben zu dürfen. So auffallend uns eine solche Benachrichtigung erscheinen mag, so steht sie doch nicht allein. Auch Herder kündigte damals von Riga aus, sogar in einem anonymen Briefe an Lessing, als er im Begriff stand, das erste kritische Wäldchen gegen den Laokoon herauszugeben, diese Absicht in ehrerbietigen und bescheidenen Ausdrücken an.[2]) Während jedoch Herder, bei aller Verehrung, den Muth der rücksichtslosen Prüfung und Liebe zur Wahrheit deutlich ausspricht, so trägt die Klotzische Höflichkeit zu sehr das Gepräge der Schmeichelei, welche auf gleiche oder noch größere Schmeichelei gefaßt ist.

Indem er gegen Lessing die Miene der unterwürfigsten Demuth und Bescheidenheit annimmt, läßt er die größte Ueberhebung durchblicken, wenn er sagt: „Ich bin es Ihnen schuldig, daß ich einmal an einem Orte, wo Barbarei und Unwissenheit herrscht, und wo ich nur verdrießliche Geschäfte habe, auf einige Tage aufgeheitert worden." Auch in dem zweiten Briefe an Lessing läßt er das Wort der zu Halle herrschenden Barbarei fallen. Lessing erklärte die Universität zu Halle damals für die beste der preußischen Universitäten.[3]) Es ist wahr, daß Klotz hier jedesmal nur die bildenden Künste

---

[1]) Briefe an Klotz I, 109, vom 14. Febr. 1767.

„Klotz, Lessing, Hagedorn, ihr großen Kenner,
Mengs, unser Raphael, malt einen Philoktet u. s. w.

Es ist wahr, daß Gleim in der Sammlung seiner Sinngedichte 1769, ohne Zweifel aus Rücksicht gegen Lessing, Klotzens Namen fortließ, worüber er sich gegen diesen ziemlich verlegen zu entschuldigen suchte. (XIII, 215. H. XX, 2, 344). — [2]) Herders Lebensbild I, 2. Abth. 415—417. H. XX, 2, 277. — [3]) XII, 231. M. 273. H. XX, 1, 324. An Nicolai, den 30. Junius 1769. „Was meynen Sie, daß er zu seinen eigenen Briefen sagen wird, . . . Und was seine Collegen in Halle dazu sagen werden? Er warf Ihnen letztens vor, daß Sie alle Professoren auf den preußischen Universitäten

und das Studium derselben im Sinne hat, wozu durch Winckelmann erst der Grund gelegt wurde. Für Winckelmann mochte es sich ziemen, in seinen Briefen an von Schlabrendorff, von den Bären in Halle zu sprechen, den jungen Freund einen Sehenden unter den Blinden zu nennen; wie dürfte aber ein Anfänger, wie Klotz dazumal war, in diesen Ton verfallen?

Lessings Antwort auf diesen Brief (XII, 173. M. 207. H. XX, 1, 242.) zeigt, daß er Höflichkeiten mit Höflichkeiten erwiedern konnte; im Ganzen jedoch ist sie eher zurückhaltend als entgegenkommend geschrieben. Hierüber hat sich Lessing zum Schluß der antiquarischen Briefe ausgesprochen, und er hat gewiß nichts hineingelegt, was er nicht bei der Beantwortung gedacht, wenn auch nicht deutlich ausgedrückt hatte (VIII, 188. M. 176. H. XIII, 2, 201, wo vermuthet wird, daß L. das Concept vor sich gehabt habe): „Der Ton war angegeben, in welchen es die ungesittetste Kälte gewesen wäre, nicht einstimmen zu wollen. Hr. Klotz erinnert sich, mich in seinem zartesten Alter in dem Hause seines Vaters gesehen zu haben: ich werde mich dessen auch erinnern müssen. [1]) . . . Hr. Klotz ist nicht überall meiner Meinung; er hat Zweifel über mein Buch; er will diesen Zweifeln weiter nachdenken; er glaubt, daß ich Ihm sodann erlauben werde, mir sie öffentlich mittheilen zu dürfen: erlauben! und wenn ich es ihm nun nicht erlauben wollte? Was für Ungereimtheiten man nicht alles aus lieber Höflichkeit zu schreiben pflegt! Also nicht blos erlauben muß ich ihm das: ich muß ihm wenigstens versichern, mich darauf zu freuen.“[2])

Zum Schluß spricht Lessing zuvorkommend die Absicht aus, bei seiner damals bevorstehenden Reise nach Pyrmont, auf dem Rückwege durch Halle zu gehen und Klotz zu besuchen. Daß er indeß einen andern Weg nahm, lag in dem veränderten Reiseplan.

So viel hat Lessing mit vollem Recht sagen können, daß er Klotzen nicht, nach seinem Vorgeben, um sein Urtheil über den Laokoon gebeten, sondern, daß er es nur nicht verbeten habe. Ja, was ganz für Lessing spricht, Hausen versichert, daß Klotz den gleichgültigen Ausdruck in der Antwort Lessings mit Mißtrauen betrachtete, ja ihn als ein Kennzeichen der Verachtung ansah.[3])

---

verächtlich zu machen suchten. Aus seinen Briefen sieht man, wie verächtlich er selbst von der besten der preußischen Universitäten, von Halle, spricht.“

[1]) Klotz war damals nämlich noch in den Kinderjahren. Vgl. Erster Band S. 20. — [2]) Gegen den Vorwurf der Zudringlichkeit sucht Klotz, indem er Lessings angeführtes Schreiben in seiner Bibliothek (V, 378) abdrucken läßt, sich vor seinen Lesern zu rechtfertigen, indem er sagt: „Ehe ich an Herrn Lessing schrieb, bekam ich seinen Laokoon von der Leipziger Messe in einem Couvert ohne Brief zugeschickt, ohne daß ich ihn verlangt oder ohne daß jemand dafür Bezahlung verlangt hätte. Ob ich Herrn Lessing oder seinem Verleger dieses Geschenk zu danken hatte, weiß ich nicht. Wenn man die rühmliche Erwähnung hinzusetzt, die Herr L. in seinem Laokoon von mir gethan hatte, und die ich gleichfalls nicht verlangt, so läßt sich wohl der Ton, in dem ich an ihn geschrieben, leicht beurtheilen.“ — [3]) Leben Klotzens 33. Hausen spricht von „den Antworten“ Lessings: er gab nur die erste und eine. Eben so ungenau ist, was Hausen hinzusetzt: „Wenn aber auch gleich Herr Lessing kein Freund von jener Mode war, sich gleich mit dem ersten oder dem zweiten Male einem Fremden auf gutes Glück in die Arme zu werfen; so hat es doch vollkommen seine Richtigkeit, daß er das Urtheil des Verstorbenen über seinen Laokoon nicht mit dem Tone einer verstellten Höf-

Indeß blieb Klotz Herr seiner Empfindlichkeit; ja er gab Lessingen bald darauf ein Zeichen besondern Vertrauens.[1]) Eben hatte Thomas Abbt sich von der „undankbaren" Arbeit (wie er in einem Briefe sagt), einen Auszug aus der allgemeinen Welthistorie zu machen, los gesagt, und Klotz war entschlossen, diese Arbeit fortzusetzen, wozu er bereits den Anfang machte. Hausen, damals mit Klotz noch in ungetrübter Freundschaft, versuchte vergeblich, ihn von dieser Arbeit, für welche Niemand minder geeignet war als er, abzubringen und bewog ihn, wenigstens die Entscheidung darüber dem Urtheil anderer Gelehrten zu überlassen. Hausen reiste kurz darauf nach Berlin, und Klotz trug ihm auf, einigen dortigen Gelehrten, besonders aber Lessing,[2]) sein Vorhaben von Weitem zu entdecken. Hausen entledigte sich des Auftrags bei Lessing, wie er berichtet, mehr in einem erzählenden, als in einem rathfragenden Tone. „Lessing," fährt er fort, „sprach von Klotzens Genie und Verdiensten in ruhmvollen Ausdrücken und bat Hausen, seinen Freund von einer Arbeit zu entfernen, die seinem Ruhm nachtheilig und ihm die Zeit rauben würde, welche er viel nützlichern und edlern Beschäftigungen widmen könnte." Hausen hinterbrachte bei seiner Rückkehr Klotzen diese Urtheile; und „es ist gewiß," setzt er hinzu, „daß sie es vorzüglich waren, insonderheit das Lessingsche Urtheil, welche Klotz bewogen, die ganze Arbeit wieder aufzugeben." Klotz kommt in dem Briefe vom 11. Oktober 1766, womit er die Zusendung der versprochenen Recension des Laokoon begleitete, darauf zurück (VIII, 192. M. 175. H. XIII, 2, 204 und XX, 2, 206). Auch dieser Brief ist in jenem süßlich kriechenden Tone, welcher nur die Maske einer unendlichen Selbstüberhebung war, abgefaßt. Er spricht hier die Hoffnung aus, daß er künftige Ostern (1767) Berlin besuchen und Lessing umarmen würde. Es hing dieses mit dem damals an ihn gelangten Rufe, als Professor der schönen Wissenschaften an der Kriegsschule zu Warschau, zusammen, welchen Klotz gegen eine ihm gewordene Gehaltserhöhung und das Prädikat: Geheimer Rath abgelehnt hatte. Doch kann er Lessingen zu dieser Zeit nicht mehr in Berlin angetroffen haben. In jedem Falle hätte Lessing den Verkehr mit ihm abgebrochen; Klotzens Recension des Laokoon hatte er bei Seite geworfen und den Brief unbeantwortet gelassen.

Wenn wir heute Klotzens Aufsatz in den Actis litterariis[3]) unbefangen durchlesen, so wird man die schlechthin wegwerfende Art, womit Lessing in den antiquarischen Briefen diese Arbeit mit Füßen tritt, nicht gerechtfertigt finden. Die Seite, wo Lessing zeigen will, wie, in welchem Tone er Klotzens zweiten Brief hätte allein beantworten können, ist gewiß ein Meisterstück pathetischer Rede; aber die Geltung eines historischen und unparteiisch kritischen Zeugnisses kann ihm nicht beigelegt werden. Lessing zeigt gegen beides, gegen Form und Inhalt des Klotzischen Aufsatzes, gleiche und unbedingte Verachtung. „Seine Lobsprüche waren mir äußerst eckel, weil sie äußerst übertrieben waren: und seine Einwürfe fand ich höchst nüchtern, so ein gelehrtes

---

lichkeit, sondern in allem Ernst zu wissen verlangt hat." Diese Aeußerung wird durch Lessings Schreiben, auf das ich nur verweisen kann, geradezu widerlegt.

[1]) Hausen 22. — [2]) Aus Versehen ist Hausen der anachronistische Beisatz entschlüpft: „in Wolfenbüttel." — [3]) Vol. III. p. III. No. IV.

Maul er auch dabei immer zog. Ueber jenes hätte ich ihm sagen müssen: „„Mein werthester Herr, ein anderes ist, einem Weihrauch streuen; und ein anderes, einem, mit Wernicken zu reden, das Rauchfaß um den Kopf schmeißen. Ich will glauben, daß Sie das erste thun wollen: aber das andere haben Sie gethan. Ich will glauben, daß es Ihre bloße Ungeschicklichkeit in Schwenkung des Rauchfasses ist: aber ich habe dem ohngeachtet die Beulen, und fühle sie. . . . Sie ertheilen mir unter den Zierden Deutschlands nicht allein eine Stelle: Sie ertheilen mir eine von den ersten, wo nicht gar die erste. Ja, nicht Sie blos ertheilen sie mir: Sie lassen sie mir von den Musen ertheilen; und lassen sie mir von den Musen damals schon längst ertheilt haben. Cui dudum principem inter Germaniae ornamenta locum Musae tribuerunt! Mein werthester, werthester Herr, mir wird bange um Sie. Wenn Sie im Ernste so denken: so haben Sie das Pulver wohl nicht erfunden. Sagen Sie es aber nur, ohne selbst ein Wort davon zu glauben, blos um mich zum Besten zu haben: so sind Sie ein schlimmer Mann. Doch Sie mögen leicht weder so schlimm noch so einfältig sein: Sie preisen die Felsenkluft wohl nur des Widerhalls wegen. Sie schneiden den Bissen nicht für meine, sondern für Ihre Kehle: was mir Würgen verursacht, geht bei Ihnen glatt herunter. Wenn das ist, mein werthester Herr: so betaure ich Sie, daß Sie an den Unrechten gekommen. Den Ball, den ich nicht fangen mag, mag ich auch nicht zurückwerfen. Sie sind zuverlässig gelehrter, als ich: aber Sie darum unter die Zierden Deutschlands einzuschreiben, Sie hinzustellen, wo Sie mich hinstellen wollen; das kann ich nicht, und wenn es mir das Leben kostete!“ “ . . . . Verdiente Klotz diesen Verdacht? fragen wir. Wenn er Lessingen die erste Stelle unter den Zierden Deutschlands ertheilte, und Lessing bescheiden dieses Lob weit von sich abwies — werden wir ihn schmeichlerischer Uebertreibung zeihen? Deutschland hat Lessingen diese Stelle in seiner Zeit angewiesen. Klotz aber hat nur seine aufrichtige Meinung und Verehrung vor Lessing ausgedrückt. „Lessing,“ schrieb er um dieselbe Zeit (vom 25. September 1766)[1]) an Herrn von Murr in Nürnberg, „hat sich seit einiger Zeit sehr auf die Kunst gelegt und die Antiken in Dresden und Berlin studirt. Das Uebrige ersetzt sein göttliches Genie, und an Gelehrsamkeit ist er unstreitig Winckelmann überlegen, der durch Machtsprüche und durch Großthun (!) den Leser leicht hintergeht.“ Ein solcher unpassender Ausfall auf Winckelmann bildet auch den Schluß der Recension des Laokoon, und war insofern von Bedeutung, als Herder zu seinen kritischen Wäldern, zunächst dem über Laokoon, dadurch angeregt wurde.

Ueber den zweiten Punkt, den Inhalt der Recension, äußert Lessing sich nicht minder streng und verächtlich; fast sollte man wünschen, daß Klotz diese vernichtende Rede verdient hätte, so erhaben, so ergreifend ist die Selbstschilderung, welche hier Lessing von seinem Standpunkte und seinem Ziele giebt. „Mein werthester Herr (redet er Klotz an), ich finde, daß Sie ein sehr belesener Mann sind; oder sich wenigstens trefflich darauf verstehen, wie man es zu sein scheinen kann. Sie mögen auch wohl hübsche Collectanea

---

[1]) Chr. G. v. Murr, Denkmaal zur Ehre des sel. Herrn Klotz. Frankf. u. Leipzig 1772.

haben. Ich habe dergleichen nicht; ich mag auch nicht ein Blatt mehr gelesen zu haben scheinen, als ich wirklich gelesen habe; ich finde manchmal sogar, daß ich für meinen gesunden Verstand schon viel zu viel gelesen habe. Mein halbes Leben ist vergangen um zu lernen, was andere gedacht haben. Nun wäre es bald Zeit, selbst zu denken; oder, wenn es damit zu spät sein sollte, wenigstens das, wovon ich gelernt habe, daß es andere gedacht, mir so zu ordnen, mir so zu berichtigen und aufzuhellen, daß es zur Noth für meine eigene Gedanken gelten kann. Es scheinet nicht, daß Sie schon da halten, wo ich halte; es scheinet nicht, daß Sie das Bedürfniß, in Ihrem Kopfe aufzuräumen, schon so dringend fühlen, als ich es fühle: Sie sammeln noch; und ich werfe schon wieder weg. Ich erkenne es mit Dank, daß Sie so geschäftig und dienstfertig um mich sein wollen: aber bemerken Sie doch nur, mein werthester Herr, daß Sie mir fast lauter Dinge in die Hand geben, die ich dort schon in den Winkel gestellt habe. Vieles geben Sie mir auch für etwas ganz anders in die Hand, als es ist. Ueberhaupt aber verkennen Sie meine Absicht; Sie halten sich bei den beiläufigen Erläuterungen auf, und über die Hauptsache fahren Sie dahin. Ich möchte Sie wohl um mich haben, um Sie als ein lebendiges Register zu nutzen: an Seitenzahlen würden Sie mich nicht Mangel leiden lassen; nur für die Gedanken müßte ich selbst sorgen. Wohl zu behalten, daß ich Ihnen auch noch die Seitenzahlen nachzuberichtigen nicht versäumte! Denn oft sagt das Register etwas ganz anders, als das Buch. Ich versprach mir von Ihnen einen Mann, der mit mir denken würde; und ich finde einen, der für mich nachschlagen, und in den Kupferbüchern für mich bildern will. Wenn Ihnen ein Gefalle damit geschieht, so sollen Sie mit jeder Ihrer Erinnerungen völlig Recht haben: was mein Buch beweisen und erläutern soll, beweiset und erläutert es darum nicht ein Haar weniger." —

Gewiß! Doch war es auch Klotzens Absicht nicht, auf die philosophischen Principien des Laokoon zurückzugehen, wie es Herder und Garve thaten; er wollte ja nur als Philolog, als Freund und Kenner des Alterthums, sich hie und da eine Gegenbemerkung erlauben; und es findet sich die Richtigkeit und Angemessenheit mehrerer dieser Bemerkungen durch die jüngsten Forschungen bestätigt, z. B. was er über die Darstellung des höchsten Pathos und Affektes in den Werken der Maler bei den Griechen, was er über die Iphigenie des Timanthes, über den Gegensatz des römischen und griechischen Nationalcharakters, was er über das Zeitalter der Künstler, als Urheber der Laokoons-Gruppe vorbringt. Ein und anderer dieser Einwürfe war daher wohl werth, von Lessing beachtet zu werden, wenn er nicht, wie es scheint, von vorn herein die innere Hohlheit in dem Gebahren des Mannes durchschaut und so im Ganzen gegen ihn eingenommen worden wäre. Wie erfreut dagegen zeigt sich Gleim über Klotzens Recension; er spricht gegen letztern (aus Halberstadt 8. Februar 1768) die bestimmte Hoffnung aus: „Mit Ihren Erinnerungen kann und wird Herr Lessing ebenso zufrieden sein, als mit Ihrem Lobe."[1])

Doch Lessing schwieg; und damit war bei einem Manne wie Klotz der

[1]) Briefe an Klotz 1, 107.

Keim eines unausbleiblichen, früher oder später eintretenden Bruches gelegt. Lessing, welcher bald darauf nach Hamburg ging, verlor den Laokoon und Klotzen bald aus den Augen.

Jetzt zerfiel Klotz mit Nicolai, und dies diente zu dem bald ausbrechenden gemeinsamen Kriege der literarischen Parteien gleichsam als Vorspiel. Klotz stand bisher mit Nicolai und der allgemeinen deutschen Bibliothek in Verbindung. Durch die Recensionen seiner Opuscula und carmina omnia in der Bibliothek (1766, nach seiner Meinung, doch mit Unrecht, von Heyne herrührend), wurde er empfindlich verletzt. (Vgl. auch Literaturbriefe XIII, 61 ff.). Denn, wie Hausen schreibt, ein öffentliches Lob oder ein öffentlicher Tadel machte auf ihn den größten Eindruck. Er unterdrückte indeß seinen Zorn, fuhr auch mit seinen Beiträgen zur Allgemeinen Bibliothek und dem Briefwechsel mit Nicolai fort, nur daß dieser immer mehr polemisch wurde. Ein Streit zweier Prediger in Quedlinburg, Boysen und Resewitz, wobei Klotz für den erstern in den Halleschen gelehrten Zeitungen gegen Nicolais Bibliothek Partei ergriff, erweckte in jenem den Gedanken, den zwei kritischen Zeitschriften, welchen er bereits vorstand, nämlich den Acta litteraria und den Halleschen gelehrten Zeitungen, eine dritte hinzuzufügen, durch welche er der Allgemeinen deutschen Bibliothek den Boden zu entziehen hoffte. So entstand mit dem Anfange des Jahres 1768 die allgemeine Bibliothek der schönen Wissenschaften in Halle. Er selbst lieferte die wenigsten Beiträge, sondern das Beste thaten jüngere Mitarbeiter, an deren Spitze Riedel in Jena und G. Jacobi standen, zu denen Meusel und Schirach hinzutraten. Auf die Voraussetzung einer Berliner Literatur-Schule gestützt, zu deren Vertretern sie, außer Nicolai und Ramler, ohne Bedenken auch Lessing zählten, und welche in der Allgemeinen Bibliothek ihr Organ hätte, richteten sie gegen diese Seite mit maßloser Keckheit ihre Angriffe und begannen mit Ramler. Die ersten Stücke erregten schon Befremden und Unwillen, und Lessing prophezeihte dem Unternehmen keine lange Dauer. „Das ist doch unleidlich (schrieb er aus Hamburg den 2. Februar 1768 an Nicolai), was die Kerle in Halle sudeln! und in was für einem Tone! Das zweite Stück aber ist schon so elend, daß ich der ganzen Lufterscheinung eine sehr kurze Dauer verspreche. Die Königsberger fangen schon ritterlich an, sich über den Hrn. Geheimenrath lustig zu machen,[1]) und ich will es noch erleben, daß Klotz sich wieder gänzlich in seine lateinischen Schanzen zurückzieht." Gleicher Meinung war Nicolai. „Es freut mich schon im Voraus," schreibt er, „zu vermuthen, daß Sie heute oder morgen einen Tanz mit ihm wagen wollen. Er sticht auch Sie beständig an, so wie mich und die deutsche Bibliothek. Ich verachte ihn aber; und das werden Sie auch thun, was Ihre e i g e n e Sache betrifft; aber freilich eher könnten Sie herausplatzen, um Ihre Freunde Ramler, Klopstock und Gerstenberg zu vertheidigen."

---

[1]) Die Königsberger Zeitung vom 15. Jan. 1768. Der Verfasser dieses Artikels war Hamann (Schriften III, 403 ff.), mit der ganzen Laune dieses großen Humoristen, wo es zum Schlusse heißt: „Wir leben der Hoffnung, daß man zur Verbannung dieser kleinen Rottmeister und Kobolde der Kritik weder eine herkulische Keule, noch einen Dictatorem clavi figundi causa nöthig haben wird."

Besonders hatte Lessingen die plumpe Recension der von Ramler herausgegebenen „Lieder der Deutschen" beleidigt. „Die jungen Herren machen mir es mit den Liedern der Deutschen zu bunt. Ich muß sehen, ob ich nicht noch ein Literaturbriefchen machen kann." —

Zur Ostermesse 1768, Ende April, machte Lessing die schon oben erwähnte Reise nach Leipzig. Hier ist der Ort, einen an diesen Besuch Lessings sich knüpfenden Zug nachzutragen. Goethe, welcher damals in Leipzig studirte, erwähnt in Dichtung und Wahrheit jener für ihn seitdem niemals wiederkehrenden Gelegenheit, Lessing zu sehen, deren Vernachlässigung er sich nie vergeben konnte. „Lessing traf zu einer Zeit ein," heißt es, „wo wir, ich weiß nicht was, im Kopfe hatten: es beliebte uns, ihm nirgends zu Gefallen zu gehen, ja die Orte, wo er hinkam, zu vermeiden, wahrscheinlich weil wir uns zu gut dünkten, von ferne zu stehen, und keinen Anspruch machen konnten, in ein näheres Verhältniß mit ihm zu gelangen. Diese augenblickliche Albernheit, die aber bei einer anmaßlichen und grillenhaften Jugend nichts Seltenes ist, bestrafte sich freilich in der Folge, indem ich diesen so vorzüglichen und von mir auf's Höchste geschätzten Mann niemals mit Augen gesehen."

Lessing hatte anfangs Lust, den Rückweg über Halle zu nehmen und, eingedenk seines frühern Versprechens, Klotzens persönliche Bekanntschaft zu machen, wie er gegen Nicolai, mit dem er in Leipzig zusammentraf, äußerte (XII, 195. M. 232. H. XX, 1, 274).[1] Allein die jüngsten Schriften Klotzens, welche die Ostermesse gebracht hatte, benahmen ihm alle Lust dazu. Diese Schriften, sämmtlich in deutscher Sprache abgefaßt, waren, außer der Abhandlung „Ueber den Nutzen und Gebrauch der alten geschnittenen Steine und ihrer Abdrücke" (Altenburg 1768), Vorreden zu Meusels Uebersetzung von des Grafen von Caylus Abhandlungen zur Geschichte und zur Kunst, und zu Meusels Uebersetzung der Bibliothek des Apollodor. Das Jahr vorher war von Klotz der Beitrag zur Geschichte des Geschmacks und der Kunst aus Münzen erschienen. Diesen hatte Lessing unbeachtet vorübergelassen und auch später es nicht der Mühe werth gehalten, ihn zu lesen.[2] In der Abhandlung über die geschnittenen Steine fand Lessing sich einigemal genannt und in einer Weise, welche zugleich seinen Unwillen und seine Verachtung erregte. Was er in den genannten Vorreden Klotzens fand, bestärkte ihn in dieser Gesinnung. Zu diesen literarischen Sünden kamen von Klotzens Seiten gewisse Umtriebe, welche bei Lessing den Rest persönlicher Achtung vor Klotzen auslöschen mußten. Um diese Zeit nämlich, als die Bibliothek der schönen Wissenschaften entstand, oder doch nicht lange darauf, hatte Klotz mehrere satirische Flugschriften, wie die „Bibliothek der elenden Scribenten," „Museum der elenden Scribenten," „Briefe scurrilischen Inhalts," in Verbindung mit zwei gleichgesinnten Anhängern, anonym in die Welt geschickt, sich aber damit selbst leidenschaftlichen Angriffen ausgesetzt und einem seiner auswärtigen Freunde, auf welchen der Verdacht der Autorschaft fiel, eine gerichtliche Untersuchung zugezogen. Bald machte Klotz sich den Fortsetzer der Bibliothek

[1]) Noch am 1. Juli 1768 schreibt Flögel aus Jauer an Klotz: „Herr Lessing ist die Ostermesse in Leipzig gewesen, vermuthlich hat er Sie in Halle besucht?" — (Briefe an Klotz I, 144). — [2]) Vgl. jedoch den 9. „Antiquarischen Brief." (M. und B.)

der elenden Scribenten, einen Magister der Leipziger Universität, Wilke, zum Feinde. Klotz wurde von ihm in „Beiträgen gegen seine Bibliothek" gemißhandelt, und verklagte Wilken bei dem Concilium der Leipziger Universität. Er hatte diesen Weg schon bei andern Gelegenheiten mit Erfolg eingeschlagen; er nahm, erzählt sein Biograph (S. 30), seine Zuflucht entweder zu der Obrigkeit und machte aus einer literarischen Streitigkeit eine Sache Rechtens, oder er verklagte den Gegner bei seinen Obern, unter deren Aufsicht derselbe ein Amt bekleidete. Ohne Zweifel waren diese Schritte zu Lessings Ohren gelangt. Denn voll des Vorsatzes, dem Treiben dieses von allen Seiten mehr gefürchteten als geachteten Parteihauptes ein Ziel zu setzen, kehrte Lessing nach Hamburg zurück. Sein Brief an Nicolai, nach der Rückkehr, aus Hamburg (den 9. Juni 1768), spricht es aus. „Ich bin geraden Weges von Leipzig nach Hamburg zurückgereiset, „beginnt er, „und nicht nach Halle gekommen. Seit Ihrer Abreise hörte und las ich noch Verschiedenes von dem bewußten Manne, so daß mir alle Lust verging, mich mit ihm mündlich zu besprechen. Ich hätte Gefahr gelaufen, mich in diesem und jenem vielleicht zu verschnappen, was ich jetzt gegen ihn Willens bin. — — Der Mann nimmt das Maul gar zu voll und möchte lieber ein Orakel in solchen Dingen vorstellen. Gleichwohl bin ich gewiß, daß es nie einen unwissendern armen Teufel gegeben, der sich des kritischen Dreifußes bemächtigen wollen. Sein Ding von den geschnittenen Steinen ist die elendeste und unverschämteste Compilation aus Lippert und Winckelmann, die er öfters gar nicht verstanden hat; und alles, was er von dem Seinigen dazugethan, ist jämmerlich." — Vorher sagt er: „Er hat mir die Ehre erzeigt, meiner in seinem Büchelchen dreimal zu gedenken, und mich dreimal eines Bessern zu belehren. Aber alle dreimal hat er mich entweder aus Kurzsichtigkeit nicht verstanden oder aus Neckerei nicht verstehen wollen. Das verdrießt mich — und geben Sie nur auf die nächsten Blätter der hiesigen neuen Zeitung Acht.[1]) Doch das wird nur Kleinigkeit sein; ich bin im Anschlage, ihm noch eine ganz andere Salve zu geben. Haben Sie seine Vorrede zu den Abhandlungen des Caylus gelesen? Haben Sie gelesen, was er da für eine Entdeckung von den Imaginibus majorum bei den alten Römern will gemacht haben? Es ist unbeschreiblich, welche Unwissenheit er durch diese Entdeckung verräth. Ich habe mich hingesetzt und seine Ungereimtheiten ein wenig zergliedert. Von ungefähr betrifft es eine Sache, die ich mir schon vorlängst aufs Reine gebracht hatte, und ich führe den Streit auf einem mir ziemlich bekannten Boden. Desto lustiger muß er werden. Aber denken Sie ja nicht, daß das etwa eine Recension für Ihre Bibliothek werden soll! Es muß eine eigene Schrift werden: Ueber die Ahnenbilder der alten Römer." Diese Schrift also, welche zehn bis zwölf Bogen stark werden und in Nicolais Verlag herauskommen sollte, wäre der Zeit und der Reihe nach die erste, welche Lessing gegen Klotz in Angriff nahm. Sie sollte ohne seinen Namen erscheinen, und eben diese wurde nicht ausgeführt. Lessing giebt sich in den

---

[1]) An dieser von V. L. C. Klopstock (dem Bruder des Dichters) 1767 herausgegebenen „Hamburgischen Neuen Zeitung" waren, nach Bodes Vermuthung, auch mehrere Freunde Lessings, wie Gerstenberg, Büsch, der Prediger Alberti, Mitarbeiter.

vorhandenen Fragmenten für einen Schulmann aus, vielleicht um unter dieser Maske den vornehmen Professor desto mehr zu beschämen. Bald jedoch kam er von diesem Vorhaben zurück und wollte die Abhandlung unter seinem Namen herausgeben; zuletzt wollte er den ganzen Stoff in den dritten Theil der antiquarischen Briefe verarbeiten, indem er seine antiquarische Schreiberei lieber hübsch zusammen in einer Folge haben wollte.[1]) Zu diesem dritten Bande ist es aber nicht gekommen, und so ist es bei dem ersten Ansatz zu der Abhandlung geblieben, den wir jetzt aus den nachgelassenen Papieren besitzen. Lessing wußte anfangs nicht, daß die vorgebliche Entdeckung Klotzens, wonach die Ahnenbilder der Römer nicht, nach der herkömmlichen Meinung, für aus Wachs bossirte Bilder, sondern für Werke der enkaustischen Malerei gehalten werden sollten — was später herauskam — ein dreistes Plagiat aus Christs Vorlesungen über die Archäologie, von denen er sich eine Abschrift verschafft hatte, gewesen, so daß Lessings sinnreiche Widerlegung eigentlich gegen Christ gerichtet war.[2]) Gerade bei dem Punkte, wo Lessing die wahre Beschaffenheit der römischen Ahnenbilder darlegen wollte, ist seine Abhandlung abgebrochen; die wenigen Andeutungen jedoch, welche darüber von ihm im Voraus gegeben sind, scheinen zu der Annahme zu berechtigen, daß er mit dem spätern Ergebnisse der Archäologen im Wesentlichen zusammentraf, was schon Eschenburg daraus gefolgert hat, nämlich daß diese im Atrium aufgestellten Ahnenbilder, mit der Bestimmung, bei öffentlichen Aufzügen die Verstorbenen darzustellen, nichts anderes als bemalte Wachsmasken waren.[3]) Diese Abhandlung ist schon ganz in jenem scharfen kaustischen Stile gehalten, welcher die antiquarischen Briefe auszeichnet. Auch an Lebhaftigkeit giebt sie ihnen nichts nach, indem Lessing durch häufige Unterbrechungen des Klotzischen Textes sich in eine Art von Dialog mit dem „Herrn Geheimenrath" einläßt, wodurch dessen Unwissenheit und Seichtigkeit auf eine schlagende, bisweilen komische Art heraustritt. Dieser Art von Dialektik, wo der Gegner wider Willen für jedes Wort Rede stehen muß, hat Lessing nachmals gegen Goeze sich mit besonderem Erfolge bedient.

Anonym veröffentlichte Lessing in dem Hamburgischen Unpartheyischen Correspondenten, vom 2. August 1768, eine kurze Anzeige von Meusels, durch Klotz eingeführter Uebersetzung der Bibliothek des Apollodor (VII, 461. M. 428. H. XIII, 2, 326), um eine Probe dieser, von dem Vorredner ihrer Güte und Treue wegen so gerühmten Uebersetzung zu geben, indem er nicht

---

[1]) XI, 183. M. 1, 252. H. XIII, 2, 309. „Ich denke, daß ich diese Prüfung vornehmen kann, ohne mich einer großen Eitelkeit schuldig zu machen. Ich bin ein Schulmann, dessen Pflicht es ist, in dergleichen Dingen ein wenig bewandert zu sein." Dazu bemerkte schon Eschenburg, der Herausgeber dieser Fragmente: „Lessing war anfänglich Willens, diese Abhandlung anonymisch, und, wie man hier sieht, unter der Maske eines Schulmanns herauszugeben" u. s. w. Eschenburgs Zusätze und Erörterungen. Lessings Schriften (1792) X, 266—326. — [2]) Eschenburg a. a. O. 327. „Lessing war schon durch einige Freunde auf diesen Verdacht hingeleitet worden; die Stelle in Ernestis Archäologie (p. 92 der alten Ausgabe) bestätigte ihn darin noch mehr, und nicht lange hernach erhielt er eine vollständige Abschrift jener Hefte, die ich um d. J. 1770 selbst von ihm mitgetheilt erhielt." Christs Vorlesungen wurden 1776 von J. C. Zeune herausgegeben. — [3]) Eschenburg a. a. O.

mehr als drei plumpe Schnitzer in einer einzigen kleinen Stelle verbesserte. Klotz hielt es zur Empfehlung des Uebersetzers schon für hinreichend, auf dessen eigene Schriften zu verweisen, von denen man damals aber noch blutwenig wußte. Der Ruf dieses später so bekannten Literators, „des hochverdienten Registrators alles historischen Wissens," wie Wachler ihn nennt, datirt erst nach Lessings Zeit, und so konnte dieser damals mit Grund ausrufen: „Wehe ihm, wenn man seine eigene Schriften nach dieser Uebersetzung beurtheilen darf!"

Vorher aber war Lessing schon mit offenem Visier mit einem Schreiben in den beiden Hamburgischen Zeitungen (vom 20. und 22. Juni 1768) gegen Klotz, vielmehr zunächst wider den Reichspostreuter aufgetreten, weil, nach dem Recensenten von Klotzens Schrift über die geschnittenen Steine, Lessing eines „unverzeihlichen Fehlers" überwiesen worden wäre. Dieses Schreiben nannte Lessing seine Kriegserklärung gegen Klotz. Es bildet den Anfang der Briefe „antiquarischen Inhalts." Die acht nächsten Briefe folgten in den Zeitungen rasch hintereinander und enthielten erst noch Lessings eigene Vertheidigung in Betreff verschiedener, von Klotz angegriffener Punkte aus dem Laokoon. Sie machten das größte Aufsehen; der neunte Brief, welcher von der Perspective der Alten handelt, erwarb dem Verfasser den besonderen Beifall des großen Lambert in Berlin.[1]) Klotz versuchte in seiner Antwort auf den ersten Brief die Wirkung dieser für ihn ganz ungewohnten Angriffe zu schwächen und nahm den Ton der vollkommensten Bescheidenheit und Demuth gegenüber dem Feuer des Lessingschen Sendschreibens an. „Ihr Zwist," meinte er, „interessire das Publikum wenig, und er sehe nicht ein, daß die Künste und Wissenschaften einigen Nutzen davon haben werden; was aber die Mißverständnisse anlangt, deren er von Lessing beschuldigt werde, so habe dieser ihm selbst mit einer Bemerkung über den Thersites Unrecht gethan."[2]) Lessing blieb ihm die Antwort nicht schuldig, und setzte sich schon jetzt mit ihm auseinander. „Herr Klotz sagt, „„unser Zwist interessire das Publikum wenig."" — Wenn ich mir das Publikum als Richter denke, so darf dieses keine Ursache sein, das Publikum damit zu verschonen. Ein Richter muß alle Zwiste anhören, und über alle erkennen; auch über die geringschätzigsten. . . . Herr Klotz spricht von Anmerkungen und Zweifeln, die er mit aller Bescheidenheit vorgetragen. Wenn die Bescheidenheit darinn besteht, daß man einem keine Zudringlichkeit erweiset, ohne einen Bückling dazu zu machen: so mag seine Bescheidenheit ihre gute Richtigkeit haben. Aber mich bedünkt, die wahre Bescheidenheit eines Gelehrten bestehe in etwas ganz anderm: sie bestehe

---

[1]) Lambert schrieb an Nicolai einen Zettel darüber, den Lessing sich in seinem Tagebuche (XI, 360. M. 1, 488. H. XIX, 459) abgeschrieben: „Die Probebogen sind ihres Verfassers und des Lesens würdig. Die Untersuchung bei der Perspectiv, ihrem ersten Erfinder, u. s. f., könnte lehrreich und wichtig werden. Hr. L. hat unstreitig Recht. Euklids optische Schriften würden damit angefüllt sein, wenn die Erfindung nicht viel neuer wäre. Albrecht Dürer, ein Deutscher, hat eigentlich das Eis gebrochen" u. s. w. Lessing war auf Lamberts Urtheil des Uebrigen sehr begierig (XII, 204. M. 242. H. XX, 1, 287). „Allerdings ist mir sein Beifall nicht gleichgültig, und ich wünschte mich über verschiedene Dinge mit ihm expliciren zu können." — [2]) Im 133. Stück des Hamburgischen Unpartheyischen Correspondenten von 1768 (19. Aug.).

nehmlich darinn, daß er genau die Schranken seiner Kenntnisse und seines Geistes kennet, innerhalb welchen er sich zu halten hat; daß er für jeden Schriftsteller so viel Achtung hegt, ihm nicht eher zu widersprechen, als bis er ihn verstanden; daß er nicht verlangt, der mißverstandene Schriftsteller solle es bei seinem Widerspruche bewenden lassen; daß er ihn keiner Empfindlichkeit beschuldiget, wenn er es nicht dabei bewenden läßt; daß er in den Streitigkeiten, die er sich selbst zuzieht, rund zu Werke geht, nicht tergiversieret, nicht in einem sauersüßen Tone, mit einer schnöden Miene, statt aller Antwort vorwendet, „„das Publikum interessiere dergleichen nicht, er sehe nicht ein, was für Nutzen Künste und Wissenschaften davon haben könnten!" " u. s. w. Mit solchen Wendungen macht sich nur die beleidigte Eitelkeit aus dem Staube; und ein eitler Mann ist zwar höflich aber nie bescheiden. Schlimm genug, daß Höflichkeit so leicht für Bescheidenheit gehalten wird! Aber noch schlimmer, wenn die kleinste Freimüthigkeit Unwille und Zorn heißen soll!" Daß Klotzen im Laokoon wegen des Thersites kein Unrecht geschehen war, war für Lessing leicht zu zeigen. Wenn er ihn dort aber noch für einen Gelehrten von sonst sehr richtigem und feinem Geschmack anerkannte, so will er dies hier in einem sehr beschränkten Sinne verstanden wissen. „Aber ein richtiger und feiner Geschmack ist nicht immer ein allgemeiner und großer. Auch ist ein Mann von Geschmack noch lange kein Kunstrichter. Zu diesem finde ich in Hrn. Klotzen itzt noch eben so wenig Anlage, als damals. Und auch für jenen würde ich ihn nicht erkannt haben, wenn er schon damals die deutsche Bibliothek dirigirt hätte: ein Werk, worinn ich sehr gelobt worden, und welches ich ganz gewiß wieder loben würde, wenn ich Lust hätte, weiter darinn gelobt zu werden."[1])

Seit diesem Briefe, welchen Lessing in den Schluß (den 51. Brief) des zweiten Theils der antiquarischen Briefe mit geringen Veränderungen verarbeitet hat,[2]) achtete er auf Klotz, als persönlichen Widersacher, zunächst nicht weiter, sondern vertiefte sich in die Gegenstände, wie sie in der Schrift von den alten geschnittenen Steinen sich nach einander darboten. „Es ist mir lieb (schrieb er den 5. Juli 1768 an Nicolai), wenn Ihnen meine Kriegserklärung gegen Hrn. Klotz gefallen hat; Sie sollen bald ganz andere Dinge sehen;" und einige Wochen darauf: „Ich bin in voller Arbeit wider Klotzen. Mein Bruder schreibt mit zwar, daß es mir Herr Moses verdenke, daß ich mich mit dem Narren abgebe. Aber ich denke doch, daß es ein für allemal nöthig ist. . . . Die Materie wird interessanter, so bald ich über meine Vertheidigung weg bin, und auf das Buch des Hrn. Klotz selbst komme!" — „Ueber den Punkt der Heftigkeit," schrieb er bei Uebersendung des Zeitungsblattes mit der Antwort auf Klotzens Schreiben, „werde ich mich in der Vorrede zu den Briefen entschuldigen. Dergleichen Dinge müssen ein wenig heftig gesagt werden, oder es hilft gar nichts." — Zur Michaelismesse 1768

---

[1]) Hamburgische Neue Zeitung. 135. Stück. Donnerstag d. 25. August 1768. — [2]) VIII, 181. M. 169 f. H. XIII, 2, 194, wo diese Veränderungen angegeben sind. Gleich nach Lessings Antwort gab ein Unbekannter: „Briefe von Herrn Lessing und Herrn Klotz, betreffend des erstern Laokoon und des letztern Werk von alten geschnittenen Steinen. 1768." 64 Seiten, heraus. Der Herausgeber spricht sich in der Vorrede nur ironisch gegen Klotz aus.

kam endlich der erste Theil bei Nicolai heraus, von dem er Exemplare an seine Freunde, unter andern an Hagedorn in Dresden, so wie an Ernesti und an den Appellationsrath Platner in Leipzig, den älteren Bruder des Philosophen (Verfasser der Lanx satura), schickte. Der zweite Theil sollte zur Ostermesse 1769 erscheinen; doch wegen der vielen Beschäftigungen des Kupferstechers Meil in Berlin verzögerte sich die Ausgabe bis in den Herbst. Von dem dritten Theile kennen wir aber nur die Entwürfe aus Lessings Nachlaß. Der inzwischen bei Lessing auftauchende Plan zur italienischen Reise, die Anstellung in Wolfenbüttel, vor allem die neuen Arbeiten, denen er sich hier hingab, ließen ihn zu der Verarbeitung des übrig gelassenen reichen Stoffes, der großen Theils gegen Riedel, Klotzens rüstigen Waffenträger, gerichtet war, nicht kommen, obschon er die Absicht darauf selbst nach Klotzens Tode nicht völlig aufgegeben hatte.[1]) Wenngleich nun die antiquarischen Briefe, ihrer Veranlassung nach, sich zunächst an den Laokoon anschließen, so führen sie uns doch in ein davon sehr verschiedenes Gebiet. Was in jenem Werke nur Nebensache, nur Beiwerk war, wird hier zur Hauptsache, eben das Archäologische. Man darf annehmen, daß ohne Klotz Lessing schwerlich mit den geschnittenen Steinen der Alten sich befaßt hätte, aus Gründen, die in seinen ästhetischen Principien wurzelten, wie bereits angedeutet worden. Lessing ließ auch in den mit Absicht so genannten antiquarischen Briefen den ästhetischen Gesichtspunkt, womit Klotz so viel Spielerei und Koquetterie trieb (besonders machte seine Geschichte Amors in Gemmen in dem Halberstädter Kreise Glück) ganz außer Augen; die gelehrte Seite, die toreutische Technik, die Optik nicht zu vergessen, das Naturhistorische und Literarische, so wie das Sprachliche, Etymologische, der verschiedene Gebrauch der Gemmen bei den Schriftstellern des Alterthums wie des Mittelalters, die Chronologie der Kunstgeschichte, die Behandlung und Auslegung schwieriger Stellen bei Plinius und andern alten und mittlern Schriftstellern, mit einem Worte, die gesammte antiquarische Gelehrsamkeit, welche der Gegenstand nur darbot und wo Klotz hauptsächlich zu fassen war, ist es, was Lessings Fleiß und Scharfsinn hier beschäftigte. Auf eine solche Prüfung und Behandlung hatte Klotz, bei seiner Kompilation, nicht gerechnet; am wenigsten von Seiten eines Lessing, der sogleich diesen Gegenstand, wie alles, was er einmal ergriff, mit einer so erschöpfenden Gründlichkeit und Vielseitigkeit durcharbeitete, als wenn er sich Jahre lang darauf vorbereitet hätte; daher die antiquarischen Briefe in mehreren wichtigen Punkten dieses Zweiges der Kunstgeschichte Autorität bleiben werden, wenn auch andere minder haltbar erfunden worden. Den Bogen, wo die Frage von den Edelsteinen ist, auf welche die Alten zu graben pflegten,

---

[1]) XII, 373. M. 141. H. XX, 1, 501. „Mir ist dieser Tage eingefallen (schrieb Lessing den 22. April 1772 an Nicolai): ob denn die Fortsetzung unsrer Antiquarischen Briefe nothwendig uns mit Klotzen abgestorben sein muß? Der Ton kann und muß freilich nicht mehr der nehmliche sein; denn es ist eben so unanständig als unnützlich, sich mit einem Todten zu zanken, der sich selbst weder mehr bessern, noch andre mehr verführen kann. Aber die trocknen Anmerkungen gegen sein Buch und zwanzig andre Bücher des nehmlichen Inhalts, die sich nach der Zeit bei meiner umschweifenden Lectüre sehr vermehrt haben, wären doch wohl der Mühe werth, gesagt zu werden."

sandte Lessing vor dem Abdruck mit einem begleitenden Briefe[1]) aus Hamburg den 7. Januar 1769 an Kästner nach Göttingen, um ihn mit seinen Verbesserungen wieder zu erhalten. In Lessings Kollektaneen zur Literatur erkennt man ganz den Ernst, womit er die Studien zu diesen meist so trockenen Untersuchungen betrieben hat; mehreres ist wörtlich aus diesen Studien aufgenommen worden. Nur ihm war es gegeben, sich in lange Abschweifungen, wie die etymologische Untersuchung über den Ursprung des Wortes Camee[2]) zu verlieren, ohne dem Leser lästig zu werden. Er nimmt ihm die Waffe aus der Hand. Er bekennt seine Schwäche: „Mir ist es selten genug," schreibt er, „daß ich ein Ding kenne, und weiß, wie dieses Ding heißt; ich möchte sehr oft auch gern wissen, warum dieses Ding so und nicht anders heißt. Kurz, ich bin einer von den entschlossensten Wortgrüblern, und so lächerlich, als vielen das etymologische Studium vorkömmt, so geringfügig mir es selbst, mit dem Studio der Dinge verglichen, erscheint, so erpicht bin ich gleichwohl darauf. Der Geist ist dabei in einer so faulen Thätigkeit; er ist so geschäftig und zugleich so ruhig, daß ich mir für eine gemächliche Neugierde keine wollüstigere Arbeit denken kann. Man schmeichelt sich mit dem Suchen, ohne an den Werth des Dinges zu denken, das man sucht: man freuet sich über das Finden, ohne sich darüber zu ärgern, daß es ein Nichts ist, was man nun endlich nach vieler Mühe gefunden hat." Zuweilen spricht Lessing aber von dem ganzen antiquarischen Studium in keinem andern Tone. Er nennt es dann geradehin „ein sehr armseliges Studium."[3]) An Mendelssohn, vor welchem Lessing sich gleichsam entschuldigen zu müssen glaubte, schrieb er nach dem Erscheinen des ersten Theils der antiquarischen Briefe (XII, 212. M. 250. H. XX, 1, 296): „Ich schätze das Studium der Alterthümer gerade so viel, als es werth ist: ein Steckenpferd mehr, sich die Reise des Lebens zu verkürzen. Mit allen zu unsrer wahren Besserung wesentlichen Studien ist man so bald fertig, daß einem Zeit und Weile lang wird." —

Der Streit mit Heyne in Göttingen über den Borghesischen Fechter bildet eine Episode dieser Briefe, welche aber erst weiterhin zu betrachten bleibt.

Daß übrigens Lessing, um nur nicht Klotz Recht behalten zu lassen, manche seiner Sätze (im Laokoon) nach der Hand einschränkte, und die Begriffe nicht überall mit der ganzen Strenge der einmal gegebenen Definition festhielt, mußte auch sein gelehrter Ausleger und Freund, Eschenburg, in gewissen Fällen zugeben.[4])

---

[1]) Zuerst gedruckt bei Guhrauer I, Beilage zu S. 246. M. XII, 262. H. XX, 1, 310. — [2]) Gegen Lessings Ableitung dieses Wortes von gemma onychia, wonach cameo, als eine Verstümmelung und Zusammenziehung, im 16. Jahrhundert entstanden wäre, macht Eschenburg in seinen Zusätzen (a. a. O. 366—408) die Bemerkung, daß die Wörter camaeus, camahutus, camahelus, nach du Fresne und Adelung, schon im 13. und 14. Jahrhundert vorkommen. Vgl. ebend. die von Fiorillo versuchte Ableitung. — [3]) XI, 209. M. 1, 280. H. XIII, 2, 369. „Ueber die Mängel des antiquarischen Studiums." — [4]) Zusätze zu den Briefen antiquarischen Inhalts, wo sogar Klotz hier und da durch Anführungen gerechtfertigt wird. Verschiedene hier und in andern Lessingschen Schriften vorkommende Urtheile über geschnittene Steine, vornehmlich

Die sieben letzten Briefe des zweiten Theils nehmen die persönliche Polemik gegen Klotz wieder auf und bringen sie zum Abschluß. Bei dem Strafgericht, das von Lessing über Klotz ergeht, läßt er indeß seine eigene Angelegenheit zurücktreten; er macht sich zum Organ der öffentlichen Meinung, und in sofern der Typus der Klotze und des Klotzianismus nicht ausstirbt, behauptet diese Strafrede noch immer ihre Kraft. Lessing hält den Augenblick für gekommen, Klotzens Anspielungen auf seine eigentliche Stellung als Schriftsteller und sein angebliches Verhältniß zur Allgemeinen deutschen Bibliothek aufzuklären. Er hatte von dieser Voraussetzung schon so viel zu leiden gehabt; erst neuerdings hatte Riedel in der Erfurtischen gelehrten Zeitung (43. Stück) hämisch von einem solchen „Einverständnisse" gesprochen. „Dieses Einverständniß," fragt Lessing, „worauf gründet es sich? Was für Beweise kann er davon geben? Doch Er, und sein theuerster Freund, Herr Klotz, haben es sich nun einmal vorgenommen, der Welt eine Berlinische Litteraturschule aufzuheften, und mich zu einem von den Stiftern derselben zu machen. Diese Schule soll in den Journalen, welche Herr Nicolai seit zwölf Jahren besorget, leiben und leben, und den unerträglichsten Despotismus üben. Der Mißvergnügten über diesen Despotismus sollen in Deutschland unzählige sein, und Hr. Klotz will sich endlich an die Spitze derselben gestellt haben. Viel Glück zu diesen Erscheinungen und zu allen daraus folgenden Ritterthaten! Aber möchte ein freundlicher Genius die Augen dieser Helden wenigstens nur in Absicht auf mich erleuchten. Ich bin wahrlich nur eine Mühle, und kein Riese. Da stehe ich auf meinem Platze ganz außer dem Dorfe, auf einem Sandhügel allein, und komme zu Niemanden, und helfe Niemanden, und lasse mir von Niemanden helfen. Wenn ich meinen Steinen etwas aufzuschütten habe, so mahle ich es ab, es mag sein mit welchem Winde es will. Alle zwei und dreißig Winde sind meine Freunde. Von der ganzen weiten Atmosphäre verlange ich nicht einen Fingerbreit mehr, als gerade meine Flügel zu ihrem Umlaufe brauchen. Nur diesen Umlauf lasse man ihnen frei. Mücken können dazwischen hinschwärmen: aber muthwillige Buben müssen nicht alle Augenblicke sich darunter durchjagen wollen; noch weniger muß sie eine Hand hemmen wollen, die nicht stärker ist als der Wind, der mich umtreibt. Wen meine Flügel mit in die Luft schleudern, der hat es sich selbst zuzuschreiben: auch kann ich ihn nicht sanfter niedersetzen, als er fällt.—"

Lessing stellt es bei dem allen in Abrede, daß er aufgebracht sei. Nicht Hitze, nicht Uebereilung, sagt er, sei es, die ihn auf diesen Ton gestimmt. Es sei der ruhigste Vorbedacht, die langsamste Ueberlegung, mit der er jedes Wort gegen Klotz niederschreibe. Er könne nicht anders schreiben, ohne an der Sache, die er gegen ihn vertheidige, zum Verräther zu werden.

Er stellt die dreifache Frage hin: „Was war Hr. Klotz? Was wollte er auf einmal sein? Was ist er?" und giebt dann erstlich über Klotzens

---

über das Materielle derselben und überhaupt über Lessings, „nie jedoch von ihm selbst geltend gemachte," Ansprüche auf mineralogische Kenntnisse wurden lebhaft, aber nicht immer billig genug von v. Köhler in seiner „Untersuchung über den Sard, den Onyx und Sardonyx," Göttingen 1801, angegriffen, von Brückmann in einer Gegenschrift vertheidigt.

Person ein mit unerbittlicher, und in dieser Allgemeinheit vielleicht unverdienter Strenge gefälltes Urtheil, wie über den wissenschaftlichen Werth seiner Schriften; er schmettert ihn zu Boden wegen des Mißbrauchs der Kritik zu den diffamirendsten Persönlichkeiten. Er bringt ein Beispiel bei von einem gewissen Gelehrten, welcher nach einem regellosen Leben aus Hungersnoth aus Leipzig weichen mußte. Auch dieses hatte Klotz dem Unglücklichen nicht schenken mögen. — „Abscheulicher Recensent," ruft Lessing aus, „wer verlangt das zu wissen? Sag uns, ob das Buch schlecht oder gut ist und von dem übrigen schweig! Auch wenn alles wahr ist, schweig: denn die Gerechtigkeit hat dir es nicht aufgetragen, solche Brandmahle auf die Stirne des Unglücklichen zu drücken!"

Zu der andern Frage übergehend, zeigt uns Lessing Klotzen mitten in dem Schwarm junger aufschießender Scribler, die ihn gegen alle vier Theile der Welt als den größten, außerordentlichsten Mann ausposaunen, und ihn in eine solche Wolke von Weihrauch verhüllen, daß er endlich Augen und Kopf durch den narkotischen Dampf verloren. In dieser Betäubung wird ihm das Reich der lateinischen Sprache zu enge, und er beschließt, seine Eroberungen auch über das Reich der deutschen zu verbreiten. Immerhin! Er errichtet endlich ein Tribunal: „welch ein Tribunal! . . . Wie das Haupt so die Glieder — auf jedem von ihnen ruhet der Geist ihres verschwärzenden Herausgebers siebenfältig; und wenn jemals die Unart elender Kunstrichter, zur Mißbilligung und Verspottung des Schriftstellers die Züge von dem Menschen, von dem Gliede der bürgerlichen Gesellschaft zu entlehnen, einen Namen haben soll, so muß sie K l o t z i a n i s m u s heißen."[1])

Zuletzt findet Lessing es für nöthig, den schneidenden durchbohrenden Ton gegen Klotz, wie er es schon in dem Vorbericht thut, zu rechtfertigen. Er schützt sich mit dem Beispiel der Alten. Vide quam sim antiquorum hominum! ruft er mit Cicero aus. „Die Alten kannten das Ding nicht, was wir Höflichkeit nennen. Ihre Urbanität war von ihr eben so weit, als von der Grobheit entfernt. Der Neidische, der Hämische, der Rangsüchtige, der Verhetzer ist der wahre Grobe; er mag sich noch so höflich ausdrücken. — Die Bescheidenheit richtet sich genau nach dem Verdienste, das sie vor sich hat; sie giebt jedem, was jedem gebühret. Aber die schlaue Höflichkeit giebt allen alles, um von allen alles wieder zu erhalten."

„Wenn ich Kunstrichter wäre," — diese goldene Regel aller echten Kritik überliefert Lessing aller Folgezeit — „wenn ich mir getraute, das Kunstrichterschild aushängen zu können: so würde meine Tonleiter diese sein. Gelinde und schmeichelnd gegen den Anfänger; mit Bewunderung zweifelnd, mit Zweifel bewundernd gegen den Meister; abschreckend und positiv gegen den

---

[1]) „So wie man von Christ nicht Christianer gemacht hat, sondern Christen, wegen der innigen Vereinigung, welche die Glieder mit ihrem Haupte haben oder haben sollen, so sollte man auch von Klotz nicht Klotzianer machen, sondern Klötzer. Man sollte nicht sagen Schmid, Riedel, Meusel ist ein Klotzianer, sondern Schmid, oder Riedel oder Meusel ist ein Klotz." Blätter f. lit. Unterh. 1843. No. 247, „Lessingiana" von Guhrauer. S. M. XI, 1, 554. H. XIX, 533.

Stümper; höhnisch gegen den Prahler: und so bitter als möglich gegen den Cabalenmacher."

Bis hieher weiß Lessing seine eigene Sache mit der Sache des Publikums, mit der Würde und Höhe allgemeiner Principien der Kritik glücklich so zu verknüpfen, daß man sie kaum von einander trennen kann. Man möchte es bedauern, daß er ganz am Ende von dieser Höhe herabsteigt und über den ihm unter andern von Klotz boshaft gegebenen Titel: Magister Lessing, seine Empfindlichkeit zeigt, statt über diese Bezeichnung (deren innern Werth er doch am wenigsten verkannte, wie sehr ihm auch dieser akademische Grad von Anfang gleichgültig oder zuwider sein mochte), hinwegzugehen. Er nennt dieses Verfahren von Klotz Bauernstolz; er habe ihm damit nichts anderes als die große Kluft der zwischen ihnen beiden bestehenden Rangordnung zu verstehen geben wollen. „Er Geheimderath, und ich nur Magister! — Was ist denn Bauernstolz, wenn das nicht Bauernstolz ist?" fragt Lessing. Es ist möglich, daß Klotz klein genug war, an die Kluft zwischen dem geheimen Rath und Magister zu denken. Er kann aber auch mit dem Magister nichts weiter haben bezeichnen wollen, als den Pedanten oder Sophisten, was Lessing in seinen Augen war, der, wie er einmal sagt, deswegen auf die Welt gekommen sei, damit noch ein Muster der alten Sophisten übrig bleibe.[1]) Lessing hatte Grund, seinem Gegner nahe zu legen, daß der Magister, das ist der Gelehrte, in ihrem Streite mehr gelte, als der Geheimderath. Minder glücklich scheint das Gleichniß von der Raupe und dem Schmetterling, angewendet auf die Kluft zwischen dem Gelehrten und seinem bürgerlichen Rang, da dies Dinge sind, welche für den wahren Gelehrten, und am meisten für einen Lessing, durch einander gar nicht gemessen werden können.

„Lessing (erzählt Büsch)[2]) sagte zu uns, seinen Freunden in Hamburg, als ihm Klotz in dem Streit über die geschnittenen Steine der Alten, bei dem Gefühl der Ueberlegenheit seines Gegners auswich, und seinen Freunden gesagt hatte, er werde seine Zeit künftig auf wichtigere und nützlichere Dinge wenden: „„Laßt ihn anfangen, was er will, da ich ihn einmal aufs Korn gefaßt habe, so folge ich ihm allenthalben nach, und wenns auch ins deutsche Staatsrecht wäre!"" — In demselben Sinne schrieb Lessing an Nicolai (XII, 208. M. 246. H. XX, 1, 292): „Hr. Klotz kann Staat darauf machen, daß ich mich so bald von seiner Spur nicht will abbringen lassen, er mag auch noch so viel Seitensprünge versuchen. Wenn er der gelehrte Mann wäre, für den man ihn hält, so verlohnte es sich ja wohl der Mühe, seine Fehler zu verbessern; denn es wären die Fehler eines gelehrten Mannes, in die ein minder gelehrter noch eher fallen kann. In der That hat er auch manche mit sonst gelehrten Leuten gemein; und diese sind es, bei welchen ich mich in dem zweiten Theile der Briefe vornehmlich aufhalten will: damit er nicht sagen kann, daß sie eine bloß persönliche Zankschrift wären."

---

[1]) Budik, a. a. O. 13. Von Murr sagt, Klotz wollte blos zu verstehen geben, daß sophistische Disputation über Kleinigkeiten noch keine Gelehrsamkeit sei. (Ib.) — [2]) Ueber den Gang meines Geistes. 150.

In spätern Jahren noch, als Freunde ihm bemerkten, daß sein Ton gegen Klotz zu grell, zu heftig war, sagte Lessing (nach Eschenburgs Bericht): „Wenn die Wage auf der einen Seite, worauf das Unrecht liegt, zu sehr überschlägt, so muß man sich aus aller Leibeskraft auf die andere Schale legen, um wo möglich das Uebergewicht des Rechts wieder herzustellen.“ —

Nach dieser Richtschnur ist Lessing auch bei andern, wichtigern Untersuchungen zu Werke gegangen, und dies muß man wohl im Auge haben wenn man sein Thun überall verstehen und ihm gerecht werden will.

Ein Mann, wie der würdige Reiske, hatte die Mißhandlungen der Klotzischen Kritik auch an sich erfahren, aber mit stillem Unwillen ertragen, und dankte daher Lessingen für das an Klotz geübte Strafgericht. Er schrieb ihm den 8. Febr. 1769 (XIII, 167. H. XX, 2, 283): „Soll ich aber auch bei der Gelegenheit mich bei Ihnen, großer Lessing (denn Ihr bloßer Name ist doch wohl mehr als alle Titel werth), bedanken, daß Sie nebst der guten Sache der Wahrheit auch zugleich mich und andere brave Leute, die, wie ich, unschuldig haben leiden müssen, an dem gemeinschaftlichen höllischen [? hällischen] Feinde gerächet haben? — — Ich nehme also mit Wohlbedachte an diesem Kriege keinen Antheil. Ich verliere kein Wort, sondern sehe dem Ausgange ganz getrost entgegen, wobei mein Feind verlieren muß, wiewohl er schon im Taumeln ist; denn dahin haben ihn Lessing und Herder gebracht, der Castor, der Pollux von Deutschland, den Amycum.“ — Bescheiden antwortete Lessing: — — „Da ich übrigens kaum geglaubt hätte, Euer Hochedelgebornen auch nur dem Namen nach bekannt zu sein, so muß mir der Beifall, dessen Sie meine leichte Arbeiten würdigen, desto schmeichelhafter sein. Ich hatte lange gewartet, ob sich Niemand an den plumpen Goliath der gelehrten Philister machen wolle; endlich konnte ich seinen dummen Hohn unmöglich länger ertragen, ohne ihm ein Paar Steine aus meiner Tasche an den Kopf zu werfen. Getroffen haben sie: ob er sie aber fühlen wird, das kömmt auf seinen dicken Schädel an. Ich weiß wohl, daß ihn wahre Gelehrte jederzeit verachtet haben; aber das weiß ich nicht, ob ihre stillschweigende Verachtung genug ist, das Publikum, welches er verwirret, an ihm zu rächen. Einer sollte doch endlich die Stimme erheben. Und wahrlich, wenn keine, oder doch so wenige von meiner Seite zu sein öffentlich bezeigen, so fürchte ich, er hat mich, mit seinen in ganz Deutschland zerstreuten Spießgesellen, in Kurzem wieder überschrieen. Ihm aber immer auf dem Rücken zu sitzen, ist meine Sache auch nicht.“ — Wegen der Mißhandlung, welche Reiskes Verdeutschung des Demosthenes von Klotz erfahren, sagt ihm Lessing sehr anerkennende Worte; er hatte den Mann und seine gediegene, wenn auch wenig elegante Leistung besser schätzen gelernt, als noch vor fünf Jahren, da er an Heyne von Breslau aus schrieb: „Um des Himmels Willen, was für einen Demosthenes giebt uns dieser Mann!“

Wie benahm sich Klotz bei diesem für ihn so unglücklichen Handel? Wenn wir seinen Biographen hören,[1]) so hätte Lessing in dem ersten Theile der antiquarischen Briefe sein Bestes geleistet und den eigentlichen Sieg er=

---

[1]) Hausen 34.

fochten; in dem zweiten Theile dagegen wäre die Widerlegung nicht selten übertrieben und alle Kleinigkeiten wären zu ängstlich hervorgesucht. Thatsache ist es übrigens (um dies hier zu bemerken), daß der zweite Theil von der damaligen Lesewelt, — denn nicht bloß die Gelehrten lasen die Briefe,[1] — bei weitem nicht mit der Begierde aufgenommen wurden, als der erste; denn während Nicolai an eine neue Auflage des ersten Theils dachte, waren ihm die meisten Exemplare des zweiten Theils in den Laden zurückgekehrt. Hier also, meinte Hausen, konnte Klotz sich den Angriffen entgegenstellen; allein die üble Stellung, welche er bei der Widerlegung des ersten Theils hätte annehmen müssen, verhinderte von selbst diese Vertheidigung. Anfangs nun machte Klotz in den Halleschen gelehrten Zeitungen, und im Stillen seinen Freunden, Korrespondenten und überall bekannt, daß er eine besondere Vertheidigung wider diese Briefe abfassen wolle. Er fühlte, daß eine Streitigkeit, welche in den Zeitschriften und in Gesellschaften beständig erwähnt wurde, bei allem Stillschweigen von seiner Seite schwerlich in Vergessenheit kommen würde. Damals hatte Klotz auch die antiquarischen Briefe gelesen, mehr als einmal gelesen. Doch auf einmal ward er von dieser Vertheidigung ganz still und versicherte jedem, daß er weder diese Briefe gelesen habe, noch auch jemals lesen würde. Nunmehr unternahm er, bald in den gelehrten Zeitungen, bald in der Bibliothek und in den Actis litterariis, statt der Vertheidigung, Angriffe gegen Lessing: „Angriffe! (setzt sein Biograph hinzu), von welchen wir wünschten, sie wären niemals von dem Verstorbenen gegen seine Feinde gebraucht worden. Denn sie liefen alle auf Personalitäten hinaus.“ Sonst hörte Hausen von Klotz noch ein halbes Jahr vor dessen Tode, daß er bei der zweiten Ausgabe der Schrift von den geschnittenen Steinen[2] seine Vertheidigung gegen Lessing, wozu er bereits Stoff gesammelt, nachholen wolle. Der Tod kam ihm zuvor. Sein frühzeitiger Tod machte Eindruck auf Lessing.[3]

Zehntes Kapitel.

Ein literarisches Meteor, welches selbst Lessingen einen Augenblick blendete, und welches Klotzen in Bewegung und Treiben zu überbieten schien,

---

[1] Noch im Januar 1770, als man der Klotzschen Sache bereits überdrüssig zu werden anfing, schrieb Nicolai an Herder: „Das einzige, was man gern lieset, sind die antiquarischen Briefe.“ (Herders Lebensbild II, 144. — [2] Es sollte in einer lateinischen Uebersetzung geschehen. Siehe Lessing an Nicolai XII, 288. M. 344. H. XX, 1, 409. Siehe die Beilage. — [3] Klotz starb den 31. December 1771. Lessing schrieb kurz darauf an Frau König (die Rede war von gewissen Vorschlägen, ihn nach Wien zu ziehen): „Mir ist bange gewesen, daß sich auch Klotz mit in das Spiel mischen möchte; aber der Mann hat sich dasmal klüger erwiesen, als ich gedacht hätte, — er ist gestorben. — Ich möchte gern über diesen Zufall lachen, aber er macht mich ernsthafter, als ich auch gedacht hätte.“ — (XII, 334. M. 397. H. XX, 1, 469).

war Friedrich Just Riedel in Erfurt.[1]) Wie sein Lehrer und Freund, gehörte er zu den Frühreifen. Von ihm ging der Plan zur deutschen Bibliothek der schönen Wissenschaften aus, zur Zeit, als er in Jena Privatdocent war. Damals (1767) gab er schon seine „Theorie der schönen Künste und Wissenschaften" heraus. Darin greift er unter andern Lessings Satz von den Furien an, während er ihn ein ander Mal gegen Klotz in Schutz nimmt, wodurch Lessing in eine eigenthümliche Lage geräth, die er mit komischer Wirkung beschreibt (VIII, 23. M. 24. H. XIII, 2, 26). Dennoch hat er hier Riedeln aus seinem Buche als einen „jungen Mann kennen lernen, der einen trefflichen Denker verspricht; verspricht, indem er sich in vielen Stücken bereits als einen solchen zeigt. Ich traue ihm zu, daß er in den folgenden Theilen ganz Wort halten wird, wo er auf Materien stoßen muß, in welchen er weniger vorgearbeitet findet." Zu bald ward Lessing veranlaßt, sein Vertrauen zurück zu nehmen. Herder hat es nie begreifen können, wie Lessing Riedels Theorie überhaupt nur rühmen können,[2]) während Lessing hier zuletzt nur nach seinem kritischen Wahlspruch: „Gelinde und schmeichelnd gegen den Anfänger," verfuhr. Auch Garve, welcher das Buch in Weißes Bibliothek recensirte, dachte sehr gering davon, geringer als er es auszusprechen für gut fand.[3]) Bald aber gewann Riedel einen Wirkungskreis, wo seine guten und schlechten Talente zusammenwirkend ihn auf einige Zeit zum Gegenstand der Aufmerksamkeit des ganzen gelehrten Deutschlands machten.[4]) Der Kurfürst von Mainz, Emmerich Joseph, entschloß sich damals, seine Universität Erfurt zu reformiren und auf die Höhe der protestantischen Universitäten zu bringen. Leider erwiesen sich die Rathgeber und Diener dieses hochsinnigen Kirchenfürsten und Reichsstandes der Aufgabe wenig gewachsen, weder in der Wahl der Personen, noch im Gebrauche der Mittel.[5]) Es war richtig gedacht, daß man mit Umgehung der Schwierigkeiten, welche in der alten Verfassung der Universität lagen, vor allem auf die philosophische Facultät und ihre neue Belebung sein Augenmerk richtete. Der alte Darjes in Frankfurt an der Oder wurde vorgeschlagen, aber abgelehnt, dagegen Riedel (wie Garve glaubt, von Klotz direct empfohlen) von Jena berufen und mit Freuden angenommen. Er wurde die Seele der Universität, was soviel heißt,

---

[1]) Geboren 1742 in Vieselbach, zwischen Weimar und Erfurt. S. Jördens Lexikon. IV, 349—358. — [2]) „Riedels Theorie habe ich ja von jeher als ein schlechtes Buch betrachtet, das alle Philosophie über Kunst und das Schöne zerstört. Warum hat es Lessing in seinen antiquarischen Briefen mehr gelobt, als es verdiente?" u. s. w. (Herder an Nicolai aus Paris den 30. Nov. 1769. Herders Lebensbild II, 105. — [3]) Garves Briefe an seine Mutter, 51. — [4]) Ebendas. „Unterdessen hat die Klotzsche Schule sich nun mit vollen Backen in Zeitungen und Journalen ausposaunt; und da er selbst seit der Zeit Journalist, Philosoph und Biograph geworden ist und seine Leser immer in Athem erhält; so hat er, was immer geschieht, durch seine Geschäftigkeit gewonnen, was vielleicht an der Güte seiner Arbeiten abgeht; er hat Aufsehen gemacht. . ." — [5]) Die vollständigsten Nachrichten über diese Verhältnisse schöpft man aus H. A. Erhards Ueberlieferungen zur vaterländischen Geschichte u. s. w., 2. Heft, Magdeburg 1827: „Chr. M. Wielands Leben in Erfurt." 67—127. Ein lebendiges und in der Hauptsache getreues Bild dieser Zustände liefert Carl Friedrich Bahrdts Geschichte seines Lebens, seiner Meinungen und Schicksale, zu Anfang des 2. Theils, mit dem Bestreben, sich durch seine unselige Umgebung, vorzüglich durch Riedel, als den Verführten darzustellen.

als daß Geist und Richtung der Klotzschen Schule in Erfurt durch ihn einen neuen Sitz erhielt.[1]) Während er durch einen allzufreien Lebenswandel, damals aber ein Kennzeichen des Genies, und durch einen vertraulichen Verkehr mit den Studirenden sich einen Anhang unter ihnen bildete, wußte Riedel sich zugleich bei dem Regierungsrath Genau (einem Mann von oberflächlichen Kenntnissen und niederer Denkart, dem Vertrauten des Statthalters) in solches Ansehen zu setzen, daß er sein entschiedener Liebling und fast einziger Rathgeber wurde; und da er sich auch bei dem Statthalter als guter Tischgesellschafter und wackerer Zecher beliebt machte, so kam es dahin, daß die Leitung der Universitätsangelegenheiten, dem größten Theile nach, von ihm ausging. Klotz, den man gar zu gern dabei gehabt hätte, nahm den Ruf nach Erfurt nicht an. Dagegen wurde auch die Berufung Lessings (berichtet unser Gewährsmann), den man damals sehr leicht (?), wenn auch eben nicht sehr wohlfeil, hätte nach Erfurt ziehen können, zeitig abgewandt. Wie weit diese Nachricht begründet sein mag (übergehen wenigstens durften wir sie nicht),[2]) so ist doch die Voraussetzung, als hätte Lessing einen Ruf der Art unter diesen Umständen angenommen, entschieden zu verwerfen. Mit der entschiedensten Abneigung gegen das Leben an Universitäten hatte Lessing vor mehreren Jahren, als er noch in Breslau war, einen Ruf als Professor der Beredsamkeit an die Universität zu Königsberg ausgeschlagen[3]) und solchem Rufe ging er auch später immer aus dem Wege. Von den jungen Gelehrten, welche Riedel mit sich zog, erwarb sich Meusel später durch sein ruhiges und anspruchsloses Wirken die meiste Achtung. Ganz das Gegentheil war der so berüchtigte Karl Friedrich Bahrdt, lange mit Klotz entzweit, seit kurzem aber mit ihm ausgesöhnt und durch seine Empfehlung von Leipzig (wo ein höchst unerfreulicher Vorfall ihm den Aufenthalt unmöglich machte) nach Erfurt gerufen. An Riedel schloß er sich auch an. Die beiden boten alles auf, um die Aufmerksamkeit des Publikums auf sich und die Universität gespannt zu erhalten. Die Klotzschen Journale, die von Riedel in Klotzens Geist herausgegebene Erfurter gelehrte Zeitung, seine philosophische Bibliothek und seine Briefe an das Publikum; daneben satirische Pamphlete der niedrigsten Art (wie die Bibliothek der elenden Scribenten, die scurrilischen Briefe) waren der Tummelplatz ihrer meist persönlichen Angriffe, welche vor allem Lessing und die allgemeine deutsche Bibliothek, die er einmal zu verantworten hatte, betrafen. Riedel rückte in seine gelehrte Zeitung Lessingische Briefe ein, welche er später zu einer eigenen Schrift erweitern

[1]) „Ich beklage ihn aber auch (schreibt Herder an Nicolai in dem oben angeführten Briefe über Riedel), denn aus seiner Leichtigkeit, die groß in Philosophie, Geschmack, Alterthum und Kritik leichtfertiger Streitigkeit ist, hätte was werden können, wenn er nicht von den Klotzianern aufgegriffen und zu frühe zum Könige in Erfurt gemacht wäre; dahingegen aus Klotz in seinem Leben kein anderer Apoll und Merkur geworden wäre, als der er ist.“ — [2]) In den Erfurter Universitäts-Acten hat sich Nichts darüber gefunden. Vgl. meine Einleitung zu dem 5. Bande von Gosches Lessing-Ausgabe, S. XIV. (B.). — [3]) Aus S. B. Kloses Nachrichten in Lessings Leben, von Karl Lessing, I, 247. Es ist ein Irrthum, wenn Prutz (Vorlesungen über die Geschichte des deutschen Theaters 294) jenen Königsberger Ruf mit dem spätern Rufe nach Hamburg zusammenstoßen läßt.

wollte,[1]) griff die antiquarischen Briefe an und schrieb anmaßend und oberflächlich genug über den Laokoon; die Antwort wäre ihm in dem dritten Theile der antiquarischen Briefe nicht geschenkt geblieben. Man kann nicht verächtlicher sprechen, als Lessing über diesen zudringlichen Bundesgenossen eines Klotz,[2]) indem er ihn eine seiner ersten Kreaturen nennt (XI, 408. M. 1, 223. H. XIII, 2, 231). Ein allgemeiner Unwille erhob sich gegen Riedels und Bahrdts Umtriebe, welche einmal sogar eine Kriminaluntersuchung gegen Riedel zu Mainz hervorriefen, die nur durch die Verwendung Genaus niedergeschlagen wurde. Einen unverhofften Lichtblick in dieses wüste Wesen gewährt die Berufung Wielands (im März 1769) von Biberach, wo er als Kanzlei-Direktor angestellt war, an die Universität zu Erfurt als Professor der Philosophie. Dieser Ruf ging direkt vom Hofe zu Mainz aus, dem Statthalter zu Erfurt wurde das Dekret übersandt, welcher es, von einem verbindlichen Schreiben begleitet, durch Riedeln an Wieland überschicken ließ. Beide standen schon seit einiger Zeit in lebhaftem Briefwechsel; es ist bedauerlich, zu sehen, wie Wieland in seiner damaligen Lage einen Riedel als Freund und Gönner behandelt, wie er nicht wagt, Partei zu ergreifen, wiewohl seine innerste Denkart ziemlich unverholen durchbricht. Von Lessings antiquarischen Briefen schreibt er einmal den 15. December 1768:[3]) „Klotz ist ihm, unter uns gesagt, gar nicht gewachsen; allein Lessing wird hingegen mit aller seiner Spitzfindigkeit, logikalischen Präzision und antiquarischen Gelehrsamkeit kein Winckelmann werden. — . . . Er hat auch sein Maul gegen Sie aufgesperrt, mein Liebster! Wenn ich etwas bei Ihnen gelte, so hüten Sie sich, handgemein mit ihm zu werden; nicht eben, weil ich besorge, daß Sie sich nicht aus der Sache ziehen würden, sondern nur: parcequ'il ne faut pas se donner en spectacle. . . . Und dann, däucht mich doch, gilt es von Lessing, was Yorik vom Teufel sagt. Widerstehet dem Teufel, so fliehet er euch! . . . Es mag wahr sein; aber das Sicherste ist doch, vor ihm zu laufen, so bald man ihn erblickt." — „Lassen Sie uns nur einmal beisammen sein," schrieb er den 3. Februar 1769; „die Sachen sollen auf dem deutschen Parnaß bald eine andere Gestalt gewinnen. Indessen bitte ich Sie, fahren Sie mir säuberlich mit Lessing, welcher zwar kein Winckelmann, aber doch als Lessing einer der besten Köpfe Deutschlands ist."[4]) Hier folgt ein scharfer Ausfall auf Klotz, den er, gleich den Meisten, mit Unrecht, für den Verfasser der scurrilischen Briefe hielt. Nicht lange vorher aber hat er Klotzen noch einen Mann genannt, der unserer Nation „eine vorzügliche und seltene Ehre macht."

---

[1]) Sie wurden sogar schon in den Meßkatalogen angekündigt (XII, 289. M. 344. H. XX, 1, 409), scheinen aber unterblieben zu sein. — [2]) Riedels Petulanz zeigt sich am stärksten in seinem Aufsatz über Laokoon (Philosophische Schriften II, 20): „Die Hülfsmittel des Verfassers, als er schrieb, sind auch die meinigen, da ich lese und urtheile; nur in einem geringern Grade: Philosophie und Lectüre. In Ansehung der Autopsie haben wir einander nichts vorzuwerfen. Er und ich, oder wenn es nicht zu groß gesprochen ist, wir beide haben die eigentlichen Werke der Kunst nicht gesehen, und müssen mit den geistigen Anschauungen aus der Ferne zufrieden sein" u. s. w. — [3]) Auswahl denkwürdiger Briefe von C. M. Wieland. Herausgegeben von Ludwig Wieland. Wien 1815. I, 235. — [4]) A. a. O. I, 267.

Riedeln sagt er vom 26. October 1768 ins Gesicht (die Rede ist von Riedels unbedeutenden Briefen an das Publikum):[1] „Keiner von allen unseren Philosophen, selbst Lessing (denn ein Kritikus, wie Er, ist Philosoph) und Moses Mendelssohn nicht ausgenommen, ist so vollkommen nach meinem Herzen, wie Sie. . . .“ Doch diese Verirrung Wielands war vorübergehend. Er wußte, was er, was die Nation an Lessing hatte.

Auch Garven suchte Riedel ein Jahr nach Wielands Berufung und in Uebereinstimmung mit ihm als Professor der Mathematik für die Universität zu Erfurt zu gewinnen. Garve durchschaute und verachtete jene Partei-Umtriebe, und wies den Antrag ab. „Ich mag mit den Leuten nicht in zu große Verbindung kommen. (So schrieb er an seine Mutter den 30. März 1778). Es ist die Klotzische Parthei, oder wenigstens ein Abkömmling von ihr.“ Alle Polemik widerstand dem Innersten seines ganzen Wesens. Dagegen warf sich Herder, damals noch in Riga, mit dem ganzen Sturm seiner gährenden und brausenden Kräfte in diese Händel. Er war von seiner ersten Meinung über Klotz völlig zurückgekommen.

Von den kritischen Wäldern ist der erste Theil (über Lessings Laokoon) nur noch indirekt gegen Klotz gerichtet, in den beiden folgenden griff er ihn heftig an, wurde aber seinerseits von Klotz und Riedel arg gemißhandelt, ja treulos behandelt. Daß Klotz seinen Namen als Verfasser der Fragmente und der Wälder ans Licht zog, hat eigentlich, Nicolai zu Folge, Herdern erst bestimmt, seine Aemter in Riga niederzulegen, weil seine Stellung als Geistlicher dadurch unhaltbar wurde. Hamann verdachte es beiden, Lessing und Herder, ihre Zeit in diesen Händeln zu verlieren.[2] Herder ging nach Frankreich, immer auf die Vorgänge der heimischen Literatur aufmerksam, und aus der Entfernung betrachtet er diese Wirren schon viel ruhiger, unbefangener. „Schade, daß ein Lessing sich mit einem Nest voll Hornissen abgeben muß (schrieb er aus Nantes den 16. August an Nicolai (Herders Lebensbild II, 55); wie sehr gönnte ich ihm andere Arbeit seiner Muße. Ich wollte um alles nicht, daß er sich wider mich in irgend was erklärte (setzt er hinzu), um mich zu demüthigen; das thäte den Klotzianern sehr wohl und mir sehr wehe, so wie vielleicht allen denen, die nicht auf Klotzens Seite wollen, Schaden.“ Herder sollte sich in seinen Voraussetzungen von Lessings feinem Takte nicht irren.

„Es ist nicht Lessings Schuld,“ schrieb Herder[3]) in einer spätern Lebens-

---

[1]) Ebend. I, 218. Von Hamann in der Königsberger Zeitung (Schriften III, 423) in ihrer Blöße dargelegt. — [2]) In der Anzeige von Herders kritischen Wäldern, Königsberger Zeitung vom 6. Febr. 1769. (Schriften III, 431.) „Was uns betrifft — so wünschen wir, daß ein L--ß—g oder H—rd—r, anstatt den Herrn Geheimenrath Kl—tz in dem so kurzen Genuß seines Lustri zu betrüben, ihre Muße und Talente vielmehr zu vollendeten Werken sammeln und erhalten und die Verdienste eines Winckelmann — — — übertreffen möchten.“ (Das vierte kritische Wäldchen, gegen Riedels Theorie der schönen Künste und Wissenschaften gerichtet, ein Werk voll Goldkörner, behielt auch Herder im Pulte zurück. Wir verdanken die Bekanntmachung erst der Pietät seines Sohnes (Herders Lebensbild I, Abth. 3, 2, Suphans Ausg. IV, S. 3 ff.). — [3]) Ueber G. E. Lessing 1781. Herders Werke zur Philosophie und Geschichte XV, 151.

periode, als ihm jene Kämpfe gänzlich Gegenstand geschichtlicher Betrachtung wurden, „daß dieser Streit für Deutschland und Nachwelt nicht nutzbarer ausfiel. Er betraf zu armselige Dinge, zu armselige Leute. Kein Posttag, kein Zeitungsblatt erschien, wo nicht die muthwilligen Knaben kamen und auch Lessing Kahlkopf! schalten. Da schickte er endlich zwei Bären über sie, die zwei Theile von Briefen antiquarischen Inhalts; die zerrissen den Hauptknaben, und jagten die übrigen in ihre Löcher und Winkel.“

Der ganze Streit hätte, ungeachtet Lessing schon durch das vorgesetzte Motto, den umgekehrten Spruch des Thucydides, auf das Vergängliche des Streites deutete,[1]) viel nutzbarer ausfallen können, wenn der Stand der Literatur und der allgemeinen Bildung in Deutschland eine höhere Stufe behauptet hätte, vergleichbar der Periode nach dreißig Jahren, als Schiller und Goethe den Xenien-Kampf gegen die Mittelmäßigkeit und Plattheit unternahmen und in kurzer Zeit den Läuterungsprozeß in der öffentlichen Meinung bewirkten, auf welchem die heutige Geschichte und Beurtheilung unserer Literatur beruht. Lessing und Herder aber, welche schon auf eine solche Reinigung der literarischen Atmosphäre hinarbeiteten, sahen sich selbst von den Besseren im Stich gelassen. Kein redenderes Zeugniß für diese Thatsache, als das Verhalten mancher Männer, deren Namen in ihren an Klotz gerichteten Briefen in dieser Epoche bekannt wurden.[2]) Die Wiener Schriftsteller und Theaterdichter, Sonnenfels an der Spitze, huldigen Klotz unbedingt. Weiße behandelt Klotz und Lessing wie ebenbürtig. „Schöne Geister sollte das Band der Eintracht und Liebe verbinden.“ Gleim und der ganze Halberstädter Kreis sahen in dem Streite kein tiefer gehendes Ereigniß, welches zu einem Bruche führen müsse; der Dichter Jacobi glaubt, Herder mache sich mit seinem Wäldchen eine bloße Kurzweil, und „er stampfet und schnaubt. Ich läugne nicht bei alledem, mein Liebster,“ schreibt er an Klotz, „daß ich die Wiederherstellung aller Dinge wünsche und mit Klotz, Lessing und Herder in einer Rosenlaube lachen und trinken möchte.“ Flögel,[3]) verdienten Andenkens als Literator, zeigte sich in dieser Periode als einer der eifrigsten Anhänger Klotzens, dessen Feinde schlechthin auch die seinigen, dessen Freunde auch seine Freunde sind. Riedels Theorie findet er vortrefflich. Gegen Lessing war er, wie sich hier zeigt, noch aus einem persönlichen Grunde eingenommen. „Mag doch Lessing,“ schreibt er (a. a. O. I, 149 am 10. Januar 1769), „über die gothische Höf-

---

[1]) Ἀγώνισμα μᾶλλον ἐς τὸ παραχρῆμα ἀκούειν ἢ κτῆμα ἐς ἀεί — ist eine Parodie und Umkehrung des Ausspruchs des Thucydides (zum Schluß des 22. Kapitels des 1. Buches): κτῆμα τε ἐς ἀεὶ μᾶλλον ἢ ἀγώνισμα ἐς τὸ παραχρῆμα (nicht sowohl ein Stück zur Unterhaltung auf kurze Zeit, als ein Werk von beständiger Brauchbarkeit. Hierauf anspielend, schrieb Lessing während der Arbeit an Ebert (der ihn an die Vollendung des Laokoon und seiner Dramen mahnte XII, 206. M. 244. H. XX, 1, 289: „Zum Henker mit alle dem Bettel! Was ich in meinem Leben noch schreibe, soll genau nach den verdrehten Worten des Thucydides abgemessen sein, die Sie auf meinen antiquarischen Briefen lesen. Das Schreiben ἐς ἀεί will ich Euch andern Schwärmern überlassen; so dann und wann ein kleines ἀγώνισμα ἐς τὸ παραχρῆμα ἀκούειν, um sieben Neuntheile von meinen lieben schreibenden Landsleuten auf mich toll und rasend zu machen, das ist Alles was ich mir vornehme.“ — [2]) Briefe Deutscher Gelehrten an Klotz. Halle 1773. 2 Theile. — [3]) Flögel lebte 1761 als Lehrer am Magdaleneum in Breslau.

lichkeit lachen, mag er doch antiquorum hominum sein; genug, wir fühlen, daß er nicht Recht hat. Ich habe mit dem Manne, dessen Einsichten ich sonst verehre, ein Paar Jahre in Breslau gelebt, aber wir haben es über die allgemeine Höflichkeit nie bringen können; er sahe mir immer zu hoch herab und konnte nicht den geringsten Widerspruch ertragen. . . ." Wir erinnern uns hier des ähnlichen Eindrucks, den Lessings entscheidende scharfe Betonung, eine Wirkung seines rastlos arbeitenden Geistes, in seinem frühern Lebensalter wenigstens auch auf Schulz in Göttingen machte. An einer andern Stelle findet sich ein noch schärferer Ausfall auf Lessing.[1]) Wie ganz anders lautet später Flögels Urtheil über Lessing in den reiferen Früchten seiner großen Gelehrsamkeit!

Unter Klotzens Correspondenten benimmt sich Hagedorn in Dresden, obschon ihm jener in dem Buche über die geschnittenen Steine Weihrauch mit vollen Händen streute, mit ziemlicher Zurückhaltung. Hagedorn stand mit Heinecken, verdient durch seine Forschungen über die Anfänge der deutschen Kunst,[2]) nicht in dem besten Vernehmen; dieser hatte ihn in seinen „Nachrichten von Künstlern und Kunstsachen" scharf mitgenommen, und hier trafen sich einmal die feindlichen Parteien vor demselben Ziele: Klotz nahm sich Hagedorns an, und auch Nicolai rückte eine scharfe Recension über Heineckens Werk, das er ein elendes, unzuverlässiges und ganz verwirrtes Buch nannte, in seine Bibliothek ein. Daß Heinecken sich auf das berühmte Wunderkind, seinen eigenen Bruder, zu Gute that, entging seinem Spotte nicht. Dies erregte Lessings Empfindlichkeit. Die ganze Recension, deren Verfasser in Nicolai er nicht vermuthete oder wissen wollte, nannte er ungerecht auf alle Weise und jenen Spott einen hämischen Zug (XII, 226. M. 269. H. XX, 1, 322). „Es ist mir nicht lieb," schreibt er, „daß Sie dergleichen Bolzen für Hagedorn verschießen wollen, der doch sicherlich noch immer mehr Klotzens Freund ist als Ihrer. . . . Ich gestehe Ihnen aufrichtig, daß ich Hagedorn für einen Gleißner halte, dem alles Lob willkommen ist, auch das plumpste von Klotzen, und der es sehr übel nimmt, daß man Klotzen, der ihn zum großen Lehrer des Schönen erhoben,[3]) jetzt so heruntersetzt." Nicolai erklärt in den Anmerkungen dieses Urtheil seines Freundes für die Wirkung des ihn damals beherrschenden Mißmuths und einer persönlichen Verstimmung gegen Hagedorn. Für Heinecken, sagt er, war Lessing als Litterator eingenommen, „Heinecken hatte vor langen Jahren den Longin übersetzt. Lessing hatte gleich größere Hochachtung für jemand, der in der alten Literatur, besonders in der griechischen bewandert war." Aber auch seine Arbeiten aus der neueren Kunstgeschichte schätzte er; schöpfte er doch daraus

[1]) A. a. O. 146. — — „Wir hielten seine Hitze gegen Langen vor Hefen der aufbrausenden Jugend; aber nun wissen wir, daß sie ein Bestandtheil seines Charakters ist." (14. Nov. 1768). — [2]) Man erinnert sich an seinen Namen aus Goethes Wahrheit und Dichtung (XXV, 158. H. XXI, 93) in Bezug auf Oeser, Goethes Lehrer in Leipzig: „Heinecke durfte nicht wohl genannt werden, theils weil er sich mit den allzu kindlichen Anfängen der deutschen Kunst, welche Oeser wenig schätzte, gar zu emsig abgab, theils weil er einmal mit Winckelmann unsäuberlich verfahren war, welches ihm denn niemals verziehen werden konnte." — [3]) Dieses Prädikat gab ihm Klotz in dem Buche von den geschnittenen Steinen.

die Anregung zu einer seiner ersten Entdeckungen, die er auf der Bibliothek zu Wolfenbüttel machte. — Heinecken besuchte Lessingen in Hamburg (Anfang Oktober 1768. XII, 210. M. 247. H. XX, 1, 293) und benützte diese Gelegenheit, ihn gegen Hagedorn, als einen eifrigen Anhänger Klotzens, einzunehmen. Er ging darauf aus, Lessingen mit seinem alten Freunde zu entzweien; sich selbst stellte er als einen verfolgten Mann vor; damit faßte er Lessing bei seiner empfindlichen Seite, welcher von aller Verfolgung ein Todfeind war.[1]) Soweit Nicolai. Wirklich schrieb damals Lessing an Nicolai, Kammerrath Heinecken, der ihn besucht, habe ihm gesagt, daß Hagedorn Klotzens großer Freund sei. „Ich darf also nicht hoffen," setzt er hinzu, „daß dieser mit den antiquarischen Briefen sehr zufrieden sein wird." Nicolai nimmt Hagedorn in Schutz. „Hagedorn," sagt er, „hielt anfänglich etwas von Klotz; seine Meinung änderte sich aber, da er ihn besser kennen lernte; seine Hochachtung für Lessing blieb unverändert. Seine Briefe an mich können es bezeugen."

Lippert, der Herausgeber der Daktyliothek, ohne welchen Klotz niemals zu den geschnittenen Steinen den Weg gefunden haben würde, dem er daher, nächst Hagedorn, die wärmste Lobrede hält, darf hier nicht übergangen werden. Er hielt bei dem Streite zwischen Klotz und Lessing treulich bei jenem aus, er gab seinem Einfall in Betreff der Ahnenbilder der Römer und der enkaustischen Malerei vollen Beifall[2]) und ermunterte ihn auch noch in dem Vorsatze, eine neue Auflage seines Buches in lateinischer Sprache zu machen, woran Klotz durch den Tod verhindert wurde. Doch hat auch Lippert späterhin den Weg zu Lessing gefunden, und dieser war nicht unversöhnlich. Im Anfang des Jahres 1775 ging Lessing durch Dresden. „Lippert und er (schrieb Boie an Merck aus Göttingen den 10. April 1775) haben sich gesprochen, und sind als gute Freunde von einander geschieden. Er (Lessing) trägt seit der Zeit die Paste vom Todtengerippe und Schmetterling, die ihm Lippert geschenkt, am Finger."[3])

Von verwandtem Streben, wie die genannten, doch an Geist und Erfolg weit untergeordnet, steht der Literator und Sammler Ch. G. von Murr in Nürnberg da. Sobald er verschiedene unzusammenhängende Bemerkungen über den Laokoon, wie über Winckelmanns Geschichte der Kunst, aufgesetzt hatte, bot er sie erst Lessingen, und dann, als dieser ihn ein ganzes Jahr ohne Antwort ließ, Klotzen an, der auch in den Actis literariis bei der Recension des Laokoon, davon Gebrauch machte. Dies konnte Lessing nicht wissen, und so forderte er ihn endlich unter dem 25. November 1768 in den verbindlichsten

---

[1]) Heineckens (Karl Heinrich), durch sein Verhältniß zum Grafen Brühl merkwürdiges Leben steht in Schlichtegrolls Nekrolog von 1781, I, 294 und II, 381, und in der Biographie Universelle Vol. XIX, wo auch sein jüngerer Bruder, das Wunderkind, über welches nach seinem Tode (1775) eine eigene Schrift herausgegeben wurde, einen besondern Artikel hat. — [2]) Briefe an Klotz II, 166. — [3]) Briefe an Merck. 63. Doch darf man hierin (mit Schiller, Braunschweigs schöne Literatur, Artikel: Lessing, 111) nicht etwa ein „Zugeständniß eigener Schwäche, wenn auch in dieser Beziehung ein Zeugniß seiner ehrenhaften Gesinnung" erblicken, als wenn er damit seinen Satz: „Daß die alten Artisten den Tod nie als ein Skelett vorgestellt hätten," stillschweigend zurückgenommen hätte. Lessing hat ja, haben wir gesehen, niemals das Vorkommen von Skeletten geleugnet, und nur bestritten, daß sie ein Bild des Todes vorstellen.

Ausdrücken auf, ihm seine Anmerkungen nicht vorzuenthalten, gleichviel ob gedruckt oder in der Handschrift. Lessing läßt sich herab, sich vor Murr über den Ton in den antiquarischen Briefen gegen Klotz zu rechtfertigen. Ein Mann, wie er (v. Murr), habe von einem solchen Tone nichts zu befürchten. „Je mehr Fehler und Irrthümer Sie mir zeigen, desto mehr werde ich von Ihnen lernen; je mehr ich von Ihnen lerne, desto dankbarer werde ich sein. . . . Ich wünschte, daß Sie mich genauer kennten. Wenn die Meinung, die Sie vielleicht von meiner Gelehrsamkeit und meinem Geiste haben, dabei verlieren möchte, so bin ich doch gewiß, daß die Idee, die ich Ihnen von meinem Charakter zu machen wünschte, dabei gewinnen würde. Ich bin der unleidliche, ungesittete, stolze, schmähsüchtige Mann nicht, für den mich Hr. Klotz nunmehr ausschreiet.“ . . . Eine so hohe Erwartung hegte Lessing von der Wissenschaft des Herrn von Murr.

Wie betroffen mußte er daher nicht durch das 1769 erschienene Büchlein: „Anmerkungen über Herrn Lessings Laokoon“ sein, diesen Mischmasch der verschiedenartigsten unverdauten Materien, dabei voll polemischer Ausfälle gegen die Allgemeine deutsche Bibliothek, wegen eines Artikels, von welchem letztere hinterher mit Triumph als den Verfasser seinen werthen Freund Klotz verrieth. Von jetzt ab beantwortete Lessing die Briefe Murrs nicht weiter und verhehlte seine geringschätzige Meinung bei keiner Gelegenheit mehr. Von Murr rächte sich durch sein „Denkmal auf Klotz“ auf eine Art, welche nur Lessings Mitleid erwecken konnte. Klotzens Buch von geschnittenen Steinen erklärt von Murr darin für ein den deutschen Künstlern zehnmal nützlicheres Buch als Lessings Laokoon. Lessings Krieg gegen Klotz führt er auf die niedrigste Eifersucht zurück. „Klotzens Steckenpferd,“ sagt er, „war die Kenntniß der Antiken, dieses wollte ihm Lessing aus der Hand reißen, und so entstanden die Briefe antiquarischen Inhalts.“ Klotz hatte nicht unterlassen, von Murr in seinem Hasse gegen Lessing zu bestärken. Lessing sollte in den kaiserlichen Hamburgischen Zeitungen ihn wegen seiner Anmerkungen stolz zurückgewiesen haben. „Denn Sie müssen wissen,“ setzt er in dem Schreiben an Murr fast komisch hinzu, „daß er es für eine Ehre hält, wenn er mit Jemandem zankt, und er hat im Ernste gegen Jemand gesagt, er wisse nicht, was es wolle, daß ich über ihn klage; er habe mir ja Attention genug gezeigt, da er unter allen seinen Feinden mir am weitläuftigsten geantwortet. O, des Pedanten! und abermals des Pedanten! —“

Auch der Philosoph Feder, der damals sehr jung als Professor in Göttingen angestellt war, galt, nicht ohne einigen scheinbaren Grund, wie er selbst sagt, bei Mehreren (selbst bei Heyne, der ihn deshalb unfreundlich begrüßte), für einen Klotzianer; wenigstens trat Riedel, mit dem er freundschaftliche Briefe wechselte, als er 1776 sein Lehrbuch der praktischen Philosophie herausgab, gegen einen verunglimpfenden Recensenten des Buches in der Braunschweiger gelehrten Zeitung für ihn auf; dies hielt jedoch Lessingen keineswegs ab, bei Gelegenheit einer von ihm in der Hamburgischen neuen Zeitung beurtheilten Schrift, dem jungen Schriftsteller Muth einzusprechen, wie er es doch bei Riedel selbst anfangs gethan.[1])

---

[1]) J. G. H. Feders Leben, Natur und Grundsätze. Leipzig, 1825. 86. „Unter

Für keinen endlich hinterließen diese Händel einen peinlicheren Eindruck als für Weiße, welcher darüber seinen ältesten Freund Lessing verlor, oder so gut als verlor. Die offene Art, wie Weiße in seiner Selbstbiographie dieses Verhältniß erzählt, ist im Wesentlichen richtig, nämlich von dem Standpunkte aus, womit er hier, nach Jahren, sich über seine Beziehungen zu Klotz zur Klarheit gekommen. Was er aber mit Stillschweigen übergeht, seine Erkaltung gegen Lessing in Folge der Hamburgischen Dramaturgie, sowohl wegen der ihr zu Grunde liegenden Principien, als auch wegen der scharfen Kritik seines Trauerspiels, lehrt uns, daß die Entzweiung innerlich bereits eine Thatsache war, bevor sie durch Lessing ausgesprochen wurde. Hatte er doch einem Sonnenfels, wie dieser wenigstens an Klotz berichtet, 1769 versichert, er gehöre unter die klassischen prosaischen Schriftsteller Deutschlands, und seine Dramaturgie wäre gewissermaßen nutzbarer, als die Lessingsche.[1]) Dafür mußte Weiße mit Verdruß zusehen, wie er von Klotz und den Seinen für ihre Zwecke gegen Lessing gemißbraucht wurde. Doch hören wir ihn selbst (Weiße spricht von sich selbst überall in der dritten Person): „Die empfindlichste, nie versiegbare Kränkung fügten ihm Klotz, Riedel und Consorten dadurch zu, daß sie bei dem Kampfe, worein sie mit Lessingen gekommen waren, Weißen diesem gegenüber stellten, jenes theatralische Werke mit großer Parteilichkeit vorzogen, und ihn gegen die Lessingische Beurtheilung der Amalie und Richards des Dritten in der Dramaturgie auf eine höchst indiscrete Art vertheidigten. Das war Lessingen sehr empfindlich und,

---

allen günstigen Urtheilen, die um jene Zeit über mich gefällt wurden, that mir in meinem Herzen keines so wohl, als das von Lessing gelegenheitlich in einer, der Hamburgischen Zeitung angehängten Recension einer Schrift, die nicht von mir war, ungefähr mit den Worten: „„Feder, ein junger Mann, der die Wege seiner Vorgänger mit Glück betritt und neue sucht."" Mehrere Jahre hernach (fährt Feder fort) lernte ich Lessing in Braunschweig persönlich kennen, wo er wenig sprach, im Ganzen kalt sich zeigte, mir aber doch mitunter einige ausdrucksvolle freundliche Blicke zuwarf; im Hause des guten Ebert." Welches die hier so unbestimmt angeführte Recension Lessings in der Neuen Hamburgischen Zeitung war, kann ich, weil kein Exemplar davon hier ist, nicht ermitteln; für den künftigen Herausgeber von Lessings Werken liegt hier ein Wink, diese Zeitung wegen Lessingscher Beiträge durchzugehen. (Guhrauer). Dr. C. Chr. Redlich, der Mitherausgeber der Hempelschen Lessingausgabe, giebt hierüber folgende sehr werthvolle Mittheilung zu dem Briefe von Lessing an Nicolai, Hamburg den 13. April 1769 (XII, 229. M. 271. H. XX, 1, 315) worin es heißt... „Auch habe ich schon den zweiten Theil von Riedels Philos. Bibliothek. Dem Schlucker juckt auch die Haut! Aber ohne Zweifel denkt er, daß ich seine Briefe über das Publicum und die Philos. Bibliothek hier in der Neuen Zeitung recensirt habe, wo er garstig mitgenommen worden. Da irrt er sich aber." — Vgl. Hamb. Neue Zeitung, 24.—29. Stück vom 10.—20. Februar 1769 und 41.—44. St. vom 13.—17. März 1769. Die letzte Recension ist mit der Chiffre P. unterzeichnet; in derselben steht (42. St.) die von Guhrauer nicht ermittelte Erwähnung Feders (Lessings Leben, II, 1, 261). Feder hat sich also geirrt, als er sich von Lessing gelobt glaubte, und Guhrauer hat auf diesen Irrthum die ganz unerweisliche Behauptung von dem Vorhandensein Lessingscher Inedita in der Hamb. Neuen Zeitung gegründet."

[1]) Briefe an Klotz I, 37. „Weiße mag wohl ein wenig kalt gegen Sie sein. . . . Ich kenne ihn von Person; er hat mir unlängst geschrieben, und mich versichert" u. s. w., wo er noch hinzusetzt: „aber es scheint, er hat nicht das Herz, so etwas von mir vor aller Welt zu sagen, da er weder meiner Briefe, noch meiner andern Wochenblätter in seinem Journal erwähnt."

wie Weiße zu spät erfuhr, um desto empfindlicher, weil dieser nach seinen friedfertigen Gesinnungen in der Bibliothek der schönen Wissenschaften zwischen den Kämpfenden ganz neutral zu bleiben suchte. Von dieser Zeit an erkaltete Lessings vieljährige Freundschaft sehr merklich. Unglücklicher Weise hatte man fast zugleich dessen Dramaturgie in Leipzig nachgedruckt und er geglaubt, Weiße müsse davon Kenntniß gehabt haben und habe es aus Nachlässigkeit oder Gleichgültigkeit versäumt, ihm Nachricht zu geben. Ueber diesen Punkt nahm er nun wohl Weißens Rechtfertigung mit völligem Zutrauen auf, aber ohne sich im Uebrigen von seiner empfindlichen Kälte abbringen zu lassen. Weiße konnte lange Zeit auf die Ursache davon nur rathen, und wenn ihm auch bisweilen die wahre einfiel, so verwarf er sie wieder, weil er glaubte, Lessing müsse seinen Abscheu vor aller Einmischung in Streitigkeiten kennen und auch überzeugt sein, daß er sich die unbescheidenen Lobsprüche der Partisane Klotzens keineswegs bestelle oder sich etwas darauf zu gute thue. Es erwies sich aber in der Folge, daß er in diesen Rücksichten zu verschieden von seinem Jugendfreunde gedacht hatte. Nach vielen vergeblichen Versuchen, Lessings Gesinnungen gegen ihn zu erfahren, gelang ihm dieses durch einen Freund; der aber doch nicht im Stande war, die alte Vertraulichkeit und Wärme zwischen Beiden wieder herzustellen, obgleich ihre Verbindung nie ganz aufgehört hat.[1]) Lessing erklärte gegen jenen mit großer Lebhaftigkeit: Wenn auch der Kreissteuer-Einnehmer Weiße nicht den geringsten Theil an allen Streitigkeiten mit Klotz und seinen Gehülfen hätte nehmen wollen, so hätte es doch der Herausgeber der Bibliothek thun sollen. Für die Welt und die Nachwelt wäre es Pflicht, seine Gedanken zu entdecken, nicht über die Personen, sondern über die Sachen, worüber gestritten wurde, sobald man ein kritisches Journal herausgäbe. Oder wenigstens wäre es billig gewesen, daß, da die Klotzische Secte beständig mit Weißens Namen gegen ihn zu Felde gezogen wäre, (er) ihn in Klotzens Bibliothek laut wider Lessings Kritiken in der Dramaturgie vertheidigt und stets gegen Lessingen gestellt hätte, — daß Weiße mit wenig Worten dieses öffentlich gerügt und erklärt hätte: er verbitte sich alle Vertheidigungen seiner Werke, die ohne sein Geheiß und Willen erschienen, da er Lessingen als Freund kenne und am besten wisse, wie er freundschaftlich mit ihm zu verfahren habe; die ungebetnen Vertheidiger würden ihn durch Schweigen am besten befriedigen. Neutral sein zu wollen, setzte Lessing hinzu, wäre äußerst ungerecht, die gute Sache verlör' dabei. „Vielleicht," bemerkt hier Weiße, „liegt in diesen Zumuthungen Lessings etwas Wahres und Gerechtes; aber wenn sie auch Weiße zur rechten Zeit erfahren hätte, er würde ihnen doch kaum eine Genüge gethan haben. Seine natürliche Furchtsamkeit, welche ihren Antheil an seiner Friedensliebe hatte; die

---

[1]) Dieser Freund wird Nicolai gewesen sein. Durch diesen läßt sich Weiße einmal wegen seines Benehmens bei Lessing (XIII, 192. H. XX, 2, 311) entschuldigen. „Herr Weiße läßt sich Ihnen empfehlen. Er ist mit den Klotzianern sehr unzufrieden, daß sie sein Lob beständig im Munde haben und sich für seine Freunde ausgeben, da er doch mit ihnen gar nichts will zu thun haben und nur gar zu gern von allem Streite nichts wissen und ruhig leben möchte. Gleiche Nachricht habe ich auch von Hagedorn. Die Leute verachten Klotzen herzlich; aber sie fürchten sich, von ihm mit Kothe geworfen zu werden, und schweigen still."

Derbheit und Heftigkeit der Klotzschen Partei wider ihre Gegner; sein Abscheu, sich mit Leuten zu messen, welchen jede Art von Waffen gleichgültig war, würde ihn stets zurückgehalten haben, ihnen Stillschweigen auflegen zu wollen, und sich gegen sie zu erklären; er würde sich kaum haben überreden können, daß es nicht für sein Journal und die Leser desselben besser sein müßte, wenn er sie mit allen Nachrichten über die leidenschaftlichen Kämpfe in der gelehrten Welt verschonte. Er würde besorgt haben, daß der erste Schritt, den er thäte, deren unvermeidlich mehrere nach sich ziehen müßte, zumal da es seine Lobredner absichtlich darauf anlegten, ihn in die Streitigkeiten zu verwickeln. — Daß aber durch diese die innige Freundschaft zwischen Lessing und ihm gestört ward, ist ihm unaufhörlich schmerzhaft geblieben. Zwar bezeigte sich Lessing bei seinem letzten achttägigen Aufenthalt in Leipzig (1775) wieder freundschaftlicher gegen ihn und schien die alte Stimmung wieder herstellen zu wollen; aber die schöne Blüthe des gegenseitigen innigen Zutrauens hatte doch gelitten. . . ."

Als die schönste Frucht, welche Lessingen aus diesen Kämpfen erwuchs, dürfte man die Befestigung seiner Verbindung mit Christian Gottlob Heyne anführen, wenn die sittliche Grundlage dieser Verbindung von Seiten Heynes auch über Lessings Tod hinaus die volle Prüfung ausgehalten hätte. Die erste Pflicht des Geschichtschreibers, unbedingte Wahrheit, erheischt es, den Leser von Anfang an in den rechten Gesichtspunkt zu versetzen. Ihre Bekanntschaft geht bis auf die Zeit zurück, da Heyne zu Dresden als Copist an der Brühlschen Bibliothek angestellt war und Lessing auf seiner Reise nach Holland durch Dresden ging. Als Heyne 1763 seinen Sitz in Göttingen genommen hatte, wandte er sich nach kurzem, mit Berufung auf die frühere Bekanntschaft, an Lessing nach Breslau wegen einer Handschrift des Apollonius Rhodius in der Rhedigerschen Bibliothek, da er diesen Dichter damals noch herauszugeben beabsichtigte. Lessing hatte Heynen (mit ihm in gleichem Alter)[1]) durch seine Ausgabe des Tibullus (1755) schätzen gelernt, und kam ihm daher mit aller Beeiferung für seine Zwecke entgegen. Den Rector Arletius bewog er zu einer ausführlichen Beschreibung des Codex, er selbst bot sich an, nöthigen Falls eine sorgfältige Vergleichung für ihn anzustellen, und machte ihn auf den anderweitigen wichtigen Inhalt desselben Codex aufmerksam. Er bestärkte ihn endlich in seinem fragweise ausgesprochenen Wunsche, den Apollonius ins Deutsche zu übersetzen. „Diese Arbeit ist ebenso wenig über Ihre Kräfte, als unter Ihrer Würde. Der Kritiker, der die Schönheiten eines Alten aufklärt und rettet, hat meinen Dank; der aber von ihnen so durchdrungen, so ganz in ihrem Besitze ist, daß er sie seiner eignen Zunge vertrauen darf, hat meinen Dank und meine Bewunderung zugleich. Ich erblicke ihn nicht mehr hinter, ich erblicke ihn neben seinem Alten."[2])

Die Richtung des Zeitalters zur Anwendung der Philologie auf die Erklärung der alten Kunstwerke und ihrer Geschichte hatte auch Heynen ergriffen. Noch in Dresden hatte er, freilich durch die Noth bewogen, für Lippert die Ausarbeitung des lateinischen Textes zu seinem dritten Tausend Pasten von

[1]) Geboren 1729 zu Chemnitz. — Vgl. Sein Leben von A. H. L. Heeren. Göttingen 1818. — [2]) XII, 164. M. 195 f. H. XX, 1, 231.

geschnittenen Steinen übernommen. Die beiden ersten Tausend der Daktyliothek hatte Christ besorgt, welchem Heyne so gut wie Lessing die erste Anregung auf diesem Felde verdankte. Dann hatte ihn die Brühlsche Bibliothek, wenn auch flüchtig, mit Winckelmann zusammengeführt; eine nähere Verbindung mit ihm bildete sich erst von Göttingen aus, durch Vermittlung des Ministers von Münchhausen. Wenn Heyne sich vor der Größe und Originalität Winckelmanns beugt, so zeigen wiederum die Briefe des Letzteren, wie viel er für die Reform der Alterthumsstudien auf den deutschen Universitäten, von denen er immer mit einer Art von Abscheu spricht, durch Heynen, und zunächst in Göttingen, erwartete; Heynes Verdienste, als Lehrer und Schriftsteller, um die Archäologie der Kunst leben in den Annalen dieser Wissenschaft. Die historische Gelehrsamkeit, doch entkleidet von der dem Künstler nachschaffenden Phantasie, so wie dem Scharfsinn höherer philosophischer Combination, das ist sein Geschäft, dies bestimmt seine Stellung zu Winckelmann einer- und Lessing andrerseits. Wer, „als sein gekrönter Lobredner," von Winckelmann geradehin schreiben konnte, er sei „ganz zufälliger Weise in das antiquarische Studium geworfen worden," zeigt durch dieses einzige Wort,[1]) daß er zum Lobredner desselben wenig innern Beruf hatte. Ueberall schimmert in Heynes Betrachtungen über Winckelmanns Hauptwerk der Gedanke durch, daß das Ganze ein Roman, das Einzelne voller Irrthümer sei, daß auf den Trümmern von Winckelmanns unsterblichem Werke ein neuer Bau aufgeführt werden müsse. Vielleicht! Gewiß aber nur durch einen andern Winckelmann! — So hat Heyne sich wohl um so stärker von Lessing, dem Gegensatze Winckelmanns, in vielen Stücken hinziehen lassen? Eben so wenig! Er hat ja als Herausgeber von Herders kritischen Wäldern den Verfasser des Laokoon zu einem Sophisten gemacht,[2]) und noch in einem Briefe an Lessings Nachfolger an der Bibliothek zu Wolfenbüttel gar sich dahin erklärt, daß er jenen für einen Antiquar so wenig, als für — einen Bibliothekar gelten lasse![3]) Wie peinlich, einen Heyne unter den Verkleinerern von Winckelmann und Lessing anzutreffen! Er sah nicht ohne Neid zu dem ihm unerreichbaren Lorbeer dieser

---

[1]) In der Vorrede der antiquarischen Aufsätze. Dieses unglückliche Wort gab K. von Morgenstern (Johann Winckelmann. Leipzig 1805) Anlaß zu lebhaften Entgegnungen. 38—39. „Winckelmann zufälliger Weise in das antiquarische Studium geworfen! — — — Dann ist alle Thätigkeit des Genies Zufall, selbstthätige Kraft, freie Wahl des Menschen sind Worte ohne Sinn. Nein, nein. . . ." — [2]) Herders Werke zur schönen Lit. und Kunst XIII, 8. „Lessings Behauptungen im Laokoon, die man damals unbedingt als Kunstgesetze annahm, behagten meinem einfachen geraden Sinn und Gefühle (!) wenig; leicht war ich also für die kritischen Wälder eingenommen. . . . Der Scharfsinn, mit welchem ich Lessings Sätze geprüfet, seine sophistischen Spitzfindigkeiten berichtiget sah, kam meinen eignen Ansichten und Gefühlen so wohlthätig zu statten" u. s. w. — [3]) Ueberlieferungen zur Geschichte u. s. w., von F. A. Ebert. Dresden 1826. I, 18. Auszüge aus Briefen Heynes an den Bibliothekar Langer (Lessings Nachfolger) zu Wolfenbüttel, 20: „1801. 29. Nov." „Sie öffnen mir den Mund über Ihren berühmten Vorgänger als Bibliothekar endlich. Meine Meinung laut zu gestehen, es ist und war ein Fanatismus der Eitelkeit von denen, die mit ihm in Verbindung gestanden haben wollen, weil sie sich dünkten, nun auch etwas zu bedeuten, daß man ihn zu Allem machte und also auch zum Bibliothekar und Antiquar, und wozu weiß ich noch? —" Hierzu bemerkt Ebert: „Wie ungerecht dieses Urtheil sei, so charakterisirt es doch den Verfasser der Lobschrift auf Winckelmann zu sehr, um hier übergangen zu werden. . . ."

Heroen hinauf, und Lessingen fürchtete er! Genug, das sind Thatsachen, welche uns mahnen, den heißen Ausdruck der Verehrung und Bewunderung vor Lessings Genie und Wissen in den Schriften Heynes und seinem Briefwechsel (so lange Lessing lebte) auf ihren wirklichen Werth zurückzuführen.

Es geschah bei Gelegenheit der Recension von Winckelmanns Monumenti inediti in den Göttinger gelehrten Anzeigen (1769), daß Heyne Lessings in seinem Verhältnisse zu Winckelmann gedachte. Nachdem er ihre abweichende Meinung über das Alter des Laokoon berichtet, ohne auszusprechen, auf wessen Seite er trete (in den antiquarischen Aufsätzen später nimmt er aber entschieden für Lessing Partei), kommt er auf die oben bereits besprochene Hypothese Lessings von dem Borghesischen Fechter, welche Winckelmann mit Stillschweigen überging, und „diese Vorbeilassung," bemerkt Heyne, „gereicht Winckelmann zur Ehre, er hätte Lessingen sagen müssen, daß er jenen Fechter mit einer Statue in Florenz verwechselt hat" u. s. w. Diese Aeußerung war verletzend. Lessing war durch die Art und Weise, wie in den Göttinger Anzeigen in den letzten Jahren seiner gedacht wurde, schon gereizt, namentlich durch die Berichte über Laokoon und Minna von Barnhelm. Der erstere (der aber unmöglich von Heyne herrühren konnte) war eben so wenig des Gegenstandes als des Verfassers würdig, was man auch in Beziehung auf Winckelmann sagen kann, in der Weise, wie er Lessing gegenüber gestellt wird.[1]) Die wenigen Zeilen über das Lustspiel gleiten darüber wie über eine Alltäglichkeit hin und fallen in einen spöttischen Ton. Die Hervorhebung eines an sich unverdienten Tadels, nicht ohne Beimischung einer beschämenden, an sich überflüssigen Bemerkung, erregte jetzt Lessings Zorn, und so giebt er in dem dreizehnten der antiquarischen Briefe dem Göttingischen Gelehrten (den er sehr wohl erkannt hatte) seine Stelle ohne Weiteres neben einem Klotz und dessen Freunden. Winckelmann also hat ihm die Verwechselung mit dem Fechter aus Großmuth nicht aufmutzen wollen. „Aber der Recensent ist so großmüthig nicht: er mutzt mir sie auf. Bei allem, was mir werth ist! ich wollte diesem für seine Aufrichtigkeit, so sehr sie mich auch beschämen möchte, unendlich verbundener sein als dem Herrn Winckelmann für seine Großmuth, die mich lieber nicht belehren als beschämen will! . . . Ich werde die erste Gelegenheit ergreifen (mit dieser prägnanten Bemerkung schließt Lessing), den Göttinger Gelehrten inständig um eine nähere Erklärung zu bitten." Wer sich beeilte, ihm diese Erklärung zu geben, war Heyne. Er schrieb (den 17. Oktober 1768) an Lessing, bezeugte sein Bedauern über die Fassung jener Stelle, welche Lessings Empfindlichkeit erregt, und welche „etwas Beleidigendes" für ihn habe. Dann erkennt er an, daß Lessing bei dem Borghesischen Fechter sich keine Verwechslung zu Schulden kommen ließ, und verspricht, seinen irreführenden Ausdruck in den Göttinger Anzeigen zu

[1]) Um diese Vermuthung durch ein äußeres Zeugniß zur Gewißheit zu erheben, wünschte ich den Namen des Recensenten aus dem, von Reuß der Tübinger Universitätsbibliothek vermachten Exemplar der Göttingischen Gelehrten Anzeigen, wo Reuß bekanntlich die Verfasser beigeschrieben hat, zu erfahren. Von Prof. Keller bin ich belehrt, daß jene Aufzeichnungen von Reußs Hand erst aus der Zeit seiner Anstellung in Göttingen herrühren, daher bei den Anzeigen vom Laokoon und Minna noch gar keine Namen beigeschrieben sind. (Guhrauer). S. die Beilage.

widerrufen, was auch geschehen ist. Er hofft (eine Anspielung auf den Anfang der antiquarischen Briefe) wenigstens keinen unverzeihlichen Fehler begangen zu haben, der ihm seine Achtung und Freundschaft entziehen könnte.

Lessing antwortete ihm den 5. Januar 1769: „Daß Niemand als der Hr. Professor Heyne die Recension von Winckelmanns Monumenti könne gemacht haben, sagte ich mir gleich selbst. Aber was mich darin anging, hielt ich für die Interpolation eines Freundes, wie ich deren in Göttingen mehrere haben muß. Denn was in den dortigen Anzeigen seit einigen Jahren von mir recensirt worden, hat alles einen Ton — von dem ich es frei bekenne, daß er mich jederzeit sehr beleidiget hat. Ich berufe mich unter andern auf das Urtheil von meiner letzten Komödie." Heynes Zuvorkommenheit und Offenheit hatte ihn gewonnen, und keinen bessern Beweis seines Vertrauens konnte er ihm jetzt geben, als daß er den Wunsch aussprach, ihm diejenigen (antiquarischen) Briefe im Manuscript zuschicken zu dürfen, die in dem zweiten Theile von ihrem Streite handeln sollten. Die Zeit war aber zu kurz, dieses Vorhaben auszuführen, und Lessing konnte ihm diese Briefe nur gedruckt übersenden. Hier schließt er vor dem Publikum seinen Frieden mit Heyne, als einem Manne, „gegen den man mit Ehren Unrecht haben könne." Er sagte dies, ohne ihn zu nennen: „um Sie auf keine Weise mit einem Menschen zu compromittiren, der seit einiger Zeit, wie ein rasender Hund, alles anfällt, wovon er weiß, daß es in einiger Verbindung mit mir steht." Von jetzt ab läßt auch Heyne keine Gelegenheit vorüber, Lessingen seine Hochachtung öffentlich zu bezeugen in der Ausgabe seines Virgil (in den Excursen über den Laokoon und den Schild des Aeneas) und in den antiquarischen Aufsätzen. Lessings nachmalige Anstellung an der Bibliothek zu Wolfenbüttel und die dadurch hervorgerufene neue Richtung seiner Thätigkeit giebt ihrem Briefwechsel neue Nahrung. Als Heyne seine Vorlesung über den Kasten des Cypselus an Lessing übersandte, hielt er es für nöthig, zu bemerken, er halte sich für versichert, daß er (Lessing) am Ende auch eine Verschiedenheit der Meinung für keine Beleidigung ansehen werde. „Es wäre eine Beleidigung, dies auch nur zu besorgen" (XIII, 221. H. XX, 2, 353). Worauf Lessing erwidert (XII, 269. M. 324. H. XX, 1, 384): „Ob mich der Widerspruch, womit Sie mich beehrt haben, beleidigen könne? — Wenn gewisse Männer mich nicht besser kennen, so sollten sie wenigstens sich selbst besser kennen. Mag doch von uns beiden Recht haben, wer da will, wenn nur Klotz nicht Recht hat! . . ." Als Lessing zuletzt die antiquarischen Studien über seine theologischen Kämpfe in den Hintergrund stellte, schrieb ihm Heyne bei der Uebersendung des zweiten Stücks der antiquarischen Abhandlungen vom 19. Juni 1779: „Warum haben Sie doch aufgehört, unser Meister im antiquarischen Fache zu sein! Wenn ich wüßte, daß der Patriarch Göze daran Schuld wäre, so haßte ich diesen Mann noch herzlicher." — — So Heyne, und zwanzig Jahre nach Lessings Tode will er ihn ganz aus der Zunft der Antiquare weisen. Wenn Heyne von einer jüngern Generation, unter der Anführung von J. H. Voß und F. A. Wolf, eine Behandlung erfuhr, die an den von ihm so tief verachteten

Klotz erinnerte, wenn Voß ihn geradezu mit Klotz zusammenstellte, hat er es nicht an Lessing ein wenig verschuldet?[1])

Goethe (mit dieser Betrachtung schließen wir dies Kapitel) macht an der Stelle in seinem Leben, wo er von seinen Studienjahren in Leipzig handelt,[2]) die Bemerkung: „Es war damals in der Literatur eine schöne Zeit, wo vorzüglichen Menschen noch mit Achtung begegnet wurde, obgleich die Klotzschen Händel und Lessings Kontroversen schon darauf hindeuteten, daß diese Epoche sich bald schließen werde.“ Schon damals setzten manche die Zerfallenheit in der Literatur ganz allein auf Lessings Rechnung;[3]) aber wie in der physischen Welt ohne Stürme nur Fäulniß um sich greifen würde, so thut zu gewissen Zeiten auch der geistigen Welt ein Luther oder ein Lessing Noth, bis nach der Scheidung des Echten und Wahren der Friede auf neuem Grund sich wieder aufbaue.

Elftes Kapitel.

Zu den getäuschten Erwartungen Lessings über die Wiedergeburt des deutschen Theaters, die Hebung und Verbesserung des deutschen Buchhandels zum Vortheil der bessern Literatur, trat um die letzte Zeit seines Aufenthalts in Hamburg eine neue hinzu, welche mit den eben genannten in einer gewissen Verbindung stand: ich rede von der Erwartung eines goldenen Zeitalters der Poesie und Wissenschaft durch den Schutz des jungen Kaisers Joseph II.

Von Klopstock ging ursprünglich diese Erwartung, gingen die ersten Schritte zu ihrer Verwirklichung aus; er hat uns auch die Geschichte derselben hinterlassen.[4]) Er dichtete im Jahre 1767 „Hermanns Schlacht. Ein Bardiet für die Schaubühne“ (wie er es nannte), wobei es ihm vorzugsweise um Anfeuerung des vaterländischen National-Gefühls zu thun war. „Ein Nationalgedicht interessirt die Nation, die es angeht,“ schrieb er bedeutsam an Gleim aus Kopenhagen, den 19. Dezember 1767.[5]) Bevor

---

[1]) Ueber Heyne findet sich unter Danzels Papieren folgende Bemerkung: „Daß er sich in der Vorrede zu den kritischen Wäldern über Lessings Spitzfindigkeiten ausläßt, ist bekannt. Es macht sich bei Heyne entschieden eine gewisse Verstimmung geltend, die Lessing sehr wohl durchfühlte. Der schwache Mann mochte ihn ins Geheim fürchten.“ — [2]) XXV, 180. H. XXI, 106. — [3]) „Ich beklage mit Ihnen (schreibt Flögel an Klotz den 20. Juni 1770 a. a. O. I, 157) die schändliche Zerrüttung, welche unserm gelehrten Deutschland allerdings zum ewigen Schimpf gereicht. . . . Offenbar ist, daß die antiquarischen Briefe den ersten Ton angaben und den Anfang zu einer Schandchronik gemacht haben. . . .“ (Nur vergißt Flögel, daß es Klotz war, der den Anfang dazu gemacht hatte!). — [4]) In der deutschen Gelehrtenrepublik, Werke XII, 412 bis 428, und in seinen Briefen. Klopstock und seine Freunde, von K. Schmidt. Halberstadt 1810. — [5]) Ebenda. II, 197. — Am genauesten und ausführlichsten wird der Zwischenfall berichtet in: „Geistesströmungen“ von H. M. Richter. Berlin 1875. S. 155 ff. Vgl. Klopstock, H. VI, 233 ff.

dieses Stück (in der Druckerei von Bode und Lessing) der Presse übergeben wurde, bildete sich in Klopstocks Kopfe der Plan zu einer durch Kaiser Joseph II. ins Leben zu rufenden Anstalt für Kunst und Wissenschaft, welchen er Ende April 1768 dem Fürsten Kaunitz in Wien schriftlich übersandte, und zwar durch Vermittlung des kaiserlichen Gesandten in Kopenhagen, Grafen Dietrichstein.[1]) Der Plan führte die seltsame Ueberschrift: „Fragment aus einem Geschichtschreiber des neunzehnten Jahrhunderts.“[2]) Die Stimme eines Propheten sollen wir hier hören. Wie wenig ist diese prophezeihte Geschichte in Erfüllung gegangen! Es heißt darin: „Der Kaiser sah die Bewegung, in der die Nation (1768!) war, und daß er in einer Periode lebte, die seine Vorfahren vergebens würden haben hervorbringen wollen; ein junger Kaiser, der den Geist Karl V. in sich fühlte. — Er ergriff den Augenblick des Anlasses und entschloß sich zu sein, was er, weil er vaterländisch dachte, zu sein verdiente. . . .“ Hier kann jedoch der Verfasser den mißlichen Gedanken nicht unterdrücken, daß man „darauf Verzicht leisten mußte, eine kaiserliche Druckerei zu errichten und die besten Werke zum Vortheil ihrer Verfasser zu drucken, weil es schwer war, auszumachen: welchen Grundsätzen die Censoren folgen müßten, wenn es auch bei den Büchern nicht in Betracht kommen sollte, ob die Verfasser Katholiken oder Protestanten wären.“ Wodurch diese Anstalt sich vor allen bisherigen Akademien der Welt auszeichnen sollte (ohne überhaupt eine Akademie zu sein) war die „Ausspähung des bescheidenen Verdienstes“ und die Unterstützung junger Genies. Darauf kommt die Hebung des deutschen Theaters, wobei unserem Lessing seine Stellung zugewiesen wurde. „Lessing und Gerstenberg, die Unteraufseher der Schaubühne (über ihnen nämlich sollte im Namen des Staates der Oberaufseher stehen) wählten sowohl die deutschen Stücke, die gespielt, als die ausländischen, die für die Vorstellung übersetzt werden sollten. Sie hatten die Gewalt, ohne Jemandem von dem Gebrauche derselben Rechenschaft zu geben, Schauspieler anzunehmen und fortzuschicken. Sie gaben ihnen zugleich Unterricht in der Kunst der Vorstellung und bereiteten sie zu jedem neuen Stücke. Bei der Wahl der Stücke wurde nicht allein auf ihre poetische, sondern auch auf ihre moralische Schönheit gesehen. In Absicht auf letztere hatte der Oberaufseher den streitigen Fall zu entscheiden! Denn dieser höchst wichtige Punkt ist nicht die Sache der Kunst, sondern des Staats. . . .“ Hierauf handelt Klopstock von der Wichtigkeit und der Schwierigkeit, eine Geschichte unseres deutschen Vaterlandes schreiben zu lassen, wozu mehr Zeit gehöre, „als die Schaubühne zu heben oder ein Singhaus einzurichten. . . .“

Die Sache wurde Anfangs im größten Geheim gehalten; Lessing gehörte zu den wenigen der Eingeweihten. Bereits zur Ostermesse 1768 in Leipzig ließ er ein Wort davon gegen Nicolai fallen. Klopstock führte unterdessen einen lebhaften Briefwechsel nach Wien, vorzüglich mit dem Grafen Wellsperg. Es ward beschlossen, daß Klopstock dem Kaiser Hermanns Schlacht feierlich zueignete. Die Erlaubniß dazu wurde von Wien aus ertheilt, nach-

[1]) Nicolai zu Lessings Brief vom 21. Octob. 1768. (XII, 209. M. 247. H. XX, 1, 293. — [2]) Auch eingerückt in Klopstocks „Gelehrtenrepublik,“ 1. Ausg. Hamburg, Bode, 1774, S. 419 ff.

dem einige Stellen, welche einen tadelnden Seitenblick auf den König von Preußen enthielten (welcher hier durchweg gegen den „vaterländischen" Kaiser als Folie dienen sollte) gestrichen waren. An seine Mutter schrieb Klopstock den 4. October 1768: „Ich will Ihnen nur kurz die angenehme Nachricht geben, daß der Kaiser entschlossen ist, die Wissenschaft in Deutschland zu unterstützen. Ich habe bis jetzt nur vorläufige Nachrichten bekommen, und erwarte nächstens umständlichere Briefe von dem Grafen Wellsperg. Die Sache kann von wichtigem Erfolg für alles werden, was die Wissenschaften Nützliches haben." Lessing theilte Klopstocks Hoffnungen. Nicolai zeigte er an (XII, 209. M. 247. H. XX, 1, 293), daß Klopstocks Hermann jetzt gedruckt werde, „und zwar in einer Absicht, die für seinen Ruhm eine zweite Messiade werden kann, wenn sie ihm gelingt." Er hatte vor, Klopstock in Kopenhagen zu besuchen, was er ihm versprochen hatte, obschon er sich bereits mit seiner italienischen Reise trug; ohne Zweifel, um den großen Plan mit ihm persönlich durchzusprechen.

Im Juli 1769 erschien endlich Hermanns Schlacht mit der berühmten Zuschrift an Kaiser Joseph II., worin aus allzufeuriger Hoffnung das, was vorerst noch frommer Wunsch war, als That hingestellt ist, weil es, nach des Dichters Ueberzeugung, „beschlossen ist und geschehen wird." Er hört schon „die unentweihte Leier der Dichtkunst erschallen," und sieht schon „die Geschichte aufstehen, den goldenen Griffel nehmen und sich dem dauernden Marmor nahen. . . ."[1]) Klopstocks und seiner Verehrer Erwartungen wurden aufs höchste gespannt, als ihm zur Anerkennung durch den kaiserlichen Gesandten in Kopenhagen das Brustbild des Kaisers in Gold mit Brillanten übergeben wurde. Nur in Preußen, wo vaterländischer Stolz auf den großen König die Augen schärfte, wenngleich Ramler seine Ode auf den Kaiser machte (XIII, 196. H. XX, 2, 316), nahm man Klopstocks Zueignung und die ihm zuertheilte Anerkennung mit ungläubigem Zweifel auf, der, wie gerechtfertigt auch durch den Erfolg, bei Lessingen Mißstimmung hervorrief. Gleim schrieb ihm den 9. März 1769: „Und wär' es alles noch fürtrefflicher, so macht es, mein Lessing, Ihrem Freunde, dem Grenadier, nur halbe Freude, weil der Stifter nicht sein F r i e d r i c h ist. Ein wenig weiter wären wir gewiß, wenn, statt des Lappländers M a u p e r t u i s,[2]) seit 1740 ein L e s s i n g Präsident einer deutschen Akademie in Berlin gewesen wäre." Nicolai'n nahm Lessing es übel, daß er sich über „die Kolonie von Gelehrten, die nach Wien gehen sollte," in einem lustigen Tone äußerte. Nicolai lehnte den Vorwurf der Spötterei von sich ab, machte aber die Gegenbemerkung, welch eine Freiheit im Denken und Schreiben wohl an einem Orte herrsche, wo man noch kürzlich Mendelssohns Phädon confiscirt hatte.

„Die ganze Sache (dies habe ihm Gleim im Ernst versichert) sei ein Finanzprojekt, weil man glaubte, daß, wenn die berühmtesten Gelehrten ihre Werke in Oesterreich drucken ließen, durch den Buchhandel unglaubliche Summen ins Land kommen würden." Das stellte Lessing ganz in Abrede:

---

[1]) Klopstock, H. VI, 256. — [2]) Anspielung auf Maupertuis Reise und Leitung der Gradmessung in Lappland im Jahre 1736, die ihm einen Ruf in Europa gründete.

Gleim habe nur von dem Projekte in Wien ohne Zweifel so reden wollen, wie man es allenfalls in Berlin noch einzig und allein goutiren könnte. „Wien mag sein, wie es will," fügt er hinzu (vom 25. August 1769. XII, 234. Nr. 278. H. XX, 1, 330), „der deutschen Literatur verspreche ich dort immer noch mehr Glück, als in Eurem französirten Berlin. Wenn der Phädon in Wien confiscirt ist, so muß es bloß geschehen sein, weil er in Berlin gedruckt worden, und man sich nicht einbilden können, daß man in Berlin für die Unsterblichkeit der Seele schreibe. Sonst sagen Sie mir von Ihrer Berlinischen Freiheit, zu denken und zu schreiben ja nichts. Sie reducirt sich einzig und allein auf die Freiheit, gegen die Religion so viel Sottisen zu Markte zu bringen, als man will. Und dieser Freiheit muß sich der rechtliche Mann nun bald zu bedienen schämen. Lassen Sie es aber doch einmal einen in Berlin versuchen, über andere Dinge so frei zu schreiben, als Sonnenfels in Wien geschrieben hat; lassen Sie es ihn versuchen, dem vornehmen Hofpöbel so die Wahrheit zu sagen, als dieser sie ihm gesagt hat; lassen Sie einen in Berlin auftreten, der für die Rechte der Unterthanen, der gegen Aussaugung und Despotismus seine Stimme erheben wollte, wie es itzt sogar in Frankreich und Dänemark geschieht, und Sie werden bald die Erfahrung haben, welches Land bis auf den heutigen Tag das sklavischste Land von Europa ist." Noch so will Nicolai diesen Voraussetzungen über das größere Maß von Gedanken-Freiheit in Wien keinen Glauben schenken. Von Sonnenfels will er nichts hören. Wenn der dem niedern Adel ein paar Wahrheiten sagt, so bücke er sich zugleich desto tiefer vor dem höhern Adel, und vor allem, was die Kaiserin thut. In allgemeinen Ausdrücken wider den Despotismus und für die Rechte des Volkes zu schreiben, werde man in Berlin gern erlauben; was man aber zur nähern Anwendung auf Preußen sagen würde, wisse er nicht: so wenig, als was man in Wien zu einer nähern Anwendung auf Oesterreich sagen würde. „Ueberhaupt, liebster Freund, schlagen Sie mir die Volte und schieben mir die politische Freiheit zu schreiben für die gelehrte unter. Sobald ich in einem monarchischen Staate lebe und also an der Regierung keinen Antheil habe, kann ich jene entbehren; ich kann schweigen; denn warum sollte ich mir, mit Ihren Worten zu reden, aus einem ungewissen Freunde einen gewissen Feind machen? Aber die gelehrte Sclaverei, in der man bisher in Wien gelebt hat, daß man fast alle guten Bücher nicht einmal lesen darf, ist gewiß unerträglich. Selbst der Grund zur Confiscation des Phädon, den Ihr Witz dem Herrn van Swieten leihet, ist die schlimmste Satire auf die Wiener Denkungsart. Denn hätte man daselbst ein so krasses Vorurtheil, daß alle in Berlin gedruckte Bücher wider die Religion oder wider die Unsterblichkeit sein müßten, und könnte bloß dies zur Confiscation eines Buchs in Wien hinlänglich sein; so hätte ich mehr Recht, als ich wirklich habe."[1]) Dieses und anderes, was Nicolai

[1]) XIII, 190. H. XX, 2, 308 f. Vgl. Heinse an Gleim den 17. April 1772 (Briefe zwischen Gleim, Heinse und J. v. Müller I, 72). „Ein Schauer überläuft mich, wenn ich nur an Wien denke." (Hier erzählt er Beispiele von einem Wiener Censor, der Wielands Agathon einem Officier wegnahm, auf die Erde warf und mit Füßen trat, dasselbe einem Enkel des Linné mit Lafontaines Contes et fables that, und setzt hinzu: „Die Wiener Barden haben deswegen ihre Harfen ergriffen, damit man

über die Zustände in Wien vorbringt, war nur zu sehr gegründet. Die Angelegenheit verklang in kurzem ganz und selbst die Klopstock erwiesene Auszeichnung entging dem Spotte nicht.[1]) Die Hoffnungen auf einen deutschen Kaiser, wie Klopstock sich ihn im Jahre 1769 dachte, erblaßten von selbst, je mehr das Regierungssystem Josephs II., die ganze Richtung seines Geistes und Charakters heraustrat.[2]) Da kam auch Lessing von seinen, im Unmuth gegen den Staat Friedrich des Großen gefaßten Vorurtheilen für die vermeinte Geistesfreiheit in Oesterreich von selbst zurück: und wenn wir ihn einige Jahre später eine Versetzung nach Wien wünschen und betreiben sehen werden, so waren eigenthümliche persönliche Gründe im Spiele, mit deren Verschwinden die ganze Lust sich wieder verlor. Eine Aufforderung, welche (durch eine von Bode herbeigeführte Veranlassung) im April 1769 von Wien an ihn erging, mit einem jährlichen Gehalt von 3000 Gulden die Stelle eines Dramaturgen und Theaterdichters anzunehmen, lehnte Lessing nach kurzen Verhandlungen ab; denn um das Theater mochte er sich nicht mehr bekümmern. Auch war er eben zu voll von seinem Plane einer Reise nach Italien.[3]) — Hierher gehört folgender Auszug eines Briefes von Bode an Gleim, vom 12. April 1769 (in Danzels Papieren) über Lessing: „Er hat den Plan gemacht, im Mai nach Cassel zu gehen, daselbst seinen Laokoon zu vollenden und dann geraden Weges nach Italien zu gehen. Ich denke aber, dieser Plan soll ausgestrichen werden. Denn ich bin so glücklich gewesen, eine entfernte Veranlassung zu geben, daß ihm vorige Woche von Wien aus jährlich 3000 Gulden angeboten sind, wenn er an der dasigen Einrichtung des Theaters durch guten Rath Theil nehmen und jährlich zwei Stücke liefern will. Er hat seine Bedingungen zurückgemeldet, und ich hoffe, das Ding wird zu Stande kommen."

Der Plan zu seiner italienischen Reise, welcher gegen Ende des Sommers 1768 in Lessingen auftauchte, und der ihn über ein Jahr in allem Ernst beschäftigte, war kein bloßer Einfall, noch die Folge mißmuthiger Stimmung über die fehlgeschlagenen Unternehmungen in Hamburg. Schon während seines Aufenthalts in Breslau, einige Jahre vor seinem Abgange nach Ber-

---

den Vorwand entfernen möchte, unter welchem man große Männer dahin ziehen wollte, z. B. Wielanden, Lessingen, Klopstocken, weil man den Wienern vorwarf, sie legten sich nicht auf die deutsche Literatur."

[1]) Kurze Zeit, nachdem Klopstock des Kaisers Bildniß mit Diamanten besetzt erhielt, las man im Reichspostreuter vom 10. Jan. 1770 aus Wien: „Am 6. dieses haben Seine Maj. der Kaiser die Gnade gehabt, dem dermaligen holsteinischen Pferdelieferanten Samuel Julius zur Bezeugung Ihrer Zufriedenheit über dessen bisherige gute Lieferung, nicht nur eine öffentliche Audienz zu ertheilen, sondern auch denselben mit Dero Bildniß in Golde zu beschenken." Augenzeugen versicherten, daß Pferdelieferanten in Altona die erhaltenen kaiserlichen goldenen Bildnisse an einer goldenen Kette trugen. Nicolais Anmerkungen zu XIII, 187. H. XX, 2, 305 f. — [2]) K. A. Menzel, Neuere Geschichte der Deutschen XII, 1. Abth. 14. Kap. 348. — [3]) An Nicolai den 13. April 1769. XII, 230. M. 271. H. XX, 1, 316. „Noch muß ich Ihnen sagen, daß mir von Wien aus sehr ansehnliche Vorschläge gemacht werden. Sie werden aber leicht errathen, daß sie das Theater betreffen, um das ich mich nicht mehr bekümmern mag. Wenn ich also wenigstens meinen italienischen Plan mit diesen Vorschlägen auf eine oder die andere Art nicht verbinden kann, so dürfte ich sie wohl gänzlich von mir weisen. . . ."

lin, wie schon im Eingange dieses Buches mitgetheilt wurde, erging er sich in Entwürfen und Aussichten: über Wien nach Italien und Griechenland zu reisen. „Diese Aussichten," sagt Klose, „erheiterten ihm manche Stunde in Breslau." Die Beschäftigung mit der Kunst und mit den Alterthümern, der er sich seitdem fast ununterbrochen hingegeben, machte es natürlich, daß die früheren Wünsche jetzt zum Entschluß reiften. Seinen Freunden, seinem eigenen Bruder zeigte er diesen Entschluß als bereits fertig und unwiderruflich an. „Auf den instehenden Februar," schrieb er diesem den 24. September 1768, „gehe ich mit dem ersten Schiffe von hier nach Livorno, und von da gerades Weges nach Rom. Ich verkaufe alle meine Bücher und Sachen, wovon der Katalog bereits gedruckt und die Auktion auf den 16. Januar angesetzt ist."[1]) — „Ich gehe künftigen Februar von Hamburg weg (an Nicolai den 28. September 1768). Und wohin? Geraden Weges nach Rom. Sie lachen; aber Sie können gewiß glauben, daß es geschieht. . . . Was ich in Rom will, werde ich Ihnen aus Rom schreiben. Von hier aus kann ich Ihnen nur so viel sagen, daß ich in Rom wenigstens ebenso viel zu suchen und zu erwarten habe als an einem Orte in Deutschland. Hier kann ich des Jahres nicht für 800 Rthlr. leben; aber in Rom für 300 Rthlr. So viel kann ich ungefähr noch mit hinbringen, um ein Jahr da zu leben; wenn das alle ist, nun, so wäre es auch hier alle, und ich bin gewiß versichert, daß es sich lustiger und erbaulicher in Rom muß hungern und betteln lassen als in Deutschland. . . . Von meiner Verbindung mit Boden habe ich mich auch bereits losgesagt, und nichts in der Welt kann mich länger hier halten. Alle Umstände scheinen es so einzuleiten, daß meine Geschichte die Geschichte von Salomons Katze werden soll, die sich alle Tage ein wenig weiter von ihrem Hause wagte, bis sie endlich gar nicht wiederkam." Den 30. September schickte er dem Sohne des Professor Reimarus 25 von ihm entlehnte Bücher zurück, die er besonders zu seiner Abhandlung „Wie die Alten den Tod gebildet," gebraucht hatte.[2]) Die Aussicht auf Italien giebt ihm in den Briefen an seine Freunde einen ungewohnten Schwung, wie einem, der seine nahe Befreiung erwartet. „Sie sind krank gewesen, liebster Freund (schrieb er an Ramler den 6. November). Aber wie kann man auch in Berlin gesund sein? Alles, was man da sieht, muß einem ja die Galle ins Geblüt jagen. Kommen Sie geschwind nach Hamburg; wir wollen uns zu Schiffe setzen, und ein paar tausend Meilen in

1) Die Auktion wurde nachher auf den 1. Februar, eine zweite auf den 14. Mai 1770 (als Lessing bereits in Wolfenbüttel war) festgesetzt (XII, 248. M. 298. H. XX, 1, 354. Vgl. ebd. 285, Anmerkung 1). Die Auktionsanzeige in der Hamburgischen Neuen Zeitung vom 26. Jan. 1769 (wie Danzel sie sich abgeschrieben hat) lautet: „Auf den 1. des instehenden Februar und folgende Tage soll auf dem Eimbeckschen Hause allhier eine Sammlung auserlesener Bücher, zur klassischen Gelehrsamkeit, der Geschichte, den schönen Wissenschaften und der Philosophie gehörig, verauktionirt werden. Es finden sich in selbiger nicht allein viele der schönsten und besten Ausgaben der alten griechischen und lateinischen Autoren, sondern auch der vorzüglichsten Schriftsteller und Dichter der lebendigen Sprachen, namentlich der französischen, italienischen und englischen, wie auch sehr viele historische Werke und Sammlungen, durchgängig wohlconditionirt, zum Theil auch sehr sauber und prächtig gebunden" u. s. w. — [2]) Nach einem noch ungedruckten Briefe Lessings an Reimarus (B.)

die Welt hinein schwärmen. Ich gebe Ihnen mein Wort, wir kommen gesunder wieder, als wir ausfahren — oder auch gar nicht, welches auf Eins hinausläuft. Ich denke nicht, daß mir es in Rom länger gefallen wird, als es mir noch an einem Orte in der Welt gefallen hat. Wenn alsdann das Collegium de propaganda fide einen wohin zu schicken hat, wohin auch nicht einmal ein Jesuit will, so will ich dahin. — Wenn wir einander über zwanzig Jahre wiedersehen, was werde ich Ihnen nicht zu erzählen haben!" —

Muzell-Stosch, der vertraute Freund des im Sommer dieses Jahres so traurig hingemordeten Winckelmann, hörte kaum von Nicolai Lessings Vorsatz, nach Rom zu gehen, als er sich erbot, ihm an den Kardinal Albani und verschiedene Gelehrte in Rom Empfehlungsschreiben mitzugeben. Dies war gar nicht nach Lessings Sinn. Er dachte zwar zu zart, ein so freundliches Anerbieten von der Hand zu weisen, seinem Freunde aber gestand er im Vertrauen (XII, 218. M. 257. H. XX, 1, 304.), daß er keinen Gebrauch davon zu machen denke. „Ich mag keine Bekanntschaften in Rom, als die ich mir zufälliger Weise selbst mache. Wenn Winckelmann nicht ein so besonderer Freund und Klient von Albani gewesen wäre: so, glaube ich, wären seine Monumenti auch anders ausgefallen. Es ist eine Menge Schund darin, bloß weil er in der Villa Albani steht; von Seiten der Kunst taugt er nicht, und von Seiten der Gelehrsamkeit ist auch nicht mehr darin, als Winckelmann mit Gewalt hineinpreßt. Was ich zu sehen, und wie ich zu leben gedenke, das kann ich ohne Kardinäle." „Du willst wissen (schrieb er seinem Bruder XII, 210. M. 248. H. XX, 1, 294), ob ich bloß auf meine Rechnung oder in anderer Verbindung nach Rom gehe, weil man verschiedentlich davon rede? Dir kann ich es sagen: bloß auf meine Rechnung. Aber laß doch nur die Leute sagen, was sie wollen. . . ." Wir haben schon erwähnt, wie ungern Lessing sich bei dieser Gelegenheit mit Winckelmann vergleichen hörte, was ihm jetzt aus den Zeitungen und aus den Briefen seiner Freunde beständig vor die Augen trat. Es verdroß ihn, daß man sich aller Orten in Deutschland über den Zweck seiner Reise Fragen stellte, im Scherz und Ernst, in wohlmeinender, mitunter auch in hämischer Weise. J. H. Saal, der kaustische Jugendfreund Lessings, später General-Accise-Commissar in Leipzig (bekannt durch die Uebersetzung von Goldonis Lustspielen), sagte: „Lessing geht nur von uns, den Protestanten dort zu spielen, so wie er in Sachsen den Preußen spielte" (XIII, 155. H. XX, 2, 263). Die Berliner Spenersche, die Casseler und Frankfurter Zeitung wollten gar wissen: Lessing ginge nach Italien an die Stelle des in Triest ermordeten Winckelmann als päpstlicher Bibliothekar. Gräve [1]) wollte von Lessings Stiefsohn, König, die Versicherung erhalten haben: Der Antrag zu einer gelehrten Stelle in Rom sei ihm von hoher Hand wirklich gemacht, allein von Lessing wegen der Religionsveränderung, die jedoch blos von ferne berührt wurde, abgelehnt worden. Vielleicht sind hier verschiedene Zeiten verwechselt. [2]) Ueber diese Nachricht, welche aus der Frank-

---

[1]) Lessings Lebensgeschichte. Leipzig, 1829. — [2]) In dem Neuen Lausitzischen Magazin (1831) IX, 528 steht ein Brief Karl Lessings an den Vater, vom 9. Januar

furter Zeitung in die Braunschweigische überging, die von Zachariä redigirt wurde, erzürnte Lessing sich so, daß er an Ebert den 3. Januar 1769 schrieb: „Wie hat man so hämtückisch gegen mich sein können, ihn nachzuschreiben? denn Tücke ist es doch gewiß! Ich will nach Italien, um da zu lernen: und hämische Narren kündigen mich als einen Mann an, der hinkömmt zu lehren." — Ebert entschuldigte den guten Zachariä, der gewiß von jeder Tücke fern war, und fügt hinzu: „Ich für meine Person wollte, daß Sie, weder um zu lernen, noch um zu lehren nach Italien gingen; Sie könnten beides in Ihrem Vaterlande thun. Ich vergebe es Ihnen gar nicht, wenn Sie Ihren Weg nicht über Braunschweig nehmen, — und wenn Sie sich nicht vorher mit mir und dem Publicum abfinden, Sie verstehen mich wohl. — Doch was ist mit einem Manne anzufangen, der gar keinen Grundsatz hat als diesen, gar keine Grundsätze zu haben? Aus eben der Ursache kann ich auch leider gar nicht hoffen, Sie in viel wichtigern Dingen zu bekehren. In Absicht auf diesen Punkt kann ich nur, aus wahrer Liebe zu Ihnen, über Sie seufzen; ja ich möchte weinen; wenn Sie auch gleich darüber lachen, oder mich hier, so wie dort, mit Ihrer gewöhnlichen Antwort abfertigen wollten: Es kömmt doch nischt dabei heraus."

Frühjahr 1769 kam heran, und Lessing war noch in Hamburg. Die Vollendung des zweiten Theils der antiquarischen Briefe und der Gedanke an noch einen dritten verzögerte die Ausführung der Reise von Woche zu Woche. Die Seefahrt nach Livorno hat er aufgegeben. Spätestens im Mai will er jedoch von Hamburg über Göttingen, Cassel und Nürnberg gehen. In Cassel oder Göttingen will er einen Monat oder länger verweilen, um den Laokoon zu vollenden. Doch die Abreise verzieht sich von einer Woche bis zur andern; er hat versprochen, noch gewisse Dinge aus Wien erst mit abzuwarten. Das Haupthinderniß für die Reise mochte anders wo liegen: in seiner augenblicklichen Entblößung von den nothwendigen Mitteln. Seinem Bruder Karl giebt er den 6. Juli den Auftrag, ihm die vorzüglichsten seiner in Berlin noch vorräthigen Bücher zu notiren, um zu urtheilen, ob es sich der Mühe verlohnte, sie nach Hamburg kommen und verauktioniren zu lassen. „Ich muß alles zu Gelde machen, was ich noch habe; und auch so noch werde ich meine Reise nur kümmerlich bestreiten können. Das Herz blutet mir, wenn ich an unsere Eltern denke. Aber Gott ist mein Zeuge, daß es nicht an meinem Willen liegt, ihnen ganz zu helfen. Ich bin in diesem Augenblicke so arm, als gewiß keiner von unserer ganzen Familie ist. Denn der Ärmste ist doch wenigstens nichts schuldig, und ich stecke bei dem Mangel des Nothwendigsten oft in Schulden bis über die Ohren. Gott mag helfen!" —

1769, worin er ihn über jenes Gerücht zu beruhigen sucht. „So viel ist gewiß, daß er auf seine eigene Kosten, gegen Ostern ungefähr, nach Italien reist." Außerdem nimmt Karl seinen Bruder gegen den Verdacht in Schutz, als habe er seine Eltern vergessen; er schreibe nur deshalb nicht, weil er für den Vater jetzt nicht thun könnte, was er wünschte. „Glauben Sie mir," setzt er hinzu, „für des Bruders gutes Herz wollte ich noch mehr stehen, wie für das meinige selbst. Dächte er aber bei seinem guten Herzen nicht auch allezeit edel, so würde man es nicht so oft verkennen, als es scheint, daß es geschieht."

Lessing vergleicht in einem Briefe an Ebert (XII, 239. M. 285. H. XX, 1, 339) seine damalige Lage mit einem Morast, in den man immer tiefer hineinsinke, jemehr man sich herausarbeiten wolle.[1])

Selbst nach ziemlich vortheilhaftem Verkaufe seiner Bücher fand er am Ende, daß ihm nicht einmal für ein Jahr in Rom zu leben übrig blieb.

Da gelangte, wie zur Rettung, im October 1769 im Namen des Erbprinzen Ferdinand von Braunschweig durch den Professor Ebert am dortigen Carolinum, der Antrag an Lessing, die Stelle eines Bibliothekars in Wolfenbüttel anzunehmen. Damit war eine Einladung des Erbprinzen nach Braunschweig verbunden, sobald er von Berlin, wo er sich eben aufhielt, zurückgekehrt sein würde. Lessing betrachtete diesen Ruf als einen höhern Wink, und sein Entschluß war bald gefaßt. „Es ist auf alle Weise meine Schuldigkeit (antwortete er Ebert [2]) den 11. October 1769) nach Braunschweig zu kommen, um dem Erbprinzen in Person für die Gnade zu danken, die er für mich haben will; es mag davon so viel oder so wenig wirklich werden, als kann. Erwarten Sie mich also zu Anfange künftigen Monats zuverlässig, und brauchen Sie diese Zwischenzeit, alles nach Ihrem besten Gutdünken einzuleiten. Ich bin sehr überzeugt, daß Ihnen mein Vortheil angelegener ist, als mir selbst."

Diesem Briefe legte er zwei Exemplare seiner eben erschienenen Untersuchung: „Wie die Alten den Tod gebildet" bei. Das eine Exemplar stellte er dem Freunde anheim, wenn er es etwa für rathsam hielte, es dem Prinzen gelegentlich zu zeigen. · „Denn es ihm ausdrücklich in meinem Namen überreichen zu lassen, würde mehr sein, als eine Streitschrift mit Klotzen verdiente."

Kein anderer als Ebert war es, dieser durch Witz, Geschmack und umfassende Kenntniß, vorzüglich der englischen Sprache und Literatur, verdiente Schriftsteller, welcher bei seinem vertrauten Umgange mit dem Erbprinzen von Braunschweig, der ihn als einen Lehrer und Freund verehrte, Lessings Berufung in Anregung gebracht hatte und mit allem Feuer betrieb. Ebert, ein geborener Hamburger (geb. 1723) hatte Lessingen (1767) bei einem Besuche in seiner Vaterstadt kennen gelernt und bald die herzlichste Freundschaft mit ihm geschlossen, welche sich durch die Geradheit und Aufrichtigkeit seiner oft scherzhaften Aeußerungen ebenso kund giebt, als durch seine warme Verehrung. In dem darauf folgenden Jahre machte Eschenburg, Hofmeister am Carolinum zu Braunschweig, nach Hamburg, seiner Vaterstadt, eine Reise, und nahm an Lessing ein Schreiben von Ebert mit, worin er ihm diesen bescheidenen, damals noch jungen Gelehrten, später eine Zierde in Lessings Freundeskreise, empfahl. Lessing ließ jenem gleich nach der ersten Bekanntschaft Gerechtigkeit widerfahren und setzte große Hoffnungen auf ihn. „Ich dächte (schrieb er an Ebert zurück), wir machten uns die guten Köpfe, welche heranwachsen, ja auf alle Weise zu Freunden. Sie möchten sonst, anstatt bloß in unsere Fußtapfen zu treten, uns die

---

[1]) Karl Lessing schreibt, ohne Zweifel eine Reminiscenz aus diesem Briefe, in Lessings Leben I, 307: „Lessing kam dadurch auf einmal aus einem Sumpfe, in den er immer tiefer hinein gerathen war, je mehr er sich herausarbeiten wollen." — [2]) Dessen Zuschrift ist nicht erhalten.

Schuhe austreten.“ (XII, 206. M. 244. H. XX, 1, 289). Schon zu Anfange des Jahres 1769 muß Ebert, welcher seinen „unzufriedenen und unbeständigen Lessing“ kannte, und der in seiner Entfernung von Deutschland einen unwiederbringlichen Verlust beklagte, den Gedanken gefaßt haben, ihn nach Braunschweig zu bringen und festzuhalten. Darum drang er so in ihn, den Weg nach Italien wenigstens über Braunschweig zu nehmen. Er hatte von Lessings Vorhaben an der Tafel des Erbprinzen gesprochen und „man war der Meinung (wie er sich ausdrückt), daß er Winckelmann mehr wie ersetzen könne.“ Einige Zeit darauf las Ebert dem Erbprinzen einen von Lessings Briefen, so wie einige Stücke aus den antiquarischen Briefen vor. „Sie gefielen ihm so sehr (schrieb er an Lessing), daß er dadurch noch begieriger wurde, Sie kennen zu lernen, welches nicht anders geschehen kann, als wenn Sie über Braunschweig gehen.“ Von diesem Wunsche bis zu dem Plane, Lessing ganz für Braunschweig zu gewinnen, war nur ein Schritt bei einem Prinzen, [1]) welcher, nach Art der großen Seelen des Alterthums, den Heldenruhm des Feldherrn mit der Achtung vor den Heroen des Geistes in Poesie und Philosophie verband, der, wie zur Zeit kein anderer deutscher Fürst, sich freute, sie im eigenen Vaterlande zu finden, ja aufzusuchen. So hatte er bei seinem Aufenthalte in Berlin, unmittelbar bevor er Lessingen erwartete, die Bekanntschaft Moses Mendelssohns gemacht, hatte mehrere Unterhaltungen mit ihm, und war über die neue Bekanntschaft sehr erfreut. Moses versprach ihm seine neue Ausgabe des Phädon zu schicken, und der Erbprinz, sich mit ihm in eine Correspondenz einzulassen. Dies meldet Ebert an Lessing und fügt hinzu: „Er wünscht sehr, daß es möglich wäre, auch ihn zu uns herzuziehen. Vielleicht können Sie dazu etwas beitragen.“ Seit dieser Zeit war Mendelssohn, so oft er nach Braunschweig kam, am Hofe des Erbprinzen ein gern gesehener Gast. Auf Lessing konnte nichts einen gewinnenderen Eindruck hervorbringen, als diese Mittheilung. „Ich wüßte nichts in der Welt,“ antwortete er, „wodurch sich der Prinz meiner ganzen Ergebenheit und Verehrung mehr hätte versichern können, als dadurch, daß er Bekanntschaft mit meinem ältesten und besten Freunde in Berlin hat machen wollen. Daß sie einander gefallen würden, war kein Zweifel: und was wollte ich nicht drum geben, wenn es möglich wäre, daß ihn der Prinz aus jenem Orte ziehen könnte, wo ich weiß, daß er ganz gegen seine Neigung ist!“

Nachdem Lessing die Rückkunft des Erbprinzen (auf den 1. November) erfahren hatte, welcher bereits seiner Ankunft mit Verlangen entgegen sah (auch der alte Herzog Karl hatte über der Tafel gesagt, daß Lessing nächstens herkommen werde) so verzögerte sich die Abreise noch um einige Wochen, weil Lessing seine Einrichtungen für den möglichen Fall traf, daß er die Reise nicht zweimal machte. Und dies fiel ihm nicht leicht. Er gesteht es dem Freunde offenherzig. „Ich bin leider hier so tief eingenistet, daß ich mich gemächlich losreißen muß, wenn nicht hier und da ein Stücke Haut mit sitzen bleiben soll. Besonders wenn ich es so einrichten will, daß ich

---

[1]) (C. F. Pockels) Karl Ferdinand Herzog zu Braunschweig und Lüneburg. Tübingen 1809.

allenfalls nicht wieder kommen dürfte." Endlich machte sich Lessing zwischen dem 18. und 20. November auf den Weg und ging über Celle, wo er eins und das andere abzuthun hatte. Ebert hatte alle Vorbereitungen, die etwa noch in Ansehung seines künftigen Amtes nöthig sein mochten, übernommen und auch für eine bequeme Stube in einem Hause gesorgt, in welchem ein Freund Eberts und vieljähriger Verehrer Lessings (den dieser später zu seinen Freunden rechnete), der Kammerherr von Kuntzsch, wohnte. Lessings Ankunft in Braunschweig, seine Anstellung in Wolfenbüttel war schon allgemein bekannt und besprochen und erweckte bei Freund oder Feind (denn auch an letztern fehlte es nicht) verschiedene Empfindungen. Koch, bekannt als dichtendes und correspondirendes Mitglied aus dem Kreise der Klotz, Gleim, Jacobi, welche sich unter einander „jene kleinen närrischen Briefe schrieben, wie Amor sie ihnen in die Feder sang,"[1]) und wie sie nachher als poetische Episteln häufig herausgegeben wurden, zeigte seinem „lieben Klotz" Lessings Ankunft und Anstellung bei der Bibliothek zu Wolfenbüttel (von Braunschweig den 12. November 1769)[2]) mit dem Klageruf an: „Wer hätte das gedacht! Er soll, wie es heißt, den Charakter als Hofrath mit 800 Thlr. erhalten. Ein gewisser schöner Geist in * * * * [hier ist eine Lücke, die leicht auszufüllen ist; denn nur Eberts Namen wird man zu ergänzen haben], dessen Seele so schwarz und gefährlich ist, als sie gut scheint, der einen Gleim ungerecht, einen Jacobi läppisch, einen Schirach nichtsbedeutend, einen Zachariä stolz, eitel und ungelehrt, Sie einen Zänker, mich armen unschuldigen kleinen Liedersänger aber gar ohne Gehirn glaubt, freuet sich auf Lessings Ankunft sehr. Ich nenne ihn nicht. . . ."

Lessings Erscheinen in Braunschweig, sowohl am Hofe, wie in dem Kreise der Gelehrten, entschied, obschon Lessing nicht der Mann war, den Reichthum seiner Mittel zu seinem Nutzen und zu dem gegebenen Zweck ins Spiel zu setzen; er konnte das Erforderliche seinem Freunde Ebert überlassen. Auch bekannte er sich ihm nach der Rückkehr, Ende December 1769, als seinen immerwährenden Schuldner. „Wie gern ich Ihnen verbunden bin (schrieb er ihm) und es auf Zeitlebens sein werde, weiß ich vors Erste nur allein." Ueber den Eindruck, welchen Lessing hinterließ, lasse ich wieder den Liederdichter Koch sprechen.[3]) „Herr Lessing (heißt es in seinem Briefe an Klotz), der schon seit geraumer Zeit wieder von hier gereiset ist, wird sehnlich wieder erwartet. Er hat Freunde und noch mehr Anbeter, gewiß aber auch Feinde hier gefunden. Sehr sorgfältig hat er sich darnach erkundiget, ob ich Ihr Freund sei. Gesprochen habe ich ihn nur einmal bei Zachariä; weiter nicht. Jacobi, der mich zu eben der Zeit besuchte, hat ihn auch nicht gesprochen. Seine Freunde reden sehr vorsichtig von ihm, und ich bin zu gleichgültig, als daß ich nach etwas fragen sollte. Die Zeit wird es lehren, was für ein Loos er gezogen hat. Gleim schrieb mir vor einiger Zeit „Lessing haben Sie also auch; ich wünsche, daß es lange dauret!"

Der junge Campe wurde durch Lessings Berufung zu einer Ode begei=

---

[1]) Gervinus IV, 247. — [2]) Briefe an Klotz II, 28. — [3]) A. a. O. 30. Braunschweig, den 19. Januar 1770.

stert, von der er ihm aber erst neun Jahre später eine Abschrift zu überschicken wagte (XIII, 630. H. XX, 2, 952)[1]).

Es fehlte nicht an geschäftigen Freunden, welche herumtrugen, Lessing habe bei dem Erbprinzen angestoßen. Vielleicht um dieser Nachrede zu widersprechen, ließ der Erbprinz noch kurz vor dessen Abreise Lessingen zu sich kommen und führte eine lange Unterredung mit ihm. Dennoch verließ Lessing den Erbprinzen nicht ohne eine stille, wie sich aber später erwies, ungegründete Besorgniß, bei ihm einen ungünstigen Eindruck hinterlassen zu haben. Deshalb war nach der Rückkehr sein erstes, Ebert zu bitten, seine freundschaftliche Rolle für ihn nicht als geendet anzusehen. „Bis ich ganz bei Ihnen bin, ziehen Sie ja keinen Augenblick die Hand von Ihrem Werke. Sie allein können mich in der guten Meinung so vieler rechtschaffnen Leute erhalten, auf deren nähern Umgang ich mich freue. Ich betrachte den Erbprinzen selbst aus keinem andern Gesichtspunkte. Es kann sein, und ich habe Ursache es zu besorgen, daß ich auf ihn nicht die vortheilhaftesten Eindrücke gemacht habe. Ich pflege so wenig auf meiner Hut zu sein; ich bin so unbesorgt, immer nur meine gute Seite zu zeigen, und meine gute Seite selbst ist so schielend, daß ich sehr zufrieden sein muß, wenn man mich die erste Zeit nur nicht ganz verachtet. Vielleicht wenn er es länger mit mir versucht — denn auf die Länge, habe ich wohl erfahren, gewinnt man bei einem guten Manne gewiß, wenn man aufrichtig bei ihm gewinnen will."

Ebert beeilte sich, ihm diese aus einem zu großen Mißtrauen gegen sich selbst fließenden Besorgnisse zu benehmen. Er hatte noch an dem Abend des Tages vor Lessings Abreise eine lange Unterredung mit dem Erbprinzen über ihn. Er zerstreute alle Besorgnisse Lessings in seinem nächsten Briefe.

---

[1]) „Empfindungen eines Braunschweigers, bei Gelegenheit, da Lessing als Bibliothekar nach Wolfenbüttel ging."

Du kleines Land, — — —
— — — — —

Sei stolz! Ein neuer Glanz verbreitet
Sich über Deinen Ruhm. — —
— — — — —

Der Minna Schöpfer, den an ihrem Busen
Die Grazien oft liegen sahn,
Und mit ihm spielten, eilt mit allen Musen,
Karls Erstgebornem sich zu nahn, —

Und Dein zu sein. — — —
— — — — —

Den Mann zu schaun, mit dessen Geist drei Geister
Aus altem Griechenland —
Den Stagirit, Menander und den Meister
Der Fabel — Gott Apoll verband!
— — — — —

O Vaterland! O Wollust Dich zu nennen,
Die selbst im Britten Neid gebiert!
In Famens Tempel wird dein Name brennen,
Seit Lessing Deine Gränzen ziert!

„Nun sehen Sie," hatte der Erbprinz ausgerufen, „was die Leute alles sagen und erdichten können! Wenn ich manchmal von ähnlichen mich betreffenden Erdichtungen mit Ihnen geredet und mich deswegen bei Ihnen zu rechtfertigen gesucht habe, so antworteten Sie: Ja, aber es wird doch gesagt. Nun sehen Sie's u. s. w." Ebert vermuthete, daß die Lüge daraus entstanden sein könnte, daß der Erbprinz zu Jemanden, der den folgenden Tag bei ihm speiste, gesagt hatte: „Man müßte billig alles mit eines solchen Mannes Augen sehen oder man hätte gar nichts gesehen." — Der Erbprinz ersuchte Eberten, in Absicht auf seine Besorgnisse, Lessingen zu beruhigen. Er hätte hier alle Erwartungen erfüllt; für sich aber müßte er aufrichtig sagen, daß Lessing die seinige übertroffen. Eine persönliche Aufmerksamkeit von Seiten des Erbprinzen war, daß er einen oder zwei Tage nach Lessings Abreise sich erkundigte, was seine Reise und Aufenthalt in Braunschweig gekostet hatte, und diese Summe an Ebert zur Bestellung an Lessing bei der ersten Zusammenkunft auszahlte. Ebert bat Lessing, noch vor seiner Zurückkunft den Erbprinzen wissen zu lassen, daß dieser Auftrag ausgeführt worden. Allein dieser Zwischenfall regte Lessings Argwohn und Empfindlichkeit von neuem auf. Er kann sich nicht denken, daß der Erbprinz von selbst darauf gefallen sei. Er fürchtet, man habe es ihm zu verstehen gegeben, daß er etwas dergleichen erwartet hätte. „Ich habe zwanzigmal mein ganzes Betragen in Braunschweig überlaufen, und mich jedes Worts zu erinnern gesucht, ob ich das geringste gethan oder gesagt, was diese Erwartung verrathen können. Der Erbprinz mag immerhin glauben, daß ich der Erstattung bedarf: aber ich möchte nicht gern, am ungernsten von ihm, für einen Menschen gehalten sein, der etwas erwarten oder verlangen könnte, blos deswegen, weil er es bedarf." Er erklärte, es sei ihm unmöglich, dieserwegen an den Erbprinzen zu schreiben, er werde ihm bei Gelegenheit mündlich danken, und dies werde ihm sicherlich genug sein.

Kurz nach Lessings Abreise von Braunschweig trafen der Bruder des Herzogs Karl, der Feldmarschall Ferdinand (der Sieger bei Krefeld und Minden, ein Freund Jerusalems und väterlicher Schirmer der Gelehrten und Künstler) und die geistvolle Markgräfin von Bayreuth, Carolina,[1]) Tochter des regierenden Herzogs, die ältere Schwester der Herzogin Anna Amalia von Weimar, mit ihrer Tante, der Prinzessin Amalia in Braunschweig ein und freuten sich auf die nahe Bekanntschaft mit Lessing, vorzüglich der erstere, welcher bei einem Besuche, den Ebert ihm abstattete, viel über Lessing sprach.[2]) Indeß verzögerte sich seine Ankunft um Monate und erregte fast Ungeduld am Hofe. Den Grund konnte er nicht jedem anvertrauen. Wenn er auch für die Zukunft so ziemlich aus aller Verlegenheit gerissen war, so war darum für das Gegenwärtige seine Verlegenheit nicht geringer, und es kostete ihm noch viele Mühe und Sorge, ehe er sich ganz auf das Trockene setzte. „Ich stecke hier in Schulden bis über die Ohren," schrieb er seinem Bruder

[1]) Vgl. das Urtheil des Ritters von Lang (Memoiren II, 138; in Schillers: Braunschweigs schöne Literatur 1745—1800, 262) über diese edle und geistreiche Fürstin. — [2]) Ebert an Lessing am 7. Januar 1770. XIII, 209. H. XX, 2, 334.

den 4. Januar 1770, „und sehe schlechterdings noch nicht ab, wie ich mit Ehren wegkommen will.“[1])

Den Freunden Mendelssohn, Nicolai, Gleim, bereitete die Nachricht von Lessings Anstellung aufrichtige Freude. Nicolai schrieb ihm (den 13. Januar 1770): „Ihr Schreiben hat mir und Moses sehr viel Freude erweckt durch die Bestätigung Ihrer Beförderung nach Wolfenbüttel. Es ist uns höchst angenehm, Sie einmahl in Deutschland fixiret zu sehen; denn wir befürchteten immer, daß, wenn Sie erst nach Italien kämen, Sie lateinisch schreiben, und sich vollends ganz in die Alterthümer begraben würden.“[2]) Gleim umarmte ihn schon im Geiste als seinen künftigen Grenznachbar. „Das Rad ist lange gedrehet worden,“ schreibt Lessing an ihn (den 8. Januar 1770), „und siehe, endlich kömmt eine Zahl heraus, von der ich mir nie etwas versprochen hatte. Aber die Freundschaft hatte sie für mich besetzt. — Kurz, mein lieber Gleim, es ist wahr, was Sie gehört und gelesen haben. Ich habe die Bibliothekariatstelle in Wolfenbüttel angenommen, mit der Versicherung, daß meine Reise nach Italien dadurch nicht rückgängig, sondern nur so lange verschoben werden soll, bis ich meinen Platz hinlänglich kennen lernen, um sie auch für diesen nützlich zu machen.“ Reiske (dem Lessing das Jahr vorher seine mit handschriftlichen Bemerkungen versehene aldinische Ausgabe des Demosthenes übersandt hatte)[3]) wünschte ihm zu seiner Stelle viel Glück, wie er offenherzig gesteht, aus Eigennutz, da diese glückliche Veränderung seines Aufenthalts ihm in Zukunft ungemeine Vortheile für seine literarischen Unternehmungen verspreche, „Vortheile,“ setzt er hinzu, „die mir bisher versagt waren, dazu ich mir gar keine Hoffnung machen konnte.“ Diese Aeußerung zeigt schon, daß Lessing nicht umsonst zum Bibliothekar in Wolfenbüttel ernannt wurde, daß die Geschichte dieser berühmten Bibliothek eine neue Epoche mit ihm beginnen würde. Was der Anstellung Lessings übrigens einen ganz ungewöhnlichen Werth gab, war, daß das bis dahin von dem Klosterrath Hugo bekleidete Amt des Bibliothekars für ihn erst dadurch besonders leer gemacht wurde, daß Hugo in seine frühere, rein praktische Stellung zurücktrat.[4]) . Dies verdankte Lessing nur dem Erbprinzen, wie er später seinem Vater schrieb.[5])

---

[1]) Eben so einige Zeit nach seiner Einrichtung in Wolfenbüttel an seinen Vater (XII, 251. M. 304. H. XX, 1, 362), indem er sich wegen seines langen Stillschweigens gegen die Eltern rechtfertiget, weil er außer Stande gewesen, sein gegebenes Wort wegen einer Geldunterstützung zu halten. „Ich war endlich in eine Last von Schulden gerathen, von der ich mich noch lange nicht durch den gänzlichen Verkauf aller meiner Bücher befreien können; und es war die höchste Zeit, daß ich durch die hiesige Versorgung, wiederum eine gewisse Einnahme erhielt.“ — [2]) „In Italien würden Sie lateinisch geschrieben haben, und für uns todt gewesen sein,“ schrieb Nicolai ein andermal und vergaß, daß Winckelmann in Rom nicht lateinisch schrieb und für Deutschland nicht todt gewesen. — [3]) Reiske gab bald darauf nähere Rechenschaft im ersten Bande seiner Oratorum Graecorum, Lipsiae 1770; Praefat. § 22. De libro Lessingiano. — [4]) Näheres in Dr. Schönemanns Aufsatze: Umrisse zur Geschichte und Beschreibung der Wolfenbüttler Bibliothek, im „Serapeum“ 1844. Nr. 14, 214. 223. Hugo überlebte seinen großen Nachfolger um viele Jahre; er starb als Kammerdirector und Director des Klosterraths als fast achtzigjähriger Greis im Jahre 1804. — [5]) XII, 252. M. 304. H. XX, 1, 362. „Eigentlich ist es der Erbprinz, welcher mich hierher gebracht. Er ließ mich auf die gnädigste Art zu sich einladen; und ihm allein habe ich es zu

Ein bedeutendes Ereigniß für Lessing gegen das Ende seines Aufenthalts in Hamburg war die in den Anfang des Februar 1770 fallende Ankunft Herders, welcher, aus Frankreich zurückkehrend, wohin er 1769 die Reise unternommen hatte, dem Rufe des Fürstbischofs von Eutin als Reiseprediger seines Sohnes folgte. Der Hinblick auf Lessings ungebundene Freiheit in Welt und Leben hatte dazu beigetragen, ihm den Entschluß leicht zu machen, daß er seine bisherige feste Stelle in Riga gegen eine ungewisse Zukunft aufgab. „Niemals (schrieb er noch aus Riga an Nicolai den 10. Januar 1769),[1] niemals würde Lessing der Mann sein, der er ist, wenn er in die enge Luft eines Städtchens, oder gar in eine Studierstube eingeschlossen, in einer Falte seines Geistes blos Würmer hecken und Ungeziefer, kriechendes Ungeziefer von Gedanken ausbrüten sollte. Und mein Gott, welcher Stand schlägt eher Falten und Runzeln, als der geistliche? — — Und wehe! Die Predigerfalte ist ärger, als die akademische selbst." Und in demselben Briefe: „Ich beneide Herrn Lessing in mehr als einer Absicht. Er ist ein Weltbürger, der sich aus Kunst in Kunst, und aus Lage in Lage, und immer noch mit ganzer junger, unveralteter Seele wirft; solch ein Mann kann Deutschland erleuchten!"

So gestimmt, mußte bei dem wenn auch kurzen Umgang mit Lessing Herders große Seele gewiß neue Keime empfangen. Ihre Gespräche beschränkten sich nicht auf die Fragen und Gegenstände des Laokoon, auf Kunst und Alterthum, sie versenkten sich in die Tiefen der Religion und Theologie, wovon Herder bleibende Eindrücke fortnahm. Er schloß viele Jahre später (in seinem Denkmal auf Lessing) aus manchen seiner in Hamburg gethanen Aeußerungen, daß er schon damals von den Fragmenten des Ungenannten erfaßt worden sei. Wie sehr aber auch Lessing diese Zusammenkunft schätzte, zeigt sein Brief an Ebert (3. März 1770): „Es hat mir geahnet, daß sich meine Abreise von hier wohl nicht ohne Ursache so lange verziehen müssen. Ich würde es betauert haben, wenn ich jetzt schon weg wäre. Denn rathen Sie, wer vor einigen Tagen hier ankam? H e r d e r. . . . Es hat mir nothwendig sehr angenehm sein müssen, diesen Mann von Person kennen zu lernen; und ich kann Ihnen jetzt nur so viel von ihm sagen, daß ich sehr wohl mit ihm zufrieden bin. Er gehet die ersten Tage künftiger Woche nach Eutin, und sobald er weg ist, werde ich mit Ernst an meine

---

danken, daß die Stelle des Bibliothekars, welche gar nicht leer war, für mich eigentlich leer gemacht ward." — Vor Lessings Ankunft in Wolfenbüttel fand sich ihm ein ganz unerwarteter Mitbewerber ein — Karl Friedrich Bahrdt, der sich an der Universität zu Erfurt nicht mehr gefiel und im Stillen beim Abt Jerusalem in Braunschweig Nachfrage deshalb hielt, da er gehört hatte oder haben wollte, Lessing sei am Hofe zu Braunschweig als — Directeur des Plaisirs! angestellt worden. „Das Gerücht von Herrn Lessing," antwortete ihm Jerusalem, den 12. März 1770 (Briefe angesehener Gelehrten, an K. F. Bahrdt I, 19) „ist ganz ungegründet und daran nie gedacht. So honorabel als die andere Stelle vom Directeur des Plaisirs auch ist, die gemeiniglich die Charge von einem der ersten Hof-Cavaliere ist, so wenig würde sich Herr Lessing wohl damit abgeben wollen, da er sich ganz der Bibliothek gewidmet hat. . . . Ich bedaure, daß ich durch diese Nachricht E. G. eine Aussicht benehmen muß, die vielleicht zu Dero Beruhigung was beigetragen" u. s. w.

[1]) Herders Lebensbild. I, 2, 406.

Abreise denken."[1]) Ueber Herders damalige äußere Erscheinung, welche einigermaßen auffallend war, haben wir von Goethe, welcher im September dieses Jahres in Straßburg mit ihm zusammentraf, eine lebendige Schilderung.

Der Termin von acht bis zehn Wochen, soweit Lessing bei dem Herzog ausdrücklich sich beurlaubt hatte, war abgelaufen, und noch immer ward er in Hamburg zurückgehalten, obschon er nach der Mitte des Februar festgesetzt hatte, in vierzehn Tagen, längstens drei Wochen in Braunschweig zu sein. „Gott weiß, daß ich mich herzlich sehne, vors erste in Ruhe zu kommen (schrieb er den 13. März an Ebert), weil ich doch in Ruhe kommen soll; das Sperlingsleben auf dem Dache ist nur recht gut, wenn man ihm kein Ende abzusehen braucht. Wenn es nicht immer dauern kann, dauert es jeden Tag zu lange." Aber der ungewöhnlich hohe Schnee, welcher seit einigen Tagen fiel, und selbst den Postenlauf hemmte, machte Lessingen dem Rathe seiner Freunde zugänglich, noch abzuwarten, und sich nicht der Gefahr auszusetzen, unterwegs liegen bleiben zu müssen. Zuletzt befiel ihn auch ein Flußfieber, mit welchem er sich länger als vierzehn Tage schleppte, und wovon er noch nicht ganz befreit war, als er den 17. April seine Reise anzutreten unwiderruflich beschlossen hatte. In dem Schreiben, womit er Ebert seine bevorstehende Ankunft anzeigte, bittet er ihn, bei dem Erbprinzen auf Grund der unvermuthet eingetretenen schlimmen Wege seine Entschuldigung einzuleiten, daß er über die Zeit ausgeblieben. „Hamburg (setzt er hinzu), ob es gleich Ihr unvergleichliches, göttliches, einziges Hamburg ist, würde mich allein nicht abgehalten haben. Nicht allein, sage ich. Denn im Grunde will ich es Ihnen doch nur gestehen, daß ich verschiedne Freunde hier sehr ungern verlasse; und noch ungerner verlassen würde, wenn ich nicht ihres Gleichen wieder zu finden hoffen dürfte."

Zwölftes Kapitel.

Lessings dreijähriger Aufenthalt in Hamburg (von Ostern 1767 bis Ostern 1770) hat eine so ungemeine Bedeutung für die vollendete Entfaltung und Reife seines Geistes, für die Ausbreitung und Befestigung seines Ruhms, für die wesentlichen Grundlagen und Richtungen seiner spätern und letzten schriftstellerischen Thätigkeit, für sein ganzes späteres Glück, daß es gerechtfertigt sein wird, auf diesen, zwar kurzen, doch reichhaltigen Abschnitt seines Lebens einen Blick zurückzuwerfen. Die einzelnen Fäden, welche von hier aus in die nächste und letzte Lebensperiode Lessings hinüberleiten, werden später von selbst an ihrer Stelle sich darbieten.

Hamburger Bürger ist Lessing nicht geworden; nur Bode, sein Geschäftsgenosse, war es.[2]) Seine Wohnung hatte er Anfangs bei dem Com-

---

[1]) Vgl. Haym, Herder, I, 357 f. — [2]) Dr. Lappenberg hat deshalb in den Protokollen der Wedde nachsehen lassen.

missionsrath Schmid auf dem Broke[1]) und zog später mit diesem in die Neustadt.

Lessing lebte in Hamburg in einem reichen und gemischten Zirkel geistreicher Männer und Frauen, unter Gelehrten und Künstlern, Schauspielern wie Geistlichen, Juden und Christen, Kaufleuten und Officieren; nur „weder der Hamburgische Adel, noch die Hamburgischen Rechtsverwandten sind jemals sehr nach seinem Geschmacke gewesen.“ Außer den Häusern seiner Freunde König und Reimarus nennen wir Bode, Büsch, dessen Schwager Schwalb, den Münzmeister Knorre, den trefflichen Rector des Johanneum, Johann Samuel Müller,[2]) Basedow, Schönborn, Meyer, hannöverschen Oberpost-Direktor,[3]) Claudius, den Prediger Alberti, den Kapellmeister K. P. E. Bach (XI, 344. M. 1, 466. H. XIX, 435), den Senior Goeze, Wessely u. A. Unter den Hamburgischen Bekanntschaften Lessings findet sich auch der italienische Kastrat und Componist Finazzi, von dem 1754 fünf Oden des Metastasio mit Melodien erschienen; derselbe, dessen Namen Hagedorn in seinem „Schwätzer“ aufbehalten:

„Finazzi singet gut; doch ich kann besser singen.“

Finazzi theilte Lessingen mehrere halbwahre Anekdoten über die Jugend Metastasios mit, welche Eschenburg (zum Artikel Metastasio in den Kollektaneen zur Literatur) berichtiget.[4])

Moses Wessely,[5]) dessen bereits oben bei der Geschichte des Hamburgischen Theaters gedacht wurde, war ein jüngerer Bruder des durch seine in hebräischer Sprache verfaßte Mosaide und andere Schriften (unter denen sich einige ins Hebräische übersetzte Lessingsche Fabeln finden) berühmten Hartwig Wessely in Berlin, ein durch viele Welt- und Geschäftskenntniß und vielseitige Bildung ausgezeichneter Kaufmann. Er kam in Verbindung mit sehr vielen Gelehrten, Kaufleuten, Staatsmännern und fürstlichen Per-

---

Einige Aktenstücke über das für Lessings Dramaturgie verlangte privilegium impressorium sind 1842 verbrannt. (Danzels Papiere).

[1]) XII, 180. M. 214. H. XX, 1, 251 und Redlichs Anmerkung [1]) dazu. — [2]) Lessing gedenkt seiner XI, 352. M. 1, 477. H. XIX, 447 beim Artikel von der Hamburgischen Oper. Außer seiner ausgezeichneten Verwaltung des Johanneum, das unter ihm zu neuer dauernder Blüthe gedieh, machte er durch die vielen und glänzenden Schulakte von seiner eigenen Erfindung Epoche. Oft spielten mehr als 70 junge Leute, und der Zudrang zu diesen Aufführungen war so gewaltig, daß Soldaten zur Aufrechthaltung der Ordnung gebraucht wurden. (Calmberg, Historia Joannei Hamburgensis, p. 189—192). Müller starb 1773. — [3]) Der Vater Meyers von Bramstedt, des Biographen Schröders. In seinem eigenen Leben heißt es zu Anfang: „Der Vater, welcher 1759 als Hannoverscher Oberpostmeister in Hamburg angestellt wurde, war nicht nur ein allgemein geachteter und sehr wohlhabender Mann, sondern auch mit den Besten seiner Zeitgenossen befreundet; er stand in einem herzlichen Verhältniß zu Lessing, und diesen persönlich gekannt zu haben, von ihm so jung schon beachtet worden zu sein, wenn er als Knabe mit Aufträgen seines Vaters zu Lessing kam, war eine von Meyers liebsten Erinnerungen.“ — [4]) Eine irrige Angabe Lessings in Betreff des gelehrten Capellans der englischen Court in Hamburg, John Thomas, berichtigt Lappenberg, Zeitschrift für Hamburgische Geschichte 1847. 650. — [5]) Bei dem Artikel Camee in den Kollektaneen (M. XI, 1, 339. H. XIX, 294) gedenkt Lessing, daß er sich mit Wessely in Hamburg über die Etymologie jenes von Hurd fälschlich aus dem Hebräischen abgeleiteten Wortes unterhalten.

sonen. Er war ein vertrauter Freund Lessings und Moses Mendelssohns, sagt der Verfasser seiner Lebensnachrichten. [1]) Seine Gespräche waren so lehrreich, als unterhaltend; er war ein ungemein ideenreicher Kopf, sein Witz war mit seltenem Scharfsinn gepaart und zeigte sich in treffenden feinen Bemerkungen. Er war nicht eigentlich Schriftsteller; es fehlte ihm, bei seinem großen Verstande, seinem feinen Witze und mannichfachen Kenntnissen, doch die Uebung des schriftstellerischen Vortrags; um so gehaltreicher waren seine Gespräche, wie seine Briefe, von denen der Herausgeber seiner kleinen Schriften sich versucht fühlte, einige mitzutheilen, wenn nicht Wessely sich in seinen Briefen und überhaupt gegen den Druck von Briefsammlungen immer nachdrücklich erklärt hätte. Was der Herausgeber aber aus zu peinlichem Bedenken aus seiner Sammlung ausgeschlossen hat, waren die Briefe über Lessings „Emilia Galotti,“ in dem „Beytrag zum Reichspostreuter,“ vom Jahre 1772, die aus Wesselys Feder geflossen waren. Vgl. H. XX, 2, 1048. „Sie sind,“ sagt er (S. XXIII), „nicht ohne Geist und Laune geschrieben; aber theils ist der Inhalt zu entfernt und abstechend von den Aufsätzen, welche hier eigentlich sollen geliefert werden; theils hat seit der Zeit die Kritik der schönen Wissenschaften bei uns so große Fortschritte gemacht (war das ironisch gemeint?), daß jene Briefe jetzt kein großes Interesse mehr erwecken können.“ Wessely wurde in den letzten Jahren seines Lebens von harten Schlägen getroffen und zuletzt war er noch erblindet. Er starb 1792, fünfundfunfzig Jahre alt.

Lessing ließ keine Seite des reichen Hamburgischen Lebens unbeachtet. Seiner Aufmerksamkeit auf die dortigen Werke der Malerei in Privatsammlungen und Kirchen ist schon gedacht worden. Fruchtbar ward für ihn auch der Umgang mit dem Volke; er pflegte gern zu sagen, daß er den ganzen Umfang seiner Muttersprache erst in Hamburg kennen gelernt habe. [2]) Vielleicht entsprach auch das Leben in einer Republik seinem angeborenen Sinn für Unabhängigkeit, seiner tiefen Abneigung gegen das Hofleben, welche er in seine neue Stellung als Bibliothekar zu Wolfenbüttel ungeschwächt mit herüber nahm. Nicht als wenn Lessing so manche Ueberreste verrotteter Zeiten in dem trefflichen Hamburg, den Druck des Patriziertums auf die mittlern und untern Klassen des Gemeinwesens, das Helotenthum der Juden, gut geheißen hätte. Auch die Wissenschaft führte in Hamburg, wenn auch nicht dem Sitze, doch der Brücke zum Welthandel, ein gar zu bescheidenes, fast nur geduldetes Dasein. So wurde im achtzehnten Jahrhundert in Hamburg der Buchhandel, weil er mit Handverkauf verbunden ist (das Buch also lediglich aus dem Gesichtspunkte der Waare angesehen), als Kleinhandel betrachtet und die Buchhändler zu der sogenannten bessern oder höhern Gesellschaft nicht zugelassen. [3]) Man erinnert sich unwillkürlich an die Buch-

---

[1]) Siehe Moses Wesselys hinterlassene Schriften (über verschiedene Gegenstände des Geldverkehrs und des Handels). Berlin 1798. Voran einige Lebensnachrichten. — [2]) Böttiger in Bodes literarischem Leben LXXIX. — Danzel hat sich auf einem Blatte sogar „Hamburgismen“ in Lessings Schriften aufgezeichnet: Kahlmäuserei XII, 401; Katzbalgerei XII, 503; mausicht machen XII, 507; Flatschen 518; Schubiack XII, 530. Doch sind dies nicht lauter Hamburgismen. (Guhrauer). — [3]) Der Buchhandel

drucker und Buchhändler Bode und Lessing, und jede weitere Betrachtung scheint überflüssig. Ein Wort über dieses ihr Verhältniß.

Die Geschäfte füllten die Beziehungen zwischen Bode und Lessing nicht vollständig aus. Bode war kein unwichtiges Glied in dem damaligen geistvollen Kreise von Hamburg und der Umgegend. Der Pastor Hahn in Wandsbeck sagt von ihm in einem Schreiben an K. F. Bahrdt vom J. 1771, wo er einen Abriß von Bodes Leben giebt [1]): „Bode ist Albertis, Basedows, Klopstocks, Gerstenbergs, Lessings Freund, und wenn unter den feinen Köpfen etwas ausgemacht wird, so wird Bode mit dazu gezählt. Er ist über dieses ein sehr nachdrücklicher Freund der neuen Theologen. . . .“ Eine gewisse Aehnlichkeit ihres äußern Lebensganges ließ Bode und Lessing bald einander finden, und Bodes einziges Uebersetzer-Talent, wie seine Liebe zur ältern deutschen Literatur, mußten ihn Lessingen lieb und werth machen. Bode machte sich aus Grundsatz bei seinen schriftstellerischen Arbeiten Anonymität zur Pflicht, und ihm zur Liebe ließ auch Klopstock auf seinen Oden und Lessing auf der Dramaturgie ihre Namen weg. [2]) Eines seiner Lieblingsbücher, den Simplicissimus, den Bode als Lehrling bei einem Stadtmusikus in Braunschweig, des Nachts in seiner luftigen Schlafstätte unter den Dachziegeln bei der Lampe gelesen, empfahl er Lessingen so eifrig, daß dieser einmal Lust hatte, nach seiner Art etwas daraus zu machen. Einige von ihm vor Lessings Ankunft in Hamburg für die neue Theaterunternehmung unvollkommen übersetzte Stücke von Marivaux und andern französischen Dichtern ließ Bode auf Lessings Rath ungedruckt. Anderseits verdanken wir Lessings Anregung und Unterstützung Bodes meisterhafte Uebersetzung von Yoriks empfindsamen Reisen. Lessing, sagt Böttiger, kannte nur zwei Männer, deren Leben er durch einen Theil des seinigen verlängert zu sehen wünschte (schon oben ist dessen gedacht): Winckelmann und Sterne. Er liebte des letztern originelle Laune und humoristische Geniesprünge eben so sehr, als er dessen Tiefblicke in die verborgensten Falten des menschlichen Herzens hochschätzte und bewunderte. Daß Sterne sich in seinen Romanen öfter mit fremden Federn schmückte, was gegen Ende des vorigen Jahrhunderts in England mit so viel Bitterkeit bemerkt und hervorgehoben wurde, war schon Lessings alles durchforschender und ausspähender Belesenheit nicht entgangen. Bode hatte ein Exemplar von Burtons Anatomy of Melancholy, aus Lessings Auktion in Hamburg erstanden, in diesem waren mehrere von den Stellen angezeichnet, die auch der Arzt Ferriar gegen Sterne angeführt hat. [3]) Darum verkannte indeß Lessing, der sich selbst so meisterhaft auf die Kunst verstand, „fremdes Geld in seiner Münze umzuprägen,“ die eigenen Verdienste Sternes nicht mit der Unbilligkeit wie der gallsüchtige Engländer. Nicht genug, daß er Boden zur Uebersetzung der empfindsamen Reisen aufmunterte; er gab sich auch die Mühe, die Uebersetzung vor dem Druck durchzusehen. Ihm und Eberten bekennt daher Bode (in der zweiten Aus-

---

wurde damals nur noch in den Nebengängen der St. Johanniskirche betrieben. Zur Erinnerung an F. L. W. Meyer (von Bramstedt) II, 151.

[1]) Briefe angesehener Gelehrten u. s. w. an K. F. Bahrdt I, 118. — [2]) Diese und die folgenden Züge aus Böttigers: Leben Bodes. — [3]) Böttiger LVIII.

gabe) das Gute, was man an seiner Uebersetzung finde, größtentheils zu verdanken. An der Uebersetzung von Tristram Shandy, welche 1774 herauskam, und der die Uebersetzung von Humphry Klinker voranging, hat Lessing keinen unmittelbaren Antheil weiter gehabt, er gab aber dem Meister seine Zufriedenheit zu erkennen, als er ihm (den 9. März 1775) schrieb: „Tausend Dank für Ihren Tristram! Alles was ich darinn anmerken könnte, wird Ihnen die geringste eigne Aufmerksamkeit entdecken. Genug, daß ich sehr unbillig seyn würde, wenn ich Ihnen nicht sagte, daß ich im Ganzen so sehr damit zufrieden bin, als ich mit einem deutschen Tristram nimmermehr zu sein hoffen durfte.“ In dem Jahre, da die Uebersetzung von Yoriks Reisen vollendet wurde (1769), kamen bei dem Buchhändler Cramer in Bremen (dem stets bereitwilligen, aber kärglich zahlenden Verleger alles dessen, was Bode und Lessing sonst nicht an den Mann bringen konnten) „Noverres Briefe über die Tanzkunst,“ übersetzt von Lessing und Bode, heraus. Aber nur die ersten sechs Bogen dieser nicht leichten Arbeit gehören Lessing. [1]) Das Unternehmen könnte auffallen, wenn man nicht wüßte, daß Lessing in dem Ganzen der schönen Künste auch der höhern Tanzkunst, als deren Reformator Noverre, der Schöpfer des eigentlichen Ballets, gilt, eine bestimmte Stelle eingeräumt. Lessings Verhältniß zu Bode erfuhr durch die Auflösung ihrer geschäftlichen Verbindung keine Störung. Bode setzte die Druckerei allein fort, bis er (1778) Hamburg verließ und seiner Gönnerin, der Wittwe des dänischen Ministers Grafen von Bernstorff, nach Weimar folgte, wo er bis an seinen Tod (1793) in einer für seine literarische und maurerische Thätigkeit wohlthätigen Unabhängigkeit lebte und Herders Freundschaft genoß, der ihm in seinen „Briefen zur Beförderung der Humanität“ (IV, 151), ein Denkmal errichtet hat.

Hermann Samuel Reimarus, Hamburgs größte Berühmtheit im achtzehnten Jahrhundert, ein Mann, der klassische Gelehrsamkeit mit philosophischem Geist und sinniger Naturbeobachtung, wie Wenige, verband, der Schwiegersohn des gelehrten Johann Albert Fabricius, starb schon in dem ersten Jahre nach Lessings Niederlassung in Hamburg, den 1. März 1768. Auch hat Lessing, allem Anschein nach, keine Verbindung mit ihm angeknüpft. In desto lebhaftern Verkehr trat er nachher mit der Familie, namentlich mit dem Sohne Johann Albert Heinrich, dem ausgezeichneten Arzte (mit Lessing von gleichem Alter), und dessen Schwester Elisabeth (Elise), einer Dame von hohem Geist, deren ganzer Werth uns jedoch nur aus der ihr von Lessing, Mendelssohn und F. H. Jacobi gezollten Verehrung zurückstrahlt. Diese Beziehungen sollten für Lessing gar folgenreich werden. So lange Lessing in Hamburg lebte, war er eine Zierde dieses Hauses, welches, wie Büsch erzählt, der Versammlungsort der weisesten Männer der Stadt war, ein Kreis, „der unermüdet daran arbeitete, jede fremde Schaumünze in vollwichtiges, einheimisches Geld umzuprägen, und

---

[1]) A. a. O. LXIX. Lessings Schriften von Lachmann XIII, 652, mit der Bemerkung des Herausgebers: „Die ersten sechs Bogen dieser Uebersetzung, welche der Herausgeber nie gesehen hat, sollen von Lessing sein, das übrige von Bode.“ Böttiger spricht sich übrigens sehr bestimmt aus. S. M. VIII, 196.

welchem zugleich das Interesse der gesammten Menschheit so nahe lag, so heilig war; denn dem Bürger eines kleinen Staats wird es nicht schwer, sich zum Weltbürger zu erheben, ohne daß er seinen Nachbar darum weniger liebte. Jener Kreis ist auf die Nachkommen übergegangen. Glücks- und Unglücksfälle haben ihn in der Folge erweitert, beschränkt; der Geist ist derselbe geblieben."[1])

Zu den vertrauten Freunden dieses Hauses gehörte der Professor der Mathematik an dem akademischen Gymnasium, Johann Georg Büsch, Gründer einer berühmten Handelsakademie (1767), wo später Alexander von Humboldt einige Zeit studirte; einer von Lessings aufrichtigsten Verehrern, dessen Selbstbekenntnisse uns schätzbare Züge zu Lessings Charakteristik aufbewahrt haben. Von dem einen, der sich auf seinen Streit mit Klotz bezieht, haben wir schon Gebrauch gemacht. Folgendes holen wir nach: Lessing war, wie bekannt, aus Grundsatz wie aus Abneigung, der saumseligste Briefschreiber, vorzüglich wo es sogenannte freundschaftliche Briefe betraf, mit welchen der Halberstädtische Freundeskreis so viel Zeit vergeudete. „Als Lessing bei uns in Hamburg lebte (erzählt Büsch), traf ihn ein Freund um Neujahr unter einer Menge Briefschaften an, die er kurz ansah und fast alle auf die Erde um sich her warf. Was thun Sie da? fragte der Freund. Ich beantworte meine Briefe vom vorigen Jahre, sagte Lessing, raffte sie darauf zusammen und warf sie alle in den Ofen."

„Lessing lebte bei uns in Hamburg, als er sein vierzigstes Jahr vollendete (1769). Wenn die bösen Vierziger kommen, sagte er mit nicht verstelltem Verdrusse, so ist es mit dem Menschen vorbei." Wirklich schien Lessing diesen unmuthigen Ausspruch aus einer nur zu richtigen Ahnung des Verfalls seiner bis dahin unverwüstlichen Gesundheit gethan zu haben. Denn schon anderthalb Jahr später klagt er in einem Briefe an Büsch, (aus Wolfenbüttel den 20. Dec. 1771) er sei nicht so gesund, wie er es vierzig Jahre zu sein gewohnt gewesen. „Bald sollte ich glauben, es liegt an den verzweifelten vierzig Jahren. Wenn das ist, so danke ich für die andern vierzig, die mir noch übrig wären."[2])

Der Kaufmann August Gottfried Schwalb, Bruder der Professor Büsch, war Besitzer einer berühmten Gemäldegalerie. Sein Haus ward von Lessing gern betreten. Lessing, so berichtet ein Verwandter,[3]) war ein leidenschaftlicher Verehrer des L'hombrespiels; oft machte er noch vor Tische mit der Professor Büsch und der Münzmeister Knorre seine Partie, und wenn die Uebrigen, die aufs Essen warten mußten, darauf stichelten, pflegte er zu sagen: Tous les gens d'esprit aiment le jeu à la fureur![4])

Unter seinen Freunden in Hamburg zog es ihn am meisten in das Haus des Seidenhändlers und Seidenfabrikanten Engelbert König und dessen vortrefflicher Gattin, einer geborenen Eva Hahn aus Heidelberg. König, aus

---

[1]) Joh. A. H. Reimarus nach zurückgelegtem 50. Jahr seiner medicinischen Laufbahn. Von Dr. J. Veit. (Hamburg) 1807. 25. — [2]) Zuerst gedruckt bei Guhrauer II, 2. Beilagen 46. M. XII, 385. H. XX, 1, 459. — [3]) In Danzels Papieren. — [4]) Es sind Worte aus dem Munde des Riccaut de la Marliniere.

dem Bergschen stammend, war in Wien als Fabrikbesitzer eingebürgert, wohnte aber meistentheils in Hamburg, ein wohlhabender und strebsamer Mann. Er würde es weit haben bringen können, wenn ihm nicht, außer der Versorgung seiner eigenen Familie, auch die von elf Brüdern obgelegen hätte.[1]) Als König im September 1768 eine Geschäftsreise nach Halberstadt machte, um von einem Juden eine Schuld einzutreiben, gab ihm Lessing eine warme Empfehlung an Gleim mit; hier nennt er ihn seinen und Zachariäs (in Braunschweig) speciellen Freund. Schon im folgenden Jahre starb König auf einer Reise nach Italien, in Venedig, nicht ohne den Verdacht einer Vergiftung. Lessing hat später an Ort und Stelle sich von der Falschheit dieses Verdachtes unterrichten können (XII, 433. M. 516. H. XX, 1, 612). Wie in einer Vorahnung seines Schicksals hatte König seinem Freunde beim Abschied zugerufen: „Ich empfehle Ihnen meine Familie!" Lessing erfüllte den Wunsch des Verstorbenen auf das gewissenhafteste. Er wurde der Versorger, der treueste Freund der Wittwe und ihrer verwaisten Kinder, von denen er des jüngsten, Friedrich, in dem Briefwechsel mit seiner Frau, als seines Pathen, gedenkt, obschon Lessing das Kind eigentlich nur als Stellvertreter des Kaufmanns Friedrich Motte zu Amsterdam über die Taufe hielt. Das Haus der Frau König bildete auch nach dem Tode ihres Mannes den Mittelpunkt eines ausgewählten Zirkels von Freunden, deren Andenken ihn auch in seinem neuern Bestimmungsorte nicht verließ. Sein Verhältniß zu ihr wurde noch in Hamburg das freundschaftlichste und gestaltete sich zu dem Wunsche und Verlangen nach einer Vereinigung für das Leben. Doch blieb es lange ihr innerstes Geheimniß; auch vor Ebert, der wegen Lessings längeren Verweilens in Hamburg damals wünschte, daß sich die Ursache darum mehr auf eine verlobte Braut im eigentlichen Verstande, als auf die figürliche, die Bibliothek, beziehen möchte, aber hinzusetzte: „Leider sind Sie vor diesem Verdachte nur zu sicher!" — Er war es nicht mehr. Frau König war, nach Karl Lessings Schilderung, eine Frau von vielem Geist und Verstande, die bei ihrer Weiblichkeit männliche Thätigkeit und Entschlossenheit besaß, und bei der Sorge für ihr und ihrer Kinder Glück nie das feinere Gefühl des edlen Herzens gegen Andere erstickte. Selbst die Zärtlichkeit gegen Lessing beruhte auf ihrer Mutterpflicht, und sie würde mit ihm nie eine Verbindung eingegangen sein, wenn sie nicht dieser Pflicht mehr, als sich selbst Genüge hätte leisten können. Lessing war aber auch unter allen der, welcher ihrer Absicht vollkommen entsprach: ein Kinderfreund; und das Glück der ihrigen zu machen, oder nach allen Kräften dazu beitragen, hielt er für wahre Beweise seiner Liebe gegen die Mutter. — Von nun ab ist Lessings Leben mit dem seiner Freundin auf das engste verknüpft; wir werden in der Folge den Gang dieses schönen Verhältnisses aus ihrem beiderseitigen Briefwechsel bis zu dem nur zu schnell vorüberschwindenden Ziele ihrer Wünsche Schritt vor Schritt begleiten.

Wir können von Lessings Leben in Hamburg nicht scheiden, ohne seines Umgangs mit dem Senior Goeze, Pastor an der St. Katharinenkirche, aus-

[1]) C. G. W. Schiller, Ueber Lessings Persönlichkeit, in Herrig und Viehoffs Archiv für das Studium der neuern Sprachen &c. 1848, III, 2. Heft.

führlicher zu gedenken.[1]) Lessing achtete seine persönliche Bekanntschaft mit Goeze für merkwürdig genug, um sich den Tag in seinem Tagebuche anzumerken. (XI, 302. M. 1, 412. H. XIX, 377). Wir lesen: „Den 24. Jänner 1769 habe ich den Senior Goeze zuerst persönlich kennen lernen. Ich besuchte ihn auf seine wiederholte Einladung, und habe einen in seinem Betragen sehr natürlichen, und in Betracht seiner Kenntnisse gar nicht unebenen Mann an ihm gefunden." Also für einen ganzen Gelehrten hat Lessing ihn eigentlich nie gehalten, wofür er von seinen Verehrern zuweilen wohl ausgegeben wurde.[2]) Sie sprachen von der öffentlichen Bibliothek zu Hamburg, welche damals in einer kläglichen Verfassung sich befand, aus Ursachen, denen Goeze, als Senior des Ministerii, sich vergeblich entgegengestellt hatte.[3]) Darauf kam Lessing auf Goezes Streitigkeit mit Semler wegen des Complutensischen Neuen Testaments, wobei Lessing bekennt, daß Goeze wohl offenbar Recht habe. Er erwähnt die vortreffliche Sammlung von Bibeln, und besonders die ersten Ausgaben von Luthers Uebersetzung, die Goeze zusammengebracht hatte.[4]) Diese Sammlung hatte für Lessing das besondere Interesse, daß er bei seinem damals gehegten Vorhaben, ein Wörterbuch der deutschen Sprache auszuarbeiten, eine Vergleichung der verschiedenen Ausgaben der Lutherschen Bibel anzustellen hatte. Lessings Bekannte und Freunde konnten nicht begreifen, daß er an dem Umgang des Eiferers Gefallen fand, und schoben es boshaft auf den trefflichen Rheinwein in Goezens Keller. Goeze hatte sich schon bei mehr als einer Gelegenheit als hitzigen und consequenten Verfechter der strengsten lutherischen Orthodoxie, als den nie ruhenden Wächter in Zion hingestellt; so eben wieder in dem Streite mit dem Prediger Schlosser über die Zulässigkeit der Geistlichen zum Theater. Lessing, welchem Consequenz über alles ging, mochte die Goezesche Polemik, die überall von demselben Punkte aussetzte, gewissermaßen als unvermeidlich ansehen. Man thut Goezen vielleicht Unrecht, wenn man seine nicht abreißende Polemik gegen die Semler, Basedow, Teller, Alberti, Schlosser, Dreyer, Bahrdt,

[1]) Johann Melchior Goeze, 1717 in Halberstadt geboren, war erst (1741) Adjunkt des Ministerii zu Aschersleben, 1750 zweiter Prediger an der heil. Geistkirche zu Magdeburg, 1755 Pastor an der Katharinenkirche zu Hamburg und 1760 Senior des dortigen Ministeriums. — [2]) S. Johann Otto Thieß, Geschichte seines Lebens und seiner Schriften. Hamburg 1801. 2 Theile. II, 20. Thieß, Verfasser des „gelehrten Hamburg," hatte das Unglück gehabt, Goezes Zelotismus zu erfahren, und das ihm gewidmete Kapitel 19—50, ist eben nicht zu Goezes Gunsten abgefaßt. Er spricht ihm jede gründliche Gelehrsamkeit als Theolog, Philolog, Historiker und Literator ab; nur in seinem Münzkabinet war er zu Hause. Er bemerkt S. 20: „In frühern Zeiten urtheilte zwar Lessing von Goezes Kenntnissen auch in andern als theologischen Fächern günstig; allein dies Urtheil war die Folge eines Gesprächs, in welchem Goeze, dem es an dieser Gabe nicht fehlte, Lessingen zu unterhalten wußte. Man kann bei sehr seichtem Wissen die Miene eines Literators und Kunstkenners annehmen, zumal in einer Bibliothek." — Als Bibliograph und Numismatiker wurde Goezes Andenken mit Anerkennung erneuert (F. L. Hoffmann, Hamburger Bibliophilen 2c. IV. J. M. Goeze. Im Serapeum 1852. No. 21—22). — [3]) Die nähern Umstände sind für die Geschichte der Stadtbibliothek von Interesse. Erläuterungen darüber enthält die Geschicht der Hamb. Stadtbibliothek von Christian Petersen. Hamburg 1838. 71 ff. — [4]) Goeze gab später 1777 eine Beschreibung derselben in zwei Quartbänden heraus. Diese Sammlung wurde nachmals von dem Sohne, dem Pastor G. F. Goeze zu St. Johannis, der Stadtbibliothek vermacht. Neben ihr hängt Goezes Bildniß (a. a. O. 86).

gegen die Verfasser der allgemeinen Bibliothek, bis zu Goethe und Lessing, als blos persönliche Ausbrüche einer finstern Wuth betrachtet. Den Posten, den Boden, wo Goeze predigte und eiferte, möge man im Auge haben. Die Geschichte der Hamburgischen Lutherischen Geistlichkeit seit Einführung der Reformation bis zu Goeze zeigt uns eine lange Reihe solcher Eiferer auf der Warte des Buchstabendienstes, gegen jede freie Geistesregung in Philosophie und Theologie. Goeze hat, Dank seinen letzten Angriffen auf einen Feind wie Lessing, den traurigen Ruhm, als der letzte in der Reihe, auf unvergänglichem Postament über seine Vorgänger hinauszuragen, indeß die unzähligen Streitschriften und Fehden der Vorgänger im Staube der Bibliotheken begraben und vergessen sind. Daß er in dem Komödiendichter, in dem Weltkind, dem Spieler Lessing (denn er hat noch in Hamburg dem Pharao geopfert), [1]) den Gelehrten und tüchtigen Kopf herausfand und an sich zog, daß Lessing, der seinen Umgang zu wählen gewohnt war, oft zu ihm ging, ohne daß Goeze ihm die Besuche wieder gab, bleibt immer als charakteristische Thatsache bestehen, welche durch die spätern Kämpfe ihr Interesse nicht einbüßen kann. Daß Lessing trotz seinen Scherzen gegen die Freunde übrigens recht gut wußte und fühlte, welchen gefährlichen Gegner jeder freien Geistesrichtung er in Goeze vor sich hatte, sehen wir aus folgenden Zeilen, welche um diese Zeit er sich einst über ihn in ein Tagebuch schrieb. „Daß Goeze," heißt es, „für das Verbrennen der Ketzer und Heterodoxen stimmen sollte, glaube ich nicht. Dazu ist er wirklich wohl noch zu weichherzig. Aber daß er darauf bestehen würde, daß Semler, Basedow und Teller, ein Reisbündel auf dem Rücken, vor seiner Kanzel erscheinen und so widerrufen müßten, das bin ich vollkommen überzeugt. . . ." [2]) „Dieser Mann (es ist ein Wort von Steffens, das sich hier anschließen möge) war mir um desto merkwürdiger, weil seine starre, lieblose und finstere Orthodoxie einen grellen Gegensatz bildete, der heitern Naturbetrachtung seines Bruders gegenüber. Der letztere war der fröhliche Lehrer und Begleiter meiner frühen Jugend; auch Prediger, wie sein Bruder, und ich konnte ihn mir immer nur als einen milden, freundlichen Mann denken." [3])

Goeze war der erklärte Gegner des Pastors Alberti an der St. Katharinenkirche, eines von den Theologen, welche die lutherische Dogmatik mit dem Geiste der damaligen Philosophie und Duldung in Einklang zu bringen suchten. Alberti war ein Freund Basedows, welchen Goeze als einen Ketzer verfolgte, und schon aus dem Grunde mußte Goeze auf ihn einen Unwillen werfen, ob er schon öffentlich an diesen Streitigkeiten keinen Antheil nahm, eben so wenig als an Goezes Theaterstreit mit dem Prediger Schlosser, der Alberti ebenfalls zu seinen Freunden zählte. Es fehlte nur an einem An-

---

[1]) Das zeigt sein Briefwechsel mit Ebert, wo Lessing das Pharao und Goeze in einem Athem nennt und fragt (XII, 238. M. 284. H. XX, 1, 338): — „ich weiß nicht, was Ihnen dieses unschuldige Paar gethan hat?" Worauf Ebert antwortet (XIII, 204. H. XX, 2, 326): „Mit Ihrem Götzen! — Der gottlose König Pharao kömmt mir in seiner Gesellschaft als ein wahrer Heiliger vor." — [2]) Lessings Leben, von Karl Lessing I, 291. — [3]) H. Steffens, Was ich erlebte, IV. 413. Steffens spricht von Goezes jüngerm Bruder, berühmt durch sein Werk über die Eingeweidewürmer und andere naturhistorische Arbeiten.

lasse, um den Brand, der noch unter der Asche glimmte, in Flammen ausbrechen zu lassen. Alberti hingen die Kreise der Gebildeten an, während Goeze den gemeinen Mann für sich hatte. Wie wenig Lessing von der modischen Behandlung der Theologie eigentlich erbaut war, wird später betrachtet werden; Alberti jedoch liebte und schätzte er wegen seiner Biederkeit und Menschenfreundlichkeit. Ueber theologische Materien hatten sie nicht selten freundschaftlichen Streit; Alberti behauptete seine Meinungen ein wenig heftig und entschieden. Lessing (bemerkt Nicolai) konnte das allzu Decisive nicht wohl leiden und pflegte in gesellschaftlichen gelehrten Unterredungen oft die schwächere Parthie zu ergreifen, zuweilen aber auch gerade die, von der jemand heftig eingenommen war, der die Sache aber aus einem ihm eigenen Gesichtspunkte zu betrachten schien. Dies that er, um Jenem Muth zu geben, ihm seine Gedanken ganz im Zusammenhange zu sagen. Auch war er in Gesellschaften wohl Liebhaber eines Dinges, das die Engländer fun nennen. . . .

Seit langer Zeit nun war in den Hamburgischen Kirchen an den Bußtagen ein Kirchengebet abgelesen worden, in welchem die Worte: Psalm 79, 6: „Schütte deinen Grimm auf die Heiden und auf die Königreiche, die deinen Namen nicht anrufen,“ enthalten waren. Im Jahre 1769 hielten Alberti und noch ein anderer Prediger es wider ihr Gewissen, diese Worte ferner von der Kanzel zu sprechen, und ließen sie aus dem Bußgebete aus. Wie immer trat auch diesmal, obschon gar nicht dem geistlichen Ministerium, sondern dem Magistrate die jura consistorialia zukamen, Goeze mit zornigem Eifer in die Schranken; der Krieg wurde auf beiden Seiten mit Erbitterung geführt, auf den Kanzeln und in Streitschriften.[1]) Goeze behauptete in einer eigenen Schrift, dieses Gebet sei nothwendig und christlich; es sei erstlich kein Gebet wider die Feinde, sondern für die Feinde; denn ihre Bekehrung könne darauf erfolgen; außerdem, da jetzt die Christen Gottes Wort so sehr verachteten, so müsse man fürchten, daß Gott die Türken oder ähnliche heidnische Völker schicken werde, unsere Kinder schwer heimzusuchen, und wider diese von Gott geschickten Völker müßten wir zum Voraus bitten, daß er seinen Zorn über sie ausschütten und sie verderben möge![2]) Nachher sagte er gar, der Sturz des Jesuitenordens sei eine recht sichtbare Erhörung dieses Gebets. Dieser Orden, die ganze Klerisei des Papstthums, die Türken, das seien jetzt die Heiden![3])

Lessings Freunde glaubten ihn für diesesmal ohne Widerrede geschlagen, und neckten ihn eines Tages in der Gesellschaft mit der Aufforderung, seinen Vertrauten Goeze, wie er sonst zuweilen that, zu vertheidigen. Zu Aller Erstaunen, vorzüglich des anwesenden Alberti, hörte man Lessingen das fürchterliche Kirchengebet in Schutz nehmen. Man müsse in dieser Sache wohl distinguiren, behauptete er; dann werde sich finden, in welcher Rücksicht man sehr wohl so beten könne oder so beten müsse. — „Hier hilft keine Distinc-

[1]) Allgem. deutsche Bibliothek XVII, 617. Der „Auszug eines Schreibens aus Altona über die Albertische und Goezesche Streitigkeit“ 615—629 giebt eine gedrängte Uebersicht aller zwischen den beiden bis zu Albertis Tode geführten Streitigkeiten. — [2]) Allgem. deutsche Bibliothek XII, 2. St. 94. — [3]) Thieß, Leben a. a. O.

tion, rief Alberti aus, denn in jeder Betrachtung ist es abscheulich, ein solches Gebet zu beten. Christus sagt: Du sollst deinen Nächsten lieben als dich selbst!" Das sollen und wollen wir auch, versetzte Lessing, und mögen doch wohl Gottes Grimm über die herbeirufen, die ihn verdienen! — „Die Distinction möchte ich sehen, mit welcher Sie dieses vereinigen wollen!" — Das sollen Sie sehen! — Alberti und die andern lachten.

Lessing ging fort und machte in wenigen Tagen fertig:

„Eine Predigt über zwei Texte; über Psalm 79, 6: Schütte deinen Grimm über die Heiden u. s. w.; und über Matth. 22, 39: Du sollst deinen Nächsten lieben als dich selbst; von Yorik. Aus dem Englischen übersetzt. [1])

Lessing ließ von dieser Predigt in der Druckerei seines Freundes Bode, auf dessen Verschwiegenheit er rechnen konnte, einen halben Bogen, worauf der Titel und ein Theil der Vorrede war, absetzen, und nur ein halbes Dutzend Exemplare abdrucken, wovon er eines seinem Freunde Alberti unvermerkt in die Hände kommen ließ, als ob es unter der Presse wäre. Der edle Mann hatte kaum einige Verlegenheit in der Miene seines Freundes bemerkt, als er ihn umarmte und ihm versicherte, es sei nur Scherz, und die Predigt solle nicht bekannt werden; wiewohl im Grunde Goeze mit derselben auch gar nicht würde zufrieden gewesen sein. Nur Alberti und einige andere von Lessings vertrauten Freunden (unter ihnen Nicolai) bekamen sie unter dem Siegel der Verschwiegenheit zu lesen, und diese damals nöthige Verschwiegenheit hat Niemand gebrochen.

„Diese Predigt (fährt Nicolai fort) war in ihrer Art ein Meisterstück, und es wäre ein großer Verlust, wenn das Manuscript völlig sollte verloren gegangen sein (daran ist längst nicht mehr zu zweifeln). Yoriks Manier war völlig erreicht; eben die Simplicität, eben die scharfsinnige und gutmüthige Philosophie, eben die menschenfreundliche Theilnehmung und Toleranz, eben die Ausbrüche heiterer Laune, die aus dem ernsthaftesten Gegenstande ganz natürlich entstehen. Ich erinnere mich, sie mit unbeschreiblichem Vergnügen zweimal gelesen zu haben; aber von der Predigt selbst habe ich nichts in einigem Zusammenhange behalten. Es ist mir nur der Inhalt eines Theils der Vorrede sehr lebhaft im Gedächtniß geblieben, eine Dichtung, welche die Veranlassung enthält, die Yorik gehabt haben sollte, diese Predigt zu verfertigen. Ich will sie hier mittheilen. . . ."

Das Fragment ist kurz und bedeutend genug, um auch hier eingeschaltet zu werden.

„Der Oberst Shandy ging eines Tages mit seinem getreuen Trim spazieren. Sie fanden am Wege einen magern Menschen in einer zerlumpten Französischen Uniform, der sich auf eine Krücke stützte, weil ein Fuß verstümmelt war. Er nahm stillschweigend mit niedergeschlagenen Augen den Hut ab; aber sein kummervoller Blick sprach für ihn. Der Oberst gab ihm einige Schillinge, ungezählt wie viel; Trim zog einen Penny aus der Tasche, und sagte, indem er denselben gab: French dog!

[1]) VIII, 312. M. 405 f. H. XVII, 263.

Der Oberst schwieg einige Sekunden, und sagte darauf, sich gegen Trim kehrend: „Trim! es ist ein Mensch und nicht ein Hund!“

Der französische Invalide war ihnen nachgehinkt. Auf des Obersten Rede gab Trim noch einen Penny, und sagte abermals: French dog!

„Und, Trim! dieser Mensch ist ein Soldat!“ Trim sah ihm starr ins Gesicht, gab wieder einen Penny und sagte: French dog!

„Und, Trim! er ist ein tapfrer Soldat; du siehst, er hat für sein Vaterland gefochten, und ist schwer verwundet worden.“ Trim drückte ihm die Hand, indem er ihm noch einen Penny gab, und sagte: French dog!

„Und, Trim! dieser Soldat ist ein guter und ein unglücklicher Ehemann, hat eine Frau und vier unerzogene Kinder.“ Trim, eine Thräne im Auge, gab Alles, was er noch in der Tasche hatte, und sagte, etwas leise: French dog!

Als der Oberst nach Hause kam, sprach er mit Yorik über diesen Vorfall. Yorik sagte: „Es ist klar, Trim hasset die ganze Nation, welche seinem Vaterlande feindselig ist; aber er kann jedes Individuum aus derselben lieben, wenn es Liebe verdient. Dies gab Gelegenheit, daß Yorik die folgende Predigt hielt. . . .“

Hier hätten wir den Grundgedanken, oder den Text der Predigt; man erweitere den Begriff des Vaterlandes, man setze den Begriff der Religion an dessen Stelle, und man erkennt ganz die Idee der Toleranz, welche, wo sie einen positiven Kern enthält, und nicht blos aus Gleichgültigkeit entspringt, die lebendige Vermittelung eines geschichtlichen Gegensatzes durch die allgemeine Menschenliebe ausdrückt. Yorik werden wir im Nathan wieder entdecken.

Lessing hätte immerhin seine Predigt drucken lassen können; er hätte der Sache Goezes schwerlich damit aufgeholfen. Diesesmal blieb seine Sache unentschieden. Im folgenden Jahre aber vor dem Bußtage fragte Goeze bei dem Magistrate an, wie es mit dem streitigen Gebete gehalten werden sollte, und bekam zur Antwort, es sollte bei Seite gelegt und ein anderes dafür gewählt werden. Voll Bestürzung hierüber, bat er um Entlassung von seinem Seniorate, und erhielt sie. Dies meldete Lessing seiner Freundin, Frau König, nach Wien, aus Wolfenbüttel den 25. Octob. 1770, und fügt hinzu: „Man erzählt, seine Frau sei darüber vor Schrecken in Ohnmacht gefallen, und will daraus schließen, daß ihm selbst die gesuchte Entlassung über alles Vermuthen gekommen. . . . Jetzt sollen die abscheulichsten Pasquille wider diejenigen in Hamburg herumgehen, die Goezen zu diesem Schritte gezwungen; und wenn diese nichts helfen, so betauert er es am Ende doch wohl selbst, daß er das Heft aus den Händen gegeben.“

„Nach meiner Denkungsart ist das der empfindlichste Streich, den Goeze unserm ehrlichen Alberti hätte versetzen können,“ schrieb Lessing bei dieser Gelegenheit kurze Zeit nachher an dieselbe.

Zwei Jahre später stand Goeze mit verdoppelter Leidenschaft gegen Alberti auf, und diesmal kostete es seinem Amtsgenossen das Leben. Alberti gab 1772 seine „Anleitung zum Gespräche über die Religion“ heraus, den ersten wohlgerathenen Entwurf zu einem Unterrichte für die Jugend, nach Schröckhs Urtheil. [1]) Er sonderte darin die Wahrheiten der natürlichen Religion von

[1]) Kirchengeschichte seit der Reformation VIII, 157.

denen der christlichen Offenbarung, und indem er jene voranstellte, suchte er aus der Beschaffenheit der erstern selbst den Uebergang zu der Offenbarung zu zeigen. Dieser Weg, der von den neuern Pädagogen, als der der Natur, meistens eingehalten wurde, hat Lessings Beifall zwar nie gehabt, der (in den Zusätzen zu den Fragmenten eines Ungenannten X, 16. M. 20. H. XV, 267) sich gegen diese genauere Absonderung der vernünftigen und geoffenbarten Lehrsätze, nach seinen Begriffen von der geoffenbarten Religion erklärte und nur besorgte, daß die „lieben Bücherchen" dadurch nur schal und kahl gemacht würden — wie viel mehr mußte der Eifer eines Goeze entbrennen, welcher die Sache der Religion in höchster Gefahr darin sah! Er predigte von der Kanzel gegen Alberti; das Volk von Hamburg gerieth in Bewegung. Alberti hatte die Lehre vom Teufel nicht besonders abgehandelt, man schloß daraus, daß er keinen glaube, daß er keine Religion habe. Alberti, dessen Gesundheit untergraben war, erlag den erlittenen Kränkungen und starb im 49. Jahre den 30. März 1772, nachdem er Goezen durch seinen Beichtvater versichern lassen, daß er ihn nie gehaßt habe. Dieser aber predigte noch an Albertis Begräbnißtage gegen ihn. — Die große Achtung der Hamburgischen Gemeinde gegen Alberti antwortete dem verdammenden Eiferer durch eine reiche Subscription zum Besten der würdigen Wittwe und ihrer zahlreichen Familie, in welcher der Name Albertis fortlebt. [1])

Noch später, in seinem eigenen Streite mit Goeze, hielt ihm Lessing die Verfolgung seines Freundes und die große Inconsequenz vor, daß er dem Mascho ähnliche Verbesserungspläne mit dem Hamburgischen Katechismus nachsah. „Wie, Herr Pastor? das wollten Sie gestatten? Als unserem guten Freunde Alberti ehedem so etwas beifiel: wem hat es die Hamburgische Kirche zu danken, daß er nicht damit durchdrang, als Ihnen?"

[1]) Von den Söhnen Albertis ist der eine als Geheimer Finanzrath in Preußischen Diensten gestorben; zwei andere wurden reiche Handelsherren in Schlesien. Von den Töchtern heirathete eine den Kapellmeister Reichardt, dessen eine Tochter Gattin des Professor Steffens wurde, eine andere L. Tieck; eine dritte den älteren Waagen. Nähere Mittheilungen über diese Familienverhältnisse giebt Steffens: „Was ich erlebte;" besonders im 4. Theile.

Drittes Buch.

Wolfenbüttel 1770—1776.

Erstes Kapitel.

Am 21. April 1770 [1]) traf Lessing von Hamburg in Braunschweig ein. [2]) Den 4. Mai fuhr er nach Wolfenbüttel hinüber, um die Bibliothek in Augenschein zu nehmen und denselben Tag noch zurückzukehren, und am 7. d. M. wurde er von dem Geheimen-Rath von Praun, in Gegenwart des bisherigen Bibliothekars Hugo und der Sekretäre von Cichin und Meyer, in sein Amt eingeführt und vereidet. [3]) An ihm lag es nicht, daß er so lange in Braunschweig aufgehalten wurde, denn schon vor seiner Abreise von Hamburg drang er in Ebert, Sorge zu tragen, daß dies nicht geschehe, und den Erbprinzen zu bitten, daß er seine Abfertigung so viel als möglich beschleunigen ließe. [4]) Wie bei früheren Gelegenheiten, ließ er seine Freunde und Verehrer ohne Geräusch im Stiche. Das Gefühl, womit er das erste Mal in seinem Leben von einem festen Amte, dazu in solcher Abgeschiedenheit, Besitz nahm, war das einer stillen Resignation. Sie spricht sich in dem Briefe an Ebert vom Tage seiner Einführung in die Bibliothek am 7. Mai aus: „Ich bin Ihnen unter den Händen weggekommen. Aber es verlohnt auch wohl der Mühe, daß man Abschied nimmt, wenn man stirbt — oder von Braunschweig nach Wolfenbüttel reiset! — Denken Sie ja nicht, weil ich dieses Beides zusammensetze, daß ich mich gestorben zu seyn glaube. Man kann nicht ruhiger und zufriedner l e b e n, als ich diese drey Tage gelebt

---

[1]) Das Datum steht nicht ganz fest. Am 28. April quittirte Lessing in Braunschweig über den Empfang der ersten Quartalzahlung seines von Weihnacht 1769 an laufenden Gehaltes. H. XX, 1, 353. Anmerk. 1. (M. und B.) — [2]) XIII, 218. H. XX, 2, 348. Gleim an Lessing den 23. April 1770. „Herr Gärtner schrieb mir ehegestern, daß mein Lessing den 20sten zu Braunschweig erwartet würde.“ XII, 415. M. 491. H. XX, 1, 579. Lessing an seinen Bruder Karl aus Wolfenbüttel den 20. [nach Redlich: 30.] April 1774: „Morgen thue ich das schon vier Jahre. . . .“ (nämlich in Wolfenbüttel „Bücher zu hüten“). — [3]) Serapeum, V, (1844). S. 223. Umrisse zur Geschichte und Beschreibung der Wolfenbüttler Bibliothek von Dr. Schönemann. — [4]) XII, 246. M. 295. H. XX, 1, 351. „Denn bedenken Sie nur selbst, (fügt er scherzend hinzu) wie viel Komödien ich Ihnen, wie viel Catalogos ich dem Geh. Rath von S(chliestedt) und wie viel antiquarische Briefe ich Klotzen zu liefern habe!“

habe. Euch Schwärmern, die Ihr alle Tage hofiert, alle Tage zu Gaste seyd, muß freylich ein solches Leben Tod dünken. Ruft immer mit jenem französischen Bedienten: es lebe das Leben! Ich rufe: es lebe der Tod! — sollte es auch nur sein, um mit keinem Franzosen etwas gemein zu haben." Diesem Briefe legte Lessing ein paar Kataloge seiner am 14. Mai stattfindenden Bücherversteigerung bei, zur Vertheilung an solche helluones librorum — meinte er, wie Ebert selbst. „Ihr unglücklichen Leute, die Ihr noch Gelder für Bücher ausgeben müßt! Diese Thorheit habe ich überstanden, und inskünftige kann ich das Geld, das ich sonst auf Bücher wandte, ver — Was meinen Sie, was ich schreiben wollte? vertrinken? verspielen? verhuren? — Wahrlich, ich wollte schreiben, v e r g r a b e n. . . ."

Lessing hoffte in der ersten Zeit seiner Anstellung nichts destoweniger in Wolfenbüttel glücklich zu leben, wie wir auch aus Nicolais Antwort vom 23. Juni entnehmen,[1]) der sich von Herzen darüber freute, sowohl, weil er sich über Lessings Glück allemal freue, als auch über seine eigene Scharfsichtigkeit, da er gegen viele Leute, welche wollten, daß ihm Wolfenbüttel nach Hamburg unausstehlich vorkommen würde, allemal geradezu behauptet hatte, daß Wolfenbüttel wenigstens vor der Hand seiner Neigung sehr gemäß sein werde. Und mit dieser Einschränkung hatte er auch wohl Recht.

„Sie glauben gar nicht," fährt aber Nicolai nun fort, „wie sehr Sie hier und in Leipzig der Gegenstand aller Gespräche sind. Einer sagt, er wird sich nun ganz ins antiquarische Fach werfen, und Gott weiß, ob er nicht gar lateinisch schreibt, um Klotzen wie den Hasen im Lager anzugreifen. Ein Anderer sagt: wer weiß, ob er länger als ein halbes Jahr in Wolfenbüttel bleibt; denn er muß nach Italien, und wenn er zu Fuße hingehen sollte. Noch ein Anderer: Nein! er muß erst seine Trauerspiele herausgeben, und hat drei oder vier Lustspiele fertig, die er auch drucken lassen wird. Wieder Einer sagt: Nein! ans Theater denkt er gar nicht mehr. Einer sagt: den Laokoon macht er fertig, sobald er Italien gesehen hat; ein Anderer: wenn er Italien gesehen hat, so wird er seinen Laokoon liegen lassen, und lauter Antiquität schreiben. Wieder ein Anderer sagt: Ja, da kennt ihr ihn noch nicht! er wird am Ende den ganzen Plunder von Antiquität wegwerfen, das Theater mit Goezen und Gesellschaft verdammen und ein System der Theologie wider die Socinianer schreiben. Sehen Sie, liebster Freund, so sind Sie in der Leute Mäulern. Schreiben Sie mir, was ich antworten soll; oder wollen Sie etwa noch ein Paar Gerüchte von sich verbreitet haben, so bin ich zu Ihren Diensten. . . ."

Es ist für die Neugierde dieser Freunde sehr bezeichnend, daß keiner beim Rathen auf dasjenige verfiel, was doch das Nächste war, ich meine die herzogliche Bibliothek zu Wolfenbüttel, welche jetzt an Lessing, nach

---

[1]) Lessings Brief ist n i c h t verloren gegangen, wie Nicolai mit großem Bedauern XIII, 225 angiebt, da er sich zu erinnern glaubte, daß Lessing über die in seinem vorigen Briefe (XIII, 216. H. XX, 2, 346) berührte Materie von der Versification, und über die Unbilligkeit gewisser Vertheidigungen Mancherlei sagte. Auch hierin hatte ihn sein Gedächtniß getäuscht. Der Brief steht bei M. XII, 299. H. XX, 1, 355. (M. und B.)

Leibniz, ihren berühmtesten und größten Vorsteher erhalten, wo er eine neue Heimath gefunden hatte. Der Ruhm der Bibliotheca Augusta, gegründet auf den großartigen Sinn des gelehrten Fürsten, ihres Stifters, und seiner gelehrten Freunde und Rathgeber, überhebt mich, auf ihre Geschichte und ihre Beschaffenheit bis zu Lessings Zeit weitläufig zurück zu kommen.[1]) Das Beste für ihren Ruhm hat Lessing gesagt nicht blos, sondern auch gethan, und bis ein günstiger Genius des deutschen Volkes einen zweiten Lessing an diese Bibliothek versetzt, wird er der lebendige Mittelpunkt ihrer neuern Geschichte bleiben. Einen so hohen Begriff er auch von der Bibliothek mitgebracht hatte, so fand er sie doch, wie er seinem Vater gestand (XII, 252. M. 305. H. XX, 1, 363), weit vortrefflicher, als er sie sich jemals eingebildet hatte. Was er (in der Vorrede zu den „Beiträgen") am Meisten an ihr hervorhob, war das Planmäßige ihrer Anlage, wie er sich ausdrückt: „Die meisten Bibliotheken sind entstanden: nur wenige sind angelegt worden, und vielleicht ist keine einzige mit der Geflissenheit angelegt worden, deren sich ein so kundiger Fürst, als Augustus war, in einer ununterbrochenen Folge von nahe funfzig Jahren beeiferte." Wenngleich die sonst ausgezeichneten Nachfolger dieses Fürsten nicht mit demselben Eifer für dessen Schoßkind besorgt waren (daher es Leibniz für nöthig hielt, vor dem drohenden Verfall des sonstigen Glanzes der Bibliothek zu warnen, wie ihm denn dieselbe auch eine der bedeutendsten Erwerbungen verdankte,[2]) so machte sich die Bibliothek doch erst seit dem Ende des siebzehnten Jahrhunderts, bei dem hohen Freisinn der gebildeten Fürsten Braunschweigs, recht für die Literatur und Gelehrsamkeit nutzbar, daher Lessing behaupten durfte: „daß in diesem Jahrhundert schwerlich eine Bibliothek in Europa so viele und so wichtige Beiträge zu so mancherlei Theilen der Gelehrsamkeit geliefert habe, als die von Wolfenbüttel." Eine neue, gewissermaßen die zweite Blüthe für die Geschichte der Bibliothek, entfaltete sich während der langen und doch von so unglücklichen Zeiten getragenen Regierung des Herzogs Karl von Braunschweig,[3]) welcher sich, nach Lessings Ausdruck, das Recht erwarb, „der zweite Stifter der Bibliothek zu heißen." Während Wolfenbüttels Wohlstand durch die Verlegung der Residenz nach Braunschweig (1754) und bald darauf durch die französischen Besatzungen im siebenjährigen Kriege (1757 und 1761) plötzlich herabsank,[4]) und die Staats-Haushaltung selbst immer tiefer in Verfall gerieth, war dennoch die Zeit von Lessings Vorgänger, Hugo, im Erwerb für die Herzogliche

---

[1]) Die äußere Geschichte der Bibliothek von Jakob Burckhard (Historia Bibliothecae Augustae. 1744—1746. 4.), ist von Lessing in der Vorrede seiner Beiträge gewürdigt. Außerdem vergleiche man Schönemanns Umrisse u. s. w. a. a. O. Im Jahre 1744 feierte die Bibliothek das erste Jahrhundert ihres Bestehens in Wolfenbüttel. [2]) Vgl. Guhrauers Aufsatz: „Bibliothekarisches aus Leibnizens Leben und Schriften," im Serapeum 1851. Nr. 1 und 2. 18—19. — [3]) Er regierte von 1735—1780. — [4]) Ich führe die Worte Schönemanns a. a. O. S. 215 an. — Wie schnell Wolfenbüttels Wohlstand und Bedeutung seit dem siebenjährigen Kriege gesunken war, zeigt die Vergleichung der Einwohnerzahl in Hassel und Berges Geogr. statist. Beschreibung des Fürstenthums Wolfenbüttel und Blankenburg. S. 321. Die Stadt zählte noch 1748, mit Einschluß der Besatzung, 12000 Einwohner, welche Zahl bis 1765 nach und nach auf beinahe die Hälfte, 6645, herabsank und noch länger abnahm. In neuester Zeit hat sich die Zahl bis auf c. 11000 wieder gehoben.

Bibliothek eine der glücklichsten, indem die großen, schon seit des Stifters Tode (1666) entstandenen, von Leibniz vergebens beklagten, und mit jedem Jahre sichtbarer und empfindlicher gewordenen Lücken durch eine Reihe fürstlicher Vermächtnisse und außerordentlicher Zuschüsse wenigstens einigermaßen ausgefüllt und gedeckt wurden. [1])

Daß nun Lessing durch die Fürsorge des Erbprinzen zum Vorsteher einer solchen Bibliothek gesetzt wurde, wäre vielleicht das Geringste gewesen, kam es blos darauf an, ihn zu versorgen, und zwar durch Amt und Geschäfte, die jeder Bibliothekar eben so gut, ja in mancher Rücksicht viel besser als Lessing versehen hätte. Das Große, ja wohl das Einzige bei dieser Anstellung war aber, daß man dabei den Bibliothekar für eben so wichtig hielt als die Bibliothek; noch mehr: als wenn sie hauptsächlich für ihn, für seinen, die ganze Literatur umspannenden Geist vorhanden wäre. Deutlich geht es schon hervor aus dem bereits angeführten, noch vor Lessings Eintreffen in Braunschweig geschriebenen Briefe des Abts Jerusalem an Bahrdt, worin er es für den ganzen Endzweck seines Berufs erklärt: „daß er die in dieser Bibliothek und besonders in dem großen Vorrath von Manuscripten, die einige tausend Volumina ausmachen, verborgene und vielleicht zum Theil noch gar nicht gekannte Schätze der Welt bekannter mache. Deswegen gehe der bisherige Bibliothekar ab, Lessing behalte aber zu seinen Gehülfen zwei Sekretäre und einen sogenannten Bibliothek-Knecht, so daß er mit dem mehr Mechanischen in der Bibliothek eigentlich nichts zu thun habe.“ Im Bewußtsein dieser seiner Unabhängigkeit konnte Lessing der Wahrheit gemäß an seinen Vater schreiben: „Eigentliche Amtsgeschäfte habe ich dabey keine andere, als die ich mir selbst machen will. Ich darf mich rühmen, daß der Erbprinz mehr darauf gesehen, daß ich die Bibliothek, als daß die Bibliothek mich nutzen soll. Gewiß werde ich Beides zu verbinden suchen: oder eigentlich zu reden, folget schon eins aus dem andern.“ (XII, 252. M. 305. H. XX, 1, 363).

Solche, die das Wesen des Bibliothekars ganz in den Mechanismus der Verwaltung, in die Technik der Bibliotheks-Geschäfte setzen und gleichsam den Leib der Bibliothek vor allem im Auge haben, mögen die Anstellung der Lessinge an die Spitze einer großen Bibliothek als ungeeignet betrachten; — da Langer und Heyne ihnen in diesem Urtheil vorangingen.[2]) Wer aber mit Ebert den Geist dieses Berufs noch über den Leib desselben zu setzen versteht, wird uns beistimmen, wenn wir sagen: Lessing war ein geborener Bibliothekar, er, der wie sein ehemaliger Vorgänger Leibniz in der Bücherwelt groß geworden, der schon als Student sich gern in Bibliotheken vergrub, dessen einzige Verschwendung, wenn dieses Wort erlaubt ist, auf Bücher und gute Ausgaben ging. Gab es für ihn noch ein Amt und einen festen

---

[1]) Ueber das Einzelne dieser Erwerbungen giebt Schönemann a. a. O. S. 215 bis 219, näheren Aufschluß. Vgl. C. G. W. Schiller, Braunschweigs schöne Literatur in den Jahren 1745 bis 1800. Wolfenbüttel 1845, S. 256. Darunter war das von der Herzogin Elisabeth Sophie Marie, Wittwe des Herzogs August Wilhelm, 1764 geschenkte, von ihr seit 25 Jahren gesammelte Bibel-Cabinet, bestehend aus 1161 Bänden, merkwürdig, weil dadurch später der Pastor Goeze in Hamburg in Beziehung zu der Wolfenbüttler Bibliothek und aufs Neue zu Lessing trat. — [2]) F. A. Eberts Ueberlieferungen I, 20.

Beruf, dem er bis dahin so lange als möglich aus dem Wege ging, so war es der des Bibliothekars, in dem Sinne, wie der edle Prinz, der ihn zu würdigen verstand, und Lessing selbst ihn auffaßte, und am meisten in einer Bibliothek, wie die Augustana. Dies erkannte er an, wenn er sich in demselben Briefe ausdrückte: „Die Stelle selbst ist so, als ob sie von je her für mich gemacht wäre: und ich habe es um so viel weniger zu betauren, daß ich bisher alle anderen Anträge von der Hand gewiesen.“ Wie gewissenhaft Lessing seinem Berufe, in dem Geiste, wie er ihn auffaßte und als Lessing nur auffassen konnte, nachlebte, wird der Verfolg zeigen.

Gleich in den ersten Tagen machte Lessing die Entdeckung seines „Berengarius Turonensis,“ die bedeutendste literarische Entdeckung, welche aus dem Jahrhundert Gregors VII. gemacht werden konnte; fügen wir hinzu, doppelt und dreifach wichtig, weil sie Lessing in die Hände fiel, der das Metall, das er aus der Verborgenheit hervorzog, auch selbst zu münzen verstand. Mehrere Gelehrte seit der Reformation haben Bedeutendes aus den Schätzen der Klosterliteratur zu Tage gefördert und zu Haufe gebracht; wenige machten die rechte Anwendung davon; keiner mit der belebenden Methode Lessings, keiner mit so viel Unparteilichkeit, mit so viel Seele. Eine Frage, die bis dahin Gegenstand theologischer Polemik gewesen, wird hier zu einer Frage der Christenheit, ja der Menschheit selbst erhoben, und auf den Gang des menschlichen Geistes bezogen. Die Wärme, welche unwillkürlich mitten aus diesen, meist trockenen und subtilen Diatriben uns entgegenströmt, verräth uns, daß Lessing auf einen Mann verwandten Geistes und Charakters gestoßen ist.[1]) Die allgemeine Tendenz in der Schrift über den Berengarius erinnert wohl an die „Rettungen,“ welche Lessing in der Jugend zu Wittenberg schrieb, deren Helden (bis auf Horaz) fast sämmtlich aus dem Zeitalter der Reformation genommen waren, wobei ihn unwillkürlich der gegebene Standpunkt seiner Kirche trug; hier führt ihn seine Entdeckung von selbst in das Mittelalter, ins elfte Jahrhundert, wohin die kirchlichen Parteiungen der neueren Zeit nicht reichen; wo rechtgläubig und lutherisch noch nicht das Nämliche ist; wie ihn später der Streit über das Ansehen der Bibel noch höher hinauf, in das Zeitalter der Kirchenväter, ja in das Apostolische Jahrhundert zurückführen wird.

Ein Rückblick auf die Epoche, da Berengar auftrat, wird uns der rechten Würdigung von Lessings Fund näher bringen. (Einen Fund nämlich und nicht eine Entdeckung wollte er bescheiden mit seinem Manuskripte gemacht haben. „Man entdeckt, was man sucht: man findet, woran man nicht denkt.“)

Gerade in der Zeit, da das Gefühl einer allgemeinen Zerrüttung die Erwartung des Unterganges aller irdischen Dinge hervorrief, im elften Jahrhundert,[2]) entwickelte sich der Keim einer neuen geistigen Schöpfung, aus welcher die großen Geisteswerke der Kirche des spätern Mittelalters hervor-

---

[1]) „Es hat etwas Merkwürdiges, daß diese Schrift (des Berengarius) zuerst in die Hände eines Mannes fiel, der mit ihrem Verfasser geistesverwandt war.“ K. F. A. Kahnis, Die Lehre vom Abendmahl. Leipzig 1851. 235. — [2]) A. Neander, Allgemeine Geschichte der christlichen Religion und Kirche. IV, 408.

gingen. In Frankreich (der Heimath Berengars, dem wahren Brennpunkte alles höheren Geisteslebens im damaligen christlichen Europa) war durch einen Gerbert, als Vorsteher der bischöflichen Schule zu Rheims, und einen Abbo von Fleury, der Same eines neuen wissenschaftlichen Strebens ausgestreut worden, welcher auf einen empfänglichen Boden fiel. Gerberts Schüler, Fulbert, gründete und leitete eine blühende theologische Schule zu Chartres, in welcher ein höherer, vorbildender Unterricht in den Wissenschaften ertheilt, und welche von jungen Männern weit und breit her besucht wurde. Fulberts würdiger, an Geist ihm überlegener Schüler aber, Berengar,[1]) wirkte als Kanonikus und Vorsteher der Domschule zu Tours mächtig, den Eifer für Wissenschaft unter den Geistlichen anzuregen. Die Jugend aus ganz Frankreich sammelte sich um ihn; durch sein freundliches Wohlwollen zog er die Jünglinge an, und er unterstützte die Armen mit leiblicher Nahrung.[2]) Aus Pavia kam Lanfrank, bald der angesehenste unter den Gegnern Berengars, nach Frankreich und machte die Klosterschule zu Bec in der Normandie zu einem Sitze auflebender Wissenschaft.[3]) Ein gewandter Kenner der Dialektik, von welcher er in der Theologie, in dem Kampfe mit Berengar oft so glänzenden Gebrauch machte, ging er mit der Zeit von ihr zum Studium der Bibel über, im Geiste seines deutschen Zeitgenossen Williram, des Vorstehers der Domschule zu Bamberg, des Uebersetzers des hohen Lieds, welcher seine Freude darüber äußerte, daß auch Viele aus Deutschland hinströmten ihn zu hören, so daß auch für die deutsche Kirche daher Nutzen zu erwarten sei.[4]) Lanfranks Schüler und Amtsnachfolger, Anselmus von Aosta, suchte selbständig die christliche Glaubenslehre philosophisch zu begründen. Er hauptsächlich bereitete die zunächstfolgende Phase der scholastischen Theologie vor; durch den philosophischen Beweis des Daseins Gottes ward er Vorgänger des Cartesius. Sein Schüler Hildebert, Bischof von Tours, hellsinnig, mit römischen Klassikern bekannt, ein vortrefflicher Dichter und Verfasser einer im Mittelalter unübertroffenen christlichen Pflichtenlehre, bewegte sich in der Mitte zwischen Speculation und positivem Glauben.[5]) In diesem Kampfe zwischen der freien Forschung und der Vernunft und dem Ansehen der kirchlichen Ueberlieferung nahm keiner entschiedener die Partei der ersteren, als Berengar, welchen einer seiner Gegner, Hugo, Bischof von Langres, den scharfsinnigsten der Menschen nannte, virorum acutissimum. Als ihn Lanfrank der Verachtung der Autoritäten beschuldigte, sagte er, diese

---

[1]) Geboren im Anfang des 11. Jahrhunderts zu Tours. Im J. 1030 in seine Vaterstadt zurückgekehrt, wurde er hier zum Scholasticus der Schule zum heil. Martin angestellt; und blieb es selbst nach seiner Ernennung zum Archidiaconus zu Angers 1039. (Biogr. univers). — [2]) Neander a. a. O. 410 mit dem Zusatz: „Dies sagt selbst ein heftiger Gegner Berengars, der Erzbischof Guitmund von Aversa, der ihn freilich von seinem Standpunkte als einen Verführer der Jugend bezeichnet.“ — [3]) In der Normandie fand sich seit dem 10. Jahrhundert das meiste intellektuelle Leben von Frankreich. Die Abtei von Bec war nur die erste an Rang unter vielen andern blühenden Schulen, zu Rouen, Saint-Ouen, Lisieux, Caen u. A. (J. J. Ampère, Histoire littéraire de la France avant le douzième siècle. III, 350). — [4]) Neander IV, 411. — [5]) Wachler, Handbuch der Geschichte der Literatur II, 256. 375. Hildebert ist auch der Erfinder des Ausdrucks: Transsubstantiatio von der Wandelung im Abendmahl.

Beschuldigung zurückweisend: „Allerdings sei es etwas unvergleichlich Höheres, bei der Erforschung der Wahrheit die Vernunft, als die Autorität zu gebrauchen.“ Wenn jener ihm den Vorwurf macht, daß er die Dialektik angewendet, so geht Berengar nach dieser Seite so weit, zu sagen: „Christus selbst sei ein Dialektiker, er, der die Weisheit und die Kraft Gottes keineswegs verschmäht, sondern zur Widerlegung seiner Widersacher gebraucht habe (Matth. 12, 27. und 22, 46).“ Zur Dialektik seine Zuflucht nehmen, sagt er, sei so viel, als zur Vernunft seine Zuflucht nehmen, und wer dies nicht thue, der verläugne (da der Mensch nach der Vernunft zum Bilde Gottes erschaffen ist) seine Würde und könne nicht von Tag zu Tag zum Bilde Gottes erneut werden.[1]) Mit solcher Gesinnung und solchem Geistesdrang sehen wir Berengar nach der Vergangenheit hin einem Johann Scotus Erigena, nach der Zukunft dem ein Jahrhundert jüngern Abailard die Hand reichen.

Wie sehr aber die Kirche sowohl vor, als auch nach der Reformation die Wichtigkeit und die Bedeutung eines für seine Zeit so hervorragenden Geistes, wie Berengar, verstanden hat, beweist der Eifer, womit man diesen Ketzer vor seinem Ende als bekehrt und mit der Kirche versöhnt in der Geschichte hinstellte. Während man so seine ketzerische Meinung dem Urtheile unbedingt preisgab, glaubte die reformirte Kirche in Bezug auf die Lehre vom Abendmahl (den Kampf seines ganzen Lebens) Berengar als einen der Ihrigen feiern zu dürfen — während Luther seine Verdammung billigen und loben konnte[2]) — was indeß nicht hinderte, daß die Benediktiner, vor allen Mabillon, den Berengar vielmehr als einen Vorgänger Luthers, denn eines Calvin oder Zwingli bezeichneten.[3])

Man hatte endlich von beiden Seiten (der katholischen, wie lutherischen) den Charakter Berengars als Menschen und als Forschers verschieden angetastet. Ihn unter die Ketzer zu stellen, war, in Lessings Augen wenigstens, nicht das Schlimmste. Denn „das Ding,“ sagt er, „was man Ketzer nennt, hat eine sehr gute Seite. Es ist ein Mensch, der mit seinen eignen Augen wenigstens sehen wollen. Die Frage ist nur, ob es gute Augen gewesen, mit welchen er selbst sehen wollen. Ja in gewissen Jahrhunderten ist der Name Ketzer die größte Empfehlung, die von einem Gelehrten auf die Nachwelt gebracht werden können; noch größer als der Name Zauberer, Magus, Teufelsbanner; denn unter diesen läuft doch mancher Betrieger mit unter. . . .“ Allein während katholische Schriftsteller, nur auf die Stimme der Gegner hörend, Berengars Widerspruch gegen die herrschende Lehre auf die unlautern Quellen beleidigten Ehrgeizes oder gar der politischen Intrigue zurückführten,[4]) hatte ein Mosheim ihn in Verdacht, er habe mit Fleiß seine

---

[1]) Neander a. a. O. — [2]) XIII, 320. M. 256. H. XIV, 100, wo Luthers eigene Worte angeführt sind, womit er „nicht allein die von dem Pabst gegen ihn gebrauchte Gewalt für Recht erkannte, sondern billigte auch die Ausdrücke des ihm aufgedrungenen Widerrufs sogar mehr, als sie selbst von manchen Katholiken gebilliget worden.“ Dabei will Lessing Luthern nichts Böses nachgesagt haben: „Luther hatte hier kein Arges.“ — [3]) VIII, 323. M. 259. H. XIV, 103. — [4]) Gfrörer hat zuerst die Vermuthung aufgestellt, der König von Frankreich, Heinrich I., habe eine Trennung von der römischen Kirche und die Errichtung einer französischen Landeskirche mit einem

Meinung so dunkel und zweideutig vorgetragen, damit sie nicht allzu greulich scheinen möge. Mehr wie jede andere Mißkennung setzt diese Vermuthung des sonst so bescheidenen Mosheim Lessing in Bewegung; sie abzuweisen, bedurfte es keiner Entdeckung, sondern genügte es, in seinen eigenen Busen zu greifen. Dies entlockt ihm eine der beredtesten Stellen, bald im Anfange der sonst ziemlich trocknen Untersuchungen. „Womit," fragt er, „hätte Berengarius diesen Verdacht verdienet? . . . Will man sagen, damit, daß er schwach genug war, die erkannte Wahrheit zu verleugnen?

„Das sei fern! — Ich weiß nicht, ob es Pflicht ist, Glück und Leben der Wahrheit aufzuopfern; wenigstens sind Muth und Entschlossenheit, welche dazu gehören, keine Gaben, die wir uns selbst geben können. Aber das, weiß ich, ist Pflicht, wenn man Wahrheit lehren will, sie ganz oder gar nicht zu lehren; sie klar und rund, ohne Räthsel, ohne Zurückhaltung, ohne Mißtrauen in ihre Kraft und Nützlichkeit zu lehren: und die Gaben, welche dazu erfordert werden, stehen in unserer Gewalt. Wer die nicht erwerben, oder, wenn er sie erworben, nicht brauchen will, der macht sich um den menschlichen Verstand nur schlecht verdient, wenn er grobe Irrthümer uns benimmt, die volle Wahrheit aber vorenthält, und mit einem Mitteldinge von Wahrheit und Lüge uns befriedigen will. Denn je gröber der Irrthum, desto kürzer und gerader der Weg zur Wahrheit: dahingegen der verfeinerte Irrthum uns auf ewig von der Wahrheit entfernt halten kann, je schwerer uns einleuchtet, daß er Irrthum ist.

„Weil Berengarius schwach war: muß er darum mit Vorsatz auch falsch gewesen seyn? Weil ich ihn beklagen muß, soll ich ihn auch verachten müssen? Der Mann, der, bey drohenden Gefahren, der Wahrheit untreu wird, kann die Wahrheit doch sehr lieben, und die Wahrheit vergiebt ihm seine Untreue, um seiner Liebe willen. Aber wer nur darauf denkt, die Wahrheit unter allerley Larven und Schminke an den Mann zu bringen, der möchte wohl gern ihr Kuppler seyn, nur ihr Liebhaber ist er nie gewesen.

„Ich wüßte kaum etwas schlechters als einen solchen Kuppler der Wahrheit, und der Verdacht, daß Berengarius dergleichen gewesen seyn könne, ist dessen, den er trift, und dessen, der ihn hägen konnte, gleich unwürdig."

So streng, und auf der andern Seite doch wieder so mild und nachsichtig, will Lessing den Bekenner und Märtyrer der Wahrheit, auch wenn er schwach ist, beurtheilt haben; während er ein Paar Seiten vorher von Adelmann, dem „halb träumenden" Jugendfreunde des Berengar mit Achsel-

---

eigenen Landespabste beabsichtigt, Berengar aber beauftragt ein französisch-katholisches Dogma zu schaffen. Berengar sei „die Katzenpfote, der geistliche Schildknappe des Königs gewesen, bestimmt zum Verfertiger und Offenbarer des neuen französisch-katholischen Dogma. Der König habe ihm Geld zur Verfügung gestellt, um Anhänger für dies neue Dogma, diese nichtswürdigen Neuerungen in der Lehre zu werben" u. s. w. Dies wird mit verschiedenen Hypothesen unterstützt, welche indeß neuerdings von einem gründlichen Forscher, H. Sudendorf, in seiner Schrift: Berengarius Turonensis oder eine Sammlung ihn betreffender Briefe. Hamburg u. Gotha 1850, 108, widerlegt werden. „Gfrörers Behauptung ist deshalb gewagt, haltlos und ungerecht."

zucken spricht.[1]) Mit nicht weniger Eifer und Wärme weist Lessing auch von vorn herein, aus psychologischen und moralischen Gründen, die sogenannte Bekehrung des Berengarius zurück, über welche die Benediktiner und fast alle übrige Gelehrte der katholischen Kirche als eine ausgemachte Sache berichten. Er findet sie an und für sich selbst so unwahrscheinlich, so unbegreiflich, daß, wenn sie auch auf ungleich gültigeren Zeugnissen beruhte, er sich dennoch die Freiheit nehmen würde (bekennt er), daran zu zweifeln. „Ja, ein großer Theil meiner Beruhigung würde von diesem Zweifel abhangen. — Ein Mann, wie Berengarius, hätte die Wahrheit gesucht; hätte die gesuchte Wahrheit in einem Alter, in welchem sein Verstand alle ihm mögliche Reife haben mußte, zu finden geglaubt; hätte die gefundene Wahrheit muthig bekannt, und mit Gründen andere gelehret; wäre bei der bekannten und gelehrten Wahrheit, Trotz allen Gefahren, Trotz seiner eignen Furchtsamkeit vor diesen Gefahren, dreyßig, vierzig Jahre beharret: und auf einmal, in eben dem Augenblicke, da unter allen erworbenen Schätzen, dem Menschen keine werther seyn müssen, als die Schätze der Wahrheit, die einzigen, die er mit sich zu nehmen Hoffnung hat, — eben da, auf einmal, hätte seine ganze Seele so umgekehret werden können, daß Wahrheit für ihn Wahrheit zu sein aufhörte? — Wer mich dieses bereden könnte, der hätte mich zugleich beredet, allen Untersuchungen der Wahrheit von nun an zu entsagen. Denn wozu diese fruchtlosen Untersuchungen, wenn sich über die Vorurtheile unserer ersten Erziehung doch kein dauerhafter Sieg erhalten läßt? . . . . Nein, nein; einen so grausamen Spott treibet der Schöpfer mit uns nicht. Wer daher in Bestreitung aller Arten von Vorurtheilen niemals schüchtern, niemals laß zu werden wünschet, der besiege ja dieses Vorurtheil zuerst, daß die Eindrücke unserer Kindheit nicht zu vernichten wären. Die Begriffe, die uns von Wahrheit und Unwahrheit in unserer Kindheit beygebracht werden, sind gerade die allerflachsten, die sich am allerleichtesten durch selbst erworbene Begriffe auf ewig überstreichen lassen: und diejenigen, bey denen sie in einem spätern Alter wieder zum Vorschein kommen, legen dadurch wider sich selbst das Zeugniß ab, daß die Begriffe, unter welchen sie jene begraben wollen, noch flacher, noch seichter, noch weniger ihr Eigenthum gewesen, als die Begriffe ihrer Kindheit. Nur von solchen Menschen können also auch die gräßlichen Erzehlungen von plötzlichen Rückfällen in längst abgelegte Irrthümer auf dem Todbette, wahr seyn, mit welchen man jeden kleinmüthigern Freund der Wahrheit zur Verzweiflung bringen könnte. Nur von diesen; aber von keinem Berengarius. Ein Berengarius stirbt sicherlich, wie er lehrte; und so sterben sie alle, die eben so aufrichtig, eben so ernstlich lehren, als er."

So Lessing. Für die Geschichte, dürfte man sagen, ist mit diesen Betrachtungen wenig bewiesen; aber als ein kostbares Selbstbekenntniß Lessings

---

[1]) „Einer von den ganz gemeinen Leuten, die mit halb offnen Augen, wie im Traume, ihren Weg so fortschlendern. Entweder weil sie nicht selbst denken können, oder aus Kleinmuth nicht selbst denken zu dürfen vermeinen, oder aus Gemächlichkeit nicht wollen, halten sie fest an dem, was sie in ihrer Kindheit gelernt haben: und glücklich genug, wenn sie nur von andern nicht verlangen, mit Gutem und Bösem verlangen, daß sie ihrem Beyspiele hierinn folgen sollen."

von dem, was von ihm zu erwarten war, wenn er sich in der Lage eines Berengarius fand, mußte diese Stelle hier ihren Platz erhalten. „Heil dem Verfasser! (ruft hier der Recensent der Allgemeinen Deutschen Bibliothek) für diese vortreffliche Anmerkung! Sie hat mir neuen Muth eingegossen, unparteiisch zu untersuchen, die Wahrheit frei zu sagen, eher zu sterben, als sie zu verachten. Bei vielen edlen Lesern wird sie gleiche Wirkung haben." Der Name dieses Recensenten war — Johannes Müller. Es war die erste Recension des damals zwanzigjährigen Jünglings![1])

Zweites Kapitel.

Wenn die Benediktiner, welche die Gelehrtengeschichte von Frankreich schrieben, die schließliche Bekehrung des Berengarius als ausgemacht annahmen, so schrieben sie diese Umwandlung der Wirkung eines Werkes von Lanfrankus zu, welcher unter den Gegnern des Berengarius den ersten Platz einnimmt. Dieses Werk,[2]) das mit großem Beifall von der Kirche aufgenommen ward und noch jetzt als ein Hauptwerk in den eucharistischen Streitigkeiten betrachtet wird, war gegen diejenige Schrift des Berengarius gerichtet, worin er der Glaubensformel, die er auf der Kirchenversammlung zu Rom (1059), unter Nikolaus II., zu unterschreiben gezwungen worden, entsagte, und seine abgeschworene Meinung zugleich aufs Neue vertheidigte. Diese Widerlegung des Lanfrankus hätte, den Benediktinern zufolge, Berengarius ohne Antwort gelassen, und die Vorsehung hätte sich eben dieser Widerlegung bedient, dem unglücklichen Scholastiker die Augen zu öffnen und das Herz zu rühren.

Die Antwort des Berengarius auf dieses niederdonnernde, triumphirende Werk des Lanfrankus, von der bis dahin Niemand jemals gehört, oder irgendwo gelesen — das ist eben das Manuskript, welches Lessing gleich Anfangs unter den Handschriften der Bibliothek zu Wolfenbüttel fand, ein umständliches und ausführliches Werk, das, auch ohne alle sich daran knüpfenden polemischen Beziehungen, eine Bereicherung der theologischen und kirchengeschichtlichen Literatur des Mittelalters genannt werden konnte; und die

---

[1]) Allgem. d. Bibl. 1770, XVIII. J. v. Müllers Werke X, 7. Nicolai, dem Müller damals von Schlözer empfohlen wurde, schlug ihm Lessings Schrift vor. Müller vermißte nur bei Lessings Betrachtungen — „Ruheplätze und Erfrischungen des Geistes" nennt er sie — die gedrängte Kürze des Tacitus!! Auch sind ihm die „vielleicht" und „sollte wohl" in der Geschichte anstößige, verhaßte Wörter, und das „mißbrauchte Beispiel eines Lessing könnte leicht der weniger historischen Kritik eines Unerfahrenen tödtlich sein." (Eher umgekehrt!) Die Begeisterung des jungen Gelehrten äußert sich in dem Ausruf: „Teutschland kann stolz sein, daß Lessing sein Bürger ist!" Eine Folge dieser Recension war aber die — daß die Allgem. Deutsche Bibliothek in den österreichischen Staaten verboten wurde! Das Nähere erzählt Nicolai in seiner Reise durch Deutschland IV, 860—861. — [2]) De corpore et sanguine Domini, oder de Eucharistia, oft gedruckt. S. Schröckh XVIII, 528.

wichtigen Ergebnisse, die er für die Geschichte der gesammten Berengarischen Händel, für die Kirchengeschichte dieses merkwürdigen Zeitalters, für die persönliche Kenntniß der darin handelnden Charaktere daraus zog, das vollendete Lessings Entdeckung.

Die Ankündigung dieses wichtigen Werkes[1]) ist ein Brief an den Professor der Theologie, Conr. Arn. Schmid, bei dem Carolinum in Braunschweig, welcher kurz vorher den Brief des Adelmann an Berengarius, worin er ihn von seinen Neuerungen zurückzuführen suchte, aus einer Wolfenbüttelschen Handschrift bedeutend ergänzt, herausgegeben hatte. Die Schrift erschien zu eben der Zeit, als Lessing zum Bibliothekar in Wolfenbüttel ernannt wurde,[2]) und „es war natürlich (sagt Lessing in der Vorrede), daß meine Neugierde, die ungedruckten Schätze derselben kennen zu lern'en, dadurch ihre erste Richtung erhielt.“[3])

„Aber Sie wollen wissen (fragt Lessing diesen Freund), wie ich zu dieser Entdeckung gekommen? und wie es möglich gewesen, daß sie mir aufbehalten bleiben können?“

„Auf den ersten Punkt antworte ich Ihnen, daß es, genau zu reden, keine Entdeckung, sondern, wie ich es schon genannt habe, ein Fund ist. Ich war dabey, mir, meiner itzigen Bestimmung gemäß, die Manuskripte der Bibliothek näher bekannt zu machen, als es aus den bloßen Verzeichnissen geschehen kann. Ich hatte meine Ursachen, warum ich mit den sogenannten Weissenburgischen, . . . anfangen wollte.[4]) In dem festen Vorsatze, Stück nach Stück vor die Hand nehmen, und keines eher wieder wegzulegen, als bis ich mir eine hinlängliche Idee davon gemacht, traf ich gleich Anfangs auf einen Band, der von außen Tractatus de Coena Domini et Transsubstantiatione neuerlich beschrieben war. . . . Ihr Adelmann war

---

[1]) Unter dem Titel: Berengarius Turonensis: oder Ankündigung eines wichtigen Werkes desselben, wovon in der Herzoglichen Bibliothek zu Wolfenbüttel ein Manuscript befindlich, welches bisher völlig unbekannt geblieben; von Gotthold Ephraim Lessing, Bibliothekar daselbst. Braunschweig, im Verlage der Buchhandlung des Waisenhauses. 1770. 4. — [2]) Adelmanni, Brixiae Episcopi, de veritate corporis ac sanguinis Domini ad Berengarium epistola etc. Brunsv. 1770. Lessing hatte Anfangs Lust, den Adelmann in der Allgemeinen Bibliothek anzukündigen; XII, 249. M. 302. H. XX, 1, 358; es unterblieb. In dem Briefe an Schmid, vom 23. Mai 1770, worin er ihm für die Uebersendung des Adelmann dankt, giebt er ihm eine so eben von ihm gefundene Notiz zur nähern Bestimmung des Sterbejahrs von Adelmann und sagt: „Ich gebe meine Hoffnung nicht auf, noch etwas von Adelmann selbst, oder von Berengarius aufzutreiben, um einmal eine ansehnliche Ausgabe zu veranstalten.“ (XII, 248 f. M. 301. H. XX, 1, 357.) — [3]) „. . . Kommen Sie; ich rufe Ihnen selbst das Ἑρμῆς κοινός [Halb Part!] zu: denn Sie sind es, Ihr Adelmann ist es, ohne die ich doch gewiß diesen Fund nicht gemacht hätte.“ (VIII, 327. M. 262. H. XIV, 106. — [4]) Ueber Ursprung und Werth dieser 1689 erworbenen kostbaren Handschriftensammlung vgl. Schönemann, Serapeum IV, 213. Sie hat ihren Namen von der alten Abtei Weißenburg im Elsaß, und wurde 1678 den Rhein hinunter zur Frankfurter Messe geführt, um als altes Pergament für die Goldschläger verkauft zu werden; in Mainz, wo das Schiff des Stapelrechts wegen anlangte, wurde sie von Heinr. Jul. von Blum gerettet und nach elfjähriger Verhandlung für den geringen Preis von 1000 Thlrn. an die Bibliothek von Wolfenbüttel verkauft. Unter den 102 Bänden, meistens vom 8. bis 11. Jahrhundert geschrieben, befanden sich fünf Sterne erster Größe,. den Berengarius eingeschlossen, dessen Entdeckung Lessingen aufbewahrt blieb.

mir noch im frischen Gedächtnisse; und da die Handschrift eines mit seinem Briefe so verwandten Inhalts, mir, dem Alter nach, seinen Zeiten sehr nahe zu kommen schien: so können Sie leicht denken, ob sie meine Neugier weniger reitzte, als eine andere." Und so fährt Lessing fort, uns Schritt vor Schritt seine Entdeckung zu erzählen. Wie es aber gekommen, daß sie gerade ihm aufbewahrt gewesen, will er unter andern aus dem eigenthümlichen Umstande erklären, daß der Codex (welcher allem Ansehen nach in dem elften, längstens zu Anfang des zwölften Jahrhunderts geschrieben ist) weder Anfang noch Ende hat; eine Verstümmelung, woran ohne Zweifel Vorsatz mitgewaltet. „Man hat das Werk den Augen der Neugierde entziehen wollen: man hat die gemeinen Leser, welche der Name Berengarius zu häufig anlocken dürfte, wollen vorbeyschießen lassen. Vielleicht hat man es auch vor einer gänzlichen Vernichtung, die es von dummen Eiferern und eigennützigen Zwangslehrern zu besorgen hatte, dadurch in Sicherheit setzen wollen: man hat die kenntlichsten Theile aufgeopfert, um das Ganze zu bergen. . . . . . Und dieser Vorsorge, das Werk eines Erzketzers, es sei nun weniger in die Augen fallend zu machen oder vor dem Untergange zu retten, habe ich es denn ohne Zweifel vornehmlich zu danken, daß die Wiedererkennung desselben mir aufgespart bleiben können."

Zur Beurtheilung dessen nun, was Lessing mit seinem wichtigen Funde geleistet hat, darf man nicht übersehen, daß das Gegebene hinter dem ursprünglichen Plane weit zurückgeblieben ist, und daß wir, wie so oft bei Lessing, wiederum eigentlich nur ein Fragment erhalten haben. Aus seinen Briefen wissen wir, daß er einen zweiten Theil zum Berengarius schreiben wollte, welcher dasjenige, was auf den letzten Seiten der Abhandlung nur im Allgemeinen angedeutet ist, mit aller wissenschaftlichen Ausführlichkeit näher begründen sollte. Dies betraf die dogmatische Seite des berühmten Streites, welche Lessing in der Vorrede als den wesentlichen Inhalt des angekündigten Werkes hervorhebt, und wobei er überdies gewisse Dinge noch zurückhielt, „die zwar nicht eigentlich das Werk des Berengarius betreffen, aber doch aus demselben ein so besonderes Licht erhalten, und mit demselben in so genauer Verbindung stehen, daß sie einer eigenen Erörterung gewiß sehr werth sind." Vornehmlich galt dies den Schriften des Paschasius und Ratramnus.[1])

---

[1]) Paschasius Radbert, Abt des Klosters Corbin, war der erste, welcher in einer im Jahre 831 verfaßten Schrift (de sacramento corporis et sanguinis Christi) die Lehre von der Brotverwandlung ausführlich entwickelt und vertheidigt. Ratramnus, Mönch in demselben Kloster, setzte jenem, auf Anregung König Karls des Kahlen, sein Buch über denselben Gegenstand entgegen. Ein zweiter, noch viel berühmterer Gegner des Paschasius war der Philosoph Johann Scotus Erigena, dessen hieher gehörige Schrift beim Berengarius eine große Rolle spielte, obschon sie später mit der ähnlichen des Ratramnus verwechselt wurde. Scotus vertrat den entschiedensten Gegensatz zu der Brotverwandlungslehre. (Neander IV, 458 ff.). Stäudlin, welcher, nach Lessing und mit Beziehung auf ihn, dem Berengarius die ausführlichste kritische Untersuchung gewidmet hat (Archiv für alte und neue Kirchengeschichte, von Stäudlin und Tzschirner, 1814, II, No. 1) bezweifelt indeß, daß Lessing sein Versprechen in Bezug auf Paschasius und Ratramnus würde haben halten können; „ich gestehe," sagt er S. 68, „daß ich nichts dahin Gehöriges und dazu Dienliches darin (in dem Werke des Berengarius) angetroffen habe."

Was Lessing ausgeführt hat, betrifft hauptsächlich die historische Seite, mit einer Genauigkeit und Umständlichkeit, welche seinen Nachfolgern wenig hinzuzufügen übrig ließ, wenn auch nicht sämmtliche Punkte gleiche Beistimmung hervorrufen, Zweifel und Widersprüche abhalten oder Verbesserungen überflüssig machen konnten.[1]) Indem die zwischen Lanfrankus und Berengarius gewechselten Streitschriften als Mittelpunkt der Untersuchung festgehalten sind, werden die der Zeit nach vorangehenden Ereignisse auf sieben Punkte zurückgeführt, welche in ebenso vielen Kapiteln auseinandergesetzt sind, nämlich:

1) über die erste Anklage des Berengarius bei dem Papste;

2) über die Zeit, wann Berengarius seine Lehre zu behaupten und zu verbreiten angefangen;

3) über die erste wider ihn zu Rom unter Leo IX. 1050 gehaltene Kirchenversammlung;

4) über die Kirchenversammlung zu Vercelli, des nämlichen Jahres;

5) über die zu Paris in Gegenwart Heinrichs I., gleichfalls von diesem Jahre;

6) über die zu Tours von 1055; endlich

7) über die zu Rom von 1059, unter Nicolaus II., als die nächste Veranlassung der zwischen Lanfrankus und Berengarius gewechselten Streitschriften. Hier angelangt hat Lessing, wie von einer Anhöhe, eine freie Aussicht nicht allein rückwärts, sondern auch vorwärts gewonnen, nachdem einmal die wahre Zeitbestimmung der Schrift des Lanfrankus gegen Berengar von ihm mit siegreichen Gründen festgestellt war.[2]) „Ich meyne," sagt er, „das Räthsel, wie sich Berengarius gegen so viele Kirchenversammlungen verhärten können, wie er es wagen dürfen, immer wieder zu seiner entsagten Meynung zurück zu kehren, und wie es gekommen, daß die Kirche sich gleichwohl gegen einen so hartnäckigen Relapsen so sanft und nachsichtsvoll erwiesen, dieses befremdende Räthsel ist gelöst." Dies führt er auf einen allgemeinen und auf einen besonderen Punkt zurück. Jener kommt darauf hinaus, daß die Anzahl der gehaltenen Kirchenversammlungen und die Anzahl seiner Widerrufe und Abschwörungen bei weitem nicht so groß sei, als ausgegeben werde. So sei das Concilium zu Paris ganz „erlogen"

---

[1]) So irrte Lessing, wenn er (VIII, 387. M. 312 f. H. XIV, 161 f.) annahm, Berengarius nenne den König von Frankreich, dessen Erlaubniß zur Reise nach Rom er einholte, nur deshalb Abt der Kirche von Tours, weil er im Allgemeinen Schutzherr der Kirche in Frankreich war; insofern seine Aufsicht und seine Rechte über alle Kirchen seines Reichs darunter zu verstehen seien. Lessing wußte nämlich nicht, daß die Könige von Frankreich im eigentlichen Sinne Aebte von St. Martin zu Tours waren, sowie sie bis in die neuen Zeiten Canonici zu Lyon, Angers und in andern Kirchen gewesen sind; er führt weiterhin selbst eine Stelle des Fleury an, aus welcher das Rechte unzweideutig hervorgeht (Schröckh Kirchengeschichte XXIII, 518), und nach ihm (vermuthlich ohne sich an Schröckh zu erinnern, weil er ihn nicht anführt) Stäudlin a. a. O. S. 5. — [2]) „Lessing hat hinreichend bewiesen, daß Lanfrank sie zwischen den Jahren 1063 und 1070, und nicht erst, wie die Benediktiner, Verfasser der Literaturgeschichte Frankreichs, behaupten, 1079 geschrieben, und daß die Stellen, welche den Widerruf Berengars unter Gregor VII. betreffen, spätere Zusätze seien." (Stäudlin a. a. O. 61).

(wogegen jedoch Stäudlin und Neander Einspruch eingelegt);[1]) zuletzt aber bleibe nur das Concil zu Rom unter Nicolaus II. übrig, von dem man sagen könnte, daß es ihn hätte verbinden müssen, weil er sich seinen Aussprüchen unterwarf. Aber wie unterwarf er sich diesen? So, daß er nach Niederlegung seiner Protestation einen besser unterrichteten Papst, ein freieres und würdigeres Concilium abwartete. Und wer war zweitens dieser billigere und bessere Papst? Kein anderer als Gregor VII., als eben der Hildebrand, welcher von der Rechtgläubigkeit des Berengarius überzeugt war. . . . . . „Als er selbst Papst ward, dieser Hildebrand, was hätte ihn hindern sollen, einen Versuch zu wagen, um der erkannten Wahrheit und seinem ungern verlassenen alten Freunde wieder aufzuhelfen? Dieser Versuch waren die Kirchenversammlungen von 78 und 79 zu Rom, wo Berengarius selbst zugegen war und Gregorius VII. alles für ihn that, was sich nur immer sicher thun ließ. Wenn er nun aber auch hier nicht durchdrang; so kennen Sie seine Geschichte und seinen Charakter zu wohl . . . An Einsicht fehlt es ihm gewiß nicht: aber ein Mann von seinem Ehrgeize setzet die Wahrheit nur alsdenn mit aller Macht durch, wenn er sein Ansehen und seine Gewalt mit ihr zugleich befestigen kann. Laufen diese hingegen die geringste Gefahr, so giebt er sie auf: er herrschte gern über erleuchtete Menschen; aber ehe er denn lieber nicht herrschte, mögen sie so unerleuchtet bleiben, als sie wollen." — Dabei unterläßt Lessing doch nicht, zu Gunsten dieses Papstes auf die gefährliche Partei des Benno, welche er wider sich hatte, hinzuweisen, und wie hämisch ihn diese auch dann noch, als er den Berengarius zu seinem letzten Bekenntnisse vermocht hatte, als einen Anhänger desselben verschrieen hat.[2])

Es war nicht Lessings Absicht, das Leben des Berengarius durch alle Phasen fortzuführen, er läßt hier den historischen Faden fallen, um noch die Frage von der Beschaffenheit seiner Lehre zu beleuchten, und die günstige Wendung seines Lebens, sein friedliches Ende unter seinen Mitbrüdern im Kloster zu Tours, zu erklären.

Was also die Lehre des Berengarius über das Abendmahl anlangt, so müssen wir uns ein tieferes Eingehen in diese Frage, welche nur im Zusammenhange mit der Theologie und Philosophie seit dem Jahrhundert Karls

---

[1]) Stäudlin a. a. O. S. 35, Neander IV, 491, gegen Gieseler, welcher den Gründen Lessings beistimmt. „Das Schweigen Berengars über dies Concil in seiner nun vollständig herausgegebenen Schrift gegen Lanfrank — kann nichts beweisen; denn er giebt in derselben durchaus keine vollständige Geschichtserzählung, und auch von den vorangegangenen Verhandlungen und Streitigkeiten erzählt er nichts" u. s. w. Vgl. H. Sudendorf, Berengarius Turonensis, p. 31, welcher die Thatsache nach bisher unbenützten Quellen erst festgestellt. — Mit Unrecht läugnete Lessing auch die Versammlung zu Brienne, welche auf dem Zeugnisse des Durandus beruht, und deren Berengar zum Ueberfluß selbst gedenkt, wie Stäudlin a. a. O. S. 31 nachweist. Vgl. S. 36. — [2]) Alles, was sich zur Vertheidigung des Pabstes in seinem Verfahren gegen Berengar sagen läßt, faßt Neander IV, 510—514 zusammen. „Es mußte Gregor VII. wichtig sein, durch sein Verfahren bei dieser Sache nicht die öffentliche Stimmung gegen sich aufzuregen und sich nicht in den Verdacht einer Begünstigung der Irrlehre zu setzen, welche ihm in der Ausführung seines wichtigsten Planes sehr hinderlich sein konnte" u. s. w.

des Großen beantwortet werden könnte, hier versagen. Zwei Punkte aber müssen in Bezug auf Lessingen hervorgehoben werden. Wenn Lessing, nach dem Vorgange der Benediktiner, im Berengarius einen Vorgänger Luthers erblickte, sofern er eine wahre Gegenwart des Leibes und Blutes Jesu angenommen hätte, was auch nach ihm lange die herrschende Meinung war, so ist Lessings Fund von dieser Seite, nach genauerer Benutzung des von ihm aufgefundenen Werkes, wesentlich eingeschränkt worden. Lessing, bemerkt Stäudlin (a. a. O. S. 93), wollte dies mit denjenigen Stellen aus der Handschrift beweisen, wo es heißt, daß das Brot durch die Einsegnung Leib Christi werde, daß dieser Leib vom Brote werde, ohne daß jedoch der Leib erst entstehe und das Brot seine Substanz verliere. Allein damit war noch nicht bestimmt, ob er eine substantielle oder dynamische Gegenwart angenommen habe. Fasse man die hierher gehörigen Stellen der Handschrift zusammen, welche Lessing nicht alle beachtet, so ergebe sich deutlich: 1) Daß Berengarius nicht nur die Transsubstantiation, sondern auch jede substantielle Gegenwart, jede Vereinigung des Leibes und Blutes Jesu mit dem Brote und Weine, jeden leiblichen Genuß desselben durchaus geläugnet. 2) Daß er glaubte und lehrte, es gehe durch die Einsegnung mit dem Brote und Weine, unbeschadet ihrer Substanz, eine Veränderung, eine Veredelung, eine Heiligung und Kräftigung vor, so daß sie keine gemeine Speise blieben. 3) Daß nach seiner Meinung Brot und Wein Leib und Blut Jesu würden, sofern sie nach jener Veränderung Leib und Blut Jesu und die Aufopferung derselben darstellen, und das Gemüth der Gläubigen, vom Brot und Wein Gelegenheit nehmend, Leib und Blut Jesu, der Wahrheit der Substanz nach, in diesen Sacramenten anschaut und sich damit nährt. [1])

Demgemäß hätte Berengarius mit seinen Ueberzeugungen sich nicht sowohl der lutherischen als der calvinischen Lehre im voraus genähert!

Ein zweiter Punkt dagegen, welchen Lessing zum Schlusse seiner Abhandlung mit dem ihm eigenthümlichen Scharfsinn problematisch hinstellt, ist durch die gelehrte Forschung neuerer Theologen zur geschichtlichen Thatsache erhoben worden. Es fragt sich: „wenn die Lehre der bloßen Zeichen die älteste, erste, ursprüngliche Lehre gewesen wäre, wäre es wohl möglich, daß auf einmal die Lehre der Transsubstantiation daraus hätte entstehen können? Würde hier nicht ein gewaltiger Sprung sein, dergleichen doch der menschliche Verstand nie, selbst nicht in seinen Abweichungen von der Wahrheit begehet? Um diesen Sprung nicht annehmen zu dürfen, würde man nicht von selbst auf eine dritte Lehre kommen müssen, durch welche der Uebergang von jener ersten auf jene zweite erfolgt wäre?" Lessing nennt dies der Kürze wegen die Lehre von den prägnanten Zeichen, und gelangt zu dem richtigen Schlusse, daß nicht etwa, wie es den Anschein habe, eine Fortschreitung von den bloßen Zeichen zu den prägnanten Zeichen und von diesen zu den in das Ding selbst verwandelten Zeichen stattgefunden habe, daß mithin nicht die Lehre der bloßen, sondern die Lehre der prägnanten Zeichen die erste ursprüngliche Lehre gewesen. [2])

---

[1]) Ganz so stellt auch Neander IV, 515 die Sache im Wesentlichen dar. — [2]) So sagt einer der angesehensten reformirten Dogmatiker der Gegenwart (Ebrard, Christliche

Lessing hatte anfangs die Absicht, das Manuscript des Berengarius ganz herauszugeben; er kam jedoch während der Ausarbeitung der Ankündigung davon zurück, weil er fühlte (wie er in der Vorrede sagt), „was für ein Unterschied es ist, eine dergleichen Handschrift für sich, so und so, zu brauchen, und sie der Welt in allen Stücken brauchbar zu machen." Er wünschte, daß ein Gottesgelehrter von Würde und anerkannten Verdiensten ihn einführen möchte. „Einem solchen, er sei wer er wolle, will ich alles Recht, welches mir die erste Entdeckung geben könnte, mit Vergnügen abtreten, und er soll zu einer Arbeit willkommen sein, zu der ich mich, einzig und allein in Ermangelung eines jeden andern Besorgers, zu verstehen gedenke." Es kann auffallen, daß die lutherischen Theologen sich nicht um die Wette um die Ausführung dieses Werkes bemühten; weniger aber, daß Lessing, unter den verschiedenartigen Aufgaben, die ihm rasch hinter einander zufielen, es bei der bloßen Ankündigung bewenden ließ. [1])

Lessing sah voraus, wie verschieden diese Arbeit in dem Kreise seiner Bekannten und Freunde aufgenommen werden würde; es war beinahe, als sollte er wegen der Kühnheit, womit er hier eine neue Laufbahn betrat, Rede stehn. „Ich weiß wohl," schrieb er an Reiske bei Uebersendung der Schrift (XII, 260. M. 214. H. XX, 1, 374) „daß weder der Verfasser noch die Materie für einen Gelehrten, wie Euer Wohlgeboren, sehr interessant sein kann. Ich würde selbst das Manuscript, wenn ich nur auf seinen wahren Werth hätte achten wollen, kaum des Ansehens gewürdigt haben. Nur in Betrachtung, daß es so eine außerordentliche Seltenheit sei, glaubte ich, zu Ehren der mir anvertrauten Bibliothek, schon einigen Fleiß darauf wenden zu müssen. Zu dem wollte ich mich gerne als einen solchen Bibliothekar ankündigen, dem nicht alles und jedes gleichgültig sei, was nicht in sein Lieblingsstudium einschlägt, um schlechterdings keine Art von Gelehrten abzuschrecken, sich der Bibliothek durch mich zu bedienen."

Das größte Lob ertheilte ihm sein alter Lehrer Ernesti, welcher, als eifriger Anhänger der lutherischen Lehre vom Abendmahl, diese vor Kurzem in einer besondern Abhandlung bei einer merkwürdigen Veranlassung verthei-

---

Dogmatik II, 660): — „Die alten Kirchenväter alle haben die felsenfeste Ueberzeugung, daß Brot und Wein nicht etwa bloße Sinnbilder seien, auch nicht bloße Pfänder oder überhaupt stattfindende unio mystica, sondern Pfänder einer erneuten Mittheilung" u. s. w. Mit andern Worten, die Zwinglische Lehre vom Abendmahl findet sich in der alten Kirche nirgends, wohl aber theils die calvinische, theils die lutherische oder vielmehr eine der lutherischen sich nähernde. Vgl. W. F. Rinck, Ueber den Lehrbegriff vom heil. Abendmahl in den ersten Jahrhunderten, mit Beziehung auf die kirchlich-symbolische Auffassungsweise, in der Zeitschrift für die historische Theologie, herausgegeben von Niedner; Jahrg. 1853, 3. Heft. Schon früher schrieb hier (Jahrg. 1842, H. 1.) Engelhardt: Ueber die Geschichte der Lehre vom Abendmahl in den drei ersten Jahrhunderten.

[1]) Noch 1773 ließ Lessing durch C. A. Schmid in Braunschweig eine vollständige Abschrift des Berengarius nehmen (XIII, 479. H. XX, 2, 410), und zwar für „den künftigen Herausgeber." Schmid spricht davon am Schlusse des 5. Beitrags zur Geschichte und Literatur, wo er eine „Berichtigung einiger Stellen des Ber. Tur." giebt. Den Anfang einer Herausgabe hat erst im 19. Jahrhundert Stäudlin und Hemsen seit 1820 gemacht; endlich erschien das Ganze, fehlerhaft genug, herausgegeben von A. F. und F. Th. Vischer, Berlin 1834.

digt hatte.[1]) „Dr. Ernesti in Leipzig (schrieb ihm sein Bruder Karl am 4. Juni 1771, XIII, 303. H. XX, 2, 471.) ist deßhalb Deines Lobes so voll, daß er in seinen Collegiis Dich zum Beispiele anführt, daß, wenn man humaniora gründlich verstehe, man alles in der Welt mit Ehren behandeln könne. In Deiner Ankündigung des Berengarius findet er die größten theologischen Kenntnisse und hat öffentlich erklärt, Dich zum Doctor Theologiä machen zu wollen, wenn Du nach Leipzig kommst. Könnte nicht der Teufel sein Spiel haben, daß Du nach Leipzig reisetest, um Döbbelin allda unsterblich agiren zu sehen, und die ganze theologische Facultät holte Dich mit Gewalt aus der Bude vor dem Petersthore in ihren theologischen Hörsaal? Das wäre doch nicht sonderbarer, als wenn die Römer ihren Dictator vom Pfluge holten! Unser alter Vater hätte wenigstens so lange leben sollen![2]) Um Dich aber nun wieder etwas zu demüthigen, sage ich Dir, daß die Berlinischen Theologen, die keine Orthodoxen sind, die Ankündigung als Zeichen Deines Abfalls ansehen. Sie wollen gesunde Vernunft in ihr System hinein haben; und nun kömmst Du Schadenfroh, und verdirbst ihnen eine Arbeit von so vielen Jahren. Selbst die theologischen Mitarbeiter an der Allgemeinen Deutschen Bibliothek werden die Achsel zucken, und seitenlange Fragen an Dich thun. Vielleicht schreckt Dich ihr Mißfallen ab, mehr davon zu schreiben; und das wünsche ich von Herzen, wenn Du dafür Tragödien und Komödien machen willst."

Freund Nicolai nahm einen warnenden Ton gegen ihn an, indem er am 10. Nov. 1770 schrieb (XIII, 252. H. XX, 2, 397): „Ich kenne den Kitzel, den Sie schon lange hegen, mit den Theologen handgemein zu werden. Als ob das so eine Lust seyn würde! — Wissen Sie, was Saal[3]) von Ihrem Berengarius sagt? Er sagt: Lessing hat geschworen, in allen Dingen das Widerspiel von Wieland zu thun. Wieland schrieb erst geistliche und dann lustige Schriften. Lessing hat die lustigen erst geschrieben, nun will er die geistlichen nachholen."

Lessing ließ sich durch das Kopfschütteln seiner Freunde nicht irre machen. Ihm war es weder um den Beifall, noch um den Widerspruch der Theologen zu thun. Er erwartete schon, seine Schrift in dem nächsten Wiener Verzeichnisse von verbotenen Büchern angezeigt zu finden, wie er scherzend an Frau König den 25. Oktober 1770 (XII, 264. M. 318. H. XX, 2, 378.) nach Wien schrieb: „Sie glauben nicht," fügt er hinzu, „in was für einen lieblichen Geruch von Rechtgläubigkeit ich mich dagegen bei unsern lutherischen Theologen gesetzt habe. Machen Sie sich nur gefaßt, mich für nichts geringeres als für eine Stütze unserer Kirche ausgeschrieen zu hören. Ob mich das aber so recht kleiden möchte, und ob ich das gute Lob nicht bald wieder verlieren dürfte, das wird die Zeit lehren."

[1]) Nämlich zur Widerlegung der nachgelassenen Schrift C. A. Heumanns: Erweis, daß die Lehre der reformirten Kirche von dem heiligen Abendmahle die rechte und wahre sei. (1764). (Schröckh VIII, 381). — [2]) Dieser war den 22. August 1770 am Schlage gestorben. — [3]) Siehe oben S. 251.

Drittes Kapitel.

Ueber die Arbeit und den Druck des Berengarius war Lessingen der Sommer 1770 vorbeigegangen, wobei er sich's zum Gesetz gemacht hatte, so wenig Briefe als möglich zu beantworten, selbst die seines Bruders Karl nicht ausgenommen. Vorübergehend dachte er damals bald an einen dritten Theil der antiquarischen Briefe, bald an die Ausarbeitung eines deutschen Wörterbuchs in Verbindung mit Ramler, bald sogar an eine „antityrannische" Tragödie „Spartacus" zu welcher er sich zu Ende des Jahres den Spartacus von Saurin aus Berlin schicken ließ. [1]) Diese und vielleicht noch andere Entwürfe mußten aber zurücktreten, als Voß in Berlin, um dem Nachdruck zuvorzukommen, eine neue Ausgabe von Lessings vermischten Schriften beabsichtigte und dessen Mithilfe dringend in Anspruch nahm. Aus Freundschaft für den Verleger, wohl auch um dem verhaßten Nachdruck (wiewohl ohne Erfolg) [2]) entgegenzutreten, doch mit innerer Abneigung ging Lessing an die Arbeit. Er hatte den größten Theil dieser Schriften verurtheilt, der Vergessenheit zu verfallen; er glaubte, diesen Entschluß sich selbst und dem Publikum schuldig zu sein. „Das Publikum," drückt er sich in der Vorrede stolz-bescheiden aus, „wächset täglich an Einsicht und Geschmack: aber viele Verfasser bleiben zurück, und wehe dem, der es auch nicht einmal fühlet, daß er zurück geblieben, und eitel genug ist, noch immer auf den Beyfall zu rechnen, den er vor zwanzig Jahren erhalten zu haben vermeynet. Nur der Nachdruck, welchen man besagten Schriften öffentlich drohet, hat dem Verfasser den Wunsch abgelockt, das hämische Vorhaben, ihn in seiner ganzen armseligen Kindheit wieder auf den Platz zu bringen, vereiteln zu können." Diese Nachsicht will er auf die neu hinzugekommenen Stücke (des ersten Theiles) ausgedehnt wissen, denn: „es wäre Thorheit, zu Ausbesserung einer baufälligen Hütte Materialien zu verschwenden, von welchen ein ganz neues Gebäude aufgeführet werden könnte."

Aber auch so fand Lessing mehr zu thun, als er zu übernehmen glaubte. „Ich fühle es," gesteht er seinem Bruder, welcher zwischen ihm und dem Verleger die Mittelsperson machte, „ich fühle es, daß mir schon die Umarbeitung meiner alten Schriften mehr Zeit kosten wird, als der ganze Bettel werth ist." Der erste Theil umfaßte die Sinngedichte und Lieder, Ramlern gab er nur zu unbedingte Vollmacht, in den Sinngedichten zu ändern und zu streichen. Er vergleicht in einem Briefe an ihn vom 16. December 1770 sein Geschäft mit „dem Aufsuchen bunter Steinchen und Muscheln, auch unter dem Schnee," und setzt hinzu: „Streichen Sie aus, was gar zu mittelmäßig ist (ich sage, gar zu mittelmäßig, denn leider müssen es nicht allein Sinngedichte, sondern Bogen voll Sinngedichte werden), und wo eins durch eine geschwinde

---

[1] Die wenigen Studien und Bruchstücke, welche in seinem Nachlasse gefunden worden, (II, 522—526. M. 546 f. H. XI, 2, 755—762), lassen kaum den Umfang des Planes und den Geist der Behandlung ahnen. — [2]) G. E. Lessings Schriften. Frankfurt und Leipzig 1770. 8°. 6 Theile.

Verbesserung sich noch ein wenig mehr aufstutzen läßt, so haben Sie doch ja die Freundschaft, ihm diese Verbesserung zu geben. Ihnen kann so etwas nicht viel Mühe kosten; denn Sie haben noch alle poetischen Farben auf der Palette, und ich weiß kaum mehr, was poetische Farben sind.“ Lessing verließ sich so sehr auf seinen Freund, daß er sich die Handschrift nicht erst zurück schicken, sondern sie in Berlin dem Drucker übergeben ließ.[1]) Nach Verlauf eines Jahres erschien zur Michaelismesse (1771) der erste Theil.[2])

Es wäre ganz im Sinne Lessings, wenn wir auf diese meist witzigen, oft anmuthigen und gehaltvollen Spiele seines Geistes nicht allzu viel Gewicht legten, wiewohl gerade diejenigen neu hinzugekommenen Stücke, wo die Epigramme sich selbst das Urtheil sprechen, nicht zu den übelsten gehören.

Die Sinngedichte über sich selbst.

Weiß uns der Leser auch für unsre Kürze Dank?
Wohl kaum. Denn Kürze ward durch Vielheit leider! lang.

Abschied an den Leser.

Wenn Du von allem dem, was diese Blätter füllt,
Mein Leser, nichts des Dankes werth gefunden:
So sey mir wenigstens für das verbunden,
Was ich zurück behielt.[3])

Welchen Werth immer wir nun auch diesen Spielen eines großen Geistes beilegen,[4]) so würden wir doch dabei nicht länger verweilen, wenn nicht Lessing denselben seine „Zerstreute Anmerkungen über das Epigramm, und einige der vornehmsten Epigrammatisten“ beigegeben hätte. „Zerstreute Anmerkungen“ nennt er bescheiden diese Untersuchungen, welche an Schärfe und Zusammenhang der Begriffe, verbunden mit den schlagendsten Beispielen aus der Fülle seiner Belesenheit in den Dichtern aller Zeitalter, ein schönes, in sich gerundetes Ganzes bilden, ja, nach Herders glücklichem Ausdruck, selbst „Epigramm“ sind. Was seine Vorgänger J. C. Scaliger,[5]) der Jesuit Vavassor[6]) und Batteux[7]) über das Epigramm gefunden hatten, bildet für Lessing nur den Anknüpfungspunkt seiner Kritik und Zergliederung.

Wie in seinen Abhandlungen über die Fabel, wie in seinen übrigen ästhetischen Untersuchungen, geht Lessing zunächst auf die scharfe Ab- und Umgränzung der Gattungen und Arten, auf die Sonderung von Echtem und Unechtem, um einem jeden seinen bestimmten Platz in der Poetik anzuweisen. Nicht jedes kleine Gedicht (wie Scaliger), nicht jeder mit ein paar Reimen verzierte gute Einfall (wie Boileau), nicht jeder glücklich und in wenig Worten vorgetragene interessante Gedanke (wie Batteux will), soll ein Epigramm

---

[1]) Nicolais Anmerkung, XII. 275. M. 330. H. XX, 1, 393. — [2]) Von den „deutschen Sinngedichten“ erschien gleichzeitig eine jetzt sehr seltene „Einzelausgabe“, die sich in meinem Besitz befindet und auch dem Dr. Chr. Redlich, Mitherausgeber der Hempelschen Lessingausgabe (XIX, 675) unbekannt geblieben ist. (M.) — [3]) I, 28. M. 34. H. 159. — [4]) Die Frage über die Quellen vieler dieser Epigramme und ihren Zusammenhang mit Lessings gelehrten Jugendbeschäftigungen ist schon im 1. Bande 236 bis 240 erörtert worden. Den bis jetzt besten Commentar dazu bietet die Grotesche Ausgabe, I. — [5]) Poetices lib. III. — [6]) De epigrammate. — [7]) Les beaux arts reduits à un seul principe.

heißen dürfen. Wo aber finden wir das Wesen des Epigramms unmittelbar ausgesprochen, wenigstens angedeutet? In dem Namen, in dem Worte muß es schon liegen, daß gewisse Eigenschaften zu dem Epigramm im wahren Sinne erfordert werden. Daher die Frage nach dem Wesen des Epigramms mit der nach dem Ursprunge seines Namens und Gebrauches (bei den Griechen) zusammenfällt. Dies ist bezeichnend für den Geist seines Verfahrens: wo Lessing am weitesten auszuholen scheint, da ist er mit einem Schritt bei der Sache. Die Materie hat längst aufgehört, das Sinngedicht zu demjenigen zu machen, was das Epigramm ursprünglich war: nämlich die Aufschrift oder Inschrift eines Denkmals. Folglich muß es die Form sein, in welcher die Antwort auf die Frage zu suchen. Um die Mittelglieder der Untersuchung hier zu übergehen, so gelangen wir mit Lessing schließlich zu der Erklärung: „Das Sinngedicht ist ein Gedicht, in welchem, nach Art der eigentlichen Aufschrift, unsere Aufmerksamkeit und Neugierde auf irgend einen einzeln Gegenstand erregt, und mehr oder weniger hingehalten werden, um sie mit eins zu befriedigen.“

Der Kern dieser Definition, das Sinnreiche (freilich auch zum Theil, werden wir sehen, das Einseitige und Schiefe) liegt in der Wendung: nach Art der eigentlichen Aufschrift, welche im Verfolge der Untersuchung nach der Absicht des Verfassers heraustritt. Wenn nämlich, nach der von Aristoteles überkommenen Erklärung, alle Kunst und Poesie auf der Nachahmung beruht, so ist auch das Sinngedicht davon nicht ausgenommen, und wenn es sich denn fragt, wo der Gegenstand dieser Nachahmung liegt, so lernen wir: „es ist diejenige Reihe von Empfindungen, welche in uns entsteht, wenn uns zuerst unvermuthet ein beträchtliches Denkmal aufstößt, welches, mit der angenehmen Ueberraschung durch die Größe und Schönheit des Denkmals, sogleich eine Art von Verlegenheit und Erwartung über die noch unbewußte Bestimmung desselben erzeugt, bis wir uns dem Denkmale genugsam genähert, haben, und durch seine Aufschrift aus unserer Ungewißheit gesetzt werden, mit andern Worten: einen unvorhergesehenen Aufschluß erhalten — endlich beide Empfindungen zusammen in ein drittes angenehmes Gefühl zusammenschmelzen. Diese Reihe von Empfindungen,“ sagt Lessing (VIII, 431. M. 418. H. X, 99) „ist das Sinngedicht bestimmt nachzuahmen; und nur dieser Nachahmung wegen hat es, in der Sprache seiner Erfinder, den Namen seines Urbildes, des eigentlichen Epigramms behalten. Wie aber kann es sie anders nachahmen (fragt Lessing weiter), als wenn es nicht allein eben dieselben Empfindungen, sondern auch eben dieselben Empfindungen nach eben derselben Ordnung in seinen Theilen erwecket? Es muß über irgend einen einzeln ungewöhnlichen Gegenstand, den es zu einer so viel als möglich sinnlichen Klarheit zu erheben sucht, in Erwartung setzen, und durch einen unvorhergesehenen Aufschluß diese Erwartung mit eins befriedigen.“

Erwartung und Aufschluß, so nennt Lessing die Theile jedes Epigramms, welches diesen Namen verdient. Und damit hat er den Maßstab gefunden, um verschiedene Arten kleiner Gedichte, „die fast immer unter den Sinngedichten durchlaufen,“ an ihren Ort zu stellen. Dies sind die „Aftergattungen“ des Sinngedichts. Nothwendig kann es nur zweierlei Aftergattungen des Sinngedichts geben: die eine, welche Erwartung erregt, ohne uns einen Aufschluß darüber zu gewähren; die andere, welche uns Aufschlüsse giebt,

ohne unsre Erwartung darnach erweckt zu haben. Zu den letzten gehören vornemlich alle diejenigen kleinen Gedichte, welche nichts als allgemeine moralische Lehren oder Bemerkungen enthalten. Eine solche Lehre, wenn sie aus einem einzigen Falle hergeleitet oder auf ihn angewendet wird, kann den zweiten Theil eines Sinngedichts geben; aber für sich, auch noch so witzig vorgetragen, noch so spitzig geschlossen, ist es kein Sinngedicht. Beispiele dieser Aftergattung liefert ihm Owen,[1]) bei welchem „der Pedant sich unzählig öfterer hören läßt, als der feine Mann von Erfahrung; und der Pedant mit aller Gewalt noch oben drein witzig sein will. . . . Hingegen ist das Moralisiren geradezu des Martials Sache gar nicht.“ — Die zweite Aftergattung umfaßt vornehmlich alle kleine Gedichte, „die nichts als ein bloßes seltsames Faktum enthalten, ohne im geringsten anzuzeigen, aus welchem Gesichtspunkte wir dasselbe betrachten sollen, . . . ohne daß man etwas daraus schließen oder durch irgend eine feine Bemerkung in das Innere derselben tiefer eindringen läßt.“ Viele Epigramme dieser Art findet Lessing in der griechischen Anthologie. „Ich will nicht hoffen,“ bemerkt er (VIII, 437. M. 423. H. 105), indem er ein Beispiel anführt, „daß man mir hier vorwerfen werde, daß es mir am Geschmacke der griechischen Simplicität fehle. Es gehöret wohl zu der griechischen Symplicität, daß ein Ding keine Theile zu viel habe: aber daß es ihm an einem nothwendigen Theile fehle, das gehöret doch gewiß nicht dazu. Es ist nicht der witzige Schluß, den ich vermisse, sondern der Schluß überhaupt, wozu aber der bloße Schluß des Faktums nicht hinlänglich ist.“ Das Gegentheil von solchen, ohne alle moralische Anwendung vorgetragenen Erzählungen sind die, welche eine allgemeine Wahrheit so deutlich enthalten, daß es überflüssig wäre, sie mit Worten noch auszudrücken. Doch diese gehören nicht eigentlich zu den Sinngedichten; nur daß sie etwas Besseres heißen können; mit einem Worte, „es sind Apologen, wahre äsopische Fabeln, welche die Griechen in einer gedrungenen Kürze vorzutragen verstanden. „Der wesentliche Unterschied zwischen dem Sinngedicht und der Fabel beruht aber darin, daß die Theile, welche in dem Sinngedicht eines auf das andere folgen, in der Fabel in eins zusammen fallen, und daher nur in der Abstraction Theile sind.“ Doch sind auch nicht „alle Sinngedichte zu verwerfen, in welchen der Dichter nichts als ein bloßer Wiedererzähler zu sein scheinet;“ denn es können auch wahre Begebenheiten schon von sich selbst den völligen Gang des Sinngedichts haben, oder durch eine kleine Wendung völlig erhalten.

Nicht genug, daß nach dieser Erklärung das Sinngedicht sich von mehr als einer Art kleiner Gedichte zuverlässiger als sonst unterscheiden läßt; es lassen sich auch aus eben dieser Erklärung die Eigenschaften besser herleiten, welche ein Sinngedicht zu einem vollkommenen Sinngedicht machen.

Nicht Wenige setzen das Wesen des Epigramms in das Witzige und Sinnreiche, und glauben wohl noch dabei auf Lessings Ansehen sich berufen zu

---

[1]) John Owen, aus Wales, † 1622. Er hat den Maßstab zur Beurtheilung seiner Epigramme selbst angegeben im folgenden:

Qui legis ista, tuam reprehendo, si mea laudas
Omnia, stultitiam; si nihil, invidiam.

können. Wie irrig diese Voraussetzung ist, können sie entnehmen, wenn sie nur den Schluß seiner Abhandlung über das Epigramm lesen, wo Lessing einen Blick auf dasjenige wirft, was die lateinischen Kunstrichter acumina, die französischen pointes nennen. „Wenn indessen unter diesen Worten," sagt Lessing, „nichts anderes verstanden werden soll, als derjenige Gedanke, um dessen willen die Erwartung erregt wird, der also natürlicher Weise nach der Erwartung, am Ende des Ganzen stehen muß, und sich von allen übrigen Gedanken, als die nur seinetwegen da sind, nicht anders als auszeichnen kann: so ist es wohl klar, daß das Sinngedicht ohne dergleichen acumen oder pointe schlechterdings nicht sein kann. Wenn hingegen unter acumen, oder pointe, man etwas meinet, was bloß das Werk des Witzes ist, mehr ein Gedankenspiel, als einen Gedanken . . . , so ist die Frage derjenigen vollkommen gleich, ob man besser thue, seine Schulden in guter oder in falscher Münze zu bezahlen? . . . Denn es giebt in der That auch hier paduanische Münzen, die zwar falsche aber doch von so schönem, und dem wahren so nahe kommenden Stempel sind, daß sie gar wohl aufbehalten zu werden verdienen. Ja es giebt noch andere, deren innerer Werth nur wenig geringer ist, als der echten; so daß der Münzer wenig mehr, als den Schlageschatz dabei gewinnen konnte." Mit dergleichen weder ganz falschen, noch ganz echten Münzen mag Lessing besonders zwei Gattungen von Sinngedichten vergleichen, und zwar die einen, welche uns mit ihrer Erwartung hintergehen, die andern aber, deren Aufschluß in einer Zweideutigkeit besteht.

Hiermit hat nun Lessing den Kreis seiner Anmerkungen über das Epigramm umschrieben, und obschon er im Laufe derselben hinlängliche Gelegenheit hatte, die berühmtesten Dichter in dieser Gattung unter den Alten, wie unter den Neueren (unter den Deutschen Logau und Wernike) zu beleuchten, so widmet er nachher besondere Abschnitte dem Catull, Martial, und zuletzt der griechischen Anthologie. Was Catull anlangt, so muß Lessing von seinem Standpunkte es mißbilligen, wenn man alle kleinere Gedichte dieses Dichters, von denen allerdings verschiedene den völligen Gang des Sinngedichts haben, zu Sinngedichten macht, ja von ihnen, ohne Unterschied, eine besondere Gattung des Epigramms abstrahirt, und es als ein Problem aufwirft, ob diese Catullische Gattung der Martialischen spitzfindigen Gattung nicht weit vorzuziehen sei? Sogar die nie genug gepriesenen kleinen Stücke (dergleichen: Ad Phasellum, de passere mortuo Lesbiae) und andere, die so unzähligemal nachgeahmt und übersetzt worden, sind dennoch nichts weniger als Sinngedichte: aber Lessing giebt zu, daß sie etwas besseres sind; wie denn das Gedicht auf den todten Sperling seiner Lesbia „die schönste Naenia ihrer Art ist, die uns aus dem Alterthum übrig geblieben." Wenn dessen ungeachtet Martial selbst den Catull für seinen einzigen Meister erkennt, so will Lessing, abweichend von der gewöhnlichen Annahme, dies entweder nur von dem naiven Ausdrucke und andern allgemeinen Eigenschaften des Dichters, oder doch nur von der geringsten Anzahl der kleinern Catullischen Gedichte verstanden wissen.

Viel länger verweilt Lessing bei dem Abschnitt über Martial, welchen er schon in seinen Jugendschriften für seinen einzigen Lehrmeister im Epigramm erklärte, aus dem er verschiedene Stücke übersetzt und sehr viele nach=

geahmt hat. Der römische Epigrammatist ist auch nach zwanzig Jahren dem Manne dasselbe wie dem Jüngling, nur daß er sich jetzt, von seinem höheren und allgemeinen Standpunkte, darüber deutlicher Rechenschaft ablegt. Es habe unzählige Dichter vor dem Martial, bei den Griechen sowohl als bei den Römern, gegeben, welche Epigramme gemacht, aber einen Epigrammatisten habe es vor ihm nicht gegeben. Er war nämlich der erste, der sich eine deutliche feste Idee von dem Epigramme machte, und dieser Idee beständig treu blieb; und so wie dem Martial der Ruhm des ersten Epigrammatisten, der Zeit nach, gehört, so sei er auch noch bis jetzt der erste, dem Werthe nach, geblieben. Wer ihm aus allen Zeiten und Völkern noch am nächsten komme, sei unser Wernike. Beider Reichthum sei fast gleich groß; nur daß man dem Reichthume des Deutschen ein wenig zu sehr die Mühe und den Schweiß ansieht, den er gekostet. „Martial gewann den seinigen unter Menschen und von Menschen: Wernike förderte seinen, oft nicht ohne Lebensgefahr, aus dem Schoose der Erde zu Tage. Wernike besaß mehr von dem Metalle, woraus Geld zu münzen: und dem Martiale ging mehr gemünztes Geld durch die Hände. (VIII, 470. M. 453. H. X, 138). . . . Man hat so viel von dem falschen Witze des Martial geredet. „Welcher Epigrammatist hat dessen nicht? Aber wie viele haben das, was den falschen Witz allein erträglich macht, und was Martial in so hohem Grade besitzt? Martial weiß, daß es falscher Witz ist, und giebt ihn für nichts anders: seine müßigen Finger spielen, und kaum ist das Spielwerk fertig, so bläset er es aus der Hand" . . . Auch hat er keinmal in eben demselben Sinngedicht falschen und wahren Witz vermischt. „Er hat sehr oft wahren Witz; auch wenn der Gegenstand sehr klein, sehr lächerlich, sehr verächtlich ist. Aber nie zeigt er falschen Witz bei einem ernsten, würdigen, großen Gegenstande. Er kann bei einem solchen eben so ernst, eben so würdig, eben so groß sein; und nur das ist der wahre Probierstein des witzigen Mannes, dem man den Witz zu keinem Schimpfe anrechnen darf." — „Nichts hat dem Ruhme des Martial in den neuern Zeiten mehr geschadet, als der unzüchtige Inhalt, den seine Sinngedichte nicht selten haben. Nicht zwar, (wirft Lessing ein) als ob man leugnen wollen, daß etwas ästhetisch schön sein könne, wenn es auch nicht moralisch gut ist. Aber es ist doch auch so gar unbillig nicht, daß man jenes Schöne verachtet, wo man dieses Gute nicht zugleich erkennt." Lessing sucht nun im Geiste der „Rettung" des Horaz auch den Martial von diesem Vorwurfe zu befreien und wendet unter andern eine feine Bemerkung auf Martial an, welche er zum Theil auch für die Rettung des Horaz gebraucht hatte. „Kürze und Rundung, welches so nothwendige Eigenschaften seiner Dichtungsart sind, nöthigen ihn öfters, in der ersten Person etwas vorzutragen, woran weder sein Herz, noch sein Verstand Theil nimmt." Martial bekenne ohne dies, daß ihm oft der Gegenstand zu einem Epigramm aufgegeben ward, er also nicht immer nach Willkür gedichtet habe. Gegen diese Auslegung legte indeß schon die Kritik eines Zeitgenossen [1]) Verwahrung ein. Denn erstens könne daraus nur eine Entschuldigung für manchen elenden Einfall, nicht aber

---

[1]) S. die Recension der Vermischten Schriften in der von Walch herausgegebenen Philologischen Bibliothek. Göttingen, 1770. I, 306.

für den moralischen Charakter des Dichters gewonnen werden. Zweitens scheine das Epigramm (Lib. XI, 43), worauf Lessing sich bezieht, auf den gesellschaftlichen Umgang bezogen werden zu müssen, wo Martial manchmal freilich mochte geplagt werden, Sinngedichte auf dieses und jenes zu machen, wie er ja selbst gesteht, daß er sich manche Mahlzeit durch ein Epigramm verdient habe. Man könnte vielleicht sagen, daß die Alten in der Theorie des Sinngedichts die Obscönität als ein wesentliches Stück ansahen, aber es sei auch bekannt, welche Anfälle der sittliche Charakter aller solcher Dichter deswegen auszuhalten hatte." Wenn so der sittliche Charakter des Martial selbst bei dieser „Wendung" noch problematisch bleibt (ungeachtet Lessing damit „gewissermaßen" von dem moralischen Charakter alles abgelehnt wissen möchte, was ihm nachtheilig sein könnte), so können wir mit um so größerem Rechte mit Lessing die Frage aufwerfen: „Wird denn darum auch das Buch im geringsten besser? — Gewiß nicht!" antwortet er: — „doch dieses gegen Tugend und Wohlanstand in einen unbedingten Schutz zu nehmen, darauf war es von mir auch gar nicht angefangen." — Wir müssen hinzufügen, daß, den neuesten Beurtheilungen zufolge, die Rettung des moralischen Charakters des Martial Lessingen noch weit weniger gelungen ist, als ehedem die seines Horaz.[1]) Der Abschnitt über die griechische Anthologie giebt dem Verfasser Gelegenheit, auf Martial und die Natur seiner Epigramme zurückzukommen. Was Lessing bereits in seiner Vorrede zur ersten Ausgabe der kleinen Schriften gesagt hat, wird hier, nur mit verstärktem Nachdruck und einer gewissen Schärfe gegen die vermeinten Kenner der griechischen Simplicität, in einer Parallele des griechischen und des Martialischen Epigramms wiederholt. Es seien nicht wenige Stücke in der Anthologie, die Martial selbst nicht geschraubter und spitzer hätte machen können. „Ein Dutzend von dieser Art habe ich unter meine Sinngedichte gestreut, aber ich will den sehen," sagt er, „welcher sie, ohne sie sonst zu kennen, von denen unterscheiden soll, die ich aus dem Martial nachgeahmt oder übersetzt habe. Es ist nur Thorheit, sich einzubilden, daß der Witz nicht auch den Griechen sollte Witz gewesen sein: ihnen, die so gern lachen, als irgend ein Volk in der Welt und bei denen sich mehr als Ein Schriftsteller bemüht hatte, der Kunst, das Lachen zu erwecken, eine scientifische Form zu geben. . . . Es ist nicht unwahrscheinlich, daß sich Martial sogar nach solchen griechischen Stücken gebildet hat, welche seinen so ähnlich sehen." Wiewohl, bei noch so viel Aehnlichkeit auch mehrerer von seinen Epigrammen mit dem oder jenem griechischen, es sich darum nicht gleich von selbst verstehe, daß eben Er der Nachahmer gewesen. „Denn offenbar ist es bei den meisten, daß nicht die Griechen von ihm, sondern er von den Griechen geplündert worden, als von welchen man zeigen kann, daß sie lange nach ihm gelebt haben." Endlich dürfe man sich „von der gepriesenen Simplicität selbst der ältesten und besten griechischen Epigrammen keinen zu allgemeinen und übertriebenen Begriff machen," wie denn schon Batteux sehr richtig bemerkte, „daß wir öfters nur nicht alles wissen, was man wissen müßte, um richtig davon zu urtheilen, und nichts von so geringen Umständen abhange, als ein witziger Einfall."

[1]) Vgl. den Artikel Martial in Paulys Encyklopädie der Philologie.

— Dies weist auf eine andere Seite an der griechischen Anthologie hin, die gelehrte nämlich, welche diese Sammlung zu einer so wichtigen Quelle für die griechische Kultur- und Kunstgeschichte erhebt. Auch diese Seite hat an Lessing einen aufmerksamen Beobachter gefunden, und mehrere Punkte aus der Kunstgeschichte sind, wenn auch nicht ohne Widerspruch zu erregen, mit dem ihm eigenen Scharfsinn und Umblick ausgeführt worden.[1])

Wir kennen jetzt Lessings Theorie über das Sinngedicht in ihren leitenden Gedanken und in der ihr gegebenen Anwendung auf die Literatur der Griechen und Römer. Wenn indeß diese Lehren und Urtheile, bei allem bewunderungswürdigen Scharfsinn und Zusammenhange, den gleichen Rang und bleibenden Werth nicht behauptet haben, wie Lessings Theorie über die großen Gattungen der Poesie, das Epos und das Drama, oder über das Wesen und den Unterschied von Poesie und bildender Kunst: so haben wir den Grund dieser Erscheinung nur im Princip zu suchen, und nächstdem vielleicht in derjenigen Eigenthümlichkeit Lessings, welche ihn so oft bewog, sich vor die angegriffene Partei zu stellen, und sollte er auch einen Augenblick mit sich selbst in Widerspruch treten.

Was trieb, fragen wir zuerst, Lessing dahin, im Laokoon den Homer hoch über den Virgil und ihm entgegen zu stellen, so wie noch mehr die Griechen und Barbaren? Doch nur, weil er bei ihnen allein wahre Natur, nur veredelt und vergeistigt durch die Ideale, wiederfand. So hielt er seinem Zeitalter in Sophokles einen Spiegel vor, worin sie die Unnatur der französischen Tragödie erkannten. Wäre es nun nicht folgerecht gewesen, die nämliche Regel auf den Gegensatz des griechischen Epigramms in der Anthologie gegen das Epigramm des Martial anzuwenden? Hier kann Lessing, unsres Bedünkens, von einem Widerspruch mit sich nicht ganz freigesprochen werden. Er vermied ihn diesmal nicht, sei es daß er einen Lieblingsdichter seiner frühesten Jugend, dem er sich verwandt fühlte, nicht fallen lassen wollte, oder daß ihn die Phrase von griechischer Simplicität bei denjenigen verdroß, welche nicht die Fähigkeit oder den guten Willen hatten, das Verdienstliche und Eigenthümliche im Martial anzuerkennen. Solchen gegenüber gelingt es ihm auch, in einer durchgängigen Polemik und Ironie zu zeigen, bald, daß Gedichte der Anthologie häufig unter dem wahren und vollen Begriffe eines Epigramms bleiben, bald, daß nicht wenige Stücke darunter stehen, die Martial selbst nicht „geschraubter und spitzer" hätte machen können. Worin aber zuletzt der poetische Werth der Anthologie bestehe, das mußte hier beinahe ganz verloren gehen. Hier hatte Lessing eine Lücke gelassen.

Ferner die Art und Weise, wie Lessing aus dem ursprünglichen Sprachgebrauch die Definition des Sinngedichts, als eines poetischen Kunstwerkes ableitet und hinstellt, entbehrt einigermaßen jener Schärfe in den Bestimmungen, welche den Verfasser des Laokoon und der Dramaturgie auszeichnet; abgesehen davon, daß sie zu enge ist. Dies hat Herder siegreich nachgewiesen.

---

[1]) Auch hier verweise ich nur auf den eingehenden Artikel in der Göttinger Philologischen Bibliothek, S. 312 flg.

„Wenn das Epigramm," bemerkt er nämlich, „ein Gedicht ist, in welchem nach Art der eigentlichen Aufschrift unsere Aufmerksamkeit erregt, gehalten und befriedigt werden soll, also, daß, wie bei der wirklichen Inscription, das Denkmal selbst Aufmerksamkeit gebietet, die Aufschrift diese erregte Neugier nur befriedigte, so müßte, dünkt mich, in der Erklärung des Epigramms, das beide Theile, Erwartung und Aufschluß, vereinen soll, auch des Denkmals selbst Erwähnung geschehen. Mithin hieße es, dieser Theorie zufolge: nach Art des Denkmals und seiner Aufschrift."

„Aber warum nach Art der Aufschrift?" fährt Herder fort. „Sind manche, zumal die ältesten Epigramme, nicht wirkliche Aufschriften gewesen? Sind nicht viele der schönsten in der Anthologie als Aufschriften gedacht und verfertigt worden? Gleichviel, ob sie auf Gräbern und Bildsäulen, auf Bädern und Tempeln wirklich standen oder nicht standen; — wurden sie als Inscription erfunden, so blieben sie solche auch in der Schreibtafel des Dichters."

„Endlich, warum müßte es blos ein Denkmal sein, das, mit seiner Inschrift zusammengenommen, die natürlichen Theile des Epigramms gäbe? Ein Denkmal, zumal der Kunst, spricht am vollkommensten durch sich selbst, und bedarf keiner Inschrift, als einer nothwendigen Hälfte seiner Hauptwirkung. Der Künstler z. B., der eine Bildsäule, einen Tempel, einen Schild dahin stellt, redet durch diese in natürlichen Zeichen; und er hätte seine beste Wirkung verfehlt, wenn diese Zeichen auf den lebendigen Menschen nicht schon durch sich befriedigend und genugthuend wirkten." Dies ist eine Bemerkung, welche so ganz im Geiste des Laokoon gemacht ist, daß Lessing selbst ihr seinen Beifall nicht hätte versagen dürfen. Mit Recht befreit daher Herder die Entwicklung des Begriffs eines Epigramms von dieser Beschränkung: „da jeder Gegenstand in der Welt, lebendig oder todt, gegenwärtig oder abwesend, ein Werk der Kunst oder der Natur, mir angenehm oder widrig, ein Objekt der Inschrift werden kann, sobald ich mir solchen als gegenwärtig denke und ihn für mich oder Andere bezeichne." Und so gelangt Herder zu seiner Erklärung des Epigramms, als der „poetischen Exposition eines gegenwärtigen oder als gegenwärtig gedachten Gegenstandes zu irgend einem genommenen Ziel der Lehre oder der Empfindung."

„O daß Lessing lebte!" ruft Herder aus, „er sollte der erste sein, der diesen Abschnitt läse, und der unpartheiische Forscher des Wahren, der gegen sich selbst am strengsten war, würde auch in dieser Kleinigkeit unpartheiisch entscheiden." So bildet Herder hier, mehr als in andern Stücken, die glückliche Ergänzung Lessings, welchem er, dies bekennt er selbst, zu diesen Untersuchungen und mithin zu der Wiedereinführung der griechischen Anthologie bei den Zeitgenossen, die erste Anregung verdankte. „Als 1771 der erste Theil von Lessings vermischten Schriften erschien, bekam ich," sagt Herder, „eine äußere Veranlassung, dem Inhalte seiner Anmerkungen weiter nachzugehen. . . ." Welches diese äußere Veranlassung gewesen, verschweigt er; wir haben sie glücklich in — Herders Recension der vermischten Schriften, in der Allgemeinen Deutschen Bibliothek, wiedergefunden. (XVII, 2, Nro. XXII.) Sie enthält bereits die Keime seiner späteren reiferen Ansicht,

wenn er gleich sich hier noch abhängiger von Lessings Zergliederung des Begriffs vom Epigramm zeigt, den er aber schon wesentlich erweitert. Er giebt mit Recht der Abhandlung vom Epigramm ihren Platz neben Lessings Theorie von der Fabel, an die sie auch ihrer Natur nach gränzt, und wünscht, daß Lessing seinen „philosofischen aufräumenden" Weg auch durch die übrigen Dichtarten fortsetze. Indem er sich mit Lessing auf dessen eigenen Grund und Boden stellt, weiß er aber drei Arten des Epigramms, die „vielleicht auch in der Geschichte der Ausbildung so auf einander folgten," abzuleiten. Das erste (die bloße Inschrift) nennt er Epigramm im rohen mechanischen Verstande, das zweite: Epigramm zum Monument der Natur oder eines Denkmals, das durch natürliche Zeichen spricht (Epigramm im simpeln griechischen Verstande), das dritte, gleichsam Aufschluß einer Hieroglyphe durch willkürliche Zeichen — der Kunst: das eigentlich Lessingische und Martialische Epigramm. Von diesen drei Arten ist es die mittlere, welche Herder hier, auf Grund von Lessings eigener Erklärung, gegen ihn retten will. Erwartung und Auflösung, Denkmal und Aufschrift sei auch da; nur beide Theile nicht so abstechend gemacht, nicht so auf einen Punkt gesetzt, simpler in einander fließend." Dies nennt Herder nach dem griechischen Ausdruck ein Bild, Bildchen, von dem es viele Formen gebe — lauter Mittelarten und wirkliche Gattungen des Epigramms, mit vielen kleinen Stufen und Unterschieden. Und hier überrascht uns Herder durch ein von ihm, gegen Lessing, erfundenes Beispiel, welches ihm selbst gewidmet ist: „Ich setzte z. B. zu Lessings Bilde die Aufschrift:

Der edle deutsche Mann,
Der Wahrheit lieb gewann,
Daß sie ihm, jeglicher Gestalt,
Neu oder alt,
Verachtet oder häßlich gar,
Gleichgültig nimmer war,
Wer? — Lessing ist der Mann.

und ich müßte alle diese Prädikate so ins redende Gesicht, Stellung und Handlung des Bildes zu legen, daß meine Zuschrift blos schilderte — sollte sie darum nicht Epigramm sein? Und gränzen nicht die Aufschriften auf Pythagoras, Venus, Amor, auf Myrons Kuh, Becher, Harfe u. s. w. in der Anthologie, Martial, Logau und Lessing selbst nicht ungemein oft an diese blos malende Gattung, wo nachher nur ein Zug, eine Wendung (weil Rede eigentlich nicht malen kann), von selbst Epigramm macht?" . . . „Selbst das künstlichste Epigramm," fährt Herder fort, „muß nur zu oft an die Mittelgattung treffen, und trifft oft sehr vortheilhaft. Die Empfindung des Naiven, des Stillerhabenen, der simpeln Schönheit, die so erregt wird, ist der Seele angenehmer, als der bloßen raschen Neugier des Unerwarteten, das wir mitunter erfahren, und das schnell verschwindet. In weniger Zeit schmerzt uns dabei so der Kopf durch Stiche, als bei pedantischer Moral durch Schwere. (Lessing hatte nämlich von Owen gesagt: er halte den in allem Ernste für einen starken Kopf, der ein ganzes Buch des Owen in einem Zuge lesen könne, ohne drehend und schwindlig zu werden.) Dieses Alles (schließt Herder den allgemeinen Theil seiner Kritik) würde durch eine subjektive Theorie (d. i. mit Bezug auf die durch das Epigramm hervorgerufenen

Empfindungen) und durch eine Geschichte des Epigramms heller ins Licht gesetzt werden: während Lessing die Sache nur objectiv behandelt habe.

Schon beim Laokoon ist der Gegensatz Herders zu Lessing im Allgemeinen zur Sprache gekommen; er wiederholt sich hier an dem besonderen Falle. Wenn Lessing in aller Poesie, von der höchsten Gattung im Drama bis herab zur Fabel und dem Epigramm, die Handlung als das Wesen festsetzte, womit das eigentlich Lyrische zurückgedrängt wurde, so ist in den höhern Gattungen der Poesie, schon durch den Umfang und die reichere Gliederung, dem Subjektiven der nöthige Spielraum zu einem Gegengewicht gegen Verstand und Geist eingeräumt; dieses fällt unter denselben Bedingungen bei den kleinsten Formen, wie dem Epigramm, fort, und das ganze poetische Bedürfniß geht, von seinem Standpunkt aus, nicht selten ganz leer aus. Denn was ist die von Lessing für das Epigramm gefundene Formel im Grunde anders, als der Begriff der Handlung, nach seiner eigenen Definition, nämlich, als eine Folge von Veränderungen, die zusammen Ein Ganzes ausmachen, welche Einheit auf der Uebereinstimmung aller Theile zu einem Endzwecke beruht? Das Aufeinander wird mit aller Schärfe dem Nebeneinander entgegengestellt und dadurch veranschaulicht, daß die wahre Handlung sich nicht malen lasse, also kein Bild abgebe. Der „Folge von Veränderungen mit Beziehung auf Einen Endzweck" entspricht der Gegensatz von Erwartung und Aufschluß, mit Beziehung auf die dadurch zu bewirkende Lust an Befriedigung. Von dem vollkommenen Epigramm, wie von der vollkommenen Fabel verlangt Lessing jene Analogie einer Handlung, während ein großer Theil der griechischen Anthologie, ihres Werthes unbeschadet, nur feine oder zarte Bildchen (*εἰδύλλια*) sind. Von der andern Seite macht Herder darauf aufmerksam, daß Erwartung und Aufschluß (im allgemeinen Sinne) dem Epigramm nicht ausschließlich eigen sei, und daß sie bei einem jeden Werk, das die menschliche Seele unterhalten soll, stattfinden müsse.

Herder hat Lessings Lehre vom Epigramm ergänzt, sagten wir, nicht etwa widerlegt oder beseitiget. Dies zu denken, war niemand entfernter, als Herder selbst.[1]) Bestände blos die von Herder entwickelte Ansicht, so müßte die Lessingsche Theorie noch erfunden werden; das Martialische Epigramm ist vorhanden, und nimmt in seiner Art für die moderne Bildung und Poesie dieselbe Stellung ein, wie sein Gegensatz in der griechischen Anthologie; und unsere großen Dichter (ich nenne nur Schiller und Goethe in ihren Epigrammen und Xenien) haben es sich nicht nehmen lassen. Gegen solche Einseitigkeit, die sich wohl gar als den einzig guten Geschmack ausgegeben hat, hat Lessing im Voraus seine abfertigende Mahnung erlassen: „Man ist nicht zu fein, sondern zu stumpf geworden," sagt er, „wenn man an einer Gattung intellektueller Schönheit deswegen kein Vergnügen findet,

[1]) Zwischen Herders Recension in der Allg. Deutschen Bibl. und seine „Blumen aus der griechischen Anthologie" fällt sein Aufsatz über Lessing (1781). Hier heißt es: „Die beiden Theile des Sinngedichts, Erwartung und Aufschluß, hat der Theorist nebst den falschen Aftergattungen, wo Eins derselben fehlt, in solch ein Licht gestellt, daß künstlich und philosophisch ich nichts dagegen wüßte. Genetisch und historisch dagegen wäre ein großer, nicht verwerflicher Theil der griechischen Anthologie d a g e g e n — doch auch hievon künftig. Die Sache beträfe doch nur Classification und Namen."

weil sie nicht gerade die vornehmste und interessanteste ist; aber von allen Arten des Geschmacks ist der einseitige der schlechteste. Man ist sicherlich weder gesund noch klug, wenn man seine Schöne nicht anders als in der Kleidung einer unschuldigen Schäferin lieben kann.

Nach dieser Zeit machte Lessing nur noch gelegentlich Epigramme,[1]) unter anderen, wie zur Entschuldigung, das folgende, wohl versteckt auf Klopstock gemünzte:

Warum ich wieder Epigramme mache.

Daß ich mit Epigrammen wieder spiele,
Ich armer Willibald,
Das macht, wie ich an mehrerm fühle,
Das macht, ich werde alt.

Viertes Kapitel.

Nach Lessings anfänglichem Plane sollte der erste Band der vermischten Schriften noch eine besondere Abhandlung „über das Literarische" hinsichtlich einer Anzahl seiner Epigramme bringen; doch er wurde der Arbeit, bei seiner damaligen Verstimmung, plötzlich überdrüssig, zum großen Verlust der historischen Kritik.[2]) „Ich habe mit den kritischen Untersuchungen schlechterdings abbrechen müssen," schrieb er an seinen Bruder, als er ihm den Schluß des Manuscriptes überschickte; „und ohne Zweifel ist es für die Schriften selbst um so viel besser. Denn diese kritischen Alfanzereyen sind doch nur nach weniger Leser Geschmack; da es hingegen ungleich mehreren angenehm sein wird, auch die Lieder in dem Bande zu finden, zu welchen ohnedies keine Abhandlungen kommen können, weil ich über die ganze Gattung nichts zu sagen weiß, als was schon tausendmal gesagt worden ist." Eine neue Revision der Lieder fand nicht statt; Lessing ließ es bei einem von ihm corrigirten Exemplare bewenden, dem er einige Vorschriften für den Druck beigab, die von der übermäßigen Strenge zeigen, womit er diese Kinder jugendlicher Lebenslust behandelte. Einen Theil strich er gänzlich, weil es nichts als „elende Reimereien" seien. Ramlern gab er unbedingte Macht, bei den übrigen nach eigenem Ermessen zu schalten, d. h. sie zu verbessern. Dies nannte er „ein Werk der Barmherzigkeit an ihnen thun."[3]) Doch diese stiefväterliche Härte soll uns die Lust an diesen Liedern nicht verkümmern. Gegen empfindsame Seelen, welche nur „die zärtliche, die rührende Gattung" von Liedern mögen, hat schon Herder Lessings Lieder, die zu der muntern Gattung gehören, in Schutz genommen. „In häufigen Compositionen sind sie im Munde der Nation und bedürfen keines Urtheils mehr."

---

[1]) I, 198 f. M. 238 f. H. 153. „Grabschrift auf Voltairen. 1779." „Als der Herzog Ferdinand die Rolle des Agamemnons, . . . spielte." — [2]) Mohnike, in den „Lessingiana" 71, scheint anzunehmen, daß Lessing eine Abhandlung (nicht Abhandlungen) dennoch abgefaßt, daß sie sich aber nach seinem Tode nicht vorgefunden habe. Zu dieser Annahme ist kein Grund vorhanden. — [3]) XII, 312. M. 370. H. XX, 1, 437.

Mit diesem ersten Theile aber gerieth die neue Ausgabe der vermischten Schriften, welche aus vier Theilen bestehen sollte, ins Stocken. Erst nach Lessings Tode kamen die übrigen Bände unter der Aufsicht seines Bruders heraus.[1])

In dieses Jahr (1771) fällt auch die Herausgabe der „Gedichte von Andreas Scultetus," dieses früh verstorbenen schlesischen Dichters aus der Schule von Martin Opitz. Das erste Stück (die Oesterliche Triumphposaune, Breslau 1642) war Lessingen vor länger als zwanzig Jahren zu Wittenberg in der Universitätsbibliothek in die Hände gerathen, wo ein glücklicher Zufall unter dem Wuste alter Leichen- und Hochzeitslieder seine Augen darauf lenkte. Obschon „nicht frei von Schwulst," überwog doch das wahre Erhabene darin bei weitem; auch schrieb er es sich von Wort zu Wort ab, und er hätte, sagt er, „jede gute Zeile darin getreulich aus dem Gedächtnisse wieder herstellen können, wenn die wenigen Abdrücke, die vielleicht noch in dem oder jenem Winkel stecken, mit sammt meiner Abschrift alle auf einmal verschwänden."[2]) Die Zeile:

In Augen ist sie nicht, nur immer in den Ohren,

von der in den Lüften schmetternden Lerche gebraucht, hatte auf Kleist einen solchen Eindruck gemacht, daß er sich bei Gelegenheit das Bild aneignete:

Die Lerche, die im Auge nicht,
Doch immer in den Ohren ist. —

„Es waren zehn Jahre, und drüber vergangen," fährt Lessing fort, „und ich war auf gutem Wege, den ganzen Andreas Scultetus zu vergessen: als ich nach Schlesien kam. Dort, in seinem Vaterlande, seiner Geburtsstadt (Bunzlau) so nahe, . . . wachte die Neugierde, ihn näher kennen zu lernen, um so natürlicher auf, je wahrscheinlicher ich sie da befriedigt zu sehen hoffen durfte." Aber Alle (darunter Literatoren wie Arletius und Klose) gestanden, daß sie seinen Namen von Lessing zuerst hörten.[3]) Er fand indeß hier ein paar andere Gedichte von Scultetus, und endlich entdeckte der Rektor Arletius glücklich des unbekannten Dichters Namen, Herkunft und Ankunft in Breslau in der Matrikel des Gymnasiums zu St. Elisabeth, wo er 1639 den 25. August aufgenommen wurde und bis 1642 dem Gymnasium angehörte, gleichzeitig mit einem andern schlesischen Dichter, der ihn und alle seine

---

[1]) Lessing überschickte nur noch (am 14. Nov. 1771) für den zweiten Theil den Abschnitt der Oden, an Zahl 9 Stück, und den Abschnitt der Fabeln und Erzählungen, an Zahl 14 Stück, mehr nicht. Die ersten fünf Bogen des zweiten Theils blieben dreizehn Jahre auf dem Boden des Verlegers liegen, bis Karl Lessing 1784 den zweiten und dritten Theil herausgab und so fortfahrend die erste Gesammtausgabe der Schriften seines Bruders in dreißig Theilen (bis 1794) veranstaltete, welche sich mithin an den von Lessing 1771 herausgegebenen, ersten Theil anschließt. Für den zweiten Theil hatte Lessing eine Abhandlung „Zur Geschichte der Aesopischen Fabel" ausgearbeitet, welche leider, mit noch andern kostbaren Handschriften, in einer Kiste 1775 verloren ging (Allg. Deutsche Bibl. LXI, 422). Statt ihrer fügte der Herausgeber dem zweiten Theile aus seines Bruders Papieren „Materialien zu einer Geschichte der Aesopischen Fabel" bei. (XI, 420—433. M. 1, 237—251. H. XI, 2, 1022—1040). — [2]) VIII, 264. M. 355 f. H. XII, 290. „Aus einem Brief an Zachariä," von Hamburg 1769. — [3]) Später jedoch fand Klose eine viel ältere Autorität; siehe die Beilage.

Mitstrebende, jüngere und ältere, an Ruhm weit hinter sich ließ, mit dem aber Scultetus auf der Schule kühn wetteiferte: es war Johann Scheffler, genannt Angelus Silesius.[1]) Hier aber verlischt jede weitere Spur seines Lebens, welches wahrscheinlich nach Kurzem selbst erlosch. — Um diese Zeit hatte Zachariä in Braunschweig angefangen, seine „Auserlesenen Stücke der besten deutschen Dichter von Martin Opitz ab" mit historischen Nachrichten und kritischen Anmerkungen (Braunschweig 1766) herauszugeben. Als nun Lessing in Hamburg 1769 die Bekanntschaft Eberts machte, richtete er von hier aus an Zachariä die eben benutzten zwei Schreiben, (sie dienen der Herausgabe als Einleitung und Vorrede) worin er ihn mit Scultetus und der Geschichte seiner Entdeckung näher bekannt machte und alles, was er aufgefunden hatte, ihm für den zweiten Band seiner Chrestomathie überließ. In dieser kam Scultetus, als Anhang zu Paul Fleming,[2]) in gleicher Ausstattung und Einrichtung, und er hat seitdem seine Stelle in der Geschichte der deutschen Poesie behauptet. Lessing erkannte in Scultetus an nicht wenig Stellen den wahren Ton des Opitz „wo er am meisten Opitz ist." Unter andern lobt er ihn, daß er in der Vergleichung des Ostertages mit andern berühmten Tagen aus der heiligen Geschichte das rechte Maß der poetischen Malerei getroffen. „Einen jeden dieser Tage stellt uns ein flüchtiger, aber sicherer Pinsel mit einem einzigen Zuge vor das Auge, der täuschender ist, als ein ganzes weitläufiges Gemählde sein würde." In den Augen des Verfassers des Laokoon kein geringes Lob! Groß erscheint ihm auch das Verdienst von Seiten der Sprache, die so reich, so stark, so malerisch sei, daß sie nur mit der Opitzischen verglichen zu werden verdiene. Selbst Fleming und Tscherning, und wie sie alle heißen, die dem Opitz damals nacheiferten, kämen ihm beiweiten darin nicht gleich. Der vornehmste seiner Fehler (welcher indeß bei einem bloßen Schüler mehr als bloße Verzeihung verdiente) bestehe in dem Bestreben, überall Gelehrsamkeit zu zeigen: — „dies zeigt von einem vollen Kopfe und ist einer von den wollüstigen Auswüchsen, die ein wenig mehr Geschmack in der Folge schon beschneiden wird. Etwas von diesem Fehler haben zu können, wäre manchem von unsern itzigen jungen Dichtern sehr zu wünschen. Noch mehr aber," setzt Lessing hinzu, „manchem von unsern itzigen jungen Kunstrichtern: denn da diese Herren selbst keine Verse machen, so würden sie keine damit verderben, wohl aber in denen, welche nur damit verdorben sind, andere Schönheiten darüber nicht zu verkennen, geneigter sein." Es ist nicht zu verkennen, daß Lessing mit dieser Bemerkung auf die Kritiker aus Klotzens Schule zielt; indeß behält sie wohl auch in andern Zeiten ihre Wahrheit.

Die schlesischen Literatoren J. C. Jachmann, S. B. Klose, H. Scholz, haben nach einander der Ausgabe des Scultetus neue Stücke hinzugefügt[3])

---

[1]) S. A. Kahlert, Angelus Silesius. Breslau 1853, 8 f. — [2]) Nach dem Abdruck dieses Bandes fand Lessing (wie Zachariä in der Vorrede berichtet) in der Wolfenbüttler Bibliothek noch einen starken Quartband von Flemings lateinischen Gedichten im Manuscript, darunter viele ungedruckte, nebst einem großen Theil seines Briefwechsels. — Die Gedichte des Scultetus wurden auch besonders ausgegeben. — [3]) Siehe die Beilage.

In unsern Tagen hat man die Verdienste des Scultetus und seines Herausgebers verkleinern wollen, da dieser gar nicht daran gedacht habe, daß wirklich noch sehr viele bedeutendere Dichter, als Scultetus, vorhanden sein könnten, die also viel eher des Aufhebens werth wären, wie Elias Major, Christoph Colerus, Daniel von Czepko, Chrysostomus Scholz u. A.[1]) Desto besser! würde Lessing gesagt haben, so hat es einen ganzen Kreis würdiger Schüler unseres Opitz gegeben, von denen unser Scultetus besiegt wurde! Hätte er darum an der kräftigen, feurigen Sprache, an dem wirklich Erhabenen dieses Dichter-Schülers sich weniger erbaut? — Wenn wir nur nicht über dem Reichthum unserer literarischen Ausbeute und Forschung die Freude an der Sache einbüßen möchten! Die Kritik sieht jetzt von ihrer Höhe auf jene bessern Anfänge deutscher Poesie hernieder; aber die Kunst zu lesen, welche Lessing so vortrefflich verstand, verliert sich immer mehr.

Nach Zachariäs Tode (1777) beabsichtigte Lessing einen Augenblick, dessen Sammlung auserlesener Stücke aus diesem Zeitraume fortzusetzen; er trat dies jedoch nicht ungern an Eschenburg ab.[2])

Fünftes Kapitel.

Mitten unter diesen literarischen Studien und gelehrten Arbeiten schuf Lessing sein Meisterstück „Emilia Galotti." Der Plan zu diesem Trauerspiel geht weit über diese Epoche, bis in die Zeit von Lessings Jugendleben in Leipzig (1758) zurück, da er einen Augenblick gesonnen war, sich um den von

---

[1]) Heinrich Hoffmann (von Fallersleben), Monatschrift von und für Schlesien, I, 4. Vgl. Gervinus III, 248. Immerhin legt Scultetus ein rühmliches Zeugniß von der damaligen Blüthe der Studien in Breslau ab. Im Jahre 1642, also da Scultetus dort noch lebte, wurde (heißt es in dem Historischen Entwurf von den Verdiensten der evangelischen Gymnasiorum in Breslau um die deutsche Schaubühne von Joh. Kaspar Arletius. Breslau 1762, 40. Jubelschrift zum 200jährigen Jubiläum des Elisabethanum), in dem Lehrsaal der dritten Ordnung des Elisabeth. Gymnasii eine bewegliche Schaubühne aufgerichtet, auf welcher Rector Major eine deutsche Tragico-Komödie Argenis, und Prorector Coler und Professor Fechner Aretegeniam wechselsweise im Monat März zu verschiedenen Malen aufgeführt haben u. s. w. — [2]) XII, 495. M. 595 f. H. XX, 1, 725. An Eschenburg den 27. Nov. 1777. „Sie erzeigen mir eine wahre Wohlthat, daß Sie mich vor einer neuen Zerstreuung bewahren wollen. — Also trete ich Ihnen alles Recht auf die Fortsetzung der Zachariäschen Chrestomathie nicht allein gutwillig, sondern mit Dank ab; wenn man anders ein Recht abtreten kann, worauf man selbst kein Recht gehabt." Gleichzeitig überschickte ihm Lessing seinen Tscherning, sowohl den Frühling als den sehr seltenen Vortrab des Sommers, die er in Schlesien gesammelt hatte. (Eschenburgs Vorrede III, XVIII). Das Exemplar des Frühlings hatte Tscherning selbst gehabt. Lessing hatte verschiedene Gedichte mit dem ersten einzelnen Drucke verglichen. Eschenburg machte aber von diesen Stücken keinen Gebrauch; er beklagte sich später (XII, 496. M. 595. H. XX, 1, 725), über die ziemlich kalte Aufnahme des Publikums, das ihn bewog, beim dritten Bande (1778) stehen zu bleiben.

Nicolai für das beste Trauerspiel ausgesetzten Preis zu bewerben. Er spricht da XII, 104. M. 128. H. XX, 1, 145) von einem jungen Tragikus, — er meint sich selbst — von dem er sich viel Gutes verspreche. „Er arbeitet ziemlich wie ich. Er macht alle sieben Tage sieben Zeilen; er erweitert unaufhörlich seinen Plan, und streicht unaufhörlich etwas von dem schon Ausgearbeiteten wieder aus. Sein jetziges Süjet ist eine bürgerliche Virginia, der er den Titel Emilia Galotti gegeben. Er hat nehmlich die Geschichte der römischen Virginia von allem dem abgesondert, was sie für den ganzen Staat interessant machte; er hat geglaubt, daß das Schicksal einer Tochter, die von ihrem Vater umgebracht wird, dem ihre Tugend werther ist als ihr Leben, für sich schon tragisch genug, und fähig genug sei, die ganze Seele zu erschüttern, wenn auch gleich kein Umsturz der ganzen Staatsverfassung darauf folgte. Seine Anlage ist nur von drei Akten, und er braucht ohne Bedenken alle Freiheiten der englischen Bühne. Mehr will ich Ihnen nicht davon sagen; so viel aber ist gewiß, ich wünschte den Einfall wegen des Süjets selbst gehabt zu haben. Es dünkt mich so schön, daß ich es ohne Zweifel nimmermehr ausgearbeitet hätte, um es nicht zu verderben."

In Hamburg, nach zehn Jahren, nahm Lessing dieses Sujet wieder auf; aber erst im zweiten Jahre seiner Niederlassung in Wolfenbüttel, im Herbste 1771, griff er die Aufgabe seiner Jugend mit der Kraft des Mannes wieder an.[1]) Er war vor Kurzem (im September) zum Besuche in Berlin gewesen und kam gestärkt und erfrischt nach Wolfenbüttel zurück. Seinem Freunde, dem Buchhändler Voß, hatte er das Versprechen zurückgelassen, ihm außer dem zweiten Theil der vermischten Schriften einen Band Trauerspiele zuverlässig zu liefern. Darunter war das neue: Emilia Galotti. Ohne Zweifel haben wir dieser Reise und der Verbindung mit Voß die Ausführung und Vollendung des Stückes zu verdanken. Zu Ende des Jahres konnte Lessing seinem Bruder berichten: „Mit meiner Tragödie geht es so ziemlich gut, und künftige Woche will ich Dir die ersten drei Akte übersenden. Mich verlangt, was Du davon sagen wirst. Mache nur, daß sogleich daran kann gedruckt werden." Einige Wochen später, nachdem der Bruder die erste Hälfte der neuen Tragödie in Händen hatte, wiederholte er die Bitte um sein Urtheil, und begründete dieselbe durch Betrachtungen, in welchen die Schlegel für ihre Behauptung, daß Lessing eigentlich kein Dichter war, nur eine Bestärkung mehr gefunden haben;[2]) eine völlige Verkennung von Lessings

---

[1]) An seinen Bruder Karl schrieb er damals über die Entstehung seiner Tragödie: „Das Süjet davon war eins von meinen ältesten, das ich einmal in Hamburg auszuarbeiten anfing. Aber weder das alte Süjet, noch die Hamburger Ausarbeitung habe ich jetzt brauchen können, weil jenes nur in drei Akte abgetheilt und diese so angelegt war, daß sie nur gespielt, aber nie gedruckt werden sollte." (XII, 345. M. 409. H. XX, 1, 483). — [2]) „Ich habe," sagt er, „über keine Zeile derselben eine Seele, weder hier noch in Hamburg können zu Rathe ziehn; gleichwohl muß man wenigstens über seine Arbeit mit jemand sprechen können, wenn man nicht selbst darüber einschlafen soll. Die bloße Versicherung, welche die eigene Kritik uns gewährt, daß man auf dem rechten Wege ist und bleibt, wenn sie auch noch so überzeugend wäre, ist doch so kalt und unfruchtbar, daß sie auf die Ausarbeitung keinen Einfluß hat." (XII, 338. M. 401. H. XX, 1, 474).

eigenthümlicher Beziehung zur Kritik.[1]) An Voß schrieb er den 25. Januar 1772 (H. XX, 1, 475 f.): „Ich habe Ihnen eine neue Tragödie versprochen; aber wie gut oder wie schlecht — davon habe ich nichts gesagt. Je näher ich gegen das Ende komme, je unzufriedner bin ich selbst damit. Und vielleicht gefällt Ihnen auch schon der Anfang nicht."

Die Erwartung und Spannung auf Emilia Galotti erreichte den höchsten Grad; besonders in Berlin. Ehe noch Lessing den Schluß für den Druck abschickte (es geschah den 1. März 1772), wollte man schon bei dem Kochschen Theater die Rollen vertheilen; auf Karl Lessings Bitte stand man aber damit an, bis das Ende kam. Das neue Trauerspiel wurde indeß zum erstenmal nicht in Berlin, sondern in Braunschweig, am 13. März 1772, zum Geburtstage der verwittweten Herzogin, von Doebbelin gegeben, welchem Lessing zu diesem Zwecke, noch vor der Ausgabe des Stückes, auf seine Bitte, das Manuscript hatte zukommen lassen. Ungewiß, ob es überhaupt schicklich sei, an einem solchen Tage ein Trauerspiel aufzuführen, und ob nicht der Herzog an diesem Tage etwas ganz anderes zu sehen wünschte, schrieb Lessing an den Herzog (XII, 346. M. 410. H. XX, 1, 487) und legte die Bogen des Stückes bis in den vierten Aufzug, so weit es gedruckt war, bei. Der Herzog gab in der That seine Einwilligung. Dieser Einwilligung ungeachtet (erzählt Karl Lessing) wäre die Aufführung fast zurückgegangen. Der Tag kam immer näher, und Doebbelin hatte noch nicht die letzten Scenen dieses Trauerspiels. Lessing hätte sie vielleicht auch nicht so schnell gemacht, aber Doebbelin drohte, sie aus seinem Kopfe hinzuzufügen; das wirkte, und Lessing vollendete das Stück, um schon am Tage der Vorstellung ein Exemplar durch Zachariä der verwittweten Herzogin überreichen zu können.[2]) Der Erbprinz war bei der Aufführung incognito zugegen und las immer nach. Die Aufführung übertraf Eberts Erwartung, welcher den andern Tag einen enthusiastischen Brief an Lessing schrieb (XIII, 374. H. XX, 2, 576). „O Shakspear-Lessing!" — ruft er aus — „die Geister Ihrer Personen spuken noch immer um mich her und schweben mir auf jedem Blatte, das ich lesen will, vor Augen. . . . Alle meine Nerven von der gestrigen Erschütterung zittern und ich habe eine Art von Fieber. Ruhig antwortete ihm Lessing: „Wenn ich nicht längst wüßte, wie ein gar zu warmer Freund Sie sind: so könnte mich dieser Ihr Brief bereden, etwas besonders gemacht zu haben. Aber heute, da Sie hoffentlich kälter sind, würde er schon ganz anders lauten. Und noch mehr dürften Sie davon zurücknehmen, wenn Sie das Stück nunmehr gedruckt lesen." Er legte ein Exemplar des Stückes

---

[1]) Fr. Schlegel, Charakteristiken und Kritiken, I, 204. „Kann ein Künstler wohl kälter und liebloser von seinem vollendetsten und künstlichsten Werke reden, als Lessing bei Uebersendung dieser kalten Emilia an einen Freund?" — eine nicht unerhebliche zwiefache Ungenauigkeit! — und wenn man die Kälte und Lieblosigkeit, womit Lessing gerade von seinen besten Arbeiten zu reden pflegt, als Maßstab ihres Werths aufstellte, wie viel Gutes bliebe in seinen Werken noch übrig? — [2]) Emilia Galotti. Ein Trauerspiel in fünf Aufzügen. Von Gotthold Ephraim Lessing. Berlin, bey Christian Friedrich Voß, 1772. 8°. Das Stück wurde bald hierauf in: „Trauerspiele von Gotthold Ephraim Lessing. Miß Sara Sampson. Philotas. Emilia Galotti. Berlin bey Christian Friedrich Voß, 1772" aufgenommen. Von der ersten Einzelausgabe erschienen drei Drucke.

für Ebert bei und ein zweites für den Erbprinzen, dem er ein Paar Worte dazu zu schreiben sich nicht unterstehe. „Wie angenehm mir sein geringster Beifall sein würde, versteht sich von selbst," fügt Lessing hinzu und fährt fort: „Dazu würde ich mich gegen ihn wegen einer Arbeit entschuldigen müssen, die jetzt meine Arbeit nicht sein sollte; und ich entschuldige mich so ungern! Gelegentlich werden Sie ihm wohl sagen, daß es wirklich eine Arbeit ist, die schon vor einigen Jahren größtentheils gethan war, und an die ich nur jetzt die letzte Hand gelegt." Wer jemals an Lessings bibliothekarischer Gewissenhaftigkeit Zweifel gehegt, müßte sie nach diesem Bekenntnisse fallen lassen. Aber diesmal sollte er durch allzu strenge Auffassung seiner Pflichten nicht nur sich selbst, sondern auch dem Erbprinzen Unrecht thun.

Es bleibt merkwürdig, daß Lessing, so oft sein Stück in Braunschweig von Doebbelin aufgeführt wurde, sich kein Mal entschließen konnte, einer Vorstellung desselben beizuwohnen. Es ist wahr, daß er schon vorher nicht die geringste Lust zeigte, das Theater in Braunschweig zu sehen, so daß Doebbelin sich einbildete, Lessing habe etwas gegen ihn, weil er zu keinem der Stücke hereingekommen war, die er von ihm aufgeführt hatte. Und er würde dennoch nicht hineingekommen sein, wenn nicht Doebbelin und seine Frau ausdrücklich ihn aus Wolfenbüttel abgeholt hätten.[1]) Dies würde jedoch für die Aufführung der Emilia ohne Erfolg geblieben sein. Immer gab Lessing seine Gesundheit oder Mangel an der erforderlichen Stimmung an, welche ihn hindern würden, zu urtheilen, was in seiner eigenen Arbeit gut oder schlecht sei. Aus seinen Briefen an Frau König geht deutlich hervor, daß es so gut wie beschlossen bei ihm war, das Stück niemals zu sehen. Sollte es mehr als bloße Sage sein, was in dem Leben des Schauspielers Schröder[2]) erzählt wird? Hienach wäre Emilia Galotti am Hofe zu Braunschweig auf die einheimischen Verhältnisse bezogen worden. „Als Emilia bekannt ward, wies die schadenfrohe Menge auf den verkannten Fürsten, auf die beneidete geistreiche Gräfin (es war die Marquise Branconi, Geliebte des Erbprinzen, eine Venetianerin von außerordentlicher Schönheit, von der Zimmermann mit Begeisterung spricht,[3]) und welche wie eine Königin gehalten wurde). Einer mächtigen Hofpartei kam dieser Eindruck nicht ungelegen. Zu spät that der Erwachte Alles, um ihm vorzubeugen. Der Erbprinz zwar, heißt es ferner, unterwarf sich fremdem Urtheil nicht und achtete wenig darauf, ob ein neuer Bekannter an Verhältnissen irre geworden sei, die selbst nähere Beobachter aufregten. Lessing aber war zu hochgesinnt, seine Nachsicht gegen sich von der eines anderen abhängig zu machen. Er ließ sich nie überreden, eine einzige Vorstellung der Emilia in Braunschweig zu besuchen! Er verzieh sich eine Uebertreibung nie, die ihm in desto grellerem Lichte erschien, je entfernter der Beleidigte war, sie zu ahnden, und es gab Augenblicke des Mißtrauens und der Bitterkeit, vorzüglich während

[1]) Lessing an Frau König den 11. Dec. 1771. XII, 324. M. 383. H. XX, 1, 454. — [2]) F. L. Schröder, von F. L. W. Meyer, I, 232. — [3]) J. G. Zimmermanns Briefe an einige seiner Freunde in der Schweiz. Herausgegeben von A. Rengger. Aarau 1830. S. 172.

des Aufsehens, welches die Herausgabe der berühmten Fragmente erregte, wo er sich die Möglichkeit einer Verfolgung dachte, weil er sich nicht abläugnen konnte, etwas dergleichen veranlaßt zu haben. . . ."

So weit der Bericht von Schröders Biographen, dem jedenfalls gewisse Ueberlieferungen zu Grunde liegen mögen.

Verhielte es sich auch im Kern der Sache wirklich so, so ist das Ganze mit falschen, leicht widerleglichen Nebenumständen dermaßen in Verbindung gebracht, daß es fast scheint, es sei das Ganze nur erfunden worden, um die auffallende Thatsache zu erklären, daß Lessing sich jedes Besuches der Aufführung seines eigenen Trauerspiels beharrlich enthielt. Man legte den gewöhnlichen Maßstab an sein Benehmen. Wenn aber Lessing schreibt: „Was hätte ich denn in der Vorstellung gesollt? Mir schale Urtheile hinterbringen lassen, oder noch schalere Lobeserhebungen einernten?" — so ist sein ganzer Charakter hinlänglich in den wenigen Worten ausgedrückt, so daß man kein tieferes Geheimniß dahinter vermuthen müßte, mit dem er sogar gegen seine zukünftige Gattin zurückgehalten hätte. Wohl möchte Mancher an Lessings Stelle sich bedacht haben, in der Nähe des Hofes, und dieses Hofes! — eine Emilia Galotti zu dichten und aufführen zu lassen. Doch was Lessing einmal geschrieben, war er gewohnt, ohne Furcht an jeder Stelle zu vertreten.

Sechstes Kapitel.

Giebt es unter den Meisterwerken der deutschen Bühne ein Werk, das eine Geschichte hat, so ist es Emilia Galotti. „Nach langem vieljährigen Ringen der deutschen Muse, stieg dieses Stück, nach Goethes Ausdruck, wie die Insel Delos aus der Gottsched- Gellert- Weissischen Wasserfluth, um eine kreißende Göttin barmherzig aufzunehmen." [1]) Es schneidet scharf ab nach der Vergangenheit hin; die eigenen Stücke Lessings, seine Miß Sara nicht ausgenommen; um so schärfer, als eine gewisse Familienähnlichkeit beider Stücke nicht abzuleugnen ist. Frühzeitig empfangen, lange im Geiste aufbewahrt, mehrfach umgebildet und erweitert, hat Emilia Galotti das besondere Geschick gehabt, fern von der erfrischenden Luft der Bühne, von allen Strömungen eines politischen Schauplatzes, in den Mauern einer Bibliothek ins Dasein gerufen zu werden, gleich einer Quelle im einsamen Gebirge, von dessen metallischem Kern, von dessen Härte und Schärfe aber auch sie etwas angenommen zu haben scheint. Zwar kam dem Stücke Bewunderung entgegen, aber doch ohne die weiche Rührung, womit ehedem Miß Sara Sampson, ohne den allgemeinen, fast kindlichen Enthusiasmus, womit vor fünf Jahren Minna von Barnhelm aufgenommen wurde. Am meisten erwärmte sich die Jugend, namentlich der

[1]) Riemer, Mittheilungen über Goethe II, 665 vom 7. März 1830. (An Zelter).

dichterische Kreis zu Göttingen, an dem neuen Stücke;[1]) unter den übrigen, wenn man die Freunde in Braunschweig ausnimmt, Wieland, seit kurzem in Weimar; in Berlin zeigte sich nach Verhältniß eine gewisse Kälte in der Aufnahme des Stückes; die größte Theilnahme bewies noch Nicolai; die geringste Sulzer, dessen Landsmann Bodmer Lessingen gar eine schlechte Posse entgegensetzte.[2]) Es setzte eine höhere, vorgeschrittene Bildung voraus, welche, ohne an dem Stoffe zu kleben, zur Kunst in der schönen Form sich erhob. Die deutsche Kritik lernte aber auch an diesem Stücke; sie brauchte nun nicht mehr, wie es in der Hamburgischen Dramaturgie am Schlusse heißt, „die Schritte wie ein Irrender zurückzugehen, um wieder auf den rechten Weg zu gelangen und ihr Ziel gerade in das Auge zu bekommen." Hat auch dieses Stück die widersprechendsten Ansichten, die seltsamsten Erklärungen, die herabsetzendsten Urtheile hervorgerufen, so zeugen diese insgesammt von der Bedeutung, welche dem ersten deutschen Trauerspiel, das sich seit mehr als hundert Jahren auf der Bühne behauptet und noch lange behaupten wird, zukommt. Vielleicht ist es selbst heute noch zu früh, die Summe aller Kritik seit vier Menschenaltern über dieses Trauerspiel zu ziehen. Was jedoch zu jeder Zeit möglich sein wird, was schon die Gerechtigkeit fordert, ist, daß wir das Stück vor Allem nach des Dichters eigenen Grundsätzen und eigenen Mustern zu verstehen, zu würdigen streben. Je deutlicher und schärfer aber Lessing in seiner Dramaturgie darüber sich ausgesprochen, desto leichter dürfte dies sein. Viel Gutes und Vortreffliches ist sonst über diesen Gegenstand gesagt, und wir müßten vieles blos wiederholen.[3]) Die Bekanntschaft mit der zu Grunde liegenden Fabel, mit der Entwicklung des Gemäldes und dem Baue des ganzen Stückes wird bei den folgenden Betrachtungen im Allgemeinen vorausgesetzt.

Die Aufgabe, welche Lessing sich gestellt, war nach seinem Ausdruck „eine bürgerliche Virginia" oder „die alte römische Geschichte der Virginia, in einer modernen Einkleidung." „Bürgerlich" und „modernisirt" stehen hier

---

[1]) „Emilia Galotti," schreibt Voß an einen Freund, den 14. Mai 1772, „kennen Sie vermuthlich schon. Hier ist alles voll davon. Man setzt sie noch weit, weit über seine Minna von Barnhelm, und glaubt, mit ihr allen neuern Stücken trotzen zu können." — (Briefe von J. H. Voß I, 79) „Emilia Galotti," ruft Boie aus — Knebels Liter. Nachlaß II, 125, vom 1. Mai 1772 — ich habe sie endlich bekommen, und bin allen meinen Freunden wieder gut, die sie mir nicht geschickt hatten. Welch ein Stück! Ich glaube, man kann tadeln, aber daß mir nur Niemand ein deutsches oder ein ausländisches Stück mit Emilia Galotti vergleiche! Was darin vielleicht nicht nach unserm Geschmack ist, das ist nicht so, weils der Verf. nicht anders, nicht besser, so Gott will, machen konnte, nein weil er's so machen wollte. Alles ist nach seinem System. Die ganze Emilia war sicher in seinem Kopfe so da, wie sie ist, ohne ein Wort niedergeschrieben zu haben. Selbst der Streit über dieß Stück, der hier und da sich regt, ist mir sehr, sehr lieb. Er ist ein Beweis, daß uns die schönen Wissenschaften nicht mehr so gleichgültig sind, wie vor zehn Jahren. Minna erregte wenigen Widerspruch; Sara gar keinen." — [2]) Odoardo Galotti, Vater der Emilia, in einem Aufzuge, und Epilogus zu Emilia Galotti. Von einem längst bekannten Verfasser. Augsburg 1776. Ein Pendant zu Bodmers früherer Parodie des Philotas „Polytimet". — [3]) Eine reiche Zusammenstellung der hierher gehörigen Literatur liefert Dr. Hölschers Programm: „Ueber Lessings Emilia Galotti." Herford 1851, welches auch, bis auf einige gewagte Sätze, den Gang des Drama im Zusammenhange sehr gut motivirt.

dem Heroischen und Antiken gegenüber, doch nicht an sich, als wenn die moderne Welt keiner heroischen, und umgekehrt die antike Welt keiner bürgerlichen Behandlung im Sinne Lessings, fähig wäre. Am wenigsten hätte Lessing das Erhabene, Erschütternde, vollkommen Tragische in dem Schicksale der Virginia beim Livius verkannt. Er hat ja in einer sehr frühen Periode eine Scene zu einem Trauerspiel „Virginia“ entworfen, welche mit wenigen kühnen Strichen ahnen läßt, daß er sich des antiken Stoffes mit seinem großen politischen Hintergrunde wohl bemeistert haben würde. Claudius, einer der beiden Unterredenden, in dessen Haus der erste (und einzige) Auftritt verlegt ist, würde hier gleichsam die Rolle des Kupplers (eines römischen Marinelli) bekleidet haben. — Welches ist also die andere Seite des Gegensatzes, zu welcher wir Lessings bürgerliche Virginia in Beziehung bringen müssen? Nicht die Geschichte, oder vielmehr die Fabel an und für sich, wie meistens geschehen, und wodurch der wahre Gesichtspunkt des Urtheils verschoben ward, sondern die Form; es ist mit einem Worte die Bearbeitung des antik-geschichtlichen Stoffes auf dem französischen Theater.[1]) Sogar die Virginia des Spaniers Montiano y Luyando (1750), welche Lessing noch in der Theatralischen Bibliothek (1754) als klassisch empfahl, und welche vielleicht seine Wahl auf diesen Stoff zuerst gelenkt hat (wenn er nicht schon damals, wie Bouterweck [Geschichte der Poesie III, 579] annimmt, selbst an einer Virginia arbeitete, die sich ihm in eine Emilia Galotti verwandelte), die er aber nachmals in der Dramaturgie nach Gebühr gewürdigt hat, war ja doch im Wesen ein französisches, kein spanisches Stück. Nachdem aber Diderot ihm die Richtung nach der bürgerlichen Tragödie gegeben, Aristoteles ihm die wahren Gesetze des Trauerspiels gelehrt, Shakespeare ihn in den Geist und die Seele der romantischen Tragödie eingeweiht, — nachdem er selbst in der Dramaturgie das Ansehen des regelmäßigen französischen Trauerspiels gestürzt hatte, galt es, diesem Phantom durch eine That entgegen zu treten. So entstand Emilia Galotti, worin einem jeden jener drei großen Momente: Diderot, Aristoteles und Shakespeare, seine Einwirkung nachgewiesen werden kann.

Lessing nahm von der Geschichte der römischen Virginia das rein Menschliche, das moralisch wie psychologisch Wahre und Große, das Tragische mit einem Wort, welches unabhängig von dem politischen Boden und Ausgang darin liegt: „Das Schicksal einer Tochter, die von ihrem Vater umgebracht wird, dem ihre Tugend werther ist, als ihr Leben.“ Das ist die allgemeine Grundbestimmung des hier waltenden tragischen Interesses. Der Umsturz der Verfassung war in Lessings Augen so wenig eine innere nothwendige Folge, als ein Motiv jener schrecklichen That; dieses Motiv war dem Wesen nach weder an eine bestimmte Zeit, noch an einen bestimmten Ort gebunden. Diesem Schicksal einen den Zuständen der modernen Gesellschaft, Sitten und Staatsverfassung angemessenen Leib, die entsprechende Handlung, innere Wahrheit, und lebendige Färbung zu geben, die Erfindung

---

[1]) Von Mairet 1628, nach ihm: von Leclerc 1645; Campistron 1683; La Beaumelle, Chabanon 1769. Auch nach Lessings Zeit wurde Virginia öfter auf die französische Bühne gebracht, in neuerer Zeit von Guiraud 1827, und von Latour St. Ybar 1845. (Bouillet, Dictionnaire universel d'histoire p. 1868).

der Fabel, mit einem Wort, war Sache des dichterischen Verstandes. (Ich bediene mich mit Absicht dieses Ausdrucks, eben weil Friedrich Schlegel [1]) die Sache Lessing abspricht). Wie hat Engel, [2]) der an der historischen Schale kleben blieb, sich abgemüht, die große Schwierigkeit hervor zu kehren, die er bei Lessing zu sehen glaubte: zu der Katastrophe der Geschichte Virginiens seinen übrigen Plan ausdrücklich zu erfinden (als wenn der Dichter zwei verschiedene historische Elemente centaurenartig zusammengefügt hätte). Wehe dem Dichter, in dessen Drama eine solche Naht befindlich, worin der Schluß nicht mit Nothwendigkeit in dem vorhergehenden Ganzen gegründet wäre! Die Handlung ist überall nur Eine: dort in der Geschichte, wie hier in der Dichtung, aber als solche in beiden verschieden. Lessing sagt einmal in der Dramaturgie: gleiche Situationen geben gleiche Tragödien, gleiche Charaktere geben gleiche Komödien; aber wo ist die Tragödie, wo etwa historische oder novellistische Quellen der neuen Literatur, von welchen Lessing die Situation entlehnt hätte? Engel setzt ihm den Livius entgegen. Es ist thöricht, dem Dichter die äußere Geschichte an und für sich als unbedingtes Maß vorzuhalten, etwa, als wenn Virginius seiner Tochter das Messer in die Brust gesenkt hätte, um der Held einer Tragödie zu werden, oder als wenn Lessing in Odoardo den Vätern hätte ein Vorbild aufstellen wollen. — Eine Tragödie muß vor Allem an ihr selbst gemessen werden, und wenn an die Geschichte erinnert wird, so mag es sein, um die Kunst, das Genie des Dichters daran zu ermessen. Ueber diese Beziehungen des tragischen Dichters zur Geschichte hat Lessing sich in der Dramaturgie auf das deutlichste ausgelassen. Es wird nicht überflüssig sein, hier noch eine Stelle anzuführen, welche uns in das Innerste seines Schaffens, gegenüber dem geschichtlichen Faktum einen Blick vergönnt. Die Rede ist von des Corneille berühmter Rodogune, einem Stück, an dem der Dramaturg zeigen wollte, wie er sich ausdrückt: „daß nicht das bloße Erdichten, sondern das zweckmäßige Erdichten einen schöpferischen Geist beweise.“ (VII, 142. M. 134 f. H. 188).

„Der Poet (Corneille) findet in der Geschichte eine Frau, die Mann und Söhne mordet (einen Vater, um dies sogleich auf den Dichter der Emilia anzuwenden, der seine Tochter, um ihre Tugend zu retten, mordet). Eine solche That kann Schrecken und Mitleid erwecken, und er nimmt sich vor, sie in einer Tragödie zu behandeln. Aber die Geschichte sagt ihm weiter nichts, als das bloße Factum, und dieses ist eben so gräßlich, als außerordentlich. Es giebt höchstens drei Scenen, und da es von allen nähern Umständen entblößt ist, drei unwahrscheinliche Scenen. — Was thut also der Poet?“

„So wie er diesen Namen mehr oder weniger verdient, wird ihm entweder die Unwahrscheinlichkeit oder die magere Kürze der größere Mangel seines Stückes scheinen.“

---

[1]) Charakteristiken und Kritiken, S. 202. „Es ist in der That viel Verstand darin, nämlich prosaischer... Es fehlt an jenem poetischen Verstande eines Shakespeare, Goethe oder Tieck.“ Shakespeare und — Tieck verräth den Kritiker hier mehr, als er vielleicht beabsichtigte. — [2]) Briefe über Emilia Galotti, im ersten Theile seines Philosophen für die Welt. Leipzig 1775. (Schriften, Berlin 1801, I, 115—126. Schriften, 1844, I, 68—100).

„Ist er in dem erstern Falle, so wird er vor allen Dingen bedacht sein, eine Reihe von Ursachen und Wirkungen zu erfinden, nach welcher jene unwahrscheinliche Verbrechen nicht wohl anders, als geschehen müssen. Unzufrieden, ihre Möglichkeit blos auf die historische Glaubwürdigkeit zu gründen, wird er suchen, die Charaktere seiner Personen so anzulegen; wird er suchen, die Vorfälle, welche diese Charaktere in Handlung setzen, so nothwendig einen aus dem andern entspringen zu lassen; wird er suchen, die Leidenschaften nach eines jeden Charakter so genau abzumessen; wird er suchen, diese Leidenschaften durch so allmälige Stufen durchzuführen: daß wir überall nichts als den natürlichsten, ordentlichsten Verlauf wahrnehmen; daß wir bei jedem Schritte, den er seine Personen thun läßt, bekennen müssen, wir würden ihn, in dem nehmlichen Grade der Leidenschaft, bei der nehmlichen Lage der Sachen, selbst gethan haben; daß uns nichts dabei befremdet, als die unmerkliche Annäherung eines Zieles, vor dem unsere Vorstellungen zurückbeben, und an dem wir uns endlich voll des innigsten Mitleids gegen die, welche ein so fataler Strom dahin reißt, und voll Schrecken über das Bewußtsein befinden, auch uns könne ein ähnlicher Strom dahin reissen, Dinge zu begehen, die wir bei kaltem Geblüte noch so weit von uns entfernt zu sein glauben. — Und schlägt der Dichter diesen Weg ein, sagt ihm sein Genie, daß er darauf nicht schimpflich ermatten werde: so ist mit eins auch jene magere Kürze seiner Fabel verschwunden; es bekümmert ihn nun nicht mehr, wie er mit so wenigen Vorfällen fünf Akte füllen wolle: ihm ist nur bange, daß fünf Akte alle den Stoff nicht fassen werden, der sich unter seiner Bearbeitung aus sich selbst immer mehr und mehr vergrößert, wenn er einmal der verborgnen Organisation desselben auf die Spur gekommen, und sie zu entwickeln verstehet."

„Hingegen dem Dichter, der diesen Namen weniger verdienet," — doch, Lessingen in dieser Richtung weiter zu begleiten, dürfte uns von unserem Ziele zu weit abführen. Genug, wenn wir aus dieser Hauptregel, welche Lessing von dem dramatischen Genie ableitet, entnehmen, daß es ihm bei der Tragödie wesentlich darauf ankam, Charaktere, Vorfälle, Leidenschaften, Katastrophen, endlich Mitleid und Schrecken (Furcht) von innen heraus zu schaffen, nicht umgekehrt, auch nur an irgend einem Punkte, von außen herein zu erfinden. Die Frage stellt sich hier um so reiner, als der Kern der Fabel freie Erfindung des Dichters ist, eine Freiheit nämlich, welche, abweichend von der Regel der Alten und der heroischen Tragödie, in dem Begriffe der bürgerlichen Tragödie ihre Begründung hat, [1]) indem die Verlegung der Handlung nach Italien, an den Hof eines der dortigen kleinen Fürsten, in das Zeitalter Ludwig XIV., deutlich mit der Absicht geschehen ist, die Motive der Charaktere und Leidenschaften und zum Theil der Handlung (z. B. des Auftretens des Banditen) zu verstärken, und die Handlung gegen ihren unheilvollen Ausgang hinzutreiben. Der geschichtliche Rahmen verschwimmt dabei, sobald man schärfer hinblickt, in unbestimmte Umrisse; das Oertliche ist entfernt genug, um die Neugierde fern zu halten, nahe

---

[1]) Vgl. W. Wackernagel, Ueber die dramatische Poesie. Basel 1838. 39.

genug, um Fürst und Volk im Jahrhundert des Dichters (diesem gehört er vor Allem an) einen Spiegel vorzurücken. [1])

Die Frage also, ob die rein menschliche, sittliche Seite in dem Schicksal der Virginia, so gut als der Emilia Galotti, fähig sei, eine poetische, eine tragische Wirkung hervorzubringen, vorausgesetzt — hat der Dichter das Recht, jede Prüfung, welche sich auf einen andern, als den rein innerlichen, den poetischen wie den psychologischen Standpunkt versetzt, als ein Mißverständniß, als eine *μετάβασις εἰς ἄλλο γένος* abzuweisen. Dem Dichter, mit Engel, vorhalten, welche Schritte Odoardo alle beim Prinzen und gegen ihn hätte thun können und müssen, [2]) bevor er sein eigenes Kind erstach (woraus folgte, daß er es unter diesen Umständen nicht hätte thun dürfen) — heißt wie ein Kriminalrichter fragen, vor welchen Odoardo nach vollbrachter That freiwillig und ruhig sich stellen will. Aber ein solches Verhör vor dem Richter fällt vollständig außerhalb der Tragödie. In der Tragödie ist Odoardo absolvirt, der Zuschauer versöhnt, oder, mit Aristoteles zu reden, gereiniget; — denn „auch uns könnte ein ähnlicher Strom dahinreißen, Dinge zu begehen, die wir bei kaltem Blute noch so weit von uns entfernt zu sein glaubten," — wo nicht, so wäre die ganze Tragödie eitel! Wenn Odoardo mit den Worten abgeht: „Ich gehe und erwarte Sie als Richter. — Und dann dort — erwarte ich Sie vor dem Richter unser Aller" — so hat der Dichter zum Schlusse darauf hingezeigt, daß es eine höhere Gerechtigkeit giebt als die menschliche, daß es eine göttliche Gerechtigkeit, eine höhere Weltordnung giebt, welche die sogenannte, nur auf einem untergeordneten Standpunkt beliebte, poetische Gerechtigkeit doppelt überflüssig macht und jede Betrachtung, welche die tragische Auflösung und Reinigung hinter dem fünften Akt sucht, als unberechtigt abweist; [3]) — das ist die Lehre, wenn man will, die Idee des Stückes. „Et nunc reges intelligite, erudimini, qui judicatis terram, . . . möge manmit Ramler zum Schlusse sagen, oder mit Herder: Discite justitiam moniti, nec spernere divos. [4])

Eine Tragödie ist nach Lessing kein didaktisches Gedicht, keine Fabel, welche am Ziele mit einem Sittenspruch belohnte; aber je weniger der Dichter auf eine solche Lehre ausgeht, je mehr er über der Kunst und dem wahrhaft Tragischen jede direkte Anwendung nach Außen vergißt, desto unwiderstehlicher, desto erschütternder zündet die Wahrheit des Stückes. In dieser Wirkung liegt die geschichtliche Seite und Bedeutung des Stückes, und Emilia Galotti wirkte so mehr, als wenn Lessing die römische Virginia nach Livius mit allen Namen, allen Umständen von Zeit und Ort verfaßt hätte.

---

[1]) Siehe die Beilage. — [2]) Engels Schriften I, 195: „Aber ist denn in der That das Schicksal Emiliens so entschieden, daß weder dem Vater noch ihr selbst irgend ein anderer Weg zu ihrer Rettung übrig bliebe? Läßt nicht Odoardo zu schnell alle Hoffnung fahren, gleichsam um dem Dichter zu Ende zu helfen? Kann er nicht Bedenklichkeiten gegen den Aufenthalt Emiliens im Hause der Grimaldi äußern?" und so gehen die Fragen noch über eine ganze Seite fort. — [3]) Sogar Herder schlug diesen Ton an (Werke zur schönen Litt. und Kunst. XV, 115). — [4]) A. a. O. XVII, 247, wo aber dieser Virgilische Vers ohne rechten Grund so umgeändert ist: Discite justitiam moniti et non temnere honestum, was Herder so übersetzt: Lernet Gerechtigkeit und verachtet nicht, was honett ist.

Wir hätten dann wohl neben den vielen Virginien vor und nach Lessing eine mehr,[1]) aber keine Emilia Galotti, keine Tragödie, welche die politische Lage der Völker Europas vor der französischen Revolution von 1789 (man erläßt mir jede nähere Schilderung) in einem verjüngten, aber um so ergreifendern Bilde verewigte.

Wenn es endlich auf die Größe, auf die Bedeutung des welthistorischen Hintergrundes ankommt, welchen wir (nicht die Helden des Trauerspiels in der Wirklichkeit oder auf der Bühne) erblicken, so ist noch die Frage, ob die französische Revolution, welche die Weltlage umgeschaffen, und die für unsern Blick den Hintergrund ausmacht, der Katastrophe von Rom nicht das Gleichgewicht halte? Sittliche Zustände und Bedingungen, welche in den Augen des Dichters und des Zuschauers eine That, wie die des Odoardo, möglich erscheinen ließen, waren es, die als Zündstoff der Leidenschaften den Ausbruch der Revolution in ihren schrecklichsten Ausartungen herbeiführten. Es ist wohl nicht zu läugnen, daß Lessings Emilia Galotti, mit dem treuen Gemälde des Hoflebens vieler Fürsten im achtzehnten Jahrhundert, auf die klaffende Wunde der Gesellschaft vor der Revolution symbolisch, prophetisch hinwies, lange bevor die politischen Ideen, mit immer steigender Kühnheit, sich auf dem Kampfplatz der Oeffentlichkeit zeigten.

Lessing ließ sich durch die Kritik über den Ausgang seiner Tragödie, wie sie gleich Anfangs laut wurde, nicht irre machen. Man hatte sogar in Berlin das Gerücht verbreitet, er habe das Ende des Stückes abgeändert, und darauf hin ließ der Buchhändler Voß für die neue Auflage um diese Umänderung durch Karl Lessing bei seinem Bruder anhalten. Verdrießlich antwortete dieser vom 2. Mai 1772 XII, 360. M. 427. H. XX, 1,506: „Wer Dir gesagt hat, daß ich den Schluß meiner Tragödie geändert, der hat gelogen. — Was will man denn, daß ich daran ändern soll? — Ueberhaupt, wer Dir von mir und dem neuen Stücke etwas anders sagt, als daß ich mir alle Mühe gebe, es zu vergessen: dem glaube nur ja nicht.“ — Hienach weiß man, was von einer Nachricht in der Litteratur- und Theaterzeitung von 1780 Berlin (S. 768) zu halten ist, wo versichert wird, Lessing habe bei seinem damaligen Aufenthalte in Hamburg der dortigen Theater-Unternehmung die Fortsetzung der Emilia Galotti versprochen! — Dieser überflüssigen Bemühung hat sich nachmals ein anderer unterzogen.[2])

In neuerer Zeit hat man den Ausgang der Tragödie auf andere Weise zu rechtfertigen versucht; ich bekenne jedoch, daß diese Versuche, wie von Rötscher[3]) u. A. mir, bei der antiken Simplicität des Lessingschen

---

[1]) Die älteste dramatische Bearbeitung der Geschichte Virginiens in der deutschen Literatur ist von Hans Sachs. Nodnagel, Lessings Dramen S. 140—142 theilt einen Auszug daraus mit. Unter den neuern Dichtern seit Lessing hat Julius Graf von Soden auch eine Tragödie Virginia in fünf Akten (1805) gedichtet, welche auf mehreren Bühnen dargestellt wurde, sich aber auf dem Repertoire nicht gehalten hat. — [2]) Ich ziele damit auf des Freiherrn von Seckendorf Orsina, ein Folgestück, Trauerspiel in fünf Aufzügen. Braunschweig 1815. Näheres bei Nodnagel, 184. Uebrigens findet sich noch in der Litt.- und Theaterzeitung von 1781, 411 die Notiz, daß Lessing in seinem Nachlasse auch die Idee einer Fortsetzung der Emilia Galotti hinterlassen habe! — [3]) Die Kunst der dramatischen Darstellung. Berlin 1844, II.

Stückes, zu metaphysisch, zu weit hergeholt erscheinen; daß Tugend und Ehre, die Grundlagen aller bürgerlichen und religiösen Gesellschaft, eine vollkommen ausreichende Basis einer bürgerlichen Tragödie, wie Emilia Galotti, sind; und ihre Verletzung oder auch nur bedrohte Verletzung besonders bei dem Weibe, der Jungfrau, an und für sich die höchste tragische Wirkung und einen echt tragischen Ausgang erzeugen und bedingen.

Auch Diejenigen aber, welche mit dem Dichter wegen des Ausgangs seiner Tragödie rechten, fallen in die allgemeine Bewunderung ein, welche die vollendete Zeichnung und Ausarbeitung sämmtlicher Charaktere, der gedankenschwere und doch leicht bewegliche Dialog, die kernhafte und doch wohllautende, anmuthige Sprache, in diesem Stücke zu allen Zeiten erregen wird.

Ein Mann, welcher in Athen wie in Deutschland zu Hause war, Fr. August Wolf, äußerte einmal bei einer Vorstellung von Emilia Galotti auf dem Theater zu Berlin, „daß eine solche gediegene, gedanken- und klangreiche Sprache ihn an den attischen Zauber erinnere, wenn gleich die mit so fester Hand gezeichnete Charakteristik der auftretenden Personen, und die complicirte, aber consequent durchgeführte Handlung nothwendig der Bildung einer neuen Zeit angehöre, und keine Vergleichung mit der alten zulasse.“ [1]) — „Wie wahr“, sagt Börne, „sind die Charaktere aufgefaßt, wie naturtreu und scharf, und doch kühn und geistreich, sind sie umschrieben, und wie fein schattirt! Es wird dem Leser oder Zuhörer kein Spielraum zum Irren gegeben; er muß die Personen ganz so ansehen, wie sie ihm erscheinen sollten.“ Dennoch stehen die Charaktere, bei der außerordentlich knappen Behandlung, wobei der Dichter, so zu sagen, möglichst wenig Materie verbrauchte (was von der ganzen Handlung gilt), bis auf einen gewissen Grad mehr oder weniger problematisch da (davon ist selbst der Charakter der Emilia nicht ausgenommen), obschon durchweg harmonisch mit sich selbst, weil der Dichter jeden Zug, jedes Wort genau nach der Haupthandlung und Entwicklung angelegt hat, zu der ein jeder Charakter direkt oder indirekt, thätig oder leidend einwirkt. Nur indem man diese harmonischen Beziehungen findet und festhält, kann man die kunstvoll gezeichneten Charaktere überall verstehen, und gegen die gewöhnlichen alten, wie neuen Ausstellungen der Kritik rechtfertigen. Wir werden uns, um nicht alles Gute und Treffende, was seit vielen Jahren über die verschiedenen Charaktere in Emilia Galotti vorgebracht worden ist, [2]) zu wiederholen, auf einige Bemerkungen beschränken.

Unter diesen Charakteren hat von Anfang an Marinelli die meiste Bewunderung, aber auch manche Mißverständnisse hervorgerufen. Nicolai schrieb an Lessing (XIII, 380. H. XX, 2, 584): „Der große Condé fragte Corneillen, woher er die Politik und Kriegskunst in seinen Trauerspielen habe? Sie möchte ein Hofmarschall fragen, woher Sie die Höflinge so genau kennen?

---

[1]) Nach mündlicher Auslassung aus der Erinnerung mitgetheilt von dem Theaterreferenten der Berlinischen (Spenerschen) Zeitung von 1829. Nr. 23 über die Aufführung von Emilia Galotti, zu Lessings hundertjährigem Geburtstage. — [2]) Die bedeutendsten Urtheile aus älterer Zeit findet man zusammengestellt von A. Rodnagel 153—190.

Die Feinheiten in diesem Charakter sind allein ein Paar ganze Schauspiele anderer Schriftsteller werth.“ Engel [1]) zeigte Lust, eine kleine Geschichte von dem Leben des Marinelli zu entwerfen, und die Wahrheit seines Charakters aus der Art seiner Bildung zu zeigen. Marinelli verdiente, seiner Meinung nach, der Held eines eignen Romans zu werden. [2]) Schröder [3]) fand den Tadel in Marinelli, daß er als ein gar zu flacher Kopf dem Zuschauer erscheine, und daß dieser sich berechtigt halten könne, in der wiederholten Unvorsichtigkeit, Odoardo mit der Gräfin, den Vater mit der Tochter allein zu lassen, den untauglichsten aller fürstlichen Augendiener zu erkennen. Ein Beispiel ähnlicher Unvorsichtigkeit gäbe Mellefont (in Miß Sara), der die Marwood zu seiner Sara führt und sich von dieser trennt, so lange jene noch in ihrer Nähe bleibt. Selbst Philotas gelange vielleicht etwas zu leicht zu seinem Schwert. „Erlaubte er sich in allen dreien Trauerspielen (setzt Schröder hinzu) die nämliche Unvorsichtigkeit, so muß es für ihn keine gewesen sein. Es widersprach seiner edlen Natur, wenn nicht Verstimmung auf sie wirkte, das Schlimmste vorauszusetzen.“ Auch Goethe bemerkt einen Fehler darin, daß Marinelli (in der Scene mit Orsina), als ein Hofmann, das Wort Verachtung ausspreche. [4]) — Ganz im Gegensatze haben Andere, wie Rötscher und Hölscher, (denen man noch den Schauspieler Seydelmann hinzufügen kann) Marinelli viel zu raffinirt aufgefaßt, wenn sie ihn bei dem Verbannungsspruch des Prinzen „innerlich beruhigt, ja getröstet“ abgehen lassen. Marinellis Ausruf: „Weh mir!“ bei der blutigen Leiche Emiliens, ist ernsthaft zu nehmen. Der Dichter hat dadurch anzeigen wollen, daß dieser Höfling nicht aufgehört hat, Mensch zu sein. Wir kennen Lessings Ansicht in Hinsicht auf das Gräßliche, das *μιαρόν* des Aristoteles. Marinelli ist auch kein Bösewicht von der heroischen Sorte; er ist im tiefsten Grunde ein Schwächling, den eine Orsina in sein Nichts hinstellt. Rache und Feigheit treiben ihn zu dem Morde Appianis. Gegen die furchtbare That Odoardos ist er nicht gestählt; er sinkt innerlich davor zusammen. Eben so raffinirt und unhaltbar ist die Voraussetzung Hölschers, daß Marinelli von vorn herein recht gut um des Prinzen Liebe zu Emilia wisse und nur wie zufällig ihren Namen hinwerfe, um den Prinzen zu entflammen. In diesem Falle würde also Marinelli falsch geschworen haben: „Schwur denn gegen Schwur; wenn ich von dieser Liebe das Geringste gewußt, so möge weder Engel noch Heiliger von mir wissen. Eben das wollte ich in die Seele der Orsina schwören!“

Goethe nannte es, „das proton pseudos in diesem Stück, daß es nirgends ausgesprochen sei, daß Emilia den Prinzen liebe, sondern nur subintelligirt wird. Wenn jenes wäre, so wüßte man, warum sie der Vater umbringt. Die Liebe ist zwar angedeutet, erstlich in der Art, wie sie den

---

[1]) Briefe über Emilia Galotti. — [2]) „Dieses ist gewiß ein vortrefflicher Gedanke,“ bemerkte witzig Lichtenberg (Vermischte Schriften. Göttingen 1844, III, 214). „Leichter wäre es anfangs, sich blos den Marinelli in einer anderen Lage von Umständen zu denken, z. B. als Oberaufseher über eine Erziehungsanstalt für junge Frauenzimmer, oder als Exjesuit von Range in einem Lande, wo man anfängt, den Leuten ihre in Beschlag genommene Vernunft wieder zurückzugeben.“ . . . — [3]) Schröders Leben von Meyer, I, 232. — [4]) Riemers Mittheilungen, II, 664.

Prinzen anhört, wie sie nachher in's Zimmer stürzt; denn wenn sie ihn nicht liebte, so hätte sie ihn ablaufen lassen; zuletzt sogar ausgesprochen, aber ungeschickt, in ihrer Furcht vor des Kanzlers Hause. Denn entweder ist sie eine Gans, sich zu fürchten, oder ein Luderchen. So aber, wenn sie ihn liebe, müsse sie zuletzt sogar lieber fordern zu sterben, um jenes Haus zu vermeiden." [1]) Den Widerspruch, der in dem Gedanken liegt, daß eine Jungfrau von der Erziehung und Frömmigkeit einer Emilia der Liebe zu diesem Prinzen fähig, und im letzten Augenblicke sich dessen bewußt war, — woran der Wandsbecker Bote seiner Zeit solchen Anstoß genommen, [2]) — löst uns Rötscher [3]) durch seine feine psychologische Zergliederung des Charakters des Prinzen. „Seine ganze Erscheinung macht ihn zu einem für die weibliche Natur so gefährlichen Mann. Denn so tief auch Emilia den Prinzen sittlich verachtet, so sehr sich das sittliche Bewußtsein der Braut Appianis gegen die Leidenschaft des Prinzen empört, so unfreiwillig erscheint doch selbst Emilia in seinen Zauberkreis gebannt. . . . Der Prinz ist der Mann, welcher nicht dem Ideal sittlicher Würde, das Emilia in sich trägt, entspricht, aber welcher das Weib in ihrem geheimsten Empfinden ergriffen, und bisher selbst verborgene Tiefen der Leidenschaft in ihr aufgewühlt hat." Das ist der Zustand, welchen Emilia in den Worten ausspricht: „Was Gewalt heißt, ist nichts! Verführung ist die wahre Gewalt" u. s. w. Zur Erläuterung dieser Worte, welche aus der Tiefe der Empfindung herauf-quellen und durch die Situation motivirt sind, brauchte man nicht, wie einige gethan, metaphysische Sätze über den Sündenfall aus Lessings späteren Schriften herbeizuholen. [4])

Den Charakter der Orsina, bei welchem Lessing am meisten Shakespeare vor Augen gehabt zu haben scheint, (einen weiblichen Hamlet nennt sie Danzel auf einem seiner Blätter; Gervinus sieht in ihr „die Wahrsager der antiken Tragödie" vertreten) hatte in Nicolais Augen den Fehler, daß er nicht durch Handlung vorbereitet wäre; denn in den ersten Aufzügen werde nur von ihr erzählt; daher komme sie dem Zuschauer viel fremder vor. Davon nun suchte er den Dichter einmal bei dessen vorhin erwähnter Anwesenheit in Berlin im Jahre 1775 im mündlichen Streite zu überzeugen, und er erzählt: als Lessing sich nicht weiter heraushelfen konnte, sagte er: „er habe sich einmal über die Regel hinwegsetzen wollen!" (XIII, 381. H. XX, 2, 505). Mir scheint, Lessing habe den zudringlichen Kritiker damit nur abfertigen wollen. Mit welchem Recht könnte man sagen, daß Orsina uns fremd vorkomme, weil sie nicht durch Handlung vorbereitet sei, da wir bald durch die Exposition in den ersten Scenen mit ihrer Geschichte und ihrem Wesen so weit vertraut werden, daß wir zu ihren nachherigen Reden und Handlungen den vollständigen Schlüssel empfangen?

---

[1]) A. a. O. II, 663. — [2]) „Ein Ding hab' ich nicht recht in Kopf bringen können, wie nämlich Emilia so zu sagen bei der Leiche ihres Appiani an ihre Verführung durch einen andern Mann und an ihr warmes Blut denken konnte. Mich dünkt, ich hätt' an ihrer Stelle nackt durch ein Heer der wollüstigen Teufel gehen können, und keiner hätte es wagen sollen, mich anzurühren! — [3]) Cyklus dramatischer Charaktere. II, 205. — [4]) So der ungenannte Verfasser im Morgenblatt 1844 Nr. 190—193 und Hölscher in dem genannten Programm von 1851.

Mendelssohn beschränkte sich auf einige mündliche, halbwahre Bemerkungen von Karl Lessing über den Charakter des Prinzen und über den Dialog, welcher ihm für die Frauenzimmer gar zu nachdrücklich, gar zu präcis und kräftig schien. [1])

Gegen den so oft wiederholten Vorwurf des Witzes im Munde des Odoardo und der Emilia, auf der Höhe der Katastrophe, hat Lessing schon bei einer frühern Gelegenheit das Beste gesagt. [2])

Ramler war es, welcher Emilia Galotti in der Vossischen Zeitung, vom 28. März 1772, in einer zusammenhängenden Betrachtung empfahl, [3]) aber in so geschraubter Haltung, daß es nicht nur Mendelssohn, sondern auch Lessing verdroß, welcher seinem Bruder darüber schrieb (XII, 357. M. 423. H. XX, 1,499): „Unsers guten Ramlers Recension ist freilich ein wenig schielend, und es könnte mich fast verdrießen, daß er mich ohne allen Streit für eben so gut hält, als die Beaumarchais und Falbaires. [4]) Doch ich kenne überhaupt seine Art zu urtheilen, bei der er sich überall Hinterthüren offen lassen muß. Besonders, weißt Du wohl, muß er seinem Batteux die Stange halten, und kann also nicht so schlechterdings billigen, wo die Ausführung den Regeln desselben widerspricht." [5]) Doch dankte Lessing ihm am 21. April für seinen Beifall und seine freundschaftliche Bemühung, der Emilia eine gute Aufnahme zu verschaffen. — „Aber nun auch die bessere Art des Beifalls (setzt er hinzu), die wir einander unter uns geben können: Ihre Kritik! Sie haben mir sie versprochen, und ich erwarte sie so gewiß, als bald. Kritik, will ich Ihnen nur vertrauen, ist das einzige Mittel mich zu mehrerem aufzufrischen, oder vielmehr aufzuhetzen. Denn da ich die Kritik nicht zu dem kritisirten Stücke anzuwenden im Stande bin; da ich zum Verbessern überhaupt ganz verdorben bin, und das Verbessern eines dramatischen Stücks insbesondere fast für unmöglich halte, wenn es einmal zu einem gewissen Grade der Vollendung gebracht ist, und die Verbesserung mehr als Kleinigkeiten betreffen soll: so nutze ich die Kritik zuverläßig als zu etwas Neuem. — Also, liebster Freund, wenn auch Sie es wollen, daß ich wieder einmal etwas Neues in dieser Art machen soll; so sehen Sie, worauf es

---

[1]) XIII, 371. H. XX, 2, 571 f., wo Karl Lessing im Wesentlichen das Rechte trifft. — [2]) In den Literaturbriefen, VI, 225. M. 206. H. IX, 278, wo von dem unglücklichen Schicksale des Königs Eduard II. und einer Aeußerung des Witzes bei dem bittersten Grame die Rede ist. „Wenn sie ein Dichter erfunden hätte, würde nicht der gemeine Hauffe der Kunstrichter sagen: sie ist unnatürlich; der Schmerz ist so witzig nicht? Und doch war der Schmerz hier so witzig; wenn derjenige anders witzig ist, der das sagt, was ihm die Umstände in den Mund legen. Demnach denke nur auch der Dichter vor allen Dingen darauf, seine Personen, so zu reden, in eine witzige Situation zu setzen, und er kann gewiß sein, daß alle der Witz, den ihnen diese Situation giebt, nicht nur untadelhaft, sondern höchst pathetisch sein wird." Hier beruft er sich auf Diderot. — Ueber die dialektische Auseinandersetzung des Begriffs der Gleichgültigkeit (5. Akt, 3. Auftr.) in dem Munde der Orsina, wodurch der Dichter nichts anders bezweckte, als die Sophistin zu charakterisiren, handelt Rötscher in den von ihm herausgegebenen Jahrbüchern für dramat. Kunst und Literatur. Berlin 1847, II, 160. — [3]) Siehe die Beilage. — [4]) Siehe die Beilage. — [5]) Die Unzufriedenheit mit Ramlers Anzeige war es ohne Zweifel, welche einen zweiten Artikel in der Vossischen Zeitung, vom 25. April, veranlaßte, der vielleicht von Mendelssohn herrührt.

dabei mit ankömmt: mich durch Tadel zu reitzen, nicht dieses Nehmliche besser zu machen, sondern überhaupt etwas Besseres zu machen. Und wenn auch dieses Bessere sodann nothwendig noch seine Mängel haben muß: so ist dieses allein der Ring durch die Nase, an dem man mich in immerwährendem Tanze erhalten kann."

Wir wissen nicht, ob Ramler etwa brieflich Lessings dringendem Verlangen nach Kritik entgegen kam, weil keiner von Ramlers Briefen an Lessing erhalten worden ist; öffentlich wenigstens hat Ramler mit seinem Namen nichts weiter von sich ausgehen lassen. [1])

Die gediegenste und lehrreichste Kritik über Emilia Galotti, welche vielleicht auch später nicht übertroffen wurde, erschien in der Bibliothek der neuesten deutschen Literatur. [2]) Der Verfasser war Jacob Mauvillon [3]) in Cassel, der einige Jahre nach Lessings Tode (1785) als Lehrer der Kriegswissenschaften an das Carolinum berufen wurde, ein Kriegsmann und Literat, der, nach Gervinus' Ausdruck, eine Zeit lang eine mehr heimlich minirende, als eklatante Wirkung in unserer Schriftsteller-Welt ausübte," der Freund und Verbündete Mirabeaus. Kurz vor Emilia Galotti waren von ihm, in Verbindung mit seinem Freunde L. A. Unzer, aus Werningerode (1771), die „Briefe über den Werth einiger deutschen Dichter" herausgegeben worden, eine Nachahmung Herders und Gerstenbergs, die eine ganz „revoltirende" Richtung nahmen. „Beide Freunde (bemerkt Gervinus) waren von den Franzosen so wenig erbaut wie Lessing, aber auch wenig von den Engländern; sie wollten an diesen werden, was Lessing an jenen. Beide hatten an den Italienern ihr Ohr gebildet, und ihr Abgott unter den Dichtern war Ariost. Sie verwarfen allen moralischen Maßstab bei Beurtheilung eines Dichterwerkes; beide sind die entschiedensten Freidenker." [4]) Außer Klopstock, Wieland, Ramler, Geßner, Gleim, erkannten sie Niemanden an, nicht einmal Lessing. Aber dies hinderte Lessing nicht, der günstigen Beurtheilung der Dichterbriefe in der Braunschweigischen Zeitung durch Rautenberg Beifall zu geben. [5]) Das Erscheinen von Lessings Trauerspiel, 1772, regte den kritischen Widerstand der beiden Freunde um so heftiger auf, je weniger sie sich dem Eindruck des Großen und Originellen entziehen konnten. Eschenburg hatte eine sehr ausführliche begeisterte Recension der Emilia

[1]) Der Rector Joh. Friedr. Heynatz in Berlin kritisirte in seinen „Briefen über die deutsche Sprache" den Stil in Emilia Galotti, und Lessing gab ihm in vielen Stücken Recht. XII, 384. M. 456. H. XX, 1, 537. — [2]) Auserlesene Bibliothek der neuesten deutschen Literatur. Lemgo 1772, II, 163—187. — [3]) Dies lehrt Mauvillons Briefwechsel, herausg. von seinem Sohne. Deutschland 1801. 39. 48. Ueber Mauvillons Bedeutung in der deutschen Literatur und Einfluß auf die geistige Bewegung der Zeit verweise ich, außer Gervinus, auf den ihn betreffenden Artikel in Schillers Braunschweigs schöne Literatur 1745—1800. Wolfenbüttel 1845. — [4]) Die beiden Freunde verabredeten, daß der früher Verstorbene dem Ueberlebenden nach seinem Tode erscheinen sollte, um Aufschluß oder Beweise von dem Dasein nach dem Tode zu geben. Unzer starb zuerst (1775), und noch in dem Augenblicke, da er den Geist aufgab, schwebte der Name Mauvillon auf seinen Lippen. Aber er erschien ihm so wenig als seinem Freunde, dem geistvollen Prediger Rautenberg in Braunschweig, dem er es auch verheißen hatte. — [5]) Mauvillons Briefwechsel. 30. Doch war Gärtner gegen die Verfasser aufgebracht.

Galotti für die Braunschweigische Zeitung geschrieben und in freundschaftlichem Eifer ihr die größte Verbreitung zu geben gesucht.[3]) Diesem enthusiastischen Aufsatze setzt Mauvillon gewissermaßen den seinigen nur entgegen. Er gesteht es im Eingange geradezu, daß es seine Absicht sei, den eigentlichen Werth dieses Stückes weitläufig und freimüthig zu untersuchen, und zwar ganz eigentlich die Mängel desselben anzuzeigen, da die Schönheiten leicht in die Augen fallen, und von Andern genugsam würden ins Licht gesetzt werden. Den Grund und Hauptfehler dieses Stückes findet er nun im Plane, in der allerersten Grundlage. „Ein theatralisches Stück," sagt er, „muß seine Ordonanz haben, wie ein Gemälde. Es muß in demselben die Hauptfigur oder wenigstens die Hauptgruppe sein, die gleich in die Augen fällt, und sich vor allen andern hebt. Die übrigen müssen nach dem verschiedenen Antheil, den sie an der Sache haben, in ihr gehöriges Licht gesetzt sein, und dennoch alle sämmtlich zur Hebung der Hauptperson oder Gruppe concurriren. Das sei aber gar nicht beobachtet. Denn wer ist die Hauptperson?" — Es wird nun gezeigt, daß Emilia, die es billig sein sollte, es doch nicht sei; und sie gruppire sich weder recht mit Appiani, noch mit dem Prinzen. „Eine falsche Figur zur einzigen Hauptfigur, das ist der Prinz. Um den Fehler noch zu vergrößern, ist neben den Prinzen eine Figur gestellt (Marinelli), um diesen noch mehr zu heben, die aber mit ihm fast im gleichen Lichte zu stehen kommt, so daß diese untergeordnete Person sich vor allen wichtigen vorstellt und sie verdunkelt." — Ein anderer Hauptfehler des Stückes (welcher auch das Interesse in demselben mit vernichten helfe) sei, daß der Gegenstand dessen, was man zu fürchten hat, nicht bestimmt ist. Daraus fließe ein dritter Hauptfehler des Stückes, daß es sich in zwei Theile zerschneide, da bei dem zweiten Theile, dem neuen Stücke, das, so zu sagen, mit Appianis Mord anfängt, ein ganz neues und anderes Interesse beginne. Hier will er den Grund anzeigen, auf die Klippe hindeuten, an der ein Lessing gescheitert zu sein scheine. „Das Stück," sagt er, „hat ein großes Verdienst, welches der Verfasser, nach seinen aus der Dramaturgie bekannten Grundsätzen, mit Fleiß gesucht hat, ihm zu geben: nämlich alles natürlich dem Auge des Zuschauers vorzustellen. Keine einzige Person, die des Zuschauers wegen da wäre; ja es sei kein einziges Wort, das wegen des Zuschauers gesagt zu werden schiene, was Diderot mit Recht als unnatürlich tadelt; die spielenden Personen bekümmern sich blos um sich. Allein unter der Bemühung, das Natürliche zu suchen, sei das Interesse verloren gegangen. Konnte man beides nicht erhalten, so mußte lieber ersteres aufgeopfert werden. Aber eine andere Contextur des Stückes hätte vielleicht beides zu vereinigen gewußt. Es wäre alsdann eine Emilia Galotti geworden, aber eine bessere. Aus diesem Grundfehler des Stückes fließen die meisten besondern Fehler desselben, wohin namentlich gehöre, daß so viel Fäden angesponnen werden, die zu nichts führen. Statt daß die Orsina den Zuschauer beschäftigt, hätte man ihm lieber die Emilia

[1]) Weiße sollte ihm den Artikel der Braunschweiger Zeitung in der Bibliothek der schönen Wissenschaften, und Nicolai in der Allgemeinen Bibliothek wieder abdrucken; beide lehnten es entschieden ab.

und den Prinzen vorführen sollen. Dadurch hätte uns der Charakter der Emilia besser entwickelt, und sie für uns interessanter gemacht werden können. Das Unschickliche der Abwesenheit der Emilia mit dem heftigen (leidenschaftlichen) und in dem Schlosse gebietenden Prinzen wäre weggefallen, dagegen das Pathetische der letzten Aufzüge weit erhöht worden, wenn man Emilien sähe." Von den Charakteren findet der Kritiker nur die beiden, des Prinzen und seines Kammerherrn, gehörig ausgezeichnet. Die seien aber Meisterstücke in der Schilderung, besonders der des Prinzen sei mit der größten Kunst und Wahrheit gezeichnet; dennoch findet er sie hier am unrechten Orte, und im falschen Lichte, Orsina scheint ihm gar ein Werk des Zufalls zu sein. „Man sieht nicht, wie sie hier zu dem Dolche kommt, was sie bewogen, ihn hieher zu bringen, und das müßte doch sein; denn es ist für den Zuschauer nicht genug, daß der Dolch da ist. Dieser will nicht blos die That sehen, die bei dem Schauspiel zu Grunde liegt, er will alle Triebfedern derselben kennen." Die Weiber, die beständig Gift und Dolch bei sich führen, seien gewiß selten, und zu einer solchen sei Orsina nicht heftig genug. Eine solche würde nicht abfahren, und dem Odoardo ihre Rache übertragen, sondern wenigstens Zuschauerin davon abgeben wollen. „Da sie aber keine solche zu sein scheint, wozu brachte sie denn den Dolch mit? Sie wußte ja von Emiliens Anwesenheit, und von des Prinzen Untreue nur wenig; welches Wenige durch das Hinfahren des Prinzen nach Dosalo gar zu nichts werden mußte, indem sie dachte, er thäte es ihr zu Liebe."

Mehrere Bemerkungen im Einzelnen will ich übergehen. Zuletzt wird der Dialog getadelt, in sofern er bei der sonstigen Stärke und Schönheit manchmal „unnatürlich" sei. Zur Rechtfertigung dieses Tadels werden Stellen aus dem Auftritt zwischen Orsina und Marinelli, so wie der erstern mit Odoardo herausgehoben. Man erkenne an diesen Wendungen den Nachahmer der englischen Bühne, besonders Shakspeares, der Lessings eigentliches theatralisches Studium gewesen sein möge. Denn daß die Wendungen und der Dialog der Engländer nicht oft gesucht, unnatürlich und affektirt herauskommen sollte, scheine nicht geläugnet werden zu können. So sei es auch mit der „über den Berg schwatzenden Orsina," in der Scene mit Marinelli. Ihre Verwirrung sei weder hinlänglich motivirt, noch vorbereitet. Sonst findet der Verfasser eine wesentliche Veränderung in Lessings Dialog, wenn man seine Emilia Galotti mit Miß Sara vergleiche, wo denn Minna von Barnhelm gewissermaßen den Uebergang mache. In der Sara seien trotz aller Schönheiten (den fünften Aufzug, die Scene der sterbenden Sara, nennt er ein wahres Meisterstück) viel zu viel Tiraden. Das sei die Manier der Franzosen und von der Natur weit entfernt. Dies habe Lessing wohl beachtet und seinen jetzigen Dialog danach gemodelt. Aber damit scheine er in ein anderes Aeußerstes gefallen zu sein. „Nicht alles muß abgebrochen sein, das Theater heischt zuweilen eine zusammenhangende, nicht kurze Rede. Zwischen diesen beiden Klippen des abgekrummten (man verzeihe mir dieses Beiwort, es drückt, was ich sagen will, gar zu gut aus) und des deklamatorischen Dialogs muß man die Mitte treffen, welches Lessing, in seiner Minna, voll-

kommen zu thun gewußt hat. In diesem Stück aber nähert er sich zu sehr der ersten dieser Klippen."

Dies sind die wesentlichsten Gedanken einer Kritik, welche an Gründlichkeit und Objectivität Lessings Muster in der Hamburgischen Dramaturgie wohl am meisten sich nähert, wenn auch schon nicht alle Einwürfe Stich halten; in der That hat Lessing davon gesagt: Der Verfasser habe nach seinen Grundsätzen geurtheilt! [1]) Sie erregte Aufmerksamkeit. Zollikofer fand in ihr meist die Bemerkungen wieder, welche auch Garve über das Stück gemacht hatte. [2]) Es entspann sich nun ein lebhafter Streit zwischen Unzer und Eschenburg, indem jener in der Braunschweiger Zeitung diese Kritik empfahl, und Eschenburg eine Gegenkritik einrückte, worin er die Behauptungen Mauvillons, ohne ihn zu kennen, zu widerlegen suchte. Unzer forderte seinen Freund auf, sich zu rechtfertigen; das Recht sei auf seiner Seite. Ueberhaupt zeigt sich Unzer leidenschaftlich und fast bitter gegen Lessing. Als einen Einfall muß man es ansehen, wenn er behauptet, daß die Orsina nach Richardsons Olivia (in Karl Grandison) gemodelt sei. [3])

Sehr spät ließ sich die Allgemeine deutsche Bibliothek hören, [4]) so daß sie eigentlich mehr über die unterdessen erschienenen Beurtheilungen über Emilia Galotti ihre Stimme abzugeben, als die Meinung zu leiten beabsichtigte. Anziehend ist dieser Artikel hauptsächlich durch eine Vergleichung Lessings mit Shakspeare. Vielen Neueren (heißt es) sei die Nachahmung Shakspeares nicht Mittel, sondern Zweck. Nicht so bei Lessing. Wenn es die Hauptregel eines großen Meisters sei, alles Nöthige, aber auch nur das Nöthige, aus Himmel und Erden zusammenzuholen, so sei Lessing dem Geist dieser Regel wohl gefolgt und habe sich dadurch als den echten Sohn der Natur und Shakspeares bewiesen. — Angedeutet wird aber, daß, im Vergleiche mit Shakspeares reicher Fülle, die Behandlung zu knapp gehalten worden. „Shakspeares Stücke stellen uns gleichsam ein eigenes für sich bestehendes Universum, eine ganze Welt mit allem Zubehör dar; in Emilia Galotti haben wir auch diese eigene Welt, um die Motive einer handelnden Person, um das Besondere irgend eines Charakters zu erklären; nichts fehlt uns, um nicht den Ort, wo wir waren, den Hof des Prinzen, ganz bis auf die Räthe und Maitressen und Maler zu kennen; — aber diese eigene Welt ist freilich nur im verjüngten Maßstabe, und durch einzelne kleine Züge angegeben." [5]) Der ganze Artikel, der einen feinen Kopf verräth, ist unverkennbar gegen Mauvillon und Claudius gerichtet. Er schließt mit den Worten: „Allen dramatischen Dichtern und Kunstrichtern empfehlen wir, das Stück zum täglichen Studium zu machen, das man immer gern bei Hand hat."

---

[1]) Unzer an Mauvillon, a. a. O. 65. — [2]) Briefwechsel zwischen Zollikofer und Garve, 21. — [3]) A. a. O. 49. Den Charakter der Emilia findet er ganz unbestimmt. — „Ja! wenn uns Lessing auf eine geheime Neigung des Mädchens schließen ließe — so wäre ihr Mißtrauen gegen sich selbst auch wahrscheinlicher." Dieser Gedanke ist das Beste in Unzers Kritik. — [4]) In dem Anhang zu dem XIII. bis XXIV. Bd. 1776. 2. Abth. 1162—1164. — [5]) Ueber die Analogie zwischen Lessings dramatischer Praxis und Shakspeare siehe A. Stahrs Aufsatz „Shakspeare in Deutschland" (in Prutz literarhist. Taschenbuch 1843, 19).

„Emilia Galotti," sagt Franz Horn,[1]) „hat das Unglück, fast überberühmt zu sein," indessen ist sie zum Glück kräftig genug, auch diesem Schicksale zu widerstehen. Wenn man vor dreißig oder vierzig Jahren etwa einen deutschen Leser nach Mitternacht, wo der Schlaf am süßesten ist, angetippt und ihm zugeflüstert hätte: „„Nenne mir das höchste deutsche Drama,"" so würde derselbe kaum nöthig gehabt haben, aus dem Schlafe sich aufzuraffen, sondern selbst im Schlafe hätte er erwiedern müssen, denn die Sache war zu einem Muß geworden: „„Emilia Galotti."" —

Nach dem Vorgange verschiedener Gegner Lessings in Deutschland und der Schweiz [2]) trat gegen Ende des Jahrhunderts die romantische Schule in Deutschland durch das Organ Friedr. Schlegels mit aller Schärfe gegen Emilia Galotti auf. F. Schlegel erklärte das Stück für „ein gutes Exempel der dramatischen Algebra." „Man mag es bewundern, dieses in Schweiß und Pein producirte Stück des reinen Verstandes, man mag es frierend bewundern, und bewundernd frieren, denn in's Gemüth bringts nicht und kanns nicht bringen, weil es nicht aus dem Gemüth gekommen ist." — „Sie drang aber doch in das Gemüth Wielands, Engels und Herders," antwortete ihm gut Nicolai;[3]) und er habe sogar zu Schlegels „empirischem" Gemüth das Vertrauen, daß er, wenn er den Odoardo von Ekhof oder Schröder, die Claudia von Mad. Starke und die Emilia von Mlle. Witthöft hätte spielen sehen, sehr warm würde gefühlt haben.

In ähnlichem Geiste redet A. W. Schlegel nach mehreren Jahren.[4]) Das Stück sei nicht eigentlich ein bürgerliches Trauerspiel, sondern ein Hoftrauerspiel im Conversationstone, zu welchem für einige Rollen der Staatsdegen und Hut unter dem Arme ebenso wesentlich gehört, als zu vielen französischen Lustspielen. Ueber die „unbegreifliche Kälte, womit dieser Kritiker Lessingen nach einer bloßen Voraussetzung allgemeiner Regeln gemessen," hat Solger in seiner gehaltvollen Recension der Schlegelschen Vorlesungen sein Urtheil abgegeben, und gegen Friedrich Schlegels sich selbst aufhebende Uebertreibungen hat Franz Horn, selbst einer der Jünger der romantischen Schule, die poetischen Eigenschaften von Emilia Galotti sicher gestellt.[5]) Daß Schiller „Lessings Arbeiten eigentlich nicht liebte, ja daß Emilia Galotti ihm zuwider

[1]) Die Poesie und Beredtsamkeit der Deutschen 1824. III, 111. — [2]) Zu ihnen gehörte der Ritter Anton von Klein: Ueber Lessings Meinung vom heroischen Trauerspiel und über Emilia Galotti. Frankfurt 1781. Abgedruckt in dessen dramaturgischen Schriften. Frankfurt und Leipzig 1809. Sulzer gedenkt zwar in der Vorrede seines 1772 erschienenen Cymbeline, wo er den Shakspeare verbessern wollte, der eben erschienenen Emilia Galotti mit Lob, mit Bezug auf die moralische Vernichtung des Fürsten am Schlusse. Zwei Jahre später aber spricht er in einem Brief an Bodmer, 24. December 1779 (Briefe der Schweizer u. s. w. von Körte, S. 422) Lessingen die Gabe, ein vollkommner dramatischer Dichter zu sein, ab, weil er in allen seinen Stücken, doch in der Emilia am wenigsten, etwas Gesuchtes oder Studirtes zu entdecken glaubte. — [3]) Nicolais Vorrede zu den „Neun Gesprächen zwischen Christian Wolf und einem Kantianer." Berlin 1798. 63. — [4]) Vorlesungen über dramatische Kunst und Literatur. Gegen das Ende. — [5]) A. a. O. 112—113, wo er aber zuletzt in die von ihm bekämpfte Ansicht F. Schlegels zurückfällt, wenn er schließt: „Ein großes, bis in die kleinsten Theile mit musterhaftem Scharfsinn ausgearbeitetes tragisches Epigramm: so — um es mit Einem Worte zu sagen, möchten wir überhaupt das ganze Stück nennen."

war," berichtet uns Goethe. [1]) Um so höher möge uns das ausgleichende Urtheil Goethes stehen, wenn er von dem Stücke sagt: es sei vortrefflich, und es ein Stück nennt, das „voller Verstand, voller Weisheit, voller Blicke in die Welt steckt, und überhaupt eine ungeheure Cultur ausspricht, gegen die wir jetzt schon wieder Barbaren sind. Zu jeder Zeit müsse das Stück als neu erscheinen." [2])

Wie viel man auch über den poetischen Werth von Emilia Galotti gestritten hat und streiten wird — Niemand hat noch in Abrede gestellt, daß dieses Stück, gerade durch seine Eigenthümlichkeit, in der Geschichte des deutschen Theaters wie kaum ein anderes Epoche machte. „Dies Stück," sagt ein Kenner des Faches, [3]) „vollendete die Wohlthaten, welche Lessing der Schauspielkunst erwiesen. Er gab ihr darin Charaktere, welche an innerm Reichthum und Vollendung von keinem spätern Dichter übertroffen worden sind und dennoch den Darstellern so viel zwischen den Zeilen zu lesen, zu errathen und zu ergänzen übrig lassen. An sämmtlichen Rollen von Emilia Galotti kommt die Schauspielkunst niemals zu Ende, sie findet unerschöpfliche Anregungen und Aufgaben darin." Das Stück ging in kurzem über alle besseren Bühnen Deutschlands.

In Berlin wurde es den 6. April 1772 von der Koch'schen Gesellschaft gegeben und dreimal nach einander, im Ganzen aber während des Jahres 1772 nur neunmal aufgeführt. [4]) Lessing erhielt nähere Berichte über diese Aufführung von seinem Bruder und von Nicolai (XIII, 379. 385. H. XX, 2, 583. 589). Nicolai gestand, daß die Aufführung über sein Erwarten ausgefallen, denn er zitterte, daß es diese Truppe ganz verderben möchte. Auch der Bruder war im Ganzen zufriedengestellt: „Nur muß man nicht den Gehalt des Stückes zum Maßstabe nehmen. Auch will ich die deutsche Truppe sehen," setzt er hinzu, „die den ganzen innerlichen Werth darstellen könnte;

---

[1]) XLV, 22. H. XXVIII, 719. „Gegen Lessings Arbeiten hatte Schiller ein ganz besonderes Verhältniß; er liebte sie eigentlich nicht, ja Emilie Galotti war ihm zuwider; doch wurde diese Tragödie sowohl, als Minna von Barnhelm, in das Repertorium des Theaters zu Weimar aufgenommen." — [2]) An Zelter im März 1812. Riemers Mittheilungen II, 664. Etwa zwanzig Jahre später klingt Goethes Urtheil in dem Briefwechsel mit demselben Freunde, im März 1830, viel ungünstiger von Lessings Trauerspiel. „Auf dem jetzigen Grade der Cultur kann es nicht mehr wirksam sein. Untersuchen wirs genau, so haben wir davor den Respekt wie vor einer Mumie, die uns von Alter, hoher Würde des Aufbewahrten ein Zeugniß ablegt." Dem mehrdenn achtzigjährigen Greise war bei dem Rückblick auf seine früheste Jugend eine solche Anschauungsweise wohl natürlich. Wir Jüngern dürfen und mögen uns an das frühere Wort getrost halten. Ich verweise auf Kühnes oben schon angeführten Aufsatz über „Lessings Grundzüge zur deutschen Aesthetik, in der Europa, 1853. No. 31: „Auf ihn zurückgehen, heißt in der That jetzt: fortschreiten." — [3]) Ed. Devrient, Geschichte der deutschen Schauspielkunst II, 251. — [4]) Am 6. April 1822 wurde die fünfzigjährige Jubelfeier der ersten Aufführung der Emilia Galotti in dem königlichen Schauspielhause durch Aufführung dieses Trauerspiels begangen. Bei dem Jubiläum der Schauspielerin Auguste Crelinger ist daran erinnert worden, daß sie, unter ihren vielen Rollen, die Gräfin Orsina seit ihrem Auftreten, im Jahre 1812, 59mal gespielt hat, während sie als Lady Milford 54 Mal, als Maria Stuart 46, als Jungfrau von Orleans 44 Mal auftrat (nach öffentlichen Blättern im Mai 1853). Seydelmanns Meisterspiel in der Rolle des Marinelli auf der Berliner Bühne erneuerte seinerseits das lebendige Interesse des Publikums.

— ihn erhöhen, daran ist gar nicht zu denken. Eine oder ein paar Rollen, da und dort meisterlich; mehr nicht. Und so auch bei uns." Aus Nicolais Bemerkung: daß nach der Scene der Claudia (von Madame Starke meisterhaft gespielt) mit Marinelli das Stück im vierten und fünften Acte etwas an Feuer verloren, zog Lessing nur den Schluß, daß dies nothwendig an dem Spiele des Vaters und der Orsina liege, [1]) „denn," sagt er, „daß das Interesse von jener Scene an nicht immer stiege, das wüßte ich doch wahrlich nicht. Madame Starke [2]) kann auch wohl, bei allem ihren vortrefflichen Spiele, zu vortrefflich gespielt haben. Denn auch das ist ein Fehler, und ein verständiger Schauspieler muß nie seine Rolle, wo es nicht nöthig ist, zum Nachtheil aller andern heben." — (XII, 333. M. 441. H. XX, 1, 501. wo zuerst das richtige Datum: 22. April, statt: October, 1772 steht).

Ein andermal, erzählt Nicolai (XIII, 383 H. XX. 2, 586) — es war bei Lessings Anwesenheit in Berlin 1775 — wäre dieser durch eine Bemerkung von Madame Starke über die Rolle der Emilia beinah böse geworden (im Ernst böse werden konnte er nicht, setzt er hinzu). Diese große Schauspielerin hatte zu Nicolai einst gesagt: die Rolle der Emilia könne nie gespielt werden, so wie sie gespielt werden sollte; denn sie erfordere ein ganz junges Mädchen, die doch die vollkommenste Schauspielerin sein müßte, um der Rolle Genüge zu thun. Nicolai sprach ihm davon, als von einer sehr treffenden Bemerkung. „Hol der Teufel die Frau mit ihrer Bemerkung!" rief Lessing aus; „die Rolle der Emilia erfordert gar keine Kunst. Naiv und natürlich spielen kann ein junges Mädchen ohne alle Anweisung — doch halt!" verbesserte er sich; „die Starkin mag doch Recht haben! die jungen Actricen wollen immer erst agiren, bis sie endlich natürlich sprechen und spielen lernen; und mit den Acteurs ist es noch viel ärger: von denen bleiben die meisten Zeitlebens Mädchen von funfzehn Jahren." Das nächste Jahr, im Sommer 1773, sah Nicolai bei einem Besuche in Weimar, wo die Seylersche Gesellschaft spielte, eine Aufführung der Emilia Galotti und Ekhof als Odoardo, worüber er nach der Rückkehr Lessingen einen kurzen Bericht (XIII, 478. H. XX, 2, 709) abstattete. Kein Wunder, daß neben Ekhofs Meisterrolle die übrigen in Schatten traten, allein die Hensel, als Orsina, und die Mecour als Emilia, scheint Nicolai nicht genügend gewürdigt zu haben. Lessing erklärte wenigstens die Hensel als die geeignetste zur Rolle der Orsina. (XIII, 659. M. XII, 443. H. XX, 1, 523).

Ueber Ekhof haben wir Nicolais ausführlichere Mittheilungen. [3]) Er gestand, daß seine Erwartung von dessen Spiel so weit übertroffen worden sei, als sein Ideal von der Kunst des Schauspiels überhaupt, und daß das Spiel Ekhofs ihm viele Stellen dieses von ihm so sehr studirten Schauspiels (Emilia Galotti) erst in ihrem höchsten Lichte zeigte. Er bezeugte ihm seine Bewunderung, daß er so tief in den Geist des Autors habe eindringen und ihm so nacharbeiten können. Der so bescheidene, als unübertroffene Künstler aber

---

[1]) Schuberts, dessen Heftigkeit zu sehr ausbrach — und der Mad. Koch: „sie machte das Wüthende in ihrer Rolle sehr gut." — [2]) Ueber diese berühmte Schauspielerin, geb. Gerhard, aus Breslau, siehe Prutz, Vorlesungen S. 313. — [3]) Siehe oben S. 132.

versetzte lächelnd: „Wenn der Autor tief ins Meer der menschlichen Gesinnungen und Leidenschaften taucht, so muß der Schauspieler ja wohl nachtauchen, bis er ihn trifft. Dies ist freilich mühsam und mißlich. Aber nur sehr wenig Autoren machen es den Schauspielern so schwer wie Lessing. Man kann sie leicht haschen; denn sie schwimmen oben auf wie Baumrinde.“ [1]) In Folge des Brandes des Weimarschen Theaters im Mai 1774 begab sich die Seylersche Gesellschaft, und Ekhof mit ihr, nach Gotha, wo die erste eigentliche Hofbühne in Deutschland jetzt gegründet wurde[2]). Hier starb Ekhof vier Jahre später. Aber, was man kaum erwarten dürfte, wenn nicht Zeitgenossen davon berichteten: Lessings Dramen und besonders Emilia Galotti durften hier nicht gespielt werden. Man „goutirte“ sie nicht an diesem Hofe. Dies hörte Leisewitz bei einem Besuche in Gotha 1780 von Gotter. Engel sagte ihm nachher, daß dies daher käme, „weil die Fürsten in der Emilia übel behandelt wären.“ [3])

Ueber die erste Aufführung der Emilia Galotti in Hamburg durch die Ackermannsche Gesellschaft, unter der Leitung Schröders, haben wir seinen eigenen Bericht. „Nach der Ostermesse (1772) bewirthete Bode die Familien Ackermann, Reinecke, Borchers und Brockmann und übergab zum Nachtisch Schrödern die Emilia Galotti zur Vorlesung. Tiefe Stille begleitete sie, lautes Entzücken ergriff Leser und Hörer. „O!“ rief Bode, „warum muß Ihre verwünscht hohe Sprache Sie unfähig machen, jemals den Odoardo zu spielen!“ — „Ich kann tiefer sprechen, als ich gelesen habe,“ antwortete Schröder, „und werde ihn vielleicht einmal spielen.“

Seit Ackermann seinem Sohne die Führung der Bühne übertrug, las dieser jedes neue Stück der Gesellschaft vor. Emilia Galotti las er ihr zweimal vor, und ließ sie zwei Leseproben halten. Er hatte sich den Angelo zugetheilt, alle Schauspieler aber und nähere Schauspielfreunde riefen ihn zum Marinelli aus, er gab nach und gefiel anfangs. Nur eine Tonangeberin[4]) erlaubte sich das Urtheil: „Marinelli ist Schröders Sache nicht,“ und fand Nachbeter. Schröder erfuhr es. Emilia Galotti ward am 15. Mai zuerst gegeben, am 19. und 25. bei nicht vollem Hause, am 15. Juni bei leerem wiederholt. Das hielt der bescheidene Mann, zu Bodes und anderer Kenner großem Aerger, für einen deutlichen Wink, übernahm Möllers Angelo und gab diesem den Marinelli. Möller ging ungern daran, bot seine ganze Kraft auf, nutzte Schröders Unterricht, und gefiel am 18. August dennoch nicht; Schröders Angelo desto mehr. Als nach beträchtlicher Zeit Berlin, Wien, München, Mannheim und das übrige Deutschland, Schröder für einen tragischen Schauspieler erklärt, und in Hamburg Glauben gefunden

[1]) Beschreibung einer Reise durch Deutschland und die Schweiz im Jahre 1781. IV, 879. Ed. Devrient, Geschichte der deutschen Schauspielkunst II, 252. 273 theilt noch andere charakteristische Züge von Ekhofs Spiel als Odoardo mit. — Im Jahre 1784 übernahm der geniale Fleck, der damals zu Doebbelins Truppe trat, den Odoardo. Vgl. Litt. und Theater-Zeit. 1784, 50. — [2]) Devrient a. a. O. II, 255. — [3]) Aus Leisewitzs ungedrucktem Tagebuch, unter dem 30. August 1780. (Guhrauer). Vgl. O. von Heinemann, Zur Erinnerung an Gotthold Ephraim Lessing. Leipzig 1870. S. 138. — [4]) Vielleicht Elise Reimarus?

hatten, drang eben diese Tonangeberin dem Künstler ihre Bewunderung auf. „Gleichwohl," erwiderte dieser, „würde ich jetzt den Marinelli um kein Haar breit anders spielen, als vor zehn Jahren. Auch der, den es Ihnen damals beliebte, so hoch über, jetzt so tief unter mir zu erblicken, ist noch, der er war. Nicht wir haben unsere Fertigkeit, Sie haben Ihre Ansicht verändert."

Schröder (fährt sein Biograph fort) begünstigten seine Gestalt, seine vollendete Deklamation, die Gewalt über jede seiner Bewegungen, mit Bedeutung aufzutreten, ohne anspruchsvoll, mit körperlicher Ausbildung, ohne geziert zu erscheinen, und Sicherheit und Gewandtheit des Benehmens zu verbinden. Er schmückte Marinellis Verdorbenheit nicht, aber er war weit entfernt sie zu übertreiben. Den Meister bezeichneten besonders die Züge, aus denen eine Spur nicht ganz vertilgter Menschlichkeit hervorbricht. „Gestern, wahrlich, hat sie mich sonderbar gerührt u. s. w. — Sie sind außer sich, gnädiger Herr — Aber was ist Ihnen? — Erkennen Sie die Frucht Ihrer Zurückhaltung" — und alles, was dahin zu rechnen ist, vornehmlich aber: „Ach, mein Prinz, sobald Sie wieder Sie sind, bin ich mit ganzer Seele wieder der Ihrige!" hatten in seinem Munde einen Anklang, der den Vertrauten empfahl, und dem Zuschauer begreiflich machte, daß der Gebrauch eines Dieners, der keinen andern Willen hat, als den seines Herrn, leichter zu tadeln als zu entbehren ist. Ein doppelter, geschmackvoller und reicher Anzug vollendete die Erscheinung. Orsina und Emilia erreichten das Ideal des Dichters. Der Prinz schien für Brockmann geschrieben, und konnte nicht liebenswürdiger gedacht werden. Borchers Odoardo, Madame Reinecke Claudia, ihr Mann Appiani, machten ihrer Bestimmung Ehre. Die Nebenpersonen waren glücklich besetzt. Decoration, vorbereitende und vermittelnde Tonstücke, verriethen eine sorgfältige Wahl. Das Lob des Dichters sprach ein Prolog des Marinelli, die Schutzrede der Entwicklung ein Epilog des Odoardo: beide von J. Chrstn. Bock. Schröder hat das Stück immer mit Liebe gepflegt. Einzelne Rollen sind auch in der Folge nicht schlechter, zum Theil besser gegeben; das Ganze erreichte die damalige Rundung und Vollendung nicht wieder. Doch ward das erste Trauerspiel Deutschlands kein Zugstück, und ist es nie geworden. [1])

In Danzig wurde Emilia Galotti von der Schuchschen Gesellschaft aufgeführt, in der Stänzel, der Nestor der damaligen bessern Schauspieler in Deutschland, [2]) den Odoardo übernahm.

In Wien wurde das Stück in der ersten Hälfte des Juni 1772 drei Tage nach einander aufgeführt, mit außerordentlichem und allgemeinem Beifall. „Der Kaiser (schrieb Frau König aus Wien an Lessing, den 15. Juli) XIII, 406 f. H. XX, 2, 614) hat es zweimal gesehen, und es gegen Gebler sehr gelobt. Das muß ich aber auch gestehen, hat er gesagt, daß ich in meinem Leben in keiner Tragödie so viel gelacht habe. Und ich kann sagen

---

[1]) Schröders Leben I, 235. — Nach damaligen Berichten versammelte Emilia Galotti bei der ersten Aufführung in Dresden nur 60 Zuschauer, während Möllers Waltron ihrer 500 herbeizog! (Neue Preuß. Prov. Bl. 1852. S. 360). — [2]) Siehe die Beilage.

(versichert die Briefstellerin): daß ich in meinem Leben in keiner Tragödie so viel habe lachen hören; zuweilen bei Stellen, wo, meiner Meinung nach, eher hätte sollen geweinet, als gelacht werden." Die Vorstellung war bei dem allen sehr mittelmäßig ausgefallen. Nur die Huber, welche die Rolle der Claudia machte, spielte in der größten Vollkommenheit. Diese Schauspielerin, früher Mademoiselle Lorenz, hatte Lessing vor fünfundzwanzig Jahren gekannt; er erinnerte sich ihrer Bekanntschaft bei dieser Gelegenheit; hegte aber einigen Zweifel an ihrem damaligen Verdienste. [1]) Ganz arg aber benahm sich Stephanie der ältere in der Rolle des Prinzen. Daß er die Scene mit dem Maler verdarb, war das Geringste, bemerkte Frau König. „Was thut er zuletzt in Ihrem Stücke? Er reißt sein ohnedem großes Maul bis an die Ohren auf, streckt die Zunge lang mächtig aus dem Halse, und leckt das Blut von dem Dolche, womit Emilia erstochen ist. Was mag er damit wollen? Ekel erregen? Wenn das ist, so hat er seinen Endzweck erreicht." Lessing war über diese Roheit empört: „Wie gern," antwortete er, „hätte ich auch die ganze Aufführung dem Wiener Theater erlassen wollen. Nach allem, was Sie mir davon schreiben, muß sie ganz abscheulich ausgefallen sein. Der abscheuliche Kerl, der Stephanie! Und das alles lassen sich die Wiener so gefallen?" [2])

Kurz darauf hatte Lessing Gelegenheit, an den Staatsrath von Gebler zu schreiben, als er ihm für die Uebersendung seiner theatralischen Werke dankte, und hier machte er seinen Unmuth, besonders über die Vernachlässigung der Hensel bei der Vertheilung der Rollen in der Emilia Galotti, geltend. „Was soll ich davon denken? schreibt er (XIII, 659. M. XII, 443. H. XX, 1, 523). „Entweder ist das Wiener Theater auf einer Staffel der Vollkommenheit, von der ich mir keinen Begriff machen kann; oder auf einer Staffel der Mittelmäßigkeit, von der ich mir keinen Begriff machen will...." Welches von beiden Lessing hier eigentlich konnte oder wollte, kann nicht zweifelhaft sein. Wie beschrieb Lessing die Wiener Schauspieler, als er nach seiner Zurückkunft aus Italien über Wien ging! „Pomphaft und tönend in der Sprache, anständig in ruhiger Stellung, übertreibend in Bewegung, in Ausdruck und in Gestikultion, ohne feine Einsicht in den Verstand der Charaktere, und sogar oft nachlässig in Bezeichnung des gemeinen Sinns der Worte." Was Lessingen die Aufführung seiner Stücke in Wien vollends verleidete, war, daß man kein einziges davon aufgeführt hatte, ohne daß es dieser oder jener entweder überarbeitet oder verkürzt, oder für das dasige Theater eingerichtet hätte. Schon vor einigen Jahren hatte er, an Herrn von Sonnenfels schreibend, sich nicht entbrechen können, ihm seine Empfindlichkeit über ein solches Verfahren zu bezeugen, dem auf keinem anderen Theater auch nicht der geringste Stümper ausgesetzt sei; ja dieser auch selbst nicht auf dem Wiener Theater. „Doch Sonnenfels fand für gut, lieber seine Correspondenz ganz aufzuheben, als mir hierauf zu antworten," schrieb Lessing an Gebler. [3])

---

[1]) An Frau König. XII, 366. M. 434. H. XX, 1, 513. S. Band I, 112 und 114. — [2]) XII, 369. M. 437. H. XX, 1, 517. — [3]) Ueber die Zustände der Wiener Bühne in dieser Periode, vor Schröders Berufung nach Wien 1781, und vor der Reform dieses Theaters im Jahre 1776, giebt Prutz S. 359—60 nähere Auskunft.

Siebentes Kapitel.

Nach Vollendung der Emilia Galotti fühlte Lessing, wie sein Bruder bemerkt, seine Seele abgespannt und faßte den Vorsatz, sie nie wieder so anzustrengen. Er wurde wieder ganz Bibliothekar (in seinem Sinne) und widmete sich der Herausgabe seiner Beiträge „Zur Geschichte und Litteratur. Aus den Schätzen der Herzoglichen Bibliothek zu Wolfenbüttel," wovon der erste Beitrag, Braunschweig, im Verlage der Fürstl. Waysenhaus-Buchhandlung, 1773 herauskam, und womit er so lange ununterbrochen fortzufahren gedachte, bis er „Lust und Kräfte wieder bekomme, etwas Gescheidteres zu arbeiten. Das dürfte aber sobald sich nicht ereignen. Und in der That, ich weiß auch nicht einmal, ob ich es wünsche. Solche trockne Bibliothekar-Arbeit läßt sich so recht hübsch hinschreiben, ohne alle Theilnehmung, ohne die geringste Anstrengung des Geistes. Dabey kann ich mich noch immer mit dem Troste beruhigen, daß ich meinem Amte Genüge thue, und manches dabei lerne; gesetzt auch, daß nicht das Hundertste von diesem Manchen werth wäre, gelernt zu werden." [1]) — Selbst die vermischten Schriften für Voß waren liegen geblieben. — „Die Beyträge mußten schlechterdings gemacht sein: denn ich will auch nicht umsonst Bibliothekar heißen; und es würde mir am Ende sehr verdacht werden, wenn ich mich mit lauter fremden Arbeiten beschäftigte" . . . . Von Arbeiten für das Theater will er jetzt gar nichts hören. „Kein Mensch," schreibt er, „unterzieht sich gern Arbeiten, von welchen er ganz und gar keinen Vortheil hat, weder Geld, noch Ehre, noch Vergnügen. In der Zeit, die mir ein Stück von zehn Bogen kostet, könnte ich gut und gern mit weniger Mühe hundert andere Bogen schreiben. Zwar habe ich, nach meinem letzten Ueberschlage, wenigstens zwölf Stücke, Komödien und Tragödien zusammengerechnet, deren jedes ich innerhalb sechs Wochen fertig machen könnte. Aber wozu mich, für nichts und wieder für nichts, sechs Wochen auf die Folter spannen? Sie haben mir von Wien aus neuerdings hundert Dukaten für ein Stück geboten: aber ich will hundert Louis'dor; und ein Schelm, der jemals wieder eins macht, ohne diese zu bekommen! Du wirst sagen, daß dies sehr eigennützig gedacht sei, gesetzt, daß meine Stücke auch so viel werth wären. Ich antworte Dir darauf: jeder Künstler setzt sich seine Preise; jeder Künstler sucht so gemächlich von seinen Werken zu leben, als möglich: warum denn nun nicht auch der Dichter? Wenn meine Stücke nicht hundert Louis'dor werth sind, so sagt mir lieber gar nichts mehr davon: denn sie sind sodann gar nichts mehr werth. Für die Ehre meines lieben Vaterlandes will ich keine Feder ansetzen; und wenn sie auch in diesem Stücke auf immer einzig und allein von meiner Feder abhangen sollte. Für meine Ehre aber ist es genug, wenn man nur ungefähr sieht, daß ich allenfalls in diesem Fache etwas zu thun im Stande wäre. Also, Geld für die Fische — oder beköstigt euch noch lange mit Operetten." [2]) Dabei blieb er

[1]) An seinen Bruder Karl vom 28. Oct. 1772. XII, 377. M. 448. H. XX, 1, 528. — [2]) XII, 383 f. M. 455. H. XX, 1, 536. Vgl. Gervinus IV, 377. „Der

unerschütterlich bis zu dem Zeitpunkte, da Antriebe ganz andrer Art ihm Nathan den Weisen entlockten. Ein „kleiner Theateranfall,“ der ihn zu Anfang 1774 überkam, ging schnell vorüber. [1]) Als sein Bruder ihn ernsthaft fragte, wie es mit Wien wäre und ob man da noch anstünde, ein Stück von ihm mit hundert Louis'dor zu bezahlen, entgegnete er trocken (XII, 395. M. 469. H. XX, 1, 552): „Ich will doch nicht hoffen, daß Du Dir einbildest, daß ich Anträge deswegen gemacht oder auch nur machen lassen? —“ Auch seinem alten Freunde Bode in Hamburg, der ihm zu Anfang des Jahres 1775 im Namen des dortigen Theaters einen Antrag machte, antwortete er (XII, 428. M. 509. H. XX, 1, 605), daß er fest entschlossen sei, auf keine Weise etwas weiter für das Theater zu arbeiten. Bei der Stimmung, welche damals Macht über ihn erlangt hatte, glaubte er wohl ernstlich, daß er sich als dramatischer Dichter erschöpft hätte. In diesem Sinne ging er so weit, das Heil des deutschen Theaters eher von — Ramler als von seinem eignen Genie zu erwarten! [2])

Es war Lessing erlaubt, auf seinen bibliothekarischen Fleiß tief herab zu sehen, ihm, der selbst von den schönsten Blüthen und Früchten seines Geistes, den Worten nach, mit einer gewissen Härte sich abwandte. Für die Literatur und Wissenschaft ist er auch auf diesem Felde ganz Lessing, welcher (wie er in der Vorrede zum ersten Beitrage stolz bekennt) lieber für die noch künftige Geschichte der Bibliothek neuen Stoff brechen, als die Rechnungen von der verflossenen aufnehmen wollte. Auf der einen Seite ist er der Denker, der Forscher, der Meister der Darstellung, welcher bei scheinbar ganz trockenen Materien an die wichtigsten Fragen der Wissenschaft anzuknüpfen und einen kunstreichen Knoten zu flechten und zu lösen versteht. Denn nicht genug, daß er seine Entdeckungen, die Ergebnisse seines Forschens, mittheilt; er zeigt auch jedesmal den Weg, den Anlaß, wie er zu seiner Entdeckung gelangt ist, „zu geschweigen“ sagt er (IX, 229. M. 224. H. XIII, 2, 383), „daß oft die Art, wie man hinter eine Sache gekommen, eben so viel werth, eben so lehrreich ist, als die Sache selbst.“ Auf diesem Felde ist aber eine gewisse Mikrologie, der Sinn für das Kleine, Unscheinbare nützlich, ja nothwendig, und so wird auch anderseits der bloße Literator und Bibliograph bei Lessing seine volle Rechnung finden. Dieses liebevolle Eingehen in die minutiösesten Bestandtheile einer literarischen Aufgabe theilt Lessing mit andern Geistern ersten Ranges, z. B. mit Leibniz. Was er bei einem dieser Bei-

---

Operettengeschmack dieser Jahre liegt durchaus auf Einer Linie mit den Tändeleien der Halberstädter Dichter, mit denen auch Weiße und Gotter vielfache Beziehungen haben.“ Hier läßt Lessing seine Geringschätzung dieses Wesens, dem selbst Wieland und Goethe sich nicht entziehen konnten, durchblicken.

[1]) XII, 410. M. 486. H. XX, 1, 573. — [2]) XII, 422. M. 499. H. XX, 1, 591. „Mit mir ist es aus; und jeder dichterische Funken, deren ich ohne dies nicht viel hatte, ist in mir erloschen. Aber Ihr Feuer ist noch in vollem Brande. Was kümmern Sie die Jahre? Die jugendlichen Theile, welche zum dramatischen Dichter gehören, sind noch dazu die wenigsten und entbehrlichsten. Leisten Sie allein, was wir zusammen leisten wollten. Ein Meisterstück von Ihnen wird noch eben zu recht kommen, unser Theater von einem neuen Verderben zu retten.“ — Eine Anspielung auf die Sturm- und Drangstücke der Lenz und Klinger.

träge (über die ehemaligen Fenstergemälde des Klosters Hirschau) gegen den ekeln Leser, welcher: Scherben! (Vitrea fracta) ausriefe, gesagt, gilt gewissermaßen für diese Beiträge im Allgemeinen, und mag heute noch gegen solche Leser als Schutzwehr dienen. „Mit seiner Erlaubniß. Man muß, auch in der gelehrten Welt, hübsch leben und leben lassen. Was uns nicht dienet, dienet einem andern. Was wir weder für wichtig noch für anmuthig halten, hält ein andrer dafür. Vieles für klein und unerheblich erklären, heißt öftrer die Schwäche seines Gesichts bekennen, als den Werth der Dinge schätzen. Ja nicht selten geschieht es, daß der Gelehrte, der unartig genug ist, einen andern einen Mikrologen zu nennen, selbst der erbärmlichste Mikrolog ist: aber freilich, nur in seinem Fache. Ausser diesem ist ihm alles klein: nicht, weil er es wirklich als klein sieht, sondern weil er es gar nicht sieht; weil es gänzlich ausser dem Sehwinkel seiner Augen liegt. Seine Augen mögen so scharf sein, als sie wollen: es fehlt ihnen zu guten Augen doch noch eine grosse Eigenschaft. Sie stehen ihm eben so unbeweglich im Kopfe, als dieser Kopf ihm unbeweglich auf dem Rumpfe steht. Daher kann er nichts sehen, als wovor er gerade mit dem ganzen vollen Körper gepflanzt ist. Von den flüchtigen Seitenblicken, welche zur Ueberschauung eines grossen Ganzen so nothwendig sind, weiß er nichts. Es gehören Maschinen dazu, den schwerfälligen Mann nach einer andern Gegend zu wenden: und wenn man ihn nun endlich gewandt hat, so ist ihm die vorige schon wieder aus dem Gedächtnisse." (IX, 228. M. 223. H. XIII, 2, 382).

Bei dieser Denkart nahm Lessing zu derselben Zeit den Oxforder Theologen Kennikot, welcher zu seiner großartigen hebräischen Bibel die Manuscripte fast aller Bibliotheken Europas collationiren ließ, gegen die oberflächlichen Scherze seines Bruders Karl in Schutz. [1])

Lessing bezeichnete seine Beiträge „Zur Geschichte und Litteratur." In Wahrheit haben sie einen viel weiteren Umfang und betreffen nicht weniger die Theologie und Philosophie. Zu jener gehören namentlich die Fragmente des Ungenannten, deren Herausgabe und Vertheidigung der letzten Periode in Lessings Leben die Richtung gegeben hat. Auch die philosophischen Aufsätze nehmen bei Lessing ihren Ausgang oder den Zielpunkt von der Theologie. Diese ganze Gruppe bleibe für das folgende und letzte Buch ausgesetzt. Von den eigentlichen Beiträgen zur Geschichte und Literatur (letztere bei weitem der überwiegende Theil) kann auch hier nur Gegenstand und Inhalt im Allgemeinen angegeben werden.

---

[1]) XII, 396. M. 469. H. XX, 1, 552. „Aber so sehr, als Du, verachte ich gewisse gelehrte Arbeiten nicht, die, dem ersten Anschein nach, mühsamer als nützlich sind. Die eitle Arbeit des Kennicot, wie sie Dir vorkömmt, hat uns zufälliger Weise zu einem Stück aus den verlornen Büchern des Livius geholfen." Und als Heyne ihm in demselben Jahre seinen Pindar überschickte und sich „wegen seines kritischen Mückenseigens" bei Lessing entschuldigen zu müssen glaubte, antwortete er ihm: (XII, 403. M. 478. H. XX, 1, 562). „Gegen mich hätten Sie es nicht nöthig gehabt, Ihre daran gewandte große Mühe so zu verkleinern und zu verachten. Ich denke sogar von Kennicots Arbeit gut. Und muß ja wohl; wenn man auch von meinen Kahlmäusereien nicht allzu verächtlich urtheilen soll. . ."

I. Ueber die sogenannten Fabeln aus den Zeiten der Minnesinger. Erste Entdeckung.

Was Lessing hier entdeckt hat, war, daß die von Bodmer und Breitinger im Jahre 1757 zu Zürich herausgegebenen Fabeln, welche von den Herausgebern, so wie von dem deutschen Publikum als die erste vollständige Bekanntmachung ganz neuer unbekannter Fabeln betrachtet wurde, in einem bereits 1461 zu Bamberg gedruckten Fabelbuche mit eingedruckten Holzschnitten enthalten waren, welches sich auf der Wolfenbüttler Bibliothek befindet, und daß dasselbe, außer dem Epilog „sechs neue Fabeln" enthält, welche zu den sinnreichsten und anmuthigsten der ganzen Sammlung gehören, und deshalb auch von Lessing mitgetheilt sind. Dieses seltene Buch war zwar durch von Heineken bereits, aber ausschließlich mit Bezug auf die Geschichte der alten Formenschneiderei, besprochen, und nur der Anfang der ersten Fabel:

Einsmals ein Affe kam gerannt
Da es viel guter muse (nusse) fand —

mitgetheilt worden. Lessingen war es vorbehalten, auf die Verwandtschaft oder vielmehr auf die Identität des Bamberger Fabelbuchs mit den Fabeln der Minnesinger den Schluß zu ziehen. Eine Bemerkung bringt sich ihm dabei auf, die er nicht unterdrücken kann, und die mit der vorhin angeführten in Zusammenhang steht, nämlich: „wie wenig man sieht, wenn man nur das sieht, was man sehen will! wenn man für nichts Augen hat, als für *seinen* Kram! Und wie bekannt etwas sein kann; und zugleich wie unbekannt! — Als erster Druck, war unser Fabelbuch bekannt genug; nur als das, was es eigentlich ist, war es so unbekannt, daß es, völlig ungerügt, einmal und zweimal, als etwas ganz Neues, aus Handschriften konnte und durfte gedruckt werden. Das macht: der Litterator verachtet meistens den Poeten; und der Poet lacht gemeiniglich über den Litterator. Jeder begnügt sich, um seine Welle zu gehen, wie ein geblendeter Gaul."

Zum Schluß verspricht Lessing, in dem zweiten Beitrage aus einer Handschrift der Wolfenbüttler Bibliothek den wahren Namen des Verfassers mitzutheilen. Es ist sonderbar, daß Lessing diesen Aufsatz so lange zurückbehielt, daß er erst nach seinem Tode (1781) in dem fünften Beitrage von Eschenburg herausgegeben wurde.

Mit der ersten Entdeckung nun gab Lessing den Schweizern eine Lehre, zum Verdrusse der Verehrer des alten Bodmer;[1]) die zweite ist hauptsächlich gegen Gottsched gerichtet, von welchem der Name des alten Fabeldichters — Lessing sagt „mit einer Oscitanz" — Unachtsamkeit sage viel zu wenig — mit dem Namen desjenigen verwechselt worden, welchem er sein Buch gewidmet oder dem zu Liebe er es gedichtet hatte. Dies war ein Johann von Ringgenberg (Riedenburg), welchen die Herausgeber mit voreiliger Zuver-

---

[1]) Dies spricht sich unter andern in einem Briefe Hartmanns (aus Tübingen, März 1773) an Bodmer aus, wo er ihm Lessings Entdeckung mittheilt und hinzufügt: „Nur billige ich den Ton nicht, mit welchem er gegen die Schweizer spricht. — Lessings Stolz gefällt mir nicht." Briefe berühmter Deutscher an Bodmer S. 301).

sichtlichkeit zu demselben Burggrafen von Riedenburg machten, von welchem uns die Manessische Sammlung einige Strophen aufbehalten. Hätte Gottsched ein paar Verse weiter gelesen, so würde er auf den wahren Namen des Verfassers gestoßen sein: „Er ist genannt Bonerius."

Und so heißt seit Lessing dieser, gewissermaßen von ihm das zweitemal entdeckte Dichter.

Ich übergehe, was Lessing zur Beschreibung der Wolfenbüttler Handschriften mittheilt. Gerade nur diejenige Handschrift, von der Lessing sagt, daß sie in allem Betracht verdiene, die erste zu heißen, worin ihm auch Eschenburg beipflichtet, will Benecke umgekehrt für die allerschlechteste angesehen wissen.[1]) Derselbe ist auch in Betreff des Zeitalters des Bonerius verschiedener Meinung,[2]) indem ihn seine Sprache und die ganze Art seines Vortrags ungefähr in die Mitte des dreizehnten Jahrhunderts setze. „Die Gründe, aus denen Lessing beweisen wollte, daß er in die zweite Hälfte des vierzehnten Jahrhunderts zu setzen sei, werden schwerlich jemand überzeugen, der nicht den Renner mit eben der Vorliebe ansieht, mit welcher Lessing ihn ansah. Man habe zwar auch aus den Sprüchen, die bei mehreren Gelegenheiten in diesen Fabeln vorkommen, und die wir jetzt in Freigedank lesen, schließen wollen, daß Bonerius in eine spätere Zeit gehöre, als jene Sammlung. Richtiger sei aber wohl der umgekehrte Schluß: Bonerius führt oft dergleichen Sprichwörter an, die seit undenklicher Zeit im Munde des Volkes waren, aber er nennt niemals einen Freigedank, der doch schon am Ende des dreizehnten Jahrhunderts in einem solchen Ansehen stand, daß Hugo von Trimberg nie versäumte, dem Denkspruche den hochverehrten Namen beizusetzen; wahrscheinlich also," schließt Benecke, „wurde diese Sammlung erst nach Bonerius Zeiten gemacht." Indeß hat Lessings Ansicht die spätere Forschung für sich.[3]) Uebrigens hatten schon Scherz und Bodmer Boners Fabeln in die Mitte des dreizehnten Jahrhunderts gesetzt, letzterer mit besonderer Rücksicht auf die Sprache, die Einfälle, die Ausdrücke, welches alles einen Verfasser aus dem „blühenden Alter der schwäbischen Poesie" verrathe. Es ist bezeichnend, daß Lessing diese Kennzeichen geradehin verwirft als eine bloße „Decision des Geschmacks, kein historischer Beweisgrund;" es bleibe immer eine sehr mißliche Sache, Facta durch Geschmack entscheiden zu wollen, auch wenn er noch so sicher wäre. Allein die Sprache, grammatisch und geschichtlich festgestellt, wird gerade zu dem erheblichsten historischen Beweisgrunde. Doch zu diesem Standpunkte deutscher Sprachwissenschaft und Kritik haben wir uns erst lange nach Lessing erhoben. Bei ihm kommt eine gewisse, in seiner Eigenthümlichkeit wurzelnde Abneigung gegen die übliche, wiewohl sonst begründete Annahme von einem blühenden Alter (Zeitalter) der Schwäbischen Poesie hinzu, das ihm „ein wenig zu sehr nach dem fran-

---

[1]) Der Edel Stein, getichtet von Bonerius. . . . Herausgegeben von G. F. Benecke. Berlin 1816. Vorbericht XXXII. — [2]) Ebend. XXVIII. — [3]) Nach den Ermittelungen des Schultheißen von Bern, Grafen von Mülinen, nämlich war der Fabeldichter Boner kein andrer, als der Prediger Ulrich Boner zu Bern, welcher, den Urkunden nach, dort zwischen 1324 und 1349 lebte. Sein Todesjahr ist unbekannt. Siehe den Artikel Boner in Ersch und Grubers Encyclopädie. 11.

zösischen Siècle geformt zu sein scheinet. „Denn Gott weiß, ob die guten Schwäbischen Kaiser um die damalige deutsche Poesie im geringsten mehr Verdienst haben, als der itzige König von Preussen um die gegenwärtige. Gleichwohl will ich nicht darauf schwören, daß nicht einmahl ein Schmeichler kommen sollte, welcher die gegenwärtige Epoche der deutschen Litteratur die Epoche Friedrichs des Grossen zu nennen für gut findet! (X, 354. M. 352. H. XI, 2, 974). Aehnlichen Betrachtungen begegnen wir in Lessings Studien „Zur Geschichte der deutschen Sprache und Litteratur von den Minnesängern bis auf Luther" (XI, 468. M. 1, 75 f. H. XII, 685 f.), wo er zu Anfang die Frage aufwirft: wann die Minnesinger eigentlich aufhörten, und was die Ursache ihres Aufhörens war.

Man kann bemerken, daß Lessing bei seinen, mit so patriotischem wie literarischem Eifer, betriebenen altdeutschen Studien für die glänzende Periode der deutschen Sprache und Poesie im zwölften und dreizehnten Jahrhundert wenig Sympathie zeigte, nachdem durch die Schweizer auch nach dieser Seite die Bahn gebrochen war, obschon er in Schlesien nach dem Verfasser der, einem schlesischen Herzoge Heinrich, zugeschriebenen schönen Lieder in der Manessischen Sammlung forschte.[1]) Ohne Zweifel hing dieses mit seiner allgemeinen Abneigung gegen die höfische Poesie zusammen. Das ritterliche Wesen, die Seele dieser Poesie, ließ ihn kalt. Ihn sprach der bürgerlich lehrhafte, ehrliche, körnige Ton der didaktischen Poesie, so wie der treuherzige, einfache Ton der Erzählung in der nachfolgenden Periode, zu deren Geschichte er sehr fleißig Materialien gesammelt hat, weit mehr an, wie er sich einmal, am 10. Januar 1779, gegen Herder, der für seine Volkslieder Beiträge von ihm gehofft, offen aussprach.[2]) Auf diesen Zeitraum hatte Klopstock mit wenigen, aber bedeutsamen Worten hingewiesen.[3]) Derjenige Dichter nun, welcher diesen Zeitraum so würdig, so echt volksthümlich und nachhaltig eröffnet, Hugo von Trimberg, mit seinem „Renner," faßte ihn so, daß er eine neue Ausgabe desselben auf Grund dreier Handschriften der Wolfenbüttler Bibliothek vorbereitete und auch ausgeführt hätte, wenn ihm nicht zuletzt, wie er Herdern (a. a. O.) schrieb, das besonders glückliche Unglück begegnet wäre, ein viertes Manuscript von Hamburg zu bekommen, worüber das Unternehmen hinausgeschoben und durch Lessings Tod ganz unterbrochen wurde. Heute, da wir eine, nach den Forderungen der Kritik eingerichtete Ausgabe des Renner erhalten haben,[4]) dürfen wir es um so weniger be-

---

[1]) S. B. Kloses Neue Litterarische Unterhaltungen, 1775, 135 über die Frage, von welchem Herzog Heinrich jene, von Tieck und Andern übersetzten zwei Lieder in der Pariser Handschrift herrührten: „In diesem Codex stehen, wie bekannt, nicht mehr als zwei Gedichte von diesem Herzoge, und wenn ja noch welche von ihm übrig sein sollten, so müßte man sie in der Jenaischen oder in einer Schlesischen Klosterbibliothek suchen. In der zu Brieg wird man vergebens deswegen nachfragen, das hat schon Lessing, da er bei uns war, gethan." Vgl. A. Kahlert, Schlesiens Antheil an deutscher Poesie. S. 13. — [2]) XII, 521. M. 627. H. XX, 1, 775, mit näherer Hinsicht auf die lyrische Poesie. — [3]) In der Gelehrtenrepublik S. 170, bei Lessing XI, 468. M. 2, 75. H. XII, 685. — [4]) Die Bamberger Ausgabe von 1833—36. 4°. Ueber Lessings Abschrift des Renner, in der Bibliothek des Herrn Oelsner in Trebnitz, [jetzt in Wolfenbüttel] habe ich das Nähere in meinen „Lessingiana" Blätter für liter. Unterhaltung 1843. No. 249 mitgetheilt. (Guhrauer).

bauern, daß Lessings Arbeit das Licht nicht gesehen hat. Abgesehen von der Beschränktheit seiner Mittel, hatte Lessing, wie er selbst sich ausdrückt, einen Renner „zusammengeschrieben," wie er glaubte, daß er wohl könne gewesen sein, etwa wie er in der zweiten Abhandlung über den Bonerius ein Beispiel gegeben, „wie aus drei Texten ein vierter gezogen werden könne, der sich ohne allen Anstoß noch jetzt lesen lasse, ohne gleichwohl modernisirt zu sein, oder nur ein einziges Wort zu enthalten, welches nicht den einen oder den andern Text für sich habe." — Freilich (dies erklärt er selbst) will und kann ich nicht behaupten, daß eine solche Behandlung verschiedener Handschriften mit der strengen Wahrheit übereinkomme, weil Zeiten und Mundarten dadurch verbunden werden, die vielleicht sehr weit verschieden sind." Auch wollte er sie zu Dingen nicht anrathen, bei welchen es auf historische Gewißheit ankommt, weil durch dergleichen Vermischung das ganze Monument verdächtigt werden könnte. Nur bei alten Dichtern, meint er, könnte sie gar wohl gebraucht werden, die man blos zum Vergnügen liest, ohne eben daraus auch nur die Geschichte der Sprache studiren zu wollen! — Dies hieß den Standpunkt des Dilettantismus, gegenüber der wissenschaftlichen Kritik, nach dem Aufschwung derselben im 19. Jahrhundert, aufrichtig bekennen. Indessen auch so, auch aus dem Gesichtspunkte bloßer Liebhaberei, werden Lessings Bemühungen auf diesem Felde, sind es auch nur Auszüge, Bemerkungen, Zusammenstellungen, dem deutschen Leser immer wohlthun.[1]) Auch förderte er nach Kräften diese Studien, namentlich bei Eschenburg, welcher für seine Zeit mit Eifer und Erfolg in Lessings Fußstapfen trat und unter den Gelehrten, welche die heutige Blüthe deutscher Sprache und Literaturwissenschaft vorbereiten halfen, eine achtenswerthe Stelle behält. Die Ausarbeitung eines deutschen Wörterbuches, welches Lessing noch 1770 mit Ramlers Hilfe zu Stande bringen wollte, gab er auf, als Adelung ihm (1773) zuvor kam, über dessen Werk jedoch Lessing an seinen Bruder schrieb: „Aus diesem taliter qualiter wirst du abnehmen, daß ich mit Adelungs Arbeit nicht ganz zufrieden bin." Alles, was Lessing noch thun mochte, und wirklich ausführte, bestand in der Ausarbeitung einer verloren gegangenen Abhandlung von der Einrichtung eines deutschen Wörterbuches.[2]) Was Lessing erstrebte, wurde als die reifste Frucht deutscher Sprachstudien durch die Gebrüder Grimm (1854) ins Werk gesetzt, wiewohl die Kritik hier ihr letztes Wort nicht gesprochen hat. Doch kehren wir zu den übrigen Beiträgen aus den Schätzen der Wolfenbüttler Bibliothek zurück.

II. Romulus und Rimicius.

Diese Untersuchung führt Lessing in das Feld der äsopischen Fabel zurück, in welche er, wie er sich ausdrückt, mit jener ersten Entdeckung sich ganz

---

[1]) XI, 468 ff. M. 2, 258—335. H. XII, 719 ff. XIX, 665. Beiträge zu einem deutschen Glossarium u. a. m. — [2]) XII, 455. M. 540. H. XX, 1, 641. Sie ging in einer Kiste mit Büchern und Handschriften im Jahre 1775 verloren. Nicolai (XIII, 175. H. XX, 2, 294) nennt aus der Erinnerung die völlig fertige Ausarbeitung des Buchstabens A; dasselbe versichert der Recensent in der Allgem. Deutschen Bibliothek des zweiten Theils von Lessings vermischten Schriften, LXI, 422 (wohl Nicolai selbst).

wieder „verirrt" hatte. Mit dem höchsten Scharfsinn, zugleich mit dem mühsamsten Fleiße, wird hier eine arge und zwiefache Verwirrung zweier ältern Gelehrten, J. Nic. Nevelet und J. Fried. Nilant,[1]) aufgelöst. Romulus und Rimicius haben beide den Aesop aus dem Griechischen in lateinische Prosa übersetzt und mehr oder weniger verstümmelt. Die von Romulus übersetzten Fabeln sind in dem alten deutschen (Ulmer) Fabelbuche von Dr. Heinrich Steinhöwel deutsch übersetzt und von Rimicius nur das Leben Aesops mit einer Reihe von Fabeln eingeschaltet. Lessing zeigt nun erstens, daß der Romulus des Ulmischen Fabelbuches durch Nevelet mit dem Rimicius verwechselt wurde, daß dieser angebliche Rimicius ein eben so guter Romulus sei, als der, welchen Nilant, der alte Herausgeber alter Fabeln, (1709) ans Licht gebracht. Dieser hat wiederum zwar den Irrthum des Nevelet erkannt, dagegen, wie Lessing zweitens nachweist, selbst irrthümlicherweise in dem Rimicius den Herausgeber des Romulus in dem Ulmischen Fabelbuche sehen wollen. Was nun aber den sogenannten „Anonymus des Nevelet" betrifft, so ist dieser selbst nichts anderes als „ein versificirter Romulus" und als solcher eine von den Hauptquellen des Bonerius, wie Lessing in dem besonderen Aufsatz über denselben zeigt. In einem spätern Aufsatze, welcher in dem nach Lessings Tode erschienenen fünften Beitrage enthalten ist (über den Anonymus des Nevelet), welcher jedoch in der Mitte abbricht, hat Lessing dem wahren Verfasser auf den Grund kommen wollen. Eschenburg bekannte sich außer Stande, diese Lücke auszufüllen.[2]) Seitdem aber, gegen Lessings Erwartung, das Manuscript des Pithou vom Phaeder 1780 wieder aufgefunden wurde, haben ohnehin die Fabeln des Romulus und der noch dauernde Streit über den Anonymus des Nevelet den größten Theil ihrer Bedeutung verloren.[3]) Lessings kritischer Scharfsinn erwarb sich seiner Zeit bei den Kennern Anerkennung und Bewunderung; vor allem wünschte ihm Reiske Glück, wie er „den entsetzlichen Wirrwarr, den der verdammte Franzose (Nevelet) . . . gemacht hatte, so meisterhaft auseinandergesetzt und den so verfitzten Knaul so behutsam und so glücklich entwickelt" . . . „Wahrhaftig auch hier erkenne ich den großen Dramatiker. Erst schlingen Sie den Knoten auf eine gefährliche Weise fest zu, daß einem ganz bange dabei wird. Sie treiben einen erst bis zur Verzweifelung, daß ein solcher Knoten nie aufgelöset werden könne. Und denn wie der Blitz, sind Sie mit Ihrer

---

[1]) Mythologia Aesopica. (darunter Anonymi Fabulae zuerst Rom 1473. ed. J. Nic. Nevelet. Francof. 1610. — Fabulae antiquae ex Phaedro . . . acc: Romuli Fabulae Aesopicae c. not. editoris Jo. Frid. Nilant. Lugd. Bat. 1709, 8. — [2]) Fünfter Beitrag. 58. X, 362. M. 359 f. H. XI, 2, 983 f. — „Lessing," sagt Eschenburg, „war, wie er mir oft selbst gesagt hat, gewohnt, seine Arbeiten erst während ihres Abdruckes zu vollenden, und bei der gegenwärtigen war dies ganz gewiß der Fall. — — So viel sieht man wohl, daß L. weder den eigentlichen Namen, noch das Zeitalter dieses Ungenannten mit Gewißheit herausgebracht hatte; nur über die eigentliche Bewandniß, die es mit seinen Fabeln und ihrem Ursprunge hat, scheint er mir bessere Aufschlüsse, als die bisher gegebenen, im Sinne gehabt zu haben, und wie gesagt, diese kenne ich nicht" u. s. w. (Wachler, Handbuch I, 143 nennt schlechthin als Verfasser Hildebert von Tours; doch II, 256 läßt er dies nur als Vermuthung gelten). Vgl. Bähr, Geschichte der römischen Literatur III. Ausg. 1844. I, 493. Nach Dreßler, in seiner Ausgabe des Phäder, Budissin 1838, wäre Ugobardus Sulmonensis jener Anonymus. — [3]) Vgl. Band I, 77 Anmerkung 1.

Katastrophe da, aber mit einer glücklichen, sanften, leichten, natürlichen, sich von selbst ergebenden Katastrophe. Der Knoten reißt nicht unter Ihren Händen, nein, er geht gutwillig, ohne Zwang, ohne Gewalt, ganz gemach auseinander. Wahrhaftig, das ist Kunst!" (XIII, 446. H. XX, 2, 667).[1])

III. Von dem Schickard-Marchtalerschen Tarich Beni Adam.

Veit Marchtaler, ein Rathsherr zu Ulm, hatte im Jahre 1592 in Ungarn, als Filleck den Türken wieder abgenommen wurde, bei der Plünderung einer Moschee ein ungeheures türkisches Stammregister in Form einer Rolle erbeutet, aus welchem nach fünfunddreißig Jahren Schickard, Professor der orientalischen Sprachen zu Tübingen (1628) seine Series regum Persiae geschöpft hat, ein zu Lessings Zeit bereits sehr selten gewordenes Werk. Aber nur einen sehr kleinen Theil, und nicht eben das Wichtigste und Neue, enthielt dies Werk; das Manuscript selbst war dagegen verschollen und für verloren gegeben. Man hätte es nach der ausgesprochenen Ansicht Marchtalers in der kaiserlichen Bibliothek zu Wien suchen sollen; aber hier war es nicht. Ganz unvermuthet fand nun Lessing diesen Schatz in einem verschlossenen Kasten in der Bibliothek, zu welchem sich sogar der Schlüssel verloren hatte, so lange war er nicht eröffnet worden, und fand ihn daselbst unter einem Prasse von ausgemerzten Kupfern und Karten. Kein Katalog in der Bibliothek enthielt eine Spur davon. Burkhard, der Geschichtschreiber der Bibliothek, that davon keine Meldung. „Mein ganzes Verdienst um diese Wiederauffindung aber," sagt Lessing, „ist die Neugierde, die ich hatte, einen längst bei Seite gesetzten Kasten zu durchstanckern: zu alle dem übrigen brauchte ich glücklicherweise nur Augen." Eine in deutscher Sprache auf der Rückseite des einen Endes der Rolle angebrachte Aufschrift verrieth auch dem der türkischen Sprache Unkundigen den Inhalt. Dazu kamen zwei, von dem berühmten Orientalisten Hiob Ludolf im 17. Jahrhundert niedergeschriebene deutsche Bogen, einen summarischen Bericht von dem Inhalt dieser Rolle oder türkischen Stammregisters enthaltend, der jedoch fast nichts mehr darbot, als Schickards eignen Bericht, ausgenommen, was von entscheidender Wichtigkeit war, den Namen des türkischen Verfassers Joseph Ben Abdul-Latiph, der im sechszehnten Jahrhundert gelebt, was dem Schickard ganz unbekannt geblieben. Lessing hatte sich die Mühe genommen, Schickards ganze Arbeit mit den neuern Quellen und Hilfsmitteln zu vergleichen und zu zeigen, daß jener eben nur „den ungesunden Schaum abgeschöpft." Der türkische Codex müsse jetzt noch erst in die Hände eines Gelehrten kommen, der türkisch verstehe. „Ich habe blos als Bibliothekar gesprochen, dem es

---

[1]) Nur der Recensent in den Göttinger Gelehrten Anzeigen (1773, 118) blickte dabei scheel auf Lessing. „Herr L. behandelt mit einer Kunst, die wir bewundern, jeden seiner Artikel wie ein Drama, schürzt erst seinen Knoten mühsam, läßt uns lange warten, und dann löst er ihn. Diese Methode thut, wenn man nur die Lösung des Knotens nicht gleich voraussieht, ihre gute Wirkung, müßige Leser in Erwartung und Aufmerksamkeit zu setzen, und auch Kleinigkeiten ein Ansehen von Wichtigkeit zu geben. Aber sie führt auch unvermeidlich in das Weite und ermüdet. Was durch einen Strich abgethan war, wird eine Iliade, und am Ende sagt man sich: und das war es alles?"

erlaubt ist, von Werken zu sprechen, die er nicht verstehet." — Lessing giebt geradezu zu verstehen, daß Schickard nicht türkisch genug wußte, um der Arbeit gewachsen zu sein. Reiske stimmte ihm bei und hielt übrigens, auch wenn Schickard seinen ganzen Plan ausgeführt hätte, für die jetzige Zeit das Manuscript für völlig überflüssig, namentlich seitdem das Hauptwerk des Joseph de Guignes (auf welches er Lessingen aufmerksam machte) erschienen. „Ihre Nachricht ist mehr werth als die Rolle selber," schreibt Reiske an Lessing (XIII, 445. H. XX, 2, 666) . . . „Der ehrliche Schickard, daß auch der den Leuten Sand in die Augen werfen konnte! Der gute Mann verstand kein Türkisch, und in der muhamedanischen Geschichte der mittlern und der neuern Zeiten war er schlechterdings nicht zu Hause." — Nach der Zeit hat aber Schnurrer den Schickard gegen Reiske in Schutz genommen, und Bruns der Rolle des Marchtaler einen höhern Werth beigelegt, als Reiske zugeben wollte.[1]) Die Entdeckung vom Tarich war übrigens sogar einem Philologen, wie Heyne, die unerwartetste und angenehmste.[2])

IV. Die Nachtigall.

So lautet der Titel eines Gedichtes über die Grumbachschen Händel von Wilhelm Klebitz, welches im Jahre 1567 zu Frankfurt a. M. gedruckt und durch Henkers Hand in Leipzig verbrannt wurde.[3]) Dieses Gedicht, welches in der Wolfenbüttler Bibliothek zwar nicht im Druck, sondern in drei Abschriften vorhanden war, schien Lessingen schon der Seltenheit wegen werth genug, wie er sich ausdrückt: „aus einer Nachtigall einen Phönix zu machen, der aus seiner Asche schöner und jünger wieder hervorsteiget. . . . . Ein von Obrigkeits wegen, auch aus den triftigsten Gründen verbranntes Buch wieder herzustellen, sei auf alle Weise erlaubt. . . . Was Einmal gedruckt ist, gehört der ganzen Welt auf ewige Zeiten. Niemand hat das Recht, es zu vertilgen. Wenn er es thut, beleidiget er die Welt unendlich mehr, als sie der Verfasser des vertilgten Buches, von welcher Art es auch immer sei, kann beleidiget haben. Er stürzet sie vorsätzlich in Ungewißheit und Zweifel; er beraubt sie des einzigen Mittels, selbst zu sehen, selbst zu urtheilen; er verlangt, auf eine eben so vermessene als lächerliche Art, daß sie ihm blindlings glauben, ihn blindlings für einen eben so ehrlichen als

[1]) Vgl. Schnurrer, Nachrichten von den ehemaligen Lehrern der hebräischen Litt. in Tübingen. Ulm 1792, 212. P. J. Bruns in Paulus Memorabilien I, 1, 1797 Nr. 2, und Ebert im Catalogus cod. mss. Or. Bibl. ducalis Guelferb., der dem Catologus cod. mss. Or. bibl. reg. Dresd. von H. O. Fleischer (Lipsiae 1831. 4.) folgt S. 79. Hier erfahren wir, daß Herzog August 1651 das Manuscript für 60 Thlr. gekauft hat. — [2]) Es sind die eignen Worte Heynes an Lessing, vom 28. Januar (nicht Juni) 1773, XIII, 462. H. XX, 2, 656 mit dem Hinzufügen: „Wenn doch nur der Gelehrte zu nennen wäre, der uns den Genuß dieses Gutes verschaffen könnte!" — Da nun in der oben angeführten Recension des 1. Beitrags Lessings in den Göttinger gelehrten Anzeigen dieselbe Entdeckung, fast mit denselben Worten, (S. 116.) als „bei weitem die wichtigste" gerühmt wird, und daß es dem Rec. das lebhafteste Vergnügen mache zu erfahren u. s. w., so ist die Vermuthung wohl gegründet, daß Heyne, seit 1770 Redakteur der Göttinger Anzeigen, selbst Verfasser dieser Recension war. — [3]) S. deutscher Bücherschatz von W. von Maltzahn. Jena, 1875. 1. Abth. Nr. 890 bis 892.

einsichtsvollen Mann halten soll." Durch diese Betrachtung macht Lessing sich Bahn, um den historischen Werth der eben durch den Henker verbrannten „Nachtigall" ins Licht zu setzen. Früher war Languet[1]) die, nach Lessing, nicht unparteiische Quelle für die Geschichte der Grumbachschen Händel. In der Nachtigall aber spreche die Stimme des unterlegenen, bisher wenig gehörten Theils. Lessing gab sich die Mühe, alle dahin schlagenden Schriften von beiden Theilen zu durchforschen und die merkwürdigsten Parallelstellen auszuziehen, um sie, „wie es kommen würde, zu Erläuterung oder Bestärkung oder Widerlegung der schwachen Stimme des guten Vogels unterzulegen." Doch bei näherer Erwägung fand er für gut, dem künftigen Geschichtsschreiber der Grumbachschen Händel, dem er den Geist eines Sallustius oder St. Real siebenfältig wünschte, in nichts vorzugreifen. Den poetischen Werth der Nachtigall und ähnlicher Volkslieder stellte er nicht eben so hoch, desto höher aber den historischen. „In diesen Liedern erschallte gemeiniglich die Stimme des Volks, und wann geschehene Dinge nicht mit dichterischen Fabeln darin ausgeschmückt waren, so waren sie doch mit Empfindungen durchwebt, die man wirklich dabei gehabt hatte. Für solche Empfindungen giebt uns der heutige Geschichtschreiber kalte, aber wenn Gott will, sehr zuverlässige Beläge aus dem bedächtlichen Kabinete; und wir finden uns trefflich verbessert. . . ."

Angeregt durch diese Entdeckung Lessings hat bald darauf der gelehrte Rektor Klose in Breslau diese Gattung der Literatur um ein neues Stück bereichert, mit der Ueberschrift „Klagegesang der Nachtigal,"[2]) worin das traurige Schicksal des Druckers der Nachtigall, Hans Schmidt, in einem rührenden Tone beklagt wird. Dieses Stück besaß ein Freund des Herausgebers in einer Abschrift; eine andere davon, sammt einer von Lessings Nachtigall, enthielt gleichzeitig die Rhedigersche Bibliothek, welche, wie Klose bemerkt, mehrere Schätze mit der Wolfenbüttler Bibliothek gemeinschaftlich besitzt.[3]) Lessing erhielt noch späterhin eine Abschrift des „Kaiserlichen Verbots" der Nachtigall, das er sich eigenhändig abgeschrieben, wahrscheinlich um davon noch einmal Gebrauch zu machen. Die Bibliothek zu Wolfenbüttel bewahrt noch diese Abschrift.[4])

---

[1]) Humbert Languet, der durch seine Vindiciae contra tyrannos, unter dem Namen Junius Brutus, berühmte französische Publicist, der nach Annahme des Protestantismus, der ihn mit Melanchthon und Camerarius in Verbindung setzte, in die Dienste des Kurfürsten von Sachsen trat und als sein Vertrauter galt. — [2]) Klaggesang der Nachtigal, das ist, von der vorratherischen (sic) Aufgabe der gewaltigen Festung Grimmenstein und Stadt Gotha. A. C. 1567. Neue Litterarische Unterhaltungen 1774. I, 22 bis 37. — [3]) A. a. O. 36 werden aus der Abschrift der Nachtigall in der Rhedigerschen Bibliothek verschiedene Varianten zu der Wolfenbüttelschen mitgetheilt. — [4]) Dr. Schönemann hat dieses Autographon Lessings wieder aufgefunden.

Achtes Kapitel.

V. Paulus Silentiarius auf die Pythischen Bäder.

Dieses in Jamben verfaßte griechische Gedicht, an und für sich zwar von geringem Werthe, von einem Byzantiner aus dem sechsten Jahrhundert,[1]) bekannt durch mehrere Epigramme in der griechischen Anthologie und eine Beschreibung der Sophienkirche in Konstantinopel, war in Folge einer seltsamen typographischen Verwirrung der ersten Ausgaben bis zur Unbrauchbarkeit unverständlich geworden, so daß selbst ein Grotius sich in das verschobene Gedicht nicht zu finden wußte. Diese Verwirrung aufgedeckt und aus einer der Handschriften des Gudius den Text wieder hergestellt zu haben[2]) ist Lessings Verdienst. Text und Scholien begleitet er mit kritisch-philologischen Anmerkungen, welche dem Verfasser der Recension des Buches in den Göttingschen Anzeigen die Bemerkung entlocken: „Wir bewundern den Mann von Genie, der so geschmeidig ist, einen Versmacher, der so wenig Genie ist, so mühsam und so gelehrt zu erläutern.“ Uebrigens hatte schon Huet eine weitläufige Erläuterung jenes Gedichts gegeben, welche Lessing jedoch, nach der Bemerkung desselben Recensenten, nicht gekannt zu haben scheint, weil er sich sonst einen großen Theil seiner Mühe erspart haben würde.

VI. Vermeinte *ANEKΔOTA* des Antoninus in der Herzoglichen Bibliothek zu Florenz.

Der gelehrte Vorsteher der Laurentiana in Florenz, A. M. Bandini, welcher die griechischen Handschriften dieser Bibliothek in drei Folianten beschrieben hat, von denen der letzte 1770 herauskam, hatte aus einem Codex, demselben, welcher das Gedicht des Paulus Silentiarius enthielt, angeblich ansehnliche Fragmente und Bereicherungen der Betrachtungen des Kaisers Antoninus entdeckt. Die Wolfenbüttler Bibliothek aber besaß einen ganz gleichen Codex, und siehe da, was hatte der gelehrte Mann für Stücke des Antoninus angesehn? — Nichts Anderes und Besseres als bekannte Anekdoten aus dem Aelian von der Natur der Thiere. Lessing kann sich bei dem Aufdecken dieses seltsamen Quid pro quo einer heitern Ironie nicht enthalten (zu spotten ist er auch hier nicht der Mann). „Ein Litterator, sagt er, „der seine Gedanken unter tausend und tausend Scharteken von Büchern und Handschriften vertheilen muß, kann gar leicht, für lauter Gelehrsamkeit, seiner klassischen Lektüre vergessen.“ Reiske war in seinem Urtheil viel derber.[3])

---

[1]) Der eigentliche Name war Paulus; Silentiarius bedeutet nur das Hofamt. Ducange, glossarium. — [2]) Aeltere, richtigere Recensionen, von Bonaventura Vulcanius und Morellus, zu Ende des 16. Jahrhunderts, waren den spätern Herausgebern völlig entgangen, so daß Lessing eigentlich die alte Verwirrung von neuem entdecken mußte. IX, 106—7. M. 104. H. XIII, 1, 197. Er zeigt bei dieser Gelegenheit auf den großen Nutzen der gelehrten Zeitschriften, „deren Wohlthat itziger Zeit, wegen einiger zufälligen schlimmen Folgen, von vielen schon wieder verkannt wird.“ — [3]) „Den Pinsel von Florenz haben Sie vortreflich abgepuzt,“ schreibt er an Lessing. XIII, 441. H. XX, 2, 661.

VII. Leibniz von den ewigen Strafen. — XII. Des Andreas Wissowatius Einwürfe wider die Dreieinigkeit.

Von diesen beiden, mit einander verwandten Aufsätzen hier erst nur das Historische. In dem erstern theilt uns Lessing eine früher ungedruckte Vorrede Leibnizens zu einer von ihm beabsichtigten, neuen Ausgabe von der selten gewordenen Schrift gegen die Ewigkeit der Höllenstrafen, von dem Altdorfer Professor der Medicin und Philosophie, Ernst Sonerus, mit.[1]) Da aber diese Ausgabe unterblieb, so war auch Leibnizens Vorrede liegen geblieben. Zwar hatte sie Mosheim seiner Geschichte der Lehre von der Ewigkeit der Höllenstrafen einverleiben wollen, allein seinen Vorsatz unausgeführt gelassen. Im Jahre 1768 gab Dutens Leibnizens sämmtliche Werke heraus, und auch hier fehlte (mit noch sehr vielen anderen Schriften!) die Vorrede zum Sonerus. Bei dieser Gelegenheit unterläßt Lessing es nicht darauf hinzuweisen, wie so äußerst nachlässig Deutschland gewesen, die Bemühungen des Herausgebers, dieses würdigen Ausländers, zu unterstützen. Er läßt also Leibnizens Vorrede nach der Handschrift der Wolfenbütteler Bibliothek hier abdrucken, sagt zwar nicht, daß es die Urschrift war; aber man darf es aus seiner ganzen Rede schließen. Viel wichtiger jedoch als Leibnizens kurze Vorrede ist Lessings Auseinandersetzung und philosophische Rechtfertigung der Ewigkeit der Höllenstrafen nach Leibniz, welche den eigentlichen Körper der Abhandlung ausmacht.

Auch bei dem andern Aufsatz ist es Lessingen nicht sowohl um das, was die Aufschrift ankündigt, als vielmehr um eine Schrift Leibnizens zu thun, „welche die Welt zwar hatte, aber auch so gut wie nicht hatte," nämlich seine Vertheidigung der Dreieinigkeit gegen die Einwürfe des Socinianers Wissowatius.[2]) Die letzteren waren ungedruckt geblieben, und darum war Leibnizens Antwort oft unverständlich, weil Leibniz, ohne die Einwürfe seines Gegners zu wiederholen, sich mit bloßen Buchstaben darauf bezogen hatte. Lessing füllte also eine doppelte Lücke dadurch, daß er beide Aufsätze, sowohl die Einwürfe des Socinianers als Leibnizens Antwort wieder abdrucken ließ, letztere zugleich von vielen argen Verstümmelungen und Verfälschungen befreit. An einer sehr schwierigen Stelle, wo Lessing einen „wahren Unsinn" in den Worten der Handschrift fand, half ihm nachträglich Mendelssohns Scharfsinn glücklich so weit aus, daß nicht nur ein sehr guter Sinn herauskam, sondern die so hergestellte Bemerkung als neu und dem Vertheidiger der Dreieinigkeit sehr nützlich erschien.[3]) Diese von seinem Freunde hier übernommene Rolle schien Lessingen selbst merkwürdig; er nahm die Verbesserungen von ihm an. — „Aber ist es nicht sonderbar (fährt er fort, XII, 417. M. 493. H. XX, 1, 581), „daß Sie die wahre Lesart in einer Schrift herstellen, die

[1]) Er starb 1612, im Verdachte des Socinianismus. Seine Schrift führt den Titel: Demonstratio, quod aeterna impiorum supplicia non arguant Dei justitiam, sed injustitiam. — [2]) Defensio Trinitatis per nova reperta logica. Ueber eine philosophische Schwierigkeit in Leibnizens Responsionen, (IX, 273. M. 264. H. XVIII, 113) hat sich unter Danzels Papieren ein Blatt vorgefunden, dessen Verfasser, so viel die Handschrift zeigt, Prof. Drobisch ist. Es folgt in der Beilage. — [3]) Mendelssohn an Lessing vom 1. Februar 1774. XIII, 495. H. XX, 2, 733.

Ihnen von einem Ende zum andern so kompleter Nonsens scheinen muß — und ist? Auch mir ist; auch ohne Zweifel Leibnizen selbst gewesen ist. Und dennoch bin ich überzeugt, daß Leibniz auch hier noch als Leibniz gedacht und gehandelt hat. Denn, es ist unstreitig besser, eine unphilosophische Sache sehr philosophisch vertheidigen, als unphilosophisch verwerfen und reformiren wollen. . . ." Näher auf Lessings eigene Auslegung der Dreieinigkeit eingehen dürfen wir hier noch nicht.

VIII. Marco Polo, aus einer Handschrift ergänzt, und aus einer andern sehr zu verbessern.

Von der Reise des Marco Polo zu Ende des dreizehnten Jahrhunderts, deren Glaubwürdigkeit und Werthschätzung im Laufe der Jahrhunderte bis auf unsere Zeiten nur gestiegen ist,[1]) besitzt die Wolfenbüttler Bibliothek drei lateinische Handschriften von besonderm Werthe. Es war zu Lessings Zeit nicht ausgemacht, von wem und in welcher Sprache, ob italienisch oder lateinisch, diese Nachrichten zuerst aufgesetzt worden.[2]) Den Gelehrten dienten bis dahin zwei lateinische Texte, der, welcher beim Reineccius sich befindet, und ein anderer von Franc. Pipinus, einem Zeitgenossen Polos, den Andreas Müller bei seiner Ausgabe 1671, nach einer Handschrift der ehemaligen Kurfürstlichen Bibliothek in Berlin, verglichen hatte. Die ersten beiden Wolfenbüttler Handschriften nun enthalten nur die Uebersetzung des Pipinus, die dritte aber eine sowohl von dieser als auch von dem gewöhnlichen Texte ganz verschiedene lateinische Uebersetzung. In einer der ersten beiden befindet sich sogar ein ganzes Kapitel mehr als der gewöhnliche lateinische Text, welches von der innern Einrichtung der Tatarischen Kriegsheere handelt. Müller hatte es übergangen, ja wie es scheint, gar übersehen, und Lessing findet es wichtig genug, dies (cap. LX.) vollständig mitzutheilen.[3]) Diese dritte Handschrift scheint ihm zwar nur mehr der erste unvollkommene Entwurf des Werkes als das Werk selbst zu sein, aber sie ist in vielen Stellen um so viel vollständiger als die anderen, daher diese aus jener oft glücklich ergänzt werden können. Dies macht Lessing durch Entgegenhaltung der Texte in zwei Reihen anschaulich. Endlich versucht er vermittelst jener Handschrift das noch nicht ganz gelöste Räthsel über die eigentliche Grundsprache des Textes und die mannichfaltigen Abschriften zu beantworten und neigt sich der Meinung zu, welche durch die Aussage des Ramusio unterstützt wird, daß ein Genuese Polos Nachrichten aus seinem Munde zuerst lateinisch aufgesetzt habe, und von diesem ersten Entwurfe möge die dritte Wolfenbüttler Handschrift eine Copie sein.

IX. Die Flandrische Chronike, beim Martene und Durand, aus einer Handschrift ergänzt.

In einer von den Handschriften, welche die Reisen des Marco Polo enthalten, fand sich unter andern auch ein Chronicon Flandriae, von welchem

---

[1]) Vgl. Goethe, zum Westöstlichen Divan, VI, 187. H. IV, 329. „Marco Polo." — [2]) Jetzt ist es ausgemacht, daß das Original französisch ist. Vgl. H. XIX, 87 f. (M. und B.) — [3]) Es ist jetzt werthlos; vgl. H. XIX, 88, der auf die neuere

Lessing beim Durchlesen erkannte, daß es das nämliche sei, welches Martene und Durand aus einem Manuscripte des Klosters Clairmarais in Artois unter dem Titel: Genealogia Comitum Flandriae, herausgegeben haben. In dieser Ausgabe nun befindet sich nach dem Jahre 1330 eine Lücke, welche die Herausgeber wohl bemerkten, auch anzeigten, jedoch so, daß sie weder den ganzen Umfang, noch die Wichtigkeit des Fehlenden erkannten, indem es sich an dieser Stelle „nicht etwa um kleine Händel Flämischer Tuchmacher und Walker, sondern größtentheils um jenen wichtigen Krieg handelte, welcher gegen 1338 zwischen den Königen von England und Frankreich, Eduard III. und Philipp von Valois, ausbrach," und mit geringen Unterbrechungen hundert Jahre dauerte, bis zur Befreiung Frankreichs von den Engländern durch die Jungfrau von Orleans. Jene Lücke, welche bis zu dem Waffenstillstande von Vannes (1344) reicht, ist es, welche Lessing hier zum erstenmal ergänzt. In der Nachschrift nimmt er Anlaß, gegen Voltaire, die wahren politischen Motive des Bündnisses Eduards III. mit dem Brauer zu Gent, Jacob von Artevelde, le grand moteur de cette guerre fameuse, wie er ihn nannte, darzulegen. Außerdem hat Lessing noch einige kleine Lücken in der Ausgabe der Benediktiner ausgefüllt und verschiedene Verbesserungen aus seiner Handschrift angegeben.

X. Ehemalige Fenstergemälde im Kloster Hirschau.

Die Entdeckung, welche sich an diese Fenstergemälde knüpft, betrifft einen der merkwürdigsten Punkte der Kunstgeschichte des Mittelalters und ist vor andern ausgezeichnet durch das Geistreiche des aperçu, durch die Schärfe und Bündigkeit der Kombination. [1]) Es handelte sich um den Ursprung der sogenannten Biblia pauperum, eines der ältesten Denkmäler der Holzschneidekunst. Lessing also entdeckt, daß in den vierzig Fenstergemälden des genannten Klosters, auf welchen typische und antitypische Vorstellungen von Christo, in drei Felder getheilt, enthalten waren, der wahre Ursprung der damit übereinstimmenden Bilder der Armenbibel zu suchen sei, daß nämlich die Holzschnitte nach diesen Fenstern, und nicht umgekehrt, gemacht worden; so daß, was bisher Biblia pauperum hieß, wenigstens was man bisher für die erste originale Ausgabe davon gehalten (nämlich die aus vierzig Blättern bestehende lateinische), künftig mit weit mehrerem Recht „die Hirschauschen Fenstergemälde" heißen müßte. Auf dieses allgemeine Ergebniß dieser anziehenden Untersuchungen müssen wir uns beschränken. Daß indessen Lessings Auffassung einigermaßen zu eng sei, daß der Satz theils durch die Verschiedenheit der Zahl der Blätter in den verschiedenen Exemplaren der Biblia pauperum, theils durch das Vorkommen dieser typischen Vorstellungen in mehr als einem Kloster, erweitert werden müsse, hat er selbst gefühlt. Ob nun das Buch den Gemälden, oder umgekehrt die Gemälde dem Buche in besonderen Fällen zu Grunde liegen, mag streitig sein: die gegenseitige Be-

---

Ausgabe von Pauthier, Paris 1865 und die englische Uebersetzung von Yule, London 1871, verweist. (M. und B).

[1]) Die erste Anregung dazu erhielt Lessing durch Heineckens Idée générale d'une collection d'estampes, Leipzig 1771.

ziehung der beiden aufeinander, dies macht eigentlich das Wesen von Lessings Entdeckung aus, und dieses hat sich durch die späteren Untersuchungen nur bewährt. [1]) Um völlig Licht in diese Frage zu bringen, mußte endlich auf den Namen und den Verfasser der Biblia pauperum zurückgegangen werden, und auch hiezu hat Lessing wenigstens den Weg gebahnt.

XI. Des Klosters Hirschau Gebäude, übrige Gemälde, Bibliothek und älteste Schriftsteller.

Dieser Aufsatz, aus vier Abschnitten bestehend, wie die Ueberschrift es angiebt, sollte nur zur Erläuterung und Bestätigung der vorhergehenden dienen, hat aber für die Kunst- und Literaturgeschichte des Mittelalters seinen eigenen Werth. [2]) Lessing gebrauchte dafür eine handschriftliche Beschreibung des einst so berühmten Benediktinerklosters, eines der ältesten in Deutschland, von einem ihrer ehemaligen gelehrten Aebte, Johann Parsimonius, welche Johann Jacob Moser mit noch anderen Handschriften der Bibliothek zu Wolfenbüttel geschenkt hatte. [3]) Unter andern liefert Lessing keine unerhebliche Ergänzung des J. A. Fabricius und zeigt, daß dieser berühmte Literator in seiner Literargeschichte des Mittelalters sich auf Trithemius De scriptoribus ecclesiasticis beschränkt, und dessen Chronicon Hirsaugiense, wo beiläufige Nachrichten von Hirschauschen und anderen Gelehrten des Mittelalters eingestreut sind, übergangen habe. [4]) Auch den Katalog der Klosterbibliothek theilt Lessing aus dem Parsimonius mit und giebt damit einen schätzbaren Beitrag zu der Geschichte der Bibliotheken des Mittelalters; „denn wenn man auch schon nicht daraus sieht, was eigentlich das Beste in der Bibliothek gewesen: so sieht man doch wenigstens daraus, was die Mönche für das Beste darinn gehalten."

Ich berühre kurz Nr. XIII. „Zur Griechischen Anthologie," wo Lessing vier ungedruckte Epigramme aus einem der Manuscripte des Gudius mit-

---

[1]) Zu den durch Lessing weiter angeregten Untersuchungen gehören die von Fiorillo, kleine Schriften artistischen Inhalts. Göttingen 1803. I, 38 ff. Ebert, Ueberlieferungen II, 181 mit Bezug auf die Exemplare der Wolfenbütteler Bibliothek. Vgl. Falkenstein, Geschichte der Buchdruckerkunst. Leipzig 1840. S. 27 ff. Gräße, Lehrbuch der allgem. Literärgeschichte, II, 268. u. a. m. — [2]) Bei der Angabe der zahlreichen Kirchengemälde erwähnt Lessing auch der Sibyllen, (IX, 250. M. 243. H. XIII, 2, 407), „deren nicht zehn, sondern eilfe gemalt waren, wovon die eilfte beim Parsimonius Sibylla Chimica heißt, mit der ich hier die erste Bekanntschaft gemacht habe." Aber diese chymische Sibylla ist keine andere, als die aus Virgil bekannte Sibylla Cumaea. Vgl. J. G. Friedlieb, *Χρησμοὶ Σιβυλλιακοί* (Leipz. 1852), p. LXIV.

Mit Bezug auf die darauf folgende Bemerkung Lessings über das gemeldete Vorhaben des Markgrafen Albrecht, Herzogs in Preußen, eine gleichförmige Kirche zu Königsberg aufzurichten und die auf seine Veranstaltung copirten Gemälde der Kirche zu Hirschau hier anzubringen, vergleiche E. A. Hagen, Beschreibung der Domkirche zu Königsberg 1833. 90, mit Rücksicht auf die Worte Lessings an unserer Stelle, und Voigt, Herzog Albrechts erste Vermählung, N. Preuß. Prov. Bl. XII, 27. — [3]) „Gesegnet sei das Andenken aller der Männer (ruft Lessing bei Erwähnung Mosers aus), die der bessern und schicklichern Erhaltung alter Schriften das Recht ihres Eigenthums aufopfern!" — [4]) Dieses Chronicon ist durch den von dem Literarischen Verein in Stuttgart herausgegebenen Codex Hirsaugiensis in den Hintergrund gerückt worden.

theilt, davon das wichtigste und größte ein arithmetisches Problem, dergleichen einige in dem 46. Abschnitte des ersten Buches der Anthologie vorkommen. Die übrigen Epigramme betrafen ebenfalls Aufgaben, „nur aber von der allerschlechtesten Art; wenn man will. Es sind Räthsel," von der dunkelsten Art.[1]) Die Professoren Heusinger[2]) und Leiste standen ihm bei diesen mühsamen und undankbaren Untersuchungen zur Seite. Sein Freund Reiske aber irrte sich diesmal sehr, wenn er ihm einen „Floh ins Ohr" damit setzen wollte (XIII, 441. H. XX, 2, 662), daß diese Epigramme schon gedruckt sein könnten, und ihn auf den Diophantus von Bachet verweist als wenn Lessing nicht selbst zu Anfang vom Bachet und seinem arithmetischen Epigramme geredet hätte!

XIV. Erasmus Stella

und dessen nun erst ans Licht tretende Commentarii de reb. ac pop. orae inter Albim et Salam.

Diese „für verloren geachteten" Commentarii eines Schriftstellers von so zweideutigem Rufe als Stella, macht Lessing, wie er sagt, nicht sowohl wegen ihres innern wahren Werths oder ihrer eigentlichen Brauchbarkeit bekannt, als um neue kritische Untersuchungen über die Meißnischen Alterthümer anzuregen, da jener eben so oft mit seinen Fabeln die Sammler und Compilatoren verführt als von den bessern Geschichtschreibern widerlegt worden, obschon sie nicht selten an die Stelle seiner Dichtungen eben so grundlose Dinge gesetzt haben. Stella nämlich hatte in Italien die Kunst gelernt, „Quellen gänzlich zu erdichten und eigene Werke fremden Namen unterzuschieben." Lessing hat bei dieser Gelegenheit die Echtheit der von ihm mitgetheilten Grabschrift des in der Thomaskirche zu Leipzig angeblich ermordeten und in der Paulinerkirche begrabenen Markgrafen Diezmann, welche den Namen Dante's, mit der Jahreszahl 1308, als Verfassers angiebt, in Frage gestellt, oder vielmehr die früher schon vermuthete Unechtheit mit neuen Gründen erwiesen, und jene als ein Machwerk desselben Stella hingestellt. Am Schluß spricht Lessing seinem Freunde C. A. Schmid seinen Dank dafür aus, daß er sich der Mühe unterzogen, die Handschrift für ihn zu copiren. Dafür mußte dieser Lessingen die Verlegenheit tragen helfen, da ihnen von Schirach, dem Klotzianer, mit einiger Schadenfreude nachgewiesen wurde, daß ihr Stella schon einmal herausgegeben war.[3]) „Das ist mir freilich nun nicht recht lieb," schrieb Lessing seinem Freunde Schmid (XII, 406. M. 481. H. XX, 1, 567. 12. Decemb. 1773), „daß unser Stella schon gedruckt ist. Wer Henker kann alle Sammlungen und Schmierereien der Longoliorum

---

[1]) Siehe die Beilage. — [2]) „Zu dessen längst bekannten Einsichten in dem ganzen Felde der alten Litteratur und Kritik ich öfterer meine Zuflucht nehme," schreibt Lessing IX, 306. M. 296. H. XIII, 1, 253 so wie er Leisten den würdigen Schulmann nennt, „der sich nur noch neulich durch eine vortreffliche Angabe einer vollkommnern Luftpumpe so vielen Beifall erworben." — [3]) Von Paul Daniel Longolius, Rektor in Hof, in seinem „Longolischen Vorrath allerlei brauchbarer Nachrichten." Viertes Fach. Schwabach 1767. S. 1—69, nach einer Handschrift in Zwickau, wo Stella gelebt, und welche der Herausgeber daher für die Urschrift hielt. Er begleitete den Text mit zahlreichen Anmerkungen.

kennen und im Kopfe haben? Indeß ist mir es doch auch nicht so ganz unangenehm. Denn gegen Sie, unter vier Augen, einmal zu prahlen, so kann man aus beiden Ausgaben nun sehen, was für ein Unterschied es ist, wenn ich oder Longolius so einen Quark herausgebe. Mit allem Fleiße, den Longolius darauf verwandt, hat er doch den einzigen wichtigen Gebrauch nicht gesehen, der davon zu machen war. . . . Hätte ich gewußt, daß die Schrift von Stella schon gedruckt sei, so würde ich sie nicht des Ansehns gewürdigt haben, und so würde diese Entdeckung vielleicht nie sein gemacht worden. Aber wie gesagt, lieber Schmid, diese Großsprecherei unter uns! Ich will es gewissen Leuten gern gönnen, sich damit groß zu machen, und zu kitzeln, daß sie so etwas besser gewußt, als ich."

XVII. Von Adam Neusern einige authentische Nachrichten.

Den Kern dieses Aufsatzes bildet ein in der Wolfenbüttler Bibliothek aufbewahrter ungedruckter langer Brief jenes im 16. Jahrhundert berüchtigten Renegaten (ehemaligen Predigers bei der Peterskirche in Heidelberg), aus Constantinopel, vom Jahre 1574, auf Grund dessen Lessing jenen Mann von manchen auf ihm lastenden schweren Anklagen, namentlich der des Versuchs eines verrätherischen Bündnisses mit den Türken, den er sogar noch als Prediger zu Heidelberg gemacht hätte, zu retten sucht. Wie so oft, wo es galt, die gekränkte Gewissensfreiheit oder die sittliche Unbescholtenheit eines wegen Ketzerei oder Abfalls verfolgten und geschmähten Unglücklichen in Schutz zu nehmen, wird Lessing warm und ist unermüdlich, den Gegenstand nach so viel Seiten zu wenden und zu beleuchten, bis er den Gegnern jede weitere Ausflucht genommen zu haben glaubt. Bene est, quod saltem nil in gratiam Neuseri scripserint! hatte ein reformirter Theolog ironisch gegen gewisse lutherische bemerkt, welche Neusers Abfall dem Calvinismus zur Last legen wollten, und die Bestrafung eines seiner Mitschuldigen, Sylvanus, für zu strenge gehalten hatten. „Bene?" (entgegnet Lessing) „Ich sage, schlimm ist es, daß es nicht geschehen! Schlimm, daß nach zweihundert Jahren ich der erste sein muß, der einem unglücklichen Manne bei der Nachwelt Gehör verschafft! Einem unglücklichen Manne, den man aus der Christenheit hinaus verfolgt hat! Oder, wenn er Unrecht hatte, daß er sich hinaus verfolgen ließ, hat er darum in nichts Recht? — Wenn der Ausgang die Seele der Geschichte sein soll, wenn man nach diesem alles Vorhergegangene beurtheilen soll: so wäre es eben so gut, wir hätten gar keine Geschichte! . . . ."

Selbst ein Leibniz hatte sich nicht hinreichend in den Akten unterrichtet, da er noch in seinem letzten Lebensjahre Neusern einmal den Plan beimißt, in der Christenheit für die Türken zu cabaliren. Aber Leibniz wird sich eine solche Idee lediglich aus der Strenge abstrahirt haben, mit welcher man gegen Neusers Genossen verfahren war, er dachte, nach seiner Gewohnheit, auch da „sehr bündig, wo er nicht ganz richtig dachte." Nachdem Lessing auf Neusers moralischen Charakter im Ganzen einen Blick geworfen und gezeigt, daß dieser nicht so schwarz und abscheulich gewesen, als man ihn gewöhnlich vorgestellt, schließt er: „Wem es scheinen möchte, daß ich mich bei einer alten verlegnen Geschichte viel zu viel aufgehalten habe: den

bitte ich zu bedenken, wie vieles über den Servetus geschrieben worden! Oder muß man schlechterdings ein Ausländer sein, um unsre Aufmerksamkeit zu verdienen?" — Lessing erinnert, daß Neuser noch etwas mehr als ein Antitrinitarier gewesen; daß er auch ein guter mechanischer Kopf gewesen zu sein scheine, indem er an einer Erfindung gearbeitet, die hundert Jahre hernach selbst Leibnizen einmal durch den Kopf ging, nämlich einen Wagen zu verfertigen, der sich von selbst bewegen sollte, und durch dessen schnellen Lauf, wenn es angegangen wäre, er große Dinge auszurichten vermeinte. [1])

XIX. Ergänzungen des Julius Firmicus.

Die Wolfenbüttler Bibliothek besitzt ein Exemplar der Aldinischen Ausgabe des astrologischen Werkes des eben genannten Schriftstellers aus dem vierten Jahrhundert nach Christo [2]) (Mathesis L. LVII.), welches einem unbekannten Gelehrten des sechszehnten Jahrhunderts angehört hat, der es nicht nur sorgfältig verbessert, sondern durch größere Stellen auf eingehefteten Blättern auf das sorgsamste ergänzt hat. Diese Ergänzungen sind es, welche Lessing wörtlich, ja buchstäblich mit diplomatischer Genauigkeit mittheilt. Er brauche, sagt er nach dem Abdruck dieser Stellen, nicht den Herausgeber noch mit zu spielen: er sei blos der Handlanger, der Anbringer eines Herausgebers. Er enthielt sich also aller und jeder Verbesserungen, da er einige dieser Schäden dennoch hätte stehen lassen müssen. „Und ob sie schon (jene Stellen), samt dem ganzen Buche, diese Wichtigkeit nun nicht mehr haben, auch beides die Welt gar wohl ohne angeblichen Schaden dürfte entbehren können; so sind doch gegenwärtige meine Beiträge von der Art, daß entweder so etwas, oder nichts, darin aufbehalten zu werden verdienet. Was die Welt einmal hat, muß sie so ganz als möglich, so ganz als es ihr vom Anfange bestimmt worden, haben. Was einmal zur Kenntniß der Welt gebracht worden, muß sie so genau, so zuverlässig wissen können als möglich: oder es wäre eben so gut, daß sie jenes gar nicht hätte, und dieses gar nicht wüßte." Und nach dieser Regel wünscht Lessing alle die einzelnen Aufsätze in seinen Beiträgen geschätzt zu wissen, „und nicht nach ihrem Nutzen, den sie gar wohl haben können, ohne daß er sofort und Allen in die Augen fällt; noch weniger nach einer Unentbehrlichkeit, die sich noch bei viel wichtigern Dingen nicht findet." (IX, 425. M. 413. H. XIII, 1, 264).

Besser und gerechter, als mit Lessings eigenen Worten würde ich diese Uebersicht seiner Beiträge, die ihm unter den Literatoren des neuen Jahrhunderts einen der ersten Plätze anweisen, nicht beschließen können. Sie haben in neuerer Zeit so manche glückliche Nachfolge bei gelehrten und eifrigen Bibliothekaren Deutschlands hervorgerufen und thun es noch. Eine Menge

---

[1]) Vgl. Leibniz. Eine Biographie I, 201. — Die Geschichte Adam Neusers schien Karl Lessing zu einer Tragödie und zwar einer Art Belisar geeignet, worin man einen Menschen, der seine Religion geändert, wo nicht rechtfertigen, so doch völlig entschuldigen könnte, mit besonderer Hinsicht auf die Moral des Koran. Lessing antwortete ihm (XII, 422. M. 499. H. XX, 1, 590): „Dein Einfall mit Adam Neusern ist nicht unrecht." — [2]) Julius Firmicus Maternus, welchem auch eine Schrift über die Falschheit der heidnischen Religionen beigelegt wird.

der schätzbarsten bibliographischen und literarhistorischen Notizen über Ausgaben und Handschriften der Wolfenbüttler Bibliothek finden sich noch in Lessings Nachlaß unter verschiedene Rubriken zerstreut. [1])

Die Zeitgenossen, vor Allen die Freunde, bezeugten den „Beiträgen" Anerkennung, ja Bewunderung. Heyne wollte in dem Verfasser den Herkules mit der Keule sehen, wie er Schmetterlinge todt schlägt. [2]) Aufrichtiger und wärmer war Eberts poetischer Gruß in seiner Epistel an C. A. Schmid, [3]) wo er Lessings vielseitige Talente, als Dichter und Schriftsteller feiert:

Der allgewalt'ge Zauberstab,
Den Phöbus in dem Styl ihm gab,
Kann, was er will, zu Gold berühren;
Und Dorngesträuch mit Rosen zieren.
Er mag, wohin er will, mich führen;
Er mag sich metamorphosiren:
Ich folg' ihm, ohn' ihn zu verlieren,
Vom Trauerspiel zum Epigramm,
Und von der Poesie zu Prose,
In jegliche Metamorphose.
So prangt der starken Eiche Stamm
Für Kenner auch mit seinem Schwamm
Und dem von ihm genährten Moose ....

Auf die letzten Verse anspielend, schreibt Lessing bei der Uebersendung des ersten Beitrags, den 12. Januar 1773 (XII, 388. M. 460. H. XX, 1, 542), an Ebert: „Hier haben Sie einen ganzen Mistwagen voll Moos und Schwämme. — Eine Frage fällt mir dabei ein, die Sie mir gelegentlich beantworten können. — Ist es die Eiche, oder ist es der Boden, worinn die Eiche stehet, welcher das Moos und die Schwämme um und an der Eiche hervorbringt? — Ist es der Boden: was kann die Eiche dafür, wenn endlich des Mooses und der Schwämme so viel wird, daß sie alle Nahrung an sich ziehen, und der Gipfel der Eiche darüber verdorret? — Doch er verdorre immerhin! Die Eiche, so lange sie lebt, lebt nicht durch ihren Gipfel, sondern durch ihre Wurzeln."

Ebert geht auf dieses Gleichniß ein: ... „Es ist wahr," antwortet er, „daß die Eiche, woran sie zu wachsen pflegen, etwas krank ist, und daß sie gemeiniglich an dem abgehauenen Stamme derselben wachsen: Allein wenn die kranke oder unvollständige Eiche sogar solche Früchte hervorbringen kann, was für Früchte kann sie denn nicht tragen, wenn sie noch so gesund und so ganz ist, wie Sie sind, wenn Sie es nur sein wollen?" — Der Erbprinz hatte ihm (dies meldet er Lessing) sein großes Vergnügen bezeugt über das, was er in dem (ersten) Beitrage gelesen hatte. Es war der Artikel von Leibniz. Er hatte auch die Vorrede gelesen. „Er bewunderte den Geist des Verfassers (dies sage ich mehr zu des erstern als zu des letztern Ehre;) und war darüber mit mir einig, daß schwerlich jemals ein solcher

---

[1]) Dahin gehört z. B. XI, 474—476. M. 2, 3f. H. XVII, 87f. Manuscripta latina theologica in Folio. — [2]) An Lessing vom 28. Januar 1773 (XIII, 462. H. XX, 2, 655.) — [3]) J. A. Eberts Episteln und vermischte Gedichte. Hamburg 1789. I, 100 f.

tragischer Dichter, ein so witziger Kopf, ein so scharfsinniger Philosoph, und ein solcher Litterator miteinander in Einer Person verbunden gewesen wären."[1])

Endlich wollen wir den Aufsatz aus Lessings letztem Lebensjahr, 1781, der gleichfalls in den „Beiträgen" erschien, XXVI. „Maranjon", sowie die 3 „beantworteten Anfragen" (1773) hier wenigstens erwähnen und dazu auf die einleitenden Bemerkungen bei H. XIX, 94 ff. verweisen.

Neuntes Kapitel.

Der Sache, wenn auch nicht dem Titel nach, schließt sich diesen Beiträgen eine gleichzeitige Abhandlung an, welche Lessing in einer besondern Schrift „Vom Alter der Oelmalerey aus dem Theophilus Presbyter, Braunschweig in der Buchhandlung des Fürstlichen Waysenhauses. 1774," herausgab.[2]) In dem ungedruckten Werke eines seiner Person nach ziemlich dunkeln und zweifelhaften Theophilus Presbyter in der Herzoglichen Bibliothek,[3]) das Lessing in das neunte Jahrhundert zu setzen Grund hatte, entdeckte er unter vielen andern Vorschriften, die verschiedenen Künste betreffend, nicht blos allgemeine Spuren der Oelmalerei, sondern sogar bestimmte Regeln über die Bereitung des Oels und zog daraus den Schluß, daß man, wie allgemein geschieht, die Erfindung der Oelmalerei dem niederländischen Maler Johann van Eyck im fünfzehnten Jahrhundert mit Unrecht züschreibe, indem vielmehr jene Erfindung um viel höher hinauf gesetzt werden müsse; und wenn gar jener Theophilus Presbyter, wie Lessing meint, der Tutilo des neunten Jahrhunderts (Mönch und berühmter Maler im Kloster St. Gallen) war, so gebührte die Ehre dieser wichtigen Kunst einem Deutschen! Lessing hat einiges Gewicht auf diese Entdeckung gelegt, wobei er sich in gewisser Hinsicht auf zwei Männer berufen konnte, welche vor ihm „das Alterthum der Oelmalerei" zwar nicht ausdrücklich behaupteten, und die Neuheit derselben nicht schlechterdings läugneten, aber doch auch jenes eben so wenig schlechterdings läugneten, als diese schlechterdings behaupten mochten, — dies waren der deutsche Literator Jac. Fr. Reimmann und der Graf von Caylus (IX, 457. M. 447. H. XIII, 2, 434). Die Entdeckung machte Aufsehen, indessen Kenner, wie Leiste, der Herausgeber des Theophilus (in der Vorrede), und später

---

[1]) XIII, 429 f. H. XX, 2, 647. — [2]) IX, 443 f. M. 431 f. H. XIII, 2, 420 f. — [3]) Theophili Presbyteri diversarum artium schedula, in 76 Kapiteln, im 6. Beitrag nach Lessings Tode von Chr. Leiste herausgegeben, S. 291—424. X, 372—463. M. 371—461. H. XIII, 2, 458 f. Literar-historische Nachrichten über das frühe Vorkommen des Theophilus Presbyter liefert ausführlicher Fiorillo, kleine Schriften I, 197—198. Eine Handschrift der Pauliner Bibliothek in Leipzig erhielt Lessing durch die Vermittelung von Ernesti. IX, 478. M. 466. H. XIII, 2, 452. Die neuesten Forschungen von A. Ilg, A. Springer und M. Jordan, hat A. Schöne in H. XIII, 2, 420 Anmerkung 2 verzeichnet. — Eine Randbemerkung Lessings zu seinem Handexemplar auf der Königl. und Universitäts-Bibliothek in Breslau theilt K. Dziatzko mit in Schnorrs „Archiv," IX, 110. (M. und B.)

Fiorillo [1]) haben aus wichtigen Gründen sich gegen Lessing erklärt. „Lessing hat (in diese Hauptpunkte faßt letzterer seine Untersuchung zusammen) 1) Vasaris Erzählung (in Betreff Johanns van Eyck) ohne triftige Gründe verdächtig gemacht. 2) Theophilus Presbyter giebt keine Vorschrift mit Oelfarben zu malen, sondern redet nur von Farben, die mit Oel aufgelöst werden. 3) Alle Nachrichten, welche man über Oelmalereien hat, die älter als Johann van Eyck sein sollen, sind verdächtig und beweisen nichts. 4) Johann van Eyck war nicht sowohl Erfinder der Oelmalerei, als vielmehr derjenige, der sie in größerer Vollkommenheit in Ausübung brachte." [2])

Die Frage ist durch G. F. Waagens gründliche Untersuchung so weit zum Abschluß gebracht, daß der Werth des Theophilus wesentlich erhöht, Lessings Entdeckung dadurch gerechtfertigt und bestätigt, ja das Vorkommen der eigentlichen und wahren Oelmalerei in Italien vor J. van Eyck außer Zweifel gestellt, zuletzt aber dennoch das unbestreitbare, unsterbliche Verdienst van Eycks gegen jede Verkleinerung sicher gestellt ist. [3])

Hier gedenke ich eines anziehenden Streites, welchen Lessing durch einen Artikel in der Neuen Braunschweigischen Zeitung St. 58 vom Jahre 1771, Montags, den 15. April: „Ueber die sogenannte Agrippine, unter den Alterthümern zu Dresden," (VIII, 529. M. 507. H. XIII, 2, 329) in den ersten Jahren zu Wolfenbüttel hervorrief. Winckelmann nämlich rühmte in seinen Schriften an einer weiblichen sitzenden Figur unter den Alterthümern zu Dresden, welcher man den Namen einer Agrippine gegeben, den hohen Ausdruck in dem schönen Gesicht. Da trat der Maler Casanova in Dresden mit der Behauptung auf, die Statue könne keine Agrippine sein, „weil der Kopf keinem andern Kopfe der Agrippine, weder auf Münzen noch an der berühmten Statue der sitzenden Agrippine in Rom, gleichet." Dies sagte er nicht ohne einen Seitenblick auf das, was er die „Seuche der Antiquare" nannte, „welche die Kenntniß der Künste aus der bloßen Lektüre besitzen, und deren Auge eben nicht der feinste Sinn ihres Körpers ist." [4]) Diesen Stolz ein wenig zu demüthigen, trat Lessing mit diesem Aufsatz in der Braunschweiger Zeitung auf, indem er in einem Kupferwerke der herzoglichen Bibliothek [5]) von ungefähr entdeckt hatte: „wo diese Statue ehedem, nicht

---

[1]) Kleine Schriften I, 189—228. — [2]) Schätzbare Zusätze zu der Abhandlung vom Alter der Oelmalerei vom J. J. Eschenburg stehen im 32. und letzten Bande der Ausgabe von Lessings Schriften, Berlin 1828 am Schlusse, wo sämmtliche durch Lessing angeregte spätere Untersuchungen über diesen Gegenstand von H. von Murr, Raspe (der Lessings Schrift 1781 in London in englischer Uebersetzung herausgab), einem ungenannten italienischen Archäologen in der Antologia Romana von 1776, und Andern bis zu Fiorillo kritisch beleuchtet werden. — [3]) G. F. Waagen, über Hubert und Johann van Eyck. Breslau 1822. 88—130. — [4]) Franz Casanova, (1727—1805) ein jüngerer Bruder des berüchtigten Abenteurers, geschätzt zu seiner Zeit als Schlachtenmaler, zeichnete sich durch ein stolzes und bisweilen stechendes Wesen aus. Als eines Tages an der Tafel des Fürsten Kaunitz in Wien auf Rubens, als Diplomaten und Gesandten, die Rede kam, und ein Diplomat hinwarf: Rubens était donc un ambassadeur, qui s'amusait de la peinture, versetzte Casanova: Votre Excellence se trompe, c'était un peintre, qui s'amusait à être ambassadeur (Biogr. univ.) — [5]) Lessing, welcher die Gegner rathen lassen wollte, nennt die Quelle nicht. Es ist

allein ohne Kopf, sondern auch ohne Arme gestanden," woraus er glaubte schließen zu dürfen, daß der Kopf neu sei und, wie noch manches andere, zu den Ergänzungen dieser demungeachtet vortrefflichen Statue gehöre. [1]) Er wollte (wie er seinem Bruder schreibt), gern einmal mit diesem Exempel die windigen Künstler beschämen, die immer auf ihren untrüglichen Geschmack pochen, und alle antiquarische Gelehrsamkeit, die man aus Büchern schöpft, verachten; wie er sich in jenem Artikel ausdrückt: „Unstreitig wird ein Gelehrter, ohne ein feines Auge, aus bloßen Büchern, in Dingen dieser Art oft sehr falsch urtheilen. Aber ist denn das feine Auge ganz untrüglich? Und sollte es nicht möglich sein, daß ein Mann, der sich das allerfeinste Auge zutrauet, ohne Zuziehung schriftlicher Nachrichten, nicht eben so falsche Urtheile fällen könnte?" — Näher betrachtet hätte indessen Lessing a priori nur so viel behaupten dürfen, daß der Kopf der Agrippine ergänzt sei; daß er neu sei, war nicht schlechterdings nothwendig, da auch ein alter Kopf, ja möglicher Weise gar der echte, später wieder aufgefundene Kopf die Ergänzung verrichtet hätte. — [2]) Anfangs waren Casanova und Hagedorn mit Lessing sehr unzufrieden und wollten schwören, daß die Statue vom Kopf bis auf den Fuß ganz antik sei; ersterer wollte gegen Lessing schreiben. Diese Nachricht brachte Sulzer von Dresden und sagte zu Karl Lessing im größten Eifer: sein Bruder müsse widerrufen! Dagegen sagte Graff, der berühmte Bildnißmaler, der Kopf der Agrippine sei zwar antik, passe aber nicht zu der Statue und müsse von einer andern Antike auf dieselbe gesetzt

---

wahrscheinlich das Werk Cavallieri's oder J. Bapt. de Cavalleriis Antiquarum statuarum urbis Romae primus et sec. liber cum tabb. aeneis, Romae 1585. fol. Tab. 50. Die Aehnlichkeit mit der Abbildung der Dresdner Agrippina in W. G. Beckers Augusteum. Dresden u. Leipzig 1804. Taf. XVII ist, wenn man von den Ergänzungen des Kopfes u. s. w. absieht, in die Augen springend. — Karl Lessing hat die Worte in dem Briefe seines Bruders (XII, 378. Nr. 449. H. XX, 1, 529): „Ich habe es hier in der Bibliothek entdeckt, wo diese Statue ehedem gestanden," seltsam mißverstanden, indem er schreibt, S. 337: „Lessing entdeckte, daß die Agrippina einmal in der Wolfenbüttelschen Bibliothek gestanden habe." Diesen Irrthum verbesserte schon Schönemann im Serapeum a. a. O. S. 229.

[1]) Sie führt gegenwärtig den Namen der Ariadne, eine allerdings ganz hypothetische Benennung, die sie ebenso gut, nach Böttigers Vorschlag, mit der einer Niobe vertauschen könnte. Es kommt zuletzt darauf an, daß das Kunstwerk, zur Unterscheidung von andern, einen Namen führe; von allen aber paßt, nach dem Urtheile eines Künstlers und Kenners, wie Professor Rietschel in Dresden, der einer Agrippina am allerwenigsten; erstlich, weil die Statue einen hervorstechend idealen Charakter an sich trage, was sich schon im Gewande zeigt, dann aber, weil sie in Haltung und Sitzung von der bekannten Statue der Agrippina völlig abweiche. — [2]) Vgl. Beckers Augusteum Nr. XVII, wo die verschiedenen, seit Lessing vorgebrachten Meinungen discutirt werden. Daß die Statue restaurirt worden, hält der Verfasser für ausgemacht und meint, daß der Kopf eine, von der ursprünglichen ganz verschiedene Richtung einnehme. Dann aber p. 105: „On ne saurait ni affirmer, ni nier positivement, que la tête actuelle de la statue soit la véritable." Was hier noch als problematisch hingestellt erscheint, ist es nach der von Professor Rietschel, auf meine Bitte, in Dresden so eben angestellten Untersuchung, nicht mehr; bei welcher ich das Glück hatte, nebst Herrn Inspector Chalybäus, gegenwärtig zu sein. Der große Künstler hat durch Wegnahme der Begipsung unterhalb des Kopfes, wo er dem Rumpfe sich anschließt, zur Evidenz nachgewiesen, daß hier ein zwar antiker, aber der Statue ganz fremder Kopf aufgesetzt worden. (Guhrauer). S. jedoch bei H. XIII, 2, 329 Anmerk. 4 u. 331, Anmerk. 1 u. 2.

sein,[1]) er wäre zu dem übrigen Körper viel zu klein, sonst aber ein so sehr schöner Kopf, daß er unmöglich von einem neuern sein könne. Dieser Ansicht hat sich späterhin auch Fiorillo zugewandt, nicht ohne Beckers vorangehenden Einfluß. Er bemerkt,[2]) Lessing und Casanova hätten beide ihre Meinungen wieder aufgegeben. Richtiger wäre es zu sagen: sie beschränkten sie in gewisser Weise. Dieser hätte sich auf Grund einer von Sachverständigen geführten Untersuchung überzeugt, daß der Kopf zwar eben so alt sei als die ganze Figur, daß er jedoch davon getrennt gewesen und falsch wieder aufgesetzt worden. Lessing, welcher 1775 nach Dresden kam und die Antiken, ganz besonders jene Statue besah, habe seine Meinung, daß der Kopf nicht zu dieser Statue gehöre, widerrufen. Doch ist wohl das Recht auf Karl Lessings Seite, wenn er diese kategorische Behauptung in Zweifel zieht. Nichts weiter habe Lessing zurückgenommen, als daß der Kopf neu sei. Bei dieser Gelegenheit habe Lessing den Inspektor der Antiken, Wacker, gefragt: „Warum schrieben Sie damals nicht gegen mich?“ „Weil ich es nicht der Mühe werth gefunden,“ war die mehr als freimüthige Antwort, welche indeß (setzt der Berichterstatter hinzu) Lessingen nicht beleidigte, der jeden Widerspruch vertragen konnte, wenn er gründlich war.[3])

Zehntes Kapitel.

Während Lessing sich nur immer tiefer in die Schätze der Wolfenbüttler Bibliothek zu vergraben scheint, gerade in diesen Jahren ist rings um ihn ein neuer Geist in Anzug, welcher den Zeitraum von 1770 bis 1780 für die Entwickelung unserer Literatur und Bildung so wichtig macht. Die jugendlichen Geister, welche das Werk, zu dem Lessing den Grund gelegt, weiter führen werden, leben dazumal in dem Stadium überschießender Kraft, welche eine Zeit lang vereint Einem mächtigen Ziele zuzuströmen scheint, bis die Bahnen von selbst auseinander gehen, sowohl im Norden, als im Süden und Südwest des deutschen Vaterlands. Heftige Ausbrüche von der einen Seite rufen von der andern Seite Kampf und Widerstand herauf. Wieweit nun, und in welcher Art, an diesen mannigfaltigen Bewegungen Lessing einen innern Antheil genommen (denn von einer Betheiligung im thätigen Sinne ist bei ihm keine Rede, und mehr als je steht er „auf seinem

---

[1]) Auch der Recensent von Lessings Kollektaneen in den Göttinger Gelehrten Anzeigen 1790, S. 1831, behauptet gegen Lessing, „daß der Kopf der Agrippina, von dem Lessing so gesucht räthselhaft spreche, alt, aber angesetzt sei.“ An diesem Ausfall auf Lessings Stil erkenne ich wieder Heyne. — [2]) Fiorillos kleine Schriften. II. — [3]) Lessings Leben I, 340. Daß Lessing sich später noch mit diesem herrlichen Kunstwerke und dessen geschichtlichen Spuren beschäftigt, zeigt eine Anmerkung a. a. O. S. 343 und die Artikel Agrippina und Kardinal von Ferrara in seinen Kollektaneen. XI, 228. 276. M. 1, 304. 377. H. XIX, 252. 339.

Sandhügel allein, ganz außer dem Dorfe" . . .), wird uns hier beschäftigen. Vorher aber fassen wir ihn unter seinen Freunden ins Auge.

Der Halberstädter Kreis zeigt uns um den alten und doch noch jugendlichen Gleim die jüngeren Freunde und Schützlinge, von denen J. G. Jacobi und J. B. Michaelis von Lessing näher gekannt waren, besonders der letztere. — Michaelis hatte schon zu Hamburg sich seine Gewogenheit erworben; durch seine Vermittelung erhielt jener die Stelle als Theaterdichter (ein Amt, welches damals vollkommen neu war, aber bald bei andern Gesellschaften eingeführt wurde) bei der Seylerschen Gesellschaft mit einem ansehnlichen Gehalte,[1]) nahm aber, da seine Gesundheit untergraben war, 1771 zu Gleim, der ihm vorher Haus und Tisch angeboten hatte, seine Zuflucht. Hier gab er seine „poetischen Briefe," wovon 1772 sechs erschienen, heraus, von welchen einige sich Lessings Beifall erwarben; nur daß er „einige kleine Dunkelheiten und Nachlässigkeiten tadelte, welche (schreibt er an Gleim XII, 352. M. 417. H. XX, 1, 492) seine Freunde in Halberstadt, in deren Werken alles so ausgefeilt, alles so voller Licht ist, ihm nicht hätten hingehen lassen sollen." Aber bald darauf, in seinem sechs und zwanzigsten Lebensjahre, am 30. September 1772, starb dieser begabte Schriftsteller. Gleim zeigte betrübt den Trauerfall Lessingen an. „Ihnen, mein liebster Lessing, melde ich es noch heute, denn Sie waren sein Beförderer. Sie kannten sein Genie, und stimmen in meine Klagen." Einige Monate vorher war ihm Jähns, auch ein junger Dichter aus diesem Kreise, vorangegangen. Gleim gab Michaelis die Grabstätte neben Jähns und bat Lessing, für ein beiden zu errichtendes Denkmal die Grabschrift zu setzen, was aber nicht erfolgt zu sein scheint.[2])

In diesem Jahr (1772) gab Gleim seine „Lieder für das Volk" heraus, das Beste nach seinen Kriegsliedern, in welchen er sich zu dem Stande des Bürgers und Bauern, des Gärtners und Hirten „herabließ," wie sich Gervinus (IV, 250) bezeichnend ausdrückt, und hinzusetzt: „Hier ist er Vorbild und Seitenstück zu Claudius, Bürger, Voß, wenn er auch es noch nicht verstand, wie Bürger und Hebel, in des Volkes Anschauungsweise, nicht blos in dessen Verstand und Gefühl sich zu versetzen." Rührend ist es zu sehen, wie der alte preußische Grenadier, dessen „Kriegslieder" Lessing (1758) mit einer Vorrede ausgestattet hatte, jetzt in gleicher Absicht seine Volkslieder an ihn übersendet. „Ich habe das Herz so voll, so voll von solchen Liedern," schreibt er, „daß, wenn der Beifall meines Lessing dazu kommt, ganze Ströme sich ergießen werden!" Lessings ein wenig verspätete Antwort (vom 22. März 1772, XII, 351. M. 416. H. XX, 1, 491) muß ihm statt der gewünschten Vorrede dienen. Dieses Schreiben, obwohl geringen Umfangs, ist in seiner Art klassisch; der Begriff des Volksliedes, des Volkes überhaupt, ist hier vielleicht zum ersten Mal von der Höhe der Menschheit und der Poesie selbst

---

[1]) Jördens, Lexikon III, 563. — [2]) In einem seiner poetischen Briefe dichtete Michaelis sich selbst eine Art von Grabschrift, indem er, die Kritikaster von den Gräbern deutscher Dichter abweisend, sagt:

> Nur, daß kein Narr und Kritiker mich stört,
> Bepflanzt mir's allenfalls mit Nesseln!

Jördens a. a. O. 565.

in seiner edelsten Bedeutung erfaßt. Herder hat nichts Besseres thun mögen, als Lessings Brief in seinen Betrachtungen über den Volksgesang[1]) wieder aufzunehmen. Er beleuchtet den sehr zweideutigen Begriff des „Sich Herablassens" zum Volke; diese Herablassung habe man sonst lediglich auf den Verstand gezogen (vorzüglich bei Wahrheiten der Religion), „und darüber an keine weitere Herablassung zu dem Stande gedacht, welche in einer täuschenden Versetzung in die mancherlei Umstände des Volkes besteht." Diese ist aber (er meint die eigentlich poetische Thätigkeit des Dichters) von der Beschaffenheit, „daß jene erstere von selbst daraus folgt; da hingegen jene erstere, ohne diese letztere, nichts als ein schales Gewäsch ist, dem alle individuelle Application fehlt. Ihre Vorgänger, mein Freund, haben das Volk bloß und allein für den schwachdenkendsten Theil des Geschlechts genommen; und daher für das vornehme und für das gemeine Volk gesungen. Sie nur haben das Volk eigentlich verstanden und den mit seinem Körper thätigern Theil im Auge gehabt, dem es nicht sowohl am Verstande, als an der Gelegenheit fehlt, ihn zu zeigen. Unter dieses Volk haben Sie sich gemengt: nicht, um es durch gewinnstlose Betrachtungen von seiner Arbeit abzuziehen, sondern um es zu seiner Arbeit zu ermuntern, und seine Arbeit zur Quelle ihm angemessener Begriffe, und zugleich zur Quelle seines Vergnügens zu machen. Besonders athmen in Ansehung des letztern die meisten von diesen Ihren Liedern das, was den alten Weisen ein so wünschenswerthes, ehrenvolles Ding war, und was täglich mehr und mehr aus der Welt sich zu verlieren scheint: ich meine, jene fröhliche Armuth, laeta paupertas, die dem Epikur und dem Seneca so sehr gefiel, und bei der es wenig darauf ankömmt, ob sie erzwungen oder freiwillig ist, wenn sie nur fröhlich ist."

Durch Percy's Reliques of ancient English poetry (1765) war um diese Zeit die Liebe zu dem geschichtlichen Volksliede in Deutschland entzündet worden. Herder sprach in einer mit Goethe in Straßburg verfaßten kleinen Schrift: „Von deutscher Art und Kunst" mit Begeisterung von dem Volksliede. Bürger ging noch weiter, und sprach von dem Volksliede als der allein wahren eigentlichen Poesie. Dies alles gab dem nüchternen Nicolai (1777) den Anlaß zu seinem satyrischen „Eyn feyner kleyner Allmanach," wodurch er, ganz gegen seine Absicht, der Vorliebe zu dem Volkslied selbst nur Vorschub gethan. Auch er wandte sich in seinen Absichten an Lessing um „Vorrath zu einem zweiten Theile, welchen er mit einem Volkslied für gelehrtes Volk schließen wollte." Lessing nahm die Sache ernsthaft. Als Bibliothekar zwar läßt er Nicolai den Spaß hingehen, der „auf Vermengung des Pöbels und Volkes eigentlich doch nur hinauskomme," wie er ihm ziemlich trocken schreibt (XII, 490 ff. M. 589 ff. H. XX, 1, 719) und bringt sich um manche schöne Stunde, um ihm alte Lieder für seinen Zweck herauszusuchen. Als Literator aber tadelt er es, daß Nicolai nicht bei jedem Liede die Quelle angegeben, woher es genommen, ob aus einer Handschrift oder aus einem gedruckten Buche, oder aus mündlicher Ueberlieferung (XII, 486. M. 584. H. XX, 1, 710). Zu der ernsthaften Absicht, die diese Schnurre haben sollte, hätte dieses nothwendig geschehen müssen.

[1]) Zur Litt. und Kunst XVIII, 24.

Nicolai sollte ihm ein Verzeichniß entwerfen, woher jedes Lied im Almanach genommen. Dabei verschmäht Lessing es nicht, auf das „Schlemperlied" bei Nicolai:

Schautest du denn nie
Jungfer Lieschens Knie? . . .

und dessen Uebersetzung ins Griechische, Lateinische und Englische einzugehen, indem er bemerkt, „die englische Strophe, bitte ich nicht zu vergessen, habe ich auch *selbst* gemacht — damit Sie nicht glauben, daß Sie und Schlosser die einzigen Deutschen sind, die englische Verse gemacht haben!" [1])

Das Jahr darauf (1778) gab Herder den ersten Theil seiner „Volkslieder" heraus, zu dem er sich in einem Briefe an Lessing aus Bückeburg, den 14. August 1773, (H. XX, 2, 710), Beiträge aus der Wolfenbüttler Bibliothek erbeten hatte. Da er unterdessen von dem Buchhändler Weygand in Leipzig die, übrigens ungenaue Nachricht erhalten hatte, daß Lessing selbst Volkslieder herausgeben wolle, so schrieb er, ehe er den zweiten Theil lieferte, in derselben Angelegenheit an ihn aus Weimar (den 25. December 1778), um, wo nicht Beiträge, so doch die Idee seines Unternehmens von ihm zu erfahren. „Sobald ich weiß," schrieb er, „daß Sie sich mit dieser Kleinigkeit nur einige Minuten abgeben wollen, bin ich bereit, ein Verzeichniß von dem zu machen, was mir der Zufall in die Hand geführet. — — Uebrigens hielt' ich's für unverzeihlich, Sie von einem Werk abzuhalten, damit Sie, den niemand ersetzt, sich nur beschäftigen *wollen*."

Darauf antwortete ihm Lessing den 10. Jan. 1779 (XII, 521. M. 627. H. XX, 1, 775): „Nicht *deutsche Volkslieder*, sondern *deutsche Volksgedichte* habe ich herausgeben wollen . . . . Dem poetischen Genie unserer Vorfahren Ehre zu machen, müßte man auch wohl mehr das erzählende und dogmatische als das lyrische Fach wählen." . . . Mit einem Wort, was Lessing damals sammelte, waren theils Priameln, theils Bilderreime, von denen Eschenburg und Fülleborn aus Lessings Nachlaß einiges unter der Ueberschrift „Altdeutscher Witz und Verstand" mitgetheilt haben. [2]) Auf Lessings Verhältniß zur altdeutschen Poesie kommen wir nicht wieder zurück. Lessing hatte Recht, anzunehmen, daß sich von diesen Volksgedichten für Herders Plane nichts schicken werde. Uebrigens gab dieser den zweiten Theil aus den Händen, ohne erst Lessings zögernde Antwort abzuwarten.

Zwei Jahre nach der Herausgabe der „Lieder für das Volk" ließ Gleim sein „Halladat oder Das rothe Buch" erscheinen (1774), und auch dieses schickte er Lessingen im Manuscripte durch einen Boten zu, mit dem Befehl, drei ganzer Tage auf Antwort zu warten. Außer Lessing sollte Niemand am Orte davon Kenntniß erhalten. Lessing saß wirklich die halbe Nacht auf, um das Manuscript zu lesen, und um den Boten auch nicht einen Tag warten zu lassen. Das wunderliche Buch, aus Reminiscenzen des Koran entsprungen, machte auf Lessing den Eindruck einer aus höhern Quellen abgeleiteten Weisheit, ohne daß er sich über dieselbe Rechenschaft geben konnte. „Ich bekenne

[1]) Ohne Zweifel Johann Georg Schlosser, Goethes Landsmann und Schwager, welcher poetische und prosaische Aufsätze in allen Sprachen bei sich führte (Goethes W. XXV, 85. H. XXI, 50 f.) — [2]) XI, 666. M. 2, 310 f. H. XII, 769 f.

meine Unwissenheit;" schrieb er, „aber so viel ich auch Ihrem Kopfe zutraue, so glaube ich doch wirklich Spuren zu finden, daß irgendwo, irgend einmal auch noch sonst, so ein Kopf gewesen ist. Sagen Sie mir immer das Geheimniß ganz, wenn ich es wissen darf." [1]) Gleim, ein wenig betroffen, läugnete zwar in seiner Antwort (XIII, 498. H. XX, 2, 736), daß das Geringste in Ausdruck, Dichtung, ja auch nur ein Name seines Gedichts, von einem Andern herrühre; allein was er über die Geschichte desselben gleich mittheilt (wie er seit seiner Kindheit den Gedanken hatte, ein Buch, wie die Bibel, zu schreiben; wie dieser Gedanke bei ihm zurückkehrte, als er Michaelis in Göttingen und Boysen in Quedlinburg vom „göttlichen Mahomet" sprechen hörte, wie seinen Lessing vom göttlichen Homer), mit einem Wort der morgenländische Geist des rothen Buches berechtigte wohl Lessing hinlänglich, jene Vermuthung auszusprechen. Von einem bestimmten Werke konnte die Rede nicht sein, wohl aber von manchen Zügen, welche aus einer so eigenen Philosophie zu fließen geschienen, daß Lessing mehr als bloß „angenommenen Ton" darunter vermuthete. Die Richtung gegen die orientalische Weisheit und Philosophie lag aber in der Zeit. Auch Lessing spricht in dem Aufsatze über Neusern, und schon weit früher, in der Rettung des Cardanus, mit Achtung vom Koran, und wie tief er für die Ausbildung seiner philosophischen Ideen im Orient geschöpft hat, wird sich in der Folge zeigen. Der Beifall der Freunde, vor allem Heinses, der das Buch entstehen sah, Herders, Zimmermanns, Wielands, bei allem innern Kontraste dieser Charaktere, fehlte dem Dichter des Halladat nicht. [2]) Wieland nannte es ein Buch für bessere Zeiten. Graf Wilhelm von der Lippe fand gar Samen und Frucht aller Wissenschaften im Halladat, durch ein Gedicht darin: „die Landschaft," fand er sich zu einem neuen Schwung für den Geist der Landescultur gestimmt, und meinte: vielleicht werde noch mancher öde Distrikt im Schaumburg-Lippeschen dem Verfasser des rothen Buches mehr Fruchtbarkeit zu danken haben!" Für ein Gedicht dieser Natur welche Wirkung!

Wenden wir uns zu den frischen Lebensquellen heimathlicher Dichtung! Götz von Berlichingen erschien zu einer Zeit, da Lessing, des Theaters überdrüssig, sich alle Mühe gab, seine Emilia Galotti zu vergessen. Goethes geniales Schauspiel, womit er mit dem Dichter der Emilia kühn in die Schranken trat, war fast ein Jahr in Aller Händen und hatte einen Sturm in den Geistern hervorgerufen, — als Lessing dasselbe den 1. Februar 1774 in die Hand nahm, ohne es auch nur auf einmal durchzulesen. [3]) Als bald darauf das Stück in Berlin (den 21. April 1774) unter großem Beifall aufgeführt wurde (das Kostüme dazu war nach den Zeichnungen des vortrefflichen Kupferstechers Meil angefertigt) und Ramler, wie man glaubte, eine Abhandlung über das Drama, als Anhang zu der neuen Ausgabe seines Batteux, unter der Feder hatte, schrieb Lessing an seinen Bruder (XII, 416.

---

[1]) XII, 412. M. 488. H. XX, 1, 575. — [2]) Gleims Leben von W. Körte, S. 183 ff. — [3]) (Den 2. Februar 1774.) „Ich habe Deine Stücke eigentlich noch nicht gelesen," schreibt er entschuldigend an seinen Bruder. „Wenn Dich dieses zu sehr befremdet, so muß ich Dir sagen, daß ich den Götz von Berlichingen auch nur erst seit gestern gelesen habe, und noch nicht einmal ganz." XII, 410. M. 486. H. XX, 1, 573.

M. 492. H. XX, 1, 580): „Daß Götz von Berlichingen großen Beifall in Berlin gefunden, ist, fürchte ich, weder zur Ehre des Verfassers, noch zur Ehre Berlins. Meil hat ohne Zweifel den größten Theil daran. Denn eine Stadt, die kahlen Tönen nachläuft, kann auch hübschen Kleidern nachlaufen. Wenn Ramler indeß von dem Stücke selbst französisch urtheilt, so geschieht ihm schon recht, daß der König auch seine Oden mit den Augen eines Franzosen betrachtet. Hast Du Göthens Farce wider Wielanden gelesen?" setzt er hinzu. Trotzdem konnte Lessing, auch von seinem Standpunkte aus, wie er in der Hamburgischen Dramaturgie ausgesprochen ist, der originellen Tragödie seinen ganzen Beifall nicht ertheilen. Chr. H. Schmids dramaturgische Abhandlung über den Götz[1]) nannte er „Wischiwaschi," und einige Zeit darauf in dem Briefe an seinen Bruder, vom 11. November 1774, wo er allerdings gesteht, daß das ganze Theaterwesen längst aufgehört habe, ihn zu interessiren und nicht selten ihm zum äußersten Ekel gereiche, setzt er die Worte hinzu: „Recht gut; sonst liefe ich wirklich Gefahr, über das theatralische Unwesen (denn wahrlich fängt es nun an in dieses auszuarten) ärgerlich zu werden, und mit Göthen, trotz seinem Genie, worauf er so pocht, anzubinden." (XII, 421. M. 498. H. XX, 1, 589).

„Es ist doch ein Verlust, „schrieb nach vielen Jahren in seiner treuherzigen Art Zelter an Goethe (den 15. Juli 1828), „daß Lessing, wie er wirklich Lust hatte und würdig genug angeregt sein mußte, nicht mit Dir über den Götz von Berlichingen angebunden hat. Er war der Mann, dem zum Trotz und vor Freude Du aus purer Schäckerei noch manches Stück von Dir gegeben hättest, wenn nicht obenein dadurch sein gar zu fester Glaube an Aristoteles hin und wieder einen Choc und eine Bresche bekommen hätte; denn Lessing war ein redliches Herz. Er hat mehr gethan als Aristoteles; er hat es selber versucht und eben gezeigt, was sich nicht machen läßt. (?) Goethes Farce gegen Wieland hat ihm ohne Zweifel den größten Spaß gemacht. Seiner Gesinnung über Wieland zufolge, muß er Dich beneidet haben um diese Farce, die er am liebsten selber gemacht hätte. So auch mit dem Götz von Berlichingen, den er Dir nicht gönnt und seinen Verdruß nicht bergen kann; denn bedenke es einmal selber, ist es nicht impertinent, daß ein Gelbschnabel aus Frankfurt, wie ein zweiter Prometheus, solche Wesen bildet aus solchem Thone? mir nichts Dir nichts, und an allen Göttern vorübergeht, ohne den Hut zu lüpfen?"

Bald kam es herum, wie Lessing zu der neuen Schule sich stellte. „Er soll (schreibt Boie an Merck den 10. April 1774) mit Goethes und Lenzens theatralischen Freibeutereien, und am meisten mit den „„Anmerkungen übers Theater,"" worin man so wenig Respekt für seinen Aristoteles bezeugt, sehr unzufrieden sein, und die Leipziger[2]) (Weiße und die Herausgeber der Bi-

[1]) Ueber Götz von Berlichingen. Eine dramaturgische Abhandlung. Leipzig 1774. — [2]) Wie die Leipziger den Götz von Berlichingen begrüßt haben, ist bekannt. In einem Briefe Weißes an Garve vom 25. September 1773, wo er sich über dieses Stück das Herz ablegt, macht er, gegen Lessing seit der Hamburgischen Dramaturgie pikirt, die Bemerkung: „Mich soll wundern, ob Lessing, der nicht gern einen deutschen Schriftsteller ungestraft auf einmal so groß werden läßt, dazu still schweigen wird?" — Da-

bliothek der schönen Wissenschaften) sollen sehr jauchzen, einen solchen Alliirten gefunden zu haben." Mit jenen Anmerkungen ist keine Schrift von Lenz gemeint,[1]) den Lessing übrigens weit über Klinger stellt. „Lenz ist immer noch ein ganz andrer Kopf, als Klinger, dessen letztes Stück („Simsone Grisaldo" kann nur gemeint sein)[2]) ich unmöglich habe auslesen können," schrieb Lessing an seinen Bruder am 8. Januar 1777. (XII, 481. M. 575. H. XX, 1, 691).

Was Brandes über sein Zusammentreffen mit Lessing in Dresden 1775 erzählt, stimmt mit dem eben Berichteten überein, wenn es hier heißt[3]): „Herzlich bedauerte er den allmähligen Verfall der ächten Komödie; unzufrieden war er mit den seit einiger Zeit zur Mode gewordenen historischen Schauspielen, deren Regellosigkeit und dem ihnen beigemischten Klingklang von Aufzügen, Turnieren, vielfältigen Verwandlungen des Theaters u. dgl. m.; und mit Unwillen äußerte er sich über die, in manchen Schauspielen dieser Gattung so auffallend vorsetzliche Vernachlässigung in Sprache und Sitten.[4]) Mir wünschte er Glück, daß ich meiner eignen Manier treu geblieben wäre, und mich nicht, gleich einigen andern Dichtern, durch das Beispiel der jetzt den Ton angebenden Genies hätte hinreißen lassen, deren Vorzügen und Talenten in andern Fächern er übrigens alle Gerechtigkeit widerfahren ließ."

Nichts legt von Lessings wahrer Gesinnung von Goethes Talent ein besseres Zeugniß ab, als daß er ihn einen Augenblick für den Verfasser von „Julius von Tarent" halten konnte, einem Stücke, das er gleich bei seinem Erscheinen (1776) so sehr auszeichnete. Er war (erzählt Karl Lessing) die Ostermesse 1776 mit Eschenburg zu Braunschweig im Buchladen, um sich das Neueste und Merkwürdigste auszusuchen. Dieses Trauerspiel war mit darunter. Lessing las es und fand es vortrefflich. Er glaubte, es sei von Goethe. Eschenburg äußerte dagegen einige Zweifel. „Desto besser!" sagte Lessing; „so giebt es außer Goethen noch ein Genie, das so etwas machen kann!" Eschenburg brachte Leisewitz zu Lessing (fährt sein Bruder, aber in den einzelnen Umständen nicht eben ganz richtig, fort);[5]) bald wurden sie Freunde. Als daher jener im Juni 1776 eine Reise nach Berlin machte, gab ihm Lessing an seinen Bruder und seine Freunde in Berlin, Moses, Nicolai, Ramler, Engel, warme Empfehlungen mit. „Ein solcher junger

---

gegen zwei Jahre später, da Lessing auf der Durchreise durch Leipzig ihn besucht und sich mit ihm ausgesöhnt hatte, schreibt Weiße an Garve vom 4. März 1775: „Mit Goethes und seines Mitbruders Lenzens neuen Schauspielen war er äußerst unzufrieden. Ein bischen Witz und Laune, sagt er, gälte ihm eben so viel als ein wenig Temperamentstugend, und der müsse ganz auf den Kopf gestellt sein, der, wenn er sich keinen Regeln unterwerfen wolle, nicht eine Situation oder launigte Scene machen könne; ein schöner durchdachter Plan und die geschickte Herbeiführung der Situation mit der gehörigen Entwickelung gut ausgebildeter Charaktere erfordere mehr Genie. . . ."

[1]) Vom Jahre 1774. S. J. M. R. Lenz gesammelte Schriften von L. Tieck, II, 199 f. — [2]) Gervinus IV, 585, welcher, von Lessing abweichend, Klinger im Ganzen weit über Lenzen stellt. — [3]) Brandes, Meine Lebensgeschichte II, 214 f. — [4]) Brandes macht hier die Bemerkung: „Dies bezog sich keinesweges auf das eigentlich Charakteristische in denselben, sondern auf die öftere Einmischung mancher unanständigen und sittenbeleidigenden Ausdrücke und Redensarten." — [5]) Das Verhältniß von Lessing und Leisewitz kommt weiterhin zur Sprache.

Mann, und ein solches erstes Stück (schrieb er seinem Bruder) sind gewiß aller Aufmerksamkeit werth.“ Aehnlicher Auszeichnung wie Goethen und nach ihm Leisewitz hielt Lessing keinen dramatischen Dichter seiner Zeit weiter für werth (Schiller trat erst in Lessings Todesjahre auf!). Die wenigste Theilnahme aber konnte die stürmische Fruchtbarkeit der österreichischen Schauspieldichter in Wien, der Sonnenfels, Gebler, Ayrenhoff (der Lessingen sein Trauerspiel Antiope zueignete, [1]) von denen besonders Herr von Gebler mit seinen Huldigungen und fleißigen Zusendungen ihn in Verlegenheit setzte, [2]) ihm abgewinnen. Zuletzt wollte er von den Schauspielen jener Zeit gar nichts hören: er lehnte jedes Gespräch über das Theater ab; konnte er es nicht, so schlief er wohl darüber ein, und sagte, wenn man ihn endlich erweckte, jenes bekannt gewordene lakonisch traurige Wort: Sie genieren mich! —“ War aber vollends von Genie die Rede — dann schlief er nicht, bediente sich auch keines kalten Witzworts, sondern donnerte dazwischen. [3]) Der Widerwille gegen die „Genies,“ den er schon in Hamburg ausgesprochen, trat immer schärfer bei aller Gelegenheit heraus.

Als Wieland ihn im Februar 1775 zu Beiträgen für den von ihm in Verbindung mit F. H. Jacobi gegründeten deutschen „Merkur“ aufforderte, antwortete Lessing ablehnend: „Was für Beiträge erwarten Sie von mir? Arbeiten des Genies? Alles Genie haben izt gewisse Leute in Beschlag genommen, mit welchen ich mich nicht gern auf einem Wege möchte finden lassen. Litterarische Beiträge? Wer wird die lesen wollen? —“ [4]) Zwischen den Zeilen liegt deutlich genug, daß der deutsche Merkur, bei dessen Gründung allerdings auch auf Lessings Mitwirkung gerechnet worden, seinen Beifall nicht hatte.

Ein Jahr nach dem Götz erschien Werthers Leiden (im Herbst 1774), und die Theilnahme, die Begeisterung für dieses wunderbare Erzeugniß deutscher Sprache und Poesie war unermeßlich. Götz von Berlichingen hatte durch seine Form eine Spaltung hervorgerufen; Werther dagegen kam einem ganz allge-

---

[1]) Im Jahre 1772. Es steht im 2. Bd. der sämmtlichen Trauerspiele v. Ayrenhoff (Wien 1817), mit der Zueignung an Lessing, wo er bekennt, daß eine Stelle in der Hamburgischen Dramaturgie ihm die Veranlassung gegeben. Das Stück ist in Alexandrinern, wie denn Ayrenhoff mehr als Andere für die Regeln des klassischen Theaters der Franzosen kämpfte (S. Gervinus IV, 390). Die Zueignung an Lessing nimmt sich daher seltsam aus. — [2]) „Der Herr v. Gebler hat auch wieder an mich geschrieben (an Frau König, den 17: September 1773. XII, 401. M. 476. H. XX, 1, 559) und ich bin ihm nun wohl auf drei Briefe eine Antwort schuldig. Was rathen Sie mir: ob ich auch ihm lieber gar nicht antworte? denn ich sehe doch, daß dem Manne um nichts zu thun ist, als um Beifall und Schmeichelei, deren ich schon zu viel an ihn verschwendet habe. Ich hofte, daß seine Stücke besser werden sollten, aber sie werden immer schlechter und kälter. Wenn nichts als solcher Bettel in Wien gespielt wird, so haben Sie sehr recht, das Theater nicht zu besuchen.“ Lieset man dieses, so weiß man nicht, wie Eschenburg den 17. November 1772 an Nicolai über Gebler schreiben konnte: „Freilich hat Lessing seine neuen Stücke auf der Seele. Er gesteht es s lbst, daß er ihm geschrieben hat, man könne mit den Arbeiten für's Theater eher zu früh anfangen, als zu spät aufhören.“ Aus Nicolais ungedrucktem Briefwechsel, in Danzels Papieren. — [3]) Franz Horn in den „Erinnerungen an Lessing und ihn betreffende Sagen.“ Gesellschafter. 1827. 1. Juni und flg. — [4]) XII, 426. M. 507. H. XX, 1, 603.

meinen Gefühle, nicht bloß in Deutschland, sondern in Europa, entgegen. Der Roman wirkte wie eine Tragödie; wie bei Emilia Galotti (von welcher Goethe am Schlusse einen bedeutsamen Gebrauch macht) stritt man über die Katastrophe. Lessing, bei allem Vergnügen, welches der Roman ihm machte, tadelte den Schluß und verlangte eine „kleine kalte Schlußrede (wie er an Eschenburg, der ihm das Buch zugeschickt hatte, XII, 420. M. 497. H. XX, 1, 587 schreibt), ein Paar Winke hinterher, wie Werther zu einem so abentheuerlichen Charakter gekommen; wie ein andrer Jüngling, dem die Natur eine ähnliche Anlage gegeben, sich dafür zu bewahren habe. Denn ein solcher dürfte die poetische Schönheit leicht für die moralische nehmen, und glauben, daß der gut gewesen sein müsse, der unsre Theilnehmung so stark beschäftiget. Und das war er doch wahrlich nicht; ja, wenn unsers Jerusalems Geist völlig in dieser Lage gewesen wäre, so müßte ich ihn fast — verachten. Glauben Sie wohl, daß je ein römischer oder griechischer Jüngling sich so, und darum, das Leben genommen? Gewiß nicht. Die wußten sich vor der Schwärmerei der Liebe ganz anders zu sichern; und zu Sokrates Zeiten würde man eine solche *ἐξ ἔρωτος κατοχή*, welche *τι τολμᾶν παρὰ φύσιν* antreibt, nur kaum einem Mädelchen verziehen haben. Solche kleingroße, verächtlich schätzbare Originale hervor zu bringen, war nur der christlichen Erziehung vorbehalten, die ein körperliches Bedürfniß so schön in eine geistige Vollkommenheit zu verwandeln weiß. Also, lieber Göthe, noch ein Kapitelchen zum Schlusse; und je cynischer, je besser!"

Diesen Vorschlag, dem Werther nachzuhelfen, müsse man, sagt Gervinus, freilich unter seine Paradoxen rechnen; sein Widerwille davor ist aber so himmelweit verschieden von der Angst der Moralisten, und greift so tief in die Gründe unsrer falschen Liebhaberei an der Liebessentimentalität hinab, daß nichts darüber geht. „Wir hören hier, daß eine ganz antike Natur aus ihm spricht. Wir könnten eben so wohl sagen," heißt es weiter, „es ist die Stimme eines ächten Deutschen aus jenen Zeiten Luthers, da der antike Geist über der ganzen Nation schwebte, der kein anderer als der Geist der reinen Menschlichkeit ist. Ganz so frei, wie Lessing von unserer Empfindsamkeit in obigen Aeußerungen erscheint, war es das Alterthum." So Gervinus, und wir müssen dem Kern seiner Gedanken beipflichten. Wir selbst haben die antike Natur unsres Lessings und ihre Aeußerungen auf dem Felde der bildenden Künste nach allen Seiten zu erkennen und anzuerkennen gestrebt. Daher mochte er auch in das Empfindeln mit der periodisch wiederkehrenden Verjüngung der Natur nicht einstimmen — wie eine bekannte, von Horn erzählte Anekdote anschaulich macht. [1]) Ueberhaupt, wer wollte dem Alterthum unsre Liebessentimentalität beilegen? Doch ist es nicht zu viel gesagt, daß der antike Geist der Geist der „reinen Menschlichkeit" sei? — oder das

[1]) Franz Horn, die Poesie und Beredtsamkeit der Deutschen III, 107. „Als einst ein sehr verehrter Mann mit dem Dichter der Minna von Barnhelm durch eine schöne Gegend Deutschlands fuhr, und seine herzliche Freude über die frisch blühende Natur in wenigen einfachen Worten kund that, erwiederte Lessing, er beneide ihn um dieser Freude willen, könne sie aber nicht theilen. Ja, setzte er hinzu, wenn der Frühling einmal roth blühete, dann wäre es doch etwas Neues, und ich wollte mich wohl freuen!" — Vgl. Goethe, H. XXII, 373.

Christenthum war zur höheren Entwickelung reiner Menschheit überflüssig, wo nicht schädlich. Aber wir dürfen nur auf jenen geschichtlichen und innern Gegensatz des antiken und modernen Princips in Kunst und Leben, wie er sich uns in den Betrachtungen über den Laokoon dargestellt, zurückweisen. Werther hat nun einmal in der Seele der romantischen oder modernen Poesie seine Berechtigung; Lessing selbst hat die Liebe als ein Lebensprincip der neuen Poesie bei Shakespeare und dessen Romeo und Julie anerkannt, und wenn nun der Dichter mit vollendeter Kunst den Untergang Werthers gleich von Beginn anlegte, wie konnte er gerettet werden? und wenn er durch eigne Schuld und die Natur der Verhältnisse zu Grunde ging, was brauchte es bei dieser Tragödie einer kalten Schlußrede? — Doch man sieht, wie Lessing in diese Betrachtungen über solche „kleingroße, verächtlich schätzbare Originale" hinein kam: es war der Hinblick auf den jungen Jerusalem, mit welchem er ein Jahr lang zu Wolfenbüttel gelebt, und von dem er ein ganz anderes, edleres und männlicheres Bild in der Seele bewahrte. Die Sage verwischte damals das echte Bild des jungen Jerusalem bis zur Unkenntlichkeit, indem sie Werthers Bild und Schicksal Zug für Zug auf ihn übertrug. Wir sind erst später in die Entstehungsgeschichte von „Werthers Leiden" eingeweiht worden; wir wissen, daß es des Dichters eigenes Verhältniß, eigenes Herz war, das er in die Schilderung jenes Liebeskampfes hineinlegte, größtentheils nach seinen eigenen Briefen und Worten. Von Jerusalem entlehnte er fast nichts, als das widrige Verhältniß zu seinem Vorgesetzten (dem herzoglichen Subdelegatus zu Visitation des Kaiserl. und Reichskammergerichts zu Wetzlar, Herrn von Höfler).[1]) So soll auch der Vorgang bei dem Grafen von C., welcher Werthers Abschied aus dem Dienste herbei führte, von einem wirklichen Vorfall mit Jerusalem geborgt sein. Er fiel als ein Opfer gekränkter Ehrliebe. Mit seltener Kunst hat der Dichter zwei scheinbar so entgegengesetzte Motive, als Ehre und Liebe, zu einem gemeinsamen Ausgang verschmolzen, nur daß der Uebergang von dem einen zu dem andern in den ersten Ausgaben viel zu schroff ausgedrückt war, und daher später von dem Dichter gestrichen wurde.[2]) Zur Beurtheilung Lessings ist dieser Umstand nicht gleichgiltig. In Weißes Schreiben an Garve (Leipzig den 4. März 1775), wo er von seinen Unterredungen mit Lessing bei dessen Durchreise durch Leipzig Bericht abstattet, heißt es: „Höchst aufgebracht war er gegen die Leiden des jungen Werthers und behauptete, der Charakter des jungen Jerusalems wäre ganz verfehlet: er sei niemals der empfindsame Narr, sondern ein wahrer, nachdenkender, kalter Philosoph gewesen. Er selbst besäße einige sehr scharfsinnige Abhandlungen von ihm, über die Unsterblichkeit der Seele, die Bestimmung des Menschen u. s. w., die er (Lessing) nächstens mit einer Vorrede herausgeben wolle: er habe deswegen bereits an den Vater geschrieben und dazu die Erlaubniß erhalten, doch soll noch kein Mensch etwas davon wissen. Kurz ich merke, er wird ihm einmal jähling, wie Klotzen, auf den Nacken springen: doch da es Goethen

---

[1]) Jördens VI, 205. — [2]) Auf jenem störenden Zwischenworte beruhte auch eigentlich der von Napoleon gegen Goethe im J. 1808 zu Erfurt geäußerte Tadel, wie Friedrich von Müller erzählt.

nicht an Hörnern fehlt, so wird er sich wohl wehren." Weißes Voraussetzung war, wie der Erfolg gelehrt, irrig; aber Garve hat auch Recht, wenn er in seiner Antwort an Weiße Goethen gegen Lessing in diesem Falle in Schutz nimmt. „Wenn Jerusalem auch nicht Werther ist; so ist dieser doch eine interessante Person; und als Philosoph kann Jerusalem schwerlich tiefer gedacht haben, wenn er auch gründlicher und kaltblütiger gedacht hat."[1]) Genug, daß Lessing diesmal der Theilnahme des Freundes das unbefangene ästhetische Interesse nachsetzte und daher im Jahre 1776 Jerusalems philosophische Aufsätze mit einer Vorrede und mit Zusätzen herausgab, weniger um ihres vollendeten Werthes willen (er vermißte selbst die völlige Reife an ihnen), als um dem Schatten des Unglücklichen vor der Welt Gerechtigkeit zu verschaffen. In diesem von den Literatoren in dieser Hinsicht zu wenig beachteten Buche haben wir, auch ohne daß es offen ausgesprochen, ohne daß Goethes und Werthers mit einem Worte gedacht wäre, Lessings wahren Protest gegen den Verfasser von Werthers Leiden! Jede Zeile, jedes Wort von Lessing sagt dem Leser: dies kann der Schwächling nicht sein, welchen ihr dort beweint. Er schildert den Verfasser als einen jungen Mann, „in welchem die Neigung zu deutlicher Erkenntniß; das Talent, die Wahrheit in ihre letzte Schlupfwinkel zu verfolgen," alle übrigen beherrschte. „Es war der Geist der kalten Betrachtung. Aber ein warmer Geist, und so viel schätzbarer; der sich nicht abschrecken ließ, wenn ihm die Wahrheit auf seinen Verfolgungen öfters entwischte; nicht an ihrer Mittheilbarkeit verzweifelte, weil sie sich in Abwege vor ihm verlor, wohin er schlechterdings ihr nicht folgen konnte." Wie anders Werther? Der war ganz Empfindung, ganz Anschauung! — Lessing wiederholt: „daß dieser feurige Geist nicht immer sprüete und loderte, sondern unter ruhiger und lauer Asche auch wieder Nahrung an sich zog; daß dieses immer beschäftigte Herz nicht zum Nachtheil seiner höhern Kräfte beschäfftiget war; und daß diesen Kopf eben so wenig Licht ohne Wärme, als Wärme ohne Licht befriedigten. Wenn ich auch also mit Bekanntmachung dieser Ueberbleibsel seines hellen Verstandes, weiter nichts suchte, als in dem Andenken derer, die ihn liebten, sein Bild völlig zu runden: wer wollte mich tadeln?" ...[2]) (X, 1. 3. M. 3 f. H. XVIII, 238 f.). Noch eine Bemerkung stehe hier: Lessing empfand nicht so antik, daß er die Lieder Ossians, deren Unechtheit, als echter Kinder der Sentimentalität des 18. Jahrhunderts keinem Zweifel mehr unterliegen dürfte, und deren glücklicher Gebrauch den Briefen Werthers den Stempel aufdrückt, so gar verachtet hätte; er schätzte sie vielmehr, er spricht gering von dem Franzosen, welcher eine französische Uebersetzung des Ossian für „unerträglich" erklärte.[3])

---

[1]) Briefe von Christian Garve an Weiße. Breslau 1803 I, 116, wo Garve Werthers Leiden von seinem Standpunkte ausführlich beurtheilt. — [2]) Lessing drückte sich nicht deutlicher aus, aber er war gewiß, daß man ihn verstehen werde. Als er an Heyne und Kästner in Göttingen Exemplare schickte, schrieb er dem ersten (XII, 442. M. 525. H. XX, 1, 634): „Ich will es darauf ankommen lassen, ob der Hofrath Kästner erräth, warum ich die Aufsätze des jungen Jerusalem doch herausgegeben hätte, wenn sie es auch noch weniger verdienten." Ueber Lessings Verhältniß zu Jerusalem vgl. L. Hebler, Lessing-Studien, Bern 1862, S. 144 ff. — [3]) XI, 278. M. 1, 380. H. XIX, 342. Kollektaneen zur Lit., Artikel Fingal. „Ein recht ertzfranzösisches

Ein Schriftsteller, welcher in diesen Jahren schon jung eine eigenthümliche Stellung in der deutschen Literatur gewinnt, und der schon durch sein damaliges so enges Verhältniß zu Goethe diesen Uebergang rechtfertigen mag, ist Joh. Kaspar Lavater. Ich brauche ihn nur zu nennen, um anzudeuten, daß zwischen zwei so entgegengesetzten Naturen, wie Lavater und Lessing, eine nähere Berührung nie statt finden konnte. Vielmehr fand Lessing vielleicht von keinem sich so abgestoßen, durch keinen, bei der ersten Gelegenheit, in seinen heiligsten Grundsätzen sich so verletzt, als eben durch Lavater; und darum muß seiner hier gedacht werden. Nicht ihn selbst betraf es, sondern seinen ältesten und ehrwürdigsten Freund, Moses Mendelssohn, welcher seit dem Erscheinen seines „Phädon" (1767) als Denker und Schriftsteller seinen Ruhm über Deutschland, ja über die Grenzen Deutschlands ausgebreitet sah. Lavater,[1]) ein junger Diakonus in Zürich, hatte schon einige Jahre früher auf einer längern Reise in Deutschland, die er in Gesellschaft zweier Landsleute und Freunde, Felix Heß und Heinrich Füßli, unternommen, in Berlin die Bekanntschaft Mendelssohns gemacht; dieser empfing die Reisenden freundlich und sprach in der Unterredung mit Hochachtung, wenn auch unter gewissen Einschränkungen, von dem Stifter der christlichen Religion. Lavaters leicht entzündliche Einbildungskraft wurde dadurch zu Hoffnungen gesteigert, die nur auf einen Anlaß zu warten schienen, um auszubrechen. Dieser bot sich ihm endlich dar. Er gab im Herbste 1769 eine Uebersetzung von Bonnets Beweisen von der Wahrheit der christlichen Offenbarung heraus und widmete seine Uebersetzung Mendelssohn, mit der deutlich ausgesprochenen Herausforderung, diese Beweise zu widerlegen, oder zu handeln, „wie Sokrates gehandelt haben würde, wenn er sich von der Wahrheit der Beweise für das Christenthum überzeugt hätte." Dies geschah aber (wie Nicolai versichert) mit der bestimmten Erwartung, Moses würde n i c h t widerlegen, sondern gleich ein Christ werden. Er zweifelte vermuthlich nicht (meint Nicolai), daß alle Juden dem Beispiele Mendelssohns nachfolgen, daß das tausendjährige Reich, wofür er glühte, herbeikommen und er das Verdienst haben würde, den Eintritt desselben herbei geführt zu haben. Dieser unüberlegte Schritt erregte allgemeines Aufsehen. Lessing, damals noch in Hamburg, erhielt die erste Kunde davon durch seinen Bruder (aus Berlin den 26. October 1769 XIII, 196. H. XX, 2, 315), der ihm schrieb: „Diese gedruckte Aufforderung ärgert den guten Moses nicht wenig, und wie er mir gesagt, wird er Lavatern aus den Bonnetschen Gründen selbst beweisen,

---

Urtheil von ihm s. Journal encyclopédique, Janv. 1762. — Une traduction française de cet ouvrage seroit certainement insupportable. — Desto schlimmer für die Franzosen," setzt Lessing hinzu. — Le Tourneur, welcher Shakspeare den Franzosen wider ihren Willen übersetzte, gab ihnen 1777 auch den Ossian. Später wurde Ossian sogar in französische Verse gebracht, zuerst durch den in der preußischen Geschichte schlecht berufenen J. W. Lombard, secrétaire privé au Cabinet du Roi. Berlin 1789. (Eschenburg in seiner Anmerkung zu Fingal). Die Oper: die Barden von Lesueure und Jouy, und ein berühmtes Gemälde von Girodet (siehe Bouillet s. v. Ossian) zeugen vollends von dem merkwürdigen Umschwunge der Ideen und des Geschmacks in Frankreich nach Lessing.

[1]) Geboren d. 15. Nov. 1741.

daß er nichts als ein Jude sei, und daß die Schwärmereien eines polnischen Juden, welcher sich vor einigen Jahren für den Messias ausgab, eben so zu rechtfertigen wären; zugleich wird er ihm erklären, daß er sich in Religionsstreitigkeiten nicht einlasse." Nachdem aber die erste Aufregung bei Mendelssohn vorüber war, antwortete er ihm ganz mit der ihm eigenen Milde und Friedensliebe, und mit dem aufrichtigen Wunsche, den bedenklichen Gegenstand hiermit fallen zu lassen.[1]) Beschämt durch diese Wirkung seines Bekehrungsversuches that Lavater durch Zollikofer in Leipzig Schritte, Mendelssohn zu versöhnen. Als darauf in der Jenaischen Zeitung ein Stück aus Lavaters Reisetagebuche gedruckt erschien,[2]) wodurch Mendelssohn von neuem verletzt wurde, griff Lavater zu der Auskunft, die Urheberschaft jenes Tagebuches von sich ganz abzulehnen. Damit schien von seiner Seite die Sache beigelegt. Bonnet aber richtete an Mendelssohn ein Schreiben, worin er Lavaters Schritt entschieden mißbilligte, dabei jedoch einige Empfindlichkeit äußerte, daß Mendelssohn behauptet hatte, seine philosophischen Gedanken wären ganz auf deutschem Boden erwachsen, als hätte er ihn damit eines Plagiats beschuldigt. Mendelssohns Erklärung hierüber hatte ein zweites Schreiben Bonnets zur Folge, welches, wie das frühere, dem Anschein nach nichts als Höflichkeit und Hochachtung athmet.[3]) Die Freunde, besonders Lessing und Nicolai, urtheilten daher ganz anders, und ihre Bemerkungen müssen einen peinlichen Eindruck auf diejenigen machen, welche den „Weisen von Genthod" nur aus den begeisterten Schilderungen seiner Jünger, eines Matthisson oder Johannes von Müller, kennen.[4]) Nicolai will von diesen Briefen Bonnets weiter nichts sagen. Ganz aufrichtig und gerade hätte Bonnet gegen Moses nicht gehandelt; er mochte gedacht haben, gegen „einen Juden" könne man sich schon etwas erlauben. Er hatte vor (wie er J. v. Müller am 16. März 1773 bekennt)[5]) der Nachwelt die Geschichte dieses ganz unwürdigen Vorfalls zu schreiben. Er unterließ es aber, und wir können das Dunkel über diese Angelegenheit nicht ganz erhellen. Mit noch mehr Entrüstung schreibt Lessing über Bonnets Benehmen, dessen Briefe Mendelssohn ihm zugeschickt hatte. (XII, 283. M. 338. H. XX, 1, 401.) „Ich sende Ihnen hierbei Ihre Briefe von Bonnet zurück. Der Mann ist

[1]) Schreiben an den Herrn Diaconus Lavater zu Zürich. Berlin 12. Decemb. 1769. Lavaters Antwort vom 14. Febr. 1770 und Mendelssohns Nacherinnerung, in Mendelssohns gesammelten Schriften. Leipzig 1843. III. — Nach einer handschriftlichen Anmerkung Danzels steht in der Hamburger neuen Zeitung von 1770 No. 11. vom 19. Jan. eine Erklärung Mendelssohns in derselben Angelegenheit, welche in die neue Ausgabe seiner Schriften nicht mit übergegangen ist. — [2]) XIII, 261. H. XX, 2, 418. „Es ist in Zürich Sitte, daß die Kandidaten der Theologie, welche auf Reisen gewesen sind, dem dortigen Konsistorium in lateinischer Sprache einen Bericht erstatten müssen, von dem, was sie Merkwürdiges gesehen haben. Lavater hatte auch einen solchen Bericht eingegeben, und ein vorschneller Mensch (man sagte, es sei Dr. Zimmermann gewesen) hat ihm den üblen Dienst gethan, die Stelle, Moses Mendelssohn betreffend, die ihm, Gott weiß wie, in die Hände gekommen war, in die damals in Jena herauskommende gelehrte Zeitung (1770 Stück 72) einzurücken." (Nicolai). — [3]) M. Mendelssohns Schriften, III, 108—126. — [4]) J. v. Müller schreibt an Bonstetten 1776: „Herr Bonnet ist wahrhaftig ein Halbgott." — [5]) J. v. Müllers Briefwechsel, von Maurer-Constant IV, 59.

mir so ekel geworden, daß ich auch nicht einmal die Wahrheit von ihm lernen möchte. Ich habe mich nicht enthalten können, dem Abt Jerusalem den Umstand von der Antedatirung der Vorrede zu der neuesten Ausgabe seines Buches zu erzählen.[1]) Der Abt sagte zu verschiedenen malen: das ist nicht artig. Und ich antwortete dem Abt jedesmahl: es ist mehr als nicht artig, es ist niederträchtig. Sie sind wahrlich verbunden, wenn Sie nicht gegen das andere Extremum des kleinen Schleichers ausschweifen wollen, den Umstand bekannt zu machen." In Betreff Lavaters schreibt Lessing: „Aber was ist das für ein neuer Angriff, der in den Jenaischen Zeitungen von Lavatern auf Sie geschehen? . . . Haben Sie doch ja die Güte, mir das Blatt mit der ersten Post zu senden. Noch mehr aber bitte ich Sie, wenn Sie darauf antworten, es mit aller möglichen Freiheit, mit allem nur ersinnlichen Nachdrucke zu thun. Sie allein dürfen und können in dieser Sache so sprechen und schreiben, und sind daher unendlich glücklicher, als andre ehrliche Leute, die den Umsturz des abscheulichsten Gebäudes von Unsinn nicht anders, als unter dem Vorwande, es neu zu unterbauen, befördern können."

Mendelssohn gab diesen Aufforderungen kein Gehör und schwieg. Lessing aber hielt sich nicht für berufen, für seinen Freund in die Schranken zu treten. Das rechte Mittel, Mendelssohn und andere seines Gleichen vor ähnlichen Zumuthungen in Zukunft zu schützen, traf wohl Lichtenberg in seinem Timorus.[2])

Einige Zeit nach diesem Vorfall lenkte Lavater durch seine „Physiognomischen Fragmente"[3]) die allgemeine Aufmerksamkeit von neuem auf sich. Was Lessing betrifft, so hatte er dem Studium der Physiognomik frühzeitig, und lange vor Lavater, seine Aufmerksamkeit zugewandt;[4]) seine Uebersetzung des Huarte (1752) scheint ihn, nach Eschenburgs Bemerkung, auf dies Studium und verwandte Untersuchungen geleitet zu haben.[5]) Oeffentlich hat er sich darüber nicht ausgesprochen;[6]) aber bei seinem schon erwähnten Besuche bei

---

[1]) Dieser Punkt bedarf einer weitern Aufklärung, als ich zu geben fähig bin. Im Allgemeinen wird Bonnet durch ein solches Verfahren haben zeigen wollen, daß er Mendelssohn und diese ganze Angelegenheit öffentlich ignoriren wolle. Wenigstens hat Bonnet kein Wort darüber fallen lassen. Lessing sah darin eine Unredlichkeit. — [2]) Timorus, das ist Vertheidigung zweyer Israeliten, die durch die Kräftigkeit der Lavaterischen Beweisgründe und der Göttingischen Mettwürste bewogen den wahren Glauben angenommen haben, von Conrad Photorin, der Theologie und Belles Lettres Candidaten. Berlin 1773. (Göttingen). Vermischte Schriften III, 43 f.). — [3]) 1775 bis 1778. 4 Bde. in 4°. (Unter Goethes Mitwirkung). Bereits 1771 hatte Lavater in der Naturforschenden Gesellschaft zu Zürich einige Abhandlungen über Physiognomik gelesen; und diese ließ Zimmermann im Hannöverischen Magazin von 1772 abdrucken. Sie erschienen vermehrt in demselben Jahre noch einmal. — [4]) Fülleborns Abriß einer Geschichte und Literatur der Physiognomik, im 8. Stück seiner Beiträge zur Geschichte der Philosophie 1797, wo er S. 163 Lessingen eine Stelle widmete. — [5]) Kollektaneen, XI, 363. M. 1, 492 f. H. XIX, 463 f.) Artikel: Physiognomie, aber fast nur in historischer Rücksicht; er excerpirt: Jo. Val. Merbitzii de varietate faciei humanae discursus physicus. Dresdae 1676. 4. — und die noch ältern G. Rivinus und J. B. Porta. — [6]) Fülleborn hat aus Lessings Nachlaß, außer einigen zur Physiognomik gehörigen Stellen aus Vigneul — Marville, etliche Zeilen gegen

Weiße 1775 keinen Zweifel über seine Meinung übrig gelassen. „Basedow und Lavater," heißt es in Weißes Briefe an Garve, „hießen ihm ein paar enthusiastische Narren, und die Physiognomik ein abgeschmacktes Unternehmen. So viel Zweifel er in die Sache selbst setzte, so behauptete er, man müsse, wenn ja etwas daran wäre, die Menschen ganz nackend sehen, weil oft ein garstiges Gesicht auf einem sehr schön gebauten Körper stünde. —" Garve gab dieser Meinung seinen Beifall.

In dem Briefe Lessings an Nicolai vom 9. Juli 1776 (M. XII, 544. H. XX, 1, 667) hat Lessing es Lavatern zum Vorwurf gemacht, daß er die Pathognomik mit Physiognomik verwechselt, was Nicolai, der sich gleichzeitig mit Lavater auf diese Studien gelegt, zwar zugiebt, aber es im Allgemeinen billigt, daß Lavater die Pathognomik zur Physiognomik nehme. Eine lasse sich ohne die andre nicht denken, so wenig als Pathologie und Physiologie, und beide fließen in der Beobachtung im gemeinen Leben ineinander. Nicolai legte sogar einiges Gewicht auf die Ideogrophie, d. i. die Kunst, den Charakter des Menschen aus seiner Handschrift zu erkennen, der Lessing Widerspruch entgegensetzte, und spöttisch meinte, Nicolai werde aus seiner Handschrift nur sehen, daß er eine schlechte Feder gehabt habe! Nicolai aber getraute sich doch etwas mehr daraus zu sehen: „Zwar weder Ihre Talente, noch Ihre Neigungen, aber doch, da ich mit Ihrem Briefe zugleich einen Brief von unsrem Freunde Weiße bekam, schien es mir fast . . . als ob ich etwas von Ihrer beider Charakter in der Handschrift Ihrer beiden Briefe erblickte." (XIII, 563. H. XX, 2, 843).

Während Lavater durch den von ihm hervorgerufenen enthusiastischen Dilettantismus der satirischen Feder eines Lichtenberg neuen Stoff darbot, und Herder, wie Goethe, sich in ihrer Art Lavaters zu erwehren hatten,[1]) (von Lessing hat Lavater, bezeichnend genug, sich immer ganz entfernt gehalten), erscholl die Stimme des jungen Grafen Leopold zu Stolberg, der den Sommer 1775 bei Lavater gelebt, er schwärmte von Lavater, wie von einem höhern Wesen, von dem Lichte künftiger Jahrhunderte! Dies geschah in einem Briefe an Claudius, den dieser im ersten Stück des von Boie herausgegebenen deutschen Museums 1776 abdrucken ließ.[2]) Lessing, der eben in

---

Lavaters Fragmente im vierten Theile von Lessings Leben mittheilen wollen, der bekanntlich unterblieben ist.

[1]) In Betreff Goethes berufe ich mich auf seinen gedruckten Briefwechsel mit Lavater und spätere Aeußerungen über den endlichen Bruch mit dem „Propheten von Zürich." (Eckermann, Gespräche mit Goethe II, 70. Wie bekannt, hat Goethe ihn als „Kranich" auf den Blocksberg gebracht). — Früher aber klagte Herder 1769 aus Paris gegen Nicolai, daß Lavater ihn mit unklaren theologischen Fragen belästige, und bricht in die Worte aus: „Armseliger Zustand unsrer Religion! Orthodoxie ohne Menschenverstand, Reformation voll Uebereilung und jetzt gar neuer Fanatismus. Das fehlte noch!" (Herders Lebensbild, II, 106). — [2]) Schreiben an Herrn Claudius von Herrn Grafen zu Stolberg. Hier heißt es S. 44 unter anderm: „In den verstohlenen Augenblicken, welche jedem andern zur Ruhe unentbehrlich sein würden, schreibt er Werke, welche das Erstaunen Deutschlands sind, das Erstaunen für die künftigen Jahrhunderte sein werden. . . . Der systematische Schüler des so lang angebeteten

Hamburg war, „lächelte darüber und erkannte in dem frühzeitigen Genie Wurmstich." So erzählt J. H. Voß. Stolberg berichtigt ihn; Lessing habe nur gesagt: „In drei Jahren wird Stolberg anders urtheilen."[1])

Wolf wird bei den Strahlen dieses neuen Lichtes auffahren, wie Pluto im Homer" u. s. w.

[1]) J. H. Voß, Wie ward Fritz Stollberg ein Unfreier, Paulus Sophronizon I, 9. — Stolbergs Kurze Abfertigung der Schmähschrift von J. H. Voß. Hamburg 1820 S. 4, wo der Verfasser seinen Jugendfreund daran erinnert, Lessings Aeußerung von ihm selbst erfahren zu haben und hinzufügt: „Jetzt soll Lessing in dem frühzeitigen Genie Wurmstich erkannt haben. Aber Wurmstich deutet nicht auf Hoffnung der Reife." Nach dem Standpunkte des Lesers wird das Urtheil verschieden ausfallen.

Viertes Buch.

Philosophie und Theologie. Anti-Goeze. Nathan 1776—1780.

Erstes Kapitel.

Wie Lessing mit seiner Anstellung in Wolfenbüttel für das bürgerliche Leben äußerlich zu einer gewissen Ruhe kam — alle die verschiedenen Anlässe und Lockungen zur Veränderung, über welche wir noch zu berichten haben, verfehlten ihres Zweckes, — so treten wir auch in geistiger Hinsicht mit ihm in eine Periode tieferer Sammlung und geistigen Friedens. Er hatte auf dem Gebiete der Aesthetik, der Kunst und Poesie, neue Principien aufgestellt, den Kreis der Gattungen, namentlich wo er selbst thätig und schöpferisch war, umschlossen, den tiefern Sinn des Alterthums eröffnet. Jetzt wird das Ewige überwiegend der Gegenstand seines Denkens und Forschens. Nach der Philosophie des Schönen erfaßt er die Philosophie der Religion. Nicht etwa, als wenn sie subjektiv und objektiv, als Glaube wie als Wissenschaft, erst jetzt, nach seinem vierzigsten Lebensjahre (1770), angefangen hätte, eine Angelegenheit seines Geistes und Herzens zu werden; es läßt sich vielmehr zeigen, ja es ist auch bereits ausgeführt,[1]) daß Lessing nicht etwa von der Aesthetik zur Religion überging,[2]) sondern diese war von Jugend auf in ihm im Stillen ebenso tief begründet, wenn auch noch minder entwickelt, als die Freude an der Kunst und Poesie. Andererseits läßt sich in der That wahrnehmen, daß Lessing erst mit dem Eintritt in die letzte Periode

[1]) Im I. Bande S. 224 mit Bezug auf Lessings Rettungen. Viel verwandter mit den theologischen Arbeiten in Wolfenbüttel und gleichsam eine Vorbereitung dazu ist das Studium der Kirchenväter, das er in Breslau gemeinschaftlich mit einem Freunde betrieb. (Nach der Mittheilung in dem Briefe von S. B. Klose an Karl Lessing). In diese Zeit gehört noch der unvollendete Entwurf: „Von der Art und Weise der Fortpflanzung und Ausbreitung der christlichen Religion" im theologischen Nachlaß (XI, 64—81), den Klose eine Abhandlung von den Verfolgungen und Märtyrern der Christen nennt; und in gewissem Sinne die abgebrochene Abhandlung über die Elpistiker. — [2]) So stellt es sich z. B. Heinrich Ritter vor: Ueber Lessings philosophische und religiöse Grundsätze. Göttinger Studien 1847. S. 156. „Er war denselben Weg gegangen, welchen viele seiner jungen Zeitgenossen, welchen unsere neueste Philosophie, welchen im Grunde genommen unsere ganze Bildung von den Griechen (?) an eingeschlagen hat: von der Aesthetik war er auf die Religion, von der Religion auf die Theologie geführt worden."

seines Lebens Religion und Theologie selbstständig hervorhob, daß sie erst jetzt bei ihm in den Vordergrund trat und endlich jedes andere Interesse bei ihm fast verdrängte. Von dieser Periode also gilt, was Friedrich Schlegel treffend gesagt: „Lessings Philosophie ging gerade auf das Ziel, auf die Wahrheit der Religion.“[1]) Wir haben über jene geistige Bestimmung und tiefere Einkehr in sich selbst ein merkwürdiges Bekenntniß Lessings in seinem Briefe an Mendelssohn vom 9. Januar 1771, auf Veranlassung der nicht lange vorher erschienenen Grundsätze der Moralphilosophie von Adam Ferguson, welche von Garve übersetzt wurden. (XII, 281. M. 336. H. XX, 1, 400): „Mit dem Ferguson,“ schreibt er also, „will ich mir nun ein eigentliches Studium machen. Ich sehe schon aus dem vorgesetzten Inhalte, daß es ein Buch ist, wie mir hier gefehlt hat, wo ich größtentheils nur solche Bücher habe, die über lang oder kurz den Verstand, so wie die Zeit tödten. Wenn man lange nicht denkt, so kann man am Ende nicht mehr denken. Ist es aber auch wohl gut, Wahrheiten zu denken, sich ernstlich mit Wahrheiten zu beschäftigen, in deren beständigem Widerspruche wir nun schon einmal leben, und zu unsrer Ruhe beständig fortleben müssen? Und von dergleichen Wahrheiten sehe ich in dem Engländer schon manche von weitem.“

„Wie auch solche, die ich längst für keine Wahrheiten mehr gehalten. Doch ich besorge es nicht erst seit gestern, daß, indem ich gewisse Vorurtheile weggeworfen, ich ein wenig zu viel mit weggeworfen habe, was ich werde wieder holen müssen. Daß ich es zum Theil nicht schon gethan, daran hat mich nur die Furcht verhindert, nach und nach den ganzen Unrath wieder in das Haus zu schleppen. Es ist unendlich schwer, zu wissen, wann und wo man bleiben soll, und Tausenden für Einen ist das Ziel ihres Nachdenkens die Stelle, wo sie des Nachdenkens müde geworden. Ob dieses nicht auch manchmal der Fall unsers Ungenannten gewesen, will ich nicht so geradezu leugnen“. . . . Dieser Uebergang läßt uns den bedeutungsvollen Worten näher auf den Grund sehen. Lessing dachte hier hauptsächlich an Religion und Christenthum.

Ueber Lessings Beruf und Talente zum Philosophen, über die Vorurtheile, welche früher in dieser Beziehung ziemlich allgemein herrschend waren, und wie bald dieselben bei einem liebevollen gründlichen Eingehen in Lessings Leben und Schriften zerfließen müßten, darüber habe ich in einer ältern Schrift ausführliche Erörterungen gegeben.[2]) Um so lieber lasse ich hier aus einem ungedruckten Kapitel Danzels verwandte, mit Kraft und Geist ausgesprochene Betrachtungen mit des Verfassers eigenen Worten folgen.[3]) Nachdem er bemerkt, wie bei Lessing seit seinen Universitätsjahren ein gewisses theologisches und philosophisches Interesse nicht ausgegangen sei und alle seine anderen Studien gleichsam unsichtbar begleitet habe; wie aber dieses Inter-

---

[1]) Geschichte der alten und neuen Literatur. Vorlesungen, gehalten 1812. Wien 1825. II, 293. — [2]) Lessings Erziehung des Menschengeschlechts kritisch und philosophisch erörtert. Berlin 1841, 18—30. — [3]) Früher, und noch vor Herausgabe seines Lessing, hat Danzel in einer Recension von Heinrich Ritters Abhandlung: „Ueber Lessings philos. und religiöse Grundsätze“ in der Neuen Jenaer Literaturzeitung 1848 Nr. 172—174 seine Stellung zu diesen Fragen bestimmt gezeichnet.

esse, von welchem nur wenige, kaum bemerkbare Fragmente eine Andeutung geben, in Wolfenbüttel immer mehr in den Vordergrund trete, und eine ausbreitende Tiefe hier erlange, daß endlich von hier aus auch jene früheren Anfänge erst die rechte Würdigung erhalten können, heißt es:

„Vielleicht ist es bei keinem Theile von Lessings bekannter, aber in ihren Beziehungen wenig erkannter Wirksamkeit so nothwendig, daß man den Proceß ganz neu instruire, als hier. Nicht als ob nicht dieser Theil jetzt gerade noch der am alleralllgemeinsten bekannte wäre: denn während seine literarischen Satzungen zu einem abgeschlossenen Standpunkt geworden sind, der die Leiter der Erörterungen, die zu ihm geführt haben, nach sich gezogen hat, sind auf dem theologischen Gebiete die Gegensätze, um die es sich heutigen Tages handelt, immer wenigstens noch insoweit dieselben, daß man ihn als Mit- oder Vorkämpfer betrachten kann — aber vielleicht gerade darum: nicht nur die Ungebehrdigen, die seinen Namen nur überhaupt als den eines Kämpfers für Licht und Wahrheit im Munde führen, und auf der andern Seite die Beschränkten, die ihn als Freigeist verabscheuen, sind über seine wahre Stellung ganz im Unklaren, sondern von wissenschaftlichen Beurtheilern ist dieselbe nicht leicht ganz richtig gewürdigt und mit Berücksichtigung aller Beziehungen dargelegt worden. . . . Ja ein Mann, den ich hoch zu verehren Ursache habe (?), wollte noch kürzlich die Entdeckung gemacht haben, Lessing habe in Hamburg einer atheistischen Gesellschaft angehört."[1])

„Nirgends hat das widerwärtige Schlagwort, daß Lessing vorzugsweise Kritiker sei, einen so üblen Einfluß ausgeübt, wie hier, wo seine Anwendung dadurch gerechtfertigt erschien, daß die Schriften, welche in dieser Periode seines Lebens am meisten in die Augen fallen und den meisten Raum einnehmen (die antigoezischen), allerdings Meisterstücke der Kritik sind. Und weil nun diese gewissen Aeußerungen der Orthodoxen entgegen treten und die naturalistischen Wolfenbütteler Fragmente auf eine gewisse Weise vertreten, steht Lessing in den Augen der meisten im Lichte eines negativen Geistes, eines jener ungestümen Bilderstürmer da, von denen das vorige Jahrhundert so voll ist — oder mit einem Worte als F r e i d e n k e r. Freilich, wie sollte Lessing nicht auch hier das allerfreieste Denken geübt haben? — Lessing ist hier so wenig blos Kritiker, daß er bei seinem Geschäfte vielmehr ganz und gar davon ausgeht, die Kritik zu kritisiren, auch macht sein Verstand hier nicht blos die Verständigsten zu Schanden, sondern steigert sich zu einer so glänzenden Höhe, daß er sich selbst gar nicht mehr damit begnügen kann,

[1]) Daß es eine solche wirklich dort gegeben hat, geht aus einer nach Danzels Tode bekannt gewordenen Notiz hervor. Nämlich in der Ecke des Titelblattes der „Schutzschrift für die vernünftigen Verehrer Gottes" von H. S. Reimarus auf der Stadtbibliothek zu Hamburg stehen die Worte: Compegit bibliopegus initiatus 1782. Der Buchbinder war also auch wohl Mitglied einer geheimen Gesellschaft von Freigeistern zu Hamburg. W. Klose, in der Zeitschrift für historische Theologie, v. Niedner, Bd. XX, 519—637. XXI, 513—578. XXII, 380—494. Um aber auch nur die Möglichkeit anzunehmen, daß Lessing sich in diese Gesellschaft aufnehmen ließ, müßte man wenigstens wissen, seit wann jene bestanden. Vgl. David Friedrich Strauß, H. S. Reimarus und seine Schutzschrift für die vernünftigen Verehrer Gottes. Leipzig, 1862.

blos verständig zu sein; wenn Lessing bis dahin mittelst des Verstandes seine Zeitgenossen über die übrigen geistigen Gebiete, welche unter den Verstand fallen, verständigt hatte, so verständigte er hier den Verstand über sich selbst."

„Um nun dieses zu vorläufiger Orientirung sogleich noch etwas näher auszuführen: Lessing betrachtet:

„Erstlich die Anwendung des Verstandes auf Gegenstände des Glaubens, welche damals gäng und gebe war, in mehr als einer Beziehung als eine Halbheit, und macht daher der Hauptsache nach gegen die Naturalisten innerhalb und außerhalb des Christenthums Front, wobei sein Kampf gegen die Orthodoxen nur ganz zufällig entsteht, weil er von denselben, deren Sache er, freilich in einem höheren Sinne, als sie selbst sie begriffen, zu vertheidigen gemeint war, zuerst angegriffen wird."

„Zweitens steigert er den Verstand selbst über sich selbst hinaus in das Gebiet der Speculation, wodurch er, wie die ganze Geschichte der neuern Philosophie zeigt, dem religiösen Dogma gegenüber ohnehin zu größerer Verträglichkeit gestimmt werden mußte."

„Nur daß dieses alles seine Ausführung und seinen völligen Ausbau zwar erst in Wolfenbüttel erhalten, ja hier auch noch ganz wesentliche Ergänzungen gewonnen hat — wie denn Lessing (im siebenten Antigoeze) selbst von den mehreren und besseren Kenntnissen spricht, die er seit seiner Entfernung aus Hamburg zu erlangen ebenso viel Begierde als Gelegenheit gehabt hätte[1]) — in den Grundzügen aber von ihm zurückgebracht worden ist, so daß wir die Thätigkeit, welche er hier entwickelt, im Großen und Ganzen als eine planmäßige betrachten müssen, zu deren Durchführung er die günstige Gelegenheit benützt, und welche zufällige Umstände er darum, daß sie in der That zufällig gewesen sind, um nichts desto weniger dienstbar zu machen gewußt hat."

„Auch wird in Bezug auf den zweiten Punkt Niemand zu fürchten haben, daß ich aus Lessings spekulativen Aeußerungen ein eigentliches philosophisches System herauszuklauben versuchen werde. Das wäre derselbe veraltete Mißgriff, vermöge dessen man z. B. aus Platos Dialogen immer wieder eine Platonische Philosophie zusammenzimmern will, da doch Plato nun einmal derjenige Philosoph ist, welcher von einem hölzernen Kreuze der systematischen Darstellung noch keinen Begriff hatte, und folglich, wenn er geschildert werden sollte, wie er gewesen, eben in der ihm eigenen Organisation seines Geistes belauscht werden müßte, welche es so möglich machte, sich mit dieser halbkünstlerischen Form zu begnügen — was denn freilich bei einem Schriftsteller, von dessen Lebensumständen und Studien wir so wenig wissen, nicht wohl zu leisten sein mag. Auch Lessing darf nicht zur Aufstellung in den Compendien des systematischen Philosophen präparirt werden; denn er hat kein System geschrieben, was er doch gewiß gethan haben würde,

[1]) X, 205. M. 198. H. XVI, 182. — „Sollten mich mehrere und bessere Kenntnisse und Einsichten, die ich seit unserer Trennung zu erlangen eben so viel Begierde, als Gelegenheit gehabt habe, nur kurzsichtiger und schlimmer gemacht haben?" . . .

wenn das an ihm gelegen hätte; denn der Mann versteht doch sonst wohl er selbst zu sein. Wir finden bei ihm nur eine speculative Grundanschauung und spekulative Aperçus; dagegen lassen sich bei ihm auch in diesem Falle der innere Gang seines Geistes und die Veranlassungen, welche den einzelnen Aeußerungen zu Grunde liegen, mit ziemlicher Sicherheit nachweisen." — So weit Danzel.

Welches war diese spekulative Grundanschauung in Lessings Philosophie? Es ist dies eine Frage, welche bei Lessing mit einer der, in der Geschichte der Philosophie herkömmlichen, Bezeichnungen kaum zu beantworten sein wird. Es giebt hier keinen sichern Weg, als den geschichtlichen, so daß man auf den Gang seiner Studien, und vor allem auf die Beschaffenheit und Eigenthümlichkeit der wenigen philosophischen Aufsätze und Fragmente in Lessings Schriften zurückgeht. Dieser Weg ist nun früher bereits von mir eingehalten worden, und es ergab sich da, um es mit einem Wort zu sagen, der unverkennbare Typus Leibnizischer Ontologie und Naturphilosophie; nicht zwar, als ob Lessings Philosophie damit erschöpft und begrenzt würde; es sollte nur damit im Allgemeinen das Princip, die Richtung, das Endziel ausgesprochen sein, im Gegensatze zu der Ontologie des Spinoza, zum Spinozismus, welchen man sonst, seit Jacobi, schlechthin als Lessings Philosophie ausgegeben hatte. Ich halte dieses Ergebniß fest, wobei ich das Urtheil Heinrich Ritters für mich habe, wenngleich er in anderen Stücken meiner Ausführung entgegen tritt. Danzel ist anderer Meinung, er findet (im Fortgange der oben abgebrochenen Betrachtungen) Lessings philosophische Grundanschauung im Gegentheil eben in demjenigen begründet, was Lessing aus seinen Studien des Spinoza geschöpft und zu seinem Eigenthum gemacht habe.[1]) Aber wie sehr verschieden ist diese Aussage von dem Vorgeben eines sogenannten Spinozismus im Munde Jacobis, welcher zuletzt in jedem wissenschaftlichen System, und selbst in der Philosophie Leibnizens oder Schellings — Spinozismus witterte! In Jacobis Kopfe sehen wir die geschichtlichen Gegensätze schwanken, und er würde sich kaum für widerlegt gehalten haben, wenn man ihm die Grundzüge der Monadologie bei Lessing deutlich nachgewiesen hätte.

Es ist durch den berühmten Streit zwischen Jacobi und Mendelssohn über Lessings Spinozismus, nach dem gegenwärtigen Standpunkte der Geschichte der Philosophie, klar genug geworden, (es ist wieder Danzel, den ich reden lasse), „daß die beiden Streitenden es genau selbst nicht wußten, was Spinozismus ist." Ich hatte nun auf Grund der Wahrnehmung von der Halbheit in Jacobis Wissen von Spinoza wie von Leibniz, seinen Bericht über Lessings Unterredungen mit ihm als keine wahre Quelle zur Kenntniß von Lessings Philosophie und religiöser Gesinnung, sondern höchstens als einen Beitrag zur Charakteristik Lessings ansehen mögen. Ritter hat zwar Jacobis Bericht in Schutz genommen, jedoch ohne sich im entferntesten der Folgerung anzuschließen, welche Jacobi aus dieser Unterredung über Lessings Philosophie ziehen wollte. Und warum? Weil Lessing, ungeachtet er sich hier einen Spinozisten genannt, und behauptet, es gebe keine andere Philo-

[1]) Vgl. K. Rehorn, Lessings Stellung zur Philosophie des Spinoza. Frankfurt a. M. 1877.

sophie, als die Philosophie des Spinoza, oder wenigstens, es gebe keinen andern Mann, nach welchem er sich lieber nennen möchte — die Lehre des Spinoza selbst nicht verstanden, so wenig verstanden hätte, als Jacobi, als Herder, ja, nach seinem eigenen Geständnisse selbst Kant und Fichte. . . . Auch Danzel legt Jacobis Zeugnisse mehr Quellenwerth bei. „Was Jacobis Bericht anbetrifft (drückt er sich aus), je schlechter die Figur ist, welche Jacobi in dem Gespräche mit Lessing und bei seiner späteren Auffassung desselben spielt, um so unverdächtiger ist sein Zeugniß über die Aeußerungen des letzteren, durch die er selbst bloßgestellt wird; es ist durchaus kein Grund vorhanden, daran zu zweifeln, daß das Gespräch im Allgemeinen, und so weit sich so etwas überhaupt aus dem Gedächtniß reproduciren läßt, gerade so geführt worden sei. Und wenn Mendelssohns Betrachtungen diesen Quellenwerth nicht haben, so hat er, da es ihm darauf ankam, das Gerücht von Lessings Spinozismus mit früheren Aeußerungen desselben zusammenzuhalten, einige Punkte zur Sprache gebracht, die bei dieser Angelegenheit nicht unbeachtet bleiben dürfen."

Wenn nun aber dem so ist (fährt Danzel fort), so geht allerdings aus Jacobis Unterredungen mit Lessing hervor, daß der letztere dem Spinoza seine philosophische Weltanschauung verdankte. „Wenn ich mich nach jemand nennen soll," sagt Lessing, „so weiß ich keinen andern," und das war bei Lessing schon sehr viel gesagt. Ferner: „die orthodoxen Begriffe von der Gottheit sind nicht mehr für mich, ich kann sie nicht genießen;" „ἓν καὶ πᾶν, ich weiß nichts anderes" — „es giebt keine andere Philosophie, als die Philosophie des Spinoza" und dergleichen mehr (wenn auch einzelne Ausdrücke z. B. „orthodox," auf ungenauen Angaben von Jacobi beruhen sollten). Daß Lessing das ἓν καὶ πᾶν als den Inbegriff seiner Theologie und Philosophie öfter und mit Nachdruck angeführt habe, sagt Jacobi. Mehrere bezeugen, er habe es unter andern in Gleims Gartenhause an die Wand geschrieben.[1]) Auch giebt Lessing hier ein viel tieferes Verständniß des Spinoza zu erkennen, als Jacobi. Lessing sagt als seine eigene Ueberzeugung folgendes: „Es gehört zu den menschlichen Vorurtheilen, daß wir den Gedanken als das erste und vornehmste betrachten, und aus ihm alles herleiten wollen; da doch alles, die Vorstellungen mit einbegriffen, von höheren Principien abhängt. Ausdehnung, Bewegung, Gedanke, sind offenbar in einer höheren Kraft gegründet, die noch lange nicht damit erschöpft ist. Sie muß unendlich vortrefflicher sein, als diese oder jene Wirkung, und so kann es auch eine Art des Genusses für sie geben, der nicht allein alle Begriffe übersteigt, sondern völlig außer dem Begriffe liegt. Daß wir uns nichts davon denken können, hebt die Möglichkeit nicht auf." Damit geht nun dem Jacobi Lessing weiter als Spinoza, dem doch die helle Einsicht über alles gegolten, worauf Lessing antwortet: „Ja für den Menschen," aber das sei ihm nicht das Höchste gewesen, er habe nicht den Gedanken obenangesetzt. Auch späterhin noch konnte Jacobi in diesen Gedanken Lessings sich gar nicht finden. Mendelssohn sagte darüber: „Dieser Einfall ist ganz in Lessings Laune. Einer

---

[1]) Nach H. Pröhle, Friedrich der Große und die deutsche Literatur. Berlin 1872, S. 228 soll Lessings Inschrift „Dies in lite" gelautet haben.

von seinen Luftsprüngen, mit welchen er Miene machte, gleichsam über sich selbst hinauszuspringen. Zweifeln, ob es nicht etwas giebt, das nicht nur alle Begriffe übersteigt, sondern völlig außer dem Begriffe liegt, dieses nenne ich einen Sprung über sich selbst hinaus u. s. w. Auch scheinen Sie selbst auf diesen wunderlichen Einfall Lessings kein sonderliches Gewicht zu legen." „Ich legte gar kein Gewicht darauf!" sagt Jacobi (in der fünften Beilage zu den Briefen über Spinoza, Werke IV, 2, 82.) . . . „Sehr glücklich hat, nach meinem Urtheile, Mendelssohn diesen Einfall Lessings mit einem Versuche, über sich selbst hinauszuspringen, verglichen." Dann bemerkt Jacobi: Lessing habe ihn in einem folgenden Gespräche über diesen Punkt auf Humes Gespräche über die natürliche Religion (zweite Abtheilung) verwiesen, wo allerdings gegen die Endursachen und einen Gott, der von ihnen geleitet werde, gehandelt wird. Spinoza fällt dem Jacobi dabei gar nicht ein — und man kann sich denken, zu welcher Ergötzung Lessings, der auf die Frage an jenen: „Also Sie kennen den Spinoza doch?" die Antwort bekommen hatte: „ich glaube ihn zu kennen, wie nur sehr wenige ihn gekannt haben mögen" — und doch ist ja — man schämt sich heutigen Tages eine solche Frivolität zu wiederholen — die Identificirung des Alls mit dem Einen vermöge der Attribute Gottes, die, jedes für sich genommen, diesen nicht erschöpfen, der eigenthümliche Grundgedanke der Philosophie des Spinoza, und durch den dieselbe sich von dem gemeinen Pantheismus der Phantasie unterscheidet."[1])

„Eben dieses Verständniß des Spinoza," fährt Danzel fort, „findet sich nun bei Lessing auch schon in einer frühern Periode. Es ist ganz verkehrt von Jacobi, Lessings Spinozismus nur in die „letzten Tage" desselben zu versetzen, gleichsam wie eine Todtenbekehrung ins Schlimmere, wenn ihm auch freilich die ausdrückliche Notiz hierüber, die man später bekommen hat, noch nicht vorlag. Bereits in Breslau wurde, nach Kloses Zeugniß, Spinozas Philosophie der Gegenstand seiner Untersuchungen.[2]) Er las diejenigen, welche ihn hatten widerlegen wollen, worunter Bayle, nach seinem Urtheil, derjenige war, welcher ihn am wenigsten verstanden hatte; Dippel war ihm der, welcher in des Spinoza wahren Sinn am tiefsten eingedrungen."

„Wirklich findet sich in einer Schrift dieses Fanatikers eine Stelle, die mit der so eben angeführten Aeußerung Lessings gegen Jacobi sehr merkwürdig übereinstimmt.[3]) Und eben auf die Spinozasche Lehre von den Attri-

---

[1]) Das Studium des Spinoza ist in ein neues Stadium eingetreten, seitdem sich so viel ergeben, daß Spinoza eine der wichtigsten Seiten seiner Philosophie, die Substantialität der Elemente und individua im Verhältniß zur Einen göttlichen Substanz, in seiner Ethik nur dunkel und von weitem angedeutet — dagegen in dem Tractatus de mund. intellectus und zum Theil im Tractatus theologico-politicus ziemlich deutlich hervortreten lassen. Eine vollständige, abschließende Erörterung dieser Fragen wird nicht verfehlen, auf das Verhältniß zwischen Leibniz und Spinoza ein neues Licht zu werfen. Die Auffassung dieser Seite bei Spinoza ist von Karl Thomas ausgegangen, besonders in seiner Schrift: Spinoza's Individualismus und Pantheismus. Königsberg 1848. Ueber Lessings Philosophie sind Heblers „Lessing-Studien" S. 116 ff. zu vergleichen. — [2]) Lessings Leben von K. Lessing I, 246. — Lessings Erziehung des Menschengeschlechts. S. 47. — [3]) Die von Danzel vollständig herausgehobene Stelle findet sich in Christiani Democriti Fatum fatuum, das ist die thörichte Nothwendig-

buten bezieht sich auch die Zurechtweisung, welche Lessing dem Mendelssohn um dieselbe Zeit — in einem Brief aus Breslau vom 17. April 1763 — angedeihen läßt. Er zeigt ihm, daß Gedachtes und Ausgedehntes bei Spinoza so wenig in einer bloßen Harmonie mit einander stehe, daß sie vielmehr ein und dasselbe Ding seien, nur bald unter der Eigenschaft des Denkens, bald unter der Eigenschaft der Ausdehnung vorgestellt. In dem Concept des Briefes ist noch ein Satz angehängt, in welchem Lessing den Gegensatz zwischen der Lehre des Spinoza und der prästabilirten Harmonie auf die schlagendste Weise zu erläutern anfängt (XI, 113. M. 1, 135. H. XVIII, 329). „Wollen Sie mir ein Gleichniß erlauben? Zwei Wilde, welche beide das erstemal ihr Bild in einem Spiegel erblicken; die Verwunderung ist vorbei, und nunmehr fangen sie an, über diese Erscheinung zu philosophiren. Das Bild im Spiegel, sagen beide, macht eben dieselben Bewegungen, welche ein Körper macht, und macht sie in der nämlichen Ordnung. Folglich, schließen beide, muß die Folge der Bewegungen des Bildes, und die Folge der Bewegungen des Körpers sich aus einem und eben demselben Grunde erklären lassen.“ Es ist klar, wie Lessing fortfahren wollte: „Aber über den Grund selbst werden sie uneinig sein; der eine wird sagen: mein Körper bewegt sich für sich selbst und das Bild im Spiegel ebenfalls, sie sind aber durch eine verborgene Macht so eingerichtet, daß sie übereinstimmen müssen, und der andre wird behaupten: Es finde nur eine Bewegung statt, die man nur zweimal an verschiedenen Orten erblicke: die erstere Ansicht wird dem Leibnizianismus, die andere dem Spinozismus entsprechen.“ [1])

Klose bezeugt, Lessing habe in Breslau nie das mindeste, wie gegen Jacobi, so auch gegen seine vertrautesten Freunde geäußert. „Wenn damit zu verstehen gegeben sein soll (bemerkt Danzel), Lessing habe damals die Lehre des Spinoza wohl gekannt, aber sich nicht zu ihr bekannt, so wird er sich freilich nicht für einen „entschiedenen Spinozisten“ ausgegeben haben (wofür ihn eben auch Jacobi nur mit Unrecht ausgegeben hat); um so mehr aber werden wir annehmen dürfen, daß er die allgemeinen speculativen Grundgedanken, die er sich später aus dem Spinozismus angeeignet hatte, schon jetzt in seine persönliche Ueberzeugung werde aufgenommen haben. Auch ist in dem so eben erwähnten Aufsatze, besonders in dem Schlußgleichnisse, unverkennbar, auf wessen Seite die Wage sich neigt; der Wilde, dessen Ansicht der Lehre des Spinoza analog ist, erklärt die Sache eben nach dem wahren Sachverhalte; der andere bringt eine gezwungene und unwahrscheinliche Theorie vor.“

„Es ist eben gegangen wie sonst auch: Spinoza war im höchsten Grade verabscheut, nicht nur bei den Theologen, sondern fast noch mehr bei den

---

keit. Neue Ausgabe Altona 1730. S. 139—147. Die erste Ausgabe erschien 1708 in Amsterdam. Die Absicht des Werkchens ist, wie der längere Titel angiebt, zu beweisen, daß alle, „die in der Gottes-Gelehrtheit und Sittenlehre der vernünftigen Creatur die Freiheit des Willens abdisputiren, durch offenbare Folgen gehalten sind, die Freiheit in dem Wesen Gottes selbst aufzuheben oder des Spinosae Atheismum festzusetzen.“ Die tieferen Gedanken müßten aus der burlesken Manier und Sprache Dippels in unsre Sprache erst übergetragen werden.

[1]) Vgl. Hebler a. a. O. S. 124 f.

Philosophen, wie denn Christian Wolf sich in einer eigenen Schrift gegen den Vorwurf des Spinozismus vertheidigen zu müssen geglaubt hat, und Bayle, der freigeistige Bayle, ihn nicht schlecht genug machen kann. Das hat Lessingen veranlaßt, seine Schriften selbst einmal in die Hand zu nehmen — und da hat er — zwar keine Rettung des Spinoza geschrieben, aber in der Weltgeschichte vorbereitet, und damit eine Rettung der Philosophie selbst." [1])

„Denn es ist ein Anfang großer Dinge gewesen, daß Lessing sich am Anfang des siebenten Jahrzehnts des vorigen Jahrhunderts mit dem Spinoza hat befreunden können, worin freilich Jacobi und Mendelssohn, von denen jener in der Entwickelung, die sich daran knüpfte, mittendrin, und dieser gar noch hinter ihr zurückstand, nichts als ein Bischen Atheismus oder nicht — zu erblicken gewußt haben. Der Gang der Geschichte der Philosophie im vorigen Jahrhundert läßt sich ziemlich erschöpfend in wenige Worte zusammen fassen. Die speculativen Elemente der Lehre Leibnizens wurden verkannt, und sie selbst erlangte wenig Verbreitung: zum Theil wegen der Zerstreuung seiner Schriften und der exoterischen Natur derselben; das formale Princip des bloßen klaren und deutlichen Denkens, mit welchem auf der einen Seite in der Wolfschen Philosophie, auf der andern in dem Scepticismus und Materialismus der Engländer und Franzosen im höchsten Grade Ernst gemacht wurde, griff immer mehr Platz, bis endlich zuletzt durch die Koryphäen der Wissenschaft, deren Thätigkeit zum Theil erst in unser Jahrhundert fällt, das speculative Vermögen wieder aus dem Schlafe geweckt wurde. Dazu ist nun, neben der Kantischen Philosophie, besonders Spinoza behülflich gewesen, und schon in sofern wäre die erste Anerkennung, die diesem zu Theil geworden ist, ein epochemachendes Ereigniß. Allein, es findet hier noch eine viel concretere und lebendigere Beziehung statt. Ein jeder neue Standpunkt in der Wissenschaft, die sich, wie bei der neuern Philosophie der Fall gewesen ist, zu einer totalen Bildung erweitert, beginnt mit einem gewissen Dilettantismus. Dilettant ist derjenige, welcher sich über die Schule hinwegsetzt: wie aber soll man eine neue Schule gründen, wenn man nicht den Zirkel der Voraussetzungen in der alten, aus welchen eben nichts entstehen kann, als was schon daraus entstanden ist, durchbricht? — Die speculative Philosophie unsrer Tage ist auf diese Weise von einer Anzahl von Männern vorbereitet worden, die sich nicht für Philosophen von Fach ausgegeben haben: Fichte, Schelling, Hegel, stellen es nicht in Abrede, daß sie sich an Goethe, Herder, Jacobi (unter denen der letztere von Mendelssohn mit vollem Recht, der Wolfschen Bildung gegenüber, als bloßer Dilettant behandelt wird) erkräftigt und auferbaut haben. Das Philosophiren aller dieser Männer beruht aber auf dem Spinoza, dessen Philosophie Jacobi für die Philosophie selbst erklärte; die ihm nur eben deshalb nicht genüge; — auf welche Goethe nicht nur seine sittlich speculative Anschauung, sondern auch seine naturwissenschaftliche Grundgesinnung größten-

---

[1]) Unde eo res devenit, ut, cum nostris fere temporibus immortali ingenio Lessingiano Spinozismus tribueretur, non secus ac si de quodam Africae monstro, vix quoad nomen cognito, fabula nova percrebuisset, ne de facto quidem, quid in philosophia B. de Spinoza proprium infuerit et capitale, inter eruditos constaret. Paulus, Praefatio zu B. de Spinoza Opera p. 4.

theils zurückführt, [1]) den Herder längst hervorzuziehen beabsichtigt hatte, und endlich in seinem „Gott" auf seine Weise auszubeuten und anzuwenden suchte; durch Spinoza gelangen diese alle, im Gegensatz zu der Zerfahrenheit der Verstandesphilosophie und der Dürftigkeit ihrer Abstraktionen, zuerst wieder zu einer Ahnung des Weltlebens in seiner Großheit und Ganzheit, das heißt wenigstens zu einem Analogon speculativer Anschauung. Die literarischen Aeußerungen dieser Umwälzung knüpfen sich an Lessing an: die Herdersche Schrift erschien auf die Veranlassung von Jacobis Briefen über den Spinozismus, und auch Goethe wurde durch den Streit zwischen Jacobi und Mendelssohn auf Spinoza zurückgeführt; Lessing ist aber auch wirklich der erste, der in diese Reihe zählt: nicht das philosophische Dogma des ἓν καὶ πᾶν als solches, nicht ein bestimmtes Bekenntniß ist es, was er aus dem Spinoza gezogen hat; es ist schon oben darauf hingedeutet worden, daß sich neben einem Verständniß des Spinozismus, wie es keiner von den obengenannten besitzt, bei ihm zugleich Ansichten finden, die der Lehre des Spinoza schnurstracks widersprechen: zur Speculation überhaupt hat er sich und die ganze Zeit an ihm emporgehoben; weshalb denn auch der erste, welcher es ihm eingeräumt hat, daß er, neben anderen Handwerken, auch das philosophische verstanden, Schelling gewesen ist, [2]) und wenn man vielleicht dies Schellingen im eigentlichsten Sinne des Wortes nicht zugeben kann, wenn Lessings philosophische Aufsätze nicht systematisch, nicht erschöpfend im einzelnen, vielleicht nicht einmal consequent sind, und nicht nur bei dem heutigen Standpunkt der Wissenschaft ungenügend erscheinen müssen, sondern selbst an und für sich eine gewisse wissenschaftliche Durchbildung vermissen lassen, so liegt darin gerade ihr Werth und ihre historische Würde; und von dieser Seite her betrachtet, ruht Lessings philosophische Thätigkeit mit seiner literarischen auf einem und demselben Fundament. Es ist nicht zufällig, daß es gerade jene Erneurer der deutschen Poesie, Jacobi, Herder, Goethe gewesen sind, die sich zum Spinoza hingezogen fühlten: die Erneuerung der deutschen Literatur und der Speculation ist vielleicht nur allzusehr ein und derselbe Geistesprozeß, blos auf verschiedenen Stufen; in beiden Sphären ein Streben des Geistes, seiner selbst inne zu werden und dadurch einen reichern und lebendigern Inhalt zu gewinnen. Sucht doch Schiller mit seinem Philosophiren einen Standpunkt für sein Dichten, und erklärt doch Schelling die Kunst für ein Organ der Philosophie. Im Besondern aber, daß man sich zu einer gewissen Zeit dem Spinoza zuwandte, könnte geradezu unter den Charakterzügen der Sturm- und Drangperiode mit aufgeführt werden, die man eben so gut die Periode der Dilettanten aus Princip nennen könnte; es ist eine Extravaganz, wie die Anpreisung und Nachahmung des Shakspeare, die Lessing auch veranlaßt hat; da wird es nun auch wohl nicht ganz zufällig gewesen sein, wenn er zu derselben Zeit, da er die Minna von Barnhelm und den Laokoon schrieb, sich auch mit dem Spinoza beschäftigt hat . . . ." Bis hieher Danzel.

---

[1]) Danzel hat dies in seiner Schrift „über Goethe's Spinozismus" näher ausgeführt. — [2]) Schellings Denkmal der Schrift von den göttlichen Dingen F. H. Jacobis S. 46.

So betrachtet, stehe ich nun nicht an, ein dauerndes, lebendiges Verhältniß Lessings zu Spinoza anzuerkennen. Wenn ich zu dieser gediegenen Entwickelung Danzels von der Bedeutung des Studiums Spinozas für Lessing und sein Zeitalter noch eines hinzusetzen soll, so ist es dieses: durch Spinoza hat Lessing jenes tiefere und allgemeinere Verständniß des Leibniz gewonnen, vermöge dessen er endlich zu seinen eigenthümlichen Ergebnissen in der Philosophie, und deren Anwendung auf Religion und Theologie, durchgedrungen ist. [1]) Man wird sagen, daß es hierzu weder eines besonderen Muthes, noch einer besonderen Anstrengung bedurfte, im Vergleich mit dem Gange, den das Verständniß der Schriften und der Philosophie des Spinoza genommen hat. Die Zeit war allerdings vorüber, da die Leibnizische Philosophie, nicht minder wie die des Spinoza, gegen die Anklage des Atheismus vertheidigt werden mußte, und die Lehre von der vorherbestimmten Harmonie als staatsgefährlich verfolgt wurde. Dagegen war seit der Mitte des Jahrhunderts mit dem Siege und der Herrschaft der Wolffschen Philosophie der echte Leibniz, wenigstens auf den Universitäten, in den Hintergrund gerückt, sowohl was den eigentlichen Gehalt, als den Geist seiner Schriften betrifft. Gegenüber den weitschichtigen, nach mathematischer Methode abgefaßten Werken Wolfs, welche über alle Theile seines Systems sich erstreckten, schien Leibniz mit seinen in den Zeitschriften zerstreuten und daher schwer zugänglichen Aufsätzen und Fragmenten gewissermaßen nur ein vornehmer Dilettant; andern, wie Voltairen und sogar unserm — Kant, [2]) nur der Vielwisser, der in jedem Felde der Wissenschaft von einem andern übertroffen wurde. Gottscheds löbliches Vorhaben, das hundertjährige Geburtsfest Leibnizens (1746) durch eine Ausgabe seiner sämmtlichen Werke zu ehren, [3]) blieb unerfüllt und die Ausführung wurde, nicht zur Ehre des deutschen Volkes, einem Ausländer überlassen, [4]) welcher dabei nicht einmal die nöthige Unterstützung und Mitwirkung bei seinem Unternehmen in Deutschland erhielt. Lessing, welcher bekennt, daß, wenn es nach ihm ginge, „Leibniz nicht eine Zeile vergebens müßte geschrieben haben," nimmt deshalb den französischen Herausgeber wegen der vielen Lücken, zu deren Ausfüllung er in seinen Beiträgen mitwirkte, in Schutz: „Anstatt daß man sich um die Wette hätte beeifern sollen, ihm mit so vielen ungedruckten Vermehrungen, als sich nur immer auftreiben lassen wollen, an die Hand zu gehen; hat man ihm auch nicht einmal alle bereits gedruckten Aufsätze seines Autors angezeigt. Denn er, als ein Ausländer, konnte sie freilich nicht alle selbst wissen; und der einzige ehrliche Brucker konnte sie ihm freilich auch nicht alle nachweisen. Indeß, wenn das Letztere vielleicht blos unterblieben, weil jeder deutsche Gelehrte besorgen mußte, daß ihm schon

[1]) Schon 1812 sagte Friedrich Schlegel (Vorlesungen II, 294) von Lessing: „Leibniz war unter den Nahestehenden fast der einzige, der ihn noch berührte, und er sah ihn in einem weiten Abstande von seinen damaligen Nachfolgern. Um so mehr, je tiefer er ihn durchdrang, da er das Studium des Spinoza damit verband. . . . Die deutsche Philosophie würde sich vielleicht glücklicher entwickelt haben, wenn Lessings freier und kühner Geist dazu fortdauernd mitgewirkt hätte, als es nachher durch Kant allein geschah." — [2]) Kants Menschenkunde, herausgegeben von Fr. C. Stark. S. 245. — [3]) Danzel, Gottsched und seine Zeit S. 55. — [4]) Opera omnia Leibnitii, durch L. Dutens. Genf 1768 ff.

ein andrer darin zuvorgekommen: so ist es weit weniger befremdlich, als das todte Stillschweigen, welches unsre Recensenten darüber beobachten. Wußten sie denn also gar nichts, was in diesen sämmtlichen Werken fehlt? gar nichts, was nur im geringsten eine Anzeige verdient hätte?" [1]) — Lessing durfte so sprechen; denn als Dutens das Werk unternahm, war er beim Theater in Hamburg und noch nicht an der Bibliothek zu Wolfenbüttel; sonst wäre er zuverlässig mit seinem Beispiel vorangegangen.

Kein Zweifel, daß, wie ein zusammenhängendes und genaueres Studium Leibnizens mit der Sammlung seiner Werke erst begann, auch Lessings philosophische Thätigkeit literarisch einen Anhalt damit gewonnen. Außer den eigenen Beiträgen, die wir schon kennen, begann er das wichtige Werk, die Neuen Versuche über den menschlichen Verstand, welche gleichzeitig Raspe aus den Handschriften der königlichen Bibliothek zu Hannover herausgegeben, zu übersetzen [2]) und entwarf den Plan zu einer neuen kritischen Darstellung von Leibnizens Leben und Philosophie (XI, 43—47. M. 1, 63—72. H. XVIII, 332—343; vergl. XIX, 669). Wer kann überhaupt die mächtige Geistesverwandtschaft Lessings mit Leibniz verkennen? — Wenn er im Gespräche mit Jacobi von Leibniz rühmt: „Seine Begriffe von der Wahrheit waren so beschaffen, daß er es nicht ertragen konnte, wenn man ihr zu enge Schranken setzte;" aus dieser Denkungsart seien viele seiner Behauptungen geflossen, und es sei bei dem größten Scharfsinn oft schwer, seine eigentlichen Meinungen zu entdecken; wenn er hinzusetzt: „eben darum halt ich ihn so werth; ich meine wegen dieser großen Art zu denken und nicht wegen dieser oder jener Meinung, die er nur zu haben schien, oder auch wirklich haben mochte —" so paßt dieser Zug, namentlich wenn man auf den Anlaß der ganzen Rede hinblickt, vollkommen auf ihn selbst. Es ist seinem innersten Gefühl zuwider, wenn Eberhard über Leibniz die Behauptung hinwirft: da ihm so viel daran gelegen war, seine Philosophie allgemein zu machen, so habe er gesucht, sie den herrschenden Lehrsätzen aller Parteien anzupassen, um sich Aller Beifall zu verschaffen. „Wie wäre das auch möglich gewesen?" entgegnete Lessing. „Wie hätte es ihm einkommen können, mit einem alten Sprichworte zu reden, dem Mond ein Kleid zu machen? Alles, was er zum Besten seines Systems dann und wann that, war gerade das Gegentheil, er suchte die herrschenden Lehrsätze aller Parteien seinem Systeme anzupassen. Ich irre mich sehr, oder beides ist nichts weniger als einerlei. Leibniz nahm bei seiner Untersuchung der Wahrheit nie Rücksicht auf angenommene Meinungen; aber in der festen Ueberzeugung, daß keine Meinung angenommen sein könne, die nicht von einer gewissen Seite, in einem gewissen Verstande wahr sei, hatte er wohl die Gefälligkeit, diese Meinung so lange zu wenden und zu drehen, bis es ihm gelang, diese gewisse Seite sichtbar, diesen gewissen Verstand begreiflich zu machen. Er schlug aus Kiesel Feuer; aber er verbarg sein Feuer nicht im Kiesel." Der nämliche Gedanke, wie in der Un-

---

[1]) Leibniz von den ewigen Strafen. IX, 152. M. 149. H. XVIII, 76. — [2]) Einen Irrthum Karl Lessings, der in Lachmanns Ausgabe von Lessings Schriften überging, habe ich in meiner Schrift: Lessings Erziehung des M. G. S. 59 berichtigt. (M. XI, 1, 72. H. XVIII, 342 f.)

terredung mit Jacobi; das nämliche Verfahren, das er selbst zuweilen beobachtete, wie wenn er bei dem Hamburger Streite über das Gebet wider die Heiden einen Augenblick auf Goezes Seite trat. „Allerdings pflichtete er ihnen bei," sagt er von Leibniz in Bezug auf gewisse herrschende Lehrsätze; „nämlich nach dem erträglichen Sinne, den er ihnen nicht sowohl beilegte, als in ihnen entdeckte. Dieser erträgliche Sinn war Wahrheit; und wie hätte er der Wahrheit nicht beipflichten sollen? Auch ist ihm das weder als Falschheit noch als Eitelkeit anzurechnen. Er that damit nichts mehr und nichts weniger, als was alle alte Philosophen in ihrem exoterischen Vortrag zu thun pflegten . . . . . er setzte willig sein System bei Seite, und suchte einen jeden auf demjenigen Wege zur Wahrheit zu führen, auf welchem er ihn fand." Ich wiederhole, es ist die nämliche Stellung im Ganzen und Großen, welche wir Lessingen, gegenüber der orthodoxen Theologie und ihren Glaubenssätzen, einnehmen sehen werden. Doch über dieses Verhältniß werden wir erst vollständig urtheilen, wenn wir Lessings philosophische Speculation näher kennen. Eben sie wird uns nicht mehr blos persönlich und subjektiv, sondern auch objektiv und, daß ich so sage, dogmatisch, in Lessing wahrhaft einen Schüler Leibnizens erkennen lassen, aber einen Schüler, dessen Ideen keine bloße Copie, keine Wiederholung, sondern eine wirkliche Erweiterung und Fortbildung, ja, unter ganz originellen Wendungen, eine „Ergänzung" des Leibnizianismus bedeuten.

Zweites Kapitel.

Jede Philosophie, welche nicht bloße Schulphilosophie ist, gleichviel in welcher literarischen oder logischen Form sie uns entgegentrete, steht mit den Grundfragen ihres Jahrhunderts in einem innern Zusammenhang; sie sind es, welche das Interesse des Philosophen, ihm Ziel und Richtung bestimmen. Das höchste und würdigste Interesse, welches der denkende Mensch überhaupt nehmen kann, ist aber die Religion; je nach der Ansicht und Lösung dieser höchsten Fragen fällt auch die Beantwortung, um es mit einem Wort zu berühren, der irdischen Fragen aus. Das achtzehnte Jahrhundert in Deutschland wurzelte bis zum Auftreten J. Kants in dem Leibnizianismus, also in einer geistigen und philosophischen Gedankensphäre, die um keine hundert Jahre zurück lag. Bleiben wir bei dem Verhältniß der Philosophie zu Religion und Christenthum und vergleichen in dieser Hinsicht die Zeitalter, denen Lessing und Leibniz angehört haben, so kann uns ein wesentlicher Unterschied derselben nicht entgehen. Fassen wir bei Leibniz nur sein Hauptwerk, die Theodicee, ins Auge, so geht darin, wie in den übrigen philosophischen Schriften, sein Hauptstreben dahin, die Grundwahrheiten der natürlichen oder Vernunftreligion als Basis des Christenthums, die Einheit und Außerweltlichkeit Gottes, seine Gerechtigkeit und Güte, die Freiheit des Menschen, die Unsterblichkeit der Seele, und was damit zusammenhängt,

gegen Atheisten und „Spinozisten" zu befestigen.[1]) Dieses alles nicht bloß in abstrakten und dialektischen Bestimmungen ontologischer Begriffe, sondern mit einer Welt neuer Gedanken und erhabener Anschauungen, welche die Phantasie, das poetische Vermögen, in das Unendliche leiten, während sie den strengsten Forderungen der speculativen Vernunft genug thun wollen. Was hingegen die spezifischen Glaubenssätze des Christenthums oder einer bestimmten christlichen Kirche anlangt, so setzt Leibniz die substanzielle Wahrheit derselben, wenigstens die der Fundamentalartikel, welche den christlichen Kirchen gemeinsam sind, voraus oder läßt sie, wie vor ihm Descartes, beim Philosophiren, als gläubiger Sohn der Kirche, auf sich beruhen; höchstens daß er einmal, wie bei der Lehre von der Trinität, die Analogie des menschlichen Bewußtseins erläuternd herbeizieht; wenn er darüber philosophirt, so handelt es sich bei ihm (wie Schelling in neuerer Zeit den Gegensatz ausgedrückt) um das Formale, nicht aber um das Reale ihrer Denkbarkeit. Es ist in so fern noch ganz der Standpunkt der alten scholastischen Philosophie und Theologie. Die Möglichkeit, nicht die Wirklichkeit, ist hier allein Sache der Vernunft oder des natürlichen Lichtes, im Gegensatz zu dem Glauben; mit andern Worten, es ist bloß die Aufgabe, den Glauben von dem Scheine des absoluten Widerspruchs zu befreien, wie gegen die Socinianer und die Zwinglianer, bei der Lehre von der Dreieinigkeit und der Abendmahlslehre. Beide Seiten nun hat Lessing bei Leibniz zuerst scharf ins Auge gefaßt. So wenn er einmal folgende Bemerkungen, welche früher ganz übersehen wurden, in französischer Sprache zu Papier brachte:[2]) +

„Die Philosophie Leibnizens ist sehr wenig bekannt; aber seine Theologie noch weniger. Ich spreche nicht von derjenigen Theologie, welche alle Theile der Philosophie ausmacht, sondern von jener andern himmlischen Ursprungs, mit einem Wort von der christlichen. Die Art, wie diese in dem Kopfe unseres Philosophen existirt, wie sie sich zu den Principien der reinen Vernunft gefügt hat, welchen Einfluß sie sowohl auf das Leben des Philosophen als auf seine Vernunftschlüsse und seine Darstellungsweise geübt hat: das ist es, was ich seine Theologie nenne, und welche, wie ich sage, sehr unbekannt ist, so werth sie auch ist, ganz aufgeklärt zu werden."

Niemand hat, wie gesagt, vor Lessing jene christliche Theologie bei Leibniz vermißt, weil sie keiner vor ihm gesucht hat. Damit stimmt überein, wenn Lessing hervorhob, daß Leibniz in seiner Widerlegung der Socinianer nicht im geringsten die Absicht hatte, die Lehre der Dreieinigkeit mit neuen, ihm eigenen philosophischen Gründen zu unterstützen: „er wollte sie blos gegen den Widerspruch mit sich selbst und mit unläugbaren Wahrheiten der Vernunft retten. Er wollte blos zeigen, daß ein solches Geheimniß gegen

---

[1]) Ein merkwürdiges Geständniß Leibnizens in dieser Hinsicht findet sich in seinem Briefe an Thomas Burnet, vom Juli 1696. (opera VI, 236): Dans ce qui est du Déisme, dont on accuse le Clergé d'Angleterre dans le livre d'un inconnu, plût à Dieu que tout le monde fût au moins Déiste c'est-à-dire, bien persuadé que tout est gouverné par une souveraine sagesse! — [2]) XI, 50. M. 1, 71. H. XVIII, 341. Von Karl Lessing und noch von Lachmann irrig als ein Leibnitianum gegeben. S. meine Schrift über Lessings Erziehung des M. G. S. 65.

alle Anfälle der Sophisterei bestehen könne, so lange man sich damit in den Schranken eines Geheimnisses halte." [1]) Für den Glauben war diese Auflösung socinianischer oder anderer Sophisterei hinreichend; der Beweise für die Sache bedurfte er nicht. Die Wolffsche Philosophie hatte in dieser Hinsicht in der christlichen Theologie einen merkwürdigen Umschwung bewirkt: man glaubte, den christlichen Glauben selbst beweisen zu müssen und zu können. Hier ist es, wo Lessing, ein Laie, die Theologen seiner Zeit auf jenen Unterschied der älteren Dogmatik zwischen menschlichen und göttlichen Gründen für die Wahrheit der christlichen Religion aufmerksam machen mußte; oder, wie Leibniz sich auch ausdrückte, zwischen erklärbaren und unerklärbaren Gründen, [2]) deren erstere, die erklärbaren oder menschlichen, auf alle Weise unter der Ueberzeugung bleiben, welche Ueberzeugung, oder derselben Complement einzig und allein durch die andern, die unerklärbaren und göttlichen, könne und müsse bewirkt werden. Diese altväterische Meinung, sagt Lessing ironisch, müßten die neuen Theologen Leibnizen schon verzeihen! „Denn wie konnte er voraussehen, daß sie nun bald am längsten wahr gewesen sein würde, und Männer aufstehen würden, die, ohne sich viel bei jener vorläufigen Streitfrage aufzuhalten, sogleich Hand an das Werk legen, und alle erklärbaren, aber bisher unzulänglichen Gründe zu einer Bündigkeit und Stärke erheben würden, wovon er gar keinen Begriff hatte? Er mußte leider, aus Vorurtheilen seiner Jugend, sogar dafür halten, daß die christliche Religion, blos vermöge eines oder mehrerer oder auch aller erklärbaren Gründe glauben, sie eigentlich nicht glauben heiße; und daß das einzige Buch, welches, im eigentlichen Verstande, für die Wahrheit der Bibel jemals geschrieben worden, und geschrieben werden könne — kein anderes als die Bibel selbst sei."

In der That aber hat Lessing, auch indem er in Bezug auf die philosophische Darstellung der christlichen Theologie sich eine neue Bahn bricht, jene andere, subjektive Seite des Glaubens, welche mit völliger Sicherheit den Angriffen und Streitigkeiten auf dem Boden der Kirche und der Wissenschaft zusieht, immer vollkommen anerkannt. „Sollen denn, müssen denn alle Christen zugleich Theologen sein?" ruft er Goezen zu (X, 163. M. 157. H. XVI, 134). „Ich habe noch immer die besten Christen unter denen gefunden, die von der Theologie am wenigsten wußten." Es ist, mit einem Worte, das, was er das Gefühl nennt, andere die innere Erfahrung, diejenige Seite, welche Schleiermacher zum Ausgangspunkte seiner Glaubenslehre macht, und welche Neander seiner allgemeinen Geschichte der christlichen Kirche zu Grunde legte, [3]) die aber in ihrem Kern nichts Neues ist und weit über Lessing zurückgeht. Das ist der Boden, auf welchem Lessing sich so

---

[1]) Zum Belege führe ich nur eine Stelle aus einem Aufsatze Leibnizens: Remarques sur le livre d'un Antitrinitaire anglais etc. 1690 (Opera I, 24—26) an, welche sich direkt auf die Lehre von der Dreieinigkeit bezieht. „Il faut avouer, qu'il n'y a aucun exemple dans la nature, qui réponde assez à cette notion des personnes divines. Mais il n'est point necessaire, qu'on en puisse trouver, et il suffit, que ce qu'on en vient de dire, n'implique aucune contradiction, ni absurdité." — [2]) IX. 293. M. 283 f. H. XVIII, 132. Ueber des Wissowatius Einwürfe wider die Dreieinigkeit. — [3]) F. Ch. Baur, die Epochen der kirchlichen Geschichtschreibung. Tübingen 1852. S. 207.

sicher weiß, was bei ihm ein Zeichen der Stärke bedeutet, indeß seine orthodoxen Gegner jene Seite viel zu gering anschlagen und ihre Schwäche verrathen.

Dieser Gesichtspunkt führt uns von selbst auf die Sache zurück. Was Lessing, und zwar mit klarem Bewußtsein, im Gegensatze, oder, will man, zu Ergänzung Leibnizens erstrebte, ist eine Theologie, in welcher nicht scholastisch die bloß formale, in welcher vielmehr die reale Denkbarkeit der christlichen Theologie gezeigt werde. Eine solche Theologie ist wesentlich Philosophie, christliche Philosophie, aber ohne alle Nebenbedeutung! Das Ziel also hat Lessing sich unabhängig von Leibniz gesteckt; aber auf dem Wege hat er ihn zum Führer angenommen, und in so weit Leibniz dem Spinoza sich entgegen gestellt, findet sich auch Lessing dem Spinoza entgegen gesetzt. Leibniz hat ihm die Grundlinien seiner Philosophie gegeben; der Charakter derselben ist deutlich und scharf in ihnen ausgesprochen. Die Grundzüge der Monadologie mit allen ihren schon von Leibniz aus ihr entwickelten Folgerungen, namentlich der Individualität der Wesen, ihrer wechselseitigen Harmonie, der Unendlichkeit ihrer Stufenleiter und Entwickelung, das ἓν καὶ πᾶν in dem Leibnizschen Sinne, hat Lessing als Wahrheit festgehalten, frei von allem Formalismus der Wolffschen Schule. Um es mit einem Wort zu sagen (ich wiederhole das an einem anderen Ort Gesagte) [1]: das principium individuationis in Lessings Philosophie beruht auf Leibnizscher Basis. Man muß aber beachten, wie Lessing es verstanden hat, den abstrakt-ontologischen Begriffen Leibnizens eine selbständige fruchtbare Anwendung, theils auf die lebendige Natur, theils auf die Geheimnisse des christlichen Glaubens, zu geben. In § 17 des „Christenthums der Vernunft" hat Lessing auf überraschende Weise das Princip der modernen Naturbetrachtung in seiner Universalität anticipirt: die Idee einer durch die Natur gehenden Entwickelung, deren Bestätigung durch die Naturforscher er vorher sah. Es ist hier der Ort zu bemerken, daß Lessing, ohne jemals direct Naturwissenschaften zu treiben, die großen Fortschritte der Physik in seiner Zeit, namentlich die Lehre von der Elektricität, mit gespannter Aufmerksamkeit verfolgte. [2]) — Selbst in seinen theologischen Streitschriften bedient er sich gern der Gleichnisse und Bilder aus der Naturlehre, und er war weit entfernt zu glauben, daß das Gebiet der großen Entdeckungen in der Natur schon durchmessen sei. Ferner beruht die Idee der Harmonie bei Lessing auf einer breiteren ontologischen Basis, als bei Leibniz, so daß das Begriffsmäßige, Apriorische,

---

[1]) Lessings Erziehung des M. G. S. 69—84, wo das hier summarisch Vorgetragene mit Rücksicht auf Lessings philosophische Bruchstücke ausführlicher entwickelt ist. — [2]) Lessings Kollektaneen liefern manche Belege für seinen Antheil an der Natur und Naturwissenschaft, z. B. in den Artikeln: Hören, Sehen, Magnet, Wunderbare Menschen u. a. Bei dem letztern bemerkte er: „Wir kennen den Umfang der menschlichen Kräfte ohne Zweifel noch lange nicht. Wir wissen noch lange nicht, wozu ein Mensch durch Fleiß und Uebung gelangen kann, und was für Ausnahmen auch in seinem Organismus sich äußern können, ohne seiner Erhaltung und Gesundheit hinderlich zu sein." — Bei dem Artikel Magnet und „über den äußerlichen Gebrauch des Magnets gegen innerliche Krankheiten" bemerkt er, daß Paracelsus der eigentliche erste Erfinder dieser Kur sei, durch welche itzt [1772 Mesmer] in Wien so viel Aufsehen mache. Das weit größere Aufsehen, welches Mesmer durch die Anwendung des animalischen Magnetismus gemacht hat, erlebte Lessing nicht.

hier sich uns ergiebt, sofern sie, diese Harmonie, direkt aus dem Satze § 19 des „Christenthum der Vernunft:“ Gott schafft nichts als einfache Wesen — folgt; während bei Leibniz es einer Reflexion bedarf, um die prästabilirte Harmonie, ohne den Schein des Zufälligen, Endlichen und in die Zeit Fallenden, rein zu denken. Diese Idee der Harmonie tritt aus den übrigen Sätzen immer klarer hervor. Als Endzweck der Entwickelung des menschlichen Geistes wird aber das Aufgehen der Spekulation in die Erfahrung — alles auf religiös-christlicher Grundlage, in Aussicht gestellt. „Bis hieher wird einst ein glücklicher Christ das Gebiet der Naturlehre erstrecken: doch erst nach langen Jahrhunderten, wenn man alle Erscheinungen in der Natur wird ergründet haben, so daß nichts mehr übrig ist, als sie auf ihre wahre Quelle zurückzuführen.“ Man bemerkte ferner, daß das psychologische Moment der dunkeln und klaren Vorstellungen und deren Abstufung an Leibniz erinnert, der zuerst dieser von ihm gemachten Entdeckung (so kann man sagen) die vielseitigste Ausführung und Anwendung in der Moral und Seelenlehre, selbst in der Physiologie und Medizin, gegeben hat. Leibniz verfährt analytisch, von dem menschlichen Bewußtsein ausgehend und in dem Reiche der Natur auf- und niedersteigend; Lessing ist synthetisch, von der Idee des Alls ausgehend. Das zeigt sich besonders bei der Lehre von den Sinnen, die bei Lessing eben so tief auf ontologischer Basis begründet ist, als die Idee der Harmonie. Es ist nur ein Blatt von ihm, nicht mehr, auf welches Lessing seine Gedanken hingeworfen hat; aber ein Blatt, welches uns mit Bewunderung vor dem Scharfsinn, vor der Tiefe der Conception erfüllt. Von dem Herausgeber, Karl Lessing, trägt es die Aufschrift: „Daß mehr als fünf Sinne für den Menschen sein können.“ Im Grunde aber ist das von den Sinnen entnommene Moment nur das Vehikel der Betrachtung, welche etwas viel Allgemeineres, nämlich das Gesetz der Entwickelung in der Natur, zum Gegenstand hat, im übrigen aber auf das Verhältniß Gottes zur Welt, der Schöpfung, und der unendlichen Reihe auf der Leiter der einfachen Wesen zurückweist. Der Zusammenhang wäre, wie bereits angedeutet, dieser: Gott schafft nichts als einfache Wesen, und das Zusammengesetzte ist nichts als eine Folge seiner Schöpfung (Christenthum der Vernunft § 18). Diese einfache Wesen sind geordnet nach dem Gesetze der Continuität. Ein jedes Wesen setzt die ganze vorhergehende Reihe der Wesen in der Stufenleiter der Schöpfung voraus, und weist auf die ganze nachfolgende hin, welche an keinem anzugebenden Punkte still steht, sondern in das Unendliche fortgeht. Jedes Wesen ist Seele und begrenzt, d. h. mit Materie begabt. Als Seele ist es vorstellende Kraft, und zwar, als Glied einer unendlichen Reihe, unendlicher Vorstellungen fähig. Die Vermittelung der ihr anhaftenden Endlichkeit mit der Unendlichkeit der Vorstellungen geschieht in der Form der Zeit, als der Form einer unendlichen, continuirlichen Folge. Die Natur thut keinen Sprung. Keine Seele ist in einem Momente, wo sie von sich oder anderen Intelligenzen als Objekt erfaßt ist, ein rein unmittelbares, wenn gleich einfaches und mit sich identisches, sondern ein durch die hinter ihr liegende Reihe von Wesen Vermitteltes. „Wenn die Natur nirgends einen Sprung thut, so wird auch die Seele alle untern Staffeln durchgegangen sein, ehe sie auf die gekommen, auf welcher sie sich

gegenwärtig befindet." Die unterste Staffel der Seele ist die, wo die Seelen zwar einen Sinn haben, d. h. Grenzen ihrer Vorstellungen oder Materie, aber nur ganz allgemein in Nacht und Dunkel (Christenthum der Vernunft § 27). Sie haben noch keinen organischen Körper: sie machen die, welche die unorganische Natur konstituiren, die einfachen Wesen oder Seelen aus. Denn „die ganze materielle Welt ist bis in ihre kleinsten Theile beseelt; jedes Stäubchen der Materie kann einer Seele zu einem Sinne dienen." Sobald aber ein Wesen mehr als einen Sinn überhaupt, wenn es z. B. nur zwei Sinne hat, so tritt es in eine höhere Ordnung über, in die der Wesen mit organischen Körpern. Denn die Sinne sind, nach Lessing, die Blüthe und gleichsam der Exponent der Reihe, zu welcher ein gewisser Organismus gehört. Wie nun, zufolge der Continuität, jedes organische Wesen einmal ein unorganisches gewesen war, welches sich in eine höhere Ordnung erhoben, so schließen wir von unserem thierischen Organismus einerseits auf unsere ehemaligen, niedrigern zurück, welche wir durchlaufen haben, und nach der andern Seite auf höhere Organismen, gegen welche wir uns entwickeln, da wir z. B., wie jetzt für das Licht, so auch für ätherische Potenzen, wie Elektricität und Magnetismus, eigenthümliche offene Sinne haben werden, und so zu andern homogenen Urstoffen (oder Kräften), von denen wir jetzt noch nicht einmal eine vermittelte Erfahrung haben dürften. Und so gelangt Lessing von Moment zu Moment zu seiner Idee der Palingenesie, und Seelenwanderung (Metempsychose), bei welcher er übrigens mit mehreren gleichzeitigen Denkern zusammentraf,[1]) namentlich mit Bonnet, obschon er es vorzieht, sich auf den ältesten, dem Orient fast gemeinsamen Gedanken zu berufen.[2]) „Ist diese Hypothese darum so lächerlich, weil sie die älteste ist? weil der menschliche Verstand, ehe ihn die Sophisterei der Schule zerstreut und geschwächt hatte, sogleich darauf verfiel?"[3]) Er nennt es an dieser Stelle eine „Hypothese," weil er hier dem Gedanken diejenige wissenschaftliche Begründung nicht geben konnte, wie es in den nachgelassenen Fragmenten geschehen. So erklärt Lessing einmal die von Campe in seinen philosophischen Gesprächen (1773) aufgeworfene Frage: Warum die göttliche Weisheit eine solche Verschiedenheit in Absicht der Grade der Ausbildung unter den Menschen beliebt, und warum sie dieselben nicht vielmehr alle zu einem gleich hohen Grade der Vollkommenheit bestimmt habe — für ein Unding (XI, 454. M. 2, 26. H. XVIII, 365). „Wie, wenn ich sagte, daß der Mensch oder jede Seele, so lange sie als Mensch erscheint, vollkommen zu der nämlichen Ausbildung seiner Fähigkeiten gelange? Ist es denn schon ausgemacht, daß meine Seele nur einmal Mensch ist? Ist es denn schlechterdings so ganz unsinnig, daß ich auf meinem Wege

---

[1]) Am nächsten kommt unter Lessings Zeitgenossen ihm vielleicht J. G. Schlosser, (Kleine Schriften, Basel 1783, III, 1 f. u. 51 f. Zwei Gespräche über die Seelenwanderung.) Auch A. W. Schlegel, vielleicht in Folge seiner indischen Studien, neigte sich später dieser Idee zu. Vgl. G. Widenmanns gekrönte Preisschrift: „Gedanken über die Unsterblichkeit, als Wiederholung des Erdenlebens," Wien 1851. — [2]) Das Geschichtliche und Kulturhistorische über das Vorkommen des Glaubens an die Seelenwanderung findet sich übersichtlich zusammengestellt in Bohlens Indien I, 170. — [3]) Erziehung des Menschengeschlechts § 95.

der Vervollkommnung wohl durch mehr als eine Hülle der Menschheit durch müßte?"

„Vielleicht war auch dieser Wanderung der Seele durch verschiedene menschliche Körper ein ganz eigenes neues System zu Grunde? Vielleicht war dieses neue System kein anderes als das ganz älteste" — — hier bricht er ab.[1]) Daß Lessing keine bloß bildliche, symbolische, sondern eine reale und natürliche Seelenwanderung angenommen hat, darüber kann, nach diesen seinen eigenen Aeußerungen, kein Zweifel walten. Gewissen Philosophen unserer Zeit mag eine solche Hypothese sehr crude erscheinen;[2]) Lessing aber scheute als Denker keine Folgerung, so ungewöhnlich, so parador sie lauten mochte, wenn sie nur mit innerer logischer Nothwendigkeit aus seinen Principien folgte.

So weit nun ließe sich, bei aller Eigenthümlichkeit, der Typus Leibnizischer Ideen bei Lessing wiedererkennen; wiewohl hier in Bezug auf die Metaphysik eine Grundverschiedenheit nicht zu verkennen ist, welche darin besteht: daß, wie bemerkt, der Dualismus, von dem Leibniz beim Spekuliren aussetzt, und welcher durch seine prästabilirte Harmonie nicht überwunden wird, welcher auch seiner Psychologie und Physiologie zu Grunde liegt, daß dieser Dualismus sage ich, bei Lessing von vorn herein überwunden ist; daß Idealismus der unterscheidende Charakter dieses Systems ist,[3]) und die Harmonie nicht in der Uebereinstimmung zweier verschiedener, absoluter Potenzen, welche in einem Wesen sich vereinigen, liegt, sondern darin, daß jedes Einzelwesen in wahrem und absolutem Sinn Mikrokosmus ist. Der Organismus ist ihm ein rein Innerliches, Idealisches, und aus dem Begriffe eines Wesens, z. B. des Thieres, Erklärbares, nicht etwas äußerlich Teleologisches. Dieses alles kommt darauf hinaus, daß Lessing sich ein theologisches, kein physikalisches Problem gestellt hat; daher dies andererseits den Nachtheil mit sich führte, daß er sein „System"[4]) nach der physikalischen oder vielmehr naturphilosophischen Seite nur skizzenhaft abgehandelt, während die ethische und theologisch-religiöse Seite bei den Fragen der Zeit über Christenthum, Offenbarung und Geschichte, nicht systematisch, sondern an bestimmte Objekte sich

---

[1]) Aus Lessings Brief an Campe, vom Jahre 1778, XIII, 535. M. XII, 618. H. XX, 1, 760, ersieht man, daß Lessing durch Krankheit gehindert war, diese „Grille," wie er sich ausdrückt, zu Ende zu führen. Lachmann verweist allgemein auf Lessings theologischen Nachlaß, ohne sich zu erinnern, daß ein Bruchstück a. a. O. abgedruckt ist. — [2]) Wirklich hat der Recensent meiner Schrift über Lessings Erziehung des M. G. in den Berliner Jahrbüchern für wissenschaftliche Kritik bei diesem Punkte mir vornehm zwar Kenntniß, aber keine Erkenntniß Lessings zugestanden. (Guhrauer). — [3]) Diesen vorherrschend idealistischen Charakter in Lessings philosophischen Grundsätzen hebt auch H. Ritter (a. a. O. S. 176) hervor. An einem andern Orte (Allgemeine Monatschrift für Wissenschaft und Literatur, März 1853. „Auch ein Versuch, über die deutsche Philosophie seit Kant sich zu verständigen") sagt Ritter: „in Beziehung auf die deutsche Philosophie könne Lessing als der Vorläufer Fichtes, wie Herder als Vorläufer Schellings, angesehen werden; bis auf den Stil herab lasse sich die Verwandtschaft dieser Männer verfolgen." Diese Verwandtschaft Lessings mit Fichte hat schon Fr. Schlegel ausgesprochen. — [4]) Man gestatte schon der Kürze wegen diesen Ausdruck, dessen Lessing hier überall selbst sich bedient, obschon er am besten wußte, daß er nichts als Umrisse gebe.

knüpfend, energisch bei ihm vertreten ist. Hier ist es, wo wir die Selbständigkeit, die Eigenthümlichkeit Lessings am meisten erkennen, wodurch er Epoche macht, wenn dies auch sehr spät anerkannt wurde. Es spricht sich dies vornämlich nach zwei Richtungen aus, in dem Streben nach spekulativer Auffassung der eigenthümlichen Lehren des Christenthums, namentlich der Dreieinigkeit, im Zusammenhang mit dem transcendentalen Begriffe Gottes, [1]) der Erbsünde, der Genugthuung des Sohnes, der Ewigkeit der Strafen u. s. w., und dann in der Anwendung des Begriffs gesetzmäßiger Entwickelung auf die Weltgeschichte, immer mit besonderer Beziehung auf Offenbarung, aber auch auf die Staatenbildung. Beide Richtungen begegnen sich an Einem Ziele. Näher und im Zusammenhange darauf einzugehen wird die Zergliederung der Erziehung des Menschengeschlechts und der Freimaurergespräche die Gelegenheit bieten. Diese beiden Schriften, vorzüglich die erstere, können nur dann allseitig und erschöpfend verstanden und gewürdigt werden, wenn man die Fäden, durch welche sie mit den übrigen Bestrebungen und Principien Lessings zusammenhängen, im Auge hat. Ebenso verhält es sich mit einzelnen Aeußerungen Lessings, wie z. B. über die menschliche Freiheit, welche er vor Jacobi zu läugnen schien, deren Idee aber mit seiner Lehre von Gott und der Entwickelung der Stufenleiter der einzelnen Wesen und der göttlichen Leitung oder Erziehung der Menschheit in der Geschichte auf das engste verknüpft ist.

Drittes Kapitel.

Gehen wir jetzt zu Lessings Beziehungen zu Religion und Theologie über, so knüpfen wir an einen vorhin gefundenen Grundsatz Lessings wieder an, welcher als das fruchtbarste Axiom hier an die Spitze gestellt zu werden verdient, indem alles übrige davon sein Licht erhält. Dieses Axiom liegt in dem Satze: die Religion liegt im Gefühl. Es ist bemerkenswerth, daß Lessing, er, bei dem man den denkenden Verstand überall als das Höchste und Maßgebende voraussetzt, schon früh zu jener Ueberzeugung durchdrang und sie bis ans Ende fest hielt. Er unterscheidet (in den Zusätzen zu den Fragmenten X, 9. M. 14. H. XV, 261) den Christen von dem Theologen, und er fragt: „was gehen dem Christen dieses Mannes Hypothesen und Erklärungen und Beweise an? Ihm ist es doch einmal da, das Christenthum, welches er so wahr, in welchem er sich so selig f ü h l e t. — Wenn der Paralyticus die wohlthätigen Schläge des elektrischen Funkens e r f ä h r t: was

---

[1]) Das Christenthum der Vernunft, die ersten 12 §§. und die Erziehung des M. G. § 73. Vgl. die ausführlichere Erörterung in meiner früheren Schrift, mit Bezug auf Schelling und D. Strauß, S. 115—125. H. Ritter a. a. O. zergliedert den Begriff Gottes bei Lessing besonders mit Rücksicht auf sein Verhältniß zur Substanz des Spinoza und der Weltseele der Stoiker, mit Hinsicht auf gewisse Mittheilungen F. H. Jacobis.

kümmert es ihn, ob Nollet[1]) oder ob Franklin oder ob keiner von beiden Recht hat?" — Hier ist auch der Punkt, wo bei Lessing die Religion mit der Lehre von dem Schönen, der Aesthestik, zusammenhängt; nicht durch das Gefühl überhaupt, sondern durch die innere Verwandtschaft des religiösen mit dem Schönheitsgefühl, wie dies in dem Schlusse der Abhandlung: Wie die Alten den Tod gebildet, mit Wärme ausgedrückt ist: „Nur die mißverstandene Religion kann uns von dem Schönen entfernen, und es ist ein Beweis für die wahre, für die richtig verstandene, wahre Religion, wenn sie uns überall auf das Schöne zurückbringt."

Doch dies ist nur die eine Seite. Die wahre Religion besteht nicht in dem bloßen in sich seligen Gefühle, sondern sie muß sich auch in ihrer Wirkung nach außen — praktisch — mit einem Wort, in der Liebe bewähren, die Liebe ist die nothwendige Ergänzung des Gefühls. Die poetische, dramatische Darstellung dieser Seite des religiösen Lebens in ihrer höchsten Blüthe wird uns im „Nathan" gegenüber treten. — Hier aber müssen wir durch jene Kämpfe hindurch, welche zu Nathan dem Weisen den geschichtlichen Hintergrund bilden.

Vermöge des so eben berührten Grundsatzes, welcher aus der wissenschaftlichen Theologie der Schule damals entwichen war, gerieth Lessing fast nach allen Seiten mit seiner Zeit in Widerspruch und ward ihr wiederum selbst zum Räthsel:

In Widerspruch erstlich mit den Apologeten, welche die Wahrheit der christlichen Religion gegen die Freidenker und Deisten beweisen wollten; —

In Widerspruch mit den Freidenkern, welche das Christenthum zu widerlegen und zu vernichten glaubten und ihre Vernunft an die Stelle der Offenbarung setzten; —

In Widerspruch mit den Wolfianern, welche die Lehrsätze des kirchlichen Glaubens demonstrirten; —

In Widerspruch mit den lutherischen Theologen, welche keine andere und höhere Quelle der Religion, als das geschriebene Wort der Bibel kannten; —

In Widerspruch endlich mit den Neologen unter den damaligen Theologen, welche den kirchlichen Glauben nach der herrschenden Popularphilosophie reformiren wollten.

Dies verdient eine weitere Ausführung. Geht man erstlich in Lessings Schriften bis auf die Kritiken aus seiner früheren Jugend zurück, so findet man schon seine Geringschätzung der gelehrten Vertheidiger des Christenthums. Klopstock hat, ihm zufolge, für die christliche Religion unendlich mehr gewirkt, als alle jene Abhandlungen seit Grotius, deren Schriften zur Zeit seiner Jugend, „Modeschriften" waren.[2]) „Wenn der Verfasser des Messias kein

---

[1]) Der Abbé Nollet, welcher 1770 als Lehrer der Physik und Naturgeschichte der enfans de France zu Paris starb, war in der Lehre von der Elektricität ein Gegner Franklins. — [2]) XI, 542. M. 2, 170. H. XVII, 168. . . . „Der bessere Theil meines Lebens ist — glücklicher oder unglücklicher Weise? — in eine Zeit gefallen, in welcher Schriften für die Wahrheit der christlichen Religion gewissermaßen Modeschriften waren. . . .

Dichter ist, so ist er doch ein Vertheidiger unserer Religion, und dieses um desto mehr als alle Schriftsteller sogenannter geretteter Offenbarungen oder untrüglicher Beweise. Oft beweisen diese Herrn durch ihre Beweise nichts, als daß sie das Beweisen hätten sollen bleiben lassen." — Bestimmter und schärfer drückt er sich später über solche Werke aus, wenn er sagt, „daß sie nicht allein sehr schlecht beweisen, was sie beweisen sollen, sondern auch dem Geiste des Christenthums ganz entgegen sind, als dessen Wahrheit mehr empfunden sein will, als erkannt, mehr gefühlt, als eingesehen." [1])

Ebenso weit zurück datirt sein Widerwille gegen die Wolffschen Theologen und ihre Anwendung der mathematischen Methode auf die Dogmatik, worin „die Philosophie den Glauben durch Beweise erzwingen und die Theologie die Beweise durch Glauben unterstützen soll." [2]) Mit der Zeit aber hatte diese Schule jener andern den Platz räumen müssen, welche wir so eben im Vorbeigehen genannt haben, der popularphilosophischen, welche unter ihren Vorkämpfern Männer der verschiedensten Richtungen und Talente hatte. Was sie bei ihren Bestrebungen gegen die alte orthodoxe Theologie zusammenhielt, war die Erhebung des gemeinen Menschenverstandes zum Richter aller religiösen Wahrheit und Vorstellungen, sowohl mit Beziehung auf die Bibel, als auf die kirchlichen Symbole. Diesem Kreise zur Seite stand die historisch-kritische Schule, als deren Gründer J. D. Michaelis und J. S. Semler angesehen werden, denen man mit Bezug auf die biblische Auslegung Ernesti beifügen muß; Männer übrigens, welche sich, nach ihrer persönlichen Ueberzeugung, der strengen Uebereinstimmung mit dem Glauben der Väter beflissen. Ernesti, sahen wir, vertheidigte z. B. in einer eigenen Schrift den lutherischen Begriff vom Abendmahl gegen den Abfall des Literators Heumann von diesem Dogma. Michaelis suchte den Schein der Heterodoxie auf jede Weise und fast ängstlich zu vermeiden; er protestirte, als Semler eingestand, daß der Kirchenglaube der Protestanten von der Lehre, die ein ehrlicher Mann als Christi Lehre verkündigen könne, durchaus abweiche. Semler war offener und ehrlicher als Michaelis; aber während er durch seine Unterscheidung der öffentlichen von der Privatreligion, des Oertlichen und Zeitlichen von dem Bleibenden und Ewigen in der Schrift (indem ihm das moralische Princip, „die Ausbesserung des Menschen," über Alles ging), die Revolution in der Theologie, deren Wirkungen noch fortdauern, vorbereitete, war er für sich nicht frei von den früh empfangenen Eindrücken pietistischer Grundsätze, zeigte sich als ein Beschützer theosophischer und alchymistischer

---

Was Wunder also, daß meine Lektüre ebenfalls darauf verfiel, und ich gar bald nicht eher ruhen konnte, bis ich jedes neue Produkt in diesem Fache habhaft werden und verschlingen konnte. . . ."

[1]) Kollektaneen, Artikel: Religion. XI, 371. M. 1, 504. H. XIX, 476. Den neuern Apologeten hält er hier die Kirchenväter entgegen, als deren für die Religion geschriebene Werke nicht sowohl Behauptungen derselben, als blos Vertheidigungen gegen die Heiden gewesen seien. „Sie suchten die Gründe gegen sie zu entkräften, aber nicht unmittelbare Gründe für sie festzusetzen." Als Selbstbekenntnisse von großer Bedeutung gelten vor andern die Fragmente, überschrieben: Lessings Bibliolatrie. XI, 540. M. 2, 170. H. XVII. 162 u. 164. — [2]) Gedanken über die Herrnhuter XI, 27. M. 1, 25. H. XIV, 1, 203 f.

Bestrebungen, und griff Bahrdt und Lessing als Feinde der Kirche an. Was für Semler die Moral, war für Michaelis die Geschichte, auf dem breiten Grunde aller mit dieser Wissenschaft verbundenen Kenntnisse und Disciplinen. Die Bibel sank in seinen Händen zu dem beschränkten und bedingten Werthe eines profanen Buches herab, und es bedurfte des edlern, philosophischen und poetischen Geistes der Lessing, Herder und Goethe, um das Jahrhundert zu den Höhen der Betrachtung des ehrwürdigsten aller Bücher zurückzuführen.

Anders jene Rationalisten, welche mit Bewußtsein die Schranken einer abstrakten Schule zu durchbrechen und eine Gemeinde zu bilden, oder vielvielmehr die neue Lehre in die bestehende protestantische Kirche hinüber zu tragen bestrebt waren. Eberhard, Mendelssohn, als Vertreter eines reinen Deismus, Garve, waren gewissermaßen die Philosophen dieser Schule: Eberhard als Theologe und Geistlicher wandte die neue Philosophie direkt auf die Theologie an, wurde aber bald von den Bahrdt, Basedow und A. überholt. Selbst F. H. Jacobi, bei allen seinen Kämpfen gegen die Philosophie der Schulen, von Mendelssohn bis Schelling, gehörte dem rationalistischen Bekenntnisse so gut an, als Kant oder Jean Paul. Hauptsitz dieser Schule wurde seit 1770 Berlin, wo Spalding, Teller eine ansehnliche Stellung einnahmen, ihr Organ Nicolais Allgemeine deutsche Bibliothek. Nicolai betrachtete sich als einen der Apostel der theologischen Reform und sprach sich als Herausgeber der Allgemeinen Bibliothek gleichsam eine Mission zu. Er hätte sie sonst viel früher aufgegeben. „Wollte Gott,“ schrieb er den 8. März 1771 (XIII, 283. H. XX, 2, 449) an Lessing, „ich dürfte an die Deutsche Bibliothek gar nicht mehr denken! . . . Ich habe schon oft aufhören wollen; wissen Sie, was mich zurückhält? Die theologischen Artikel. Sie haben eine so merkwürdige Revolution in den deutschen Köpfen verursacht, daß man sie nicht muß sinken lassen. — Sie haben vielen Leuten Zweifel erregt, und dadurch die Untersuchung rege gemacht. — Gut! werden Sie sagen; ich will der Zweifel noch mehr machen, wenn ich die Orthodoxie gegen die neuern Heterodoxen vertheidige; diese werden sich alsdann verantworten und deutlicher erklären müssen. Nein, liebster Freund! Sie werden stille schweigen und sich hinter das Schild der Orthodoxie verbergen. Der denkenden Leute sind so wenige, sie haben in den meisten Ländern so viel zu riskiren und sind daher sehr furchtsam; die Orthodoxen sind durch Gesetze und Besitz so mächtig geschützt, daß, wenn sie den geringsten Beistand bekommen, sich die denkenden Leute gar nicht merken lassen werden, daß sie freier denken als Andere. — Wer unsern neuern Theologen nicht von der Seite der Orthodoxie, sondern von der Seite der natürlichen Theologie ihre Inconsequenz zeigen könnte, das wäre eine schöne Sache! Ich habe es in meinem Romane [1]) beiläufig thun wollen; aber die Feder fällt mir aus den Händen, wenn ich bedenke, wie wenig das Publikum in Deutschland noch vorbereitet ist, gewisse Wahrheiten ganz nackend zu sehen. Kann man sie aber nackend nicht zeigen, so wollen wir es Jedem überlassen, wie er, den Umständen oder seinen Vorurtheilen nach, meint, sie bekleiden zu können. Genug, wenn die holden Augen der Wahrheit, die uns beglücken, nur nicht verhüllet sind.“

[1]) Dem Sebaldus Nothanker.

— Wenn nur das, was Nicolai die natürliche Theologie nannte, nicht eben meistentheils jene neue aufgeklärte Theologie gewesen wäre, welche den überall scharf unterscheidenden Verstand Lessings so beleidigte. Gegen diese neue Theologie trat er auch bald offen hervor.

Der Aufsatz: „Leibniz von den ewigen Strafen (1773)" (IX, 149. M. 146. H. XVIII, 69) war wie ein Absagebrief an seine Berliner Freunde, von denen Eberhard, mit seiner Neuen Apologie des Sokrates,[1]) ihm den Stoff seiner Bemerkungen lieferte,[2]) denen Mendelssohn, Nicolai, Karl Lessing, so gut als Eberhard, lebhaften Widerspruch entgegensetzten, von dem sich Lessing aber nicht getroffen fühlte; nur das hätte ihm leid gethan, wenn er etwa, durch diese Kritik, den Gegnern Eberhards einen Vorwand mehr gegen ihn in die Hände gegeben hätte. Doch beruhigte er sich bei dem Gedanken, daß Eberharden bei den Geistlichen Berlins mehr sein Lob, als sein Widerspruch geschadet haben könne! Im Uebrigen schrieb er: „Wenn Herr Eberhard mich nicht besser versteht, als Du mich zu verstehen scheinst, so hat er mich sehr schlecht verstanden. So habe ich wirklich, meinst Du, mit meinen Gedanken über die ewigen Strafen den Orthodoxen die Cour machen wollen? Du meinst, ich habe es nicht bedacht, daß auch sie damit weder zufrieden sein könnten, noch werden? Was gehen mich die Orthodoxen an? Ich verachte sie eben so sehr, als Du; nur verachte ich unsere neumodischen Geistlichen noch mehr, die Theologen viel zu wenig und Philosophen lange nicht genug sind. Ich bin von solchen schalen Köpfen auch sehr überzeugt, daß, wenn man sie aufkommen läßt, sie mit der Zeit mehr tyrannisiren werden, als es die Orthodoxen jemals gethan haben." So sprach sich Lessing in Kurzem auch öffentlich aus.[3]) Noch deutlicher drückt Lessing gegen seinen Bruder in einem berühmten Briefe (vom 2. Februar 1774. XII, 409. M. 484. H. XX, 1, 571) sich aus, daß er sich in Ansehung der Religion eine ganz falsche Idee von ihm mache, und sein ganzes Betragen in Ansehung der Orthodoxie sehr unrecht verstehe. „Ich sollte es der Welt mißgönnen, daß man sie mehr aufzuklären suche? Ich sollte es nicht von Herzen wünschen, daß ein Jeder über die Religion vernünftig denken möge? Ich würde mich verabscheuen, wenn ich selbst bei meinen Subeleien einen andern Zweck hätte, als jene große Absichten befördern zu helfen. Laß mir aber doch nur meine eigne Art, wie ich dieses thun zu können glaube. Und was ist simpler als diese Art? Nicht das unreine Wasser, welches längst

---

[1]) Neue Apologie des Sokrates oder Untersuchung der Lehre von der Seligkeit der Heiden von J. A. Eberhard, Prediger in Charlottenburg, Berlin bei F. Nicolai 1772. Zweite Auflage 1776—1778 (worin er gegen Lessings Angriffe sich mehrfach vertheidigt). — [2]) Ich wiederhole nicht die ausführliche Erörterung über Lessings Begriff von der Hölle und ihrer Ewigkeit, die ich in „Lessings Erziehung des Menschengeschlechts" S. 132—145 gegeben. — [3]) Von Duldung der Deisten. Im dritten Beitrag 1774 (IX, 421. M. 409. H. XV, 103) gegen die Rationalisten, „die sich gegen die Vertheidiger einer blos natürlichen Religion mit so vielem Stolze, mit so vieler Bitterkeit ausdrücken, daß sie mit jedem Worte verrathen, was man sich von ihnen zu versehen hätte, wenn die Macht in ihren Händen wäre, gegen welche sie itzt noch selbst protestiren müssen. Dieses ihr vernünftiges Christenthum ist allerdings noch weit mehr, als natürliche Religion: Schade nur, daß man so eigentlich nicht weiß, weder wo ihm die Vernunft, noch wo ihm das Christenthum sitzt."

nicht mehr zu brauchen, will ich beibehalten wissen: ich will es nur nicht eher weggegossen wissen, als bis man weiß, woher reineres zu nehmen; ich will nur nicht, daß man es ohne Bedenken weggieße, und sollte man auch das Kind hernach in Mistjauche baden. Und was ist sie anders, unsere neumodische Theologie, gegen die Orthodoxie, als Mistjauche gegen unreines Wasser?

„Mit der Orthodoxie war man, Gott sei Dank, ziemlich zu Rande; man hatte zwischen ihr und der Philosophie eine Scheidewand gezogen, hinter welcher eine jede ihren Weg fortgehen konnte, ohne die andere zu hindern. Aber was thut man? Man reißt diese Scheidewand nieder, und macht uns, unter dem Vorwande, uns zu vernünftigen Christen zu machen, zu höchst unvernünftigen Philosophen. Ich bitte Dich, lieber Bruder, erkundige Dich doch nur nach diesem Punkte genauer, und siehe etwas weniger auf das, was unsere neuen Theologen verwerfen, als auf das, was sie dafür in die Stelle setzen wollen. Darin sind wir einig, daß unser altes Religionssystem falsch ist; aber das möchte ich nicht mit Dir sagen, daß es ein Flickwerk von Stümpern und Halbphilosophen sei. Ich weiß kein Ding in der Welt, an welchem sich der menschliche Scharfsinn mehr gezeigt und geübt hätte, als an ihm. Flickwerk von Stümpern und Halbphilosophen ist das Religionssystem, welches man jetzt an die Stelle des alten setzen will; und mit weit mehr Einfluß auf Vernunft und Philosophie, als sich das alte anmaßt. Und doch verdenkst Du es mir, daß ich dieses alte vertheidige? Meines Nachbars Haus drohet ihm den Einsturz. Wenn es mein Nachbar abtragen will, so will ich ihm redlich helfen. Aber er will es nicht abtragen, sondern er will es mit gänzlichem Ruin meines Hauses stützen und unterbauen. Das soll er bleiben lassen, oder ich werde mich seines einstürzenden Hauses so annehmen, als meines eigenen.

„Bei diesen Gesinnungen kannst Du Dir leicht einbilden, daß ich auf einen Angriff von Teller sehr gefaßt bin. [1]) Laß ihn nur kommen; wir wollen doch sehen, wer den Andern nach Hause leuchtet. . . .“ Diese Besorgniß war ohne Grund.

Eben jetzt trat Nicolai mit seinem so berühmt gewordenen Zeit-Roman: „Leben und Meinungen des Herrn Magister Sebaldus Nothanker (1773)“ auf, in welchem er den Nerv der damaligen Bewegungen, in der protestantischen Theologie und Kirche, in dem Helden und den Nebenpersonen, namentlich in Stauzius (den man allgemein auf den Senior Goeze in Hamburg bezog), so glücklich erfaßte, daß dieser Roman für die Geschichte dieser Uebergänge immer wichtig und anziehend bleiben wird. Der arme Sebaldus wird ein Opfer der Begeisterung, womit er das tausendjährige Reich predigt und die Ewigkeit der Höllenstrafen verwirft. Die Strafrede, welche ein orthodoxer Prediger zu Berlin auf der Straße den neologischen Theologen mit ihrer Inconsequenz hält, [2]) ist ganz Lessing abgeborgt. „Wir haben oft darüber gelacht,“ erzählt Nicolai, „daß ich Lessingen in meinem Romane

---

[1]) Karl Lessing hatte ihm gemeldet, Teller wolle gegen ihn wegen des „Andreas Wissowatius“ schreiben. — [2]) Erste Ausg. II, 79 ff. 4. Aufl. II, 88 ff.

im Costüme eines Predigers redend eingeführt hatte." Fichte hat bekanntlich die Behauptung aufgestellt, dieser Roman, wenigstens das Beste darin, rühre nicht von Nicolai, sondern von einem ganz andern Manne; worin er jenem sicher Unrecht that. Nicolai hat in einem Briefe an Lessing (XIII, 475. H. XX, 2, 706) die Geschichte seines Romans umständlich mitgetheilt. Dagegen könnte man sagen: das Beste in Sebaldus Nothanker gehöre, dem Geiste nach, Lessings Einflusse auf den Verfasser, und dieser hat sich vor Allen Lessingen zum Richter gedacht. Auch gestand Lessing dem Verfasser (M. XII, 473. H. XX, 1, 557), daß ihm das Buch Vergnügen gemacht habe. [1]) Auch Wieland gab im Merkur dem Buche seinen Beifall und zerfiel darüber mit F. H. Jacobi, welcher es ihm sehr übel nahm, daß er ein Buch loben konnte, in welchem sein Bruder Georg Allen kenntlich in der Person Säuglings gezeichnet war, wie Riedel in der Person des Rambold. Selbst Lessing scheint Mißfallen über diesen satirischen Zug geäußert zu haben. [2])

Bald aber verlor Lessing die Berliner Aufklärer aus den Augen, welche ihm im übrigen wenig zu thun gaben. Er wählte sich einen viel bedeutendern, seinen Kräften angemessenen Feind. Er fing an, die Fragmente des Ungenannten herauszugeben.

Viertes Kapitel.

Die Herausgabe der Fragmente, abgesehen von den Kämpfen, welche sie Lessing bereiteten, und von dem Anstoß, den dadurch die Theologie erhielt, wäre schon für sich selbst ein Beweis von der Höhe, zu der er auch hier über den größten Theil seiner Zeitgenossen sich erhob. Er that damit nichts anderes, als was vor ihm Leibniz billigte und sogar beförderte, wenn er am Abend seines Lebens auf die Bekanntmachung des Heptaplomeres des Bodinus drang (dieses entschiedenen Deisten), welches in vielen Abschriften seit dem Anfang des 17. Jahrhunderts nicht blos unter den Gelehrten, sondern auch in den höchsten Kreisen verbreitet war und mit Begierde gelesen wurde. Ganz wie später Lessing, ganz wie die erleuchtetsten Theologen unsrer Zeit (ich nenne einen Neander) dachte der große Mann, daß der Sieg der Wahrheit und des Christenthums im Verhältniß der Stärke der Angriffe nur gewinnen könne. Doch scheiterte der Druck an dem Dazwischentreten der Regierungen, und eines der merkwürdigsten Werke, welches Scharfsinn und Gelehrsamkeit im Dienste der Gewissensfreiheit und bürgerlichen Duldung, allerdings mit deistischen Principien, mitten im Brande des bürgerlichen und Religions=Krieges in Frankreich verfaßt hatte, gerieth endlich in

---

[1]) Lessing hatte ihm Anmerkungen zum Sebaldus versprochen, nämlich zum ersten Theile, der eben heraus war. — [2]) Nicolai entschuldigte sich bei ihm, es komme noch von der ersten Anlage des Plans her; in der Folge werde er sich noch mehr bemühen, alle individuellen Züge zu vermeiden. „Wenn aber Jacobi in das Genus der Säuglinge und Riebel in das Geschlecht der Rambolde gehört, so ist dies wieder meine Schuld nicht." (XIII, 474. H. XX, 2, 707).

Vergessenheit,[1]) so sehr, daß selbst Lessing von dessen Dasein nichts erfahren, weil er sonst unmöglich so ganz davon geschwiegen hätte; ich setze hinzu, weil er sonst ganz gewiß auch jenen großen „Fragmentisten" des 16. Jahrhunderts, in welchem die Idee Nathans des Weisen im Keime liegt, ans Licht gezogen hätte.

Unterdessen hatte, noch während des 17. Jahrhunderts, ein der christlichen Offenbarung viel feindlicherer Geist in England sich erhoben, mit mannichfachem Wechsel der Formen, im Kampfe mit bedeutenden Talenten der Kirche, bis in das achtzehnte Jahrhundert sich herabgezogen und noch Leibnizen zum Widerstande aufgerufen. Dasjenige Land, welches die ersten Sendboten des Evangeliums vor tausend Jahren nach Deutschland geschickt hatte, war es, welches jetzt den Samen des religiösen Zweifels, des Unglaubens nach Deutschland verpflanzte: bekannte literarische Kämpfe, welche, in gewissem Sinne bereits an das reformatorische Streben Bacos von Verulam anknüpfend, in Lord Herbert, Hobbes und Locke ihren ausgesprochen philosophischen Ausdruck, und in den oft genannten Deisten Toland, Tindal, Collins, ferner in Whiston, Woolston, Morgan und Chubb ihre Apostel hatten,[2]) indeß Lord Shaftesbury und Bolingbroke dieses Amt durch ihre Schriften in den vornehmen Kreisen, mehr in Frankreich als in Deutschland, ausübten, bald aber von Voltaire und den Encyclopädisten überholt wurden. Hervorragende Köpfe in England, ein Gibbon, ein Hume, huldigten offen dem Deismus, und wenn die Mehrzahl der englischen Nation den Kern des alten kirchlichen Glaubens bewahrte, so verdankte sie es besonders dem Umstande, daß die Vertheidiger der Bibel und der Offenbarung, daß Männer wie Robert Boyle, Sherlok, Leland, Ditton, Warburton, Skelton, Butler, durch Gelehrsamkeit, Gründlichkeit, philosophischen Geist, verbunden mit einer edlen würdevollen Haltung, den Gegnern die Spitze boten. In Deutschland drang der englische Deismus später ein als in Frankreich, wo um die Mitte des Jahrhunderts der entschiedenste Atheismus sein Haupt erhob. Aber die Wirkungen jenes Deismus drangen bei uns tiefer. Was dem Deutschen an Geist und Witz abging, ersetzte er durch eine gewisse Ehrlichkeit und gründlichen Ernst. Bei den deutschen Deisten des 18. Jahrhunderts pflegt man ein Zusammenwirken mehrerer Anläße und Quellen anzunehmen, unter welchen die Wolffsche Philosophie, welche alles auf das blos Begreifliche, Verstandesmäßige herabsetzte, eine wichtige Stelle einnimmt. Johann Christian Edelmann, welcher nach mancherlei Irrfahrten und Verfolgungen in Berlin eine Zuflucht fand, wo er im Jahre 1767 starb, bekannte sich offen zum Pantheismus oder, wie man es schlechthin nannte, Spinozismus; er erklärte die Schriften des neuen Testaments für ein Machwerk aus den Zeiten Constantins.[3]) Aehnliche Schicksale erfuhr Johann Lorenz Schmidt, der sogenannte Wertheimische Bibelübersetzer, dessen Bibel durch den Reichsfiscal confiscirt, und der selbst in die Acht erklärt wurde. Er fand eine Zu-

[1]) Siehe das Heptaplomeres des Jean Bodin. Mit einem Sendschreiben von A. Neander. Berlin 1841, und meine Einleitung. — [2]) Vgl. Lechler, Geschichte des englischen Deismus. — [3]) Vgl. Pratjee, Historische Nachrichten von J. Chr. Edelmanns Leben, Schriften und Lehrbegriff. Hamburg, 1755. Edelmanns Selbstbiographie, herausgegeben von C. R. W. Klose, Berlin 1849.

flucht in Wolfenbüttel, [1]) wo er eine kleine Pension vom Herzog genoß. Aber diese und ähnliche Männer wurden seit dem Erscheinen der Wolfenbüttler Fragmente in Vergessenheit gerückt.

Wir kennen heute den wahren Verfasser, auf den übrigens die Vermuthung sich früh, noch zu Lessings Zeit, gewandt hat: es war Hermann Samuel Reimarus, Professor an dem akademischen Gymnasium seiner Vaterstadt Hamburg, berühmt als Philosoph und Gelehrter; er war Anhänger der Wolffschen Philosophie. Sein nachgelassenes Werk, wie es von der Hand des Verfassers jetzt in der Stadtbibliothek zu Hamburg aufbewahrt wird, führt den Titel „Apologie oder Schutzschrift für die vernünftigen Verehrer Gottes," und besteht aus fünf Büchern. Reimarus vollendete die letzte Umarbeitung dieses seines zu wiederholtenmalen bearbeiteten Werkes kurze Zeit vor seinem Tode (1768). Da das Werk, dessen früheste Theile, nach den vorhandenen Spuren, bis in den Anfang der vierziger Jahre zurückgehen, noch immer nicht ganz herausgegeben ist, so läßt sich eine vollständige und genaue Kenntniß aller Quellen und Motive noch nicht erlangen. [2]) Herder, einer der Wenigen, welche Lessingen für die Herausgabe der Fragmente dankten, der nichts mehr wünschte, als die Ausgabe des ganzen Werkes, [3]) und dessen ausgebreitete Belesenheit den Umkreis dieser Literatur übersah, urtheilte, daß alle Zweifel des Ungenannten keineswegs so neu und

---

[1]) Er starb hier 1749. Lessing, der auf Schmidt einen Augenblick die Vermuthung zu lenken suchte, als sei er der Verfasser der angeblich auf der Wolfenbüttler Bibliothek gefundenen Fragmente, widmet ihm einen Artikel in seinen Kollektaneen, womit Eschenburgs Zusätze zu vergleichen sind. — [2]) Dr. W. Klose in Hamburg hat das Werk von Reimarus in der Zeitschrift für historische Theologie, besorgt von Ch. W. Niedner, Jahrg. 1850—1852, in neu ausgewählten Fragmenten herausgegeben. An der Spitze steht ein Brief des jüngern Reimarus, in welchem er die Autorschaft seines Vaters klar und deutlich anerkennt, womit alle anderweitigen Beweise überflüssig gemacht werden. Eine Abschrift befindet sich in der Universitäts-Bibliothek zu Göttingen; dagegen ist es, nach dem Zeugnisse Schönemanns, im Serapeum, 1844, No. 15. S. 231, als Thatsache anzunehmen, daß „jene Handschrift, aus welcher Lessing die Fragmente herausgab, und welche er (nachmals) auf höhern Befehl einliefern mußte, niemals Eigenthum der Wolfenbüttler Bibliothek gewesen ist." Lessing bediente sich nur dieser Angabe, um die Vermuthungen auf den Verfasser von dem wahren Sitze und Ursprunge des Manuscripts abzuleiten. S. die Beilage. Vgl. D. Fr. Strauß, H. S. Reimarus und seine Schutzschrift für die vernünftigen Verehrer Gottes. 2. Aufl. Bonn 1877. Daß Lessing das Manuscript von dem jüngeren Reimarus erhielt, steht jetzt fest. Vgl. Redlich in den „Mittheilungen des Vereins für Hamburgische Geschichte." 1880, S. 45. Was aus dem Reisetagebuche von Paulus hierüber berichtet ward, findet an den Thatsachen seine Widerlegung. — [3]) Herder an Lessing aus Weimar den 25. Dec. 1778. (H. XX, 2, 959.) Lessings Antwort vom 10. Januar 1779. XII, 520. M. 627. H. XX, 1, 775) ist darum bemerkenswerth, weil dadurch indirekt bestätigt wird, daß sein Vorgeben, die Fragmente in der Bibliothek zu Wolfenbüttel gefunden zu haben, eine bloße Ausflucht war. „Wo auch nur die Hoffnung herkommen könnte (schreibt er), die Fragmente ganz an das Licht zu bringen, weiß ich nicht. Nicht zwar, daß man mich abgeschreckt hätte, der Wahrheit diesen Dienst zu thun; sie mag sich nun endlich finden lassen, auf welcher Seite sie will. Sondern weil ich wirklich das ganze Manuscript nicht in Händen, und es nur bei Leuten gelesen habe, die entweder viel zu eifersüchtig, oder viel zu furchtsam damit sind, als daß sie es mir anvertrauen möchten; so viel und heilig ich auch die vom letzten Schlage versichert habe, daß ich alle Gefahr auf mich allein nehmen wolle." (Dies ging besonders auf den Sohn von Reimarus; die Tochter, Elise, dachte anders. Vgl. XII, 503. 531. M. 605. 640. H. XX, 1, 737. 793.)

unerhört seien, als sie vielleicht auch Lessing geglaubt habe.[1]) Viele seien längst gesagt und wiederholt worden, nur nicht von Christen, sondern von Juden; nicht etwa im vorigen und diesem Jahrhundert, nicht von Freidenkern in Frankreich und England (worauf sich die Polemik vieler großen Retter und Streiter einschränkt), sondern von Rabbinen früherer Jahrhunderte, aus denen der Fragmentist manches, wenigstens den ganzen Schnitt der Sehart, genommen zu haben scheine.[2]) Die Vermuthung eines neueren Theologen, daß Reimarus in diesem nachgelassenen Werke gar nicht sein Eigenthum anerkennen würde, daß er darin die Schriften der Freidenker (vielleicht durch eigene Beiträge vermehrt) nur nach Verwandtschaft ihres Inhaltes verarbeitet, in einen gewissen Zusammenhang gebracht und in eine eigenhändig von ihm geschriebene Sammlung vereinigt habe — bleibt ein frommer Versuch, das Andenken eines so berühmten Mannes, welcher seine übrigen Schriften im Dienste des Christenthums verfaßt zu haben schien, zu retten.[3]) Des Verfassers eigener Vorbericht, welchen Lessing in dem siebenten Anti-Goeze mitgetheilt hat, läßt hierüber nicht den geringsten Zweifel bestehen; nur so viel geht daraus hervor, daß nach seinem Willen das Werk auch nach seinem Tode nicht sobald durch den Druck bekannt gemacht werden sollte, bevor sich die Zeiten mehr aufklärten. „Blos meine eigene Gemüthsberuhigung," sagt er, „war vom ersten Anfange der Bewegungsgrund, warum ich meine Gedanken niederschrieb; und ich bin nachher nimmer auf den Vorsatz gerathen, die Welt durch meine Einsichten irre zu machen oder zu Unruhen Anlaß zu geben. Die Schrift mag im Verborgenen, zum Gebrauch verständiger Freunde liegen bleiben. . . . Lieber mag der gemeine Haufe noch eine Weile irren, als daß ich ihn, obwohl ohne meine Schuld, mit Wahrheiten ärgern und in einen wüthenden Religionseifer setzen sollte." Lessing hat insofern allerdings dem Willen des Verfassers entgegen gehandelt, daß er, wenn auch nicht das Ganze, doch einzelne Theile sobald in die Welt schickte; er gesteht es selbst, er will es aber selbst vor Goezen vertreten. „Der Ungenannte," sagt er, „war ein so behutsamer Mann, daß er keinen Menschen mit Wahrheiten ärgern wollte: und ich, ich glaube ganz und gar an kein solches Aergerniß; fest überzeugt, daß nicht Wahrheiten, die man blos zur Untersuchung vorlegt, sondern allein Wahrheiten, die man sofort in Ausübung bringen will, den gemeinen Haufen in wüthenden Religionseifer zu versetzen fähig sind. Der Ungenannte war ein so kluger Mann, daß er durch allzufrühzeitige Aeußerungen, weder sich noch andere unglücklich machen wollte: und ich, ich schlage als ein Rasender meine eigene Sicherheit zuerst in die Schanze, weil ich der Meinung bin, daß Aeußerungen, wenn sie nur Grund haben, dem menschlichen Geschlechte nicht früh genug kommen können. Mein Ungenannter, der, ich weiß nicht wenn schrieb, glaubte, daß sich die Zeiten erst mehr aufklären müßten, ehe sich, was er für Wahrheit hielt, öffent-

---

[1]) Herder, über G. E. Lessing. Werke zur Litt. und Kunst XIII. Allein Lessing hat dies nie geglaubt, und sich in der Duplik (X, 48. M. 51. H. XVI, 24) bestimmt darüber ausgesprochen. „Freilich hat er diese Sturmleitern nicht alle mit eigner Hand neu geschnitzt; die meisten davon sind schon bei mehrern Stürmen gewesen; u. s. w." — [2]) Diesen Punkt habe ich früher berücksichtigt in Bodins Heptaplomeres, S. 157 ff. „Zur Vergleichung mit den Wolfenbüttelschen Fragmenten." — [3]) A. a. O.

lich predigen lasse: und ich, ich glaube, daß die Zeiten nicht aufgeklärter werden können, um vorläufig zu untersuchen, ob das, was er für Wahrheit gehalten, es auch wirklich ist.“

In dem Bruchstücke eines Aufsatzes gegen Mascho sagt Lessing in gleichem Geiste (XI, 514. M. 2, 141. H. XVII, 135): ‚Ich habe den Ungenannten, vermuthlich zwar nicht wider seinen Willen, aber doch ohne seinen Willen, in die Welt gezogen. Also bin ich ihm meine Vorsprache schuldig: so oft Unwissenheit oder Stolz die Nase über ihn rümpfen. — Ich habe ihn darum in die Welt gezogen, weil ich mit ihm nicht länger allein unter einem Dache wohnen wollte. Er lag mir unaufhörlich in den Ohren; und ich bekenne, daß ich seinen Zuraunungen nicht immer so viel entgegen zu setzen wußte, als ich gewünscht hätte. Uns, dachte ich, muß ein Dritter entweder näher zusammen oder weiter auseinander bringen: und dieser Dritte kann niemand als das Publikum sein. . . .“

„Ja, ich bin stolz genug zu glauben, daß da, wo ich Belehrung brauche oder finde, auch Andre derselben nicht ermangeln dürften. Ich halte mich kein Haar besser, als irgend einen Menschen in der Welt: aber ich habe auch keine Ursache, mich für schlechter zu halten, als irgend einen. Ich kann fehlen, wie Andre, aber Andre können auch fehlen, wie ich. Und wenn ja gefallen sein muß, so will ich lieber über meine eignen Beine zu Boden straucheln, als zu Boden gerissen werden.“

So manches Bekenntniß aus dem Anti-Goeze könnte ich noch anführen, welches mit mehr oder weniger Nachdruck und Wärme von dem Ernst zeuget, womit Lessing die Sache der Wahrheit und des Gewissens bei der Herausgabe dieser viel besprochenen Fragmente ergriffen, was Herder, selbst ein Theolog, so kräftig betonte: „Ich, der ich Lessing persönlich gekannt, ihn zu einer Zeit gekannt habe, da obgedachte Stücke wahrscheinlich in seine Hände gefallen waren und, wie ich aus manchen Aeußerungen schließe, seinen Geist damals lebhaft beschäftigten; ich, der über Sachen dieser Art ihn auch sprechen hörte, und seinen Charakter über das, was männliche Wahrheitsliebe ist, genug zu kennen glaube: ich bin für mich überzeugt (für Andere mag ichs nicht sein, noch werden), daß er auch die Ausgabe dieser Stücke allein und eigentlich zum Besten der Wahrheit, zu einer freien und männlichen Untersuchung, Prüfung und Befestigung derselben von allen Seiten, veranstaltet habe. Er hat dies selbst so oft, so stark, so deutlich gesagt: die ganze Art, wie er die Fragmente herausgab, und als Laie seine Gedanken allenfalls zur Widerlegung hin und wider sagte: überhaupt Lessings Charakter, wie er jedem eingedrückt sein muß, der ihn gekannt hat (und Andere sollten doch darüber behutsam sprechen und urtheilen): alles dies ist mir Bürge für seine reine philosophische Ueberzeugung, daß er auch hiemit etwas Gutes veranlaßte und bewirkte: nämlich — ich wiederhole es — freiere Untersuchung der Wahrheit, und einer so wichtigen Wahrheit, als diese Geschichte für jeden, der sie glaubt, sein muß. Darf diese Wahrheit, diese Geschichte nun, unter allen Wahrheiten und Geschichten allein, nicht untersucht, nicht gegen jeden Zweifel und Zweifler untersucht werden, so ist das Lessings Schuld nicht;

— aber zu unsern Zeiten wird kein Theolog und kein Religios sein, der so etwas zu behaupten wagte.“ — So Herder im Todesjahre Lessings (1781); und sollte es heute solche Theologen, solche Religiose geben?

In dem Anti-Goeze nehmen die Beweise für die Zulässigkeit, ja die Nothwendigkeit der Bekanntmachung ketzerischer, der Religion verderblicher Schriften einen großen Raum ein. Er will zeigen (Anti-Goeze III.), „daß die Vortheile, welche die Religion objective aus den Zweifeln und Einwürfen zieht, mit welchen die noch ununterjochte Vernunft gegen sie angeht, so wesentlich und groß sind, daß aller subjektive Nachtheil, der daraus mehr befürchtet wird, als daß er wirklich daraus entsteht, in keine Betrachtung zu kommen verdiene; — daß sonach die Kirche, welche ihr wahres Beste verstehe, sich nicht einfallen lassen könne, die Freiheit, die Religion zu bestreiten, auf irgend eine Weise einzuschränken, weder in Ansehung der Sprache noch in Ansehung der Personen. Goeze forderte, und wie viele andere mit ihm! die Einwürfe der Gelehrten gegen die Religion sollten lateinisch geschrieben werden, was Lessing im IV. Anti-Goeze halb ernsthaft, halb komisch, als eine unnütze und lächerliche Forderung hinstellt — „daß am wenigsten eine Ausnahme von Punkten gemacht werden dürfe, welche die Bestreitung nicht treffen solle (Anti-Goeze V.), indem dadurch ein Verdacht entstehen würde, welcher der Religion sicherlich mehr Schaden brächte, als ihr die Bestreitung der ausgenommenen Punkte nur immer bringen könnte.“

Was konnte Lessing Besseres thun, als sich zuletzt auf Hieronymus zu berufen, der eine, seinem eigenen Urtheile nach, der wahren christlichen Religion höchst verderbliche Schrift aus dem Griechischen übersetzte — „man merke wohl, übersetzte! Und übersetzen, ist doch wohl mehr, als blos herausgeben“ (X, 197. M. 191. H. XVI, 173) — es waren des Origenes Bücher *περὶ ἀρχῶν*; um sie vor den Verkleisterungen und Verstümmelungen eines andern Uebersetzers, des Ruffinus, zu retten, d. i. um sie in ihrer ganzen Stärke, mit allen ihren Versuchungen, der Lateinischen Welt vorzulegen. Als ihm nun hierüber eine gewisse schola Tyrannica Vorwürfe machte, als habe er ein sehr strafbares Aergerniß auf seiner Seele, was war seine Antwort? (fragt Lessing, Anti-Goeze VI.) O impudentiam singularem! Accusant medicum, quod venena prodiderit! — Nun weiß ich freilich nicht — fährt er fort — was er mit jener schola Tyrannica eigentlich sagen wollen.[1]) Und es wäre doch erstaunlich, wenn es auch damals schon unter den christlichen Lehrern Leute gegeben hätte, — wie Goeze! — Aber eine ähnliche Antwort habe ich doch schon für mich auch gegeben (im I. Anti-Goeze). „Weil ich das Gift, das im Finstern schleichet, dem Gesundheitsrathe anzeige, soll ich die Pest in das Land gebracht haben?“

Er wünscht nichts mehr, gesteht er offen, als „alle und jede ausgesetzte

[1]) Hierin liegt ein Mißverständniß, wie Schröckh, Kirchengeschichte seit der Reformation VI, 283 gezeigt hat. Die von Hieronymus gegen Ruffinus hier gebrauchten Worte: schola Tyrannica bedeuten nicht etwa irgend eine verfolgende theologische Sekte, sondern sind eine ironische Anspielung auf den Vornamen seines Gegners: Tyrannius Ruffinus.

Geburten des Geistes mit eins in das große für sie bestimmte Findelhaus der Druckerei bringen zu können". Sollte die Nachricht bei Isaac Vossius sich bestätigen, daß von den so gefährlichen „fünfzehn Büchern des Porphyrius gegen die Christen" (von deren Dasein bisher noch nicht die geringste Spur verlautete —) ein Exemplar in der Mediceischen Bibliothek in Florenz im größten Geheimniß verwahrt würde, so daß niemand es lesen, niemand das Geringste der Welt daraus mittheilen dürfte — so möchte er dort, in Florenz, nicht Bibliothekar sein, und wenn er Großherzog zugleich sein könnte (X, 200. M. 193. H. XVI, 176). „Oder vielmehr, (setzt er hinzu) ich möchte es nur unter dieser Bedingung sein, damit ich ein der Wahrheit und dem Christenthume so nachtheiliges Verbot geschwind aufheben, geschwind den Porphyrius in meinem herzoglichen Pallaste drucken lassen, und geschwind das Großherzogthum, welches mir itzt schon in Gedanken zur Last ist, geschwind wieder an seine Behörde abgeben könnte." — Das nämliche betheuert Lessing in Hinsicht eines damals noch ungedruckten Werkes von Abälard, welches Martene und Durand in der Hand gehabt, in quo, genio suo indulgens, omnia christiana religionis mysteria in utramque partem versat, — und welches sie drucken zu lassen noch zu zaghaft waren. „Arme Scharteke! Gott führe dich mir in die Hände, ich lasse dich so gewiß drucken, so gewiß ich kein Benediktiner bin! — Aber wünschen einer zu sein, könnte ich fast, wenn man nur als ein solcher mehr dergleichen Manuscripte zu sehen bekäme. Was wäre es, wenn ich auch gleich das erste Jahr wieder aus dem Orden gestoßen würde?" [1])

Lessing hatte eine hohe Meinung von dem wissenschaftlichen Werthe des nachgelassenen Werkes von Reimarus, und dies war nicht ohne Einfluß auf seinen Entschluß, es herauszugeben. Gewiß kann ein Werk, welches auf einen Lessing einen so tiefen, nachhaltigen Eindruck hinterließ, anregend wirkte, nicht für unbedeutend gehalten werden. Eine hervorragende Stelle in der Geschichte der modernen Kritik der Bibel und Offenbarung bleibt ihm unbenommen; sein Verfasser ist der Vorgänger von David Strauß, der einiges davon benutzt hat, und dessen Nachfolgern. Daß die Anschauungsweise des Verfassers im Ganzen jetzt nur noch historischen Werth habe, wird man dem neuesten Herausgeber gern zugeben. [2]) Immer bleibt die Frage, erstlich, ob diese Fragmente ohne Lessing, als Herausgeber, und ohne die von ihm deshalb geführten Kämpfe die außerordentliche Wirkung gehabt hätten; und dann, ob Lessing dieses hohe Interesse für das Werk gefaßt hätte, ohne die Hochachtung für die Talente, die Gelehrsamkeit und den Charakter des ihm wohl bekannten Verfassers, welche er hinzubrachte, wenn er gleich vor den Lesern diese seine Meinung von dem Verfasser lediglich und allein aus dem Werke geschöpft zu haben vorgiebt. Neben einem Rei-

---

[1]) Diese von Lessing so ersehnte Schrift des Abälard ist erst in unsrer Zeit von V. Cousin (Oeuvres inédites d' Abélard, Paris 1836) wieder aufgefunden und herausgegeben. Sie führt den Titel: Sic et Non. Aber der Kern dieser ehemals für so furchtbar gehaltenen Schrift ist mehr philosophisch als theologisch, und das Geheimniß um diese Schrift hatte die Vorstellungen davon sehr vergrößert. S. Cousins Introduction l. c. XXXV. — [2]) Klose a. a. O.

marus, wie tief stand ihm ein Goeze mit seinen Stäubchen aus der Literar- und Bücherkunde; man begreift den Unmuth, womit Lessing die Schmähungen desselben und seinesgleichen gegen seinen Ungenannten aufnimmt. Doch muß man gerecht sein, und anerkennen, daß der Eifer der Orthodoxen durch die nicht immer würdige, in Voltaire's Ton mitunter fallende frivole Behandlung der Personen und Gegenstände, vorzüglich in dem alten Testamente, hinlängliche Nahrung und ihre Rechtfertigung fand. Eichhorn, welcher in dem Ungenannten einen Mann voll schöner Kenntnisse, einen Denker voll Untersuchungsgeist, einen Gelehrten voll Scharfsinn, voll Gefühl historischer Wahrscheinlichkeit und gutem Urtheil rühmt,[1]) bedauert es um so mehr, daß seine Untersuchung nicht so kalt und ruhig bleibt, wie sie sich für einen Denker und Forscher der Wahrheit allein schicke, daß er nur gar zu oft in Wärme und Erbitterung gerathe und, von dieser Leidenschaft hingerissen, auf Uebertreibungen, Verdrehungen und Verfälschungen der Geschichte und harte Ausdrücke verfalle, daß er dadurch sich und seiner oft guten Sache Schaden thue, und seinen Gegnern Gelegenheit gegeben werde, an seinem Charakter irre zu werden, und über Mangel an Redlichkeit zu klagen. Mendelssohn, welchem Lessing bei seinem Besuche in Wolfenbüttel im Herbste 1770 das Manuscript mittheilte und nach Berlin anvertraute, tadelte schon Aehnliches an dem Ungenannten. Lessing freilich wollte diesen Tadel nicht zugeben; nur so viel, daß auch bei dem Ungenannten manchmal „das Ziel seines Nachdenkens die Stelle war, wo er des Nachdenkens müde geworden." Aber Unbilligkeit möchte er nicht gerne auf ihn kommen lassen. Mendelssohn hatte die richtige Bemerkung gemacht: „daß man bei Beurtheilung gewisser Charaktere und Handlungen das Maß der Einsicht und des moralischen Gefühls mit in die Betrachtung ziehen müsse, welches den Zeiten zukomme, in die sie fallen." — „Allein doch wohl nur bei solchen Charakteren und Handlungen, die weiter nichts sein sollen, als Charaktere und Handlungen bloßer Menschen? (wirft ihm Lessing ein, XII, 281. M. 337. H. XX, 1, 400). Und sollen das die sein, von welchen bei dem Ungenannten die Rede ist? Ich bin versichert, er würde die ähnlichen Charaktere und Handlungen, wenn er sie im Herodotus gefunden hätte, ganz anders beurtheilen, und gewiß nicht vergessen haben, sich in ihre Zeiten und auf die Staffel ihrer Einsichten zurückzustellen. Aber sind Patriarchen und Propheten Leute, zu denen wir uns herablassen sollen? Sie sollen vielmehr die erhabensten Muster der Tugend sein, und die geringste ihrer Handlungen soll in Absicht auf eine gewisse göttliche Oekonomie für uns aufgezeichnet sein. Wenn also an Dingen, die sich nur kaum entschuldigen lassen, der Pöbel mit Gewalt etwas Göttliches finden soll und will, so thut, denke ich, der Weise Unrecht, wenn er diese Dinge blos entschuldigt. Er muß vielmehr mit aller Verachtung von ihnen sprechen, die sie in unsern bessern Zeiten verdienen würden, mit aller der Verachtung, die sie in noch bessern, noch aufgeklärtern Zeiten nur immer verdienen können. — Die Ursache, warum Ihnen ein solches Verfahren bei

[1]) Allgemeine Bibliothek der biblischen Literatur, von Joh. Gottf. Eichhorn, Leipzig 1787. I, 4 in der Anzeige der „Uebrigen noch ungedruckten Werke des Wolfenbüttelschen Fragmentisten. Von C. A. Schmidt."

unserm Ungenannten aufgefallen ist, muß blos darin liegen, daß Sie von jeher weniger gehalten gewesen, die getadelten Handlungen in dem Lichte der Göttlichkeit zu betrachten, in welchem wir sie schlechterdings betrachten sollen."

Wenn aber gar die Gegner unter den Theologen die Person mit der Sache verwechselten und die Streiche, welche nur der letztern gelten sollten, gegen jene kehrten; wenn sie einen Mann mit Verachtung überhäuften, vor welchem Lessing als Gelehrtem und Denker die größte Hochachtung empfand, so kam jedesmal sein Blut in Bewegung, und aus dieser Quelle flossen die heftigen Stellen seiner Polemik, worin er die dem Ungenannten zugefügte Beleidigung, viel mehr als die eigene, mit aller Bitterkeit und Schärfe zurückgab. Er verlangte jene Unterscheidung, zwischen der Person und der Sache, mit um so größerem Gewicht, als er selbst von Anfang an die Erklärung abgab, wie wenig er diese Sache, die Ausführungen des Fragmentisten, in allen Stücken vertreten möge; als er sogar, von seinem Standpunkte, Wege und Richtung andeutete, wie den Angriffen des Ungenannten auf die Bibel und die Offenbarung ihre Spitze abgebrochen werden könnte. Als daher Goeze mit ungeschicktem Ausdrucke hingeschrieben, Lessing habe die „Advokatur des Ungenannten" übernommen, durfte er mit gerechtem Bewußtsein jene Beschuldigung von sich abweisen: „Denn ich habe nirgends gesagt, daß ich die ganze Sache meines Ungenannten, völlig so wie sie liegt, für gut und wahr halte. Ich habe das nie gesagt: vielmehr habe ich gerade das Gegentheil gesagt. Ich habe gesagt und erwiesen, daß, wenn der Ungenannte auch noch in so viel einzelnen Punkten Recht habe und Recht behalte, im Ganzen dennoch daraus nicht folge, was er daraus folgern zu wollen scheine. — Ich habe es nicht allein nicht ausdrücklich gesagt, daß ich der Meinung meines Ungenannten zugethan sei: ich habe auch bis auf den Zeitpunkt, da ich mich mit der Ausgabe der Fragmente befaßt, nie das geringste geschrieben, oder öffentlich behauptet, was mich dem Verdachte aussetzen könnte, ein heimlicher Feind der christlichen Religion zu sein. Wohl habe ich aber mehr als eine Kleinigkeit geschrieben, in welcher ich nicht allein die christliche Religion überhaupt nach ihren Lehren und Lehrern in dem besten Lichte gezeigt, sondern auch die christlichlutherische orthodoxe Religion insbesondere gegen Katholiken, Socinianer und Neulinge vertheidigt habe." — Lessing durfte dies von sich rühmen, da Goeze selbst ihm früher seinen Beifall gespendet hatte. Mit eben so viel Grund glaubte er anderseits auch den Ungenannten gegen den Vorwurf „muthwilliger Verstockung, geflissentlicher Verhärtung, mit Vorbedacht gemachter Plane, Lügen auszustafieren, die man Lügen zu sein weiß" — Vorwürfe, welche den Ungläubigen und Ketzern, oder die es zu sein schienen, zu allen Zeiten gemacht wurden — zu schützen. Es ist der Maßstab der Sittlichkeit, ja der Religion selbst, nämlich die innere Gesinnung, die Ueberzeugung, das unendliche Streben nach der Wahrheit, das Lessing als die Idee aller Wissenschaft festhielt, die ihm höher ging, als alle Ergebnisse der Wissenschaft. Dies ist, um sich so auszudrücken, sein kategorischer Imperativ. Das Werk ist ihm nichts — die That, das Streben ist ihm alles. Diese Denkart ist weit entfernt, ist wesentlich verschieden von der Lessingen sonst oft beigelegten skeptischen Denkart, welche

mit der Wahrheit, als solcher, nur zu spielen scheint, oder einem Indifferentismus, welchem an der Wahrheit selbst wenig zu liegen scheint. Niemals ist Lessing beredter, als wo er diese Seite anzuschlagen veranlaßt wird, und nirgends wird ihm dieser Anlaß so nahe gelegt, als bei der Vertheidigung seines Ungenannten. Sie entlockt ihm jene berühmte Apostrophe, welche ihn mehr charakterisirt als ganze Bände von Schilderungen vermöchten: — „Nicht die Wahrheit, in deren Besitz irgend ein Mensch ist, oder zu sein vermeinet, sondern die aufrichtige Mühe, die er angewandt hat, hinter die Wahrheit zu kommen, macht den Werth des Menschen. Denn nicht durch den Besitz, sondern durch die Nachforschung der Wahrheit erweitern sich seine Kräfte, worinn allein seine immer wachsende Vollkommenheit bestehet. Der Besitz macht ruhig, träge, stolz. —"

„Wenn Gott in seiner Rechten alle Wahrheit, und in seiner Linken den einzigen immer regen Trieb nach Wahrheit, obschon mit dem Zusatze, mich immer und ewig zu irren, verschlossen hielte, und spräche zu mir: wähle! Ich fiele ihm mit Demuth in seine Linke, und sagte: Vater gieb! die reine Wahrheit ist ja doch nur für dich allein!" — [1])

Fünftes Kapitel.

Den Gedanken, die Fragmente von Reimarus in die Welt zu schicken, brachte Lessing bereits von Hamburg nach Wolfenbüttel mit. Ich habe schon erwähnt, daß er bei Mendelssohns Anwesenheit in Wolfenbüttel 1770 ihm das Manuscript zeigte und anvertraute. Vor andern Personen hielt er damit zurück, selbst vor dem Erbprinzen, der vielleicht durch Mendelssohn von jenem Manuscripte Kunde erhielt. „Die Neugierde der bewußten Person (schreibt Lessing an Mendelssohn nach dessen Rückkehr nach Berlin, den 9. Januar 1771 XII, 282. M. 337. H. XX, 1, 401) nach dem Manuscript hat sich halten lassen. Er hat nicht eher wieder daran gedacht, als bis er mich vor einigen Tagen wieder zu sehen bekam. Ich fürchte, daß sein Verlangen, die Sache selbst besser einzusehen, ebenfalls nicht weit her ist; daher habe ich ihm auch nur blos die Vorrede mitgetheilt, unter dem Vorwande, daß Sie das übrige Manuscript bei sich hätten. Er muß nicht von mir denken, als ob ich ihm dergleichen Dinge aufbringen wolle."

Als Lessing im Sommer dieses Jahres nach Berlin kam, wollte er hier sogleich das Ganze in den Druck geben. Sowohl Nicolai als Mendelssohn wiederriethen ihm auf das ernstlichste dieses Vorhaben. „Umsonst!" (sagt Nicolai) „er war davon nicht abzubringen; wie er sich denn überhaupt nicht leicht von einer Idee abbringen ließ, die einmal in seinem Geiste lebhaft

---

[1]) X, 49. M. 53. H. XVI, 26. „Eine Duplik." Man vergleiche mit diesem Ausspruch das bekannte Wort von Fontenelle: „Wenn ich alle Wahrheiten in meiner Hand hätte, so würde ich mich hüten, sie zu öffnen!

geworden war. Er schrieb unsere Widersetzlichkeit einem ganz falschen Beweggrunde zu." Es fand sich auch ein Verleger, welcher den Druck übernehmen wollte, unter der Bedingung, daß das Buch die Censur passirte. Die theologische Censur wollte nun den Druck weder verhindern noch unterdrücken, aber doch nicht ihr vidi darunter setzen, welches man (meint Nicolai) einem christlichen Theologen auch nicht so übel nehmen konnte. Der Verleger hielt sich dadurch gegen alle Verdrießlichkeit nicht gedeckt, und Lessing nahm das Manuscript zurück nach Wolfenbüttel.[1]) So geschah es, daß er das Werk in Bruchstücken seinen Beiträgen aus den Schätzen der Bibliothek von Wolfenbüttel einverleibte. Er hatte für seine Beiträge, welche in der Buchhandlung des Waisenhauses zu Braunschweig herauskamen, die Censurfreiheit, und unter dem Schutze derselben erreichte er, wenn auch durch einen Umweg, seinen Zweck. An den Aufsatz über Adam Neuser im dritten Beitrage (1774) geschickt anknüpfend, machte er den Anfang mit dem unverdächtigsten dieser Fragmente: „Von Duldung der Deisten."

„Bei den Katholiken," heißt es unter anderm in diesem Fragmente, mit einiger Bitterkeit, „ist die Intoleranz wenigstens consequent, nicht so bei den Protestanten, welche sonst allen Sekten in und außer der Christenheit ein freies Bekenntniß und öffentlichen Gottesdienst gestatteten." . . . „Aber glauben mußt du doch etwas, was es denn auch sei! Eine reine vernünftige Religion zu haben und zu üben, ist wenigstens in der Christenheit nirgends erlaubt. Soll ich zu den Juden, Türken und Heiden gehen? Sie werden mich eben so gläubig hassen, verdammen und verfolgen" (hier beruft sich der Verfasser auf das Beispiel von Uriel Acosta). Wenigstens sei die Kirche des alten Testamentes gegen die Anhänger der Vernunftreligion, die proselytae portae, duldsamer gewesen. Endlich aber sei es unbillig, Jemanden zu verfolgen, weil er nicht glaubt, was zu glauben gar nicht in unserer Macht, noch in unsrem freien Willen steht. Dadurch erzeuge man Heuchelei oder blinden Glauben, beides des Menschen, als eines vernünftigen Wesens, unwürdig."

Zu diesem Fragmente gestattete sich Lessing einige Bemerkungen. Er wirft erstlich auf Adam Neuser einen Blick zurück. Hierauf wendet er sich gegen die Berufung des Ungenannten auf die proselytae portae, insofern diese keineswegs die volle bürgerliche Gleich- und Freiheit mit den Juden, wie es doch der Ungenannte voraussetzte, genossen hätten. Gewiß werden sie gewissen Einschränkungen in Beziehung auf die herrschende Religion unterworfen gewesen sein, und in diesem Falle dürften daraus leicht Regeln abzuleiten sein, unter welchen sich auch die Christen könnten und möchten gefallen lassen, Deisten in ihren Pfählen zu dulden. „Aber unsere Deisten," damit nimmt Lessing eine unerwartete Wendung, seinem Ungenannten gegenüber, „wollen ohne alle Bedingung geduldet sein. Sie wollen die Freiheit haben, die christliche Religion zu bestreiten, und doch geduldet sein. Sie wollen die Freiheit haben, den Gott der Christen zu verlachen; und doch geduldet sein. Das ist freilich ein wenig viel: und ganz gewiß mehr, als ihren vermeinten Vor-

[1]) Anmerkung K. Lessings XIII, 258. H. XX, 2, 404.

gängern in der alten jüdischen Kirche erlaubt war." — Man würde Lessing verkennen, wenn man etwa auf diese Aeußerungen sich stützen wollte, um die politische Unduldsamkeit gegen die Deisten zu rechtfertigen. Aber es bleibt ein großer Unterschied zwischen „die christliche Religion bestreiten und den Gott der Christen verlachen," und Lessing legt in dem Vorwort dieses ersten Fragments einen großen Nachdruck darauf, daß sein Ungenannter nicht unter die Spötter gehöre. Er sei ein wahrer gesetzter Deutscher, in seiner Schreibart und seinen Gesinnungen; Leichtsinn scheine nicht sein Fehler gewesen zu sein, und nirgends erlaube er sich Spöttereien und Possen. Daß Lessing in dieser Hinsicht manchen Zug übersehen mögen, ist schon bemerkt worden: hier handelt es sich im Allgemeinen um das Princip. Religionsspötter hat Lessing nicht geduldet haben wollen. Offenbar hat er hier Voltaire im Auge gehabt, dessen Fanatismus und Frivolität gegen die Bibel, besonders das alte Testament, mehr Schaden gethan, als zehn Ungenannte jemals vermocht hätten; es möge niemand überraschen, Lessing auch hier als den entschiedenen Gegner eines Voltaire anzutreffen.

Drei Jahre später, 1777, nachdem Lessing inzwischen als Begleiter des Prinzen Leopold von Braunschweig in Italien gewesen und durch seine Verheirathung sich in Wolfenbüttel gewissermaßen von neuem befestigt hatte, gab er den vierten seiner Beiträge zur Geschichte und Literatur und mit ihm fünf weitere Fragmente, welche den ganzen Band ausfüllen, unter der Ueberschrift: „Ein mehreres aus den Papieren des Ungenannten, die Offenbarung betreffend", heraus. Ob die Aufmunterungen „von Seiten gewisser Freunde, ein Mehreres und wo möglich das Dreisteste und Stärkste mitzutheilen, um bei Kleingläubigen den Verdacht nicht zu erwecken, was für unverantwortliche Dinge so geheim gehalten würden" — gerade so an ihn ergangen sei, mag unausgemacht bleiben,[1]) denn diese Fortsetzung war bei ihm beschlossen; nur daß er das Dreisteste und Stärkste diesmal noch zurück behielt; darauf sollten seine Leser durch das Vorangeschickte erst vorbereitet werden.

Ein jedes dieser Fragmente nun begleitet der Herausgeber, wie er schon früher gethan hatte, mit Zusätzen, mit „Winken," nennt er es, welche die Art und Weise betreffen, wie man, vornehmlich „in unsern neuesten Zeiten, alles das abzuweisen und nichtig zu machen gewußt habe." Diese Zusätze enthalten nun schon den Kern desjenigen, was man Lessings Religionsphilosophie nennen kann (vorzüglich die erste Hälfte der Erziehung des Menschengeschlechts), nur daß die Beziehung zu dem betreffenden Fragmente überall durchgeht, und die aus der Herausgabe dieser Fragmente nachher entsprungene Polemik Lessings spricht nichts aus, was nicht größtentheils im Princip hier enthalten ist. Dies gilt vorzüglich von dem ersten und allgemeinen Theile, welcher in gewichtvollen Sprüchen das Verhältniß von Buchstabe und Geist, von Bibel und Religion und die Entstehung des Kanon behandelt — Sätze, wegen deren Goeze ihn als einen Gegner der christlichen Religion hingestellt, was Lessing bewogen, sie mit der Aufschrift: „Axiomata"[2])

---

[1]) Vgl. X, 198. M. 192. H. XVI, 174. — [2]) „Axiomata, wenn es deren in dergleichen Dingen giebt. Wider den Herrn Pastor Goeze 1778." X, 133. M. 129. H. XVI, 105. — Bei der folgenden Darstellung habe ich mehr die Verwandtschaft

nur in einer veränderten, mehr logischen Ordnung, als Texte einer ausführlichen Erörterung, von neuem zu bearbeiten und zu begründen. Es handelte sich bei dem Streite zwischen Lessing und Goeze — von der literarischen und persönlichen Seite desselben abgesehen — um ein Princip, ein Princip, auf welches das ganze theologische System gegründet war, von welchem Lessing sonst wegen seiner „Bündigkeit" mit Achtung sprach. Es war der Glaube an die Theopneustie, an die Inspiration der Bibel, ein Glaubenssatz, an welchem die gesammten Neuerungen der biblischen Kritik und Dogmatik machtlos abglitten. Die ältere Schule hatte, wo nicht immer das Bewußtsein, doch den Instinkt, daß sie mit dem Aufgeben der Theopneustie ihren Boden preisgab; daß mithin die neue kritische, historische Schule ihr weit gefährlicher wurde, als der baare Deismus und Naturalismus; daher der maßlose Eifer Goezes gegen diese Neuerer,[1]) daher die Lessingen so stutzig machende Erscheinung, daß Goeze die Fragmente des Ungenannten bei Seite ließ und sich mit aller Heftigkeit auf die Zusätze des Herausgebers warf, welche doch selbst eine Widerlegung des Naturalismus sein sollten und die neuen Reformatoren der Theologie so wenig schonte. Aber Lessing unterschied Buchstaben und Geist, Bibel und Religion. Die Bibel, lehrt er, „enthält offenbar mehr, als zur Religion gehört, und es ist bloße Hypothese, daß die Bibel in diesem Mehrern gleich unfehlbar sei. — Auch war die Religion, ehe eine Bibel war. — Das Christenthum war, ehe Evangelisten und Apostel geschrieben haben. Es verlief eine geraume Zeit, ehe der erste von ihnen schrieb und eine sehr beträchtliche, ehe der ganze Kanon zu Stande kam. Aus ihrer innern Wahrheit müssen die schriftlichen Ueberlieferungen erklärt werden, und alle schriftlichen Ueberlieferungen könnten ihr keine innere Wahrheit geben, wenn sie keine hat" — dies war mehr als genug, um ihn in Goezes Augen als einen Gegner der christlichen Religion darzustellen.[2]) Wir sind noch nicht bei dem Punkte angelangt, wo die Polemik gegen Goeze dem Gegenstande des Streites eine hochkomische Färbung, ein dramatisches Interesse verleihen wird. Verweilen wir bei dem zuletzt angeführten Punkte, den Lessing unter die Axiome aufgenommen, und dessen wissenschaftliche Ausführung eine so bedeutende Stelle in der Theologie einnimmt: der Untersuchung über die Entstehung des Kanon, und, was damit im nächsten Zusammenhang steht, über den Gebrauch der heil. Schrift in den ersten Jahrhunderten der christlichen Kirche.

---

und den Zusammenhang der Gegenstände, als die chronologische Folge der einzelnen Schriften im Auge, welche aus der Anordnung derselben in der Lachmannschen Ausgabe, X, von selbst ins Auge fällt.

[1]) „Der rasende Abbt, der nachbrüllende Semler, der bei der Austheilung der Logik zu kurz gekommene Nicolai" u. dgl. (Thieß a. a. O. S. 27). — [2]) Wenn uns Herr Lessing (schrieb Goeze in seinem „Etwas Vorläufiges gegen des Herrn Hofraths Lessings — feindselige Angriffe auf die christliche Religion," S. 75) die Ausgabe einer Bibel liefern sollte, in welcher nichts weiter enthalten wäre, als was er in derselben für göttlich erkennet; so würde solche gewiß im Taschenformate erscheinen."

Sechstes Kapitel.

Die Frage über die Entstehung des neuen Testaments ist eine Folge des Deismus in England. Toland hat im Jahre 1699 in seinem Amyntor den ersten Streit über den Kanon erregt, der aber Anfangs mehr dogmatisch als historisch geführt wurde. Später wurde Deutschland der Schauplatz dieser Controvers. Nach der Mitte des 18. Jahrhunderts war es zuerst die Offenbarung Johannis, deren Echtheit in Deutschland in den Vordergrund der Untersuchung gezogen wurde und eine lebhafte Bewegung hervorrief. Während mehrere Theologen (unter ihnen der General-Superintendent Knittel in Braunschweig) an der Echtheit festhielten, stellte Semler sich an die Spitze der Gegner. Bald begann die strenge Prüfung auch der andren neutestamentlichen Bücher und endlich trat Joh. Salomo Semler im Jahre 1771 mit seiner „Abhandlung von freier Untersuchung des Kanon" auf, welche für diesen ganzen Zweig der biblischen Kritik Epoche macht. Er wandte das historisch-kritische Princip mit aller Unbeschränktheit auf den ganzen biblischen Kanon alten und neuen Testamentes an, und was seine Vorgänger, namentlich Michaelis, nur von fern und behutsam andeuteten, sprach er ohne allen Rückhalt aus. Der biblische Rationalismus erhielt mit ihm seine wissenschaftliche Grundlage. Zugleich zog er die Folgerungen aus den Grundsätzen seiner Kritik. Er zeigte, daß die herkömmliche Meinung von der beständigen Gleichförmigkeit und Unveränderlichkeit des Kanon historisch unrichtig sei — man behauptete sonst, daß der Apostel Johannes denselben auf immer geschlossen habe — er schied scharf in dem kirchlichen Kanon die Schrift von dem darin enthaltenen Worte Gottes oder, nach der Ausdrucksweise eines neueren berühmten Kritikers, Bleibendes und Vergängliches im Christenthume. Viele biblische Bücher und Stellen könnten, Semlern zufolge, weil sie nichts zu der moralischen Besserung des Menschen beitrügen, ohne Nachtheil der christlichen Religion wegbleiben. In den ältesten Zeiten habe Kanon auch blos ein Verzeichniß der in den öffentlichen Versammlungen vorzulesenden Bücher, nicht aber eine Richtschnur des Glaubens und Lebens für alle Christen bedeutet. Die Kraft des Christenthums und die geistige Wohlfahrt des Menschen sei daher nicht an den Kanon, sondern an die darin enthaltenen Wahrheiten gebunden. Die angesehensten damaligen Theologen, wie Ernesti und Eichhorn, betraten denselben Weg und nicht lange, so wurde eine Frage der Schule, der theologischen Gelehrsamkeit, wie diese, so populär, daß der Dichter von Werthers Leiden einmal davon Gebrauch machte.[1]) Michaelis setzte den Begriff der Echtheit dem der Theopneustie der einzelnen Bücher der heiligen Schrift entgegen; auf ihn beruft sich daher Lessing.[2])

---

[1]) Goethes W. XVI, 124. H. XIV, 87 zeichnet Werther (also um 1772) ein Bild der Frau Pfarrerin, „einer Närrin, die sich abgibt, gelehrt zu sein, sich in die Untersuchung des Kanons verliert, gar viel an der neumodischen, moralisch-kritischen Reformation des Christenthums arbeitet" u. s. w. Dieser Zug wird aus dem Leben genommen sein. — [2]) Axiomata. Schluß X, 164. M. 158. H. XVI, 136.

Lessing wurde längere Zeit vor den Angriffen Goezes auf diesen wichtigen Wendepunkt der neuern Theologie hingeführt, und zwar eben durch das Werk von Reimarus, welches am Schlusse des zweiten Theiles einen Abschnitt über den Kanon und das kanonische Ansehen der Bücher des neuen Testaments enthält, der aber ungedruckt geblieben ist. [1]) Diesen Abschnitt wollte Lessing im Jahre 1774 bei Voß in Berlin herausgeben, mit einer Vorrede unter dem Titel: „Eine noch freiere Untersuchung des Kanons Alten und Neuen Testaments." Das — noch freiere ging, wie Lessing ausdrücklich an seinen Bruder erklärte, auf Semlers freie Untersuchung. [2]) Dieses Vorhaben unterblieb, vermuthlich weil Lessing sich mit dieser wichtigen Untersuchung nicht genug that. — In der That kam er nach mehreren Jahren auf diesen Gegenstand zurück; dies zeigt das Fragment seiner im theologischen Nachlasse erschienenen: „Neuen Hypothese über die Evangelisten, als blos menschliche Geschichtsschreiber betrachtet 1781." (XI, 425. M. 2, 121. H. XVII, 112). Lessing spricht sich sehr zufrieden mit dieser Schrift aus, er, der sonst nur wegwerfend über seine besten und schönsten Leistungen redet. „Etwas Gründlicheres," schreibt er seinem Bruder vom 25. Februar 1778, „glaube ich in dieser Art noch nicht geschrieben zu haben, und ich darf hinzusetzen, auch nichts Sinnreicheres. Ich wundre mich oft selbst, wie natürlich sich Alles aus einer einzigen Bemerkung ergiebt, die ich bei mir gemacht fand, ohne daß ich recht weiß, wie ich dazu gekommen. Das ist die nämliche Schrift, die ich Voßen zugedacht habe; denn sie ist so, daß sie bei dem Allen sich vor der Berlinischen Censur nicht fürchten darf." Neue Hindernisse traten aber dazwischen, und der Aufsatz, wie er unter Lessings Papieren sich gefunden hat, kann immer nur als ein bloßer Entwurf gelten und darnach beurtheilt werden. In der Vorrede sagt Lessing, daß es nur die ersten Linien eines Werkes seien, an welchem er seit vielen Jahren arbeite; Umstände seien eingetreten, welche ihn nöthigten, einen Vorschmack davon zu geben. Denn er sei bei den Haaren dazu gezogen worden, sich über gewisse Dinge zu erklären, die mit der gegenwärtigen Hypothese sehr genau zusammenhängen (das Verhältniß der Bibel zur Glaubensregel und zur Tradition, und der Gebrauch der Bibel in den ersten Jahrhunderten der Kirche ist gemeint, deren Betrachtung nachher an die Reihe kommt). Sollte er nun auch in dieser Hypothese oder in jenen Dingen oder in beiden irren: so werde man doch finden, daß er nicht ohne Charte, und daß er nach einer und der nämlichen Charte geirrt habe, die man für falscher ausschreie, als sie bei sorgfältigen Nachmessungen sich wohl finden möchte. — „Den wahren Weg einschlagen ist oft bloßes Glück: um den rechten Weg bekümmert zu sein giebt allein Verdienst."

Lessing spricht nur von einer Hypothese, wobei er die höhere Würde der Evangelisten weder bestreite noch leugne; vielmehr könne diese höhere Würde bei seiner Hypothese selbst noch sehr wohl bestehen. . . . Auch ist die Kritik der neuern Zeit bereits über diese Hypothese hinaus gegangen; dennoch nimmt sie in der Geschichte der biblischen Wissenschaft ihre bestimmte

[1]) Zeitschrift für histor. Theologie a. a. O. S. 522. — [2]) XII, 421, den 11. Nov. 1774. M. 498. H. XX, 1, 589.

und eigenthümliche Stelle ein. Es handelte sich hier zunächst um das Verhältniß der drei synoptischen Evangelien, des Matthäus, Marcus und Lukas, sowohl in ihrer Uebereinstimmung zu einander, als mit Bezug auf eine gemeinsame Quelle. Semler hat bekanntlich 1783 die Quelle der drei ersten Evangelien in der Annahme einer oder mehrerer Syro-Chaldäischen Urschriften gesucht.[1]) Allein schon zehn Jahre vor ihm hat Lessing[2]) in seiner neuern Hypothese es wahrscheinlich zu machen gesucht, das Evangelium der Hebräer oder der Nazarener möge die Quelle für unsere Evangelien gewesen sein. Er findet nämlich, daß die Nazarener des vierten Jahrhunderts ein eigenthümliches chaldäisch-syrisches Evangelium hatten,[3]) welches bei den Kirchenvätern bald unter dem Namen des Evangeliums der Apostel, bald unter dem Namen des Evangeliums der Hebräer, bald unter dem Namen des Evangeliums Matthäi vorkommt. Dies wird jenes hebräische Evangelium gewesen sein, welches Matthäus in das Griechische übersetzt; eben die nämliche hebräische Urkunde haben sowohl Lukas als Marcus vor sich gehabt; jener habe wo nicht alles, doch das meiste, nur in einer etwas andern Ordnung, in einer etwas bessern Sprache in sein Evangelium übergetragen; letzterer, den man gemeiniglich nur für den Epitomator des Matthäus hält, scheine dieses blos zu sein, weil er aus eben derselben hebräischen Urkunde schöpfte, aber vermuthlich ein minder vollständiges Exemplar vor sich hatte. — Diese hier kurz zusammengedrängte Ansicht wurde gegen das Ende des 18. Jahrhunderts zuerst von A. H. Niemeyer, darauf von mehreren Theologen[4]) mit einigen Modificationen angewendet und noch weiter ausgeführt. Aus dieser Annahme entwickelte sich bei Eichhorn die überaus scharffinnig combinirte Hypothese von dem Urevangelium, welche längere Zeit herrschend blieb, endlich aber doch, weil sie sich von dem Gesetze der Einfachheit und von jeder Art historischer Begründung entfernt, aufgegeben wurde.[5])

Hier handelte es sich nur um die drei synoptischen Evangelien. Was nun aber das Evangelium Johannis anlangt, so haben die einen ihm mehr einen polemischen Zweck (z. B. gegen die sogenannten Johannisjünger), andre mehr einen apologetischen Zweck zugeschrieben. Zu den letztern gehörten andeutungsweise Eichhorn, ausdrücklich Schott und besonders Lücke, und dieser weist wieder auf Lessing zurück.[6]) Nicht mit Unrecht, nur daß Lessing noch

---

[1]) K. A. Credner, Einleitung in das neue Testament, Halle 1836. I, 175. — [2]) Ich gehe hier auf den ersten Entwurf von 1774 zurück, während Credner nur das Bruchstück von 1778 anführt. — [3]) Die nämliche Ansicht ist noch in einem andern Aufsatze in Lessings theologischem Nachlasse: „Theses aus der Kirchengeschichte" (XI, 593. M. 2, 231 f. H. XVII, 235) ausgesprochen. — [4]) J. C. Weber, Corrodi, Thieß, Venturini, J. E. Chr. Schmidt, J. A. Bolten. S. Credner a. a. O. — [5]) A. a. O. S. 176—178. Der Annahme eines Urevangeliums wurde gleichzeitig die der mündlichen Ueberlieferung als Quelle entgegengesetzt, und jene zählt Herder zu ihren Anhängern. — [6]) A. a. O. 274, welcher sehr nachdrücklich gegen diese Ansicht und alle und jede „Nebenzwecke" sich ausgesprochen. „Diese als höchste Wahrheit angepriesene Entdeckung, nämlich, daß es der Hauptzweck des Evangeliums gewesen sei, jene vornehmlich durch die Entwickelung der falschen Gnosis verursachten Störungen und Schwankungen des Glaubens durch apologetische Darstellung der christlichen Wahrheit aufzuheben, welcher Lessing nur auf der Spur war (sagt Lücke), lasse sich schwerlich mit Joh. 20, 31 vereinigen."

etwas Höheres und Allgemeineres beim Johannes vorschwebte, wenn er von ihm sagt, sein Evangelium „mache allein eine Klasse für sich aus!“ Er leihet dem Evangelium Johannis eine für die Entwicklung des Christenthums constitutive Bedeutung, wenn er sagt[1]): das Evangelium der Nazarener, die Quelle der drei ersten Evangelien, hervorgegangen von Leuten, welche persönlichen Umgang mit Christo gehabt, war unfähig, eine höhere Idee von der göttlichen Person Christi zu erwecken: — sollte also das Christenthum unter den Juden nicht als eine bloße jüdische Sekte wieder einschlafen und verschwinden; sollte es unter den Heiden als eine besondere unabhängige Religion bleiben: so mußte Johannes ins Mittel treten und sein Evangelium schreiben. Nur sein Evangelium gab der christlichen Religion ihre wahre Consistenz, nur seinem Evangelio haben wir es zu danken, wenn die christliche Religion in dieser Consistenz, allen Anfällen ungeachtet, noch fortdauert, und vermuthlich so lange fortdauern wird, als es Menschen giebt, die eines Mittlers zwischen sich und der Gottheit zu bedürfen glauben: das ist ewig.“ — Die ewige Fortdauer der christlichen Religion kann, mit Rücksicht auf die tiefsten religiösen Bedürfnisse der Menschheit, nicht bestimmter, nicht zuversichtlicher ausgesprochen werden, und wir verstehen jetzt besser, was Lessing auf diesem Gebiete so oft von dem beseligenden Glücke des Christen spricht, auch wenn er für seine Person es nicht erfahren. Unverkennbar theilte Lessing mit andern vorzüglichen Männern in der Kirche und der Wissenschaft (ich erinnere an Fichte) die Vorliebe für den Johannes, dessen Evangelium er, mit Berufung auf die alten Kirchenväter, das Evangelium des Geistes nennt, indem er es dem des Matthäus, als das Evangelium des Fleisches, entgegensetzt, was (setzt er hinzu) noch von keinem neuen orthodoxen Theologen geläugnet worden. Warum aber das Evangelium des Fleisches von drei Evangelisten gepredigt wurde, sei jetzt nicht sowohl die Frage, als warum unter vielen andern, aus der Nazarenischen Urkunde geflossenen griechischen Evangelien die Kirche außer dem Matthäus nur eben noch den Lukas beibehalten. Lessings Meinung, für welche er den strengen Beweis schuldig bleibt, weil er durch Induction geschehen müsse, und er die Beispiele nicht genug beisammen habe, um eine solche Induction zu einer Art von Demonstration zu machen, geht dahin: die Kirche habe jene beiden Evangelien beibehalten, weil sie in vielen Stücken gleichsam die Kluft ausfüllten, die zwischen dem Matthäus und dem Johannes liege, indem der eine ein Schüler des Petrus und der andre ein Schüler des Paulus gewesen sei.[2])

An der Echtheit des Evangeliums Johannis zweifelt Lessing eben so wenig, als an der Authentie irgend einer Schrift des neuen Testaments, wenn er erklärt: „Ich glaube fest, daß sie alle von den Männern geschrieben worden, deren Namen sie führen. Ich bin nicht der Meinung derjenigen,

---

[1]) §. 61 bis zu Ende. XI, 512. M. 2, 139. H. XVII, 132. — [2]) Credner a. a. O. 112. „Mit wenigen Ausnahmen gilt das Evangelium des Markus allgemein als abhängig vom Apostel Petrus. Aber die Art und Weise dieser Abhängigkeit wird verschieden angegeben. Anfangs wird sie als eine allgemeine, später als eine besondere beschrieben. Nur vereinzelt wird, gegen die allgemeine kirchliche Ueberlieferung, auf eine Abhängigkeit des Markus von Paulus hingewiesen.“ (Folgen die Belegstellen aus den Kirchenvätern.)

welche glauben, daß diese Schriften vor den Zeiten des Trajan gänzlich unbekannt waren. Wie könnte ich auch, da mich nichts berechtigt, sie für untergeschobene Schriften zu halten?"[1]) Nur daß sie schon so früh, als manche Apologeten, z. B. Leß, wollten, allgemein gewesen wären, das bestreitet Lessing. Doch dies führt schon zu der andern Hauptfrage, welche bald an die Reihe kommt.[2]) Auch an der Göttlichkeit der Schriften des neuen Testaments hält Lessing aus theologischen Gründen fest (die philosophischen Gründe dafür fließen ihm aus einem andern Princip). Noch mehr: er verwirft selbst die Eingebung dieser Schriften durch den heiligen Geist nicht durchaus;[3]) nur daß sie ihm nicht, wie bei Calov und Goeze, eine an den Buchstaben geknüpfte ist, welche die Natur gleichsam aufhebt, und sich einer wissenschaftlichen Betrachtung und Prüfung widersetzt.

Und hier stehen wir bei der Frage, welche, im Zusammenhange mit der vorhergehenden, über die Evangelisten und die Geschichte des Kanon, in Folge der Wendung, welche die Polemik mit Goeze genommen, vor jener in den Vordergrund trat und selbst in der unvollkommenen Entwickelung, wie Lessing sie hinterließ, der Theologie einen Anstoß gegeben, der noch fortwirkt. Es ist die Frage von der Glaubensregel (regula fidei), ihrem Verhältniß zur Kirche und zur heiligen Schrift, und von dem Ansehen der heiligen Schrift in den ersten Jahrhunderten der Kirche. Auch auf diese Grundfragen ist Lessing nicht erst durch den Streit mit Goeze geleitet worden, er gab ihm nur die Gelegenheit, sie fester zu begründen und anzuwenden. Er sagt in dem Fragmente eines Entwurfs: „G. E. Lessings Bibliolatrie" (XI, 537. M. 2, 168. H. XVII, 166), daß er in diese Streitigkeit gleichsam bei den Haaren gezogen worden. „Ich sage bei den Haaren gezogen worden. Nicht; weil ich mich vor einem solchen Streite aus Unkunde der Sache zu fürchten gehabt. Denn ich hatte es längst für meine Pflicht gehalten mit eigenen Augen zu prüfen, quid liquidum sit in causa Christianorum. Nur, weil man dergleichen Untersuchungen doch eigentlich nur zu seiner eignen Beruhigung anstellt, und sich selten die Mühe nimmt, ihnen die Runde und Politur zu geben, durch welche sie allein im Publico Umlauf erhalten können; war es mir verdrießlich zu einer Arbeit zurückzukommen, die ich einmal für allemal abgethan glaubte." Und so gebietet uns schon die Zeitfolge, wie die Natur der Sache, den Kern von Lessings Forschungen über diese Aufgabe hier zu entwickeln.

Es liegt derselbe in den allgemeinen Sätzen, welche Lessing auf die Fragmente folgen ließ, und von denen wir ausgegangen sind, schon ausge-

---

[1]) Zusätze Lessings zu der „Nöthigen Antwort auf eine sehr unnöthige Frage des Herrn Hauptpastor Goeze." Theologischer Nachlaß. XI, 543. M. 2, 172. H. XVII, 175 f. Aus dem 6. Theile der vermischten Schriften Lessings. In dem Inhaltsverzeichnisse zu dem XI. Bande der Lachmannschen Ausgabe sind diese Zusätze ganz übergangen und daher schwer zu finden. — [2]) Ueber die Entstehung des Kanon des N. T. in Bezug auf die übrigen Bestandtheile desselben, besonders die Offenbarung Johannis spricht Lessing in dem Fragment „Historische Einleitung in die O. J." (XI, 599. M. 2, 238. H. XVII, 243) so weit sich aus, daß man sieht, er hat diese Schrift für keine echte halten mögen. — [3]) Theses aus der Kirchengeschichte §. 3. XI, 593. M. 2, 231. H. XVII, 235.

sprochen: „Auch war die Religion, ehe eine Bibel war, das Christenthum war, ehe Evangelisten und Apostel geschrieben hatten. Es verlief eine geraume Zeit, ehe der erste von ihnen schrieb; und eine sehr beträchtliche, ehe der ganze Kanon zu Stande kam. Es mag also von diesen Schriften noch so viel abhängen, so kann doch unmöglich die ganze Wahrheit der (christlichen) Religion davon abhängen."

Der nähere Inhalt dieser inhaltsschweren Sätze wird von Lessing, obschon ohne die Beweise aus den Quellen, in den Axiomata entwickelt. Hier kommt der Gegensatz von Schrift und Ueberlieferung schon in einer solchen Fassung zur Sprache, daß sich Lessing damit zu seinen Untersuchungen über die Entstehung und Fortbildung des Christenthums und der Kirche den Weg bahnt, wo er den ersten Schritt thut, den Vorstellungen eines beschränkten Lutherthums auf dem Boden der apostolischen Kirche entgegenzutreten, ohne dabei, wie er versichert, den Boden der Reformation zu verlassen. Lessing unterscheidet scharf und lebendig Luthern und das Lutherthum. In seinem Berengarius Turonensis schien er gegen die katholische, wie gegen die reformirte Kirche als ein eifriger Sachwalter der lutherischen Orthodoxie aufzutreten. Aber hier wollte er nur Historiker sein. Als Philosoph und Theolog wurde ihm dieser Boden bald zu eng. Schon in dem Aufsatz über die ewigen Strafen hat Lessing im Vorbeigehen es bedauert, daß die Reformatoren den Begriff „eines Mittelzustandes nach dem Tode" in der alten Kirche aufgegeben haben; noch weit mehr thut er dies jetzt in Betreff des Begriffes der Ueberlieferung, als Ergänzung der heil. Schrift. „Ich kann unmöglich vorsätzlich taub sein (schreibt er), wenn mir das ganze Alterthum einmüthig zuruft, daß unsre Reformatoren unter dem ihnen so verhaßten Namen Tradition viel zu viel weggeworfen haben." Die von Goeze mit so viel Sicherheit aufgeworfene Frage: ob, wenn die neutestamentlichen Bücher nicht geschrieben und bis auf uns gekommen wären, wohl eine Spur von dem, was Christus gethan und gelehrt hat, in der Welt übrig geblieben sein würde? — giebt Lessing eine der erhabensten Stellen seiner Streitschriften ein. „Alles, was in der Welt geschieht, ließe Spuren in der Welt zurück, ob sie der Mensch gleich nicht immer nachweisen kann; und nur deine Lehren, göttlicher Menschenfreund, die du nicht aufzuschreiben, die du zu predigen befahlest, wenn sie auch nur wären gepredigt worden, sollten nichts, gar nichts gewirket haben, woraus sich ihr Ursprung erkennen ließe? Deine Worte sollten erst in todte Buchstaben verwandelt Worte des Lebens geworden sein? Sind die Bücher der einzige Weg, die Menschen zu erleuchten und zu bessern? Ist mündliche Ueberlieferung nichts? — — O über den Gottesgelehrten, der außer diesem einzigen Wege, den er sieht, alle andern Wege, die er nicht sieht, platterdings läugnet! — Laß mich, gütiger Gott, nie so rechtgläubig werden, damit ich nie so vermessen werde!" —

So war es denn auch eine Herausforderung Goeze's, welche Lessingen nöthigte, diese Untersuchung mit aller Schärfe und Bestimmtheit auf denjenigen Punkt zu bringen, welcher, abgesehen von dem beschränkten Kampfplatz Goezen gegenüber, eine bleibende Frage der Wissenschaft geworden ist. Auch trat Goeze mit eins vom Kampfplatz ab und verstummte. Dafür kamen andere und geachtetere Gegner an die Stelle.

Goeze also glaubte seinen Gegner damit in die Enge zu treiben, daß er, mit Bezug auf das Verhältniß von Bibel und Religion, die bestimmte Erklärung forderte: was für eine Religion er unter der christlichen Religion verstehe? —[1])

Dies war es, was Lessing nur wünschen konnte, eine Frage, worauf er durch längeres, sorgfältiges, mehrmaliges Lesen der Kirchenväter der ersten vier Jahrhunderte vorbereitet war, um sagen zu können, daß er im Stande sei, „sich mit dem gelehrtesten Patristiker darüber in die schärfste Prüfung einzulassen." „Der Belesenste," sagt er, „hatte in dieser Sache nicht mehr Quellen, als ich; der Belesenste kann also auch nicht mehr wissen, als ich; und es ist gar nicht wahr, daß so tiefe und ausgebreitete Kenntnisse erfordert werden, um in allen diesen Stücken auf den Grund zu kommen, als sich manche wohl einbilden, und manche die Welt gern bereden möchten."

Lessings einfache und kurze Antwort auf die vorgelegte Frage lautet: daß er unter der christlichen Religion alle diejenigen Glaubenslehren verstehe, welche in den Symbolis der ersten vier Jahrhunderte der christlichen Kirche enthalten sind.[2]) Das Wort „verstehe" ist hier nicht ohne Absicht. Lessing schrieb damals, 9. August 1778, an Elise Reimarus (XII, 508. M. 612. H. XX, 1, 756): „Es freuet mich, daß Sie die Taktik meines letzten Bogens so gut verstehen. Ich will ihm Evolutiones vormachen, deren er sich gewiß nicht versieht. Denn da er sich nun einmal verredet hat und wissen will, nicht was ich von der christlichen Religion glaube, sondern was ich von der christlichen Religion verstehe; so habe ich gewonnen, und die eine Hälfte der Christen muß mich immer gegen die andere in meinem Bollwehr schützen. So trennte Paulus das Synedrium; und ich, ich darf nur zu verhindern suchen, was ohnedem nicht geschehen wird, nämlich nur zu verhindern suchen, daß die Papisten nicht Lutheraner und die Lutheraner nicht Papisten werden." Niemand wird aus dieser halb im Scherz hingeworfenen Rede den Schluß ziehn, als sei es Lessing mit der Sache selbst kein Ernst gewesen. Aber Goeze hatte nach der Frage: was für eine Religion er unter dem Wort „christliche Religion" verstehe, unmittelbar hinzugefügt: „— und daß er uns die wesentlichen Artikel der Religion anzeige, zu welcher er sich selbst bekennt, und deren so großer Freund und Vertheidiger zu sein er sich rühmet!" — Diese zweite Frage hat nun Lessing, als geradezu inquisitorisch, ganz unbeachtet stehen lassen.

Lessing stellt sich ganz auf den Boden der Geschichte und giebt mit vollen Händen zu, was die strengste Orthodoxie zu fordern das Recht gehabt hätte; indem er, „damit sich der Herr Hauptpastor auch keine Whistonsche Falle träumen lasse", hinzusetzt, „daß er sogar das sogenannte Symbolum der

---

[1]) Lessings Schwächen, gezeigt von Johann Melchior Goezen. Das zweite Stück. Hamburg 1778. S. 66. „Meine Erklärung ist diese: ich werde mich nicht eher in die Beantwortung der Hauptsache der Axiomen einlassen bis — bis ich weiß, ob ich mit einem Christen, oder Naturalisten, oder Deisten, oder Heiden streite. Die Frage, über welche ich mit Herr Leßing streite" u. s. w. — [2]) X, 240. M. 230. H. XVI, 213. „Nöthige Antwort auf eine sehr unnöthige Frage u. s. w."

Apostel und das Symbolum des Athanasius mit darunter begreifen will, ob es schon ausgemacht sei, daß diese zu jenen gar nicht gehören." [1])

Es kam hier darauf an, das ursprüngliche Verhältniß dieses Inhalts der christlichen Religion zum neuen Testament urkundlich und geschichtlich zu bestimmen. Dies thut Lessing in einer Kette von neunzehn Paragraphen, welche als eben so viel Thesen dastehen, denen nur der erforderliche gelehrte Apparat fehlt, um unter den bedeutendern Leistungen der neuern Theologie einen selbstständigen Platz einzunehmen. Das Summarische, Gedrängte dieser Thesen gestattet keinen Auszug. Zu näherem Verständniß der Frage darf ich mich auf folgende beschränken:

1. Der Inbegriff jener Glaubensbekenntnisse hieß bei den ältesten Vätern regula fidei.

2. Diese regula fidei ist nicht aus den Schriften des neuen Testaments gezogen.

3. Die regula fidei war, ehe noch ein einziges Buch des neuen Testaments existirte.

4. (6) Diese regula fidei also ist der Fels, auf welchem die Kirche Christi erbaut worden, und nicht die Schrift.

5. (8) Die Schriften des neuen Testaments, so wie sie unser jetziger Kanon enthält, sind den ersten Christen unbekannt gewesen, und die einzelnen Stücke, welche sie ungefähr daraus kannten, haben bei ihnen nie in dem Ansehen gestanden, in welchem sie, bei einigen von uns, nach Luthers Zeiten stehn.

6. (12) Die christliche Religion ist in den ersten vier Jahrhunderten aus den Schriften des neuen Testaments nie erwiesen, sondern höchstens nur beiläufig erläutert und bestätigt worden.

7. (19) Der ganze wahre Werth der apostolischen Schriften, in Absicht der Glaubenslehren, ist kein anderer, als daß sie unter den Schriften der christlichen Lehrer oben an stehen; daß sie, sofern sie mit der regula fidei übereinstimmen, die ältesten Belege derselben, aber nicht die Quellen derselben sind."

Vielleicht sind seit Luthers Thesen in der lutherischen Kirche keine so einschneidenden, so umwälzenden Sätze gegen ein ganzes System der Theologie, wenigstens gegen das sogenannte formale Prinzip der protestantischen Kirche, geschweige gegen den todten Buchstabendienst eines Goeze, gegen das, was Lessing mit einem bei dieser Gelegenheit geschaffenen Worte Bibliolatrie nannte, erhoben worden, als in jenen neunzehn Thesen, welche, „eine ganz neue Welt theologischer Anschauung" in sich schlossen. Heute ist Lessings Thesis als ein Axiom, auch unter evangelischen Theologen, anzusehen; [2]) lange aber dauerte

---

[1]) Wilhelm Whiston, englischer Mathematiker und Theolog († 1747) und bekannter Antitrinitarier, Chiliast und Prophet. Seine Neue Theorie der Erde (1696) hatte ihm den Beifall Newtons erworben, der ihn zu seinem Nachfolger an der Universität zu Cambridge vorschlug, welche ihn nachher wegen Häresie verstieß. — [2]) „Es lag in der Natur der Sache, daß das lebendige Wort früher, als der Buchstabe der Schrift, Erkenntnißquelle des Christenthums sein mußte, denn durch das lebendige Wort wurden ja zuerst die Gemeinden gegründet und unterrichtet." C. A. Neander, Antignosticus, Geist des Tertullianus. S. 311. Vgl. S. 325 über die Glaubensregel.

es, ehe es sich durch Lessing zur völligen geschichtlichen Klarheit gestaltete. Georg Calixtus im siebenzehnten Jahrhundert, der in gewisser Hinsicht ein Vorgänger Lessings auf diesem Felde genannt werden darf, indem er die Differenzen der christlichen Kirchen nach der Reformation durch ein Zurückgehen auf die ersten vier Jahrhunderte der Kirche ausgleichen wollte, hatte doch im wesentlichen an die Lehre de scriptura, die Achillesferse des protestantischen Systems (wie Strauß sie nennt), nicht gerührt, daher er mit seinen großen und edelen Bestrebungen für die Union, diese Aufgabe seines Lebens, dem Vorwurfe der Inconsequenz nicht entgehen konnte. Dahingegen wäre nun durch Lessing, mit der neuen Grundlage eines protestantischen Systems der Theologie, folgerecht angewandt, für die Union mit der katholischen Kirche ein Grund gelegt, haltbarer und fruchtbarer, als selbst derjenige, welchen, nach Calixtus, Leibniz und Molanus ohne Erfolg anbahnten. Wenigstens hat Lessing für seine Person, unter andern verwandten Beziehungen zu Leibniz auch die, daß er sich als Theolog und als Christ durchweg auf den Boden der Union stellt und daher, wie Leibniz, von den Eiferern der lutherischen Kirche nicht verstanden wurde, obschon er die Grenze, wo die römisch-katholische Dogmatik in ihrer geschichtlichen Entwickelung über den Boden der regula fidei der ersten Jahrhunderte der Kirche hinausging, nicht minder scharf ins Auge faßte. [1]) Doch um diese Seite war es ihm bei der Lage der Dinge viel weniger zu thun, als um den consensus. Goeze's und seiner Schule Behauptungen über die Bibel, als den einigen Lehrgrund der christlichen Religion, ohne welchen dieselbe nicht erwiesen, nicht fortgepflanzt werden, also nicht bestehen könnte — waren offen gegen die katholische Kirche im Reiche gerichtet. Es war kein bloßes Stratagem, wenn Lessing, um den Verfolgungen auszuweichen, womit Goeze und sein giftigster Bundesgenosse, der Licentiat Wittenberg [2]) in Hamburg, vor dem Reichsfiscal ihn bedrohten, seine Sache mit der beleidigten katholischen Kirche, „des größten Theils der Christen," verknüpfte. „Oder sind die Katholiken keine Christen? Wäre ich kein Christ, wenn ich mich in diesem Stücke auf die Seite der Katholiken neigte? Unartig genug, daß viele Protestanten den Beweis für die Wahrheit der christlichen Religion so führen, als ob die Katholiken durchaus keinen Antheil

---

[1]) Gleich §. 7 der obigen Auseinandersetzung der regula fidei ist polemisch gegen die römisch-katholische Kirche: „Diese regula fidei ist der Fels, auf welchem die Kirche Christi erbaut worden, und nicht Petrus und dessen Nachfolger" (von Lessing unterstrichen) — und in den Zusätzen, zu §. 7. „Ueberhaupt haben die Papisten darin gefehlt, daß sie den canon fidei zur norma catholici et ecclesiastici sensus gemacht." Wenn diese ein wenig dunkel ausgedrückte Stelle nur so viel bedeuten soll, daß die katholische Kirche ihre Glaubensnorm überhaupt (und nicht blos die regula fidei der ersten Jahrhunderte) zur Norm der Wahrheit in der heiligen Schrift macht, so wird sie dies zwar nicht in Abrede stellen (Vgl. Möhlers Symbolik, 5. Aufl. S. 323); anderseits hat aber auch die lutherische Kirche von ihren symbolischen Schriften einen ähnlichen Gebrauch sanctionirt, während die katholische Exegese seit R. Simon bis heute immer eine größere Freiheit in Anspruch genommen. Vgl. Möhler a. a. O. — [2]) Albrecht Wittenbergs, beider Rechte Licentiaten, Sendschreiben an den Herrn Hofrath Lessing. Qui, quae vult dicit, que non vult, audiet. 1778. S. 38. Er citirt gegen Lessing Instr. Pacis Osn. Art. V. und das Patent Kaisers Karl VI. vom Jahr 1715 wegen Schmähschriften in Glaubens- und Staatssachen.

daran hätten! Ich dächte, wie nur das gegen das Christenthum gelten kann, worauf weder Katholik, noch Protestant zu antworten weiß; so müsse auch nur das zum Christenthum gehören, was dem Katholiken und Protestanten gemein ist.'' Deutlicher kann das Prinzip der Union nicht ausgesprochen werden. ,,Es hat unter den Katholiken einige gegeben, welche gern Proselyten unter den Protestanten machen wollten,'' sagt Lessing weiterhin, ,,und sich über das Prinzip der Kirche, gegenüber der Bibel, nachgebender erklärt haben. Dieses gehet mich nichts an, und der eigentliche Lehrbegriff der römischen Kirche ist nach diesen wenigen Achselträgern nicht zu bestimmen. Alle und jede recht=gläubigen Katholiken glauben die Bibel und der Bibel, weil sie Christen sind; sind aber nicht Christen, weil sie die oder der Bibel glauben. — Und nun möchte ich gern wissen, (mit dieser unerwarteten Wendung kehrt Lessing sich zu seinen Gegnern) mit welchem Fuge ein lutherischer Pastor und ein ver=dorbener Advokat (er meint den Licentiat Wittenberg) einem Manne mit dem Reichsfiscale drohen können, weil er aufrichtig genug ist, als Lutheraner lieber seine Zuflucht zu einem Lehrsatze der römischen Kirche zu nehmen, als die ganze christliche Religion unter Einwürfen der Freigeister erliegen zu lassen, die blos die Bibel und nicht die Religion treffen; die blos das Buch treffen, in welchem, nach dem höchst neuen und bis auf diesen Tag unerwiesenen Lehrsatze der strengen Lutheraner, die Religion einzig und allein enthalten sein soll. — Diese Herren mögen sich nur selbst vor dem Reichsfiscale in Acht nehmen. Denn es wird dem Reichsfiscale leicht begreiflich zu machen sein, daß nur sie und ihres Gleichen die Stänker sind, welche den Groll, den die im deutschen Reiche geduldeten Religionsparteien gegen einander doch endlich ein=mal ablegen müßten, nähren und unterhalten; indem sie alles, was katholisch ist, für unchristlich verdammen, und durchaus keinen Menschen, auch nicht einmal einen armen Schriftsteller, dem es nie in die Gedanken gekommen ist, sich eine Parthei zu machen, auf den aus feiger Klugheit verwüsteten und öde gelassenen Confiniis beider Kirchen dulden wollen.'' [1])

Goeze wußte Lessings, ihm gewiß unerwartetem „Glaubensbekenntniß" im dritten Stücke von Lessings Schwächen nichts weiter entgegenzusetzen, als daß seine Behauptung: „daß die christliche Religion sich nothwendig mit der Bibel verlieren müsse, daß sie ohne Bibel weder werden noch dauern können," gar keines Beweises bedürfe, ja daß es eine Ungereimtheit sei, einen der=gleichen Beweis von ihm zu fordern, wobei er, ohne sich zu besinnen, es einen Grundsatz aller Lehrer der christlichen Kirche, ohne Unterschied der verschie=denen Parteien, in welche dieselbe getheilt ist, selbst die Socinianer nicht aus=genommen, nannte, daß die Bibel der einige Lehrgrund der christlichen Reli=gion sei. — Er machte es Lessing sehr leicht, diese Punkte geschichtlich in ihrer Gehaltlosigkeit hinzustellen, besonders da er durch „ein einziges abge=broschenes Stellchen aus dem Irenäus, das er Gott weiß aus welcher Luthe=rischen Polemik aufgelesen, alle 20 Gegensätze Lessings auf einmal niederzu=schlagen meinte." Lessing schließt seine Antwort auf Goezes Erwiederung (im 3. Stücke der Schwächen) mit einer neuen Reihe von (12) Thesen, als dem Entwurf eines künftigen Beweises, daß die Socinianer nicht die ersten ge=

---

[1]) X, 246. M. 240. H. XVI, 220 f.

wesen zu sein scheinen, welche verlangt haben, daß man ihnen die Gottheit Christi vor allen Dingen in den neutestamentlichen Schriften zeigen müsse, wie sich aus dem eigentlichen Verlaufe der Streitigkeit auf dem Nicäischen Concilio ergeben. Und hier habe sich der Sieg der heiligen Schrift über die Ketzerei oder die Kraft der heiligen Schrift in Bestimmung der Rechtgläubigkeit nur schlecht erwiesen. Die rechtgläubigen Väter stützten sich allein auf die regula fidei, also auf die Ueberlieferung, und erwiesen nur, daß die Schrift dieser Ueberlieferung nicht widerspreche. „Sollte die Ueberlieferung gar nicht mit in Anschlag kommen (heißt es im vorletzten Paragraph, mit Bezug auf die allgemeine Seite der Frage, welche für alle Zeiten ihre Geltung hat): so müßte man behaupten, daß jeder vernünftige Mann, ohne im geringsten etwas von dem Christenthume zu wissen, das ganze Christenthum aus den neutestamentlichen Schriften einzig und allein ziehen und absondern könne; und daran zweifle ich sehr."

Auf diese Betrachtung, so geeignet, in die Verwirrung der Streitenden auf dem Boden der Kirche Licht und Ordnung zu bringen, ist ein kleiner Aufsatz in Lessings theologischem Nachlaß (XI, 603. M. 2, 242. H. XVII, 248) gegründet, überschrieben: „Die Religion Christi 1780" in acht Paragraphen mit dem Motto: „Denn der Vater will auch haben, die ihn also anbeten. St. Johannes." Lessing unterscheidet die Religion Christi und die christliche Religion als zwei ganz verschiedene Dinge. „Jene, die Religion Christi, ist diejenige Religion, die er als Mensch selbst erkannte und übte; — diese ist diejenige Religion, die es für wahr annimmt, daß Christus mehr als Mensch gewesen (dies wird in Paragraph 1. als ein Problem hingestellt) und ihn selbst, als solchen, zu einem Gegenstande der Verehrung macht. — Kaum lassen sich die Lehren und Grundsätze dieser beiden Religionen in einem und demselben Buche finden. Wenigstens ist augenscheinlich, daß jene, nämlich die Religion Christi, ganz anders in den Evangelisten enthalten ist, als die christliche. Die Religion Christi ist mit den klarsten und deutlichsten Worten darinn enthalten; — die christliche hingegen so ungewiß und vieldeutig, daß es schwerlich eine einzige Stelle giebt, mit welcher zwei Menschen, so lange als die Welt steht, die nämlichen Gedanken verbunden haben."

Man kann das Problem, welches die verschiedenen Kirchen zu lösen haben, nicht schärfer und schneidender hinzeichnen, als es von Lessing geschieht; und das ist das Große seiner Schriften, bis auf das kleinste Fragment, daß alle Christen, welche es ehrlich meinen, an ihnen sich am schnellsten orientiren lernen können. Historisch aber weist uns Lessing auch hier wieder auf die Ueberlieferung hin.

Goeze aber wollte Lessing auf ein Feld nicht länger folgen, wo das Poltern und Verdammen ein Ende hat und die Gelehrsamkeit und Kritik allein mitspricht. Diese Wendung hatte er offenbar nicht vorhergesehen. Denn er erstaunte bis — zum Verstummen . . . nirgends kein Laut mehr, und selbst jeder Frosch in den Sümpfen der freiwilligen Beiträge und des Postreuters war mit ihm zugleich verstummt!" [1])

[1]) Sogenannte Briefe an den Herrn Doktor Walch. XI, 562. M. 2, 192. H. XVII, 198 f.

Wie die Thesen über die regula fidei das Positivste sein möchten, was aus Lessings Feder über die christliche Religion überhaupt geflossen ist (er hat sie in einem Briefe an Herder sogar sein „Glaubensbekenntniß" genannt), [1]) so haben sie für die lutherische Kirche noch nicht die besondere Bedeutung, daß sie in den Zeitpunkt fallen, da von angesehenen Theologen, wie Büsching und Semler, die früheren Angriffe eines Spener und Arnold auf die Gültigkeit und den Werth der symbolischen Bücher erneuert wurden, Büsching sogar (welcher selbst sein Buch auf dem Titel ein solches nannte, über welches Vorlesungen gehalten werden könnten) den Kern der ältesten Symbole nicht unberührt ließ, und die Nicänische Glaubensformel ganz verwarf. [2]) — Dieser Streit, welcher weit über Lessings Leben hinaus sich verlängerte, indem er in Folge des preußischen Religionsedikts von 1788 aus dem Gebiete der Wissenschaft auf den allgemeinen Boden des kirchlichen Lebens, so wie der Denk- und Gewissensfreiheit versetzt wurde — scheint vorzüglich die Ursache, daß Lessings Thesen nicht diejenige Beachtung und Würdigung fanden, welche er erwartete, während die heutige Theologie sie in den Vordergrund der Controversen gestellt hat. [3]) In dem eben angeführten Briefe an Herder, ein Jahr vor seinem Tode, schreibt er, indem er seine Aufgabe als Herausgeber der Fragmente in gewisser Hinsicht als abgethan betrachtet: „Mein Ungenannter scheint ein wenig Luft zu bekommen. Wenigstens haben — und — [4]) sie ihm zu machen, redlich gesucht; so wenig sie es auch werden Wort haben wollen. Und nun wird sich der Ungenannte schon selbst so weit helfen, als er sich nach den Gesetzen einer höhern Haushaltung helfen soll. Auf mein eignes Glaubensbekenntniß habe ich mich bereits eingelassen, wenigstens mich darüber ausgelassen; denn zum Einlassen gehören Zwei; und nachdem ich es als ein ehrlicher Mann gethan, hat niemand davon etwas weiter zu wissen verlangt. Vermuthlich, weil es noch zu orthodox war, und hierdurch weder der einen, noch der andern Partei gelegen kam. „„Ist er noch so weit zurück?"" dachten die einen. „„Wenn er nur das will,"" dachten die andern, „„was haben wir denn für einen Lärmen über ihn angefangen?"" — Endlich werde ich, wenn man meine Meinung doch ganz und rein wissen soll, noch mit dem einzigen — anbinden müssen. Und darüber bin ich auch wirklich aus."

Jener einzige, gegen welchen Lessing in der That mit einer selbständigen Schrift über diese Frage aufzutreten sich rüstete, worin er aber durch den Tod unterbrochen wurde, war Christian Wilh. Franz Walch, Verfasser der „Kritischen Untersuchung vom Gebrauch der heiligen Schrift unter den alten Christen

---

[1]) Vom 25. Januar 1780. Es war ein Irrthum, daß ich diese Stelle in meiner Schrift über Lessings Erziehung des Menschengeschlechts S. 13—14 auf letztere bezogen wissen wollte. Dieser Brief (XII, 541. M. 655. H. XX, 1, 807) ist in den früheren Ausgaben vor 1879 unrichtig „vom 25. Juni" datirt. — [2]) Schröckhs Kirchengeschichte nach der Reformation. VIII, 191—200. Auch bei dieser Lebensfrage trat Goeze dazwischen, hauptsächlich gegen den Berliner Prediger F. G. Lüdke, Verfasser der Schrift: Vom falschen Religionseifer. Berlin 1767. — [3]) Vgl. Ferd. Delbrück, Christenthum. Betrachtungen und Untersuchungen. Bonn 1827. III, 19—21. „Als seine Lehre vor beinahe fünfzig Jahren an das Licht trat, fand sie nicht die Aufnahme, welche sie wegen ihrer Trefflichkeit verdiente. Hiervon lag die Ursache unstreitig in den damaligen Zuständen unserer Kirche u. s. w." — [4]) Goeze und Semler.

in den ersten vier Jahrhunderten. Leipzig 1779.“ Sie war gegen Lessing und gegen Semler zugleich gerichtet, welcher nämlich noch vor Lessing bei verschiedenen Gelegenheiten geäußert hatte, daß der Gebrauch der Bibel in der ältesten Zeit bei dem gemeinen Christen sehr eingeschränkt gewesen. Seltsam genug wollte Walch sein Werk weder gegen den einen, noch den andern geschrieben haben, vielleicht um durch diese Wendung einer unangenehmen Polemik aus dem Wege zu gehen. „Ich kann,“ sagte er, „die polemische Absicht nicht haben, den Herrn Hofrath Lessing zu widerlegen, weil er bis jetzt noch keine Gründe angegeben hat, die beantwortet werden können.“ Lessing aber glaubte die Walch'sche Schrift nur um so mehr gegen ihn geschrieben, „je sonderbarer die Ursache war, warum sie es nicht sein sollte.“ — „Also da der Herr Doktor mich nicht bestreiten kann, so will er mir wenigstens im voraus die Waffen aus dem Wege räumen, die ich brauchen könnte?“ [1]) — Lessings Sache gegen Walch führten zwei Ungenannte, der eine noch zu Lessings Lebzeiten, mit scharfen Waffen, und erklärten seine Widerlegungen Lessings im Wesentlichen für verfehlt. [2]) Ein Urtheil, welches neuere Kritiker direkt oder indirekt im Ganzen bekräftigt haben. Wie bitter beklagt sich Lessing in den, im theologischen Nachlaß bekannt gewordenen „sogenannten Briefen an verschiedene Gottesgelehrten“ [3]) gegen Walch, dem er sich als Theologen gern untergeordnet hätte, [4]) über das sonderbare Unglück, das er habe, „nicht selten gerade da auf eine ganz ungeheuere Art mißverstanden zu werden, wo er geglaubt hätte, daß seine Aeußerungen am allerwillkommensten sein würden;“ und daß so auch diesmal „der Herr Doktor Walch mich lieber aus Goezen,

---

[1]) Briefe an den Herrn Doktor Walch, XI, 564. M. 2, 195. H. XVII, 201. Bibliolatrie XI, 540. M. 2, 169. H. XVII, 167. — [2]) Beiträge zur Beförderung des vernünftigen Denkens in der Religion. Erstes Heft. Frankfurt und Leipzig 1780. St. I, 160. — Allgemeine Deutsche Bibliothek. Band L, 1782. 44. Beides im Auszuge bei Delbrück a. a. O. II, 188—190. Verfasser des zweiten Artikels war Joh. Aug. Hermes. — [3]) „Ich bin jetzt mit „Sogenannten Briefen an verschiedene Theologen, denen an meinen theologischen Streitigkeiten Antheil zu nehmen beliebt, beschäftigt,“ schreibt Lessing seinem Bruder den 12. Dec. 1779 (so also müßte der Titel im theologischen Nachlaß, und bei Lachmann XI, 560. M. 2, 190. H. XVII, 195 heißen). Die erste Verschickung enthält Briefe an den Dr. Walch in Göttingen, dessen kritische Untersuchung ich vor allen Dingen beantworten muß. Die zweite wird Briefe an die Herren Leß und Räß enthalten, u. s. w. Die erste wird zu Ostern gewiß erscheinen. Aber was Du von der Ankündigung derselben sagen wirst, die Du kurz nach dem neuen Jahre erhältst, soll mich wundern.“ Aber diese Ankündigung blieb Lessing ebenso schuldig, als die Briefe an Walch. Das Bruchstück: „Von den Traditoren. In einem Sendschreiben an den Herrn Doktor Walch,“ (XI, 553. M. 2, 182. H. XVII, 183) gehört zu jener Ankündigung, welche wohl nur darum unterblieb, weil sie Lessingen unter der Hand zu einer eignen Abhandlung erwuchs. Daß Lessing starb, ohne diese Briefe zu vollenden und herauszugeben, ist ein großer Verlust für die Wissenschaft, da er selbst von dieser Arbeit (1780, an Elise Reimarus, XII, 540. M. 653. H. XX, 1, 805. Der Brief ist vom 22. Januar) rühmte: „daß er keine Schrift mit gewaschnern und vollern Händen angefangen habe.“ — [4]) „Und in wessen Augen mich zu rechtfertigen, muß mir angelegner sein, als in den Augen eines Mannes, den ganz Deutschland für den competentesten Richter in dieser Sache erkennt? So sei er denn auch mein Richter: nur höre er mich erst aus! Nur verstehe er mich nicht aus Goezen, sondern aus mir selber. Und wenn ja die Sache Goezens die Sache der Wahrheit sein soll: so unterscheide er wenigstens die Sache von diesem Anwalte.“ — (XI, 540. M. 2, 169. H. XVII, 167).

als aus mir selber verstehen wollen." Lessing läßt sich tiefer auf die Erörterung der Sachen ein; wovon hier nur einige Hauptsätze herausgehoben werden können. Lessing hatte gesagt, daß die ersten Christen das neue Testament nicht für ihre regula fidei erkannt: nun soll er, nach Walch, gleichwohl unter einem „Schwalle von Stellen" erliegen, die alle nur erweisen, daß die ersten Christen das N. T. blos für regula disciplinae gehalten haben. Aber Walch hat einen ganzen langen Paragraphen, um gegen Lessing darzuthun, „daß die heilige Schrift die Erkenntnißquelle der christlichen Religionslehren sei;" und dieser Paragraph ist sehr reich und gelehrt mit Zeugnissen aus dem Ignatius, Justinus Martyr, Theophilus von Antiochien, Celsus, Irenäus, Clemens von Alexandrien, Tertullian, Athanasius, Julian, Hilarius, Paulinus, Johann Chrysostomus, Hieronymus, Pelagius, Augustinus, Theodoretus belegt. Welcher Laie würde sich nicht für geschlagen erachtet haben?

Getrost geht Lessing an das Werk und fertigt die ersten drei Stellen mit einer und derselben Antwort ab, da sie alle drei blos von den „Propheten des alten Testaments" und nicht von Schriften des Neuen reden, die man doch nur vornehmlich in Gedanken hat, wenn man behauptet, daß die Grundlehren unseres Glaubens aus der Bibel gezogen worden. Bei dem Zeugniß des Ignatius erinnert Lessing, daß die Worte desselben äußerst verstümmelt und verfälscht sind, und daß das, was Walch und Leß darin zu finden glaubten, unmöglich an dieser Stelle gestanden haben könne. Zugleich stellt Lessing aus einer Parallelstelle beim Ignatius den richtigern Sinn her. Die Stellen, welche Walch aus den Fragmenten des Celsus anführt, beweisen nach Lessing kaum, daß er die Schriften des neuen Testaments nur gekannt habe. Hätte er sie aber gekannt, so war ihm doch unbekannt, daß die Christen auch wegen der Lehren (hierauf kam alles an) die nicht unmittelbar aus den Thaten ihres Meisters folgten, sich auf die nämlichen Evangelien oder auf irgend eine der jetzigen Schriften des neuen Testaments berufen haben. Denn er macht gerade ganz andre Schriften namhaft, wenn er den Christen ihre geheimen Lehrsätze vorrückt; das himmlische Gespräch zum Exempel, diese gnostische Armseligkeit. — „Wer unsre symbolischen Bücher kennt, wird der einen Einwurf gegen das Lutherthum aus einem herrnhutischen Katechismus hernehmen?" — Was den Irenäus anbelangt, den Goeze anfangs für sich angeführt, so ist Walch bei der Hauptstelle das nämliche begegnet, was Goezen: er hat falsch construirt. Aber Lessing möchte auch hier und bei den folgenden Stellen nicht gern einen Walch mit Goeze zusammensteilen. Auch indem er ihn widerlegt, will Lessing dem Manne von Fach sich bescheiden unterordnen. „Ich bin weit entfernt, mich in einem Studium, welches ich nur bis zu meiner eigenen Beruhigung getrieben, einem Manne gleich zu dünken, dessen Stand und Pflicht es mitgebracht, den größten Theil seiner Zeit und seines Fleißes darauf zu wenden. Ich bin zufrieden, wenn mir ein solcher Mann nur zugesteht, daß ich nicht in den Tag hinein plaudere, und keine feindseligen Angriffe auf die christliche Religion thue, welche mir jener Schreier so hämisch schuld giebt." — Am längsten hält er sich bei dem Clemens von Alexandrien auf, aus dem Walch nicht weniger als fünf Stellen beibringt, wobei ihm aber Mißverständnisse, ja Mißbrauch und Verstümmelung, nach Lessing, zur Schuld fallen. Hier kann dieser ein bitteres Gefühl

nicht unterdrücken. „Ich muß über den Clemens nur wegzukommen suchen,“ sagt er, wo er zu der fünften und letzten Stelle übergeht. „Es möchte mir länger unmöglich sein, über Männer nicht heftig und bitter zu werden, die uns solche Steine für Brod in die Hände stecken wollen.“ Von Clemens und seinen Stromata, diesem „so buntschäckigen, desultorischen Werk, (wie er es nennt, XI, 581. M. 2, 212. H. XVII, 219) „daß man selten eine Seite lang gewiß bleibt, mit ihm auf einer Bahn zu wandeln,“ geht Lessing auf einen Lateiner über „der zwar in Ansehung des Stils und der Worte vielleicht nach salebroser ist, aber doch in Ansehung der Ordnung und Deutlichkeit des gesammten Vortrags ihn bei weiten übertrifft, auf den Tertullian.“ Lessing bekennt, daß es dieser Kirchenvater war, von welchem er zuerst eine richtige Vorstellung von der wahren Quelle unsres Glaubens erlangt zu haben glaube, daß er es ist, welcher ihm das Pochen auf die bloße Schrift zuerst verdächtig gemacht hat u. s. w., und wie viel „alles für sein System aus dem einzigen Tertullian zu beweisen stehe, was zu zeigen hier der Ort noch nicht sei.“ Wie sehr Tertullian bei ihm in Ansehen stand, zeigte Lessing früher im dritten Anti-Goeze, mit einem Motto aus Tertullians Abhandlung de praescriptione haereticorum: Avolent quantum volent! — wo er es ausspricht: (X, 182. M. 175. H. XVI, 155) „daß überhaupt alles, was T e r t u l l i a n von den Ketzereien seiner Zeit mit so vieler Scharfsinnigkeit sage, vollkommen auf die Schriften der Ungläubigen und Freigeister unsrer Zeit anzuwenden sei.“ [1]) Lessing fing sogar an, diese von ihm so geschätzte Schrift ins Deutsche zu übertragen und durch Anmerkungen zu erläutern; ein schätzbares Stück davon ist in seinen theologischen Nachlaß übergegangen (XI, 81. M. 1, 105. H. XVII, 71).

Bei oder vielmehr mitten in der Kritik der Stellen bei Tertullian, und einer „kleinen Ausschweifung über das Glaubensbekenntniß der ersten Christen“ mit besonderer Beziehung auf diesen Kirchenvater, bricht Lessings Arbeit ab: und von den Kirchenvätern, welche noch alle an die Reihe hätten kommen müssen, sind nur noch ein Paar Seiten dem Hilarius gewidmet (de trinitate). Ein Bogen mit der Ueberschrift: „Theodoretus“ war eben nur angefangen.

Aber auch so behalten diese Briefe an Walch, zur Kenntniß von Lessing als Theologen, und zur Beurtheilung der Sachlage, einen bleibenden Werth. Nur in einem Punkte sah Lessing sich gedrungen, seinen Satz einzuschränken, weil er ihn nämlich zu allgemein auf die ersten vier Jahrhunderte ausgedehnt hatte, indem er ihn nun auf den Zeitraum vor dem Nicäischen Concilium zurückführte. Aber dieser Unterschied der Zeiten, sagt Lessing, sei ihm vorher so wenig unbekannt gewesen, daß vielmehr dieser nämliche Unterschied zwischen den Vätern v o r der Nicäischen Versammlung und n a c h derselben, eben das war, was ihn zuerst aufmerksam gemacht hatte. Er giebt auch die Ursache davon an. Dieser Unterschied könne nicht blos die Frucht einer allmäligen Wurzelgewinnung der größern Evidenz sein. Mit einem Wort, Lessing nimmt an, was er auch schon gegen Goeze ausgesprochen, die Streitigkeiten des Arius,

[1]) Vgl. XI, 91. M. 2, 116. H. XVII, 86. „Von den Schriften wider die Religion läßt sich sehr wohl sagen, was T e r t u l l i a n von den Ketzereien sagt: ad hoc sunt, ut fides, habendo tentationem, haberet etiam probationem.“

welche in der katholischen Kirche in jenem Concilium ihre Erledigung gefunden, haben jenen Umschlag bewirkt. Allein, daß nicht erst die Arianer, daß vielmehr auch andre Ketzer, vorzüglich die Gnostiker, ihre Meinungen durch die Bibel beweisen wollten, ist mit Grund gegen Lessing eingewandt worden. [1]) Ueberhaupt war die Frage über das Verhältniß von Schrift und Tradition, mit Beziehung auf die regula fidei, einer viel weitern Fassung und tiefern Begründung fähig und bedürftig, als Lessing und seine Gegner ihr gegeben. Diese hat erst die neuere Theologie nachgeholt; aus einer Streitfrage der Confessionen ist eines der weitgreifendsten Probleme aus der Geschichte der Anfänge des Christenthums und der Kirche geworden, an dessen Lösung die Zukunft noch zu arbeiten hat. Immer aber wird die Wissenschaft bei Lessings Thesen anzuknüpfen haben. Die ehemalige Spannung der Kirchen auf diesem Felde hat, Dank den Fortschritten der Wissenschaft, einer Verständigung Platz gemacht; und wenn Katholiken anfingen, auf den Gebrauch der Bibel in den ersten Jahrhunderten ein Gewicht zu legen, so haben in neuester Zeit protestantische Theologen das Wesen und die Wichtigkeit der Ueberlieferung tiefer erforscht. Es ist merkwürdig, daß es in unserm Jahrhundert wiederum ein Laie war, welcher bei einer feierlichen Gelegenheit die Sache Lessings zu der seinigen gemacht und zu einer Reihe gründlicher Untersuchungen den Anstoß gegeben hat. [2])

Wir sind bei dieser Frage von Semler ausgegangen, den Lessing in seinen Untersuchungen bald hinter sich ließ. Man wird hier die treffenden Worte eines theologischen Schriftstellers aus der Schule Neanders,[3]) bei Gelegenheit des uns hier beschäftigenden Problems, über Lessings Beruf auf dem Felde theologischer Kritik, und zwar in einer Vergleichung mit seinem Zeitgenossen Semler, gern lesen. „In Deutschland," heißt es, „waren es vornehmlich Lessing und Semler, welche die herrschende Theorie über die Schrift so sehr erschütterten, daß das ganze kirchliche Lehrgebäude zu wanken anfing. . . . Beide waren Männer von großer Redlichkeit und Wahrheitsliebe, von einer Selbständigkeit des Urtheils und einer Schärfe der Prüfungsgabe, wie sie nur denen zu Theil wird, welchen die Aufgabe beschieden ist, die Resultate einer langen Entwickelungszeit zu sichten und der neuen Epoche Bahn zu brechen. Für Lessing war das Gebiet, auf welchem er sich mit Semler begegnete, nicht das einzige, nicht einmal das hauptsächlichste

[1]) K. H. Sack, Sendschreiben, in der Schrift: Ueber das Ansehen der heiligen Schrift u. s. w. Drei theologische Sendschreiben an Dr. Delbrück von Sack, Nitzsch und Lücke. Bonn 1827. S. 41 ff. besonders auch S. 47, wo auf die 60 oder 70 Glaubensformeln, die in der Walch'schen symbolischen Bibliothek verzeichnet sind, hingewiesen wird. — S. 42 heißt es: „Lessing hat eine Scheidung anbringen wollen, wo keine zuläßig ist, und hat, um diese zu behaupten, die entgegenstehenden Anführungen Walchs zum Theil mit sehr unhaltbaren Ausflüchten erwiedert, z. B. wenn er einige Kirchenlehrer der ersten drei Jahrhunderte zwar in sittlichen Dingen dem Ansehen der Schrift alles unterordnen, in Sachen des Glaubens aber ihr die außerschrifliche Regel überordnen läßt, wodurch er die entschiedenen Erklärungen eines Cyprian zu neutralisiren sucht. Unmöglich aber kann ein religiöses Gemeindeleben in der Ethik auf eine andre, und in der Dogmatik wieder auf eine andre letzte Autorität zugestanden werden." — [2]) S. die Beilage. — [3]) J. L. Jacobi, die kirchliche Lehre von der Tradition und heiligen Schrift in ihrer Entwicklung dargestellt. Berlin 1847. I, 111.

der Thätigkeit: aber wer möchte, was er selbst nur sein wollte, ihn für einen bloßen Dilettanten der Theologie halten? so eingehend ist seine Behandlung, so sicher sein Griff in das Wesentliche, so gegenwärtig der Ueberblick. Diese Vielseitigkeit der Anlage und Studien, das Element der Anschauung neben dem kritischen, die Frische und die geistvolle Leichtigkeit der Behandlung, die Herrschaft über den massenhaften Stoff seiner Gelehrsamkeit, die scharfen Umrisse und die Reinlichkeit der Methode, die Präcision des Ausdrucks, alles, was die Festigkeit und den Metallglanz seiner Rede ausmacht, unterscheidet ihn sehr wesentlich von Semler. Dieser ist ganz Mann von Fach; seine weitschichtigen Kenntnisse bezieht er fast durchaus auf den theologischen Bereich; mühsam, doch unermüdet, schleppt er die Masse seiner altväterischen Gelehrsamkeit vorwärts, deren Gewicht ihm jede Form zerdrückt. Es ist nicht leicht, seinen verworrenen Schritten zu folgen; denn nachdem er die Grenzen der bestehenden Betrachtungsweise umgestoßen, kann er nun selbst sich nicht zurechtfinden und sein aller Intuition entbehrender Geist leidet bereits an dem Atomismus, welchem die gesammte Richtung, deren Vormann er ist, nicht zu entgehen vermochte. Beide stimmten darin überein, daß sie auf den neuen Standpunkt traten, welchem sich die Intelligenz der Zeit zuneigte, nämlich: für die höchste Norm der Erkenntniß das allgemein Vernunftmäßige erklärten. Denn obgleich Lessing im Streit über die Fragmente die Thatsachen des Lebens Christi nicht unmittelbar angriff, so blickt doch die Skepsis nicht undeutlich durch, und die Resultate, mit denen er endigte, enthielten noch bestimmtere Verneinungen. Er stand der rechten Auffassung des Evangeliums ferner und näher als sein Mitarbeiter. F e r n e r, weil er die Principien folgerechter durchgeführt und mit dem kirchlichen System entschiedner gebrochen hatte; n ä h e r, weil sein tieferer und beweglicherer Geist eine richtigere Einsicht in das Wesen der Religion und des christlichen Glaubens ins Besondere gewann. . . ."

Lessing selbst hat in eben so demuthsvollen, als erhaben lautenden Worten, seine Stellung zur Kirche und Religion gezeichnet durch das, aus dem Jon des Euripides entlehnte und durch Substituiren eines Wortes bedeutsam gemachte Motto, das er seiner „Bibliolatrie" hatte vorsetzen wollen:

Καλόν γε τὸν πόνον, ὦ
Χριστέ, σοὶ πρὸ δόμων λατρεύω,
Τιμῶν μαντεῖον ἕδραν.

wo beim Euripides[1]) *Φοῖβε* steht. „Diese Zeilen (so legt Lessing diese Verse aus) sagt beim Euripides Jon, indem er die Stufen vor dem Tempel des Apollo kehrt.[2]) Auch ich bin nicht im Tempel, sondern nur am Tempel beschäftigt.

---

[1]) Jon. v. 127—129. (Nach Donners Uebersetzung:)
Wie schön ist, Phöbos, der Dienst,
Den ich übe vor deinem Hause,
Fromm ehrend den Sehersitz —

[2]) Doch ich will — —
— — mit dem Lorbeerzweig,
Mit dem heiligen Reis, am Tempel umher
Rein kehren die Schwell —

Auch ich kehre nur die Stufen, bis auf welche den Staub des innern Tempels die heiligen Priester zu kehren sich begnügen. Auch ich bin stolz auf diese geringe Arbeit: denn ich weiß am besten, wem zu Ehre ich es thue."

Siebentes Kapitel.

Die apologetischen Sätze, welche Lessing den Einwürfen des Ungenannten gegen die Bibel angefügt hatte, und welche seinen tiefern Untersuchungen über die Entstehung des neutestamentlichen Kanons und den Gebrauch desselben in den ersten Jahrhunderten zu Grunde lagen, beziehen sich nicht blos auf diesen einen Theil der heiligen Schrift und dessen Verhältniß zu dem christlichen Glaubensinhalt: damit wäre seine Aufgabe, den Ungenannten aus einem erhabeneren Standpunkte zu prüfen, nicht ausgefüllt, da jener nicht blos das neue, sondern eben so sehr und noch vielmehr das alte Testament und nicht blos die christliche Offenbarung, sondern alle Offenbarung nach dem Maßstabe der Moral und seines Deismus gemessen hatte. Es war im Grunde nur die eine und die nämliche Aufgabe, welche Lessing nach der besonderen, wie nach der allgemeinen Seite, zu lösen übernahm.

Da aber Lessing bei der Herausgabe der Fragmente keine methodische Anordnung befolgte, sondern, vielleicht mit Absicht, Allgemeines und Besonderes, Alt- und Neutestamentliches, in scheinbar zufälliger Folge mittheilte, so muß es uns gestattet sein, um nicht den Weg zurück zu machen, vorerst mit der Betrachtung derjenigen Stücke und der durch sie veranlaßten Streitschriften, welche sich auf das neue Testament und die Geschichte Jesu beziehen, fortzufahren. Ich beginne mit dem Fragmente zur Kritik der Auferstehungsgeschichte.

Kein Theil der evangelischen Geschichte hat von jeher die Angriffe des Naturalismus, und gleichzeitig die Bemühungen der Apologeten in dem Maße hervorgerufen, als die Geschichte der Auferstehung, der Anker des Glaubens und der Hoffnungen der Christen aller Kirchen. Aber der Erfolg der älteren Apologeten reichte gegen die Angriffe des Fragmentisten nicht mehr aus. Lessing hebt die bedeutendsten mit einer kurzen Kritik heraus (X, 34. M. 34. H. XV, 283.) „Ditton,"[1]) sagt er, „hat freilich die Wahrheit der christlichen Religion aus der Auferstehung demonstrativisch erwiesen. Aber er hat die Widersprüche der Evangelisten ganz übergangen; entweder weil er glaubte, daß diese Widersprüche schon längst auf die unwidersprechlichste Weise gehoben wären, — woran ich zweifle; oder weil er dafür hielt, daß seine Demonstration, ohngeachtet aller dieser Widersprüche, in ihrer ganzen Stärke bestehen könne, — wie auch mich dünkt" (setzt Lessing hinzu).

---

[1]) Humfred Ditton aus Salisbury, Professor der Mathematik zu London, wo er 1715 starb. Sein Buch von der Wahrheit der christlichen Religion, aus der Auferstehung bewiesen, wurde ins Französische, Holländische und Deutsche übersetzt.

Eben so ist Sherlock[1]) in seiner „gerichtlichen Prüfung der Zeugen der Auferstehung" verfahren. Er erhärtet, daß die eigentlichen Zeugen allen Glauben verdienen, aber auf die Widersprüche in den Erzählungen der Evangelisten läßt er sich nicht ein. Der einzige Gilbert West hat diese Widersprüche zum Theil mit in seinen Plan ziehen zu müssen geglaubt, dabei aber zu ewiger Vervielfältigung der nämlichen Personen und Erscheinungen seine Zuflucht genommen.

Dagegen hat nun der Ungenannte sich angestrengt, jene Widersprüche in allen Punkten aufzusuchen und deren zehn an der Zahl, als unauflöslich zusammengestellt. Lessing schildert ihn als einen Mann,[2]) der nichts geringeres, als einen Hauptsturm auf die christliche Religion unternommen. Da sei keine einzige Seite, kein einziger noch so versteckter Winkel, dem er seine Sturmleitern nicht angeworfen. Freilich habe er diese Sturmleitern nicht alle mit eigener Hand neu geschnitzt; „die meisten davon sind schon bei mehreren Stürmen gewesen, einige derselben sind sogar ein wenig sehr schadhaft, denn in der belagerten Stadt waren auch Männer, die zerschmetternde Felsenstücke auf den Feind herabwarfen." Und so habe er auch bei der Auferstehungsgeschichte alles mitgenommen, was man von jeher wider die historische Glaubwürdigkeit derselben eingewendet, oder einwenden hätte können; denn „der zwanzigmal geschlagene Soldat kann endlich doch einmal siegen helfen."

Was Lessing betrifft, so begnügte er sich in seinen Zusätzen, einige Unterschiede klar zu machen und Grundsätze festzustellen, geeignet, wenn nicht den Theologen, so doch den Christen über alle die Widersprüche des Ungenannten mit eins hinwegzuheben. Er unterscheidet die Zeugen der Auferstehung Christi von den Evangelisten, die uns die Nachricht von der Aussage dieser Zeugen überliefert haben; und mithin mögliche Widersprüche unter den Zeugen, und unter den Geschichtschreibern dieser Aussagen der Zeugen. „Sind Widersprüche unter den Zeugen vorhanden gewesen? — Anscheinende: warum nicht? — Sind wahre Widersprüche unter den Zeugen vorhanden gewesen? — Das wissen wir nicht. Wir wissen ja nicht einmal, ob jemals die Zeugen gehörig vernommen worden. Wenigstens ist das Protocoll über dieses Verhör nicht mehr vorhanden; und wer Ja sagt, hat in diesem Betracht eben so viel Grund für sich, als wer Nein sagt."

„Nur daß," setzt Lessing hinzu, „wer Nein sagt, eine sehr gesetzliche Vermuthung für sich anführen kann, die jener nicht kann. Diese nämlich. Der große Proceß, welcher von der glaubwürdigen Aussage dieser Zeugen abhängt, ist gewonnen. Das Christenthum hat über die Heidnische und Jüdische Religion gesiegt. Es ist da.

„Und wir sollten geschehen lassen, daß man uns diesen gewonnenen Proceß nach den unvollständigen, unconcertirten Nachrichten von jenen, wie aus dem Erfolge zu schließen, glaubwürdigen und einstimmigen Zeugnissen, nochmals nach zweitausend Jahren revidiren wolle? Nimmermehr. Vielmehr,

[1]) Thomas Sherlock starb als Bischof von London 1748. — [2]) Eine Duplik X, 48. M. 51. H. XVI, 24.

so viel Widersprüche in den Erzählungen der Evangelisten als man will! — Es sind nicht die Widersprüche der Zeugen, sondern der Geschichtschreiber; nicht der Aussagen, sondern der Nachrichten von diesen Aussagen." . . .

Lessing hat die Summe seiner Betrachtungen (in der „Duplik") in folgende Antithese zusammengefaßt:

„Mein Ungenannter behauptet: die Auferstehung Christi ist auch darum nicht zu glauben, weil die Nachrichten der Evangelisten davon sich widersprechen. Ich erwidere: die Auferstehung Christi kann ihre gute Richtigkeit haben, ob sich schon die Nachrichten der Evangelisten widersprechen."

„Denn: „Nur ein fortdauerndes Wunder hätte es verhindern können, daß in den dreißig bis vierzig Jahren, ehe Evangelisten schrieben, solche Ausartungen der mündlichen Erzählung von der Auferstehung sich nicht eräugnet hätten." Wer dessen ungeachtet „die Untrüglichkeit der Evangelisten in jedem Worte behauptet, . . . er versuche es nun und beantworte die gerügten zehn Widersprüche unsers Fragments. Aber er beantworte sie alle. Denn diesem und jenem nur etwas Wahrscheinliches entgegen setzen, und die übrigen mit triumphirender Verachtung übergehen, heißt keinen beantworten."

Gegen dieses Fragment über die Auferstehung trat zuerst ein Ungenannter, (welcher sich später als Johann Heinrich Räß, Archidiakonus und Superintendent zu Wolfenbüttel, zu erkennen gab — Lessing der ihn wohl kannte, nennt ihn daher nur seinen „Nachbar") in einer besondern Schrift[1]) auf. Es sind sechs Gespräche, worin A., welcher durch das Fragment in seinem Glauben wankend gemacht worden, am Schlusse, von B. in diesem Glauben neu befestigt, abgeht. Die allgemeine deutsche Bibliothek[2]) nannte den Verfasser einen schwachen Apologeten, der mehr guten Willen, als Geschicklichkeit, es zu sein, besitze.

Gegen diesen Apologeten nun tritt Lessing mit einer Widerlegung hervor, welche er prägnant „Eine Duplik" nannte.[3]) Nämlich Duplik: nicht Replik, wie Lessing zum Schluß erklärt. „Denn die Evangelisten und mich halte ich für den angeklagten Theil. Die Anklage erhob mein Ungenannter mit unbilligen Aeußerungen, daß wegen einiger Widersprüche in Kleinigkeiten den Evangelisten aller Glaube abzusprechen sei. Hierauf ließ ich mich in meinen Gegensätzen ein und antwortete ohne Umschweif, was ich für die kürzeste und unfehlbarste Antwort hielt. Diese Antwort mißfiel meinem Nachbar, der sie vermuthlich mehr für eine verdeckte hämische Bestätigung der Anklage, als für eine Antwort hielt. Er wollte lieber eine alte verschrieene Waare das 999ste mal wieder zu Markte bringen, als aus dem Magazine eine frische holen, die mehr Abgang fände." Es sei aber dem Verfasser weniger um die Glaubwürdigkeit jedes einzelnen Evangelisten, als um die Glaubwürdigkeit einer gewissen Harmonie eigner Schöpfung zu thun,

---

[1]) Die Auferstehungsgeschichte Jesu Christi gegen einige im vierten Beitrage u. s. w. gemachte neue Einwendungen vertheidigt. Braunschweig 1777. 8. — [2]) 1. Stück. S. 59. Der Verfasser dieser und der ganzen Reihe von Recensionen über die Fragmenten-literatur war (wie aus der Chiffer in Partheys Verzeichniß ersichtlich ist) der Prediger Lüdke in Berlin, der oben genannte und bekannte Verfasser der Schrift vom falschen Religionseifer. — [3]) Braunschweig 1778. Lessing nannte sich auf dem Titel nicht.

die, wenn sie erwiesen wäre, die Evangelisten gerade noch verdächtiger machen würde, als sie der Ungenannte zu machen weder Fug noch Willen gehabt habe.

Der Körper der Duplik besteht aus einer exegetischen, streng gelehrten, kritischen Discussion aller der von den Fragmentisten aufgestellten zehn Widersprüche.

Es war Lessing nicht schwer, zu zeigen, daß Räß nicht einen einzigen gründlich, d. h. nach den Regeln der Sprache und gesunden Auslegungskunst, gehoben, daß er „der engbrüstigen, lahmen, schielenden, thersitischen Harmonie der Evangelisten (thersitisch, sagt Lessing, denn sie ist eben so ungestalten als schmähsüchtig gegen jeden Evangelisten insbesondere) zu Liebe zu den grundlosesten Einfällen seine Zuflucht genommen."

Aber man muß bekennen, daß der Ton, welchen Lessing in der Mitte der Arbeit anschlägt, und der sich mit jeder folgenden Seite bis zur Leidenschaft steigert, mit dem Anfang in einen grellen Widerspruch tritt, der auch auf Lessings Verehrer (wie den Recensenten der Allg. d. Bibliothek) einen peinlichen Eindruck machte. „Wir handeln alle nach dem Maß unsrer Einsichten und Kräfte," heißt es im Eingang; „und es ist immer rührend, wenn auch der schwache abgelebte Nestor sich dem ausfordernden Hektor stellen will, falls kein jüngerer Grieche mit ihm anzubinden sich getraut." Warum also diese unbarmherzige Vernichtung, diese tiefe Verachtung eines alten abgelebten Nestors? — Lessing fühlt es selbst, will es aber nicht entschuldigen, und noch weniger zurücknehmen. „Ich fühle es sehr wohl, daß mein Blut anders umfleußt, itzt, da ich diese Duplik ende, als da ich sie anfing. Ich fing so ruhig an, so fest entschlossen, alles, was ich so zu sagen habe, so kalt, so gleichgültig zu sagen, als ich kann, wenn ich auf meinen Spaziergängen vor langer Weile Schritte zähle. Und ich ende so bewegt, kann es so wenig in Abrede sein, daß ich vieles so warm, so theilnehmend gesagt habe, als ich mich schämen würde, in der Sache meines einzigen[1]) Halses zu sprechen. . . . Was soll ich thun? Mich entschuldigen? Mit der albernen Miene eines unausgelernten Heuchlers um Vergebung bitten? Versprechen, daß ich ein andermal besser auf meiner Hut sein wolle?"

„Kann ich das? Ich versprechen? — Ja, ja; ich verspreche: — mir es nie wieder auch nur vorzunehmen, bei gewissen Dingen kalt und gleichgültig zu bleiben. Wenn der Mensch bei dem, was er deutlich für Mißhandlung der Vernunft und Schrift erkennet, nicht warm und theilnehmend werden darf: wenn und wo darf er es denn?"

Wohl! nur, möchte man erinnern, nicht ohne die Person von der Sache zu scheiden, daß nicht der Irrende, der Schwache wie ein Schuldiger, wie ein Feind behandelt werde. Lessing wollte bei seinem Streite mit Klotz von einem unverzeihlichen Fehler nichts hören (VIII, 3. M. 5. H. XIII, 2, 5). Denn „Fehler schließen Vorsatz und Tücke aus; und daher müssen alle Fehler allen zu verzeihen sein." Lübke vermuthet: Lessing wäre in der Herab-

[1]) So steht da; auch in der ursprünglichen Ausgabe; man sollte es aber für einen Druckfehler, statt: eigenen, halten.

würdigung dieses Buches nicht so weit gegangen, wenn nicht eben Goeze in den freiwilligen Beiträgen dasselbe „als das vortrefflichste Meisterstück, das je geschrieben worden," gerühmt hätte. Dies kann die gereizte Stimmung, welche bei Lessing während des Schreibens gewachsen zu sein scheint, erklären helfen. Manches hätte er gegen Goeze selbst nicht stärker sagen können.[1]) Doch machte Lessing später einen großen Unterschied zwischen ihm und Goeze, der sich beklagt hatte, wie höhnend, wie verachtend, wie wegwerfend er gegen sie beide geschrieben habe. Ihn, seinen Nachbar, habe er nirgends so behandelt. Blos sein wiederholter Vorwurf, daß der Ungenannte die Wahrheit, die er gar wohl einsehe, nur nicht einsehen wolle; blos dieser Vorwurf, welcher einen Menschen so ganz in einen Teufel verwandelt; blos dieser Vorwurf, von dessen Gifte ein Theil auf ihn (den Herausgeber) zurückspritze: blos dies habe ihn im Fortgange des Wortwechsels bitterer gegen ihn gemacht, als er zu sein sich vorgenommen (elfter Anti-Goeze X, 232. M. 223. H. XVI, 209). Das bitterste sei doch wohl, daß er von ihm gesagt habe, er schreibe im Schlafe. Er habe dabei immer noch so viel von der allgemeinen brüderlichen Liebe, als Hieronymus, wenn schon nicht ganz so viel, als Goeze, der seine Herren Collegen aus brüderlicher Liebe eher ewig schlafen mache; als ihnen das Schlafen vorwerfe (bittere Anspielung auf Goezes letzten Streit mit Alberti, an welchem letzterer sich den Tod geholt). — Wie schön, wenn hier Lessing seinen Nachbar, dem er wehe that, mit den Worten des Augustinus um Verzeihung bittet: Obsecro te per mansuetudinem Christi, ut, si te laesi, dimittas mihi, nec, me vicissim laedendo, malum pro malo reddas. Laedes enim, si mihi tacueris errorem meum, quem forte inveneris in scriptis meis. —

C. A. Schmid in Braunschweig schrieb ihm: „Ihre Duplik habe ich nicht, wie Sie, mein lieber heißhungriger Erisichthon, den Schumann, hinuntergeschlungen,[2]) sondern recht lecker ausgesogen und mir rechte Zeit zum Schmecken genommen. Das Gerichte hat mir herzlich geschmeckt; ich habe es verdauet, und es ist mir wohl bekommen. Machen Sie sich aber nur darauf gefaßt, mein lieber ehrlicher Lessing, daß es in vielen andern Magen eine ganz andere Wirkung hervorbringen wird." Darauf will er ihn aber auch tadeln oder „bekunstrichtern." Erstlich breche er ihm die Duplik zu schnell ab und springe gleichsam von dem Wege, ohne ihn ganz zurückgelegt zu haben. „Sie sagen es zwar Ihren Lesern, allein ein Bogen mehr in dem edlen herzhaften Tone, in welchem Sie am Ende sind, hätte Meinesgleichen doch herzlich behagen sollen."[3]) Doch was hätte Lessing für die

[1]) z. B. wenn er zum Schlusse die Argumente des Nachbars „ekle Mißgeburten seines eignen Gehirns nennt, deren man freilich den langen Tag über nicht so viele ersäufen könne, als er die folgende Nacht wieder auszubrüten im Stande sei." — [2]) Lessing begann seinen Aufsatz gegen den Direktor Schumann: Ueber den Beweis des Geistes und der Kraft, mit den Worten: „Ich hungere nach Ueberzeugung so sehr, daß ich wie Erisichthon alles verschlinge, was einem Nahrungsmittel nur ähnlich sieht." (X, 33. M. 36. H. XVI, 9). — [3]) Das zweite betrifft eine Stelle (X, 111. M. 108. H. XVI, 82) über die Zeit, wann Hieronymus seinen Commentar über den Matthäus geschrieben habe. Lessing setzte ihn erst nach dem Briefe dieses Kirchenvaters an die Hedybia. Schmid dagegen hält es mit der gewöhnlichen Annahme, wonach jener Brief ein Werk seines hohen Alters ist, oder läßt ihn gar nicht für echt gelten.

Sache noch hinzufügen sollen, was er im Laufe der Schrift nicht gesagt hätte? Nur daß so manche Stellen von hoher Schönheit und Wahrheit vor den Dornen der Kritik und Polemik kaum Luft bekommen. Wie erhaben ist Lessing überall, wenn er von diesen Niederungen auf die Höhe der Menschheit und der Religion sich schwingt! So am Schlusse: „Ich überlasse es der Zeit, was meine aufrichtig gesagte Meinung wirken soll und kann. — Vielleicht soll sie so viel nicht wirken, als sie wirken könnte. Vielleicht soll, nach Gesetzen einer höheren Haushaltung, das Feuer noch lange so fortdampfen, mit Rauch noch lange gesunde Augen beißen, ehe wir seines Lichtes und seiner Wärme zugleich genießen können. — Ist das, so verzeihe du, ewige Quelle aller Wahrheit, die allein weiß, wenn und wo sie sich ergießen soll, einem unnütz geschäftigen Knechte: Er wollte Schlamm dir aus dem Wege räumen; hat er Goldkörner unwissend mit weggeworfen, so sind deine Goldkörner unverloren! —"[1])

Seinen immer wiederkehrenden Grundsatz, daß wir nach zweitausend Jahren nicht immer von Neuem den Grund untersuchen, sondern uns an das Gebäude halten sollen, welches auf diesem Grunde errichtet ist, kleidet Lessing im Eingange der Duplik in die Parabel von dem Tempel der Diana zu Ephesus (X, 56. M. 50. H. XVI, 23). „Ich lobe mir, was über der Erde steht und nicht was unter der Erde verborgen liegt! — Vergieb es mir, lieber Baumeister, daß ich von diesem weiter nichts wissen mag, als daß es gut und fest sein muß. Denn es trägt, und trägt so lange . . . Daß die Menschen so ungern sich mit dem befriedigen, was sie vor sich haben! — Die Religion ist da, die durch die Predigt der Auferstehung Christi über die heidnische und jüdische Religion gesiegt hat: und diese Predigt soll gleichwohl damals nicht glaubwürdig genug gewesen sein, als sie siegte! Ich soll glauben, daß sie damals nicht glaubwürdig genug befunden ward, weil ich itzt nicht mehr ihre volle Glaubwürdigkeit beweisen kann?" —

---

[1]) Räß ließ nachmals eine Antwort gegen Lessing erfolgen. „Die Auferstehungsgeschichte Jesu Christi ohne Widersprüche, gegen eine Duplik." Hannover 1779. Lessing beachtete sie nicht weiter.

Dasselbe Fragment setzte noch viele andre Federn in Bewegung; von F. D. Behn, Subrektor zu Lübeck 1777, vermehrte Aufl 1778. J. B. Lüderwald, Superintendent zu Vorsfelde (der auch gegen einige andre Fragmente schrieb), von G. Leß, Professor in Göttingen, der auch die Fragmente in den Göttinger gelehrten Anzeigen 1778. Nr. 129—130 (ohne allen feindlichen Sinn gegen Lessing, indem er ihm sogar für die Mittheilung der Fragmente dankt,) angezeigt; — diese Recension gab ein Unbekannter unter dem Titel: Ueber die aus Braunschweig durch Herrn Hofrath Lessing herausgegebenen Fragmente wider das Christenthum. Mit einer Vorrede, ohne Druckort, heraus. — G. H. D. Moldenhawer, Pastor zu Hamburg, G. Ch. B. Mascho, Senior zu Frankfurt am Main, A. F. Rückersfelder, Doctor der Theologie zu Deventer, J. C. Scheibel, Prorektor des Elisabeth-Gymnasium zu Breslau, J. M. Schreiter zu Freyroda, A. Ph. G. Schickedanz, Prediger in Frankfurt a. d. O. u. A., abgerechnet die Gegner in Programmen, Zeitungen und Zeitschriften. Die einzelnen Titel führt Karl Lessing in der Vorrede des von ihm herausgegebenen theologischen Nachlasses seines Bruders S. 9—17 an. K. Lessing übergeht Johann David Michaelis, Lessings Jugendgönner, der aber erst nach dessen Tode mit seiner Erklärung der Begräbniß- und Auferstehungsgeschichte Christi nach den zwei Evangelien (Halle 1783) auftrat. Vgl. Schröckh VI, 284.

„Nicht viel anders ist es mit den Wundern, durch welche Christus und seine Jünger die Religion gepflanzet. — Die wunderbare Religion muß die Wunder wahrscheinlich machen, die bei ihrer ersten Gründung sollen geschehen sein. Aber auf die historische Wahrscheinlichkeit dieser Wunder die Wahrheit der Religion gründen: wenn das billig, wenn das auch nur klug gedacht ist! — — — Es sei herausgesagt! Wenn ich jemals so richtig, so klug zu denken fähig bin, so ist es um meinen Verstand geschehen — das sagt mir mein Verstand itzt. Und habe ich jemals einen andern Verstand: so hatte ich nie einen.

„— Wann wird man aufhören, an den Faden einer Spinne nichts weniger als die ganze Ewigkeit hängen zu wollen! — Nein; so tiefe Wunden hat die scholastische Dogmatik der Religion nie geschlagen, als die historische Exegetik ihr itzt schlägt." —

Der Ideengang, welchen Lessing in dem allgemeinen Theil der Duplik genommen, weist uns auf zwei kleine Schriften, zwei Bogen sagen wir bald, verwandten Inhalts, welche der Zeit nach vorangehen, zurück. Sie führen die Ueberschrift: „Ueber den Beweis des Geistes und der Kraft" und „Das Testament Johannis. Ein Gespräch."[1]) Es sind die einander ergänzenden Antworten auf die erste aller der vielen, gegen die Fragmente gerichteten Schriften: „Ueber die Evidenz der Beweise für die christliche Religion. Hannover 1778" von dem Direktor Schumann, welche übrigens sich durch Milde und Mäßigkeit empfahl. Sie war hervorgerufen durch das zweite Fragment, wo behauptet wird: „Es sei zum gegründeten Glauben, der aus der Bibel entstehen soll, nöthig, daß einer alle Alten und ihre Nachrichten von den Büchern der Bibel und ihren Verfassern durchlese; daß er die Kritik, Sprachen und Historie der Zeiten, Gewohnheit und Meinungen inne habe, viel Schärfe des Verstandes besitze, und seine Vernunft im Nachdenken wohl geübt habe." Dieser Forderung, welcher nicht viele Gelehrte, geschweige Ungelehrte genügen möchten, setzt nun Schumann entgegen, was er den Beweis des Geistes und der Kraft nach den Worten des Apostels Paulus und des Origenes nennt, nämlich denjenigen Beweis, der von den erfüllten Weissagungen des alten Testaments und den zur Bestätigung des Evangeliums von Christo und seinen Aposteln verrichteten Wundern hergenommen ist. Gegen diese Ausführung also ist zunächst Lessings erster Bogen gerichtet, welcher von jeder, auch der leisesten Spur des Unwillens oder der Reizbarkeit frei ist. Er versichert den Gegner aller der Hochachtung, welche „Untersucher der Wahrheit gegen einander zu tragen sich nie entbrechen." Lessing war ja auf Prüfung gefaßt; sie kam ihm fast zu saumselig, aber selbst das anfängliche Schweigen der Theologen bestärkte ihn nur, wie er seinem Bruder, den 25. Mai 1777, bekennt, in der guten Meinung, die er jederzeit von ihnen gehabt habe. „Mit der gehörigen Vorsicht kann man ihrentwegen schreiben was man will. Nicht das, was man ihnen nimmt, sondern das, was man an dessen Stelle setzen will, bringt sie auf, und das mit Recht. Denn wenn die Welt mit Unwahrheiten soll hingehalten werden, so sind die

[1]) Beide anonym, Braunschweig 1777.

alten, bereits gangbaren, ebenso gut dazu, als neue." — Lessing beurtheilte diese Männer nach sich selbst; bald sollte er seines Irrthums gewahr werden.

Der Kern seiner Gegenschrift ist in folgenden Gegensätzen ausgesprochen: „Ein andres sind erfüllte Weissagungen, die ich selbst erlebe: ein andres erfüllte Weissagungen, von denen ich nur historisch weiß, daß sie Andre wollen erlebt haben. Ein andres sind Wunder, die ich mit meinen Augen sehe, und selbst zu prüfen Gelegenheit habe: ein andres sind Wunder, von denen ich nur historisch weiß, daß sie Andre wollen gesehn und geprüft haben. —"

„Origenes hatte wohl Recht zu sagen, daß die christliche Religion in diesem Beweise des Geistes und der Kraft einen eigenen göttlichern Beweis habe, als alle Dialektik gewähren könne. Denn, noch war zu seiner Zeit „die Kraft, wunderbare Dinge zu thun, von denen nicht gewichen," die nach Christi Vorschrift lebten. . . . Aber wenn ich anstehe (fragt Lessing), noch itzt auf den Beweis des Geistes und der Kraft etwas zu glauben, was ich auf andre, meiner Zeit angemessenere Beweise glauben kann: woran liegt es?"

„Daran liegt es, daß dieser Beweis des Geistes und der Kraft itzt weder Geist noch Kraft mehr hat; sondern zu menschlichen Zeugnissen von Geist und Kraft herabgesunken ist."

— „Wenn aber keine historische Wahrheit demonstriret werden kann: so kann auch nichts durch historische Wahrheiten demonstriret werden. Das ist: „zufällige Geschichtswahrheiten können der Beweis von nothwendigen Vernunftswahrheiten nie werden."

„Aber nun mit jener historischen Wahrheit (Schumann hatte sich auf die Auferstehung Christi berufen) in eine ganz andre Klasse von Wahrheiten herüber springen, und von mir verlangen, daß ich alle meine metaphysischen und moralischen Begriffe darnach umbilden soll; mir zumuthen, weil ich der Auferstehung Christi kein glaubwürdiges Zeugniß entgegen setzen kann, alle meine Grundideen von dem Wesen der Gottheit darnach abzuändern; wenn das nicht eine *μετάβασις εἰς ἄλλο γένος* ist; so weiß ich nicht, was Aristoteles sonst unter dieser Benennung verstanden."

Das, das nennt Lessing den „garstigen breiten Graben," über den er nicht kommen kann, so oft und ernstlich er auch den Sprung versucht hat. „Kann mir jemand hinüber helfen, der thu' es, ich bitte ihn, ich beschwöre ihn. Er verdienet ein Gotteslohn an mir."

In dem Aufsatz über des Socinianers Wissowatius Einwürfe wider die Dreieinigkeit nahm Lessing einen ganz andern Standpunkt ein, als es galt, Leibniz von dem Verdachte zu befreien, daß er von der ganzen Sache nichts glaubte. — Da unterscheidet er göttliche und menschliche Gründe des Glaubens, jene als solche, die, nach der ältern Dogmatik, durch eine übernatürliche Gnadenwirkung mit Hilfe des heiligen Geistes bewirkt werden. Lessing ist insofern wohl consequent, wenn er die Beweisführung aus den Weissagungen und Wundern, d. h. aus den historischen Zeugnissen über dieselben, verwirft; zugleich aber legt er stillschweigend das Bekenntniß ab, daß er eben von jener übernatürlichen Wirkung, jenen göttlichen Gründen und dem dadurch bewirkten Glauben nichts in sich verspüre: zwischen ihm und diesem Glauben

liegt der garstige breite Graben, über den er nicht kommen kann, der aber, wie er selbst zugegeben haben wird, für den Glauben im alten Sinne gar nicht vorhanden ist. Er theilte diesen Standpunkt mit den Meisten unter den Gebildeten seiner Zeit (denn nur von diesen kann hier die Rede sein); nur bei einigen von tieferem Gemüthe war an die Stelle des Glaubens eine unendliche Sehnsucht getreten, welche, um sich in das religiöse Gefühl zu flüchten, lieber den eigentlichen dogmatischen Inhalt des christlichen Glaubens preisgab. Zu diesen gehörten, wenn auch in sehr verschiedenem Sinn und Maß, die Hamann, die Claudius und, in gewisser Beziehung, ein F. H. Jacobi. Das ist es aber, was Lessing über diese sonst edelen Geister wieder so hoch stellt, ihn so einzig hinstellt, daß er, jeder Selbsttäuschung vollkommen unfähig, was ihm mangelte, offen bekannte; daß die Sentimentalität der Religiösen ihm so wenig zusagte, als die der Poeten; daß ihm der achtzehnhundertjährige reiche Inhalt des christlichen Glaubens höher und ehrwürdiger stand, als das subjective Gefühl einer allgemein religiösen Seelenstimmung. Aehnlich wie hier ist die Art, wie er sich in dem Gespräche mit Jacobi ausdrückt,[1]) der aus dem Spinozismus in den Theismus durch einen Sprung sich rettete. „Gut, sehr gut!" sagte Lessing. „Ich kann das alles auch gebrauchen; aber ich kann nicht dasselbe damit machen. — Ueberhaupt gefällt Ihr Salto mortale mir nicht übel, und ich begreife, wie ein Mann von Kopf auf diese Art Kopfunten machen kann. Nehmen Sie mich mit, wenn es angeht." Jacobi. Wenn Sie mit mir auf die elastische Stelle treten wollen, die mich fortschwingt, so geht es von selbst. Lessing. Auch dazu gehörte schon ein Sprung, den ich meinen alten Beinen und meinem schweren Kopfe nicht mehr zumuthen darf."

Der zweite Bogen: „Das Testament Johannis", wird am Schlusse des ersten schon angekündigt, in dem Wunsche: „Möchte doch alle, welche das Evangelium Johannis trennt, das Testament Johannis wieder vereinigen! Es ist freilich apokryphisch,[2]) dieses Testament: aber darum nicht weniger göttlich."

Hieronymus ist es, welcher diese schöne und rührende Sage in seinem Commentar zu dem Paulinischen Briefe an die Galater c. 6. aufbewahrt hat. Es sind nur wenige Zeilen (Lessing theilt sie am Schlusse im Originale mit, X, 46. M. 49. H. XVI, 22). Der Evangelist Johannes, welcher bis in das höchste Alter zu Ephesus lebte und kaum in den Armen seiner Jünger in die Kirche getragen werden konnte, der keine längere Rede zusammenzufügen mehr fähig war, pflegte zwischen den einzelnen Collekten nichts als die Worte vorzubringen: Kinderchen, liebt Euch! (Filioli diligite alterutrum). Endlich konnten Jünger und Brüder das Nämliche nicht ohne Ekel immer wieder anhören und sagten: Meister, warum sagst du immer dieses Nämliche? und Johannes gab die seiner würdige Antwort: Weil es ein Gebot des Herrn ist, und wenn es allein geschieht, genug ist. (quia praeceptum Domini est, et si solum fiat, sufficit.)

---

[1]) Jacobis Werke IV, 1, 74. — [2]) Im Gegensatze des kanonischen Evangelium Johannis, erklärt es Lessing nachher X, 43. M. 46. H. XVI, 19.

Diese Stelle nun bildet den Text, welchen Lessing seinem Gespräche zu Grunde legt und zu eigenthümlichen Betrachtungen ausspinnt. Es ist eben nicht nothwendig, mit dem Berichterstatter der Allgemeinen deutschen Bibliothek, das Er und Ich auf die Namen: Schumann und Lessing überzutragen, wodurch der Verfasser eine Schärfe und Bitterkeit gegen die Person seines Gegners angenommen hätte, welche gegen den Ton in dem ersten, kurz vorher ausgegebenen Bogen, in einem gar zu grellen Abstande bliebe. Schumann selbst hat dieses nicht auf seine Person bezogen. Aber diese Schärfe ist nichts desto weniger vorhanden. Er beginnt mit dem Vorwurf, daß der Verfasser sonst deutlicher zu schreiben pflege. „Die größte Deutlichkeit war mir immer die größte Schönheit." — Er hatte nie von einem Testament Johannis gehört und es in keinem gelehrten Verzeichnisse gefunden. — „Muß denn auch alles ein Buch sein?"

„Augustinus erzählt, daß ein gewisser Platoniker gesagt habe, der Anfang des Evangelii Johannis Im Anfang war das Wort u. s. w. verdiene in allen Kirchen, an dem sichtbarsten, in die Augen fallendsten Orte mit goldnen Buchstaben angeschrieben zu werden. . . ."

„Gleichwohl glaube ich . . . daß mit weit mehrerm Rechte in allen unsern Kirchen, an dem sichtbarsten, in die Augen fallendsten Orte, mit goldnen Buchstaben angeschrieben zu werden verdiente — das Testament Johannis."

„Dieses Testament Johannis war es, worauf ehedem ein gewisses Salz der Erde schwur. Jetzt schwört dieses Salz der Erde auf das Evangelium Johannis: und man sagt, es sei nach dieser Abänderung ein wenig dumpfig geworden."

„Wer Ohren hat zu hören, der höre!" Hier kommt der Gegensatz, der ihn auf immer von der entgegenstehenden Seite trennt. Er will keine andere wahre christliche Liebe anerkennen, als die auf christliche Glaubenslehren gegründet ist. „Wozu das Joch der christlichen Liebe auf sich nehmen, wenn es ihnen durch die Glaubenslehren weder sanft noch verdienstlich wird? Cui non competit definitio, non competit definitum. Und darum ist diesen Leuten der Name der Christen abzusprechen."

„Aber wenn wir gleichwohl die Definition ein wenig weiter fassen könnten? Und das nach dem Ausspruche jenes guten Mannes: Wer nicht wider uns ist, der ist für uns. — Sie kennen ihn doch den guten Mann? Recht wohl. Es ist eben der, der an einem andern Orte sagt: Wer nicht mit mir ist, der ist wider mich.

„Ja so! Allerdings; das bringt mich zum Stillschweigen. — O, Sie allein sind ein wahrer Christ! — Und belesen in der Schrift wie der Teufel."

Der Schluß ist bitter. Aber wer erkennt nicht in diesem Gespräche die Tendenz im Keime, welche bald in Nathan dem Weisen so hellleuchtend heraustritt?

Schumann erließ eine Antwort auf das aus Braunschweig an ihn gerichtete Schreiben über den Beweis des Geistes und der Kraft (Hannover

1778). Voll Hochachtung für Lessing, „der auch, wenn er Fehde ankündigt, Geist und freien Sinn mit so vieler Eleganz, als Würde in seinen Ausforderungen verbände.“[1]) Neben einzelnen guten Bemerkungen entfielen ihm mehrere Mißverständnisse der Lessingschen Sätze. Uebrigens erklärte er, daß er künftig schweigen werde. (A. a. O.). Lessing war wenig erbaut von der Schrift und schrieb an Eschenburg, den 7. Januar 1778: „Schumanns Antwort ist weit schlechter ausgefallen, als ich erwartet hatte. Ich weiß kaum, was ich ihm wieder antworten soll, ohne ihn lächerlich zu machen, welches ich nicht möchte.“[2]) Er schwieg auch. Aber in seinem theologischen Nachlaß fand sich der abgebrochene „Entwurf eines zweiten Schreibens an Schumann“ (XI, 519. M. 2, 144. H. XVII, 140), anknüpfend an dessen Versicherung, Lessingen nicht weiter Rede stehen zu wollen. Diese Demüthigung, sagt hier Lessing, nehme er im Voraus hin. Auch habe er sich über manche Mißdeutung, manche Entnervung seiner Meinung zu beklagen. Freilich gewissermaßen nicht ohne seine Schuld. Denn es sei leider seine eigensinnige Art, von der unerheblichsten Kleinigkeit am liebsten auszugehen, wenn er durch sie sich am geschwindesten mitten in die Materie versetzen könne. „Eine solche unerhebliche Kleinigkeit ist mir sodann gleichsam der niedrige elastische Punkt, auf welchem ich mein Tempo nehme. Doch das Tempo ist nicht der Sprung, und wer sein Auge nur auf mein Tempo heftet, der kann mich eben so wenig springen sehen, als er vermuthlich mag. Denn er ist vermuthlich selbst ein Springer, und will nur kunstmäßig beurtheilen, ob ich mein Tempo nicht zu weit oder nicht zu kurz genommen habe. Der Sprung an und für sich ist ihm ein Nichts: den kann er auch; den kann er besser.“ Darauf geht Lessing auf eine Stelle beim Origenes ein, um seinem Gegner zu zeigen, daß er sie weniger nach ihrer wahren Bedeutung, als nach der, den neuern Apologeten eignen, abschwächenden Weisheit genommen habe. Doch in der Mitte bricht er ab.

Achtes Kapitel.

Der Schriftwechsel mit Schumann und mit dem „Nachbarn“ war nur der Vorläufer zu dem Kampfe mit dem, welchen wir in diesem und in

[1]) Allgemeine deutsche Bibliothek XXXIX, I, 57. Schumanns Antwort läßt das „Testament Johannis“ völlig außer Acht; Goeze meinte (Etwas vorläufiges S. 47), daß er es seiner Aufmerksamkeit nicht würdig gehalten habe. Vielleicht aber nur, weil seine Antwort bereits fertig war, als jene Nachschrift Lessings herauskam. — [2]) XII, 499. M. 600. H. XX, 1, 731. Irrig bezieht sich Eschenburg in seiner Anmerkung zu dieser Stelle, welche Lachmann a. a. O. mit aufgenommen, auf die erste Schrift Schumanns: Ueber die Evidenz u. s. w. und setzt Lessings zwei Bogen, die er dieser Schrift entgegengesetzt, damit in Verbindung. Die Jahreszahl 1777 hätte ihn auf das Rechte führen müssen. Aber auch die allgemeine deutsche Bibliothek irrt, daß sie das Testament Johannis als Lessings Entgegnung auf Schumanns Antwort betrachtet, und in Folge dessen eine Persönlichkeit da findet, wo keine ist.

frühern Abschnitten so oft schon haben nennen müssen: mit Johann Melchior Goeze. Von allen Streitschriften, welche Lessing, als Herausgeber und, in gewisser Beziehung, auch als Vertheidiger der Wolfenbüttler Fragmente, in den Jahren 1777 und 1778 herausgab, haben seine Anti-Goeze und die dazu gehörigen Flugblätter die meiste Popularität erhalten, weil die Mehrzahl der Leser, ohne auf den Grund der Fragen über die dunkelsten und schwierigsten Theile der Theologie und Kirchengeschichte einzugehn, an dem komischen, man kann sagen dramatischen Charakter dieser Meisterstücke der Polemik — welche in der deutschen Literatur ungefähr dasselbe bedeuten, was in der französischen Pascals Provinzialbriefe gegen die Jesuiten — sich ergötzen, im Ganzen aber weiter nichts als den Sieg der Vernunft und der Glaubensduldung über Verfinsterung und Pfaffenthum erblicken wollen, als dessen Typus in der lutherischen Kirche Goeze unsterblich dastehen muß; wiewohl das, was einem Lessing als Vernunft galt, so sehr verschieden ist von dem, was die Mehrzahl zu allen Zeiten so nannte.

Mit Lessings Abgang von Hamburg war in seinen hier angeknüpften freundlichen Beziehungen zu Goeze nichts geändert; im Gegentheil hatte er sich durch den Berengarius Turonensis in Goezes Augen nur noch mehr gehoben, und dieser ergriff die Gelegenheit, Lessingen öffentlich ein Zeichen seiner Anerkennung zu spenden.[1]) Einige Jahre später, als Goeze seinen Sohn in Helmstädt besuchte (oder auf die dortige Universität brachte), reiste er durch Braunschweig und von da nach Wolfenbüttel, um Lessingen zu sprechen, der aber an eben dem Tage mit einigen Hamburgischen Freunden nach Braunschweig gegangen war.[2]) Da sie einander also verfehlt hatten, ging Lessing, sobald er es erfuhr, mit Eschenburg in das Wirthshaus, wo Goeze in Braunschweig abgestiegen, aber von Wolfenbüttel noch nicht zurück war. Sie gaben Karten ab. Den Morgen darauf reiste Goeze in aller Frühe wieder ab. Nicht lange darauf aber schrieb er von Hamburg an Lessing, und ersuchte ihn, da er eben an seiner Historie der Niedersächsischen Bibeln arbeitete, eine in der Wolfenbüttelschen Bibliothek befindliche Bibelausgabe, wegen einer gewissen Stelle, zu vergleichen, und wenn diese sich so verhielte, wie sich von ihm auf einem Zettel bemerkt fand, blos das Wort: concordat darunter zu schreiben.[3]) Lessing versäumte ihm zu antworten; Goeze beklagte sich darüber

---

[1]) Als Herausgeber von J. G. Palms Historie der deutschen Bibelübersetzung Dr. Martini Lutheri von 1517—1534. Halle 1772. 4. In der Vorrede gedenkt er Knochs unvollendeter „Hist.-kritischer Nachrichten von der Braunschweigischen Bibelsammlung," und bemerkt: „Da diese Sammlung seit einigen Jahren der Herzogl. Bibliothek zu Wolfenbüttel einverleibt, so lenkt vielleicht die Vorsehung die Neigung des itzigen Bibliothekarii, des berühmten Herrn Lessings, zu dieser Arbeit, der schon durch so manche Probe, und noch vor nicht gar langer Zeit, durch seinen Berengarium bewiesen, daß ihm, bei seiner ausgebreiteten Wissenschaft und großem Genie, alles, was er vornimmt, wohl geräth." S. Serapeum, von R. Naumann. 1852. Nr. 21. S. 324. — [2]) Lessings Leben, von Karl Lessing I, 401, der es erzählen hörte. — [3]) Goeze erzählt den Umstand ausführlich im ersten Stück von Lessings Schwächen. S. 28. Es betraf die erste Ausgabe des Niedersächsischen Neuen Testaments, gedruckt zu Wittenberg 1523. Dem Exemplar der Hamburgischen Stadtbibliothek fehlte das letzte Blatt, auf welchem der Name des Druckers, der Ort und die Jahreszahl befindlich ist. Ein vollständiges Exemplar aber war in der Bibel-

in der schwarzen Zeitung,[1]) ohne ihn noch anders, als: den berühmten Bibliothekar einer berühmten Bibliothek zu nennen, indem er hinzufügte: er habe sich darauf an einen berühmten Geistlichen eben dieses Ortes (den Generalsuperintendenten Knittel) gewendet, der ihm sogleich mit umgehender Post alle erwünschte Auskunft gegeben habe. Als Lessing dieses las, wollte er an Goeze schreiben und sich entschuldigen, aber auch das vergaß er, nicht jedoch Goeze, der ein besseres Gedächtniß hatte. Er erzählte diesen Vorfall in Lessings Schwächen S. 29.[2]) und „blies darauf in den schwarzen Zeitungen gegen die Fragmente, wie es einem Wächter Zions gebührte." Lessing war eben von einem großen Unglück, dem Verluste seiner Frau, tief gebeugt, und dies, glaubt sein Bruder, war vielleicht Schuld, daß er bei Goezen eine Gefälligkeit unterließ, die er dem unbekanntesten Gelehrten nicht so leicht zu versagen pflegte, so geringfügig an und für sich selbst die Sache sein mochte. Hätten sich aber alle diese kleinen Umstände auch nicht ereignet, bemerkt er sehr richtig, Goeze hätte wahrscheinlich doch gegen die Fragmente und ihren Herausgeber zu schreiben nicht unterlassen.

Den Anfang machte Goeze anonym und noch glimpflich in Nr. 55 und 56 der schwarzen Zeitung,[3]) indem er nach dem Maßstabe seiner Orthodoxie Lessings Zusätze zu den Fragmenten commentirte und zwar die allgemeinen Grundsätze: Der Buchstabe ist nicht der Geist u. s. w., die nämlichen, welche Lessing nachher unter der Ueberschrift: „Axiomata" näher ausgeführt und begründet hat. Dieser Ausdruck ist ihm von Goeze an die Hand gegeben, und durch ihn die mehr logische Anordnung derselben hervorgerufen.[4]) Auf die Fragmente will Goeze nicht eingehen. Sie seien keine bescheidenen Ein-

---

sammlung der Herzogin Maria Elisabeth Sophia, die sie der Wolfenbüttler Bibliothek vermacht hatte.

[1]) So hießen damals die von Ziegra herausgegebenen freiwilligen Beiträge zu den Nachrichten aus dem Reiche der Gelehrsamkeit. — [2]) Hier schreibt Goeze: „Ich machte mir die gewisseste Hofnung, diese meine Bitte erfüllet zu sehen, um so vielmehr, da ich bei seinem hiesigen Aufenthalte das Vergnügen gehabt, daß ich ihn von Person hatte kennen lernen, da er mir einigemal die Ehre erwiesen mich zu besuchen, da ich in seinem Umgange wirklich angenehme Stunden genossen: denn er konnte freundschaftlichen Widerspruch vertragen, er war willig, seine in verschiedenen Feldern der schönen Wissenschaften erlangte vorzügliche Kenntnis Andern mitzutheilen — er war damals noch nicht Hofrath — da er sein Verhalten gegen mich nicht änderte, ob er gleich darüber von Klotz auf eine unvernünftige und ungezogene Art gelästert wurde. Allein meine Hofnung war verloren. Es erfolgte keine Antwort. Durch die dritte Hand wurde ich benachrichtiget, daß ich, wenn ich auch meine Bitte an Herrn L. zehnmal wiederholen wollte, doch nichts erhalten würde, weil er sich ein vor allemal vest vorgesetzet hätte, keinem auswärtigen Gelehrten auf solche Art zu dienen. [Dies war nun die ärgste Verläumbung.] Ich wurde darüber so verdrießlich," setzt Goeze hinzu, „daß ich meine angefangene Arbeit würde haben liegen lassen, wenn ich nicht auf den glücklichen Einfall gerathen wäre" u. s. w. Man sieht aus diesem eignen Bekenntnisse, wie viel persönliche Gereiztheit zu Goezes Angriffen auf Lessing beigetragen. — [3]) Goeze nahm sie in sein „Etwas Vorläufiges" wieder auf. — [4]) Etwas Vorläufiges, S. 4. „Ich finde in dieser ganzen Stelle auch keinen einzigen Satz, den ich in der Verbindung, in welcher er hier stehet, für richtig erkennen könnte. Der Herr Herausgeber hat sie zwar alle als lauter Axiomen dahin gepflanzet, aber einige davon bedürfen allerdings noch einen sehr starken Beweis, die übrigen, und das sind die meisten, sind erweislich falsch." Darauf nimmt er sie Satz für Satz nach seiner Weise durch.

würfe gegen die christliche Religion, sondern die lauteste Lästerung derselben. Den Juden werden insonderheit das letzte Fragment (von der Auferstehung) sehr willkommen sein. Er, Goeze, würde vor seiner Todesstunde zittern, wenn er besorgen müßte, daß von der Ausbreitung dieser Aufsätze Rechenschaft an jenem Tage von ihm würde gefordert werden. „Ich wünsche," schließt er, „daß uns der Herr Herausgeber aus dem Schatze der Bibliothek, welcher er vorgesetzet ist, künftig etwas Besseres liefern möge, als Gift und Aergernisse." In den spätern Stücken (61—63) der freiwilligen Beiträge giebt Goeze eine lobende Recension von Räß' Buche über die Auferstehungsgeschichte. Hier setzt er alle Rücksicht gegen Lessing aus den Augen, während er doch anerkennen muß, daß ohne die Fragmente jene vortreffliche Schrift nicht geschrieben worden wäre. „Es ist nichts so arg, das nicht zu etwas Guten dienen könnte." Aber den Grund seiner Seele deckt er auf, indem er unversehens die Frage auf das Gebiet der Staats-Polizei hinüber spielt: „Nur derjenige," sagt er (Etwas Vorläufiges S. 18), „kann Unternehmungen von dieser Art (wie die Fragmente) als etwas Gleichgültiges ansehen, der die christliche Religion entweder für ein leeres Hirngespinnst oder gar für einen schädlichen Aberglauben hält, und der nicht eingesehen hat, oder nicht einsehen will, daß die ganze Glückseligkeit der bürgerlichen Verfassung unmittelbar auf derselben beruhe, oder der den Grundsatz hat: Sobald ein Volk [unter] sich einig wird, Republik sein zu wollen, so darf es,[1]) folglich die biblischen Aussprüche, auf welchen die Rechte der Obrigkeit beruhen, als Irrthümer verwirft." Ich erkenne diese gefährliche Drohung in den Worten des Patriarchen wieder:

> Auch mach' ich ihm gar leicht begreiflich, wie
> Gefährlich selber für den Staat es ist,
> Nichts glauben! Alle bürgerliche Bande
> Sind aufgelöset, sind zerrissen, wenn
> Der Mensch nichts glauben darf. —

Zum Schlusse eine dreiste und beleidigende Herausforderung Lessings, das Buch von Räß doch zu widerlegen! So bereitete er sich selbst sein Geschick.

Ich werde auf Lessings Meisterstücke der Beredsamkeit: „Eine Parabel" — „Die Bitte" — „Das Absagungsschreiben" — nicht ausführlich eingehen: wer hat sie nicht gelesen, wer wird sie nicht wieder lesen? Die Parabel ist deutlich; der Palast ist die christliche Religion; die verschiedenen Grundrisse desselben sind die Kirchen und Sekten; bei dem geringsten Lichtschein glauben die Wächter dieser Grundrisse den Palast in Gefahr — und halten oft ein bloßes Nordlicht für eine Feuersbrunst. — Goeze bezog die Parabel zwar auf die christliche Religion, das Nordlicht aber einzig und allein auf die Fragmente.[2]) Lessing beabsichtigte daher, diese Parabel unter dem Titel: „Der Pallast im Feuer. Eine Parabel mit ihrer Erklärung," aufs neue herauszugeben; er hatte schon die Stellen, zu welchen Erklärungen

---

[1]) Er will die Schrift, in welcher dieser rebellische Grundsatz als hohe Weisheit angepriesen wird, nicht namentlich anführen. — [2]) Lessings Schwächen. I, 11, wo er sich die Mühe geben will, über diese Parabel „nach den Grundsätzen des gesunden Menschenverstandes, eine kleine Prüfung anzustellen."

kommen sollten, auf besondere Seiten geschrieben. Es fand sich darin nur der Entwurf zu einer Vorrede (X, 132. M. 118. H. XVI, 104), die so beginnt: „Diese Parabel ist nicht das Schlechteste, was ich geschrieben. — — — Die albern Deutungen des Herrn Goeze nöthigen mich, mein eigner Ausleger zu werden. — Goeze läßt sich träumen, daß ich damit auf die Händel zielen wollen, welche die Fragmente erregen. — Und ich habe sie bestimmt, die ganze Geschichte der christlichen Religion darunter vorzustellen.“

Als ein Commentar zu dieser Idee kann das Bekenntniß dienen, welches Lessing in der „Bitte“ ablegt, wo er den Einwurf abweist, als verdienten die Schriften der Neuern unter den Feinden der Religion, in Vergleich mit den Alten, nicht aufbewahrt zu werden. Er bekennt nämlich, daß er an eine unübersehbar lange Entwickelung des Christenthums durch Jahrhunderte, ja Jahrtausende glaube. — „Dazu bin ich der festen Meinung, daß Welt und Christenthum noch so lange stehen werden, daß in Betracht der Religion, die Schriftsteller der ersten zwei Tausend Jahre nach Christi Geburt, der Welt eben so wichtig sein werden, als uns itzt die Schriftsteller der ersten zwei Hundert Jahre sind. — Das Christenthum geht seinen ewigen allmäligen Schritt: und Verfinsterungen bringen die Planeten aus ihrer Bahn nicht. Aber die Sekten des Christenthums sind die Phases desselben, die sich nicht anders erhalten können, als durch Stockung der ganzen Natur, wenn Sonne und Planet und Betrachter auf dem nehmlichen Punkte verharren. Gott bewahre uns vor dieser schrecklichen Stockung!“

So darf Lessing endlich in dem Absagungsschreiben von sich bekennen, er sei sich bewußt, daß er es weit besser mit der lutherischen Kirche meine, als Goeze, der nicht den „allergeringsten Funken lutherischen Geistes habe, ja der auch nicht einmal Luthers Schulsystem zu übersehen im Stande sei.“ Ja er möchte ihn selbst, Luthern, zu seinem Richter haben. — „Luther, du! — Großer, verkannter Mann! Und von niemandem mehr verkannt, als von den kurzsichtigen Starrköpfen, die, deine Pantoffeln in der Hand, den von dir gebahnten Weg, schreiend, aber gleichgültig, daher schlendern![1]) — Du hast uns von dem Joche der Tradition erlöset: wer erlöset uns von dem unerträglichern Joche des Buchstabens! Wer bringt uns endlich ein Christenthum, wie du es itzt lehren würdest; wie es Christus selbst lehren würde!“ —

Auf Luther kommt Lessing so gern zurück. Wenn Goeze und sein Bundesgenoß, der Licentiat beider Rechte, Albrecht Wittenberg, mit dem Reichshofrath drohen, (in Berlin arbeitete Goeze unter der Hand gegen Lessing bei dem Minister Zedlitz — mit schlechtem Erfolge!) beruft sich Lessing nur auf Luther, und fragt, ob ein solcher Schritt, vor zweihundert und funfzig Jahren mit Ernst gethan, uns nicht um alle Reformation gebracht hätte. Was Luther für Rechte hatte, die nicht noch jeder Doctor der Theologie habe? Er nennt Bahrdt und dessen damals confiscirte Bibelübersetzung, gegen welche Goeze aufgestanden war,[2]) und nimmt den Mann,

[1]) Nodnagel findet hier eine Anspielung auf das Sprüchwort bei Zinkgref: Doktor Luthers Schuhe sind nicht allen Dorfpfaffen gerecht. (Lessings Dramen, 211). — [2]) Er schrieb dagegen seinen „Beweis, daß die Bahrdt'sche Verdeutschung des neuen Testaments

von dessen Geist und Charakter ihn sonst eine Kluft trennte, gegen Goeze in Schutz. „Wenn es jetzt keinem Doctor der Theologie erlaubt sein soll, die Bibel aufs neue und so zu übersetzen, wie er es vor Gott und seinem Gewissen verantworten kann: so war es auch Luthern nicht erlaubt. Ich setze hinzu: so war es Luthern noch weniger erlaubt. . . .[1]) Kurz, Bahrdts oder eines andern Jztlebenden Uebersetzung verdammen, heißt der Lutherschen Uebersetzung den Proceß machen; wenn jene auch noch so sehr von dieser abgehen . . . . Der wahre Lutheraner will nicht bei Luthers Schriften, er will bei Luthers Geiste geschützt sein; und Luthers Geist erfordert schlechterdings, daß man keinen Menschen in der Erkenntniß der Wahrheit, nach seinem eigenen Gutdünken, fortzugehen, hindern muß. Aber man hindert alle daran, wenn man auch nur Einem verbieten will, seinen Fortgang in der Erkenntniß andern mitzutheilen. Denn ohne diese Mittheilung im Einzeln, ist kein Fortgang im Ganzen möglich." (Anti-Goeze I).

„Herr Pastor, wenn Sie es dahin bringen, daß unsere Lutherschen Pastores unsere Päbste werden; — daß diese uns vorschreiben können, wo wir aufhören sollen, in der Schrift zu forschen; — daß diese unserm Forschen, der Mittheilung unsers Erforschten, Schranken setzen dürfen: so bin ich der erste, der die Päbstchen wieder mit dem Pabste vertauscht. — Hoffentlich werden mehrere so entschlossen denken, wenn gleich nicht viele so entschlossen reden dürften. Und nun, Herr Pastor, arbeiten Sie nur darauf los, so viele Protestanten, als möglich wieder in den Schooß der Katholischen Kirche zu scheuchen. So ein Lutherscher Eifrer ist den Katholiken schon recht. Sie sind ein Politicus wie ein Theolog." (Ebenda.)

Lessing durfte so sprechen, er, der das Wesen des von der Kirche fortgepflanzten christlichen Glaubens, unabhängig von der Bibel, in die lebendige Ueberlieferung (die Glaubensregel) der ersten Jahrhunderte setzte. Mit dem Princip der freien Schriftforschung blieb er, nach seiner Ueberzeugung, ein besserer Protestant, als der, welcher es dahin bringen wollte, daß die lutherischen Pastores unsre Päbste würden. Das hinderte ihn nicht, von seinem Standpunkte dem Katholiken die Hand zu reichen, von dem Standpunkte, den wir als den geschichtlichen der Union erkannt haben. Man muß sich wundern, unter denjenigen, welche Lessing in dieser Richtung verkannt haben, einem Hamann zu begegnen.[2])

---

keine Uebersetzung, sondern eine vorsätzliche Verfälschung und frevelhafte Schändung der Worte des lebendigen Gottes sei."

[1]) Diese Stelle nannte Goeze im 2. Stück von Lessings Schwächen S. 99 ein Gewäsche. Lessing nahm davon die Veranlassung zu dem so witzigen als lehrreichen „Kanzeldialog": „Ueber die von der Kirche angenommene Meinung, daß es besser sei, wenn die Bibel von dem gemeinen Manne in seiner Sprache nicht gelesen würde," die aber erst im theologischen Nachlaß (doch noch bei Goezes Leben) herauskam. (XI, 521 bis 535. M. 2, 148. H. XVII, 145). Die gelehrten Anmerkungen, womit Lessing seine Sätze beweisen wollte, sind bei diesem Entwurfe unausgeführt geblieben. — [2]) Hamanns Schriften VII, 239. An Herder, den 28. März 1785. „Was sagen Sie zu Lessings theologischem Nachlaß? Es ist Schade um einige Stücke, daß sie nicht ganz sind. Manches ist wohl nicht der Rede werth. Ich hatte mich eben an dem Parasiten

Lessing sah in den beiden Kirchen, welche sich in die Christenheit theilen, keine so scharfen Gegensätze, daß sie nicht beide, seit ihrem Bestehen, einem höhern Gesetze folgten, welches eine beständige Ausgleichung und Wechselwirkung unter ihnen erhält. Eigentliche Religionsbewegungen[1]) wollte er in seinem Zeitalter, so voll auflösender Arbeit an dem orthodoxen theologischen System, trotz ernster dagegen erhobener Bedenken nicht angenommen wissen, (XI, 590. M. 2, 222. H. XVII, 230); sondern höchstens Fermentationen, d. h. „Bewegungen, welche die Bewegung, in welcher das fermentirende Ding mit andern Dingen steht, nicht ändern, sondern zur Aufklärung und zum Wachsthum desselben beitragen.“ „Die Fermentation geht durch die ganze Natur, wo sie die nämliche Mischung der Bestandtheile findet. . . . So auch mit den Religionen. Eine steckt die andre an; Eine bewegt sich nie allein. Die nämlichen Schritte zur Verbesserung oder Verschlimmerung, welche die eine thut, thut die andre bald darauf gleichfalls, wie wir in der Reformation gesehen haben. Alle die gewaltigen Schritte, welche die protestantische Kirche durch die Reformation vor den Katholiken vorausgewann, haben die Katholiken bald wieder gewonnen. Der Einfluß des Papstthums auf den Staat ist jetzt nicht minder wohlthätig, als der Einfluß der evangelischen Kirche. Ja, wenn man dieser verwehren will, auch weiter in sich selbst zu wirken, und alle heterogene Materie von sich zu stoßen, wird sie auf einmal eben so weit hinter dem Pabstthum sein, als sie jemals noch vor ihm gewesen.“

Von diesem seinem höhern welthistorischen, man könnte sagen, prophetischen Standpunkte, wobei es zunächst um das Princip der freien Schriftforschung zu thun war, war es ihm Goeze gegenüber nicht schwer, mit einer ungezwungenen Wendung seinem Gegner den Vorwurf zurückzuspielen, daß er den Protestanten nur den Weg zur römischen Kirche bereite. Ihm ist Protestantismus und wahres Lutherthum (Luthers Geist!) von ungehindertem Gebrauche freier Forschung und Vernunft unzertrennlich, und doch steht er auch so dem Rationalismus und dessen durchaus subjectiver Stellung zum Christenthum, wie zur Bibel, ganz entgegen, denn er hält eben so sehr an der Glaubensregel, wie sie sich in den frühesten Symbolen der Kirche ausspricht, und der gemeinsame Grund aller christlichen Kirchen ist, fest. Ohne diese ist für ihn kein Christenthum.

Goeze war es, durch den Lessing sich immer mehr auf den Boden der

---

und Compilator H...l (?) übel und weh gelesen, fand daher desto mehr Mark, Saft und Kraft an einem Manne, der selbst gedacht, und dem es ein Ernst gewesen, eine neue Bahn zu brechen. Unterdessen ist es doch sonderbar, daß der Genius unseres saeculi spornstreichs sich in das Pabstthum wieder stürzet, besonders dadurch, daß man dem Volke die Bibel durch alle möglichen Sophistereien (!) zu verleiden und aus den Händen zu spielen sucht.“

[1]) Im December 1780 theilte der Herzog Ferdinand Lessingen ein von dem Consistorium eines evangelischen Reichsstandes (vermuthlich Kursachsen) bei dem Corpus Evangelicorum eingereichtes „Gutachten über die dermaligen Religionsbewegungen, besonders der evangelischen Kirche“ mit (XII, 547. M. 663. H. XX, 1, 825). Darauf bezieht sich das Fragment: „Ueber die jetzigen Religionsbewegungen.“ XI, 590. M. 2, 222. H. XVII, 230.

katholischen Kirche hingedrängt sah, damit er nur noch als ein Christ angesehen werden möchte, da, in Goezes Augen, Christenthum und Lutherthum unzertrennlich war. Eine sonderbare Wendung war es mitten in diesem Streite, daß, während Goeze, oder vielmehr sein treuer Schildknappe, der Licentiat Wittenberg, gegen Lessing wegen der Herausgabe der Fragmente den Reichshofrath anrief, er (im Juli 1779) wegen Beleidigung der Katholiken in einer Predigt von dem kaiserlichen Residenten in Hamburg bei dem Rath zu Hamburg verklagt wurde.[1]) Doch entging er, scheint es, der Anforderung eines Widerrufes, die der Rath zu Hamburg an ihn stellte.[2]) Diesmal hatte Goeze den Spott von allen Seiten zu ertragen. „Rette doch, wenn es möglich ist, den armen Goeze in Hamburg aus den Händen des Reichshofraths (schrieb Karl Lessing an seinen Bruder den 17. Januar 1780); daß er Dich ihm überliefern wollte, mußt Du nun vergessen!" — Lessing, welcher überall, auch bei einem Goeze, Standhaftigkeit und Consequenz verlangte, fand ihn wegen solcher Schwäche verächtlicher, als je. „Schreiben Sie mir doch auch (lesen wir in seinem Briefe an Elise Reimarus vom 22. Januar 1780), ob es wahr ist, daß der Hauptpastor widerrufen? Wenn er das gethan hat, so ist er vollends ein Dummkopf und Schurke. Denn ihn konnte nun doch weiter nichts bei kümmerlichen Ehren erhalten, als wenn er allen Unsinn, den er jemals gepredigt und geschrieben, es koste, was es wolle, zu vertheidigen fortfährt. Ist der Text von seiner Widerrufspredigt zu haben?"[3])

Auf diesen Vorfall spielt Lessing an in: „Noch nähere Berichtigung des Mährchens von 1000 Dukaten oder Judas Ischarioth dem zweiten" (X, 283. M. 275. H. XVI, 2, 227), einem Flugblatt, welches er im December 1779 zu Regensburg ausgehen ließ zur Widerlegung der eben so boshaften, als abgeschmackten Lüge, als habe er von der Judenschaft zu Amsterdam für die Herausgabe der Wolfenbüttler Fragmente ein Geschenk von tausend Dukaten erhalten und angenommen.[4]) Dieses Mährchen war aus andern Zeitungen auch in das Wiener Diarium, Nr. 85, übergegangen, und Lessing benutzte den Aufenthalt seines Stiefsohns in Wien, um in dessen Namen und Charakter die wahre Beschaffenheit der Sache und den Verlauf seines Streites mit Goeze in das Licht zu setzen.[5]) Welche Schonung verdiente

[1]) Goeze wollte in der Predigt am Sonntag Rogate den Beweis führen, daß weder die römisch-katholischen, noch auch die reformirten, sondern allein die evangelisch-lutherischen Christen erhörlich beten können! (J. O. Thieß Leben 44.) — [2]) Gleim an Lessing, den 22. Juli 1779. (XIII, 627. H. XX, 2, 985): „Der Rath hat von dem Patriarchen Widerruf verlangt; darüber hat der Patriarch bei den Rechtsgelehrten zu Leipzig sich Raths erholt...." Eine Spur des Widerrufs hat sich wenigstens bei den Akten des Hamburgischen geistlichen Ministerii nicht entdecken lassen. — [3]) Von einer solchen findet sich indeß keine Spur. Nach dem Berichte bei Thieß ward ihm auf Vorstellung des kaiserlichen Ministers jedoch nachdrücklich angedeutet, sich solcher „constitutionswidriger" Reden zu enthalten. — [4]) Aehnliches wurde nicht lange nachher Dohm wegen seiner Schrift über die bürgerliche Verbesserung der Juden angedichtet, daß er nämlich durch reiche Juden erkauft worden. Später hieß es wieder von Voigt, daß er für das Werk über Hildebrand mit mehreren tausend Dukaten vom Pabste gewonnen worden! — [5]) Die Litteratur- und Theaterzeitung für d. J. 1780. S. 157 theilt am Schluß einer Recension der „Noch näheren Berichtigung" eine sonst nirgends gedruckte Stelle aus dem Briefe Lessings an einen seiner Freunde mit: „Daß die tausend Dukaten von der Judenschaft in Amsterdam eine alberne Erdichtung ist, können Sie

auch dieser Eiferer, welcher sich nicht entblödet hatte, dem Braunschweigischen Hause, dem Lessing diente, zu Gemüthe zu führen: in welchen schlimmen Händen sein Interesse sei, und daß ein Mensch, der sich kein Gewissen daraus gemacht habe, eine so ärgerliche Schrift gegen die Religion an das Licht zu ziehen, auch Papiere an den Tag bringen könne, die seine hohe Gerechtsame streitig zu machen, und die Ehre seiner Vorfahren zu verdunkeln im Stande wären. (Anti-Goeze, dritter, X, 179. M. 173. H. XVI, 153. und X, 282. M. 277. H. XVI, 527).

Wir befinden uns mitten in den „Anti-Goezen," deren Ideengehalt übrigens, des Zusammenhangs wegen, in dem Vorangehenden schon größtentheils vorweggenommen ist. Den Stoff lieferte ihm Goeze, außer dem „Etwas Vorläufiges," durch drei Stücke „Lessings Schwächen." [1]) Die Anti-Goeze kamen von Ostern 1778 ab in einzelnen Bogen, jedes mit einem kräftigen Motto aus den Kirchenvätern oder Luther, heraus; Lessing nannte diese Blätter selbst nur Schnurren. „Und so eine Schnurre soll Goeze unfehlbar jederzeit haben, so oft er in seinen freiw. Beiträgen eine Sottise wider mich und meinen Ungenannten sagt. Dazu bin ich fest entschlossen, und sollte aus dem Antigoeze eine förmliche Wochenschrift werden." .. schrieb er an Reimarus, den Sohn (XII, 505. M. 606. H. XX, 1, 739).

Wie bei seinem Streite gegen Klotz mußte Lessing, nur in noch viel höherem Grade, über die vernichtende Schärfe seines Witzes, das Feuer seines Zorns Vorwürfe hören, aber er wußte, welch einen gefährlichen Gegner er an Goeze hatte, dem bisher aus Furcht noch ein jeder das letzte Wort gelassen hatte. Dabei ging er, wie bei Klotz, auch wo er scheinbar von einer Empfindung des Zorns hingerissen wurde, mit aller Besonnenheit und Berechnung der Mittel zu Werke, wie er denn bei Uebersendung der ersten Stücke an seinen Bruder diesen bedenken hieß, daß er seine Waffen nach seinem Gegner richten müsse, und daß er nicht alles, was er *γυμναστικῶς* schreibe, auch *δογματικῶς* schreiben würde (XII, 502. M. 604. H. XX, 1, 736). In den antiquarischen Briefen hatte er den Stil und den Charakter der Alten für sich anzuführen, in den Anti-Goeze liegen ihm die Kirchenväter, in denen er jetzt lebt, mit ihrer Kraft und durchfahrenden Geradheit viel näher. „Hieronymus sagte, daß die Beschuldigung der Ketzerei (wie vielmehr der Irreligion) der Art sei, in qua tolerantem esse, impietatis sit, non virtus. Und doch, doch hätte ich mich lieber dieser Gottlosigkeit schuldig machen, als eine Tugend nicht aus den Augen setzen sollen, die

---

ja wohl denken. Da ich sie wegen der Fragmente erhalten haben soll, die man von einem Juden wider die christliche Religion geschrieben zu sein glaubt: so möchte man mich gern als einen Judas Ischarioth verschreien, der seinen Meister nicht für dreißig Silberlinge, aber doch für tausend Dukaten abermals zu verkaufen im Stande wäre."

[1]) Hamburg, gedruckt und zu bekommen bey D. A. Harmsen. 1778 mit fortlaufender Seitenzahl (148 Seiten). Das dritte Stück mit einem Liede Klopstocks auf dem Titel, dessen letzte Strophe lautet:

Auch sie, o HErr! hast Du versöhnt,
Sie deren Spott Dich itzt verhöhnt:
Gieb, daß noch vor der Todesnacht
Zur ernsten Reu ihr Geist erwacht!

keine ist? Anständigkeit, guter Ton, Lebensart: elende Tugenden unsers weibischen Zeitalters! Firniß seid ihr, und nichts weiter. Aber eben so oft Firniß des Lasters, als Firniß der Tugend. Was frage ich darnach, ob meine Darstellungen diesen Firniß haben, oder nicht? Er kann ihre Wirkung nicht vermehren; und ich will nicht, daß man für mein Gemälde das wahre Licht erst lange suchen soll."

Mit Verachtung weist Lessing Goezes Spöttereien über seinen Stil, wie über seine „Theater-Logik" ab (Anti-Goeze II.) „Ich gebe den meinen aller Welt preis; und freilich, mag ihn das Theater ein wenig verdorben haben." — Dann aber: „Ich kenne keinen blendenden Stil," sagt er, „der seinen Glanz nicht von der Wahrheit mehr oder weniger entlehnt. Wahrheit allein giebt echten Glanz; und muß auch bei Spötterei und Posse, wenigstens als Folie, unterliegen."

Von sittlicher Entrüstung getragen, nimmt Lessings Schreibart auch in den Anti-Goeze, wo sonst der Ton der niedern Komödie vorherrscht, einen höhern Schwung. So bei dem Zionsrufe der Goezes, in den Wendungen des Evangeliums: „O ihr Thoren! die ihr den Sturmwind gern aus der Natur verbannen möchtet, weil er dort ein Schiff in die Sandbank vergräbt, und hier ein anders am felsigten Ufer zerschmettert! — O ihr Heuchler! denn wir kennen euch. Nicht um diese unglücklichen Schiffe ist euch zu thun, ihr hättet sie denn versichert; euch ist lediglich um euer eignes Gärtchen zu thun, um eure eigne kleine Bequemlichkeit, kleine Ergötzung. Der böse Sturmwind! da hat er euch ein Lusthäuschen abgedeckt; da die vollen Bäume zu sehr geschüttelt, da eure ganze kostbare Orangerie, in sieben irdenen Töpfen, umgeworfen. Was geht es euch an, wie viel Gutes der Sturmwind sonst in der Natur befördert? Könnte er es nicht auch befördern, ohne eurem Gärtchen zu schaden? Warum bläst er nicht bei eurem Zaune vorbei? oder nimmt die Backen wenigstens weniger voll, sobald er an euren Grenzsteinen anlangt?"

Gleich Anfangs (Anti-Goeze III) hat er Goezes Ton und Manier gegen ihn mit dem eines „gewissen Monsieur Loyal in einer gewissen Komödie, die man vor gewissen Leuten nicht gern nennet,"[1]) verglichen. „Er ist für meinen Ruhm — ha! was liegt an dieser Seifenblase? — er ist für meine Seligkeit so besorgt! Er zittert so mitleidig vor meiner Todesstunde! Er sagt mir so gar hier und da recht artige Dinge.[2]) — nur da-

[1]) Der Tartüffe. — [2]) Z. B. Etwas Vorläufiges Seite 69. „Ich besorge sehr, daß Herr Lessing, wenn er in das Feld der Philosophie und Theologie übergehen, und sich in demselben eben das Ansehen geben will, mit welchem er in seiner Dramaturgie und in andern Aufsätzen, welche die schönen Wissenschaften betreffen, commandirt, sehr gegen die vom Aristoteles so hoch verpönte μετάβασις εἰς ἄλλο γένος [vgl. oben S. 430] anstoßen werde. . . . Ich bewundere den Herrn Lessing, wenn ich seinen Laokoon, seine antiquarischen Briefe, vornehmlich aber sein unnachahmliches Meisterstück, die Abhandlung, wie die Alten den Tod abgebildet haben, lese. Allein wenn ich sehe, was er als Philosoph für Grundsätze hat" u. s. w. Ein andermal (Lessings Schwächen, II, 59) schreibt er: „Herr Lessing, ist längstens von seinen Verehrern, und zwar nicht ohne Grund, für den größesten Meister unter den Verfertigern deutscher Schauspiele erkläret worden. Soll nun das Theater solche heilsame Wirkungen bei den

mit es mich nicht allzusehr schmerze, daß er mich aus dem Hause meines Vaters wirft.[1])

Neuntes Kapitel.

Mitten im Kampfe gegen Goeze[2]) geschieht es, daß Lessing das stärkste und anstößigste aller Fragmente, das „von dem Zwecke Jesu und seiner Jünger," als eine besondere Schrift[3]) herausgiebt, mit einer Vorrede, aber (was auffiel, sich aber aus dem Streite mit Goeze hinlänglich erklärt) ohne alle und jede Zusätze, worin er, wie bei den früheren Fragmenten, von dem allgemein christlichen Bewußtsein aus, die Sache des Glaubens zu wahren versucht hätte. Dadurch eben steht dieses Fragment, abgesehen von dem Inhalt, so schroff, so herausfordernd da. Er gesteht im Eingange der Vorrede, daß dieses Fragment, seinem ersten Gedanken nach, durch ihn entweder gar nicht, oder doch nur irgend einmal zu seiner Zeit, „in dem abgelegenen, so wenig besuchten Winkel bibliothekarischen Auskehrichts" (so nennt er seine Beiträge) erscheinen sollte, in welchem seine Vorgänger erschienen sind. „Ich lasse mir es ungern früher aus den Händen winden: aber wer kann für Gewalt?"

Dieses Fragment gehöre zu dem Fragmente über die Auferstehungsgeschichte, welches bereits so viele Federn beschäftigt habe und wahrscheinlich noch lange immer neune gegen eine beschäftigen würde, die gegen die übrigen Fragmente schreiben werden. Jeder Homilet, der sich getraut, eine Osterpredigt zu halten, getraue sich auch, mit dem Ungenannten hier anzubinden. „Krüppel will überall voran tanzen. . ." Nicht als wenn Lessing alle die, welche gegen das Fragment bisher geschrieben hatten, in diesem ärmlichen Lichte erblicken wollte. In einigen derselben, sagt er, erkenne er wirklich Gelehrte, deren Schuld es nicht sei, wenn der Gegner nicht zu Boden liege.[4]) Man konnte es dem Bruchstücke nicht ansehen, welche Stelle

---

Zuschauern hervorbringen, wie viel mehr müssen sich dieselben bei denen zeigen, die selbst Schauspiele, moralische Schauspiele, Meisterstücke derselben, verfertigen?" — Dies wendet er weiter mit einem argumentum ad hominem gegen Lessing. S. 51 ruft Goeze mit einem Seufzer, über den 8. Anti-Goeze: „Ach! dachte ich, wie tief ist der gefallen, der sonst in dem Felde der schönen Wissenschaften als ein Morgenstern glänzte, und auf den wir Deutschen in diesem Felde stolz zu sein Grund hatten. . !" Das ehrende Zeugniß, das Goeze mit dieser Anerkennung gleichsam gegen seinen Willen sich selbst ausstellt, soll ihm unverloren bleiben.

[1]) Anspielung auf Ev. Johannis XIV, 2. — [2]) Lachmann setzt die Herausgabe des neuen Fragments hinter alle 11 Anti-Goezen; allein diese Schrift mit Lessings Vorrede fällt noch vor den 8. Anti-Goeze, wie aus Lessings Schwächen, II, 43 und 51 erhellt. Dieses Stück gedenkt zu Anfang des neuen Fragmentes: „dieser abscheulichen Mißgeburt." Lessing muß dasselbe also schon im Frühjahr 1778, als der Streit mit Goeze im Beginn war, in den Druck gegeben haben. — [3]) Mit dem Beisatze: Noch ein Fragment des Wolfenbüttelschen Ungenannten. Herausgegeben von G. E. Lessing. Braunschweig, 1778. 276 Seiten. — [4]) Unter diesen nimmt in mehr als einer Hinsicht die erste Stelle ein Joh. Chr. Döberlein, damals Professor der Theologie in Altdorf, später

es in dem Gebäude behauptet, oder behaupten werde. Das neue Fragment solle diesen Fehler des Herausgebers gut machen. Man werde vermöge dessen, wo nicht günstiger, doch richtiger von dem Fragmente der Auferstehungsgeschichte urtheilen, und wenigstens aufhören, seinen Verfasser als einen Wahnsinnigen zu verschreien, der die Sonne mit einem Schneeballe auslöschen will. Er schließt nicht so: die Geschichte der Auferstehung ist verdächtig; folglich ist die ganze Religion falsch, die man auf die Auferstehungsgeschichte gegründet zu sein vorgiebt; sondern er schließt vielmehr so: die ganze Religion ist falsch, die man auf die Auferstehung gründen will; folglich kann es auch mit der Auferstehung seine Richtigkeit nicht haben, und die Geschichte derselben wird Spuren ihrer Erdichtung tragen, deren sie auch wirklich trägt." — „Es hilft schlechterdings zu nichts, den Krebs nur halb schneiden zu wollen. Darum nicht, weil dem Feuer muß Luft gemacht werden, wann es gelöscht werden soll."

Eine Schrift, worin, in Deutschland wenigstens, zum erstenmale der bis dahin auch dem Deismus ehrwürdige Charakter Jesu, das Ideal einer erhabenen Sittenlehre und reinen Gottesverehrung, zu dem Zerrbild eines politisch-religiösen Schwärmers und Verschwörers, sowie die Verbrüderung seiner Jünger zu einem berechnenden Plane, die Welt zu täuschen und zu betrügen, herabgezogen wurde — eine solche Schrift konnte bei ihrem ersten Eindrucke nur tief verletzen und Aergerniß erregen, bei weitem mehr, als das Fragment über die Auferstehung. Daher setzte jenes Fragment eben so viel und noch mehr Federn in Bewegung.[1] Von der anderen Seite war es von dem Herausgeber dieser Fragmente ebenso folgerecht als weise, mit demjenigen Stück zu Tage zu kommen, woraus der wahre und letzte Endzweck des Un-

---

in Jena, Verfasser der Fragmente und Anti-Fragmente. Nebst einigen Landkarten. Nürnberg, 1778. 1779. (Zweite Auflage 1788). Er behandelt hier nur das Fragment vom Durchgang der Israeliten durch das rothe Meer und von der Auferstehung. Seine Vorläufigen Betrachtungen über Zweifel, besonders in der Religion, zeigen eine philosophische und freisinnige Denkart. „Ist denn der allemal Feind der Religion, der gegen ihre Wahrheiten Zweifel erregt und Gegengründe vorträgt? ... Ich wünschte, daß statt des Heulens und Weheklagens, wenn etwan unsre Messen ein Buch gegen die Religion geliefert, statt des Anziehens der Sturmglocken, welche Ministerien und Fiscale, Obrigkeiten und Pöbel in Bewegung setzen, den mordbrennerischen Künsten Einhalt zu thun, und der bestürmten Religion zu Hülfe zu kommen, statt der wehmüthigen und furchtsamen Warnungen, dergleichen Schriften zu fliehen, wodurch man immer Schwäche und Bewußtsein, daß man nicht ausdauern kann, verräth, vielmehr die Bekanntmachung solcher Zweifel mit Dank und mit Freude, welche aus dem Bewußtsein einer sichern Sache und einer hinlänglichen Kraft zum Widerstand entspringt, aufgenommen würde."

[1]) Von Asbrand, Professor und Prediger zu Rinteln, Blasche, Professor zu Jena, Fr. Christ. Goeze, Prediger zu Danzig, E. W. Mascho, Silberschlag in seinem Antibarbarus (welchem Lessing seinen Barbarus Antibarbaro entgegensetzen wollte, XI, 517. M. 2, 143. H. XVII, 138) u. A. — Heubner führt noch eine witzige Parodie von Christ. Kruse, Vom Zwecke des Sokrates und seiner Schüler, für Freunde des Wolfenbütteler Fragmentisten. Leipzig 1785, an. Die Allgemeine deutsche Bibliothek, XL, 356—428 enthält den ausführlichsten kritischen Bericht über das Fragment vom Zwecke Jesu und der durch es hervorgerufenen Streitschriften. Durchaus nimmt sie unter den Gegnern des Fragments ihren entschiedenen Platz ein. Diese frühere Periode der A. D. Bibliothek ist im Vergleiche mit der spätern, in den Neunziger Jahren, in der Wöllnerschen Epoche, eine positive zu nennen.

genannten mit Rücksicht auf das Christenthum erst deutlich hervorging, indem so erst die Stellung der Apologeten zu dem Ungenannten, als einem außerhalb aller christlichen und jeder Offenbarung stehenden Deisten, deutlich und der Punkt sichtbar wurde, wohin ihre Thätigkeit am meisten und mit dem größten Erfolg zu richten war. In dem Maße verloren seine Angriffe auf einzelne Theile des ganzen Gebäudes wesentlich an ihrer Kraft und Bedeutung: sowie das Fragment vom Zwecke Jesu in höherem Sinne seine eigene Widerlegung in sich trug. Daher sind alle Gegenschriften gegen jenes Fragment mit ihm selbst längst der Geschichte anheimgegeben, und nur in dem trefflichen Werke F. V. Reinhards, dem „Versuch über den Plan, welchen der Stifter der christlichen Religion zum Besten der Menschen entwarf,"[1]) welches durch jenes Fragment ins Leben gerufen wurde, lebt seine Spur unter uns fort.

Eine von diesen Gegenschriften aber müssen wir hier herausheben, weil sie von einer Seite kam, woher Lessing sie am wenigsten erwartet haben sollte, und die ihn schon ihrer Form wegen tiefer verletzen mußte, als alles, was von Goeze gegen ihn ausging. Der Theologe, welcher das Werk der Auflösung gegen das alte orthodoxe System der lutherischen Theologie fast in allen seinen Theilen in einer langen Reihe von Schriften durchführte, der als Haupt einer Schule die zerstörenden Wirkungen seiner Kritik weit über seine Lebenszeit hinaus verpflanzte, der Mann, dessen Namen wir oben selbst mit Lessings Namen verknüpften, so gewiß auch sonst die innern Gegensätze sie trennen, — Joh. Salomo Semler, erschrickt über die Macht der Bewegung, deren er nicht mehr Herr werden kann, und glaubt sie einzuhalten, wenn er sich den Gegnern, wie eines Bahrdt, so des Ungenannten und eines Lessing, zugesellt. Er gab ein ausführliches Werk gegen den Ungenannten heraus,[2]) dies betraf blos die Sache. Aber in einem kurzen Anhang mit dem Beisatze: Von dem Zwecke Herrn Lessings und seines „Ungenannten." Ein Paar Fragmente eines Ungenannten aus meiner Bibliothek (1779), — eine kahle Travestie des Titels des von ihm widerlegten Fragments —, greift er Lessings Gedanken: „dem Feuer muß Luft gemacht werden, wenn es gelöscht werden soll" als Thema eines Gespräches heraus, dessen Personen der Lord-Mayor von London als Richter, sein Secretär und ein Bürger John Bowling ist. John Bowling hat ein Haus am hellen Tage in Brand gesteckt, weil er ein brennendes Licht auf dem Boden desselben angetroffen, welches möglicherweise während der Nacht eine Feuersbrunst hätte anrichten können. Das Feuer, das in der Nacht hätte gefährlich werden können, wurde am Tage geschwind gelöscht, und den Feueranstalten Gelegenheit gegeben, Ehre einzulegen. Wegen dieser Handlung wird er vor den Richter gebracht.

Mylord! sagte der Secretär, das ist alles Unsinn, lassen Sie den Mann nach den Gesetzen verurtheilen, er ist schuldig.

---

[1]) Die erste Ausgabe erschien 1781, die fünfte, mit Zusätzen und Anhängen von H. L. Heubner, Wittenberg 1830. Der erste Entwurf der Schrift erschien als akademische Gelegenheitsschrift noch bei Lessings Leben, 1780. — [2]) Beantwortung der Fragmente eines Ungenannten u. s. w. Halle, 1779. Zweite Auflage 1780.

Lord-Mayor. Nein, das thue ich nicht. Er ist wirklich kein Bösewicht, sondern er ist nicht richtig im Kopfe. Bringt ihn nach Bedlam!

Mich nach Bedlam? sagte Sir J. Bowling.

Lord-Mayor. Ja, Sir! da gehören Sie hin.

Und er ward nach Bedlam gebracht, wie ein jeder weiß, und sitzt da bis auf den heutigen Tag.

Also Lessing nach Bedlam! das ist der Sinn des Gesprächs.

Das Alberne dieses Schlusses hätte den von der Beleidigung Betroffenen vielleicht darüber hinwegheben sollen. Aber Lessing war wirklich erbittert, so daß er sich einige Tage in aller geistigen Thätigkeit gehemmt fand. Selbst die Briefe seiner Freundin, Elise Reimarus, ließ er unbeantwortet; und als er endlich schrieb, ließ er seiner Erbitterung und Verachtung gegen Semler (den Schubiack Semler nennt er ihn) freien Lauf (XII, 530. M. 638. H. XX, 1, 791). Er war eben am fünften Akte von „Nathan der Weise," als er Semlers Buch erhielt: „Ich war über die impertinente Professorgans so erbittert," schreibt er, „daß ich alle gute Laune, die mir zum Versmachen so nöthig ist, darüber verlor, und schon Gefahr lief, den ganzen Nathan darüber zu vergessen. . . . Aber ich will es ihm schon indeß auf eine andere Weise eintränken und ihm ein Briefchen aus Bedlam schreiben, daß er an mich denken soll."[1]) Wie uns Semler beinahe um den Nathan gebracht hätte, so hatte er es dem Nathan zu danken, wenn Lessing die ihm zugedachte Züchtigung hinausschob, bis der Tod dazwischentrat. Zur Abwehr gegen einen Lessing war niemand von der Natur weniger ausgerüstet, als Semler mit seiner schwerfälligen Schreibart und Methode. Aber auch als Theolog wäre er in Gefahr gekommen, wenn Lessing ihm alle die Widersprüche, Halbheiten und Inconsequenzen mit der Schärfe seiner Logik aufgedeckt hätte, wie er es mit Mascho that, den Goeze zu seinem Bundesgenossen erwählt hatte.[2]) Lessing hätte ihm blos zeigen dürfen, daß er im Grunde mit seinem Ungenannten auf ein und demselben Boden stehe. Doch vorläufig wollte Lessing nur wegen des Anhangs anbinden, (schreibt er seinem Bruder XII, 528. M. 636. H. XX, 1, 787) und in Ansehung des Uebrigen abwarten, was die lutherischen Orthodoxen selbst dazu sagen würden. Wir haben nur einen kleinen Anfang seines „Briefes aus Bedlam" an Semler; hier ist er (XI, 536. M. 2, 164. H. XVII, 161.): „Es hat Ew. Hoch Ehrwürden beliebt, Ihre sonst ganz ernsthafte Widerlegung des Wolfenbüttelschen Fragments vom Zweck Jesu und seiner Jünger mit einem lustig gründlichen und gründlich lustigen Nachspiele zu beschließen und zu krönen, in welchem ich die Ehre habe, ins Tollhaus verwiesen zu werden."

---

[1]) Bereits berichtete die Litteratur- und Theaterzeitung von 1779, S. 553 ihren Lesern: „Der Herr Hofrath Lessing wird eine Antwort auf das Gespräch drucken lassen, welches Herr Dr. Semler seiner Beantwortung der Fragmente eines Ungenannten angehängt hat und worin Herr Lessing ein Wahnsinniger genannt worden." — [2]) Erster Anti-Goeze X, 170. M. 159. H. XVI, 142. „Herr Mascho streitet schlechterdings unter dem nämlichen strohernen Schilde, mit welchem Sie mich der Welt so lächerlich und verdächtig gemacht haben." — Vgl. das Fragment eines Entwurfs „Gegen Mascho." XI, 514. M. 2, 141. H. XVII, 135.

„Nun bin ich mit dem großen Tollhause, in welchem wir alle, mein Herr Doktor, leben, zu wohl bekannt, als daß es mich besonders schmerzen sollte, wenn die Tollhäusler der mehrern Zahl mich gern in ein eignes Tollhäuschen sperren möchten. . . .“

In dem Entwurfe der sogenannten „Briefe an den Herrn Dr. Walch“ verbittet er es sich ernstlich, mit Semler, „ungeachtet er mit ihm auf Einem Wege zu wandeln scheine“ (nur daß sie beide gewiß nicht nach einem Orte wallen), zusammengestellt zu werden: „So viel weiß ich nur, daß ich sein Interesse von dem meinigen nicht früh genug absondern kann. . . . — Zudem hat mich ohnlängst Herr Doctor Semler durch einen guten Freund, der ehemals Theologie studiret, jetzt aber festere Wissenschaften treiben soll (vermuthlich handfestere), nach Berlin [? Bedlam] ins Tollhaus bringen lassen. Und das wohl darum, damit ich auf alle Weise mit ihm [? zu] thun zu haben verreden muß. Träte ich nun auf seine Seite, dächt' ich, spräch' ich, so wie er: würde es nicht scheinen, als ob ich wünschte, daß er ein lucidum intervallum für die völlige Rückkehr meiner Vernunft halten, und sonach Befehl stellen möchte, daß man mich aus dem Tollhause nur wieder entlassen könnte! Gleichwohl befinde ich mich in dem Tollhause, in welches mich gewesene oder noch sein wollende Theologen bringen, so wohl! so wohl!“

„Oder wollt' ich nun gar anderer Meinung mit ihm sein; nur im Geringsten mit ihm anbinden: — Gott sei bei uns! — er ließ mich vollends an Ketten legen!“

Man glaubt die Gräfin Orsina zu hören, als sie gewahr wurde, daß man sie für wahnsinnig ausgegeben: „Ich fühle so was!“ — Und — „wer über gewisse Dinge den Verstand nicht verliert, der hat keinen zu verlieren!“

Welch ein seltsamer Stand der Dinge, wo ein Semler das Christenthum gegen Lessing, und bald darauf ein Basedow dasselbe Christenthum gegen Semler zu vertheidigen auftritt![1])

Wenn Lessing in der letzten Zeit seines Lebens gegen die Theologen so erbittert sich ausspricht, so hat Semler mehr als andere dazu beigetragen. Doch gab es Theologen, welche Lessing bis zu Ende aufrichtig schätzte und liebte, auch wenn er mit ihnen nicht auf einem und demselben Boden in der Theologie stand. Einer derselben war der verdiente Johann August Nösselt, Semlers Amtsgenosse an der Universität Halle. Nösselt gehörte früh zu den Verehrern Lessings; auf einer Reise im Jahre 1771 besuchte er ihn zu Wolfenbüttel und es knüpfte sich eine dauernde Verbindung zwischen beiden. Als Pockels in Braunschweig, ein Schüler Nösselts, Lessingen einst einen Brief seines Lehres mitbrachte, begrüßte er das Schreiben als ein „reiches Geschenk“

---

[1]) Basedows „Urkunde von der neuen Gefahr des Christenthums durch die scheinbare Semlersche Vertheidigung desselben, wider den ungenannten Fragmentisten.“ 1786. Kurz vorher erschien sein: „Vorschlag an die Selbstdenker des 19. Jahrhunderts (!) zum Frieden zwischen dem wohlverstandenen Urchristenthum und der wohlgesinnten Vernunft,“ worin er gegen den Fragmentisten die Einheit des biblischen Christenthums und der natürlichen Religion behauptete.

und setzte noch hinzu: „Das ist doch noch ein Theologe, wie er sein soll!“[1]) — es war gerade zu der Zeit, als er durch die Herausgabe der Fragmente mit der übrigen theologischen Welt zerfallen war.

Gegen Lessing trat damals unter den Nichttheologen Johann Georg Schlosser in dem „Schreiben an Herrn D. Pfarrer zu L. über das Werk vom Zweck Jesu“ auf.[2]) Allein seine Voraussetzungen sind die nämlichen, welche Lessing selbst machte, nur daß er mehr die Erfahrung, Lessing mehr die Idee im Auge hatte, daher er die Welt, wie sie ist, für wenig reif zu solchen Versuchen erklärte, wie Lessing mit der Herausgabe solcher Fragmente sie machte. Von wem er aber noch weniger wissen will, das ist Semler mit seiner Widerlegung. Das Göttliche in Christi Lehre sei Gegenstand des Gefühls, mehr des Herzens als des Kopfes, und die Geistlichen würden mehr thun, wenn sie „mehr Apostel und weniger Theologen wären“ (S. 112). „Könntet Ihr Herren das begreifen und darnach thun, wie sehr wollte ichs Lessingen danken, daß er durch dieses Buch euch dahin gebracht hätte; aber da ich das nicht hoffe, so danke ich's ihm gar nicht, daß er das Buch hat drucken lassen; denn er konnte wohl wissen, daß unter uns so wenig Köpfe sind, die solch eine Last tragen können, weil so wenig Herzen da sind, die einem so beladenen Kopfe das Gegengewicht halten können.“

Bedurfte es für Lessing eines bei der Mit- und Nachwelt unverdächtigen Bundesgenossen, so stand gleich Anfangs sein Freund Matthias Claudius im Wandsbecker Boten für ihn auf. Wer kennt nicht die drollige und dabei so fein gehaltene „Nachricht von meiner Audienz beim Kaiser von Japan,“[3]) worin Asmus dem Chan über die Fragmente im vierten Beitrag und Lessings Zusätze einen unparteiischen Bericht abstattet,[4]) in Folge dessen zuletzt der Chan seinen Gefallen an Lessing bezeugt und fragt, ob er wohl Lust haben sollte, nach Japan zu gehen? — „Ich weiß nicht Sir! wenigstens müßte Ew. Majestät ihm die Conditiones sehr bündig und detaillirt vorlegen lassen, denn er mag gern alles hell und klar mit seinen Augen sehen.“

Lessing fühlte sich dem Wandsbecker Boten sehr verpflichtet. „Mein lieber Claudius,“ schreibt er ihm (XII, 504. M. 607. H. XX, 1, 740), „danken Sie Ihrem ehrlichen Vetter, dem weltberühmten Asmus, von mir tausendmal, daß er sich meiner bei Seiner Majestät dem Kaiser von Japan so günstig erinnern wollen. Aber warum hat er mich ihm so schwer zu haben beschrieben? Einen Salvum conductum für meinen Bauch und ich komme . . . Denn genug, daß ein Asiatischer Monarch kein Europäischer ist, und ich wenigstens von den Jammabos an seinem Hofe nichts werde zu besorgen haben . . .“ und wie er weiter in den Ton des ehrlichen Asmus eingeht.

[1]) Leben, Charakter und Verdienste Nösselts, von J. A. Niemeyer, I, 187. — [2]) J. G. Schlossers Kleine Schriften. Basel 1783. III, 84—113. — [3]) M. Claudius Werke. Wandsbeck und Breslau, 1778. III, 74. — [4]) „So ein Trupp Religionszweifel (heißt es) ist aber wie die Klapperschlange, und fällt über den ersten besten wehrlosen Mann her; das will er nicht haben und darum hat er gleich jedem Zweifel einen Maulkorb umgethan, oder wenn Ew. Maj. den Maulkorb etwa nicht leiden können, er hat jedwedem Zweifel ein Felsstück mit scharfen Ecken in den Hals geworfen, daran zu nagen, bis sich irgend ein gelehrter und vernünftiger Theologe rüste.“

Die Herausgabe des Fragments vom Zwecke Jesu (wovon Lessing unaufgefordert nicht einmal seinen nächsten Freunden Exemplare mittheilte, um dem Schein absichtlicher Verbreitung zu entgehen), das Aufsehen und Aergerniß, das sich daran knüpfte, führte endlich das herbei, was Goeze und seine Sinnesgenossen bezweckt, Lessings Freunde befürchtet hatten. Die Obrigkeit trat dazwischen. Das erste war der Verlust der Censurfreiheit. Die Waisenhausbuchhandlung zu Braunschweig, welche die Beiträge, die Anti-Goeze und das Fragment vom Zwecke Jesu verlegt, erhielt unter dem 6. Juni 1778 den Befehl, nicht das Geringste mehr von Lessing zum Druck anzunehmen, wovon nicht vorher die Handschrift Einem fürstlichen Ministerium eingesandt und von demselben gebilligt wäre, noch viel weniger, wenn dergleichen etwa unter der Presse sich befinden sollte, es auszugeben, dagegen ein genaues Verzeichniß von den vorräthigen Exemplaren des dritten und vierten Theils der Beiträge und der darauf sich beziehenden Stücke, nebst einer Note über den Betrag des bisher daraus gezogenen Erlöses einzureichen und kein Exemplar mehr davon zu verkaufen. Als Ursache der zurückgenommenen Censurfreiheit gab das fürstliche Rescript an, daß Lessing die ausdrücklich beigefügte Clausel, nichts drucken zu lassen, was die Religion und die guten Sitten beleidigen könne, höchst muthwillig übertreten habe.[1])

Auf diesen Erlaß richtete Lessing seine Verantwortung an das Ministerium: „Er habe die Censurfreiheit nur so verstehen können, daß er in seiner Person, aus seinem Kopfe, in einem dogmatisirenden, affirmativen Tone nichts solle drucken lassen, was besonders der Religion entgegen sei; unter diesem Verstande wäre ihm nichts heiliger gewesen, als diese Klausel. Wenn aber der Concipient dieses Rescripts sie nun auch dahin ausdeuten wolle, als ob ihm dadurch untersagt worden, daß selbst von dem, was er von fremder Arbeit aus Manuscripten bekannt machen würde, nichts die Religion betreffen müsse, so könne er unmöglich glauben, daß dies des Herzogs Meinung sei. Es wäre ja von jeher erlaubt gewesen, die Einwürfe der Ungläubigen gegen die Religion bekannt zu machen, damit man den Rechtgläubigen Gelegenheit verschaffe, sie beantworten zu können, und unser Glaube nicht den Vorwurf erhalte, daß man irgend etwas, was dagegen gesagt werde, unterdrücke. Er würde eher die ganze Herausgabe seiner Beiträge aufgegeben, als sich einer so unchristlichen Einschränkung unterworfen haben, die dem regierenden Herzoge gar nicht ähnlich sehe. Er selbst habe die Fragmente mit einer Widerlegung begleitet, die von unverdächtigen lutherischen Theologen mehr gelobt worden, als ihm die Bescheidenheit nachzusagen zulasse. Er werde aber dessenungeachtet gehorchen, und von den Fragmenten nichts mehr drucken lassen, ehe er es nicht einem Fürstl. Ministerium zur Untersuchung vorgelegt; doch hoffe er, daß es der Waisenhausbuchhandlung bedeuten werde, unter das Verbot der Fragmente nicht seine Anti-Goezeschen Blätter mitzurechnen: denn diese bitte er, nach wie vor, ohne Censur in dem Verlage derselben drucken lassen zu dürfen. Er wäre in diesem Streite der angegriffene Theil. Das Bitterste, was er gegen Goeze bisher vorgebracht,

---

1) Lessings Leben, von Karl Lessing, I, 395.

wären nur Complimente gegen das, womit Goeze ihn beleidigt; und der ganze Streit hätte auf die christliche Religion keinen Einfluß."

Hierauf erfolgte unter dem 13. Juli ein Rescript an ihn, das der regierende Herzog (in Abwesenheit des Erbprinzen) zu signiren zwar Anstand genommen, aber auf Zureden des Ministers endlich doch signirt hatte. Es war des noch schärfern Inhalts: „Die Handschrift des Ungenannten, woraus die Fragmente entlehnt, integraliter, nebst den etwa genommenen Abschriften, binnen acht Tagen unfehlbar einzuschicken, und sich aller ferneren Bekanntmachung dieser Fragmente und anderer ähnlichen Schriften, bei Vermeidung schwerer Ungnade und schärfern Einsehens, gänzlich zu enthalten. Auch sei seine Dispensation von der Censur hiermit aufgehoben, und das Original davon von ihm zurückzuliefern."

Diesem Befehle gehorchte Lessing ungesäumt, und gab das Original der Dispensation von der Censur zurück. Er war versichert, daß er durch den Gebrauch derselben mehr Gutes als Böses gestiftet habe, und sei es ihm sehr gleichgültig, ob dieses jetzt oder hier (in Wolfenbüttel und Braunschweig) einige Theologen begriffen oder nicht. Er überreichte zugleich, fährt Karl Lessing fort, das Manuscript in aller Vollständigkeit, nur in etwas besserer Ordnung, als er es gefunden. Es fehlten zwar daran einige Bogen, er zeigte aber an, daß der Erbprinz sie bei sich hätte. Das, was er ablieferte, betrug 335 beschriebene Oktavseiten. Er bat um ein Recepisse, mit dem er sich über das Abkommen dieses Manuscriptes von der Bibliothek legitimiren könne,[1]) ersuchte den Herzog, „seine eigenen Schriften von der Confiscation auszunehmen und die Buchhandlung des Waisenhauses bedeuten zu lassen, daß sie besonders seine anti-goezeschen Blätter nach wie vor verlegen und ohne Censur drucken lassen könne," da er sonst, was ihm doch nicht verwehrt werden könne, zum Schaden der Waisenhausbuchhandlung diese Blätter auswärts müßte nachdrucken lassen (O. v. Heinemann a. a. O. 73 und H. XX, 1, 748). Er schloß damit, „daß der kleinere Theil davon, der in den Fragmenten des ersten Entwurfs, in der herzoglichen Bibliothek gestanden, ganz und völlig ausgearbeitet, bereits in mehreren Abschriften existire und von Hand zu Hand gehe. Käme das ganze Werk ans Licht, als wozu die vom Consistorio zu Wolfenbüttel so unbedachtsam eingeleitete Confiscation einiger Stücke desselben leicht Gelegenheit geben könnte, so möchte man ihn außer Verdacht eines Antheils daran haben."

[1]) Wenn Schönemann (Serapeum 1844. S. 231) dieses Alles für ein unrichtiges Vorgeben erklärt haben will, so kann man ihm nicht anders als beistimmen. Da Lessing einmal öffentlich die Fragmente in der Wolfenbüttler Bibliothek gefunden haben wollte, so konnte er auch gegen das Ministerium keine andere Sprache führen. Aber Schönemann will dieses unrichtige Vorgeben auf Rechnung von Lessings Bruder setzen, und sogar das Recepisse, weil es sich nicht bei den Bibliothekakten befindet, für seine Erdichtung halten. (Guhrauer). Daß Schönemann im Irrthum ist, ist jetzt außer allen Zweifel gesetzt durch die Veröffentlichung der Aktenstücke bei O. v. Heinemann, Zur Erinnerung an G. E. Lessing. Leipzig 1870. S. 49—90, und daraus die Schreiben von und an Lessing in H. XX. Von einer erfolgten Ausstellung jenes erbetenen Recepisse findet sich darin allerdings Nichts.

Unter dem 3. August erfolgte die Resolution im Auftrage des Herzogs, daß sein Gesuch nicht statt habe, und er ohne Vorwissen des Ministeriums auch auswärts nichts drucken lassen dürfe. Zugleich wurde ihm ernstlich verwiesen, „daß er das fürstliche Consistorium bei Ausübung der, diesem Landescollegio obliegenden theuren Pflichten, einer Unbedachtsamkeit zu beschuldigen, sich nicht zu viel sein lassen.“[1])

Dieses alles beunruhigte Lessing nicht und diente vielmehr dazu, ihn in eine heitere Stimmung zu versetzen, da alles so kam, wie er es vorhergesagt hatte. Denn, wie Karl Lessing bemerkt, ehe das Braunschweigische Ministerium sein Verbot gegen die Fragmente erließ, wurden die Beiträge wenig gelesen. Nachdem sie aber confiscirt waren, wollte jedermann wissen, was es wäre, daß so viele christliche Goliathe und Davide sich aufmachten, dem Herausgeber einen Felsen oder ein Steinchen an den Kopf zu schleudern. Die Fragmente wurden also nachgedruckt „und sogar von Leuten gelesen, die außer ihrer Postille kein Buch ansehen.“ — Ebert war ganz auf Seiten Lessings, wollte aber den Abt Jerusalem gewiß, und den geheimen Rath von Praun sehr wahrscheinlich als frei von aller Schuld betrachtet wissen. Hierauf antwortete ihm Lessing: „Die Confiscation derselben belustiget mich herzlich. An mir soll es gewiß nicht liegen, daß die angefangne Thorheit nicht vollendet wird. Mag doch die eigentliche Triebfeder davon sein, wer da will! Ich sehe nur nicht, warum ich eben die von dem Verdacht ausnehmen soll, die Sie mir nennen. Einzeln wird es keiner auf sich kommen lassen wollen, und ich weiß vorlängst, daß ein halb Dutzend vernünftige Männer zusammen oft nicht mehr als ein altes Weib sind.“[2])

Der Bruder und die Freunde in Berlin und in Hamburg machten sich viel Besorgniß. Mendelssohn, der seine Stellung außer den Parteien einnahm, ließ Lessing um Mittheilung einer Abschrift von der Untersagungsakte bitten. Er wollte darüber ein öffentliches Schreiben an ihn in den Druck geben. Er hatte immer prophezeit, daß es so kommen werde (XIII, 606. H. XX, 2, 935). Lessing beruhigte ihn und den Bruder: „Ich habe meine Ursachen,“ schrieb er am 23. Juli (indem er die „Nöthige Antwort auf eine sehr unnöthige Frage des Herrn Hauptpastor Goeze“ überschickte), „warum ich die Confiscation des neuen Fragments recht gern geschehen lasse. Nur sollte man meine Schriften nicht zugleich mit confisciren; und darüber beiße ich mich auch noch gewaltig herum, fest entschlossen, die Sache auf das Aeußerste ankommen zu lassen, und eher meinen Abschied zu nehmen, als mich dieser vermeinten Demüthigung zu unterwerfen. Vom Corpore evangelico (wie der Bruder schon befürchtet hatte) ist nichts gekommen, noch viel weniger vom Reichshofrath; ich denke auch nicht, daß ich mich vor beiden sehr zu fürchten habe. Denn (Du wirst zwar lachen), ich habe ein sicheres Mittel, den Reichshofrath zu theilen und unter sich selbst uneins zu machen, so wie Paulus das Synedrium.“ Der nämliche Gedanke, den wir in dem Schrei-

---

[1]) Lessings Leben von K. Lessing. I, 399. H. XX, 2, 941. — [2]) XII, 507. M. 610. H. XX, 1, 751. Man denkt an Schillers Epigramm:

Jeder, siehst Du ihn einzeln, ist leidlich klug und verständig;
Sind sie in Corpore, gleich wird Dir ein Dummkopf daraus.

ben Lessings an Elise Reimarus (XII, 508. M. 612. H. XX, 1, 756), mit Bezug auf die „Nöthige Antwort" angetroffen haben. Dieser Freundin schreibt er (XII, 407. M. 610. H. XX, 1, 751) noch: „Man hat sich die Abwesenheit des Erbprinzen und die Schwachheit des alten Herzoges, der selbst wenig mehr nachsehen und unterschreiben kann, zu Nutze zu machen gewußt. Allein die Versicherung, daß beide an dem ganzen Handel wenig oder gar keinen Antheil nehmen, giebt mir um so viel freier Feld, mich gegen das Ministerium so mausicht zu machen, als ich nur Lust habe. Allerdings könnte es wohl dahin kommen, daß ich mich endlich gedrungen sähe, meinen Abschied zu fordern, den die Herren, die mir ihn geben würden, schon zu seiner Zeit verantworten sollten. Doch was wäre das auch mehr? Goeze und Compagnie sollten dabei so wenig gewinnen, daß alle und jede, welche das Wasser diesen Weg ableiten wollen, ihr Unternehmen wohl betauern sollten. Denn, im Ganzen die Sache zu nehmen, stehe ich für meine Person so sicher, als ich nur stehen kann; und den Spaß hoffe ich noch selbst zu erleben, daß die meisten Theologen auf meine Seite treten werden, um mit Verlust eines Fittigs noch eine Weile den Rumpf zu retten." — „Diese Streitigkeit," sagt er in einem spätern Schreiben an dieselbe, „ist nun schon mein Steckenpferd geworden, das mich nie so herabwerfen kann, daß ich den Hals brechen müßte. Den Stall wird man meinem Steckenpferde gewiß hier auch nicht versagen, wenn ich ihn nicht selbst aufkündige."

Aus einem Schreiben Eschenburgs an Nicolai, vom 31. August 1778,[1]) geht hervor, daß in Folge dieser Mißhelligkeiten zugleich den Professoren am Carolinum die Censurfreiheit, deren sie sich bisher erfreut hatten, genommen wurde.

Unterdessen waren in Sachsen, Lessings Geburtslande, seine Schriften gegen Goeze bei fünfzig Thaler zu lesen und zu verkaufen verboten worden,[2]) was natürlich, wie die Confiscation der Fragmente in Braunschweig, nur dazu beitrug, ihre Verbreitung und Wirkung allgemeiner zu machen. Karl Lessing giebt seinem Bruder diese Nachricht, vermuthet aber, daß daran die sächsische Regierung gar nicht schuld sei, sondern nur das Consistorium, welches Statum in statu mache.

Bald trat auch das Braunschweigische Ministerium wegen „der Nöthigen Antwort" wieder auf, indem es Lessingen, unter dem 17. August 1778, diesen Schritt verwies und ihm nochmals verbot, etwas in Religionssachen, so wenig im Braunschweigischen als im Auslande, unter seinem, noch andern angenommenen Namen, ohne Genehmigung des fürstlichen geheimen Ministerii drucken zu lassen.[3]) Dessen ungeachtet blieb Lessing seinem Entschlusse treu, und ließ in Hamburg, wohin er im Sommer eine Reise machte, „Der Nöthigen Antwort auf eine sehr unnöthige Frage des Herrn Hauptpastor Goeze Erste Folge," drucken; womit eine ganz neue Reihe von Anti-Goezen angefangen hätte, wenn nicht Goeze mit eins für immer verstummt wäre. Lessing

[1]) Handschriftlich, in Danzels Papieren. — [2]) Litteratur- und Theaterzeitung, Berlin 1778. S. 592. — [3]) Lessings Leben I, 404. H. XX, 2, 944. Die Nöthige Antwort trägt zwar als Druckort auf dem Titel: Wolfenbüttel, war aber in Berlin bei Voß gedruckt.

hatte sich eines andern versehn und scherzte darüber.[1]) Goezes Verstummen wurde von der Welt als ein Bekenntniß seiner Niederlage hingenommen.[2]) Das Braunschweigische Ministerium nahm indeß von jener „ersten Folge" keine Notiz und verfügte nicht das Geringste dagegen. Der dritte und vierte Theil von Lessings Beiträgen wurde auch wieder zum Verkauf freigegeben, und Lessing schrieb, was ihm beliebte; nur wagte er nicht, es im Braunschweigischen drucken und verlegen zu lassen.

Was den Erbprinzen betrifft, welcher nicht lange darauf (1780) die Regierung antrat, so blieb er, berichtet sein Geschichtschreiber Pockels,[3]) lebenslang dem alten Glaubenssysteme mit entschiedener Anhänglichkeit treu, nicht blos aus Gewöhnung, sondern weil es, nach seiner Meinung, in den Leiden des menschlichen Lebens mehr Kraft und Ruhe, als die sogenannte Aufklärung gebe. Daher war er der Verbreitung der neuen Aufklärungsmethode, wegen so mancher Mißgriffe derselben, nicht sehr günstig, ob er gleich in mancher Hinsicht sie in seinem Lande später duldete, und selbst befördern half. Er warnte einst einen Lehrer seiner Kinder: nichts von Semlers neuen Begriffen vorzutragen. Er zeigte sich einst sehr überrascht, als ein freidenkender Theolog, welchem er bei seinen Religionsschriften zur Vorsicht rieth, sich unter andern auf Jerusalem berief, dessen nachgelassene Schriften eben unter der Presse waren. „Ist es möglich," rief der Herzog, welcher bisher Jerusalem für einen Orthodoxen gehalten, mehrmals aus, „daß sich mein alter Lehrer auch noch von den Neologen hat anstecken lassen?" Jerusalem (setzt Pockels hinzu) hatte sich nämlich bei den bisherigen Religionsstreitigkeiten so fein und neutral benommen, daß er für oder wider keine Partei hervortrat, obgleich damals die ganze theologische Welt, und vornehmlich Lessing, die Augen auf diesen geistreichen Veteran gerichtet hatte.[4])

Die Herausgabe der Lessingischen Fragmente, fährt Pockels fort, sah der Herzog sehr ungern, weil das neue Ungewitter gerade in seinem Lande

[1]) An Elise Reimarus, den 16. December 1778. (XII, 516. M. 622. H. XX, 1, 767): „Goeze, hat man mir geschrieben, wäre krank, und müßte alle Tage zwei Stunden reiten, welches gerade die zwei Stunden wären, die er sonst zu meiner Widerlegung bestimmt gehabt hätte. Wenn das ist, so will ich noch heut anfangen, um seine Genesung herzlich zu beten." — [2]) Goeze erlebte noch Lessings theologischen Nachlaß (1784) und darin diejenigen Blätter, womit Lessing ihn beim Leben verschont hatte; aber auch jetzt schwieg er. Er wandte sich andern Streitigkeiten zu, welche seine Lebenszeit bis an seinen am 19. Mai 1786 erfolgten Tod ausfüllten. — [3]) Karl Wilhelm Ferdinand, Herzog zu Braunschweig und Lüneburg. S. 117. — [4]) Davon legt das Fragment: Hilkias, in Lessings theologischem Nachlaß (XI, 449. M. 1, 23. H. XVII, 106) Zeugniß ab. Jerusalem hatte in seinen Briefen über die Mosaischen Schriften und Philosophie die Frage: ob das Exemplar des von dem Hohenpriester Hilkias zu Josias Zeiten wiedergefundenen Gesetzbuches das einzige damals vorhandene Exemplar gewesen — unbedingt verneint, da die Bejahung von denjenigen, welche die Authenticität der Mosaischen Schriften überhaupt in Zweifel zogen, zur Beschönigung dieses ihres Zweifels gebraucht worden. Diese Frage discutirt Lessing; es schien ihm, daß sich der würdige Mann durch seine gute Absicht zu weit verleiten lassen. — „Ich verwerfe die Folge (mit Hinsicht auf die Zweifel gegen die Echtheit); aber über die Behauptung läßt sich wenigstens noch streiten. Und worüber sich noch streiten läßt, davon muß jeder das eine oder das andre Theil annehmen können, ohne desfalls einer Unverschämtheit beschuldiget zu werden."

ausbrach, und weil ihm alles polemische „Gewäsch" höchst lästig war. Sie empörte den Herzog um so viel mehr, als nun vollends das theologische „Gegrinse" zwischen Lessing und Goeze jahrelang fortgesponnen wurde, und die alten Braunschweigischen Theologen nicht aufhörten, den „Ketzer" zu verdammen. Als der Herzog Lessings Vorrede zum Zweck Jesu und seiner Jünger gelesen hatte, sagte er mehrmals: „Warum schreiben denn diese Leute ihre Sachen nicht in lateinischer Sprache, damit dieses Aergerniß nicht allgemein verbreitet werde?" Darauf hätte er die Antwort in dem vierten Anti-Goeze finden können. An einem andern Orte (S. 174) giebt Bodels zu verstehen, daß des Herzogs Unwille über die „unangenehme Fragmentengeschichte" vermehrt wurde, da jene gerade in die Zeit fiel, wo der Herzog wegen der schrecklichen Lage des verschuldeten Landes sehr verstimmt war.

Ungeachtet solcher Gesinnungen zeigte Karl Wilhelm Ferdinand, als er die Regierung angetreten, sich gegen Lessing sehr gnädig und theilnehmend. Denn als im November 1780 der braunschweigische Gesandte[1]) in Regensburg ihm gemeldet hatte, wie ihm der sächsische Gesandte im Vertrauen eröffnet, daß nächstens an den braunschweigischen Hof ein Excitatorium von dem gesammten Corpore Evangelicorum gelangen werde, um Lessingen als den Herausgeber und Verbreiter des schändlichen Fragments „von dem Zwecke Jesu und seiner Jünger," zu verdienter Strafe zu ziehen, ließ der Herzog ihn selbst nach Braunschweig rufen und eröffnete es ihm, mit der großmüthigen Versicherung seines Schutzes! Allein Lessing bat den Herzog ausdrücklich, daß er sich seiner in keinem Stücke annehmen, sondern in allem, ohne die geringste Rücksicht auf ihn, so verfahren möge, wie er glaube, daß ein deutscher Reichsstand verfahren müsse. Dieses meldete Lessing seiner Freundin Elise, (den 28. November XII, 546. M. 663. H. XX, 1, 830) nicht ohne das Bewußtsein, daß er diesmal zu schroff aufgetreten; denn er gesteht, daß er es zuletzt fast bereut hätte, dem Herzog so gleichgültig und sicher geantwortet zu haben. „Denn ich begreife nun wohl, daß eine solche Aeußerung Niemand verdient, der uns nützlich zu sein wünscht. Indeß war an meiner mürrischen Gleichgültigkeit doch auch gewiß nicht Schuld, was Sie denken. Sie denken, das weiß ich wohl: ich möchte um alles in der Welt gern verfolgt sein; und bilden sich ein, daß mir nichts weher thut, als wenn man sich nicht einmal mit mir einlassen will. — Aber, meine Liebe, wie weit sind Sie noch entfernt, mich zu kennen, wenn Sie das im Ernste von mir denken! Kann sein, daß allenfalls manchmal eben das in mir vorgeht, was bei jenem Bastard eines großen Herrn vorging, der nicht sagen wollte, wer er sei, und sich lieber wollte unschuldig hängen lassen, nur um seinem Richter recht schwere Verantwortung bei seinem Vater zu machen. Denn im Grunde mag ich mich doch auch wohl dabei trösten, daß am Ende jemand kommen wird, der dem Richter zuruft: „Richter, seid Ihr des Teufels, daß Ihr unsers gnädigen Herrn Bastard wollt hängen lassen?" Und weiß ich denn etwa nicht, wessen großen Herrn lieber Bastard ich bin?

[1]) Der Hessen-casselsche Geheimerath und Comitatsgesandte F. L. von Wülcknitz, der seit 1778 in Regensburg das braunschweigische Votum führte. S. O. von Heinemann, Zur Erinnerung an G. E. Lessing. Leipzig 1870. S. 86 f. u. S. 140.

— Also nur frisch die Leiter hinan! und daß nur niemand besorge, als werde ich mich wohl gar aus Angst verschnappen! — — —"

Lessing konnte sich beruhigen; von dem angedrohten Excitatorium des Corpus Evangelicorum hat niemals etwas verlautet.[1])

Was Lessing hier halb im Scherze gegen die Freundin von sich sagt, hat er in dem Entwurfe einer „Vorrede"[2]) mit feierlichem Ernste ausgesprochen. „Ich muß nun schon vor aller Welt bekennen," beginnt er, „daß es mich noch keinen Augenblick gereuet hat, die berüchtigten Fragmente herausgegeben zu haben, und daß ich nicht wohl einsehe, wie ein solcher Augenblick noch in der Folge kommen könne, wenn ich anders bei gesundem Verstande bleibe. Verdruß hat mir freilich jener Schritt weit mehr zugezogen, als ein Mensch von meiner Denkungsart voraussehen konnte und mochte. Aber genug, daß dieser Verdruß nur von außen kam; daß mir mein Gewissen nichts vorzuwerfen hatte; und daß die verächtlichsten Menschen die wohl nicht sind, welche nicht alles voraussehen mögen, was sie gar wohl voraussehen könnten. Verläumdungen sind ja nur Verläumdungen und thätige Verfolgungen in Sachen der Religion treffen gemeiniglich nur die, die darnach ringen. Ich weiß nicht, was für ein Schwindel diejenigen mehrentheils befällt, die über dergleichen Verfolgungen zu klagen, Ursache zu haben glauben. Ich weiß nur, daß Schwindel auch hier Schwindel ist; und der Abgrund, in welchen sie stürzen, an ihrem Unglück immer die kleinste Schuld hat . . ."

Zehntes Kapitel.

Als Lessing eben mit der Abfassung der „Nöthigen Antwort auf eine sehr unnöthige Frage des Herrn Hauptpastor Goeze" den Streit auf einen neuen Boden versetzte und auf einen langen Krieg sich vorbereitete[3]) (dem aber Goeze, wie vorhin bemerkt, zeitig aus dem Wege ging), schrieb er an seinen Bruder am 11. August 1778: „Noch weiß ich nicht, was für einen Ausgang mein Handel nehmen wird. Aber ich möchte gern auf einen jeden gefaßt sein. Du weißt wohl, daß man das nicht besser ist, als wenn man Geld hat, so viel man braucht; und da habe ich diese vergangene Nacht einen närrischen Einfall gehabt. Ich habe vor vielen Jahren einmal ein

[1]) In N. A. Herrichs Fortsetzung von Schauroths Sammlung aller Conclusionum etc. des Corporis evangelici, von 1753 bis 1786. Regensburg 1786, findet sich wenigstens keine Spur dieser Sache. — [2]) XI, 557. M. 2, 186. H. XVII, 189. Das Werk, welchem diese Vorrede bestimmt war, giebt der Inhalt nur im Allgemeinen an. Sie ist vom Jahre 1779 oder 1780. — [3]) Indem er dem Bruder und Voßen für die prompte Besorgung des Bogens dankt, fügt er hinzu: „Es wird auf Goezen ankommen, ob meine künftigen Antworten klein oder groß werden. Materie hätte ich zu Folianten; und auch bogenweise lassen sich Folianten zusammenschreiben." (XII, 509. M. 613. H. XX, 1, 756.)

Schauspiel entworfen, dessen Inhalt eine Art von Analogie mit meinen gegenwärtigen Streitigkeiten hat, die ich mir damals wohl nicht träumen ließ. Wenn Du und Moses es für gut finden, so will ich das Ding auf Subscription drucken lassen, und Du kannst nachstehende „Ankündigung"[1]) nur je eher je lieber ein paar hundertmal auf einem Octavblatte abdrucken lassen und ausstreuen, so viel und so weit Du es für nöthig hältst. Ich möchte zwar nicht gern, daß der eigentliche Inhalt meines anzukündigenden Stücks allzu früh bekannt würde; aber doch, wenn Ihr, Du oder Moses, ihn wissen wollt, so schlagt das Decamerone des Boccaccio auf, Giornata I. Nov. III. Melchisedech Giudeo. Ich glaube, eine sehr interessante Episode dazu erfunden zu haben, daß sich Alles sehr gut soll lesen lassen, und ich gewiß den Theologen einen ärgern Possen damit spielen will, als noch mit zehn Fragmenten."

Auch an Elise Reimarus sandte er am 6. September die Ankündigung des Nathan und bemerkte dabei: „Ich muß versuchen, ob man mich auf meiner alten Kanzel, auf dem Theater, wenigstens noch ungestört will predigen lassen."

Diese Ankündigung gleicht zu sehr einer Confession, als daß der leitende Gedanke hier übergangen werden sollte. „Da man durchaus will, daß ich auf einmal von einer Arbeit feiern soll, die ich mit derjenigen frommen Verschlagenheit ohne Zweifel nicht betrieben habe, mit der sie allein glücklich zu betreiben ist;[2]) so führt mir mehr Zufall als Wahl einen meiner alten theatralischen Versuche in die Hände, von dem ich sehe, daß er schon längst die letzte Feile verdient hätte. Nun wird man glauben, daß, ihm diese zu geben, ich wohl keine unschicklichere Augenblicke hätte abwarten können, als Augenblicke des Verdrusses, in welchen man immer gern vergessen möchte, wie die Welt wirklich ist. Aber mit nichten: die Welt, wie ich sie mir denke, ist eine eben so natürliche Welt, und es mag an der Vorsehung wohl nicht allein liegen, daß sie nicht eben so wirklich ist."

„Dieser Versuch ist von einer etwas ungewöhnlichen Art, und heißt: Nathan der Weise, in fünf Aufzügen. Ich kann von dem nähern Inhalte nichts sagen; genug, daß er einer dramatischen Bearbeitung höchst würdig ist, und ich Alles thun werde, mit dieser Bearbeitung selbst zufrieden zu sein. . . ."

Im ersten Augenblick erwartete man aller Orten ein Stück gegen die Theologen in dem Tone der Anti-Goezen. So selbst sein Bruder in Berlin. Mendelssohn faßte bald die richtigere Ansicht. Lessing antwortete seinem Bruder am 20. October (XII, 511. M. 617. H. XX, 1, 762): „Jetzt ist man hier auf meinen Nathan gespannt, und besorgt sich davon, ich weiß nicht was. Aber, lieber Bruder, selbst Du hast Dir eine ganz unrechte Idee davon gemacht. Es wird nichts weniger, als ein satirisches Stück, um den Kampfplatz mit Hohngelächter zu verlassen. Es wird ein so rührendes Stück,

---

[1]) So lautet die Aufschrift eines Octavblattes, welches Lessing durch seine Freunde verbreiten ließ, und das sich in verschiedenen Zeitungen, z. B. der Litteratur- und Theaterzeitung, 1778, S. 655—657, Buchhändlerzeitung 1778, S. 599, Deutsches Museum 1778. II, 384 abgedruckt findet. XIII, 653. M. X, 236. H. XI, 2, 782. — [2]) Lessing zielt auf das Verbot, die Streitigkeit gegen Goeze fortzusetzen.

als ich nur immer gemacht habe, und Herr Moses hat ganz recht geurtheilt, daß sich Spott und Lachen zu dem Tone nicht schicken würde, den ich in meinem letzten Blatte angestimmt (und den Du auch in dieser Folge beobachtet finden wirst,[1]) falls ich nicht etwa die ganze Streitigkeit aufgeben wollte. Aber dazu habe ich noch ganz und gar keine Lust, und er soll schon sehen, daß ich meiner eigenen Sache durch diesen dramatischen Absprung im geringsten nicht schade."

Bereits Anfangs November war das Stück im Wesentlichen beendet. Wiederholt bemüht sich Lessing, dem Bruder das Vorurtheil zu benehmen, als müßte Nathan der Weise in seinen Streit mit Goeze eingreifen, und sei darauf angelegt. „Mein Nathan, wie mir Professor Schmid und Eschenburg bezeugen können, ist ein Stück, welches ich schon vor drei Jahren, gleich nach meiner Zurückkunft von der Reise (aus Italien) vollends aufs Reine bringen und drucken lassen wollen. Ich habe es jetzt nur wieder vorgesucht, weil mir auf einmal beifiel, daß ich, nach einigen kleinen Veränderungen des Plans, dem Feinde auf einer anderen Seite damit in die Flanke fallen könne. Mit diesen Veränderungen bin ich nun zu Rande, und mein Stück ist so vollkommen fertig, als nur immer eins von meinen Stücken fertig gewesen, wenn ich sie drucken zu lassen anfing, gleichwohl will ich noch bis Weihnachten daran flicken, poliren und erst zu Weihnachten anfangen, Alles aufs Reine zu schreiben und à mesure abdrucken zu lassen, daß ich unfehlbar auf der Ostermesse damit erscheinen kann. Früher habe ich damit nie erscheinen wollen. . . . Mein Stück hat mit unsern jetzigen Schwarzröcken nichts zu thun; setzt Lessing zur Beruhigung des Verlegers, Voß, hinzu, „und ich will ihm den Weg nicht selbst verhauen, endlich doch einmal aufs Theater zu kommen, wenn es auch erst nach hundert Jahren wäre. Die Theologen aller geoffenbarten Religionen werden freilich innerlich darauf schimpfen; doch dawieder sich öffentlich zu erklären, werden sie wohl bleiben lassen."[2])

Am 7. December[3]) überschickte Lessing seinem Bruder den Anfang seines Stückes, um ihn auf einen Bogen absetzen zu lassen: damit ich unge-

---

[1]) Die Rede ist von „der Nöthigen Antwort" und deren Ersten Folge gegen Goeze. Beide Bogen zeugen von dem Bestreben, einen ganz ernsthaften Ton beizubehalten. Karl Lessing schrieb ihm bei Uebersendung der Exemplare der Nöthigen Antwort (den 4. August 1778. XIII, 611. H. XX, 2, 942): „Teller, als Censor, meint, alles, was in einem solchen Tone geschrieben wäre, könnte hier ohne Bedenken gedruckt werden; aber der Ton, der im Anti-Goeze herrsche, wäre auch zu Berlin nicht censirbar." — [2]) Der Entwurf zu Nathan der Weise von Lessings Hand war im Besitz des Dr. Rubo in Berlin, der ihn Lachmann (aber erst nach der Ausgabe von Lessings Schriften, wie es scheint) geliehen, und von welchem Danzel eine Abschrift genommen. Der Titel heißt: Nathan der Weise; in 5 Aufzügen. Zu versificiren angefangen den 14. November 78. Den 2. Aufzug — 6. December. Den 3. Aufzug — 28. December. Den 4. Aufzug — 2. Februar 79. Den 5. Aufzug — 7. März 79. (Ein Heft von 19 beschriebenen Blättern in 4.) — Zuerst in M. II, 600—617; sodann von Guhrauer in seiner Lessing-Biographie II, 2, Beilagen S. 15—27 nach Danzels Abschrift und hierauf von Vorberger in H. XI, 2, 787—826 nach der Originalhandschrift mitgetheilt, welche jetzt der Banquier Herr Ernst Mendelssohn-Bartholdy (Urenkel des Philosophen Moses Mendelssohn) in Berlin, besitzt. — [3]) Vgl. H. XX, 1, 765.

fähr wissen kann, was so ein Bogen faßt, und ich meinen Pegasus ein wenig anhalten kann, wenn er freies Feld sieht."

— „Wenn ich Dir noch nicht geschrieben habe (fährt Lessing fort), daß das Stück in Versen ist, so wirst Du Dich vermuthlich wundern, es so zu finden. Laß Dir aber nur wenigstens nicht bange sein, daß ich darum später fertig werden würde.[1]) Meine Prose hat mir von jeher mehr Zeit gekostet als Verse. Ja, wirst Du sagen, als solche Verse! — Mit Erlaubniß; ich dächte, sie wären viel schlechter, wenn sie viel besser wären. Es soll mich verlangen, was Herr Ramler dazu sagen wird. Ihm und Herrn Moses kannst Du sie wohl weisen, dessen Urtheil vom Tone des Ganzen ich wohl auch zu wissen begierig wäre." Früherhin war Lessing einmal mit Ramler übereingekommen, in dem ersten versificirten Stücke, das er machen würde, Anapästen zu gebrauchen, wie Ramler in seinem Cephalus.[2]) Lessings glücklicher Takt bewahrte ihn, bei aller sonstigen Nachgiebigkeit, vor diesem Fehlgriffe. Doch glaubte er sich wegen des fünffüßigen Jambus, den er hiermit in das deutsche Drama eingeführt hat,[3]) bei ihm fast entschuldigen zu müssen. (XII, 517. M. 623. H. XX, 1, 768): . . . „Nur Geduld! das ist blos ein Versuch, mit dem ich eilen muß, und den ich so ziemlich, in Ansehung des Wohlklanges, von der Hand wegschlagen zu können glaube. Denn ich habe wirklich die Verse nicht des Wohlklanges wegen gewählt, sondern, weil ich glaubte, daß der orientalische Ton, den ich doch hier und da angeben müssen, in der Prose zu sehr auffallen dürfte.[4]) Auch erlaube, meinte ich, der Vers immer einen Absprung eher, wie ich ihn itzt, zu meiner

---

[1]) „Ich muß nur machen, daß ich mit meinem Nathan fertig werde," schrieb er an Elise Reimarus den 16. December 1778. „Um geschwind fertig zu werden, mache ich ihn in Versen. Freilich nicht in gereimten; denn das wäre gar zu ungereimt." — Als einen Vorgänger Lessings im Gebrauch des reimlosen jambischen Verses macht Danzel auf einem Blatte Brawe im Brutus 1758 (aber erst 1767 gedruckt) und Cronegk in „Der ehrliche Mann, der sich schämt" (von 1758, gedruckt 1760) namhaft. Auch daß H. Schlegel sie in der Uebersetzung von Thompsons Sophonisbe gebraucht habe, mit Hinweisung auf die Bibliothek der schönen Wissensch. V, 119. (Guhrauer). Noch mehr aber dürfte für Lessings epochemachenden Entschluß von Einfluß gewesen sein der Vorgang Gleims in seinem „Halladat oder Das rothe Buch. Hamburg 1774." Vgl. was Lessing sogleich über den „orientalischen Ton" seines „Nathan" sagt, mit seiner Aeußerung an Gleim vom 27. Februar 1774 über einzelne Züge in diesem Buche „die mir aus einer so eigenen orientalischen Philosophie zu fließen geschienen, daß ich mehr als blos angenommenen Ton darunter vermuthet." (M. und B.) — [2]) Cephalus und Prokris. Ein Melodrama von Karl Wilhelm Ramler. Berlin, 1778; in: Ramlers poetische Werke, II, 66. Das von Ramler vorgeschlagene Versmaß ist gar nichts anderes, als der Trimeter mit Auflösungen in pede impari:

⏑–|⏑–|⏑–|⏑–|⏑–|⏑–
⏑⏑–   ⏑⏑–   ⏑⏑–

Er schlägt es schon in seinem Batteux 1758 vor. — Mendelssohn sagt in der Recension, in der Bibliothek der schönen Wissenschaften, ganz unschuldig: „Er hat ein neues Metrum zum Gebrauche des deutschen Theaters erfunden, das wir für sehr wohlklingend, aber auch für sehr schwer halten." (Danzel.) — [3]) Vgl. die vortreffliche Abhandlung von F. Zarncke „Ueber den fünffüßigen Jambus mit besonderer Rücksicht auf seine Behandlung durch Lessing, Schiller und Goethe. Leipzig 1865." — [4]) „Auf die orientalische Färbung und den Umstand, daß sie sich in den Versen ganz gut ausnehme, dürfte Lessing durch (Gleims) Halladat gekommen sein, dessen Versification mit der des Nathan wirklich Aehnlichkeit hat. Aber Lessings orientalischer Ton ist echter." (Danzel.)

anderweitigen Absicht, bei aller Gelegenheit ergreifen muß. — Mir genüget, daß Sie nur so mit der Versification nicht ganz und gar unzufrieden sind. Ein ander Mal will ich Ihrem Muster besser nachfolgen. Doch muß ich Ihnen voraussagen, daß ich sechsfüßige Zeilen nie wählen werde. Wenn es auch nur der armseligen Ursache wegen wäre, daß sich im Drucken auf ordinärem Octav die Zeilen so garstig brechen." — Mehrere Verbesserungen Ramlers und Mendelssohns nahm Lessing dankbar an.[1]) Er hatte bei dieser Gelegenheit gewisse Grundsätze der Interpunktion für die Schauspieler aufzustellen; er wollte sich hierüber in einer ziemlich starken Vorrede erklären, wenn er sich nicht veranlaßt gesehen hätte, sie ganz zurückzunehmen, aus keinem andern Grunde, als weil das Stück die Bogenzahl, welche er bestimmt hatte, überschritt. Auch sollte, nach seinem ersten Anschlage, noch ein Nachspiel dazu kommen, genannt der Derwisch, welches auf eine neue Art den Faden einer Episode des Stücks wieder aufnähme und zu Ende brächte; außerdem verschiedene Erläuterungen — dieses alles sollte entweder zu einem zweiten Theil oder zu einer neuen vermehrten Auflage zurückgelegt werden. Nachher entschied sich Lessing, Vorrede und alles übrige unter dem Titel: „Der Derwisch, ein Nachspiel zum Nathan," herauszugeben. Dies alles ist uns nun verloren. Die gelehrten Vorarbeiten zu seinen Briefen an Walch, Leß, zu der Widerlegung Semlers, zogen ihn am meisten davon ab. Wann er damit fertig geworden wäre, wollte er noch an seinen „Frommen Samariter, ein Trauerspiel in 5 Aufzügen, nach der Erfindung des Herrn Jesu Christi, worin der Levit und der Priester eine gar brillante Rolle spielen sollten," gehen.[2]) — Wie nach Emilia Galotti fühlte Lessing auch diesmal seine Kräfte abgespannt. Auch, gesteht er dem Bruder, würde er das Nachspiel nur gegen die Aussicht eines erheblichen Gewinnes ausgearbeitet haben. „Denn für nur ganz mittelmäßige Vortheile mache ich mich nie wieder auf fünf Monate zum Sklaven einer dramatischen Arbeit. So viel Zeit, leider! habe ich mir mit dieser verdorben. Und wer weiß, wie sie noch aufgenommen wird."

Bei der Uebersendung des Nathan an F. H. Jacobi nannte Lessing dieses Stück „einen Sohn seines eintretenden Alters, den die Polemik entbinden helfen."

Elftes Kapitel.

Wir kennen die Entstehung des Nathan nun fast ganz aus Lessings eigenen Worten. Man nehme noch dazu, was der Verfasser des ersten Ban-

[1]) XII, 517. 525. M. 623. 632. H. XX, 1, 768. 782. Vgl. Briefwechsel zwischen Goethe und Zelter, David Friedländer an Zelter vom 15. November 1829. „Mendelssohn war auch mit dem Namen Recha und mit Recht unzufrieden. Dieses ist kein hebräischer Name und obenein übel gewählt, denn Rack heißt leer, auch nichtswürdig. Er erinnerte aber nichts, weil Recha im Text vorkommt und es das Metrum gestört haben würde." — [2]) An Elise Reimarus, den 25. Mai 1779. XII, 531. M. 640. H. XX, 1, 793.

des[1]) Scharfsinniges und Triftiges entwickelt über den Faden, der den Nathan mit Lessings Jugendlustspiel: „die Juden" und der Rettung des Cardanus verbindet, und man wird über die Stelle, welche dieses Hauptwerk in der Stufenleiter nicht nur seiner Dichtungen, sondern der deutschen Nationalliteratur einnimmt, nicht schwanken. Dabei hat Lessing nicht blos über die Entstehung, sondern auch über die Absicht, den Grundgedanken dieses dramatischen Gedichts, so deutlich und vollständig sich ausgesprochen, daß dem Biographen wenig hinzuzusetzen übrig bleibt, außer, daß ungeachtet des milden und heitern Lichtes, welches dieses Gedicht umgiebt, eine Klasse von Christen darin nichts als Verdunkelung und Verneinung des Höchsten und Wahrsten zu erblicken beharrt. Nathan hat man für eine Deklamation gegen alle Offenbarung, für eine Satire auf die christliche Religion genommen — jenes wegen der Parabel von den drei Ringen, dieses wegen der Darstellung der christlichen Charaktere in dem Stücke, vorzüglich des Patriarchen, dann aber auch des Tempelherrn, des Laienbruders und der Daja. Ein anderes ist ein dramatisches Gedicht, ein anderes ist eine theologische Abhandlung. Diese einfache Wahrheit hätte man beachten sollen, und Theologen würden kein Verdammungsurtheil über Nathan den Weisen ausgesprochen haben. Das erste Gesetz des dramatischen Dichters ist Wahrheit und Individualität der Charaktere, in dem Zusammenhange der Zeit wie der Handlung; das sind die ästhetischen Bedingungen, welche aus der Natur eines Kunstwerkes von selbst fließen. Wollte Lessing ein christliches Drama im eigentlichen Sinne des Wortes dichten? Erinnern wir uns, welche Bedenken er in der Dramaturgie bei Gelegenheit von Olint und Sophronia gegen die christliche Tragödie ausspricht, und im Allgemeinen gegen ein jedes Stück, in welchem einzig der Christ als Christ uns interessirt. Ist der Charakter des wahren Christen nicht etwa ganz untheatralisch? — Man müßte also vor Allem behaupten und beweisen, daß Lessing im Patriarchen und Tempelherrn, in der Daja, wahre Christen habe schildern wollen. . . . Demnach wäre die Forderung derjenigen von vorn herein abzuweisen, welche (wie der Verfasser des Aufsatzes: Lessing und der Begriff der Toleranz)[2]) in den Hauptcharakteren der, drei ganz verschiedenen Bekenntnissen angehörenden, Männer, die durch gegenseitige Achtung und Liebe eins werden, den Unterschied der religiösen Denk- und Anschauungsweise in scharfen und bestimmten Zügen vermissen wollen. Warum vergißt er doch den Klosterbruder? Der vertritt am meisten den wahren Christen mit jener stillen Gelassenheit, jener unver-

[1]) Danzel macht auf einem seiner Blätter noch außerdem auf des Marquis d'Argens Lettres juives aufmerksam, welche in 8 Bänden 1754 herauskamen, und wo der jüdische Reisende auf die Verwandtschaft zwischen Judenthum und Deismus und Moral hinweist, mit dem Bemerken, daß so viele Christen in Paris es nur äußerlich, im Herzen aber nur Juden seien. Ils se contentent de croire en Dieu, plusieurs pensent, que l'âme est immortelle, beaucoup d'autres, ainsi que les Saducéens, soutiennent qu'elle est sujette à la mort. Je regarde ces derniers comme des gens dans l'erreur, quant aux premiers, je ne sais, si nous pouvons leur refuser le titre de juifs. In dem moralischen, durch Reisen gebildeten Mann findet Danzel den Reisenden in Lessings Juden. — [2]) Im Freihafen, August 1841. No. 6. (von Meyer). Gegen ihn ist der Aufsatz: Lessing und die Idee der Toleranz. Ebend. Juni 1842. No. 12 gerichtet.

änderlichen Sanftmuth und Demuth, die seine wesentlichsten Züge sind. Diese Züge finden wir allerdings weder in dem Tempelherrn, noch in dem Patriarchen. Mir scheint, der Dichter hat hier nur im Geiste des Stifters der christlichen Religion gehandelt, daß er den einfältigen evangelischen Sinn der Wahrheit und der Liebe in dem Knechte, dem verachteten Manne aus dem Volke, und nicht in dem hohen Ritter, oder dem noch vornehmern Kirchenfürsten anschaulich macht. Er ist es, welcher in der rührenden Scene mit Nathan (4. Aufz. 7. Auft.), von dem Gefühle der Bewunderung für seine edle That durchdrungen, in die Worte ausbricht, welche wie ein Blitz die ganze Tiefe des Stückes beleuchten:

Nathan! Nathan!
Ihr seid ein Christ! — Bei Gott, Ihr seid ein Christ!
Ein bess'rer Christ war nie!

ein Bekenntniß, welches durch die Antwort Nathans:

Wohl uns! Denn was
Mich Euch zum Christen macht, das macht Euch mir
Zum Juden! —

nichts einbüßt.

Gegen den Vorwurf, daß die christlichen Charaktere im Stücke gegen den Juden und den Muselmann in der Oekonomie des Ganzen so weit zurückstehen, vertheidigt sich Lessing aus Gründen, welche von dem Zeitalter der Handlung, der Zeit der Kreuzzüge entlehnt sind. „Wenn man sagen wird, daß ich wider die poetische Schicklichkeit gehandelt, und jenerlei Leute (solche nämlich, die sich über alle geoffenbarte Religion hinweggesetzt hätten und doch gute Leute gewesen wären) unter Juden und Muselmännern wolle gefunden haben: so werde ich zu bedenken geben, daß Juden und Muselmänner damals die einzigen Gelehrten waren; daß der Nachtheil, welchen geoffenbarte Religionen dem menschlichen Geschlechte bringen, zu keiner Zeit einem vernünftigen Manne müsse auffallender gewesen sein, als zu den Zeiten der Kreuzzüge, und daß es an Winken bei den Geschichtschreibern nicht fehlt, ein solcher vernünftiger Mann habe sich nun eben in einem Sultan gefunden." Dieser Satz Lessings müßte allerdings aus der Geschichte der christlichen Theologie und Philosophie im 12. Jahrhundert, dem Jahrhundert Abälards, eine große Einschränkung leiden; aber Lessing hat unstreitig solche Gelehrsamkeit gemeint, welche ohne alle Beziehung zu Kirche und Religion steht, vor Allem die Physik und Astronomie, in welcher die Araber die Lehrer der Christen waren. Was aber jenen Nachtheil der geoffenbarten Religion betrifft, so leitet ja der Tempelherr ihn von den Juden ab: (2. Aufz. 5. Auft.)

— Doch kennt Ihr auch das Volk,
Das diese Menschenmäkelei zuerst
Getrieben? Wißt Ihr, Nathan, welches Volk
Zuerst das auserwählte Volk sich nannte?
Wie? wenn ich dieses Volk nun zwar nicht haßte,
Doch wegen seines Stolzes zu verachten,
Mich nicht entbrechen könnte? Seines Stolzes;
Den es auf Christ und Muselmann vererbte:
Nur sein Gott sei der rechte Gott! —

Daß in dem Patriarchen der Typus eines verdammungs- und verfolgungssüchtigen Pfaffenthums abgebildet sein solle, gleichviel von welcher Kirche

und Religion! wird nicht geläugnet; und war es Lessings Schuld, daß Alles damals auf Goeze mit Fingern hinwies?

Wenn aber der Tempelherr eine starke Beimischung von Deismus an den Tag legt, so wird man sich erinnern, daß unter den Anklagen, welche des Ordens Untergang herbeiführten, die des Abfalls von dem ersten Artikel des christlichen Glaubens, dem der Dreieinigkeit, kurz die Anklage des Deismus, welchen die Templer durch ihre Berührung mit den Muselmännern angenommen hätten, eine der ersten Stellen einnimmt. Der Deismus des Tempelherrn im Nathan ist geschichtlich gerechtfertigt.[1]) Wir werden weiterhin entwickeln, wie scharf Lessing den Orden der Tempelherrn, wegen der von ihm vermutheten Verwandtschaft mit dem Freimaurerorden, ins Auge gefaßt hatte; und mit guter Absicht wird Lessing einen solchen Charakter in die Oekonomie des Stückes verwebt haben.

Wenn endlich Nathan den Deismus am reinsten und frömmsten darstellt, wenn seinem Munde aber hie und da ein bitteres Wort — nicht gegen das Christenthum, sondern die Christen entfährt, was ist natürlicher? Sobald einmal Nathan zum Helden dieses Stückes gemacht wurde, konnte ihm der Dichter auch keine andere Gesinnung ertheilen, an welcher nur derjenige sich stoßen wird, welcher, wie der Berliner Censor des Stückes, aus der Acht läßt, aus welchem Munde diese so auffallenden Zeilen kommen, und der die Person für den Verfasser nimmt. Daß Nathan seiner Recha den reinen Deismus bei der Erziehung eingeflößt, „den Samen der Vernunft so rein in ihre Seele streute,“ war die nothwendige Folge dessen, daß er dieses angenommene Christenkind als Christin nicht erziehen konnte und als Jüdin nicht erziehen wollte. Recha ist indeß kein bloßes Echo Nathans. Gegenüber von Nathans vorwaltender Reflexion stellt Recha das unmittelbare Gefühl, die zarteste, aber doch durch und durch gesunde Empfindsamkeit dar.

Weislich hat der Dichter angedeutet, daß Nathan stufenweise bei der Entwicklung von Rechas religiösen Begriffen verfahren, indem er sie als Kind ein unmittelbares außerordentliches Eingreifen der himmlischen Mächte lehrte, Wunder mit einem Worte,[2]) und diese Eindrücke erwachen mit aller Macht in der Seele des Mädchens in dem Augenblicke, da sie von Liebe zu ihrem Erretter erfaßt wird. Jetzt knüpft Nathan (1. Aufz. 2. Auft.) an diese Schwärmerei die Entwicklung des Wunders im philosophischen Sinne an:

— Der Wunder höchstes ist,
Daß uns die wahren, echten Wunder so
Alltäglich werden können, werden sollen.

---

[1]) Vgl. F. Nicolais Versuch über die Beschuldigungen, welche dem Tempelherrnorden gemacht worden, Berlin 1782, I, 112. Mehrere Tempelherren werden genannt, welche gar zum mahomedanischen Glauben übergetreten sind. (Guhrauer). Lessings Studien über die Tempelherrn bedürfen noch einer genaueren Untersuchung, auch zur Erklärung seiner Freimaurergespräche. Vgl. seine Kollectaneen XI, 388. M. 1, 529. H. XIX, 504. (M. und B.)

[2]) — Habt Ihr,
Ihr selbst die Möglichkeit, daß Engel sind,
Daß Gott zum Besten derer, die ihn lieben,
Auch Wunder könne thun, mich nicht gelehrt? (1. Aufz. 2. Auft.)

Ohn' dieses allgemeine Wunder hätte
Ein Denkender wohl schwerlich Wunder je
Genannt, was Kindern blos so heißen müßte.

Die Neigung zum Wunderglauben, zumal wenn es unsre eigne Person betrifft, ist „Stolz! und nichts als Stolz! Der Topf von Eisen will mit einer silbern Zange gern aus der Gluth gehoben sein, um selbst ein Topf von Silber sich zu dünken.“ Sonst ist es die Liebe, welche in dem schwächern Geschlechte Schwärmerei erzeugt und unterhält: hier aber hat Lessing zeigen wollen, wie edle Liebe in ihrer höchsten Stärke die Seele von Schwärmerei reinigt und zu dem Wesen der wahren Religion, welche selbst die Liebe ist, hinanführt. Immer klarer und reiner tritt daher Rechas Ueberzeugung im Gange der Handlung hervor, am meisten in dem ersten Auftritt des dritten Aufzugs zwischen Recha und Daja.

Wenn, wie Goethe bei einer rührenden Veranlassung sagt,[1]) auch Bücher ihr Erlebtes haben, das ihnen nicht entzogen werden kann — so verdient hier erwähnt zu werden, daß die in jener Scene vorkommenden Verse in Nathans Munde:

Begreifst Du aber,
Wie viel andächtig schwärmen leichter, als
Gut handeln ist? wie gern der schlaffste Mensch
Andächtig schwärmt, u. s. w.

bei dem ersten Erscheinen Nathans des Weisen Elise von der Recke, mehr als alle Zusprüche ihrer Freunde, von ihrem Glauben an den Wundermann Cagliostro, der eben (1779) in Mitau sein Wesen trieb, zurückführten und wie durch elektrische Wirkung sie von ihrer Schwärmerei heilten.[2])

Die Parabel von den drei Ringen, welche Lessing dem Decameron entlehnte, ist keine bloße Episode, welche ohne Schaden der Handlung fehlen könnte. Sie liefert den Schlüssel für Nathans sittliches Handeln und giebt zugleich zu verstehen, daß Nathan wohl auch in anderen Fällen des Lebens im Geiste des Orients, sinnreiche Gleichnisse bei der Hand haben werde, die ihm wohl auch bei seinem Volke den Beinamen des Weisen verschafft haben müssen. Man achte ferner darauf, daß Lessing die Fabel von den drei Ringen nicht so gelassen hat, wie er sie fand, wie Boccaccio selbst gewiß sie erst älteren Sammlungen entlehnte, die wiederum auf den Orient zurückweisen;[3]) Lessing hat ihr den Geist seiner ganzen Dichtung eingehaucht, wodurch sie erst geschickt gemacht wurde, zum Sinnbild der Religion zu dienen. Im Original hat der echte Ring nur den Werth, daß von ihm der Besitz der Herrschaft abhängig ist; der Zusammenhang zwischen dem Be-

[1]) W. XLIX, 55. H. XIX, 43. Mit Bezug auf die Verse:
Wer nie sein Brod mit Thränen aß —

[2]) Der neue Pitaval. Von Hitzig und W. Häring (W. Alexis). VIII, 71. — [3]) In den Gesta Romanorum wird in der Nutzanwendung der Erzählung von den drei Ringen der echte Ring ausdrücklich auf das Christenthum bezogen, ohne daß die beiden andern durchaus falsch und eitel wären. „Jr lieben, merkt, cristus der künig, der die drei sün hat, daz sind dye juden, saracenen vnd die cristen. Den juden gab er das gelobt land, den saracenen, das sind die haiden, gab er den hort. Aber den cristenn gab er das kosper fingerlin, das ist über all reichtumb diser welt.“ (Aus der alten deutschen Uebersetzung, Augsburg 1489, bei Rodnagel S. 313.)

sitzenden und dem Ring ist nur ein äußerer; sobald daher der echte Ring um die zwei falschen Ringe vermehrt wird, von denen er durch die bloßen Sinne nicht unterschieden werden kann, so ist es mit dem Kennzeichen des wahren Nachfolgers aus, so ist die Grenze der Fabel erreicht und die Nutzanwendung erstreckt sich nicht über die nüchterne Folgerung, daß die drei Religionen eben so wenig zu unterscheiden seien, als die drei Ringe. Lessing dagegen giebt dem echten Ringe die sittliche Eigenschaft, ähnlich der, welche dem Gürtel der Grazien innewohnt: bei Menschen beliebt zu machen. Wie nun die drei Brüder mit ihren Ringen vor dem Richter erscheinen, siehe da, kein einziger von ihnen verräth des echten Ringes Wunder, vor Menschen beliebt zu machen; die Ringe wirkten nur zurück und nicht nach außen, und der Richter ruft aus: so seid ihr alle drei betrogene Betrüger! — So hat es das Ansehen (wie mancher in der That Lessingen mißverstanden hat), als habe er alle drei Religionen für gleich falsch und irrig erklärt, ganz gegen den Sinn des Boccaccio, wo jedenfalls eine der drei Religionen für die echte erklärt wird, und nur es unentschieden bleibt, welche es sei. Sollte man hiernach doch fast glauben, als habe Lessing nur den Sinn der berüchtigten Schrift de tribus impostoribus in das Gewand seiner Fabel gekleidet. Aber nun achte man auf das Ende, den Schluß. Der Richter entscheidet gar nicht, er erklärt nur den Spruch noch nicht für reif, er setzt nur den Termin weiter hinaus, vor einen höhern Richter, als der menschliche ist. Unterdessen bleibt es jeder der drei Religionen unbenommen, sich für die wahre zu halten, steht es bei einer jeden, um die höchste Vollendung aller Religionen auf Erden sich zu bemühen, um die Nächsten- und Menschenliebe (Lessings: Testament Johannis). Der Sinn ist: die wahre Religion und Offenbarung ist kein einfaches Geschenk von oben, wobei der Mensch gleichsam eine magische Wirkung von außen erfährt und im Uebrigen passiv bleibt. Nein, der Preis der wahren Religion, wie der Beweis des echten Ringes, muß durch beständige eigene That und Kraft erworben, errungen werden, jetzt und in alle Zukunft, bis der höhere Richter, die Menschheit vor seinen Richterstuhl fordert. Die Fabel von den drei Ringen ist unter Lessings Händen ein Gleichniß der allgemeinen Welt- und Kirchengeschichte geworden, geht also über das abstrakte Prinzip der Humanität schon weit hinaus. Noch ist das wahre Christenthum nicht wirklich, noch ist es in seiner Entwicklung begriffen und weist auf eine lange, unendliche Zukunft hin. Es ist eben die Seite, wo sich „Nathan der Weise" mit der „Erziehung des Menschengeschlechts" berührt. Was aber in der geschichtlichen Wirklichkeit noch ein ungelöstes Problem ist, diese höchste Selbstverläugnung bei dem Besitzer des echten Ringes, gegenüber seinen Brüdern (nicht umsonst werden in der Parabel die Bekenner der drei Religionen als Brüder bezeichnet), das eben ist es, was im Gedicht vorbildlich, idealisch, in würdigen Gestalten dargestellt ist: und wer ist der Dichter dieses Nathan? Wer hat diese Liebe, diese Selbstverläugnung, zu der höchsten Idee, zum Prüfstein der wahren Weltreligion erhoben? Ist es nicht ein Christ? — Ist es nicht Lessing, welcher zur selben Zeit sich der Vertheidigung des Christenthums gegen dessen innere Feinde von beiden Seiten, der Ungläubigen und der lieblosen Zeloten, widmete? Nathan, das ist Lessing selbst, nicht, wie man immer sagt, sein

jüdischer Freund, Mendelssohn. Das mögen die bedenken, welche das Christenthum in diesem Stücke den andern Religionen nicht würdig genug, nicht mit aller Kraft, mit dem Uebergewicht ihrer Ueberzeugung, ihres Glaubens vertreten finden. Sie mögen erkennen, daß das Christenthum vielleicht niemals größere Verherrlichung gefunden, als im Nathan. Jede Apologie dieses Stückes wird überflüssig. Wer blos sich an den Buchstaben hält, wer sich von den Geschöpfen des Dichters nicht zu der lebendigen Quelle, die ihnen Dasein und Leben gab, erhebt, wer eben nicht will, daß die Religionen, daß die Brüder, als Brüder, anerkannt und geliebt werden, der bekennt, daß er sich mit Lessing zu der Idee der wahren Religion nicht erhoben hat. Man nenne uns das Stück eines Juden oder Mohammedaners, welcher vor Lessing so hoch sich erhoben hätte. Das ist es, was schon Mendelssohn ausgesprochen. „Nach der Erscheinung des Nathan," sagt er, „flüsterte die Kabale jedem seiner Freunde und Bekannten ins Ohr: Lessing habe das Christenthum beschimpft, ob er gleich nur einigen Christen und höchstens der Christenheit einige Vorwürfe zu machen gewagt hatte. Im Grunde gereicht sein Nathan, wie wir uns gestehen müssen, der Christenheit zur wahren Ehre. Auf welcher hohen Stufe der Aufklärung und Bildung muß ein Volk stehen, in welchem sich ein Mann zu dieser Höhe der Gesinnungen hinaufschwingen, zu dieser feinen Kenntniß göttlicher und menschlicher Dinge ausbilden konnte! Wenigstens, dünkt mich, wird die Nachwelt so denken müssen, aber so dachten sie nicht, die Zeitgenossen Lessings . . . ." In ähnlichem Geiste haben später christliche Theologen (wie Daub) die Bedeutung Nathans anerkannt. Herder aber nannte das Stück (in einem Briefe an Lessing) „Manneswerk" und noch lange nachher, in der Adrastea, nahm er auch den poetisch-dramatischen Werth desselben gegen Engels und Mendelssohns beschränkte didaktische Auffassung in Schutz.[1]) Goethe rühmt die heitere Naivität im Nathan, im Gegensatze zu dem Stil seiner frühern Stücke, der Minna und Emilia.[2]) Diese Veränderung zeugt von einer gesteigerten Empfindung. Man kann sagen, daß was den Dichter so hoch stellt, sein Gedicht um so niedriger stelle, sofern es, nach Lessings eigener Theorie, zu den Eigenschaften eines wahren, vollkommenen Kunstwerks gehört, daß man den Meister über das Werk vergesse. Ist aber auch Nathan ein Tendenzstück, so ist es doch kein Gedicht, welches blos den Verstand beschäftigte, und nicht das Herz erwärmte. Es ist anerkannt, daß unter allen Stücken Lessings Nathan der Weise das höchste Maß von Wärme, Weichheit und Gemüth, aber auch das höchste Maß von Poesie, dessen Lessing fähig war, auf uns überströmen läßt. Die Charaktere haben Wahrheit und dramatisches Leben, wenn schon, bei dem Vorwiegen des Sententiösen, weniger als in Emilia Galotti, darum aber doch um so bewundernswürdiger.[3]) Nathan ist eine fast idealische Gestalt, nichts weniger als eine Kopie. Dem Derwisch

[1]) Herders Sämmtl. Werke, zur schönen Litt. u. Kunst XVII, 244—246. — [2]) Dichtung und Wahrheit, Werke XXV, 88. H. XXI, 53: „Lessing wurde nach und nach ganz epigrammatisch in seinen Gedichten, knapp in der Minna, lakonisch in Emilia Galotti, später kehrte er erst zu einer heitern Naivität zurück, die ihn so wohl kleidet im Nathan." — [3]) Rötscher, Cyclus dramatischer Charaktere, Berlin 1844. S. 206.

hat Lessing manches von seiner eigenen Natur mitgetheilt und einen Zug darin aus dem Leben eines jüdischen Sonderlings in Berlin, den er bei Mendelssohn kennen lernte,[1]) genommen.

Den seelenverwandten Zeitgenossen gereichte Nathan der Weise zur Freude und Erbauung: „Nathan ist gekommen," schrieb Herder an Hamann aus Weimar den 21. Mai 1779, „und hier mit allgemeiner Begierde verschlungen worden." (Hamanns Schriften VI, 86). Gleim las zu Pfingsten (1779) in der Loge zu Aschersleben einige Scenen aus Nathan vor, unter andern die Parabel von den drei Ringen.[2]) Ihm ging, wie Mendelssohn, dieses Stück über Alles, was Lessing geschrieben. „Wer Nathan gedichtet hat," sagte er einst während des Streites über Lessings Spinozismus, „ist ein Gott und kein Atheist." Gleich Anfangs hätte er gern ein Buch über den Nathan geschrieben. In Kursachsen sollte das Stück verboten werden und wurde es, nach Gleims Berichte an Lessing (XIII, 627. H. XX, 2, 985), vom 22. Juli 1759; die Rechtsgelehrten in Leipzig (vermuthlich die Juristenfacultät an der Universität) mußten ein Gutachten über Nathan den Weisen aufsetzen. Gleim hoffte, es Lessingen schicken zu können. Das Gutachten indeß wird nicht gar ungünstig ausgefallen sein; dafür spricht das Schweigen der Zeitgenossen.

Die Theologen schwiegen. Dies hatte Lessing in einem Briefe an seinen Bruder richtig vorausgesagt. Was er aber vielleicht weniger befürchtet hatte, das war der stille Groll, welcher sich jetzt, sagt Mendelssohn, um ihn erzeugte, und, vielleicht mehr als die Fragmente, dazu beitrug, ihn im Volke als einen Ungläubigen, einen Feind der christlichen Religion zu stempeln und dem Hasse Preis zu geben.

„Jeden Vorwurf des Eigendünkels und der einseitigen Denkungsart, den er einigen seiner Glaubensbrüder machte oder durch seine dramatischen Personen machen ließ," sagt Mendelssohn, „nahm ein jeder für eine persönliche Beleidigung, die ihm von Lessing widerfahren wäre. Der allenthalben willkommene Freund und Bekannte fand nunmehr allenthalben trockene Gesichter, zurückhaltende frostige Blicke, kalte Bewillkommnung und frohe Abschiede, sah sich von Freunden und Bekannten verlassen und allen Nachstellungen seiner Verfolger blosgestellt." Gewiß ist der Schluß dieses Berichts übertrieben, aber die Voraussetzungen desselben werden um so weniger zu

---

[1]) S. Zelter an Goethe, den 19. Januar 1826. Der Jude hieß Michel; Zelter erzählt einen Vorfall beim Schachspiel zwischen Michel und dem Rechenmeister Abraham (Cassel), den Lessing im 2. Aufz. 2. Auftr. nachgebildet habe. David Friedländer, welcher diese und ähnliche Erinnerungen Zeltern mitgetheilt, war nämlich der Meinung, Lessing habe den Rechenmeister Abraham beim Derwisch zum Modell genommen. „Im strengen Sinne des Wortes wird man dies nicht gelten lassen. Lessing hielt viel auf ihn, seiner Pietät und seines angebornen Cynismus wegen." Was nebenbei von dem Geschenke Lessings an Abraham mit einem raren, mathematischen Buche aus der Wolfenbüttler Bibliothek erzählt wird, widerlegt sich insofern von selbst, als Lessing ein solches Buch nicht schenken konnte. Es ist von einem bloßen Tausche die Rede (XII, 283. M. 338. H. XX, 1, 402); von der Wolfenbüttler Bibliothek steht nichts dabei. Man lernt aus solchen Beispielen, wie wenig man dergleichen Anekdoten genau zu nehmen hat. — [2]) Matthissons Liter. Nachlaß I, 276.

läugnen sein. Als Stimmführer einer großen, durch Lessing gekränkten Partei trat zuerst kein Theologe, sondern der Breslausche berühmte Arzt (und Dichter aus Gottscheds Schule), Dr. Balthasar Ludewig Tralles, auf in seinen „Zufälligen Altdeutschen und christlichen Betrachtungen über Lessings neues dramatisches Gedicht Nathan der Weise,"[1]) ein Buch, in welchem die Vertheidigung der christlichen Religion gegen ihre Verächter den meisten Raum einnimmt, welches das Wesen des Stückes wenig berührt und mit den Verbesserungen von Lessings Sprache und Stil einen fast komischen Eindruck hinterläßt. Lessingen verdroß das Geschwätz des alten Mannes, er schwieg indeß und schrieb seinem Bruder nach Breslau (wo dieser seit Kurzem die Stelle des nach Berlin versetzten Münzdirektors Gentz[2]) eingenommen hatte): „Nur sein hohes Alter rettet den Mann von einem Tanze, den ich sonst mit ihm verführen würde." An den Buchhändler Breitkopf in Leipzig, welcher ihm die Schrift des Dr. Tralles zugeschickt hatte, schrieb Lessing: „Haller, höre ich, soll es Mode gemacht haben, daß nun alle Doctores medicinae im Geruch der Heiligkeit sterben wollen. Sonst war es so nicht; und die Religion eines Arztes war noch weit verdächtiger als die Religion eines dramatischen Dichters. Was wir nicht alles erleben! Es fehlt nur noch, daß nächstens ein Doctor theologiae über die Dysenterie schreibt."[3]) Lessing fand einen Vertheidiger in dem Verfasser der „Apologie Nathans des Weisen," dem kursächsischen Hofrath F. W. von Schütz.[4]) Darauf schrieb J. G. Pfranger den „Mönch vom Libanon. Ein Nachtrag zu Nathan der Weise;"[5])

[1]) Breslau 1779. 2 Theile. — [2]) Vaters des berühmten Publicisten. — [3]) Biographie Herrn Joh. Gottlob Immanuel Breitkopfs. (Leipzig) 1794. (Von M. K. G. Hausius,) S. 39. Eine Abschrift dieses von Lachmann übersehenen Briefes hat Danzel für seine Nachträge genommen. (M. XII, 644. H. XX, 1, 800). — [4]) Apologie, Lessings Nathan betreffend, nebst einem Anhange über einige Vorurtheile und nöthige Toleranz. Leipzig 1781. Ich kenne sie nicht, Jördens schlägt ihren Werth sehr gering an. Dagegen verdienen hier eines Ungenannten „Briefe" an Madame B. über Lessings Nathan den Weisen, in der Berliner Litteratur- und Theaterzeitung 1780 und 1781, als die erste mit Wärme und Begeisterung eingehende Zergliederung des Stückes, hervorgehoben zu werden. — [5]) Dessau 1782. Nodnagel giebt einen Leipziger Druck von 1782, einen stark veränderten, daselbst 1785, und eine dritte Ausgabe von A. Wendt, Leipzig 1817, an. Auch gibt es einen Dessauer Druck von 1785. Das Stück erschien anonym. Der Verfasser, Johann Georg Pfranger, war aus Hildburghausen, 1745 geboren, und starb als ein seiner Zeit hochgeachteter Geistlicher 1790 in Meiningen. Ausführliche Mittheilungen über das Stück hat Nodnagel S. 287—292 gegeben. Der Mönch vom Libanon, dieses christliche Gegenstück Nathans, (im Personenverzeichnisse „der Jude Nathan") entdeckt sich ganz am Schlusse als — Assad, Saladins Bruder, und Vater des Templers und Rechas. S. 264 giebt der Mönch, im Dialog mit Nathan, diesem eine warme Schilderung von Christi Verdiensten um die Menschheit durch seine Genugthuung am Kreuze; worauf Nathan nur erwiedert:

Du sprichst beredter, Mönch, für Deinen Glauben,
Als Deine Patriarchen. Dächten alle,
Die ihn bekennen, so, wie Du, dann wär'
Unglaube freilich Sünd'; und Freude wär's,
Ein Christ zu sein.

Mönch.

O, wär' es Nathan! so
Wär' einer wenigstens der würdigen
Bekenner mehr —

(mit dem Motto: Τοις λοιποῖς ἐν παραβολαις), in Wahrheit ein Gegenstück. Da Lessing in seinem Nathan die dogmatischen Unterschiede der drei Religionen ganz bei Seite läßt und nur die praktische Seite derselben hervorkehrt, als letzten Maßstab ihrer Echtheit, so kann ein Stück, welches zum Zweck hat, die Nothwendigkeit der christlichen Offenbarung für den Glauben darzustellen, seine Vorzüge und Schönheiten haben, ohne deshalb die große Idee von Nathan dem Weisen zu schwächen. Zum Unglück ist der ästhetische Werth des Mönchs vom Libanon, bei allem Streben, dem Originale, wenn auch nur von weitem, nachzukommen, allzu schwach ausgefallen.

Lessing sagte zum Schluß der abgebrochenen Vorrede zum Nathan: „Noch kenne ich keinen Ort in Deutschland, wo dieses Stück schon jetzt aufgeführt werden könnte. Aber Heil und Glück dem, wo es zuerst aufgeführt wird.“

Berlin ist die Stadt, auf welche dieser Segen Lessings fallen sollte, die Zeit — die der letzten Jahre Friedrichs des Großen. Hier wurde am 14. April 1783 (zwei Jahre nach Lessings Tode) „Nathan der Weise“ von der Doebbelinschen Truppe zum erstenmale aufgeführt und die beiden folgenden Abende wiederholt. Doebbelin hatte sich durch die Anfangs von Einigen ausgesprochene Meinung von der Unaufführbarkeit des Stückes[1]) nicht abschrecken lassen; er selbst gab den Nathan; die Rollen der Recha, Sittah, des Saladin, des Derwisch, des Tempelherrn, des Klosterbruders und des Patriarchen waren von Mlle. Doebbelin, Madame Mecour, Mad. Böheim, den Herren Brückner, Langerhans, Böheim, Reinwald und Frischmuth besetzt.[2]) Doebbelin, heißt es, hatte keine Kosten gespart, dieses Meisterstück so würdig als möglich aufzuführen. Er hatte neue Decorationen und Kleider dazu verfertigen lassen, und man konnte glauben, dieser Aufwand würde ihm tausendfach vergolten werden. Der erste Tag war dem Stücke günstig. Es herrschte eine feierliche Stille, man beklatschte jede rührende Situation, man munkelte allerseits von Göttlichkeiten, welche dieses „Lehrgedicht“ belebten; man glaubte, unser Publikum werde das Haus stürmen, aber dies Publikum blieb bei der dritten Vorstellung Nathans beinahe ganz und gar zu Hause. Die Judenschaft, auf die man bei diesem Stücke sehr rechnen konnte, war, wie sie sich selbst verlauten ließ, zu bescheiden, eine Apologie anzuhören, die freilich nicht für die heutigen Juden geschrieben war, und so fanden sich nur sehr wenige, denen Nathan behagen wollte . . .[3]) Das Mißlingen dieses ersten Versuchs hatte aber noch einen Grund, und diesen hat der Berichterstatter nicht sagen mögen: es war der schlechte Schauspieler, welcher die Hauptrolle übernommen hatte, Doebbelin; woran eine bekannte Anekdote[4]) erinnert. Doebbelin traf am Tage vor der

---

Wie matt gegen die Scene zwischen Nathan und dem Klosterbruder bei Lessing! Derselbe Pfranger hat auch gegen Goethes Stella geschrieben, indem er das Stück als einen Criminalfall behandelte und durch einen beigefügten sechsten Akt den Fernando, als Schurken, ins Zuchthaus an die Karre gehen ließ. (Riemers Mittheilungen über Goethe. I, 467.)

[1]) Deutscher Merkur 1780, S. 243. — [2]) Berliner Litteratur- und Theaterzeitung für das Jahr 1783. S. 285—86. — [3]) A. a. O. — [4]) Diese Anekdote wird an mehreren Orten erzählt, unter andern im Vademecum für Schauspieler, Berlin 1796.

Aufführung mit Engel in einem Kaffeehause zusammen. „Morgen geb' ich Lessings Meisterstück, Nathan den Weisen," rief er Engeln zu. — „Nathan den Weisen?" fragte jener verwundert. „Wer spielt denn den Nathan?" — „Den Nathan? Hm, ich! ich!" — „Und wer den Weisen?"

Erst zu Anfang dieses Jahrhunderts wurde Nathan der Weise für die deutsche Bühne[1]) als eine ihrer ersten Zierden dauernd gewonnen. Dieses Verdienst gehört vor Andern Schiller, wie wenig er auch sonst, nach Goethes Bemerkung, Lessings Dramen liebte, und gegen Emilia Galotti sogar eine Apprehension hatte. Nach Schillers Redaktion, „wobei er die Kunstfreunde gern einwirken ließ," wurde das Stück den 28. November 1801 in Weimar zum erstenmale aufgeführt, nicht ohne bemerklichen Einfluß auf die deutsche Bühne. (Goethes W. XXXI, 119. H. XXVII, 71). Es blieb seitdem auf dem Weimarschen Repertoir „und wird," bemerkt Goethe, „sich lange erhalten, weil sich immer tüchtige Schauspieler finden werden, die sich der Rolle Nathans gewachsen fühlen.[2]) Möge doch die bekannte Erzählung, glücklich dargestellt, das deutsche Publikum auf ewige Zeiten erinnern, daß es nicht nur berufen wird, um zu schauen, sondern auch zu hören und zu vernehmen. Möge zugleich das darin ausgesprochene göttliche Duldungs- und Schonungsgefühl der Nation heilig und werth bleiben." (H. XXVIII, 719).

„Lessing sagte in sittlich-religiöser Hinsicht, daß er diejenige Stadt glücklich preise, in welcher Nathan zuerst gegeben werde; wir aber können in dramatischer Rücksicht sagen, daß wir unserm Theater Glück wünschen, wenn ein solches Stück darauf bleiben und öfters wiederholt werden kann."[3])

Schillers Bearbeitung wurde zuerst veröffentlicht in Hempels Schiller-Ausgabe (XVI, 524 ff.). Vergleiche Grotes Lessing-Ausg. II, LXXIV ff., wo nicht bloß über Schillers Kürzungen, sondern auch über zwei Zusätze von ihm zu den Rollen Sittahs und des Derwisches berichtet ist.

Nach dem Vorgange Weimars kam Nathan der Weise wieder in Berlin,[4]) dann in Leipzig, Königsberg (wobei einst der berühmte Staatsrechts-

---

II, 29. Auch in der Bibliothek der schönen Wissenschaften, 71, 158 wird die verunglückte Aufführung Nathans des Weisen in Berlin dem Spiele Doebbelins Schuld gegeben; außerdem der großen Länge des Stückes, welches später abgekürzt wurde. Ueber Doebbelins maßlose Eitelkeit und die Uebertreibung seines tragischen Spieles lese man Nicolais Anmerkung XIII, 456. H. XX, 2, 682. Karl Lessing hatte schon 1779 Doebbelins Verwegenheit, in Bezug auf den Nathan, vorausgesagt. (XIII, 624. H. XX, 2, 974).

1) Vorher jedoch wurde das Stück in den kaiserl. österreichischen Erblanden, nämlich in Presburg, von dem Schauspieldirector Seipp aufgeführt, und zwar i. J. 1785 (Gothaischer Theaterkalender 1786, wo nicht ohne Bedeutung für den damaligen Umschwung unter Joseph II. zugleich bemerkt wird, daß Seipp auch den Tartüffe zuerst gegeben habe.) — 2) Iffland war derjenige, welcher zuerst den Geist der Rolle in seinem Spiel verkörperte, Seydelmann der große Darsteller in der neueren Zeit. Vom 10. März 1802 bis zum 4. December 1844 ist Nathan der Weise 60 Mal auf der Berliner Bühne gegeben worden. (Wolfs Almanach für Freunde der Schauspielkunst, fortgesetzt von A. Heinrich, Berlin 1847. S. 126.) Schröder hat es immer beklagt, daß sein Zeitalter es ihm unmöglich machte, sich der größten Aufgabe, die sein Meister und Freund hinterlassen, zu widmen. Siehe die Beilage. — 3) Goethes Werke XLV, 8. H. XXVIII, 676. — 4) Den 10. März 1802. Iffland spielte den Nathan. Vorher jedoch gab ihn

lehrer Christ. Jacob Kraus bei der Aufführung die Direction übernahm)[1]) und in allen großen Städten Deutschlands auf die Bretter, und schon wird sich mehr als eine Bühne den Glückwunsch Goethes zuschreiben können.

Daß außerhalb Deutschlands Nathan der Weise in einem christlichen Lande auf die Bühne gebracht worden, ist nicht bekannt worden.[2]) Dagegen war es in hohem Grade merkwürdig und anziehend, die Wirkung Nathans des Weisen auf Muselmänner, die Bekenner der dritten der in der Erzählung von den drei Ringen vorgestellten Religionen kennen zu lernen. Am 26. März 1842 führte eine griechische Schauspielergesellschaft, die in Konstantinopel Vorstellungen gab, Nathan den Weisen, nach der neugriechischen Uebersetzung von Kaliourgos, welcher in Deutschland studirt hatte, unter dem Titel: der weise Judengreis, auf. Bei der ersten Vorstellung waren nur wenige Türken, meist Polizeibeamte zugegen; bei der am folgenden Tage stattgefundenen Wiederholung des Stückes hingegen waren auch viele Türken erschienen, die, so weit sie dem Griechischen zu folgen vermochten, mit gespannter Aufmerksamkeit und wachsender Theilnahme zuhörten. Schienen sie auch über die Freimüthigkeit des Juden vor dem Sultan Saladin etwas verwundert, so waren sie doch von der Erzählung von den drei Ringen ganz entzückt, und mit Jubel stimmten sie zuletzt in den Beifall der Versammlung ein.[3]) Nun ist auch, sagt ein Berichterstatter, diesen das vom Dichter gestellte schöne Ziel gezeigt, nach den Worten Nathans:

— Und gewiß,
Daß er euch alle drei geliebt, und gleich
Geliebt . . . .

Zwölftes Kapitel.

Hier scheint der schicklichste Ort, nachdem wir zum Abschluß von Lessings theologischen Streitigkeiten gekommen sind — denn erst mit dem „Nathan" verläßt er, oder vielmehr behauptet er für alle Ewigkeiten siegreich den Schauplatz — ein Wort über den weiteren Verlauf des von Lessing angeregten Streites seit dem Erscheinen der Guhrauerschen Biographie zu sagen. Doch zuvor noch ein Wort über dieses unsterbliche Meisterwerk — den „Nathan" selbst, in welchem wir neben Goethe's „Faust" und Schiller's „Wallenstein" eine der herrlichsten Manifestationen, nicht bloß des deutschen Geistes, sondern des Menschengeistes überhaupt verehren. So

---

der Schauspieldirektor Friedrich Ludwig Schmidt in Magdeburg den 27. August 1801. (Schmidt, dramatische Berichte, Hamburg 1834. S. 176).

[1]) Joh. Voigt, das Leben des Professors Kraus. Königsberg 1819, S. 443. Er übernahm dabei die Wahl und Anordnung der Dekorationen und die Kleidung des Schauspielers, der den Nathan spielte. — [2]) Siehe die Beilage. — [3]) Nodnagel, Lessings Dramen, 295. — Der Freischütz. Eine Wochenschrift von H. H. Röhrs. Hamburg, 1842. No. 21.

vielfach auch der „Nathan" Gegenstand gelehrter Forschungen gewesen ist, hat man noch nicht genug die Frage ventiliert: Wie war das Entstehen desselben objectiv möglich? Wie war der Standpunkt unserer, und besonders Lessings Kenntniß von den verschiedenen Religionen vor 100 Jahren? Und da müssen wir gestehen, daß es uns immer mit staunender Bewunderung erfüllt hat, mit wie mangelhaften Hilfsmitteln zur Kenntniß der parsischen, der indischen, der mohammedanischen Religion ausgerüstet, Lessing, obgleich auch hierin auf der Höhe der Kenntnisse seiner Zeit stehend, so Großes geleistet hat. Seit 100 Jahren hat unsere Kenntniß des Morgenlandes riesenhafte Fortschritte gemacht, und dennoch — welcher Dichter, selbst mit den orientalischen Kenntnissen eines Rückert ausgerüstet, würde jetzt eine so lebenswahre und lebenswarme Figur schaffen können wie den Derwisch?[1]) Subjectiv, das geben wir Alle zu, war er nur in dem erhabenen Geiste eines Lessing möglich. Aber während vor 100 Jahren Ausgaben und Uebersetzungen z. B. des Koran, unter den europäischen Christen nur in der Absicht oder wenigstens unter dem Vorwand verbreitet wurden und die Censur passirten,[2]) man wolle das Lügengewebe des falschen Propheten Mohammed aufdecken, schaute Lessing schon tiefer und sagte z. B. in seinen Gegensätzen zu den Fragmenten des vierten Beitrags: „Die heiligen Bücher der Braminen müssen es an Alter und an würdigen Vorstellungen von Gott mit den Büchern des A. T. aufnehmen können, wenn das Uebrige den Proben entspricht, die uns itzt erst zuverlässige Männer daraus mitgetheilet haben." Und es traf sich für das Zustandekommen des Nathan glücklich, daß auf Veranlassung des Gouverneurs von Indien, Warren Hastings, vom Mai 1773 bis Februar 1775 von indischen Gelehrten der Code of Gentoo Laws aus verschiedenen heiligen indischen Gesetzbüchern in das Persische, daraus in das Englische und von Lessings Freund Raspe 1778 in das Deutsche übertragen wurde, also gerade zu der Zeit, als Lessing an die Bearbeitung seines „Nathan" ging. Die Einleitung dazu, die auch in dem, von Lessing gelesenen, „Deutschen Museum," Juli 1779, als „Eine Probe braminischer Weisheit" wieder abgedruckt wurde, lautet so:

„Männern erleuchteten Verstandes und richtiger Einsicht, welche der Wahrheit nachgeforscht und dabei ihre Herzen vom Staube der Bosheit und eigensinnigen Widerspruchs gesäubert, ist unverhohlen, daß Verschiedenheit der Religion und Verschiedenheit des Glaubens nur Unwissende zu Neid und Feindschaft veranlassen, in der That aber deutliche Beweise von der Macht des Allerhöchsten sind. Man sieht alle Tage, daß Maler durch Entwerfung vieler Figuren und durch Gebrauch verschiedener Farben zu Ruhm und Ehren kommen, und daß Gärtner durch's Pflanzen verschiedener Blumen Lob und Preis davon tragen. Es ist also Thorheit und Unwissenheit, Denjenigen

---

[1]) Nebenbei bemerkt: Es ist ein höchst unglücklicher Einfall von G. Schuchardt in den „Grenzboten" 1880, den Derwisch von Lessings projectirtem Nachspiel auf Semler zu deuten. — [2]) Wobei es einem französischen Censor, der vom Arabischen Nichts verstand, widerfuhr, daß er einer Ausgabe des Koran sein Imprimatur ertheilte mit der Begründung: er habe das Buch durchgelesen und Nichts gegen die katholische Religion darin gefunden.

geringer zu halten, der beides den Maler und Gärtner schuf. Der Mann von wahrer Einsicht ist überzeugt, daß die Verschiedenheit und Mannigfaltigkeit dessen, was erschaffen ist, Strahlen seines glorreichen Wesens, und daß die Verschiedenheit der Religionen und Gesetze Bilder seiner wunderwürdigen Eigenschaften sind. Seine unbeschränkte Macht brachte alle Geschöpfe des Reiches der Thiere, der Pflanzen und der materiellen Welt aus den vier Elementen des Feuers, des Wassers, der Luft und der Erde hervor, um Zierden der Schöpfung zu sein. Seine alles umfassende Güte erwählte den Menschen, den Mittelpunkt der Erkenntniß, um Herrschaft und Gewalt über die andern Geschöpfe zu haben. Er schenkte ihm, seinem Lieblinge, Beurtheilungskraft und Verstand, er gab ihm die Oberherrschaft über alle Winkel der Erde; und da er ihn mit freiem Willen begabte, so bestimmte er auch jedes Menschen eigenen Glauben und jeder Secte eigene Religion. Da er's ist, der eine Menge verschiedener Kasten (Geschlechter) und eine Mannigfaltigkeit verschiedener Sitten und Gebräuche hervorgebracht, so sieht er auch in jedem Lande auf die ihm bestimmte eigene Art der Andacht. Zuweilen beschäftigt er sich mit den Dienern der Moske (Moschee) und zählt den heiligen Rosenkranz oder ihre Gebete. Zuweilen ist er im Tempel bei der Verehrung der Bilder. Er ist der Innigste des Muselmanns und der Freund des Hindoo, der Begleiter des Christen und des Juden Vertrauter. Es haben also Männer von erhabenen Begriffen, zu groß für Haß und niedrigen Verfolgungsgeist, den gesammten Haufen aller Creaturen als einen Gegenstand des großen Allmächtigen angesehen. Sie haben die Verschiedenheit der Secten und Religionsgebräuche untersucht und sich dadurch unvergänglichen Ruhm im Buche der Welt erworben. Vornehmlich aber ist solches geschehen in dem weiten Reiche von Hindostan, welches ein herrliches Land ist, und in dem sich haufenweise und in Menge gesammelt finden Türken und Perser, Tartaren und Scythen, Europäer, Armenier und Abyssinier."

Unterzeichnet waren 11 Brahmanen. Der englische Uebersetzer urtheilt über dieses Vorwort: „Das Werk fängt mit einem kurzen Vorbericht an, der von den Braminen selbst geschrieben ist, sowohl die Absicht und den Gebrauch der Sammlung anzugeben, als auch aus einer gerechten Ehrbegierde, von sich selbst und ihren Arbeiten einige Nachricht zu geben. Nichts kann wahrlich entfernter sein von abergläubischen Vorurtheilen für ihre eignen Meinungen, oder erhabener über die niedrigen und selbstsüchtigen Grundsätze der gewöhnlichen Pfaffen als die Würde der Gesinnungen, welche sich in dieser ganzen Abhandlung zu Tag legen. Wenig Christen würden bei allen Vorzügen eines erleuchteten Verstandes sich mit mehr Ehrfurcht für die großen unparteiischen Absichten der Vorsehung oder mit wahrerer Liebe gegen den Nebenmenschen haben ausdrücken können; denn es ist ein Glaubensartikel der Braminen, daß Gottes Gnade und Allmacht keine so große Anzahl verschiedener Religionen gestattet und geduldet haben würde, wenn ihre Verschiedenheit nicht zu seinem Wohlgefallen und zu seiner eigenen Verherrlichung gereicht hätte."

Eine zweite, allerdings schon häufig ventilierte und von Professor Caro bis auf den Gipfel der Lächerlichkeit getriebene, aber noch nicht erschöpfte Frage ist die nach den persönlichen Beziehungen Lessings zu den Charakteren

seines Dramas. Mit Mißfallen liest man am Schlusse von Bodens sonst verdienstvollem Werke:[1]) „Schließlich bemerkt Röpe: „„Endlich schrieb Lessing noch seinen Nathan. . . Er hat darin dem guten Goeze in der Gestalt des verdammungssüchtigen, blutgierigen Patriarchen noch ein Schandmal gestiftet u. s. w."" — Ein Schandmal stiften, wem es auch sei, würde unter allen (?) Umständen schändlich sein, die Meinung, daß mit dem Patriarchen Goeze gemeint sei, ist zwar alt, aber darum nicht weniger irrig. Daß sie sich fortwährend erhält, daran sind diejenigen schuld, welche an der hergebrachten landläufigen und oberflächlichen Auslegung des Nathan festhalten, die auch Hr. Röpe wieder aufgewärmt hat. Lessing hat so wenig seinem Freunde Mendelssohn in der Person des Nathan ein Denkmal, als seinem Feinde Goeze in der Person des Patriarchen ein Schandmal setzen wollen. Daß er jenes gewollt, sagt er nirgends, daß er dieses nicht gewollt, sagt er ausdrücklich. Er schreibt Herdern den 10. Januar 1779: „„Ich will hoffen, daß Sie weder den Propheten Nathan, noch eine Satire auf Goezen erwarten."" Sollte gleichwohl Goeze in dem einen und andern untergeordneten Punkte an den Patriarchen erinnern, so wäre das entweder zufällig oder erlaubt. Man wird aber schwerlich umgekehrt sagen können, daß der Patriarch an Goeze erinnere; und darauf würde es doch ankommen." Als Beispiel solcher „untergeordneten Punkte" führt Boden in einer Anmerkung an: „Wie wenn der Patriarch den Tempelherrn mit seiner Eröffnung, wenn diese blos Hypothes' (es ist aber zu schreiben Hypothes) wäre, auf's Theater verweist oder „„unsrer allerheiligsten Religion"" erwähnt." Auch sonst wäre es zuweilen zu wünschen, die wohlverdiente Abfertigung Röpe's wäre einer geschickteren Feder zugefallen. Es genügt Boden, daß Röpe einen Satz aufgestellt hat, um sofort den Versuch zu machen ihn zu bestreiten. Im Gegentheil: es ist mit vollen Händen zuzugeben, daß Lessing Goezen in der Person des Patriarchen ein Schandmal errichtet hat, das verdienteste, das je einem intoleranten Pfaffen zu Theil geworden ist, aber nicht Goezen allein, sondern in ihm, als dem würdigsten Vertreter, trifft er das ganze Gelichter dieser Zeloten und stellt sie für alle Ewigkeit an den Pranger. Die Stelle aus dem Briefe an Herder ist so unglücklich wie möglich gewählt. Denn erstens: ist das eine Satire auf Jemand, wenn man ihn, so weit dies die Würde der Dichtung zuläßt, abconterfeit, wie er leibt und lebt? Und zweitens: Allerdings ist der ganze Nathan nicht eine Satire auf Zeloten wie Goeze; das ist nur sein negatives Verdienst; sein positives liegt in der Parabel, die jeden fühlenden Menschen mit Wonneschauder ergreift über die erhabene Gesinnung dieses neuen „Testaments Johannis":

---

[1]) Lessing und Goeze. Ein Beitrag zur Literatur- und Kirchengeschichte des achtzehnten Jahrhunderts. Zugleich als Widerlegung der Röpeschen Schrift: „Johann Melchior Goeze, eine Rettung." Leipzig und Heidelberg 1862, S. 401 f. Röpe hatte zuerst im Programm der Hamburger Realschule 1859 eine Abhandlung ähnlichen Inhalts veröffentlicht, und da diese keine Erwiderung fand, so ging er weiter und schrieb 1860 die von Boden citirte, durchaus verfehlte Schrift, statt deren er besser gethan hätte, die Goezeschen Streitschriften gegen Lessing, die sehr selten geworden zu sein scheinen, noch einmal drucken zu lassen. Das einzige Verdienst seiner Schrift ist, Bodens Gegenschrift hervorgerufen zu haben.

Wohlan!
Es eifre jeder seiner unbestochnen
Von Vorurtheilen freien Liebe nach!
Es strebe von euch jeder um die Wette,
Die Kraft des Steins in seinem Ring an Tag
Zu legen! komme dieser Kraft mit Sanftmuth
Mit herzlicher Verträglichkeit, mit Wohlthun,
Mit innigster Ergebenheit in Gott
Zu Hülf'!

und die herrliche Bethätigung dieser Worte durch den Juden Nathan, nachdem ihm die Christen sein Weib und sieben Söhne getödtet haben:

Indem stiegt Ihr
Vom Pferd', und überreichtet mir das Kind,
In Euern Mantel eingehüllt. — Was Ihr
Mir damals sagtet; was ich Euch: hab' ich
Vergessen. So viel weiß ich nur; ich nahm
Das Kind, trugs auf mein Lager, küßt' es, warf
Mich auf die Knie' und schluchzte: Gott! auf Sieben
Doch nun schon Eines wieder!

Wenn man jetzt den stärksten unserer Zeloten fragte: würden Sie einen Juden, der ein Christenkind nicht in der christlichen Religion erzogen hat, verbrennen lassen wollen, auch wenn Sie die Macht dazu hätten? er würde gewiß, und zwar aufrichtig, antworten: nein! So groß ist der Einfluß der Humanität des Jahrhunderts (und diese verdanken wir nicht am wenigsten Lessings „Nathan"), daß selbst der verstockteste Zelot sich ihr nicht ganz entziehen kann, aber dieselbe Schaar, die nach Wiedereinführung der Kirchenzucht schreit, ist die, die zu den Zeiten Philipp's II. nach dem Scheiterhaufen, und zu Christi Zeit das „Kreuzige!" schrie; auch damals trieb diese Bösewichter „der Eifer Gottes lediglich," das ist der feine, ironische, von Boden nicht verstandene Sinn des Lessingschen Wortes über Goeze: „Daß Goeze für das Verbrennen der Ketzer und Heterodoxen stimmen sollte, glaube ich nicht, dazu ist er wirklich wohl noch zu weichherzig. Aber daß er darauf bestehen würde, daß Semler, Basedow und Teller, ein Reisbündel auf dem Rücken, vor seiner Kanzel erscheinen und so widerrufen müßten, das bin ich vollkommen überzeugt." [1]) Es bleibt also dabei: im Patriarchen ist „Goeze und Compagnie" für alle Zeiten an den Pranger gestellt, und „das ist das Schlechteste nicht, was Lessing gethan." Aber ferner: vielleicht hätten wir einen Juden Nathan auch ohne Lessings Bekanntschaft mit Mendelssohn, vielleicht hätten wir einen Tempelherrn auch ohne Lessings Aufnahme in den Freimaurerbund und seine dadurch veranlaßten Studien über den Tempelherrenorden erhalten — vielleicht, aber gewiß nicht gerade einen solchen Nathan, einen solchen Tempelherren, so wenig wie ohne Goethe's Freundschaft mit Merck gerade einen solchen Mephistopheles. Auch das gehört zu den Eigenthümlichkeiten solcher welthistorischen Geistesthaten, wie Nathan, Faust, Wallenstein, Hamlet, das Leben ein Traum, daß sich in ihnen Gestalten allmälich verkörpern, die den Dichtern seit ihrer Jugend leise vorschweben: „wo sah ich doch dergleichen?" fragt man sich dann wie Nathan

[1]) Vgl. Abbts Schriften V, 7 ff.

unwillkürlich selbst; und auch deshalb bleiben diese Gestalten ewig wahr, weil sie einmal wirklich gewesen sind. Und so wäre denn in Nathan auch noch eine dritte (oder vierte) Aehnlichkeit hervorzuheben, auf die (wir besinnen uns wenigstens nicht auf dergleichen) bisher noch wenig oder kein Gewicht gelegt ist: Recha ist — nicht Frau von der Recke, wie Professor Caro in seinem unglücklichen Buche meint, sondern — immer die Würde der Poesie im Auge behalten, die keine photographische Aehnlichkeit erlaubt — Malchen König, Lessings hübsche Stieftochter, und eine weitere Erforschung ihres Charakters und ihrer Lebensbezüge wäre für das Studium Nathans von der größten Wichtigkeit. Man konnte darüber in Zweifel sein, so lange jener herrliche Brief Lessings an Elise Reimarus noch nicht veröffentlicht war, den wir sogleich mittheilen werden. Sie war 1761 geboren, also zur Zeit, da Lessing, den Nathan zu dichten begann, 17 Jahre, zur Zeit des Todes ihrer Mutter 16 Jahre alt. Es würde also Nichts helfen, wenn man gegen unsere Behauptung einwenden wollte, der in Rede stehende Brief sei ja erst nach dem Erscheinen des „Nathan" geschrieben. Solche Selbstgespräche hält sich gewiß mancher verwittwete Stiefvater eines schönen, in seinem Hause wohnenden Mädchens, auch ohne üble Gerüchte, die ja aber in solchen Fällen nur selten ausbleiben (es müßte denn einmal das Geschlecht der Klatschgevatterinnen ganz aussterben, wozu aber bis jetzt wenig Aussicht ist) solche Monologe, meinen wir wie der Nathans:

Ich bliebe Recha's Vater
Doch gar zu gern! — Zwar kann ichs denn nicht bleiben,
Auch wenn ich aufhör', es zu heißen? — Ihr,
Ihr selbst werd' ichs doch immer auch noch heißen,
Wenn sie erkennt, wie gern ichs wäre.

Der Brief aber, über dessen Literatur man H. XX, 1, 813 und außerdem A. Stahr, Kleine Schriften, 1872, II, 340 ff. vergleichen wolle, wurde zuerst 1869 veröffentlicht und lautet:

Wolfenbüttel, den 7. Mai 1780.

Empfangen Sie meinen wärmsten Dank für den freundschaftlichen Wink Ihres letzten Briefes!

Aber liebe, liebste Freundin, sollte ich nicht ein Wenig schmählen (oder haben Sie lieber, wenn ich Sie ganz in der Stille bei mir ein Wenig auslache?), daß ein solch' Gerede, seiner Ruchbarkeit wegen endlich auch bei Ihnen Glauben gefunden?

Und womit beweiset man es, daß ich in meine Stieftochter verliebt bin? Weil ich mich nicht von ihr trennen will? Nun, womit beweiset man denn, daß ich mich nicht von ihr trennen will? Weil ich sie noch nicht von mir gestoßen habe? Denn, wahrlich, nicht viel weniger als von mir stoßen hätte ich sie müssen, wenn ich sie dem kalten Anerbieten ihrer Anverwandten sofort hätte überliefern wollen!

Oder weiß man es etwa, daß ich Ursache bin, daß sie meinetwegen bereits eine Partie ausgeschlagen? Kann sein, daß sie an einem lustigen Abend in Hamburg schon mehrmalen versprochen worden, worüber man den Gecken von Stiefvater in äußerster Verzweiflung zu sehen geglaubt! Hier ist uns so was noch nicht vorgekommen.

Kurz, liebste Freundin, denn ich plaisantire nicht gern über etwas, worüber sich so leicht plaisantiren läßt — kurz, schaffen Sie dem armen guten Mädgen einen Mann; oder machen Sie, daß derjenige ihrer mütterlichen Anverwandten, den sie kennt und liebt, sie zu sich verlangt; oder auch, daß eine verständige und gefällige Freundin in Hamburg sie bei sich zu haben wünscht: und sehen Sie, wie ich dann handeln werde! Nur antragen soll sie, mit meinem Willen, sich Keinem von diesen; und ich will es durchaus nicht sein, der sie nöthiget, sich stockfremden Leuten in die Arme zu werfen oder ihre Zuflucht in ein Land zu nehmen, wohin ihre Mutter, aus sehr guten Gründen, so ungern zurück wollte. Wer diese meine Gesinnung gegen sie Liebe nennen will, der kann seine Worte brauchen wie er will! Auch ist es allerdings Liebe, und ich gestehe gern, daß mir das Mädgen diese Liebe auf alle Art, die ich nur wünschen kann, erwidert.

Ich habe Ihnen, meine Beste, so viel ich mich erinnere, bereits auch unaufgefordert gestanden, daß ihre häusliche Tugenden es allein sind, die mir das Leben, das ich leider so fort führen muß, noch erträglicher machen. Ich hätte hinzufügen können, wenn ich es nicht gethan habe, daß ich vor dem Augenblicke zittere, der sie von mir nehmen wird, ob ich ihn schon meines eigenen Nutzens wegen keinen Augenblick verschieben will. Denn ich werde in eine schreckliche Einsamkeit zurückfallen, in die ich mich schwerlich mehr so gut möchte finden können als ehedem, und der ich also zu entgehen mich leicht auf das andre Ende werfen könnte, so daß ich mein Leben beschlösse, wie ich es angefangen habe: als ein Landstreicher und als ein weit ärgerer als ehedem, indem mich die Lust zum Studiren auch nicht einmal so lange mehr an einem Orte halten würde, als sie in meiner Jugend, in der Neugierde und Ehrgeiz Alles über mich vermochten, gethan hat. — „Nun gut!" werden Sie mir in's Wort fallen. „Gesetzt, daß Sie ohne Ihre eigne Gefahr ein junges reizendes Mädgen länger um sich wissen können, denken Sie doch an das Mädgen selbst." — Ich habe daran gedacht, meine Beste! — Und sehen Sie, da hat sich ein Zufall meiner Tugend angenommen und hat mich auch hier in dem Glauben bestärkt, daß sich der Zufall immer der Tugend eines Mannes annimmt, der mit Gewalt kein Schurke sein will. Ich bin nehmlich hinter ein Geheimniß ihres kleinen Herzens gekommen, aus welchem ihr 53jähriger Stiefvater, zur äußersten Kränkung freilich seiner Eitelkeit ersehen, daß er es nun ganz und gar nicht ist, der ihr gefährlich werden könnte. Der Einzige, der es ihr werden könnte, kann es aber auch nicht; denn es hat eben die Bewandniß mit ihm, in welche Rousseau seinen Emil zu setzen wünschte, um ihn vor den üblen Folgen einer sinnlichen Liebe zu schützen: er ist so weit von ihr entfernt, daß sie in einem Taumel der Leidenschaft sich nicht erreichen können.

Ich könnte Ihnen mehr davon sagen: aber ich sehe, ich bin schon am Schlusse der vierten Seite meiner Vertheidigung, die mich zum Gespötte eines Kindes machen müßte, wenn es was davon zu lesen bekäme.

Lassen Sie mich also nur noch mit einem Worte das Ding auch von der dritten Seite betrachten, von der es betrachtet werden könnte. — Diese dritte Seite ist das Publicum, in dessen Augen das Mädgen doch immer verlieren könnte. Denn was ich darinn verlieren kann, will nicht viel sagen.

Von mir ist es doch nun schon das Schlimmste zu glauben geneigt; und nun erst anzufangen, mich nach seinen Capricen zu richten, würde mir nur eine schwache Seite mehr geben. — Also das Mädgen, dem ich so wohl will! — Ach, meine Freundin! ein Mädchen ist bestimmt, ihr Glück durch die Augen eines Einzigen, nicht durch die Stimme des Publicums zu machen, und was die Augen dieses Einzigen nicht sehen, das hören sie nicht. Wir sehen nur mit unsern Ohren, wenn wir für alle Liebe untauglich zu werden anfangen.

Aber bin ich nicht ein Thor, liebe Freundin, daß ich vergessen zu haben scheine, die schlimmste Anklage sei in gewissen Dingen eigne Vertheidigung?

Lessing.

Ist dies nicht das prosaische Nachspiel zu der herrlichen Scene im Nathan:

Und ob mich siebenfache Liebe schon
Bald an dieß einz'ge fremde Mädchen band;
Ob der Gedanke mich schon tödtet, daß
Ich meine sieben Söhn' in ihr aufs neue
Verlieren soll: — wenn sie von meinen Händen
Die Vorsicht wieder fodert, — ich gehorche!

Klosterbruder.

Nun vollends! — Eben das bedacht' ich mich
So viel, Euch anzurathen! Und so hats
Euch Euer guter Geist schon angerathen!

Nathan.

Nur muß der erste beste sie mir nicht
Entreißen wollen! [1])

Die Literatur über den „Nathan" giebt das verdienstvolle Schriftchen von F. Naumann, Dresden, 1867, von S. 13 an in alphabetischer Ordnung, freilich mit Lücken, wie bei derartigen Werken kaum zu vermeiden. So fehlt z. B. die Schrift des vor Kurzem (7. Mai 1880) zu Göttingen verstorbenen Aesthetikers A. W. Bohtz: G. E. Lessings Protestantismus und Nathan der Weise. Göttingen 1854 — also in demselben Jahre erschienen, in welchem Guhrauer den zweiten Band der Lessing-Biographie beendete. Die Schrift ist für Lessing wohlwollend, in der Charakteristik unbedeutend, in der Deutung der Parabel macht sie einen schwachen Versuch, das Christenthum denn doch als den echten Ring hinzustellen; daß es dieser ist, läßt der Richter weislich dahingestellt, da er sich eben als solcher noch nicht bewährt hat; denn was hilft es, daß Jesus aus reiner Liebe für die Menschheit in den Tod gegangen ist, wenn Hunderttausende seiner Bekenner von ihren Mitbrüdern um seiner Religion willen in den Tod geschickt werden durften? Auf die Gesinnung, nicht auf die Lehre der Bekenner kommt es an, sagt — nicht der Patriarch, sondern Lessing. Von ungleich markigerer Gesinnung ist das in demselben Jahre erschienene Werk des hochverdienten Theologen Karl Schwarz: G. E. Lessing als Theologe. Ein Beitrag zur Geschichte der Theologie im 18. Jahrhundert. Halle 1854. Es ließ sich dies von einem Manne erwarten, der als außerordentlicher Professor wegen seiner freisinnigen Richtung

---

[1]) Nachträglich sehe ich, daß Malchen in dem Lessingschen Freundeskreise wirklich „Recha" genannt wurde; wie Goeze der „Patriarch." Vgl. F. H. Jacobi an Lessing, den 22. December 1780. (H. XX, 2, 1033): „Aber Recha muß mitkommen." (B.)

in Halle keinen festen Fuß fassen konnte, und später als Generalsuperintendent zu Gotha den geeigneten Wirkungskreis fand, den er mit der Antrittspredigt eröffnete: „Nicht daß wir Herren seien über euren Glauben, sondern wir sind Gehülfen eurer Freude; denn ihr stehet im Glauben.“ Die Halbheit der Halleschen Schule prägt sich charakteristisch aus in dem Vortrag von W. Beyschlag: Lessings Nathan der Weise und das positive Christenthum. Berlin 1863. Die Auslegung der Parabel ist — mit dem mildesten Ausdruck bezeichnet — sophistisch. Um gleich eine der größten und zugleich plattesten Schandschriften gegen Lessings Meisterwerk zu nennen, so sei hier die Ehre gegönnt einem Machwerk von E. Köpke: Studien zu Lessings Nathan. Ein Vortrag. Brandenburg 1865, und der Curiosität wegen sei auch noch, nach Naumann, angeführt: Dr. Köpke, Ob Lessings Nathan eine passende Lectüre für die Oberklasse eines Gymnasiums abgeben könne? 1856 — was natürlich verneint wird. Noch zu schreiben bleibt eine Schrift: Ob einem Lehrer, der eine solche Frage nur aufwirft, der deutsche Unterricht anvertraut werden dürfe? Ueberhaupt hat sich Lessing übereilt, wenn er an seinen Bruder schreibt: „Die Theologen aller geoffenbarten Religionen werden freilich innerlich darauf (auf Nathan) schimpfen; doch dawider sich öffentlich zu erklären werden sie wohl bleiben lassen.“ Was ist auch leichter als vor einigen Dutzend frommer Damen, die vom Nathan so viel verstehen wie von deutscher Literatur überhaupt, sich die Sporen der Rechtgläubigkeit durch eine sophistische Auslegung der Parabel von den drei Ringen zu verdienen und dann das Machwerk zum Besten eines frommen Vereins in den Druck zu geben? Die Zahl dieser Schriften ist Legion, ihr Werth gleich Null. Es ist hohe Zeit den Spieß einmal umzukehren und den Nathan zum Prüfstein der Theologen zu machen in der Art, daß jede theologische Richtung, die sich nicht offen und ehrlich und rückhaltslos mit diesem Meisterwerke einverstanden erklären kann, für hinter der Bildung des 19. Jahrhunderts zurückgeblieben erklärt wird. Bis jetzt sind es nur 2 Theologenschulen, die sich zu der Höhe der Humanität des Nathan haben emporschwingen können. Mit Stolz nennen wir zunächst die Jenaische und deren ehrwürdigen Veteran, den großen und liebenswürdigen Kirchen- und Dogmenhistoriker Karl H a s e, der in einem Vortrag, den Naumann nicht anführt, den Nathan das „Evangelium der Toleranz“ nennt, was mehr gewirkt habe als 100 Toleranzedikte. Die zweite Schule ist die Tübinger, deren geistvollster Vertreter, zugleich der größte Meister des prosaischen Styls in unserm Jahrhundert, David Strauß, 1863 das Thema in einem Vortrag behandelte. Eine vortreffliche Abhandlung über Lessings theologischen Charakter giebt das Buch des Schweizer Theologen H. Lang: Religiöse Charaktere. I. Winterthur 1862. Auch die Schrift von Dr. Ferdinand Horn: Lessing, Jesus und Kant. Zur hundertjährigen Gedenkfeier von Nathan dem Weisen und der Erziehung des Menschengeschlechts, Wien 1880, deren Titel Ueberspanntheit befürchten läßt, macht einen befriedigenden Eindruck. Die Schrift: De Verhouding van Lessing tot de christenlyke Kerk. Door A. van Tooren-bergen. Amsterdam 1873, können wir nur anzeigen, da wir sie nicht haben lesen können. Nach einer einseitigen Richtung, der Weltentsagung, hin, aber in dieser Richtung classisch vollendet und abgerundet behandelt die

Charaktere des Stücks der frühere Jenaer, jetzt Heidelberger Professor der Philosophie, Kuno Fischer, dessen philosophische und literar=ästethische Vorträge noch lange die Freude seiner zahlreichen und dankbaren Zuhörer sein mögen, in seiner Schrift: Lessings Nathan der Weise. Idee und Charaktere der Dichtung. Zweite Auflage. Stuttgart 1872. Und hiermit haben wir wohl die beste Monographie über Nathan genannt.

Wenn sich nun herausstellt, daß der Nathan schon bei unsern evangelischen „Schwarzröcken" bis jetzt wenig Gnade gefunden hat, so war schon von vorn herein anzunehmen, daß dies — natürlich nicht bei vernünftigen Katholiken — aber bei den katholischen Ultramontanen noch viel weniger der Fall sein würde. Wir würden dies als selbstverständlich mit Stillschweigen übergangen und nur vielleicht als Curiosum angeführt haben, daß der Bischof von Leitmeritz (vgl. Weimarisches Jahrbuch II, 488) in einem Rundschreiben Folgendes leistet: „Man möge sich nicht täuschen! Die protestantische deutsche Litteratur hat im Allgemeinen einen kirchlich=religiösfeindlichen Charakter schon seit längerer Zeit angenommen. Wielands Werke,[1]) Goethes Romane, und die meisten seiner Dramen, Lessings Nathan u. A. werden von keinem Gymnasialschüler ohne Nachtheil gelesen werden. Bei diesem Stande der Sachen ergeben sich für die Lehrer der deutschen Litteratur die wichtigsten Pflichten. Sie müssen im Allgemeinen die ganze Litteratur mit katholischem Auge und in katholischem Geiste ansehen und prüfen, müssen bezüglich jedes Schriftstellers und Werkes sich die Frage stellen: was würde die heilige Kirche hierüber urtheilen?" Das ist ein sehr engherziger, aber doch noch ein begreiflicher Standpunkt. Wir hätten zu dergleichen geschwiegen, wenn sich nicht in neuester Zeit jenseit des Rheins eine Jesuitenschule es zur förmlichen Aufgabe gestellt hätte, unsere großen Geister systematisch geradezu abzuschlachten und nicht bloß nach ihren Leistungen, sondern auch nach ihrem Charakter zu verdächtigen, und eine ultramontane Verlagshandlung, Herder in Freiburg im Breisgau, sich beeilte diese Schandschriften in die deutsche gebildete Welt zu schleudern. Dieses Treiben dem deutschen Publicum zu denunciren erachten wir für eine unabweisliche sittliche Pflicht, der wir uns durchaus nicht zu entziehen gewillt sind. Lessing ist bis jetzt mit zwei [2]) solcher fabrikmäßigen Schmähschriften bedacht worden: Eine Studie über G. E. Lessing. Von Dr. Paul Haffner. Zweite Auflage. Köln 1878. Diese ist noch anscheinend harmloser Natur, macht, wie die Katze, Sammetpfötchen und zeigt nur bisweilen die Krallen. Anders steht es mit: Lessings religiöser Entwicklungsgang. Ein Beitrag zur Geschichte des „modernen Gedankens" von Alexander Baumgartner, Societatis Jesu. Freiburg i. Br. 1879. Hier zeigt sich die jesuitische Verlogenheit in schamloser Nacktheit. Geben wir eine kleine Blüthenlese daraus! Das Stärkste kommt, gegen das Gesetz der Gradation, hier einmal zuerst. S. 54 heißt es in der Anmerkung: „In den Jahren 1760—63 figuriren in Lessings Briefwechsel außer Mendelssohn ein Jude Joel, ein Jude Heyne Veitel Ephraim, ein Jude Hay=

[1]) Als wenn ein verständiger Mensch jemals daran gedacht hätte, diese in einer Schule lesen zu lassen! — [2]) Soeben geht uns die dritte zu: Beiträge zur Beurtheilung G. E. Lessings. Von Dr. Richard Mayr. Wien 1880.

mann, ein Jude Kuh als freundschaftliche Bekannte, die Grüße und Nachrichten von Breslau nach Berlin besorgen. Veitel Ephraim war Münz-Unternehmer und besorgte im Auftrage des Königs und des General Tauenzien das Prägen geringhaltigen Geldes. Obwohl versichert wird, Lessing habe gewisse „„glänzende““ Anträge Veitel Ephraims abgelehnt und sich, auf Warnung Mendelssohns, sehr zurückhaltend gegen ihn benommen, so zeigt die Liaison[1]) doch immerhin, daß Lessing das Judenthum von seiner wahren Seite kannte, und daß die Schilderung des Juden im Nathan auf vollständiger und bewußter Fiction beruht.“ S. 57: „In dieser unendlich flachen und platten Auffassung des Lebens,[2]) welche höchstens in Velleitäten und Träumereien über die Leiden und Freuden jeden Tages hinausgeht, las und schrieb Lessing, studirte in vergilbten Documenten,[3]) dichtete an rührenden Dramen, spielte, amüsirte sich, stritt, zankte, schloß Frieden, schüttete lieben Freunden sein Herz aus, ergoß über Gegner seine Galle und lebte 15 Jahre lang in religiöser Gleichgiltigkeit dahin, ohne sich über die religiöse Frage Klarheit zu verschaffen. — Nicht einmal eine lebensgefährliche Krankheit, welche ihn zu Breslau befiel, rüttelte ihn aus dieser geistigen Lethargie auf.“ „Auch in „„Minna von Barnhelm““ (S. 64) vermag sich der Dichter jener flachen und flauen Humanitätsrichtung nicht zu entringen, die, wie sie das Tragische in spießbürgerliche Niederungen herabzog, so dem ächten Humor und zwerchfellerschütternder Komik kein lebensfähiges Element zu bieten vermochte.“ Daß dem Verfasser die Welt des Schönen verschlossen ist, dürfte aus dieser kritischen Leistung über dieses bis heute unübertroffene deutsche Lustspiel klar sein. Doch der Ekel gebietet uns, hier abzubrechen. Wir können versichern, daß nicht eine einzige gute Seite, weder an seinen Leistungen, noch an seinem Charakter anerkannt wird; daß beispielsweise (S. 151) Lessings Läugnung der religiösen Autorität auch die Läugnung der bürgerlichen nach sich zieht. Und so kann es denn nicht fehlen, daß der Gottesläugner und Revolutionär S. 157 durch seinen „tragischen Untergang“ den wohlverdienten Lohn erhält. Der hochwürdige Pater stellt sich auf gleiche Stufe mit dem Braunschweiger Pöbel, der von Lessing sagte, der Teufel hätte ihn geholt. (M. und B).

Dreizehntes Kapitel.

So hoch Nathan der Weise als ein symbolisches Bekenntniß Lessings auch dasteht, so ist dieses Stück doch nicht sein letztes Wort in der großen Angelegenheit, welcher das Gedicht gewidmet ist. Es hat zwei der wichtigsten Schriften Lessings zur Seite:

[1]) Wo ist von einer solchen Liaison die Rede? Der einzige bekannte Brief an Ephraim ist in Tauentziens Auftrag geschrieben und von Tauentzien unterzeichnet. Das fehlte noch, daß ein Benehmen, welches jedem Anderen zum höchsten Ruhme angerechnet werden würde, bei Lessing aber selbstverständlich ist, zu Verdächtigungen des edlen Mannes ungestraft benutzt würde! — [2]) Während er nämlich am „Laokoon“ und der „Minna von Barnhelm“ arbeitete. — [3]) Die Kirchenväter und Spinoza, die ihm später das Rüstzeug zu seinem siegreichen Kampfe gegen die Orthodoxie boten.

Die „Erziehung des Menschengeschlechts" und die „Gespräche für Freimaurer."

Die Erziehung des Menschengeschlechts hat zur Aufgabe: das Verhältniß, den Gegensatz von Offenbarung und Vernunft, der geoffenbarten und der natürlichen Religion, mit Beziehung auf die Bibel alten und neuen Testaments. Das ist eine Aufgabe, welche die christliche Theologie und Philosophie, insbesondere die Apologetik, von den Zeiten der Kirchenväter an, in der Glanzperiode der Scholastik des Mittelalters, vorzüglich aber seit dem 17. Jahrhundert beschäftigt hat. Es ist nicht dieses Orts, die Phasen dieses alten und großen Problems in der Geschichte der Kirche durchzugehen; sie lassen sich auf gewisse Grundanschauungen zurückführen, wo alles auf die Fassung und Feststellung der Begriffe von der Offenbarung und Vernunft hinaus kommt. Die ganze Frage hat auch nur da eine Stelle, wo einerseits eine göttliche Offenbarung an die Menschen festgehalten, andererseits der Vernunft bei den Geheimnissen der Religion eine Stelle eingeräumt wird. Die Frage bleibt nicht auf dem Boden der Speculation stehen, sie wird selbst eine dogmatische, sie hängt mit dem Dogma der Erlösung und dessen Voraussetzung, dem Sündenfalle, und dessen bleibenden Wirkungen auf die Erkenntniß eng zusammen. Hier gingen die Kirchen in sehr verschiedener Richtung. Um bei der Reformation, dem historischen Boden, auf dem Lessing sich bewegte, stehen zu bleiben, so war, während das strenge Lutherthum die vollkommene Verderbniß der Vernunft lehrte, die reformirte Theologie von Anfang an einem freieren Verhalten gegen die Rechte der Vernunft und Philosophie günstig.[1]) Dahingegen wird von den englischen Deisten im Laufe des 17. und 18. Jahrhunderts die Vernunft immer mehr als selbstgenügend, die Offenbarung als unerweislich und überflüssig hingestellt. In Deutschland wurde eine Einwirkung auf diese Verhältnisse ausgeübt durch die Wolfische Philosophie, indem sie Offenbarung und Vernunft auszugleichen suchte, dadurch, daß der Gegensatz beider auf einen blos mittelbaren und formellen herabgesetzt wurde, woraus sich nach und nach jener evangelische Rationalismus entwickelte, welcher bei Einzelnen, wie bei Reimarus, in den reinsten, der christlichen Offenbarung und Kirche ganz abgewandten Deismus umschlug.

So fand Lessing die Frage. Auf einer Seite einen Goeze, als Vertreter der Wittenbergschen Orthodoxie, auf der andern die Berliner und Hallesche Schule, welche der Offenbarung, so weit sie ihren Ausdruck in den symbolischen Büchern gefunden hatte, durch die Wolfische Popularphilosophie beizukommen suchte; vor sich die „Fragmente des Ungenannten." Keine dieser Richtungen war die seinige: er schlug einen neuen Weg ein; oder will man, er ging auf seinem Wege ein Stück zurück, um desto sicherer an das Ziel zu kommen. Er nahm den alten Gegensatz von Offenbarung und Vernunft mit Ernst und in seiner ganzen Strenge wieder auf. Da er es bei seinen theologischen Streifzügen anfangs weniger mit den Orthodoxen,

[1]) Wer eine geschichtliche Uebersicht dieser Gegensätze und der im 16. und 17. Jahrhunderte dadurch veranlaßten Kämpfe wünscht, findet sie in Leibnizens Discours de la conformité de la foi avec la raison, als Einleitung der Theodicee.

als mit den Rationalisten und Deisten zu thun hatte, so fing er damit an, das eine Glied des Gegensatzes, die Offenbarung, in seiner Realität hinzustellen und sie der Vernunft entgegen zu halten. „Die Wahrheit," sagt er (X, 13. M. 18. H. XV, 265) „muß auch hier, wo sie immer liegt, zwischen beiden Extremen liegen. Ob eine Offenbarung sein kann, und sein muß, und welche von so vielen, die darauf Anspruch machen, es wahrscheinlich sei, kann nur die Vernunft entscheiden. Aber wenn eine sein kann, und eine sein muß, und die rechte einmal ausfindig gemacht worden: so muß es der Vernunft eher noch ein Beweis mehr für die Wahrheit derselben, als ein Einwurf darwider sein, wenn sie Dinge darin findet, die ihren Begriff übersteigen. Wer dergleichen aus seiner Religion auspoliret, hätte eben so gut gar keine. Denn was ist eine Offenbarung, die nichts offenbaret? Ist es genug, wenn man nur den Namen beibehält, ob man schon die Sache verwirft? Und sind das allein die Ungläubigen, welche den Namen mit der Sache aufgeben? — Eine gewisse Gefangennehmung unter den Gehorsam des Glaubens beruht also gar nicht auf dieser oder jener Schriftstelle; sondern auf dem wesentlichen Begriffe einer Offenbarung. . . . Oder vielmehr, — denn das Wort Gefangennehmung scheint Gewaltsamkeit auf der einen und Widerstreben auf der andern Seite anzuzeigen, — die Vernunft giebt sich gefangen, ihre Ergebung ist nichts, als das Bekenntniß ihrer Grenzen, sobald sie von der Wirklichkeit der Offenbarung versichert ist." — Ferner: „Die geoffenbarte Religion setzt im geringsten nicht eine vernünftige Religion voraus: sondern schließt sie in sich." Hier ist es, wo Lessing die bereits mitgetheilte Bemerkung, mit Bezug auf die von den damaligen Rationalisten (zuerst von Alberti in Hamburg) verbesserten katechetischen Lehrbegriffe, macht, in welchen die Wahrheiten der Vernunft von den Artikeln der Offenbarung gesondert und letztern vorangestellt wurden. Er erzählt, wie es ihm selbst bei einem verwandten Falle in seiner Jugend ergangen sei, um zu veranschaulichen, wie äußerst mißlich der Uebergang von bloßen Vernunftwahrheiten zu geoffenbarten sei, wenn man sich durch die eben so scharfen als faßlichen Beweise der ersten verwöhnt habe. Man erwarte und fordere sodann bei den Beweisen der andern eben dieselbe Schärfe und Faßlichkeit, und halte, was nicht ebenso erwiesen ist, für gar nicht erwiesen. So sei es ihm in der Jugend ergangen, als er Mathematik studiren wollte und man ihm Sturms Tabellen in die Hand gab, in welchen noch die Chiromantie mit unter den mathematischen Wissenschaften abgehandelt war (X, 17. M. 21. H. XV, 267). Nicht, als wollte er hiermit zu verstehen geben, daß die Beweise für die Offenbarung, und die Beweise für die Chiromantie von einerlei Gewicht wären. „Sie sind freilich nicht von einerlei Gewichte, ihre specifiquen Gewichte haben schlechterdings kein Verhältniß gegen einander: aber beide Beweise sind doch aus der nämlichen Klasse; sie gründen sich beide auf Zeugnisse und Erfahrungssätze. Und das Abstechende der stärksten Beweise dieser Art gegen Beweise, die aus der Natur der Dinge fließen, ist so auffallend, daß alle Kunst, dieses Auffallende zu vermindern, dieses Abstechende durch allerlei Schattirungen sanfter zu machen, vergebens ist."

Wir sehn schon hier ein inneres pädagogisches Moment von Lessing

da geltend gemacht, wo seine aufgeklärten Zeitgenossen nur einen ganz äußerlichen Zusammenhang zwischen Vernunft und Offenbarung gelten lassen wollen. Und es ist nicht so bei ihm gemeint, als wenn Vernunft und Offenbarung ihrem Wesen nach, wie etwa Positives und Negatives, einander gegenüber stehen sollen. Im Gegentheil, Offenbarung und Vernunft leisten einander einen wechselseitigen Dienst. „Die Ausbildung geoffenbarter Wahrheiten in Vernunftswahrheiten ist schlechterdings nothwendig, wenn dem menschlichen Geschlechte damit geholfen sein soll. Als sie geoffenbart wurden, waren sie freilich noch keine Vernunftswahrheiten; aber sie wurden geoffenbaret, um es zu werden. Sie waren gleichsam das Facit, welches der Rechenmeister seinen Schülern voraus sagt, damit sie sich im Rechnen einigermaßen darnach richten können. Wollten sich die Schüler an dem voraus gesagten Facit begnügen: so würden sie nie rechnen lernen, und die Absicht, in welcher der gute Meister ihnen bei ihrer Arbeit einen Leitfaden gab, schlecht erfüllen."[1])

Indem Lessing für das Gesetz dieser aufsteigenden Bewegung zwischen Offenbarung und Vernunft in der Geschichte der Religionen eine Formel suchte, kam er auf seine Idee von der Erziehung des Menschengeschlechtes.

Man würde irren, wenn man Lessing für den Erfinder des pädagogischen Begriffs von Bibel und Offenbarung hielte. Liegt doch die Idee einer Stufen-Erkenntniß des Göttlichen und der Heilswahrheiten im neuen Testamente schon angedeutet. In ausdrücklichen Worten wird die Erziehung des Menschengeschlechts durch die Offenbarung nach verschiedenen Stufen von den meisten Kirchenvätern gelehrt, und Lessing wird die erste Anregung durch Tertullian erhalten haben, dem er so viel verdankte. Johannes von Müller fand Lessings Erziehung des Menschengeschlechts beim Epiphanius wieder (siehe meine frühere Schrift S. 39). Jetzt freilich, bemerkte H. Ritter, weiß man nun ziemlich allgemein, daß nicht allein Epiphanius, sondern die meisten Kirchenväter und noch manche Scholastiker dieses Bildes und der daran sich schließenden Lehren sich bedienten. Ferner: „So wie die Lehre von der Erziehung des Menschengeschlechts nicht neu oder gar Ketzerei ist, insofern sie vielmehr schon mit dem Christenthum in die Welt kam,[2]) eben so wenig ist es die Forderung, daß wir die Lehren der positiven Religion nur als etwas Vorläufiges ansehen sollen, welches zuletzt in einer Vernunfterkenntniß sich auflösen werde. Lange vor ihm hatten dasselbe Kirchenväter und Scholastiker gelehrt. Wenn auch die Forderung, „daß wir vom Glauben zum Schauen kommen sollen, nicht ganz mit Lessings Meinung übereinstimmt, so fallen doch mit ihr alle die wissenschaftlichen Bestrebungen zusammen, welche die Glaubenslehren zum Verständniß zu erheben suchen. Credo ut intelligam". . . Zwar beruft sich Lessing nirgends auf einen Kirchenvater; doch führt er gewisse Schwärmer des dreizehnten und vierzehnten Jahrhunderts an, welche die Perfectibilitäts-Lehre des Tertullian und der Montanisten unter dem Symbol eines neuen ewigen Evangeliums wieder aufnahmen, „welche einen Strahl dieses neuen ewigen Evangeliums aufgefangen

[1]) §. 76. Die Erziehung des Menschengeschlechts. X, 325. M. 322. H. XVIII, 214. — [2]) Vgl. H. Ritter, Gesch. der christl. Philosophie I, 354 bei Irenäus.

hatten, und nur darin irrten, daß sie den Ausbruch desselben so nahe verkündigten. Vielleicht war ihr dreifaches Alter keine so leere Grille; und gewiß hatten sie keine schlimme Absichten, wenn sie lehrten, daß der neue Bund ebensowohl antiquirt werden müsse, als es der alte geworden." Es blieb auch bei ihnen immer die nämliche Oekonomie des nämlichen Gottes. Immer — sie meine Sprache sprechen zu lassen — der nämliche Plan der allgemeinen Erziehung des Menschengeschlechts."

Mit der Reformation zwar trat nach dieser Seite eine Art Stillstand ein, in sofern als die Reformatoren weniger die Kirche in ein ganz neues Stadium zu erheben, als in die frühesten Zustände zurück zu führen glaubten. Doch wurde man sich der Idee der Perfektibilität der Religion in der reformirten Kirche durch die ihr eigenthümliche, von dem frommen Coccejus (dem Spener der reformirten Kirche) im 17. Jahrhundert ausgebildete Föderal-Theologie bewußt, wo schon der damit verbundene Begriff der göttlichen Oekonomie (so eben begegneten wir diesem Begriff bei Lessing) auf den Begriff der Erziehung zurückführte; nachher begegnet uns, im 18. Jahrhundert, in der Jugendzeit Lessings, die reformirte theologische Schriftstellerin Maria Huber aus Lyon, welche ganz deutlich der orthodoxen Kirchenlehre den Begriff der Offenbarung, als einer Erziehung des menschlichen Geschlechts, doch in einem von Lessing abweichenden Sinne entgegenstellt.[1])

Also nicht der allgemeine und abstracte Gedanke von einer Erziehung des Menschengeschlechts wäre es, welcher das eigenthümliche und selbständige Verdienst von Lessings religiösem Testamente, wie man seine Schrift genannt, ausmachte, sondern daß er die beiden Glieder des Gegensatzes,

---

[1]) In den Lettres sur la religion essentielle à l'homme, distinguée de ce qui n'en est que l'accessoire. Amsterdam 1738. Ich kenne diese Briefe nur aus der Anführung in dem Artikel: Apologetik von Heubner, in der Ersch- und Gruberschen Encyklopädie und in dem Auszuge in S. J. Baumgartens Nachrichten von merkwürdigen Büchern. Halle 1752. I, 114. In dem 5. Briefe wird der Satz: la religion naturelle est de beaucoup inferieure à la religion revelée für falsch erklärt. Die geoffenbarte Religion, heißt es, verhalte sich zur natürlichen, wie die Erziehung zur Natur der Kinder; sie hat ein genaues Verhältniß zu den natürlichen Fähigkeiten; sie hat ihre Grundsätze und einzigen Beweise in der natürlichen, welche die Seele derselben ist. Die natürliche ist die älteste, die offenbarte aber nur hernach hinzugekommen, um die Menschen in der natürlichen zu erhalten, sie dauert nur eine Zeitlang, die natürliche aber bleibt ewig u. s. w. Bei aller Aehnlichkeit dieser Gedanken mit denen in Lessings Erziehung des Menschengeschlechts, fehlt noch der Nerv dieser Schrift, welcher in der Offenbarung selbst wieder eine Entwickelung annimmt, welche auf Stufen der natürlichen Religion zurückweist. Gleichwohl konnte Heubner a. a. O. S. 459 den Satz hinstellen: „Doch war diese Idee (nämlich die Offenbarung als Erzieherin des menschlichen Geschlechts betrachtet), nicht von Lessing, sondern von ihm nur bekannt gemacht, da sie schon mit denselben Worten in Lüderwald Von der Seligkeit der Heiden, (I, 188—190) 1754 und von dem Ungenannten wahrscheinlich aus den Lettres sur la religion ess. de Maria Huber, Lettre 7. und 9. (vielmehr 5. und 6) geschöpft war. Heubner hat also vor Körte die Vorrede Lessings zu der Erziehung des Menschengeschlechts buchstäblich genommen, wonach Lessing nur der Herausgeber eines „Ungenannten" war. — Ich bemerke noch, daß es diese Lettres sur la religion essentielle à l'homme, sind, welche Campe in seinem „Väterlichen Rath für meine Tochter" vor andern empfiehlt, ein Buch, sagt er, dem er selbst in seinen Jünglingsjahren die Besitznahme des ersten festen und sichern Flecks im Gebiete der zur Gotteslehre gehörigen Wahrheiten verdankte." Ein Beweis von der nachhaltigen Wirkung jener Schrift.

welche in jene Kategorie fallen, in einem viel positivern und tiefern Sinne faßte, als seine Vorgänger, und zwar mit besonderer Hinsicht auf die Bibel: er sucht Vernunft in der Offenbarung, als dem Weg zur höhern Vernunfterkenntniß. Indirekt liegt allerdings darin auch eine Kritik aller Offenbarung, sofern das Verhältniß zur Vernunft ihren Maßstab abgiebt. Aber auch so, in dem relativen, vernünftigen Werth und Gehalt der verschiedenen Offenbarungen, welche sich sämmtlich auf Geschichte gründen, behalten sie für den Philosophen Bedeutung und Würde. Dieser Gedanke ist von Lessing in der Vorrede, wo er sich als den bloßen Herausgeber und nicht als Verfasser darstellt, ausgesprochen. „Warum wollen wir in allen positiven Religionen nicht lieber weiter nichts, als den Gang erblicken, nach welchem sich der menschliche Verstand jedes Orts einzig und allein entwickeln können, und noch ferner entwickeln soll; als über eine derselben entweder lächeln oder zürnen? Diesen unsern Hohn, diesen unsern Unwillen verdiente in der besten Welt nichts: und nur die Religionen sollten ihn verdienen? Gott hätte seine Hand bei allem im Spiel: nur bei unsern Irrthümern nicht?" — Man beachte, daß Lessing in dieser Betrachtung sich gewissermaßen wieder über sich selbst stellt, indem er den Gang der Offenbarung, den er in der Schrift selbst historisch auf die christliche Religion beschränkt, in seiner Allgemeinheit auf das Menschengeschlecht überhaupt ausdehnt, wenn er an einem andern Orte sogar (ein Gedanke, den er von Montesquieu oder von Aristoteles entlehnt haben kann) die Verschiedenheit der Religionen und der Sittenlehren bis auf die Verschiedenheit des Klimas zurückverfolgt.[1]) Um uns aber diesen particulären Charakter von Lessings Aufsatz, sofern die jüdische und christliche Offenbarung, als unmittelbar göttliche, vor allen Religionen der Welt herausgehoben werden, aufzuschließen, brauchen wir nur zu den Bedingungen seiner Entstehung zurückzugehen. Lessing schrieb diesen Aufsatz mit besonderer Beziehung auf die Fragmente des Ungenannten, zunächst des vierten, „daß die Bücher des alten Testaments nicht geschrieben worden, eine Religion zu offenbaren,[2]) darum nicht, weil das alte Testament von keiner Unsterblichkeit der Seele, von keinen Belohnungen und Strafen nach diesem Leben weiß." Lessing giebt dieses zu, und noch mehr: nämlich daß das alte Testament, oder doch das israelitische Volk, wie wir es in den Schriften des alten Testaments vor den Zeiten der babylonischen Gefangenschaft kennen lernen, nicht einmal den wahren Begriff von der Einheit Gottes gehabt habe. Beides, vorzüglich aber die Lehre der Unsterblichkeit der Seele und die sittliche Bedeutung derselben, sei erst von Christo gelehrt, „dem ersten zuverläßigen und praktischen Lehrer der Unsterblichkeit."

---

[1]) In den Gesprächen für Freimaurer. In dem Fragmente: „Ueber die Entstehung der geoffenbarten Religion" (XI, 607. M. 2, 247. H. XIV, 219) faßt Lessing die geoffenbarte Religion von der rein menschlichen oder vielmehr politischen und conventionellen Seite auf, wonach geoffenbart und positiv der natürlichen Religion eben so entgegenstehe, wie das positive Recht dem Rechte der Natur. Man sollte dieses Bruchstück, wegen seines innern Gegensatzes zu dem Inhalte der Erziehung des Menschengeschlechts, in eine frühere Periode setzen. — [2]) Die erste Hälfte der Erziehung des Menschengeschlechts ist deshalb den Zusätzen zu diesem Fragmente in den Beiträgen beigegeben.

Dieser Mangel des alten Testaments sei indeß nur ein relativer, welcher in dem göttlichen Erziehungsplane für das israelitische Volk seinen Grund und seine Rechtfertigung finde. Das Volk war für jene Wahrheit noch nicht reif genug, sowie hinwiederum die Lehre von der Unsterblichkeit nicht die letzte und höchste Stufe der Tugend anzeigt, insofern eine innere Reinigkeit des Herzens noch in Hinsicht auf ein anderes Leben, in Hinsicht auf ewige Belohnung und Strafe empfohlen wird. Wenn der sittliche Zustand des alttestamentarischen Volkes das Knabenalter der Menschheit vorstellt, so erblicken wir in dem christlichen Glauben an Unsterblichkeit das Jünglingsalter, oder vielmehr das Mittel, den Jüngling zum Manne zu erziehen. Das ist die Zeit der Vollendung, da der Mensch, je überzeugter sein Verstand von einer immer bessern Zukunft sich fühlt, von dieser Zukunft gleichwohl Bewegungsgründe zu seinen Handlungen zu erborgen nicht nöthig haben wird, da er das Gute thun wird, weil es das Gute ist."

Lessing legt den Maßstab seiner großen Seele an, wenn er die Lehre der Unsterblichkeit eher als ein Hinderniß, denn als ein unterscheidendes Kennzeichen der vollkommenen Religion ansieht. Zwei Fragmente aus seinem Nachlaß zeigen schon durch ihre Ueberschrift, wie scharf er über diesen Punkt dachte.[1]) Er vergleicht in dieser Beziehung die geoffenbarte Religion mit der Astrologie: „Ueber die Bekümmerungen um ein künftiges Leben verlieren Thoren das gegenwärtige. Warum kann man ein künftiges Leben nicht eben so ruhig abwarten, wie einen künftigen Tag? — Dieser Grund gegen die Astrologie ist ein Grund gegen alle geoffenbarte Religion. Wenn es auch wahr wäre, daß es eine Kunst gäbe, das Zukünftige zu wissen, so sollten wir diese Kunst lieber nicht lernen. Wenn es auch wahr wäre, daß es eine Religion gäbe, die uns von jenem Leben ganz ungezweifelt unterrichtete, so sollten wir lieber dieser Religion kein Gehör geben."

Man hat gestritten, ob Lessing unter seinem neuen ewigen Evangelium wirklich eine neue Religion und Offenbarung verstand, wodurch die christliche ebenso antiquirt werden müsse, als der alte Bund durch den neuen — oder ob er sich darunter nur eine höhere, innere Entwickelung des Christenthums dachte. Wenn auch nicht hier, so hat doch Lessing, wie wir hervorgehoben haben, an andern Orten seinen Glauben an die Unvergänglichkeit des Christenthums auf Erden deutlich ausgesprochen. Wenn er dies aber auch nicht gethan hätte, so bleibt doch eins gewiß: die christliche Religion und Kirche würde, nach seinen Grundsätzen über die Erziehung des menschlichen Geschlechts, eben so weiter leben, als neben der christlichen Kirche das Judenthum und der Islam, ja als die polytheistischen Religionen auf dem Erdball. Dies gehört zu dem Plane der Erziehung, welcher aus dem innersten Mittelpunkte der Liebe und der Duldung bei ihm sich entwickelt. „Hüte dich, du fähigeres Individuum, der du an dem letzten Blatte dieses Elementarbuches stampfest und glühest, hüte dich, es deinem schwächeren Mitschüler

[1]) XI, 611. M. 2, 250 f. H. XV, 189. „Womit sich die geoffenbarte Religion am meisten weiß, macht sie mir gerade am verdächtigsten." — „Daß man die Menschen eben so von der Begierde, ihr Schicksal in jenem Leben zu wissen, abhalten solle, als man ihnen abräth zu forschen, was ihr Schicksal in diesem Leben sei."

merken zu lassen, was du witterst, oder schon zu sehen beginnst... Geh deinen unmerklichen Schritt, ewige Vorsehung! Nur laß mich dieser Unmerklichkeit wegen an dir nicht verzweifeln! Laß mich an dir nicht verzweifeln, wenn selbst deine Schritte mir scheinen sollten zurückzugehen! — Es ist nicht wahr, daß die kürzeste Linie immer die gerade ist. Du hast auf deinem ewigen Wege so viel mitzunehmen, so viel Seitenschritte zu thun!..."

Bis die verheißene Zeit der Vollendung, das neue ewige Evangelium herankommt, behält, auch Lessing zu Folge, der neue Bund um so mehr seine Bedeutung und Wichtigkeit für alle Zukunft, als er die großen Vernunftwahrheiten enthält, die hier noch blos als Offenbarungen „angestaunt" werden. Darum ruft er dem vorangeschrittenen fähigern Jünger zu: „kehre lieber noch einmal selbst in dieses Elementarbuch zurück, und untersuche, ob das, was du für Wendungen der Methode, für Lückenbüßer der Didaktik hälst, auch wohl nicht etwas Mehreres ist..."

Hier folgen, eben beispielsweise, (da es in seinem Plane nicht lag, die gesammte Dogmatik spekulativ umzugestalten) Erörterungen einzelner Dogmen der christlichen Glaubenslehre, namentlich über die von der Dreieinigkeit, der transcendentalen Einheit Gottes, von der Erbsünde,[1]) von der Genugthuung des Sohnes. Mit diesen muß man die an andern Orten entwickelte Lehre Lessings von der Freiheit des Willens, von der Ewigkeit der Strafen, von der Vollkommenheit und dem Fortschritt der Welt verbinden, Probleme, deren ausführliche Erörterung, zum Theil mit Rücksicht auf gegenüberstehende Auslegungen, ich an einem andern Orte zu geben versucht habe.[2])

Nun noch ein Wort von der Hypothese der Seelenwanderung, welche den Schluß der Schrift bildet. Daß sie ernstlich gemeint, nicht etwa blos bildlich zu verstehen sei, darüber habe ich mich erklärt. Mit dieser Lehre thut Lessing überhaupt den Schritt aus dem orthodoxen Religionssysteme heraus, indem er die gesammte religiöse Anschauung aus dem Jenseits in das Diesseits zurückruft, anderseits alles Sinnliche an den kirchlichen Vorstellungen durch ihn in ein Geistiges verwandelt wird. Der letzte Grund ist bei ihm doch wieder ein echt christlicher Gedanke, der Gedanke, der im Gebiete des religiösen, wie des bürgerlichen Lebens durchgeht, daß die Religion, daß die Erlösung und Beseligung nicht um eines Abstractum, sondern um eines jeden Einzelnen willen gegeben sei; denn: „Weh dem menschlichen Geschlechte, wenn in dieser Oekonomie des Heils auch nur eine einzige Seele verloren geht. An dem Verluste dieser einzigen müssen alle den bittersten Antheil nehmen, weil jede von allen diese einzige hätte sein können. Und welche Seligkeit ist so überschwenglich, die ein solcher Antheil nicht vergällen könnte?"

Lange vor Lessing hat der Neapolitaner Vico, in der ersten Hälfte des

---

[1]) Dies ist früher ausführlicher in den Gegensätzen zu dem ersten Fragmente X, 14. M. 18. H. XV, 265 geschehen. — [2]) Lessings Erziehung des Menschengeschlechts S. 115—147. — Die beiden Programme des Dr. Weidemann über Lessings Stellung zur Theologie seiner Zeit. 1. St., Hildburghausen 1842. 2. St., Saalfeld 1847, will ich hier bemerken, sind über die Einleitung nicht hinausgekommen. Vgl. den ersten Aufsatz in Heblers Lessing-Studien, Bern 1862: Die Erziehung des Menschengeschlechts und Nathan der Weise.

18. Jahrhunderts, den Gesetzen einer höheren Bestimmung unseres Geschlechts in der Weltgeschichte nachgeforscht, und drei Zeitalter in der Entwickelung der Menschheit, in denen sie einen Kreis durchlaufen, angenommen. Aber seinem eignen Zeitalter war Vico ein Räthsel, und erst in der andern Hälfte des Jahrhunderts erkannten die Italiener die ganze Tiefe der „neuen Wissenschaft." Für Deutschland hat Lessing den sittlich religiösen Grundton in der Philosophie der Geschichte angegeben. Ihre volle Ausbreitung und wissenschaftliche Rundung hat diese Idee darauf durch Herder erlangt, der auch hier ergänzend sich an Lessings Seite stellt, und hieran vor andern die Unsterblichkeit seines Namens geknüpft hat. Nur während Lessing die sittliche Freiheit des Einzelnen zum Ausgang nimmt, knüpft Herder die Geschichte des Geschlechts an das Universum, an die Natur. Heute dürfen wir es sagen: wenn Lessing in seinen Philosophemen von Leibniz ausgeht, so wird Herder mit seiner ganzen Natur- und Weltanschauung überwiegend von Spinoza getragen. Das Erhabene, welches bei Lessing am Ende der Geschichte uns entgegenleuchtet, strahlt in Herders Ideen aus dem Ganzen der Schöpfung, der Natur, von welcher sich das menschliche Geschlecht in der Geschichte ablöst und befreit, indem es nach reiner Menschheit hinanstrebt. Beide aber, Lessing und Herder, begegnen sich in der Rückkehr zu den Ahnungen der Menschheit im Anfange der Geschichte, im Orient. Es dauerte aber längere Zeit, ehe der Deutsche die tiefere und allgemeine Bedeutung des Vermächtnisses von Lessing verstand,[1]) bis Friedrich Schlegel am Anfange des neuen Jahrhunderts darauf hinzeigte:

„Es wird das neue Evangelium kommen," —
So sagte Lessing, doch die blöde Rotte
Gewahrte nicht der aufgeschlossnen Pforte.
Und dennoch was der Theure vorgenommen,
In Denken, Forschen, Streiten, Ernst und Spotte,
Ist nicht so theuer wie die wen'gen Worte.

Vierzehntes Kapitel.

Man wird Lessings Ansichten von der Bestimmung des Menschen in der Geschichte erst dann nach allen Seiten kennen und würdigen, wenn man schließlich auch in seine Lehre vom Staate und der bürgerlichen Gesellschaft eindringt. Diese bildet den Kern seiner Schrift: „Ernst und Falk, Gespräche für Freimaurer."[2]) Sie ist dem Herzog Ferdinand von Braunschweig gewidmet,

[1]) Ein Paar Gegenschriften vom Jahre 1780 und 1781, welche Jördens, Lexikon III, 273 anführt, sind spurlos vorübergegangen. Ewald, Superintendent in Detmold, gab einen Band Predigten heraus, mit dem prägnanten Titel: „Die Erziehung des Menschengeschlechts nach der Bibel." (Lemgo 1783.) — [2]) Vor dem Drucke ließ sie Lessing in der Handschrift durch die Hände von Brüdern in Braunschweig, Hamburg und andern Orten gehen. — Die Fortsetzung (das 4. und 5. Gespräch) erschien 1780 mit der Vorrede eines Dritten (X, 286. M. 281. H. XVIII, 167), welcher, zufolge

welcher Großmeister aller Freimaurerlogen in einem großen Theile von Norddeutschland und seit 1772 aller deutschen Logen, besonders des Systems der Maurer der sogenannten strikten Observanz war.[1]) — Es war auf seiner Reise nach Hamburg im September 1771, daß Lessing an diesem Orte Freimaurer wurde.[2]) Die nähern Umstände dieses für ihn bedeutungsvollen Schrittes waren bisher in Dunkel gehüllt. Folgendes ist eine authentische Nachricht hierüber, welche ich aus handschriftlichen Quellen schöpfe:

„Lessing ist in Hamburg 1771 in der 1770 nach dem von Zinnendorfischen System constituirten Loge des Baron Georg von Rosenberg zu den drei goldenen Rosen recipirt."

„Der Baron von Rosenberg war ein reducirter Rittmeister von dem von Lucknerschen Armeecorps. Er hatte im Jahre 1768 in Hamburg eine nach französischem Ritus arbeitende Loge errichtet, die aber durch kein Patent autorisirt war. Durch Vermittelung der Herren F. H. von Sudthausen und Johann Daniel Leonhardi, Brüder des von Zinnendorfischen Systems, erhielt gedachte Rosenbergsche Loge 1770 ihre ordentliche Constitution nach dem System der großen Landesloge. Dieses System hatte damals unstreitig die größten Intelligenzen in seiner Mitte und an seiner Spitze. Dazu gehörten Männer wie die Grafen zu Stolberg, von Bernstorff, J. H. Voß, Claudius; obenan stand Herzog Ernst von Gotha."

Karl Lessing, der nicht Freimaurer war, erzählt über seines Bruders Aufnahme mehrere lustige Anekdoten. Auch soll man ihm einen ehrenvollen Vorzug bei der Aufnahme angeboten haben, der sonst Fürsten und Prinzen nach freimaurischer Klugheit gewährt würde, welcher darin bestand, ihn durch alle Grade hindurchzuführen, wenn er die Fortsetzung seines Ernst und Falk unterdrücken, und sich aller weitern Untersuchung enthalten, oder wenigstens sie nur für sich anstellen wollte, ohne etwas darüber drucken zu lassen.

Lessing, einen Wink höhern Orts bekam, diese Fortsetzung nicht bekannt zu machen. Daraus schließt ein Ungenannter in der Litteratur- und Theaterzeitung (Berlin 1781, S. 670), daß diese Fortsetzung wider Wissen und Willen Lessings gedruckt worden, wenn anders Lessing der Verfasser war, was ihm noch sehr zweifelhaft ist. Diese kritischen Zweifel werden ausführlich erörtert. Allein daß Lessing in der That der Verfasser war, braucht keines langen Beweises, da wir sein Bekenntniß in dem Briefe an seinen Bruder vom 19. März 1779 (XII, 526. M. 633. H. XX, 1, 783) haben. Hier sagt er auch, daß er „aus nöthigem Menagement für den Herzog Ferdinand" den Druck des 4. und 5. Gesprächs unterlasse. Nicolai sagt in seinem Versuch über den Tempelherrnorden (I, 150) von dieser Fortsetzung: „Sie ist zwar ohne sein Vorwissen herausgegeben worden, aber unstreitig von ihm." War jenes der Fall, so wäre die „Vorrede eines Dritten" auch nicht von Lessing. Doch ist mir wahrscheinlicher, daß Lessing selbst, nur unter der Maske dieses Dritten, sammt der Vorrede, die Fortsetzung herausgegeben hat. — Vgl. C. Mönckeberg, Lessing als Freimaurer. Hamburg 1880.

[1]) Dieses System war von einem Herrn von Hundt, einem Edelmann aus der Oberlausitz, nach dem siebenjährigen Kriege gestiftet und auf das Vorgeben, daß die Freimaurerei von den Tempelherren abstamme, gegründet, sowie mit den Formen und Einrichtungen dieses Ordens umgeben. Das Nähere bei Mauvillon, Geschichte Ferdinands, Herzogs von Braunschweig-Lüneburg, II, 460 ff. und Schlosser, Geschichte des achtzehnten Jahrhunderts, III, 1, 290 ff. — [2]) Unrichtig hat K. Lessing seines Bruders Aufnahme in den Orden an seinen mehrjährigen Aufenthalt in Hamburg geknüpft. I, 295.

Allein, wurde hinzugesetzt, er hatte die Wahrheit zu lieb, als daß er eine solche Bedingung eingegangen wäre. Der Biograph fügt selbst hinzu, daß an der Richtigkeit seiner Anekdote noch zu zweifeln sei, weil Lessing diese Gespräche erst zu Wolfenbüttel vollendete, ob er sie gleich in Hamburg angefangen haben mochte. Aber daß Lessing um 1769 Freimaurer geworden, war ja schon eine falsche Voraussetzung.

Bode, Lessings Freund, der in der Geschichte der Freimaurerei eine so bedeutende Rolle spielte, widerlegt eine andere, von Bonneville erzählte Sage.[1]) Lessing nämlich habe in seinem „Nathan der Weise" den Charakter eines Tempelherrn mit Meisterhand gezeichnet; er habe darin auf freimaurerische Zeichen und auf den geheimnißvollen Ring angespielt. Aus dem nervigen Tone dieser Tragödie könne man mit Gewißheit abnehmen, daß er sich für einen wahren Tempelherrn hielt und die wahre Bedeutung dieses jesuitischen Ringes nicht wußte.

— „Was man nicht alles aus dem Tone eines Stückes abnehmen könnte!" ruft Bode aus.

„Der Verfasser (fährt er fort), der lange Zeit mit Lessing in wahrer Vertraulichkeit gelebt hat, ist es seiner Asche schuldig, Folgendes zu sagen:

„„Lessing sagte zu einem Meister vom Stuhl der strikten Observanz: er wisse das Geheimniß der Freimaurerei, ohne eingeweiht zu sein, und wolle darüber schreiben. „„Lessing, (antwortete jener) ich möchte nicht gern in irgend einer Wissenschaft Ihr Gegner sein: aber hier wissen Sie so wenig, daß ich es leicht haben würde, meinen Speer gegen Sie aufzunehmen."" Lessing meinte freilich, das sei nur die Sprache eines Meisters vom Stuhl; indeß brachte ihn doch der ernsthafte Ton dieses seines Freundes dahin, um die Aufnahme zu ersuchen. Der Meister vom Stuhl aber gab ihm zur Antwort: „Ich wüßte keinen Mann, den ich lieber zum Bruder hätte, als Sie; aber ich muß es Ihnen deswegen platterdings abrathen, sich aufnehmen zu lassen, weil die Fortschritte in unserm System zu langsam für Ihr Alter und für Ihren feurigen Charakter sind." — Dabei blieb es. Ein anderer Meister vom Stuhl, von einem andern System in Hamburg (dies war der vorhingenannte Baron von Rosenberg), der Lessings Wunsch, Freimaurer zu werden, erfahren hatte, machte sich ein Vergnügen daraus, ihm die Erfüllung seines Wunsches anzutragen. Unmittelbar nach der Aufnahme sagte dieser Herr von R. zu Lessing: „Nun? Sie sehen doch, daß ich die Wahrheit gesagt? Sie haben doch nichts wider die Religion oder den Staat gefunden!!" — — Hier kehrte sich Lessing, der eben ein wenig lange Weile gefunden haben mochte, um, und sagte: „Ha! ich wollte, ich hätte dergleichen gefunden, das sollte mir lieber sein."[2]) „„Indeß ging er, fügt Bode hinzu, „„den gewöhnlichen Schritt der Grade bis zum dritten fort, weiter aber ist er nie gekommen, obgleich das nur an ihm lag; und

---

[1]) Lenning, Encyclopädie für Freimaurer, Artikel Lessing. — [2]) Diese Rede ist schärfer, als was K. Lessing seinem Bruder bei dieser Gelegenheit a. a. O. in den Mund legt: „Wollte der Himmel! ich fände etwas der Art, so fänd' ich doch etwas!" Lessings Leben von K. Lessing I, 299.

für einen Tempelherrn hat er sich nie gehalten, — wahrhaft nicht einmal für einen symbolischen, geschweige für einen wahren!"" Auch Nicolai bezeugt, daß Lessing ins Innere der Freimaurerei gar nicht eingedrungen sei, und das nämliche sagt der vorgenannte Berichterstatter über die Fortsetzung von Ernst und Falk in der Litteratur= und Theaterzeitung von 1781, S. 670. Er versichert, aus sehr sichern Händen geschöpft zu haben, daß Lessing die Gespräche für Freimaurer schrieb, als er nur die erste Stufe der Freimaurerei betreten hatte, was seinen durchschauenden Geist aber nicht gehindert hätte, sogleich in das Wesen dieser Verbrüderung unter Bildern und Verhüllungen einzudringen.

Moses Mendelssohn (erzählt ferner Karl Lessing) erinnerte sich einst mit vielem Vergnügen in einem Cirkel seiner Freunde einer Unterredung, die er mit Lessing über diesen Gegenstand gehabt hätte. Als er ihn auf einer Rückreise von Hannover in Wolfenbüttel besuchte, fragte er ihn: „Sie sind auch, wie ich gehört habe, Freimaurer geworden? Ist das wahr, Freund?"

„O ja, lieber Moses, wohl bin ich's geworden!"

„Nun?"

„Was nun? Nun soll ich offenbaren? Nicht? Aber das darf ich nicht, kann ich wahrlich nicht. — Ich habe geschworen."

„Sie scherzen, lieber Lessing. Glauben Sie wirklich, mein unschuldiges Nun, das doch auch einen andern Sinn haben kann, ginge dahin, Ihnen die Geheimnisse des Ordens zu entlocken? Das sei fern! — Aber wie? Von früher Jugend suchen wir die Wahrheit; seit unserer Bekanntschaft suchen wir sie gemeinschaftlich mit aller Anstrengung, mit aller Treue, mit welcher sie gesucht sein will. Und nun könnte es Wahrheiten geben, die Lessing seinem fünfundzwanzigjährigen Freunde nicht zu offenbaren geschworen — feierlich geschworen? Und ich sollte diese Wahrheiten zu wissen nicht neugierig sein können? Sind es aber nicht Wahrheiten, die der Orden seinen Jüngern mittheilt, so werden Sie noch vielmehr gestehen, daß ich — — —"

Lessing lachte herzlich über Moses Eifer, und sagte: „Hören Sie auf, lieber Moses. Da habe ich meinen Orden für nichts und wieder nichts compromittirt."[1])

---

[1]) A. a. O. 299—301. — Auf die Freimaurerei bezieht sich Lessings im Jahre 1751 verfaßtes satirisches Gedicht: „das Geheimniß" (I, 106. M. 135. H. 234); darum ließ er es 1771 im ersten Bande der verm. Schriften weg, wie K. Lessing (Vorbericht zum 2. Bande der verm. Schriften, S. XXV.) versichert. Der Schluß dieser Erzählung lautet:

Ich kenn ein drollig Volk, mit mir kennt es die Welt,
Das schon seit manchen Jahren
Die Neugier auf der Folter hält,
Und dennoch kann sie nichts erfahren.
Hör auf, leichtgläubge Schaar, sie forschend zu umschlingen!
Hör auf, mit Ernst in sie zu dringen!
Wer kein Geheimniß hat, kann leicht den Mund verschliessen.
Das Gift der Plauderei ist, nichts zu plaudern wissen.

„Mehr braucht es wohl für den Leser nicht (fügt Karl Lessing hinzu), um ihm zu beweisen, was Lessing von der Unbedeutsamkeit, aber auch Unschädlichkeit dieses Ordens für einen vernünftigen Mann gedacht und erfahren hat.“ Er hätte dabei auf das vierte Gespräch zwischen Ernst und Falk hinweisen können, wo der in seinen Erwartungen betrogene Ernst gleich nach seiner Aufnahme nicht Worte genug findet, um seinen Verdruß auszusprechen, und Falk ihm gesteht, daß er ihm von seinem Vorsatze, hätte er ihn gewußt, ganz gewiß abgeredet haben würde. „Wer wollte einem raschen Knaben, weil er dann und wann noch fällt, den Gängelwagen wieder einschwätzen?“

Und doch wäre die höhere Bedeutung von Lessings Schritt schon hinlänglich gesichert, wenn er auch weiter nichts, als den Anlaß und Stoff zur Ausarbeitung seiner meisterhaften Gespräche dort geschöpft hätte, Gespräche, sagt ein Kenner der Alten,[1]) welche alle die Einfalt, alle die Süßigkeit, alle den Tiefsinn, alle die glückliche Mischung von Scherz und Ernst haben, die wir an den Platonischen Dialogen bewundern. Ich überlasse die Frage den Freimaurern, wer von beiden Theilen, Lessing oder der Orden, mehr einer von dem andern gewonnen, sowie, ob Lessing durch den Eintritt in den Orden zu den großen Ideen über denselben den Anstoß empfangen, oder, was mir wahrscheinlicher ist, ob er die empfangenen Anschauungen und gemachten Erfahrungen mit seinen frei durch sich selbst erzeugten Ideen befruchtet habe. Ich finde es wahrscheinlicher, wegen der in die Augen springenden Verwandtschaft zwischen Ernst und Falk und der Erziehung des Menschengeschlechts, und was hiermit zusammenhängt; wie bereits an einem andern Orte entwickelt ist.[2])

Nicht also, um Lessings Gespräche in Bezug auf ihre Resultate für den Orden speculativ und historisch zu erörtern, mögen sie hier in Betracht gezogen sein (wiewohl die Freimaurer darin ihr Ideal heute im Wesentlichen gefunden zu haben glauben)[3]), sondern wegen des Reflexes, welchen diese Ideen auf Lessings Begriffe von Staat und bürgerlicher Gesellschaft in politischer und socialer Hinsicht zurückwerfen. In diesem Zeitalter (zwischen 1770—1780) sprach sich eine Vorahnung großer Veränderungen und Umwälzungen in Europa in jenem dunklen Streben nach geheimen Verbindungen aus, welches hie und da in die seltsamsten Verirrungen ausartete. (Ich nenne Adam Weishaupt, den Stifter des Ordens der Illuminaten, als eines höheren Grades der Freimaurerei; Bahrdt, den Stifter der Union der Zweiundzwanziger, der die Hypothese aufstellte, daß Jesus sich zur Ausführung

---

Und wissen sie auch was, so kann mein Mährchen lehren,
Daß oft Geheimnisse uns nichts Geheimes lehren,
Und man zuletzt wohl spricht: war das der Mühe werth,
Daß ihr es mir gesagt, und ichs von euch begehrt?

[1]) Ch. G. Schütz, über Lessings Genie und Schriften. Drei Vorlesungen. Halle 1782. — [2]) Lessings Erziehung des Menschengeschlechts, S. 147—174. — [3]) Vgl. den ausführlichen Artikel Freimaurerei von August Wilh. Müller in der Ersch- und Gruberschen Encyklopädie 1849. I. Sect. 49. Theil. 77. (Auf diese von Freimaurern sehr geschätzte Arbeit beziehe ich mich öfter).

seines Plans eines geheimen Ordens, einer geheimen Gesellschaft, als Mittels bediente, was Reinhard einer ausführlichen Widerlegung für würdig achtete.[1]) Zu welchen Spielereien und Fictionen jener Hang zum Geheimniß damals führte, erzählt uns sehr ergötzlich Goethe aus seinem Leben in Wetzlar 1772 (Werke XXVI, 135—139) von dem nachgeäfften Tempelherrnorden und dem Orden des Uebergangs, von dem hannoverschen Edelmann von Goué gestiftet. Auch der junge Jerusalem, der sich hier am 29. October 1772 erschossen hat, gehörte zu dem Orden.[2]) Dies Wesen riß auch die bessern Geister fort und war nicht nur auf ihr Thun und Wirken im Leben, sondern auch auf die Literatur und Kunst von Einfluß, wie dies unter andern Gervinus mit Bezug auf deutsche Poesie angedeutet hat, und zwar mit besonderer Hinsicht auf den Freimaurerorden,[3]) welcher allein jene ephemeren Geburten phantastischer und mystischer Köpfe überlebte, übrigens aber in sich selbst in verschiedene Systeme zerfiel, welche, wie in Hamburg 1773—1778, in offenem Krieg gegen einander lebten, und wo über das Wesen der Maurerei nichts als Streit und Verwirrung unter den Maurern herrschte.[4]) In dem vierten Gespräche läßt Lessing diesen Stand der Dinge durchblicken, nicht ohne Spott und Ironie: „Der Eine will Gold machen, der Andere will Geister beschwören, der Dritte will die * * *[5]) wieder herstellen." Falk möchte selbst in diesen Verirrungen einen gewissen Zusammenhang und einen Anknüpfungspunkt mit dem Höhern erblicken und spricht von Neulingen des Ordens, welche sich mit diesen Grillen von Goldmachern, Geisterbannern und Tempelherrn schleppen — Spielzeug, worin er aber schon die Waffen erblicken will, „welche einmal die Männer mit sicherer Hand führen werden;" — er kann aber nicht umhin, seine Furcht zu äußern über das „Logenwesen," wie es jetzt getrieben werde, „wenn sie sich von Königen und Fürsten Privilegien geben lassen und das Ansehen und die Gewalt derselben zur Unterdrückung der Brüder anwenden, die einer andern Observanz sind als der, die man so gern zum Wesen der Sache machen möchte." — Diese Intoleranz, welche der Orden mit den religiösen Sekten gemein hatte, zeigte sich nicht nur in der Ausschließung der Juden, sondern auch der Handwerker und Dienstboten, „die sich die Farbe zu ihrem Rock nicht selbst wählen."[6]) (Es wird nicht auffallen, daß Lessing, durch die Worte der hier übereinstimmenden Ernst und Falk, seiner sonstigen Gesinnung gemäß, gegen diese Ausschließungen sich ausspricht). Falk setzt die bedeutenden Worte hinzu: „das war nun wohl zu meiner Zeit nicht so."

Dieses alles sei nur gesagt, um zu dem Schlusse zu gelangen, wo

---

[1]) Reinhards Versuch über den Plan u. s. w. S. 121. Dennoch wurde diese Hypothese in neuerer Zeit in A. Kestners Agape, Jena 1819, wiederholt. — [2]) Vgl. Blätter für literarische Unhaltung 1852. No. 52. Der Ritterbund mit dem Orden des Uebergangs zu Wetzlar. — [3]) V, 274. „In den letzten dreißig Jahren des Jahrhunderts entstand das Getriebe mit diesen Geheimorden über ganz Deutschland hin; man wußte nicht woher und wohin . . . Wie Meteore schwanden diese Erscheinungen wieder, nur der Freimaurerorden bestand durch alle Verfolgungen. — Wie diese Interessen die Nation ausfüllten, erkennt man in unsrer schönen Literatur auf Weg und Steg" u. s. w. — [4]) Aus handschriftlichen Mittheilungen. (Guhrauer). — [5]) Tempelherren. — [6]) Die Loge der stricten Observanz, welcher Lessing angehörte, basirte sich auf „das christliche Prinzip."

Lessing auf allgemein faßliche Art über das Verhältniß der Loge zur Freimaurerei sich ausspricht.

Falk. In die Loge vorjetzt, auf eine Zeit nicht können zugelassen werden, und von der Freimaurerei ausgeschlossen sein, sind doch zwei ganz verschiedene Dinge.

Ernst. Wie so?

Falk. Weil Loge sich zur Freimaurerei verhält, wie Kirche zum Glauben.

Dieser Gedanke findet sich schon im dritten Gespräche (bevor Ernst sich hat aufnehmen lassen), da, wo Falk in symbolischer Weise den Begriff der Freimaurerei — wir werden ihn näher kennen lernen — entwickelt: „Dieser Aufschluß, diese Erleuchtung wird dich ruhig und glücklich machen; — auch ohne Freimaurer zu heißen."

Ernst. Du legst auf dieses heißen so viel Nachdruck.

Falk. Weil man etwas sein kann, ohne es zu heißen.

Endlich im fünften Gespräch: „Die Freimaurerei," sagt Falk, „beruht im Grunde nicht auf äußerlichen Verbindungen, die so leicht in bürgerliche Anordnungen ausarten, sondern auf dem Gefühl gemeinschaftlich sympathisirender Geister." So ist denn ziemlich deutlich zu erkennen gegeben, daß wir in diesem Gespräche keine sogenannten Geheimnisse erfahren, sondern eine philosophische Doctrin kennen lernen sollen, welche er die wahre Ontologie der Freimaurerei nennt, zu welcher ihm aber der bestehende Orden mit seiner Geschichte und seiner Verfassung eben so nur als Vehikel und Substrat dienen muß, wie die Bibel und die Dogmen der christlichen Kirche (auf welche er in der Vorrede selbst hinweist) für die Entwickelung und Darlegung seiner Ideen über die Erziehung des Menschengeschlechts.

Welches ist nun diese Ontologie der Freimaurerei? Dies bildet den Gegenstand des zweiten Gesprächs. Der Kern darin betrifft Wesen und Bestimmung der bürgerlichen Gesellschaft.

Wie anderswo, geht Lessing auch hier von keiner Definition von Staat und Gesellschaft aus, um daraus a priori die Eigenschaften derselben abzuleiten, sondern er legt eine bestimmte lebendige Anschauung aus der Natur zu Grunde. Diese Anschauung liefert das Leben und Weben eines Ameisenhaufens. „Welche Geschäftigkeit und doch welche Ordnung. — Die Ameisen leben in einer noch wunderbareren Gesellschaft, als die Bienen, denn sie haben niemand unter sich, der sie zusammenhält und regiert. — Ordnung muß also doch auch ohne Regierung bestehen können . . .?"

„Wenn jedes einzelne sich selbst zu regieren weiß."

„Ob es wohl einmal mit den Menschen dahin kommen wird?"

„Wohl schwerlich." —

Ordnung und Freiheit, die höchsten Forderungen der Menschheit und der Vernunft, ohne alle äußere Einschränkung durch Gesetze, werden also als unerreichbare Ideale der menschlichen und bürgerlichen Gesellschaft gelehrt. Die bürgerliche Gesellschaft ist nothwendig, aber sie ist nur ein Mittel zum

Zweck; die Staaten sind für die Menschen, die Menschen sind nicht für die Staaten erschaffen worden. — Die Staaten vereinigen die Menschen, damit durch diese und in dieser Vereinigung jeder einzelne Mensch seinen Theil von Glückseligkeit desto besser und sicherer genießen könne. — Das Totale der einzelnen Glückseligkeit aller Glieder ist die Glückseligkeit des Staats. Außer dieser giebt es gar keine. Jede andere Glückseligkeit des Staats bei welcher auch noch so wenig einzelne Glieder leiden, und leiden müssen, ist Bemäntelung der Tyrannei: „Als ob die Natur mehr die Glückseligkeit eines abgezogenen Begriffs — wie Staat, Vaterland und dergleichen — als die Glückseligkeit jedes wirklichen einzelnen Wesens zur Absicht gehabt hätte!" — Auch hier also das uns bekannte Princip der Individualität, auf die bürgerliche Gesellschaft übergetragen, wie vorhin auf die Kirche: — „wehe dem menschlichen Geschlechte, hieß es dort, wenn in dieser Oekonomie des Heils auch nur eine einzige Seele verloren geht." In der Oekonomie des Staates und der Gesellschaft soll es nach dem nämlichen Prinzipe, dem der Liebe, eingerichtet sein. Dieses bildet den Kern von Lessings Politik, der freilich, in einer nachherigen Periode, als ein durch die neuern Philosophen (seit Kant) wesentlich überwundener Standpunkt bezeichnet wurde. Dieser Eudämonismus in der Politik hätte denjenigen Begriffen des Staats Platz gemacht, welche aus der Idee des Staates hergeleitet sind, dessen Grundlage die Vernunft und das Recht ist. Nächst der Idee des Rechts aber sei es die Nationalität, das lebendige Volksbewußtsein, welches im Staat über dem Einzelnen schwebt und ihn an den Boden mit unzerreißbaren Fäden knüpft. Daß aber die Zustände des deutschen Reichs, im Ganzen und in seinen Theilen, unter der Herrschaft des Absolutismus und der Kabinetsregierung, solche Begriffe von Staat und Vaterland nicht aufkommen ließen, wird zugegeben. Aber jene Kantsche Kritik des Eudämonismus in der Politik und Moral trifft in Wahrheit Lessing nicht, welcher in Religion und Moral diesen Standpunkt völlig überwunden und sich schon ganz auf den Kantschen Standpunkt versetzt hat, ja über denselben hinausging, da er das Gute schlechthin fordert, weil es das Gute ist, und sogar alle Rücksicht auf die Unsterblichkeit der Seele und die Belohnung in einem zukünftigen Leben aus dem Systeme der wahren Religion ausgeschlossen haben will. Dies hindert ihn nicht, das Wohlsein des Einzelnen als die höchste Aufgabe von dem Ganzen, der bürgerlichen Gesellschaft, zu fordern. Aber worauf beruht denn zuletzt dieses Wohlsein?

Wenn wir der Sache näher auf den Grund gehen, ergiebt es sich, daß diejenige Glückseligkeit, welche Lessing für die Bürger des Staats fordert, von der Sache der Vernunft unzertrennlich ist und auf ihr ruht, mithin von selbst zur wahren Moral führt. Einen andern Begriff kannte Lessing nicht. Auch in Bezug auf das Christenthum ist es ihm nicht um unsre Seligkeit, „sie mag herkommen, woher sie will," sondern unsre Seligkeit, vermittelst unserer Erleuchtung zu thun; welche Erleuchtung nicht blos als Bedingung, sondern als Ingredienz zur Seligkeit nothwendig ist; in welcher am Ende unsere ganze Seligkeit besteht.[1]) Und so heißt es in den

[1]) Vierter Anti-Goeze, X, 187. M. 180. H. XVI, 162.

Gesprächen für Freimaurer, nachdem alle die nothwendigen Mängel und Gebrechen der bürgerlichen Gesellschaft, auch bei der besten Staatsverfassung, auseinandergesetzt sind: „Wenn die bürgerliche Gesellschaft auch nur das Gute hätte, daß allein in ihr die menschliche Vernunft angebaut werden kann: ich würde sie auch bei weit größern Uebeln noch segnen."

Die Dialektik, mit welcher Lessing die innern Widersprüche in dem Begriffe des besten Staats entwickelt, ist echt platonisch; und die Idee der Freimaurerei ist aus der tiefsten Erkenntniß der socialen Gebrechen hergeholt. Ohne daß Rousseau genannt wird, ist das Ganze dieser Entwickelung Rousseaus Lehren vom Ursprung und Wesen des Staats entgegengesetzt; der Staat, bei allen unvermeidlichen Uebeln, unendlich hoch über den Stand der Natur erhoben, wie bemerkt: weil in ihm allein die menschliche Vernunft angebaut werden kann. Daß aber die Uebel, welche mit dem menschlichen Staate verknüpft sind, doch wieder aus dem Begriffe desselben als unvermeidliche fließen, bildet die andere Seite dieses Gegensatzes. „Ein Staat: mehrere Staaten. Mehrere Staatsverfassungen: mehrere Religionen. — Die bürgerliche Gesellschaft kann die Menschen nicht vereinigen, ohne sie zu trennen, nicht befestigen, ohne Scheidemauern durch sie hin zu ziehen. — Nicht genug, daß die bürgerliche Gesellschaft die Menschen theilt und trennt. Diese Trennung in wenige Theile, deren jeder für sich ein Ganzes wäre, wäre doch noch besser, als gar kein Ganzes. — Nein, die bürgerliche Gesellschaft setzt ihre Trennung auch in jedem dieser Theile gleichsam ins Unendliche fort: Verschiedenheit der Stände. Wenn auch alle Glieder des Staats an der Gesetzgebung Antheil haben, so können sie doch nicht gleichen Antheil haben; wenigstens nicht gleich unmittelbaren Antheil. Es wird also vornehmere und geringere Glieder geben (Lessing dachte, scheint es, an aristokratische Verfassungen). Endlich die Unterschiede von Besitz und Eigenthum. Wenn Anfangs auch alle Besitzungen des Staats unter sie gleich vertheilt worden, so kann diese gleiche Vertheilung doch keine zwei Menschenalter bestehen. Einer wird sein Eigenthum besser zu nutzen wissen, als der andere; einer wird sein schlechter genutztes Eigenthum gleichwohl unter mehrere Nachkommen zu vertheilen haben, als andre. Es wird also reiche und arme Glieder geben. (Das nämliche Argument, und mit den nämlichen Worten, welches dem Communismus unsrer Tage entgegengehalten wurde!) So tief greifen die Unvollkommenheiten des Staats und der bürgerlichen Gesellschaft, auch wo der beste Staat in der Wirklichkeit vorausgesetzt wird: wie vielmehr aber zu einer Zeit, wenige Jahre vor der Revolution, wo sich das Gefühl einer herannahenden Katastrophe der Edlern bemächtigte. Lessing erlebte noch den Ausbruch des Kampfes für die Unabhängigkeit Nordamerikas, wodurch diese Bewegung der Geister sich ihres Zieles bewußter wurde. Doch er wandte von allen gewaltsamen Erschütterungen und Revolutionen zur Verwirklichung der Ideale der Menschheit seine Blicke ab, gleichwie in einer spätern Periode Goethe. In dem fünften Gespräch spricht Falk von einem Freimaurer, der zu denen gehöre, welche „in Europa für die Amerikaner fechten," und der die Grille hat, daß der Kongreß eine Loge sei; daß da endlich die Freimaurerei ihr Reich mit bewaffneter Hand gründen werde. — Das sind nur „Träume!" sagt Falk, der Freimaurer erwartet ruhig den

Aufgang der Sonne und läßt die Lichter brennen, so lange sie wollen und können. — Die Lichter auslöschen, und wenn sie ausgelöscht sind, da erst wahrnehmen, daß man die Stümpfe doch wieder anzünden, oder wohl gar wieder andere Lichter aufstecken muß: ist der Freimaurer Sache nicht.

Ernst. Das denke ich auch. — Was Blut kostet, ist gewiß kein Blut werth.

Falk. „Vortrefflich.“ — Aehnlich sagt Lessing in der Erziehung des Menschengeschlechts von dem religiösen Schwärmer: „Wozu sich die Natur Jahrtausende Zeit nimmt, soll in dem Augenblicke seines Daseins reifen.“

Das Gegenstück solcher Schwärmer oder Träumer sind jene, welche ganz allgemein die Weisesten und Besten eines jeden Staats genannt werden, näher aber die Freimaurer: „Männer, die über die Vorurtheile der Völkerschaft hinweg sind und genau wissen, wo Patriotismus aufhört Tugend zu sein; Männer, welche dem Vorurtheile ihrer angeborenen Religion nicht unterliegen, nicht glauben, das alles nothwendig gut und wahr sein müsse, was sie für gut und wahr anerkennen; Männer endlich, welche bürgerliche Hoheit nicht blendet, und bürgerliche Geringfügigkeit nicht ekelt; in deren Gesellschaft der Hohe sich gern herabläßt, und der Geringe sich dreist erhebt.“ An dieser Schilderung erkennen wir den Charakter jener echten Humanität, deren Verwirklichung die Weisesten und Besten unter verschiedenen Formeln erstrebten: so Schiller, unter der Idee reiner ästhetischer Erziehung der Menschen, wo die, welche dazu erzogen sind, in allen Staaten der Erde immer nur eine unsichtbare Kirche ausmachen. Eine ähnliche Idee schwebte Goethen in Wilhelm Meisters Lehr- und Wanderjahren vor. Lessing bediente sich der Freimaurerei, nach ihrer Idee, als dieser Formel, und in diesem Sinne heißt es bei ihm: „Ihrem Wesen nach ist die Freimaurerei eben so alt als die bürgerliche Gesellschaft. Beide konnten nicht anders, als mit einander entstehen, wenn nicht gar die bürgerliche Gesellschaft ein Sprößling der Freimaurerei ist . . . Wo sich die bürgerliche Gesellschaft befand, befand sich aller Orten auch die Freimaurerei und umgekehrt“ . . . Hier verläßt die Spekulation ganz den historischen Boden und die Freimaurerei ist nur noch ein symbolischer Begriff.

Nur die wenigsten unter den Freimaurern, bei denen die Gespräche umliefen, erhoben sich zu diesem Standpunkte; die meisten hielten den Verfasser für einen Schwärmer. Zu jenen wenigen gehörten die Herder, Hamann,[1]) Claudius, Campe. „Es ist schon einmal in Hamburg gewesen, bei Herrn Boden,“ schrieb Lessing an Claudius (XII, 504. M. 607. H. XX, 1, 740): „aber — und itzt läuft es hier durch die Hände der andern Observanz. Es soll mich verlangen, ob es am Ende doch auch Einer verstehen wird.“ Campes Antwort beim Zurücksenden des Gesprächs wirft Licht auf

[1]) Hamann erhielt das Manuscript durch Herder, und schrieb an diesen den 21. Februar 1779 (Hamanns Schriften VI, 66): „An Lessings ontologischem Gespräche habe ich mich nicht satt lesen können . . .“ Hamann nahm auch Rücksicht auf Ernst und Falk in seinen in demselben Jahre erschienenen „Fragmenten einer apokryphischen Sibylle über apokalyptische Mysterien.“ (Ebend.)

den Geist, der in Hamburg in diesem Kreise herrschte (XIII, 637. H. XX, 2, 1003): „Ich dachte Wunder, wie viel ich an Einsicht gewinnen würde, wenn ich sie von Denen lesen ließe, die mich, noch ehe sie sie gelesen hatten, in einem so zuversichtlichen Tone versicherten, daß sie lauter Chimären enthielten! Aber was war's? Ein mitleidiges und geheimnißvolles Achselzucken über Ihre Verblendung; und eine triumphirende Verweisung auf den ersten Theil des Zoroasters, auf gewisse mikrokosmische Vorspiele, und auf das Geheimniß der Verwesung und Verbrennung aller Dinge — Scharteken, die ich nie gesehen habe, und nie zu sehen verlange — waren Alles, was man mir einzuernten gab. Mit dem letzgenannten Buche, glaube ich, tröstet man sich, weil, wenn Alles verwesen und verbrennen soll, Ihre leidigen Gespräche ja auch nicht ewig dauern können. Sehen Sie, lieber Lessing, wie selbst Diejenigen, die eben keinen Drang, Sie zu loben, bei sich verspüren, kein andres Mittel, Ihre Schriften zu zernichten, als die Zerstörung des Weltalls durch Fäulniß und durch Feuer kennen!"

Herder, welcher, sichern Nachrichten zufolge, bereits in Riga sich in den Orden hatte aufnehmen lassen,[1]) nachher aber, mit Rücksicht auf seine Stellung in Weimar, sich zurückzog, und seine Verbindung mit dem Orden verhüllte, hat sich in „Adrastea,"[2]) mit Rücksicht auf Lessings Gespräche, skeptisch über des Ordens Wesen und Wirkung geäußert: „Lessing legte ihnen eine so große, so feine Absicht unter." — An „Ernst und Falk" sich anschließend, setzte Herder neue Gespräche über Freimaurerei auf (unter dem Titel: Fama fraternitatis, oder über den Zweck der Freimaurerei, wie sie von außen erscheint), von denen er aber selbst bekennt, „daß sie auf Lessings dialogische Grazie keine Ansprüche machen."

Darin sind die Schriftsteller der Freimaurer heute einig, daß der historisch-kritische Theil von Ernst und Falk: die Ableitung der masonry von dem deutschen Mase oder Masoney,[3]) und die Hypothese, daß der Freimaurerorden in seiner heutigen Gestalt gegen Ende des 17. Jahrhunderts aus einer Masoney der Tempelherren, die sich, trotz der Aufhebung des Ordens, mitten in London erhalten hätte, entsprungen wäre, als ganz unhaltbar sich erwiesen hat.[4])

---

[1]) Vgl. R. Haym, Herder, Berlin 1880. I, 105. — [2]) Werke zur Phil. und Geschichte XII, 279. — [3]) Schon die Zusammenstellung dieser beiden Worte ist ein Irrthum Lessings; Mase mag germanischen Ursprungs sein, — aber Masonei (von maison, lat. mansio) ist entschieden französisch. (M. und B). — [4]) Gegen diese Hypothesen trat zuerst Nicolai, ein Jahr nach Lessings Tode, 1782, in seinem „Versuch über die Beschuldigungen, welche dem Tempelherrnorden gemacht worden . ." auf. Er sagt im Anhang, über das Entstehen der Freimaurergesellschaft I, 150: „Ich nahm mir vor, ihn selbst über diese mir unerklärlichen Behauptungen zu befragen, als ich die traurige Nachricht von seinem frühzeitigen Tode erhielt." Im Uebrigen verweise ich auf den schon angeführten Artikel: Freimaurerei, in der Ersch- und Gruberschen Encyklopädie, und bemerke nur noch, daß überall, wo in dem 4. Gespräche von Ernst und Falk Lücken gelassen sind, das Wort „Tempelherrn" zu lesen ist, was, nach Nicolais Vorgang, längst hätte in den Text gesetzt, wenigstens unter dem Texte angedeutet werden müssen. — In F. Nicolais Nachlaß finden sich einige Blätter, mit der Aufschrift: „Erster Entwurf zu Ernst und Falk," mit Anmerkungen von Nicolai, wovon Dr. Parthey

Danzeln eine Abschrift zu nehmen gestattet hat. Nach dieser Abschrift zuerst gedruckt bei Guhrauer in seiner Lessingbiographie II, 2, Beilagen S. 33—36 hiernach in G. E. Lessings Ernst und Falk. Von Dr. J. F. L. Th. Merzdorf. Hannover 1855. 69 bis 75; M. XI, 2, 224; H. XVIII, 344, und von R. Boxberger in der Groteschen Ausgabe VIII, 23. — Bessere Lesarten zu dem dritten Gespräch in: Schnorr von Carolsfeld, Archiv für Literaturgeschichte VII, 181 ff., wo sich auch eine Hindeutung auf einen möglicherweise, durch v. Göckingks Schuld, verloren gegangenen Lessingschen Zusatz zum vierten und fünften Gespräch findet. Es sind eigentlich nur die noch unverarbeiteten Gedanken zu dem fünften Gespräch, über die historische und etymologische Ableitung des Namens und Begriffs free-mason, masonry. Lessings Herleitung des Ordens von den Ueberresten des Tempelherrnordens begegnete sich mit den Ideen und Bestrebungen der stricten Observanz, was bei ihm aber gewiß ungesucht war. Ueber die Tempelherren des Mittelalters stimmte Lessing dem günstigen Urtheil von Christian Thomasius bei (XI, 388. M. 1, 529. H. XIX, 504), während Nicolai die entgegengesetzte Ansicht vertrat. Lessings Ansicht scheint heutzutage im Ganzen das Uebergewicht zu haben. Vgl. W. G. Soldan, Ueber den Proceß der Templer u. s. w. im Historischen Taschenbuch, von F. Raumer. Jahrg. 1845. Der Herausgeber sucht nicht blos die Unschuld der Tempelherren, sondern auch ihre geheime Fortdauer bis auf unsre Zeit darzuthun. Ihm stimmt im Resultate bei W. Havemann in seiner Geschichte des Ausgangs des Tempelherrenordens. Stuttgart und Tüb. 1846. Raynouard hatte die Unschuld der Tempelherren in seiner Tragödie „Les Templiers“ schon zu Anfang dieses Jahrhunderts gefeiert; während der Consul Bonaparte sich gegen die apologetische Tendenz des Stücks mißbilligend aussprach. Es sei mir zum Schlusse vergönnt, auf A. Henschels Aufsatz: „Das Tempelherrenthum und dessen geschichtliche Stellung im Mittelalter,“ in dem Freimaurer=Kalender auf das Jahr 1852, von H. Bretschneider, Gotha, S. 63—91 zu verweisen, wo jede Einseitigkeit durch die tiefere Auffassung und von einem universelleren Standpunkte glücklicher als von den Andern vermieden worden.

Fünftes Buch.

Ereignisse des letzten Jahrzehnts, Wolfenbüttel 1770—1781. Verbindung mit Eva König; Italienische Reise; Mannheimer Project.

Erstes Kapitel.

Wir haben den Schriftsteller im Zusammenhange, nach den mannigfaltigen Richtungen seines tiefen und umfassenden Geistes, bis zum Ende seiner Laufbahn kennen gelernt. Es ist übrig, den großen Mann in seinen reinen menschlichen Beziehungen, in seinem Leben zu Wolfenbüttel und in Braunschweig, wie es sich in dem letzten Decennium seines Lebens gestaltete, aufzusuchen. Ach, daß wir von der heiteren Lichthöhe des Denkers und Dichters, von der Gesundheit und dem kräftigen Mark aller dieser Geisteswerke, von dem noch die spätesten Geschlechter sich nähren und kräftigen werden, herabsteigen müssen in die dunklen Schatten einer nur noch so kurzen Lebensstrecke, wo Kränklichkeit, düstre Einsamkeit, ungestillte Sehnsucht, getäuschte Erwartungen, oft drückende Nahrungssorgen, welche sogar auf die Wahl der Materie für seine Feder von Einfluß waren —[1]), und der härteste Schlag, der ihn betreffen konnte, der schnelle Verlust des einzigen ihn beglückenden Wesens, zuletzt die bittern Streitigkeiten mit den Theologen, den Faden seines Lebens aufrieben und verkürzten. Doch ist es der Kampf einer großen Seele mit dem Leben, mit dem Feinde in seinem Innern nicht weniger, als mit den Umständen, welcher die Geschichte dieser letzten Periode wieder so anziehend, so erhebend macht. Von der Menge verkannt, unbegriffen, fehlt es ihm doch nicht an treuen Freunden, welche ihm voll Hingebung, einige mit Begeisterung anhängen. Dieser engere Kreis bildet seine eigentliche Welt, vor welcher alle die reichen Quellen seines Geistes in leuchtenden Strahlen spielen.

Haben wir im vorhergehenden Buche Lessings schriftstellerische Thaten

---

[1]) An seinen Bruder den 11. Nov. 1770, (XII, 268. M. 322. H. XX, 1, 383) wenn er ihm den Rath giebt, weniger zu schreiben, und desto mehr für sich zu studiren, und ihn versichert, daß er diesen Rath für sein Theil selbst weit mehr befolgen würde, wenn ihn seine Umstände weniger nöthigten, zu schreiben. — „Ich muß das Brett bohren, wo es am Dünnsten ist; wenn ich mich von außen weniger geplagt fühle, will ich das dicke Ende wieder vornehmen.“

und Leistungen mehr nach dem innern Zusammenhange, als mit Beobachtung der äußern Reihenfolge, in gemeinsamer Uebersicht zu entwickeln versucht, so erscheint es jetzt angemessen, das Leben Lessings in diesen zehn Jahren mehr annalistisch zu erzählen. Als einen Schatz voll Mittheilungen, in denen Lessing sich weit mehr, als je irgend wo, in der ganzen Offenheit und Anmuth seines Geistes und Herzens zeigt, muß der Biograph den Briefwechsel[1]) Lessings mit Frau König, seiner nachmaligen Gattin, preisen. Länger als fünf Jahre war Lessing mit dieser seltenen Frau in ununterbrochener reger Verbindung, deren Ziel sie anfangs selbst für die nächsten Freunde und Verwandten geheim hielten. Ein großmüthiger Wetteifer im Entsagen, so lange die Verhältnisse beiderseits keine feste Gewähr zu bieten schienen, drohte bisweilen der Verwirklichung ihrer sehnlichsten Wünsche entgegen zu treten. Gewiß ist: ohne diese Entwürfe, ohne diese geheimen Bande hätte Lessing in Wolfenbüttel nicht länger als an andern, frühern Orten ausgehalten.

Schon wenige Monate nach seinem Abgang von Hamburg, im August 1770, hatte Lessing die Freude, seine Freundin in Wolfenbüttel wieder zu sehen, wohin sie den Weg nahm, um über Nürnberg und München nach Wien zu gehen, wo die Geschäfte und die Verhältnisse ihrer dortigen Fabriken ihrer warteten. Von Hasselfeld im Harz giebt sie ihm auf der Weiterreise die erste Nachricht, dankt ihm für alles Gute, und erzählt, welche lächerliche Gesellschaft sie auf dem Wege belustigt habe. Lessing dankt ihr für diese Nachricht. „Das Lächerliche," bemerkt er, „ist meistens das einzige Vergnügen, das man sich auf der Reise machen kann. Nehmen Sie es ja überall mit, denn das Lachen erhält gesund und macht, wie man sagt, sogar fett." Als Frau König nach vielen Widrigkeiten glücklich in Wien angelangt war, schrieb ihr Lessing am 25. October (XII, 263. M. 317. H. XX, 1, 376) beruhigt dahin: „Sie werden sagen, daß ich eine besondere Gabe habe, etwas Gutes an etwas Schlechtem zu entdecken. Die habe ich allerdings; und ich bin stolzer darauf, als auf Alles, was ich weiß und kann. Sie selbst, wie ich oft gemerkt habe, besitzen ein gutes Theil von dieser Gabe, die ich Ihnen recht sehr überall anzubringen empfehle; denn nichts kann uns mit der Welt zufriedner machen, als eben sie."

„Seit einigen Tagen" (fährt er fort) „denke ich mir Ihren Aufenthalt in Wien angenehmer als jemals, und fange fast an zu zweifeln, ob man eben in Wien mehr als an andern Orten Gelegenheit hat, die nur gedachte Gabe, an dem Schlechten etwas Gutes aufzusuchen, in Ausübung zu bringen. Es mag wohl, denke ich nun, in Wien ebenso viel gute und vortreffliche Leute geben, als irgend anderswo: die wenigstens, die da gut sind, können vielleicht recht sehr gut sein. Sehen Sie, was ein paar Beispiele vermögen! Zwei Wiener Grafen und kaiserliche Kammerherrn, von Wilczek und von Chotek,[2]) haben sich auf ihrer Durchreise einige Tage hier aufgehalten und

[1]) Von Karl Lessing 1789 herausgegeben. Siehe die neue vortreffliche Ausgabe „Briefwechsel zwischen Lessing und seiner Frau. Von Dr. Alfred Schöne. Nebst einem Anhang bisher meist ungedruckter Briefe. Mit dem Portrait von Frau Lessing und einem Facsimile. Leipzig, 1870." Die Originalhandschriften dieser Briefe sind nicht mehr vorhanden! — [2]) Graf Joh. Joseph Wilczek war 1774 Gesandter in Neapel,

außer dem Beifalle, den sie bei Hofe erhalten — Sie wissen wohl, wie weit der Beifall bei Hofe her ist — uns Alle in Erstaunen gesetzt. Sie wissen eben sowohl, wen ich unter uns Allen verstehe: die Alle, welche ein Reisender nur einigermaßen dem Namen nach kennen kann. Sie haben Jeden von diesen besucht, und von ungefähr war ich eben zu Braunschweig und logirte in meiner Rose — in eben dem Zimmer, wo Sie logirt haben — und glücklicherweise mußten diese Herren ebenfalls da einkehren. Es sind wirklich ein paar vortreffliche Leute, voller Kenntnisse und Geschmack . . . Erzählen Sie es ja in allen Gesellschaften, wie sehr sie hier gefallen haben, damit ihr guter Ruf ihnen zuvorkomme. E. [Ebert] machte ihnen das Compliment, daß sie eine sehr merkwürdige Ausnahme von ihren Landsleuten wären. Das Compliment war nicht das feinste; aber die Antwort, die ihm der Jüngere, welches der Graf Chotek ist, darauf ertheilte, war desto feiner: „Wir schämen uns, wenn wir es sind."

Im Oktober hatte Lessing die Freude, seinen Freund Moses, welcher von Pyrmont kam, bei sich aufzunehmen. In Braunschweig hatte ihn Ebert bei dem Erbprinzen angetroffen. „Er (der Erbprinz) hat mir aufgetragen," schrieb Ebert an Lessing, „Ihnen die Ankunft Ihres Freundes zu melden, und er hofft, daß Sie deswegen so bald als möglich herüberkommen würden." Lessing führte seinen Freund in die Bibliothek, um ihn mit ihren Seltenheiten bekannt zu machen. Der Verfasser des Phädon war, als er herein trat, wie versteinert und rief endlich aus: „Welche erstaunliche Menge von Büchern, und wie wenig weiß man! . . . Ich bin zu Ihnen," wandte er sich zu dem Bibliothekar, „nicht darum, sondern um Ihretwillen gekommen. Nur Ihre Meinungen will ich wissen, nicht was in diesen schönen Särgen ist."[1])

Als der Erbprinz von Ebert hörte, daß Lessing in Folge seiner fleißigen Arbeiten schon halb blind wäre, dachte er darauf, wie dieser den ganzen Winter in Braunschweig zubringen könnte (dies schreibt Ebert den 21. Oktober). Lessing jedoch wollte sich von Wolfenbüttel nicht schon jetzt trennen, zumal er an Emilia Galotti schrieb. Erst zum neuen Jahre 1771 kam er auf einige Wochen nach Braunschweig herüber. Seine Freundin, welche schon zu Ende des Januar wieder in Hamburg sein wollte, ward theils durch Krankheit, theils durch Verwickelung ihrer Geschäfte noch in Wien zurückgehalten. Sie war mit seinem einsamen Leben in Wolfenbüttel unzufrieden, wie er über ihren Zustand in Unruhe.

„Sie sitzen also immerweg in Ihrem lieben Wolfenbüttel? Ich dachte, Sie wollten den Winter über in Braunschweig sein? Und thäten Sie nicht besser? oder haben Sie einige Bekanntschaften gemacht, die Ihnen die langen Winterabende verkürzen helfen? Wenn Sie es nicht gethan haben, so thun Sie es doch noch. Sie werden sonst wahrhaftig hypochondrisch." So schrieb

---

später Plenipotentiair in Italien und Obristhofmeister der Gemahlin des Erzherzogs Ferdinand. Sein Reisebegleiter, der Graf Joh. Rudolph Chotek, war 1748 geboren, 1770 Regierungsrath, 1802 Staatsminister und zuletzt Oberstburggraf von Böhmen. S. J. M. Richter, Geistesströmungen, S. 189 und H. XX, 1, 377.

[1]) Lessings Leben, von K. Lessing I, 319.

sie, die selbst von solcher Gemüthsstimmung nicht frei war: sie gesteht ihm wenigstens, daß sie einen Brief an ihn, worin sie seinen Rath verlangt, zurückbehalten, aus Furcht, er hätte sie bedauern oder verlachen müssen. „Was für eine seltsame Besorgniß," antwortete Lessing den 13. Januar 1771 (XII, 284. M. 339. H. XX, 1, 403) „hat mich um das Vergnügen gebracht, von Ihnen um Rath gefragt zu werden! Sie fürchten, daß ich Sie betauern oder verlachen würde. Betauern, das wäre möglich gewesen, und ich danke Ihnen, daß Sie mir keine mißvergnügte Stunde mehr machen wollen. Aber verlachen? Wie fingen Sie es denn an, daß ich Sie verlachen könnte? Mit Einem lachen, mit Einem zugleich über die Verlegenheit lachen, aus der er sich selbst nicht geschwind genug helfen kann, das ist ja nicht das, was das häßliche verlachen sagen will, sondern ist eine unschuldige Lust, die sich Freunde einander nicht versagen sollten. . . . Ich kann nicht schließen, ohne mich noch ein Wenig wegen Ihrer fortdauernden Schwermuth zu zanken. Ich muß Ihnen nur sagen, daß ich die Schwermuth für eine sehr muthwillige Krankheit halte, die man nicht los wird, weil man sie nicht los werden will."

Ein Brief, den Lessing nach seiner Rückkehr von Braunschweig, den 11. Februar, von seiner Freundin vorfand, stürzte ihn in neue Unruhe. Sie hatte einen Fall gethan und verfiel in ein Fieber, vielleicht in Folge dieses Falles; hauptsächlich litt sie am Kopfe, woran sie den härtesten Stoß erlitten. Van Swieten, der berühmte Arzt, an den sie sich hatte wenden wollen, lag selbst auf den Tod krank, er starb bald darauf. Doch reichten ihre Kräfte so weit aus, sie geistig wie körperlich oben zu erhalten. Sie dachte weniger an sich selbst, als an ihren Freund. Sie wollte von ihrer Besorgniß befreit sein und von ihm ausdrücklich wissen, „daß er vergnügt und glücklich sei." Lessing will hinter ihrem Muthe nicht zurückbleiben, versichert er, lieber das Beste hoffen, als sich in Voraus martern. „Und auf diesen Fuß will ich Ihnen auch schreiben: ein Gesunder an eine Gesunde, ein Vergnügter an eine Vergnügte. Wahrhaftig, wenn man das Erste ist, so muß man auch das Andere sein, und kann es sein, wenn man nur will. Besorgen Sie meinetwegen also nur nichts; ich habe es mir zum Gesetze gemacht, vergnügt zu sein, wenn ich auch noch so wenig Ursache dazu sehe; und so wie ich hier lebe, wundern sich mehr Leute, daß ich nicht vor Langerweile und Unlust umkomme, als sich wundern würden, wenn ich wirklich umkäme. Freilich kostet es Kunst, sich selbst zu überreden, daß man glücklich ist; aber welches Glück besteht denn auch in etwas mehr, als in unserer Ueberredung?"

Seine Freundin zu erheitern, theilt ihr Lessing die Neuigkeiten mit, welche ihm aus dem Kreise der Bekannten und Freunde aus Hamburg zukommen. Das eine Mal ist der Gegenstand seiner Mittheilungen — Klopstock, welcher seit kurzem, in Folge des Sturzes des Grafen von Bernstorff, seines Beschützers, Kopenhagen verlassen und sich in Hamburg angesiedelt hatte. „Gern möchte ich Ihnen noch was Neues, das Sie recht herzlich zu lachen machte, schreiben können. — Sie wissen doch, daß Klopstock in Hamburg ist. Sie wissen auch, wie sehr er sich mit den Damen abgeben kann. Ich weiß nicht, wie viel Frauen und Mädchen er schon beredet haben soll, auf den Schrittschuhen laufen zu lernen, um ihm Gesellschaft zu leisten.

Aber das ist noch gar nichts gegen eine Lesegesellschaft, die er bei der Frau von W. [Winthem] errichtet hat, und von der alle unsere Freundinnen sind. Doch man wird Ihnen ohne Zweifel schon von Hamburg aus davon geschrieben haben; und ich möchte nur gern von Ihnen wissen, ob Sie es nicht, wenn Sie nach Hamburg zurückgekommen, Ihr Erstes werden sein lassen, ein Mitglied dieser empfindsamen Gesellschaft zu werden? — Ich hätte große Lust, Ihnen immer im Voraus das Patent nach Wien zufertigen zu lassen, wenn ich nur erst gewiß wüßte, daß Sie schon wieder völlig gesund wären oder es auch dadurch werden könnten." Frau König geht auf den Scherz ein. Ihre Imagination stellt sich gleich den ganzen Kreis von Damen vor, und Klopstock mitten darinnen voller Entzückung, wenn er bei einer rührenden Stelle die Thränen von den Wangen seiner Zuhörerinnen herunterrollen sah. Was sie aber befürchtete, war, daß er einigen nach Hause folgen und da Entdeckungen machen möchte, die seine Befriedigung stören könnten! Lessing möge sich daher um kein Patent für sie bemühen. Es würde sie viel kosten; denn Klopstock nehme gewiß lauter hübsche Frauen auf — und am Ende möchte sie doch nur eine schlechte Rolle unter ihnen spielen. Dies schrieb sie auf der Rückreise in Augsburg, von wo sie nach Heidelberg, ihrer Heimath, wo ihre Mutter lebte, abging. Dorthin richtete Lessing seinen nächsten Brief, der sie, hofft er, nicht am mißvergnügtesten treffen werde. „Ich beurtheile Sie hierin nach mir;" schreibt er (den 5. März 1771), „denn unmöglich, denke ich, würde ich bei meiner alten Mutter, und an dem Orte, wo ich meine Jugend vergnügt zugebracht, mißvergnügt sein können. Es mengen sich da zuviel angenehme Ideen der Erinnerung in die gegenwärtigen Empfindungen, und im Grunde ist es immer eins, ob man sich über das Gegenwärtige, oder über das Vergangene zu freuen hat, wenn man sich denn nur freuet."

Es wurde verabredet, daß Lessing im August zum Besuche nach Hamburg kommen sollte. Unterdessen war, ich weiß nicht welcher Verdacht, welche Muthmaßung in Frau König aufgestiegen, daß sie, bald nach ihrer Rückkehr, von Hamburg die Frage an Lessing richtete, ob er noch weitere Briefe von ihr erwartete? „Was wäre natürlicher," drückt sie sich aus, „als wenn Sie, der Sie so gut schreiben, und außerdem so viel schreiben, gern eine so elende Correspondentin aufgäben? Ich wahrhaftig wundere mich eher, wenn Sie es nicht thun, als wenn Sie thäten."

Lessing war von dieser Frage einigermaßen betroffen und antwortete am 12. Mai: „Ich habe freilich, leider, Briefe genug zu schreiben, und würde deren noch viel mehr zu schreiben haben, wenn ich es meinen Correspondenten nicht allzu oft zu verstehen gäbe, wie ungern ich überhaupt Briefe schreibe, sobald Briefe etwas Anders sein sollen, als freundschaftliche Plauderei mit einem Abwesenden. Den meisten von den Herren, denen ich antworten muß, wenn wir an einem Orte zusammen lebten, würde ich vielleicht nicht Jahr und Tag unter die Augen kommen, was kann ich für Lust haben, an Leute zu schreiben, mit denen ich nur sehr selten Lust haben würde, zu sprechen? Wie wenig aber das mein Fall mit Ihnen ist, das müßten Sie ja wohl von Ihrem Aufenthalt in Braunschweig wissen, wenn Sie es auch sonst nicht wissen könnten. Wie sehr habe ich Sie immer da belagert ge-

halten! Und immer ist es mir zu spät eingefallen, daß ich Ihnen überlästig sein müsse. Ich sehe es voraus, wenn ich diesen Sommer nach Hamburg komme, daß ich es nicht besser machen werde."

Frau König fühlte, wie sie ihm Unrecht gethan, und schrieb ihm umgehend. Als eine Neuigkeit besonderer Art erzählt sie ihm von einem Schauspieler bei der Ackermannschen Gesellschaft, welcher eine sprechende Aehnlichkeit mit — Lessing haben sollte. „Sein Spiel gefällt, noch mehr aber seine Person, weil er einem Herrn gleich sehen soll, der den hiesigen Damen gefallen hat. Ich sage, gleich sehen soll, denn ich finde nicht die mindeste Aehnlichkeit, wenigstens bis jetzo noch, und wenn ich diese Aehnlichkeit in der Zukunft nicht bemerke, so behaupte ich, daß sie nicht ist und nicht sein kann. Wissen Sie nun noch nicht, wer der Herr ist? Ich dächte ja. . . ."[1])

Lessing wußte darauf nichts zu antworten als: „Es ist eine verfängliche Sache, wenn man auf sich selbst rathen soll, es sei im Guten oder im Bösen. Indeß weiß ich nicht, wer es mir schon gesagt hatte, daß ich in leibhafter Person auf dem Theater in Hamburg seit einiger Zeit spielen solle. Nun ist es mir um so viel lieber, von Ihnen zu hören, daß es doch in so gar leibhafter Person nicht ist. Denn wahrlich, ich möchte meine Person doch lieber ganz und gar für mich behalten, mag sie doch sein, wie sie will. Zwar, wenn dieser mein Repräsentant gefällt, so bin ich eitel genug, zu wünschen, daß Sie nicht unter Allen allein das schärfste und beste Auge gehabt hätten. Denn es ist eine schlimme Sache, mit so scharfen und guten Augen zu thun zu haben. Und wiederum so gar schlimm doch auch nicht. Schlimm aber, oder nicht schlimm: wenn Sie nicht bald finden, daß ich ihm ähnlich sehe, so mag ich ihm auch nicht ähnlich sehen."

Lessing war, als er dies schrieb, in Braunschweig, wohin er sich (den 22. Mai) begeben, erstens der Ziehung der Lotterie wegen, und zweitens, um bei der Herzogin Amalia von Weimar, geborenen Prinzessin von Braunschweig, seine Cour zu machen. „Nicht wahr, Sie müssen lachen, wenn Sie mich und Courmachen zugleich denken? Ich gehe auch dazu, als ob ich dazu geprügelt würde." Die Unterredung Lessings mit der Herzogin Amalia betraf den Schauspieldirektor Koch, welcher zu Ostern Weimar verlassen, und, wie es hieß, um den Vorwürfen der Wäserschen Partei ein Ende zu machen, sich entschlossen hatte, alle Verbindung mit Weimar aufzugeben. Er spielte eine kurze Zeit in Leipzig und begab sich nach Berlin, wo eben durch den Tod des jüngern Schuch das preußische Privilegium erledigt war.[2]) Dies hatte Lessing aus Berlin von seinem Bruder erfahren. Der Herzogin war dieser Entschluß unerwartet, und sie wollte es nicht glauben. Sie versicherte, daß Koch sich anheischig gemacht, diesen Sommer wieder nach Weimar zu kommen. Der Erfolg hat gezeigt, daß Lessing Recht hatte.

Einige Tage darauf kam die Weimarsche Herrschaft nach Wolfenbüttel, die Bibliothek zu besehen, als Lessing eben in Kummer wegen seiner Freundin war, welche von neuem einen schweren Fall gethan hatte. Dies drückt sich

---

[1]) Es war Joh. Franz Hieronymus Brockmann. — [2]) Chronologie des deutschen Theaters S. 709.

in einem Schreiben vom 3. Juni aus, als er eben den hohen Besuch erwartete; er wollte, schrieb er, dieser Besuch wäre schon vorbei. „Es ärgert und kränket mich jetzt ohnedem schon so Vieles," setzt er ganz verstimmt hinzu, „daß ich, um fremden Leuten ganz unausstehlich vorzukommen, nicht noch nöthig habe, Sie krank zu besorgen. Aber Sie sind es auch nicht. Nicht wahr, Sie sind es nicht?" . . .

Lessing wurde aber selbst krank, an Geist und Körper zu gleicher Zeit, großentheils eine Folge der ungewohnten Lebensweise und der Einsamkeit, seit er Bibliothekar in Wolfenbüttel war. Seine Briefe aus dieser Zeit sind voll dieser Klagen. „Krank bin ich zwar nun nicht mehr," schrieb er den 26. Mai 1771 (XII, 300. M. 357. H. XX, 1, 423) seinem Bruder, „aber wenn ich sagte, daß ich deswegen so wäre, wie ich zu sein wünschte, so müßte ich es lügen. Unter allen Elenden glaube ich, ist der Elendeste, der mit seinem Kopfe arbeiten soll, auch wenn er sich keines Kopfes bewußt ist." — „Der Bücherstaub (an Gleim den 6. Juni) fällt immer mehr und mehr auf meine Nerven und bald werden sie gewisser feiner Schwingungen gar nicht mehr fähig sein. Aber was ich nicht mehr fühlte, werde ich, ehemals gefühlt zu haben, doch nie vergessen. Ich werde, weil ich stumpf geworden, nie gegen diejenigen ungerecht werden, die es noch nicht sind; ich werde keinen Sinn verachten, weil ich ihn unglücklicherweise verloren habe." — Vier Wochen später, den 4. Juli, an seinen Bruder die nämliche Klage über völlige Unfähigkeit zu geistiger Thätigkeit. „Selbst diesen Brief schreibe ich, wie halb im Traume. Ich habe schlechterdings die ganze Zeit über meine Gedanken nicht eine Viertelstunde auf die nämliche Sache fixiren können, und jede Zeile, die ich auch nicht zum Drucke schreiben müssen, hat mir Angstschweiß ausgepreßt, so wie es wirklich auch von diesen Zeilen noch wahr ist. Acht Tage habe ich dazu einen Ausschlag über den ganzen Körper gehabt, daß ich mich kaum vor Jemanden sehen lassen konnte; und nun habe ich seit vier Tagen den Pyrmonter Brunnen zu trinken angefangen, wobei mir mein Arzt schlechterdings gerathen, mich, so viel wie möglich, ernstlicher Beschäftigung zu entschlagen. Ich komme hier zu keinem Menschen, und nie von meiner Stube, als wenn ich auf die Bibliothek gehe . . ."

Nach dem Gebrauche des Pyrmonter-Brunnen schien ihm ein wenig besser zu werden, und er konnte wieder an seine Freundin in Hamburg schreiben. Aber doch nur ein wenig, schreibt er, denn über dem bloßen Anfang dieses Briefes brachte er eine halbe Stunde zu. „Nach jeder halben Zeile fast muß ich einmal aufspringen um — frisch Athem zu holen — so wie ich es auch bei diesem Striche thun mußte. Nur daß ich leider wieder eine sehr lange Pause habe machen müssen. Denn es war den 24. dieses, als ich mit Mühe und Noth bis an diesen Strich geschrieben, und heute ist der 29., da ich es versuchen will, weiter fortzufahren. — Es wäre kein Wunder, ich verlöre alle Geduld. Das einzige, was mich noch in der Fassung erhält, setzt er hinzu, ist, daß es mit meiner Reise nach Hamburg demohngeachtet sein Bewenden behält. Mein Arzt dringt darauf, mir eine Veränderung zu machen und glaubt, daß meine Umstände nichts als eine Folge von meiner zeitherigen Lebensart sind, die von meiner vorigen allzusehr abgefallen."

Lessing traf Vorbereitungen zu dieser, von ihm doppelt ersehnten Reise, als er den Besuch des Rectors Reiske und seiner Frau, Ernestine, zu Wolfenbüttel erhielt. Es hatte sich, seit Lessing in Wolfenbüttel lebte, ein sehr herzliches Verhältniß zwischen Lessing und dem Reiskeschen Ehepaare gebildet, zu welchem vorher schon der Grund gelegt war. Die Hochachtung und Anerkennung, welche Lessing diesem von seinen Zeitgenossen so verkannten, schlecht belohnten, verdienstvollen Gelehrten in Briefen und öffentlich[1]) bezeigte, die Zuvorkommenheit, womit er seine Herausgabe der griechischen Redner aus den Schätzen der Wolfenbüttler Bibliothek unterstützte, und sogar einen Codex des Aeschines, den Reiske als den vorzüglichsten erklärte, aus der Universitätsbibliothek von Helmstädt kommen ließ, um ihn Reisken zu schicken, erweckte die volle Dankbarkeit dieses großen Gelehrten. Als er zur Ostermesse 1771 den dritten Band, der die Reden des Aeschines enthält, herausgab, ehrte er Lessing durch die demselben vorgesetzte Zueignung, welche ein schönes Denkmal dieses würdigen Verhältnisses bleiben wird. Im Anfange macht er seinem Herzen Luft über die erstaunliche Kälte und Gleichgiltigkeit, womit sein Unternehmen in Deutschland aufgenommen wurde; darauf wendet er sich an Lessing. Er wisse nicht, sagt er, wodurch er eigentlich dies ihm von jenem jederzeit geschenkte Wohlwollen verdient habe. Es werde aber keine andere Ursache sein, als ihre gemeinsame Liebe zur Literatur der Griechen und Römer, welche er, Lessing, in vollem Maße, nicht nur in seinen antiquarischen Briefen, sondern eben so als klassischer Schriftsteller und Dichter der Deutschen, an den Tag lege. Deutschland ertöne laut von Lessings Ruhm und seines Lobes bedürfe es nicht. Sed exteris, ad quos Aeschines perventurus est, haec scribo, vel verbo admonendis, Lessingium nobis esse, quem poetis eorum vel nobilissimis opponamus. Lessing war sehr überrascht worden. „Die Ehre," schrieb er ihm den 26. April (XII, 292. M. 348. H. XX, 1, 413), „welche mir Ew. Wohlgeboren durch Zueignung des neuen Bandes griechischer Redner erwiesen, war mir so unvermuthet, ist so ausnehmend, daß ich Ihnen die schmeichelhafte Bestürzung, in die ich darüber gerieth, nicht beschreiben kann, ohne meine Eitelkeit allzu sehr zu verrathen.

---

[1]) Die Ankündigung von Reiskes Demosthenes (zuerst wieder abgedruckt von Guhrauer in Lessings Leben II, 2, Beilagen S. 37 nach einer Abschrift von Danzel; nach dem ersten Druck bei M. VIII, 351 f. und H. XIII, 1, 192). — Im ersten Stück der Beiträge, über den Schickard-Marchtalerschen Tarich Beni Adam (IX, 75. M. 74. H. XIX, 109): — „Man denke an Abulfeda und Reiske! an diesen einzigen Mann, der allein, bei der kleinsten Unterstützung, in diesem Felde der Gelehrsamkeit, auf einmal Engländer und Franzosen ebenso weit würde hinter sich gelassen haben, als diese vor den Deutschen nun noch voraus sind! an diesen einzigen Mann, der nur auch noch aufgemuntert zu werden braucht, um sich von einer ebenso undankbaren Anbauung eines andern Feldes, [der Herausgabe der griechischen Redner] wieder in dieses zu wenden." In demselben Stücke, bei Romulus und Rimicius (IX, 57. M. 57. H. XI, 2, 939), macht Lessing der Frau Reiske, bei Gelegenheit der von ihr genommenen Abschrift des Augsburger Codex der Fabeln des Aesop, kein geringes Kompliment, wenn er sagt, daß sie sich damit einmal um die griechische Literatur unendlich verdienter werde gemacht haben, als eine Madame Dacier mit allen französischen Uebersetzungen. Diese Abschrift, mit einigen Bemerkungen von Lessings Hand, erhielt Eschenburg später von Ernestine Reiske, nach der Versicherung des Recensenten von Lessings Leben III, in der Allgem. Lit. Zeit. 1796. S. 779.

Ich suche auch nur vergebens Worte zu einer Danksagung, die aus weit mehr bestehen müßte, als aus Worten, wenn ich mich nur zu Mehrerm vermögend sähe . . . ." Lessing schickte ihm bei dieser Gelegenheit einen von ihm verlangten Codex des Libanius aus der herzoglichen Bibliothek und sagte ihm Dank dafür, daß er ihm Gelegenheit habe geben wollen, sich wenigstens darin von der gewöhnlichen Gattung der Bibliothekare auszuzeichnen, daß er das, was er nicht selbst zu nützen verstehe, fremder Nutzung nicht neidisch vorzuenthalten suche.

Reiske hinterließ ein dauerndes Andenken seines Besuches in Wolfenbüttel dadurch, daß er die arabischen Handschriften der dortigen Bibliothek in Ordnung brachte.[1]) Seitdem sah ihn Lessing nicht wieder. Denn nur noch sehr wenige Jahre widerstand die tief untergrabene Gesundheit des Mannes der Last des auf ihn eindringenden Kummers und der Anstrengungen. Er starb den 14. August 1774. Seine Handschriften bildeten den Gegenstand seiner größten Sorge, indem er sie wenige Tage vor seiner Auflösung seiner gelehrten Gattin empfahl. Sie mußte ihm schwören, daß sie die Handschriften nicht Leuten überlassen wollte, die es nicht redlich mit ihm gemeint hätten.[2]) Als nun Ernestine Reiske kurze Zeit, nicht lange nach dem Tode ihres Mannes, krank am Leibe und Gemüthe, wie sie sagte, sich das Grab nahe dachte, wußte sie diese theuren Papiere keinem Andern als Lessing anzuvertrauen, der sie so lange bei sich behielt, bis sie nach mehreren Jahren der dänische Kammerherr von Suhm (1779) gegen eine ansehnliche Leibrente für seine große Bibliothek kaufte.[3])

Lessing hatte die Absicht, ein Verzeichniß dieser Handschriften zu entwerfen und drucken zu lassen (XIII, 662. M. XII, 503. H. XX, 1, 595), ja, Reiskes eigene Lebensbeschreibung mit Ergänzungen herauszugeben, was er nur zu lange aufschob.[4]) Zu der Beschreibung der Handschriften hat er nur einen ganz kleinen Anfang gemacht. Kurze Zeit nach Reiskes Tode verbreitete sich das Gerücht, Lessing werde sich mit Reiskes gelehrter Wittwe, Ernestine, verheirathen, wozu er selbst, dessen Wahl sich entschieden hatte, unmöglich eine Veranlassung gegeben haben kann. Die Wahrheit ist, daß

[1]) Reiskes Lebensbeschreibung S. 138. — [2]) A. a. O. S. 143. — [3]) „Er hatte den Hofrath Lessing zu Wolfenbüttel von ganzem Herzen geschätzt, und dieser berühmte Gelehrte war auch sein warmer inniger Freund. Ihm vertraute ich also die so theuern Papiere an" . . . . Von Seiten Lessings fiel dabei anfangs dieses Mißverständniß vor, daß er annahm, Reiske und seine Wittwe hätten alle seine Handschriften, aus Freundschaft für ihn, der Wolfenbüttelschen Bibliothek vermacht, wie er seinem Bruder Theophilus unter dem 8. December 1774 anführt (XIII, 662. M. XII, 503. H. XX, 1, 595). Wie er dies nur einen Augenblick glauben konnte, begreife ich nicht. Zwei Jahre darauf, im Mai 1776, schreibt Lessing an Heyne, welcher wegen einer Handschrift in Reiskes Nachlaß angefragt hatte, daß das Schicksal dieser Handschriften noch nicht entschieden sei. (XII, 451. M. 535. H. XX, 1, 635). Der Eine, von dem Lessing hier dunkel und so nachdrucksvoll spricht, kann meines Erachtens nur J. J. Michaelis sein. (Vgl. Reiskes Leben S. 127). — [4]) Ernestine Reiske sagt in der Vorrede zu ihres Mannes Lebensbeschreibung (1783): „Hätte der Herr Hofrath Lessing, der allem, was er schrieb, einen gewissen Reiz zu geben wußte, länger gelebt, um diese Lebensbeschreibung noch zum Drucke befördern zu können: so würde er sie selbst zwar auch unverändert gelassen, ihr aber doch durch seine Zusätze einen gedoppelten Werth gegeben haben."

Ernestine Reiske, welche eine tiefere Neigung zu Lessing im Herzen hegte, sich anfangs mit Hoffnungen dieser Art nährte und täuschte, bis sie auf eine rührende Art auf ein solches Lebensglück resignirte. Ihren vertrautesten Freunden, wie Johann Gottlieb Schneider, entdeckte sie ihr Herz![1])

Zweites Kapitel.

Bald nach der Abreise des Reiskeschen Ehepaares trat Lessing seine Reise nach Hamburg an. Vorher wurde er noch nach Vechelde zu dem Herzog Ferdinand berufen. Den 30. August 1771 (XII, 311. M. 370. H. XX, 1, 236) schickte er seinem Bruder den Rest des ersten Theiles der vermischten Schriften, und schrieb: „Morgen reise ich nach Hamburg, und wenn ich da, in anderer Gesellschaft und anderer Luft, meine alte Laune und Heiterkeit wiederfinde, so soll ein Brief an Ramler das Erste sein, was ich vor die Hand nehme.[2]) Nachdem es mir in Hamburg gefällt oder nicht, bin ich vielleicht im Stande, auf einige Tage nach Berlin zu kommen."

Die vermischten Schriften, und mit ihnen die Sinngedichte, worin so manche Pfeile des Witzes gerade auf die Frauen vorkommen, waren eben erschienen: ein sonderbares Zusammentreffen mit dem Augenblick, da der Verfasser zu seiner Verlobung sich auf den Weg machte. Frau König schenkte ihm dies auch nicht. „Machen Sie, daß Sie bald kommen," schrieb sie ihm, „sonst kommt eine ganze Ladung Frauenzimmer, um Sie abzuholen. Ich denke, dies ist die härteste Drohung, die ich Ihnen machen kann. Denn eben lege ich Ihre Sinngedichte aus den Händen, und bin in meiner längst gehegten Meinung — Sie seien ein Erzweiberfeind, nun völlig bestärket. Ist es aber nicht recht gottlos, daß Sie uns bei allen Gelegenheiten so herunter machen! Sie müssen an verzweifelt böse Weiber gerathen sein. Ist dieses, so verzeihe ich Ihnen; sonst aber müssen Sie wahrhaftig für alle die Bosheit, so Sie an uns ausüben, noch gestrafet werden. Das Mädchen, was Sie sich wünschen (setzt sie schalkhaft hinzu, auf Nr. 82 des ersten Buchs der Sinngedichte anspielend) sollen Sie wenigstens nie finden."

Die Drohung war nicht vielsagend. Auch ließ Lessing sich nicht einschüchtern. — Ueber diese seine Reise nach Hamburg und von da nach Berlin, von Berlin wieder zurück nach Hamburg, von wo er nach einer zweimonatlichen Abwesenheit in Wolfenbüttel wieder eintraf, sind uns nur spärliche Andeutungen erhalten, aus denen nur so viel hervorgeht, daß der Erfolg den gehegten Erwartungen wirklich entsprach, und daß mancher neue Knoten für eine gesteigerte Betheiligung am Leben geschürzt oder befestigt wurde. Sein Verhältniß zu Frau König gehört dahin; ihre Verheirathung wurde

---

[1]) Siehe die Beilage. — [2]) Er entschuldigt sich, daß er Ramler für seine Mühe bei der Durchsicht der Sinngedichte noch nicht gedankt. „Ich habe itzt (schreibt er), wenn ich es so nennen darf, eine eigentliche Wasserscheu vor allem, was schreiben heißt."

jetzt bestimmt in Aussicht gestellt, sobald die sehr verwickelten Angelegenheiten der letzteren, mit Bezug auf ihre Fabriken in Wien und Hamburg und die Auseinandersetzung mit den Gläubigern ihres verstorbenen Mannes, es zulassen würden. Bis dahin wurde dieser Plan vor der Welt, und sogar vor eigenen Verwandten und den vertrautesten Freunden, geheim gehalten. An der Innigkeit und Zärtlichkeit, welche der Briefwechsel zwischen Lessing und seiner Freundin seit diesem Zeitpunkte annimmt, sieht man, wie beglückt beide diese Aussicht macht und wie sie ihre Verbindung zum wichtigsten Ziele ihres Strebens machen, und ihr Thun darauf richten.

Diese Verhältnisse lassen schon vermuthen, daß Lessing diesmal den vielen Zerstreuungen, welche die Hamburgische Welt bot, aus dem Wege ging, wenn er nicht in seinen Briefen an Frau König schon im Voraus seinen Wunsch zu erkennen gegeben hätte, sich mit ihr auf den ganz engen Kreis ihrer Freunde zurückzuziehen.

Getrübt wurden diese heitern Tage durch das Eintreffen der übrigens vorhergesehenen Nachricht von dem Tode der Mutter von Frau König. Lessing war eben mit einem Vetter der Frau König acht Tage in Berlin, als sie ihm (den 18. Sept.) in einem kurzen Schreiben diese Nachricht gab und ihren unbeschreiblich großen Schmerz über diesen Verlust mittheilte, nicht ohne einen zärtlichen Vorwurf, daß er sie zu einer Zeit verlassen konnte, als ihr eine so höchst traurige Nachricht bevorstand', da es von seiner Willkür abhing, die Reise noch einige Tage aufzuschieben. Lessing antwortete ihr (aus Berlin den 29. Sept. XII, 313. M. 371. H. XX, 1, 438), daß ihm das Herz blute, wenn er bedenke, in welcher Betrübniß sie sich befinde — aber nicht befinden *sollte*. „Wollte nur der Himmel, daß Ihnen die Versicherung, bei dem allen noch *eine* Person in der Welt zu wissen, die Sie über Alles liebt, zu einigem Troste gereichen könnte! Diese Person erwartet alle Glückseligkeit, die ihr hier noch beschieden ist, nur allein von Ihnen, und sie beschwört Sie, um dieser Glückseligkeit willen, sich allem Kummer über das Vergangene zu entreißen, und Ihre Augen lediglich auf eine Zukunft zu richten, in welcher es mein einziges Bestreben sein soll, Ihnen neue Ruhe, neues, von Tag zu Tag wachsendes Vergnügen zu verschaffen. Machen Sie ja, meine Liebe, daß ich Sie nicht niedergeschlagener finde, als ich Sie verlassen habe! Wie gerne wäre ich eher wieder bei Ihnen gewesen; wie gerne wäre ich bei Ihnen geblieben, wenn diese Berlinische Reise nicht so nothwendig gewesen wäre und meine Rückreise von mir allein abgehangen hätte. . . . Aber, daß ich nicht eher an Sie geschrieben habe? Wahrlich, ich bin den ganzen Tag immer so belagert und des Abends so lange in Gesellschaft gewesen, daß dieses der erste freie Augenblick ist, den ich auf meines Bruders Stube ohne Zeugen zubringen kann, um mich ganz dem Vergnügen, mich mit Ihnen zu unterhalten, zu überlassen. An Sie gedacht habe ich stündlich, und Sie würden mich auf das Aeußerste betrüben, wenn Sie daran zweifeln wollten."

Eine Spur von Lessings damaligem Besuche in Berlin bieten die Briefe des hannoverschen Leibarztes Zimmermann,[1]) welcher zur selben Zeit dort

[1]) J. G. Zimmermanns Briefe an einige seiner Freunde in der Schweiz. Herausg.

einer für sein Leben entscheidenden Operation sich unterworfen hatte, und der vom 28. September berichtet, daß er bei Nicolai mit Lessing und vielen Berlinischen beaux Esprits in Gesellschaft gewesen. Das Jahr darauf (am 19. Sep. 1772) finden wir Zimmermann in Wolfenbüttel, wo er Lessing und die Bibliothek besuchte, und an demselben Tage von einer Dame, die er nicht nennt, mit Lessing zum Mittagessen behalten wurde.[1]) Zimmermann genoß hier und in Braunschweig, wohin er vom Hofe berufen wurde, der besten Aufnahme; er stand in der Blüthe seines Rufes, welcher durch die vielen mißlichen Streitigkeiten, die er sich durch ein Uebermaß von Eitelkeit und Leidenschaft zuzog, noch nicht gelitten hatte.

Nach Hamburg zurückgekehrt, verlebte Lessing hier noch den größten Theil des October; zu Ende dieses Monats traf er bei sehr kaltem, stürmischem Wetter, aber gestärkt und erfrischt, in Braunschweig wieder ein, und meldete den 31. October (XII, 314. M. 373. H. XX, 1, 432) der Freundin seine glückliche Ankunft. „Ich bleibe bis morgen noch hier in Braunschweig und alsdenn willkommen, mein liebes einsames Wolfenbüttel! wo immer mein dritter Gedanke, Sie wissen schon wer, sein wird. — — Lassen Sie mich ja von Ihnen Alles — Wichtiges und Unwichtiges — wissen. Doch nichts ist mir unwichtig, was Sie angeht. Vor allen Dingen lassen Sie mich nie hören, daß Sie krank oder traurig sind. . . . Wie schön wäre es, wenn ich meine Gesundheit und meinen Leichtsinn mit Ihnen theilen könnte!" — Schon einige Tage darauf meldet er, daß er wieder auf seiner Burg in Wolfenbüttel sitze, und gesund und vergnügt sei. „Freilich (setzt er hinzu) würde ich unendlich vergnügter sein, wenn meine Einsamkeit durch den Umgang der einzigen Person belebet würde, nach deren beständigem Umgange ich jemals geseufzet habe. Aber schon die Hoffnung, daß mir dieses Glück noch aufgehoben, macht mich vergnügt; und soll man darum nicht vergnügt sein, weil man nicht so vergnügt ist, als man zu sein wünscht?"

Lessing war nicht lange zu Hause angekommen, als ihm Sulzer (wie Karl Lessing bald vermuthet, im Auftrage des österreichischen Gesandten) durch den Bruder eine Anfrage zukommen ließ, „ob er wohl Lust hätte, unter den vortheilhaftesten Bedingungen nach Wien zu gehen?" Er wollte sich nicht eher herauslassen, als bis er seinen Willen darüber geäußert. Die Sache sollte aber sehr verschwiegen behandelt werden.

Darauf antwortete Lessing unter dem 14. November 1771 (XII, 318. M. 377. H. XX, 1, 444): „Ob ich schon mit meiner gegenwärtigen Situation eigentlich nicht Ursache habe, unzufrieden zu sein, auch wirklich nicht bin, so sehe ich doch voraus, daß meine Beruhigung dabei in die Länge nicht dauern kann. Besonders würde ich die Einsamkeit, in der ich zu Wolfenbüttel nothwendig leben muß, den gänzlichen Mangel des Umgangs, wie ich ihn an anderen Orten gewohnt gewesen, auf mehrere Jahre schwerlich ertragen können.

---

von A. Rengger. Aarau 1830. S. 138.

[1]) S. a. a. O. S. 169 und oben S. 307. Es war die schöne Marquise Branconi, die Geliebte des Erbprinzen Carl Wilh. Ferdinand von Braunschweig, Mutter seines Sohnes, des Grafen Carl von Forstenburg. Auch Goethe und Lavater waren mit der Marquise befreundet und standen mit ihr in Briefwechsel.

Ich werde, mir gänzlich selbst überlassen, an Geist und Körper krank; und nur immer unter Büchern vergraben sein, dünkt mich weniger besser, als im eigentlichen Verstande vergraben sein. Folglich, wenn ich voraussetze, daß eine Veränderung mit mir endlich doch nothwendig sein würde, so wäre es freilich ebenso gut, wenn ich je eher je lieber dazu thäte; besonders wenn diese Veränderung wirkliche Verbesserung meiner äußerlichen Umstände sein könnte, die nach dem, was mir Alles auf dem Halse liegt, viel zu kümmerlich sind. — Aber ein Vorschlag nach Wien? Was kann das für einer sein? Wenn er das Theater betrifft, so mag ich gar nichts davon wissen. Das Theater überhaupt wird mir von Tage zu Tage gleichgültiger, und mit dem Wiener Theater, welches unter einem eigennützigen Impresario steht, möchte ich vollends nichts zu thun haben. Die schönsten Versprechungen, die bündigsten Verabredungen, die ich dort fordern und erwarten könnte, würden doch nur Versprechungen und Verabredungen von und mit einem Particulier sein, und man müßte mir es hier sehr verdenken, wenn ich eine gewisse, dauerhafte Versorgung ungewissen Aussichten aufopfern wollte. — Doch vielleicht betrifft der Vorschlag das Theater nicht, wenigstens nicht unmittelbar; und in diesem Falle gestehe ich Dir, würde ich mich nicht sehr bedenken, Wolfenbüttel mit Wien zu vertauschen. Ich setze voraus, daß ich bei diesem Tausch in allem Betracht gewönne."

Auf diese Erklärung ließ ihm Sulzer die Versicherung geben, daß er weder von dem Theaterunternehmer in Wien, noch von einem andern Particulier an ihn einen Auftrag habe, sondern von einem Minister im Namen des kaiserlichen Hofes — daß er selbst zwar die übrigen Bedingungen noch nicht wüßte, daß man sich aber nach seinem Verlangen wohl bequemen würde; und daß er wohlthun würde, wenn er deshalb Forderungen machte (Sulzer sprach von 1500 Thalern, wobei Karl Lessing ihm aber gleich zu erwägen gab, daß Wien ein Ort sei, wo sein Bruder sich mit dieser Summe eben nicht viel verbesserte). Worauf Lessing den 1. Dezember antwortete: „Du hast sehr recht, mit 1500 Rthlrn. würde ich mich in Wien noch nicht viel verbessert haben; 2000 Rthlr. müßten es wenigstens sein. Doch wie kann ich Forderungen machen, da ich noch nicht weiß, was man von mir erwartet! Mich verlangt nach der weitern Erklärung sehr; denn durch ungewisse Hoffnungen möchte ich mich hier nicht gern an diesem und jenem hindern lassen, was ich gleichwohl auch nicht unternehmen und anfangen möchte, wenn mich eine gänzliche Veränderung außer Stand setzte, es zu vollenden."[1])

Ein Grund, welcher bei ihm die Bereitwilligkeit, Wolfenbüttel mit Wien zu vertauschen, sehr verstärkte, den er aber seinem Bruder jetzt nicht sagen wollte, war die damals noch vorhandene Aussicht, daß Frau König in die Lage kommen würde, in Wien ihren Wohnsitz zu nehmen, und daß seine Anstellung in Wien ihre Verbindung nur erleichtern und beschleunigen würde. Er beeilte sich natürlich, sie (in einem verloren gegangenen Briefe) von Sulzers Vorschlag in Kenntniß zu setzen. Frau König rieth ihm, die Stelle in Wien anzunehmen, sobald sie so wäre, daß er sie mit Vergnügen be-

---

[1]) Die Beiträge „Zur Geschichte und Litteratur" und die Umstellung der Bibliothek.

kleidete, und wäre sie auch beim Theater. Er dürfte sich ja nur ausbedingen, unmittelbar vom Hofe abzuhängen. In Wolfenbüttel verlöre er nichts als die Bibliothek, und diese würde ihm auch wieder ersetzt. „Alsdann würden Sie finden," setzt sie hinzu, „wie allgemein Sie dort beliebt sein würden; denn bei persönlicher Bekanntschaft leiden Sie keine Gefahr. Und ist man jetzt schon so sehr für Sie eingenommen, was wird man dann nicht sein. Wenn es die Vorsehung so lenkte, daß ich mein Wiener Geschäft beibehalten könnte!"

Gerade jetzt aber schien ihr Geschäft durch die Wankelmüthigkeit eines Hamburgischen Freundes nur zu sehr gefährdet. Sie theilt dies Lessing näher mit; dieser denkt schon weniger an sich, als an seine Freundin. „Wenn Sie weiter in Wien nichts zu suchen haben, wenn Sie nichts mehr nöthiget, vielmehr da als an einem andern Orte zu leben, so ist auch mir Wien ein sehr gleichgültiger Ort, den ich, unter den allervortheilhaftesten Bedingungen von der Welt, nicht mit meinem gegenwärtigen Aufenthalte vertauschen wollte. Ich werde also sicherlich alle Vorschläge dahin ablehnen, und keinen weitern Gebrauch davon machen, als daß ich mir hier damit, wo möglich, irgend eine Verbesserung zu verschaffen suche. Und alsdenn, meine Liebe, können Sie weiter keine Ausflucht haben, mir Ihr Wort zu halten. Wenn Sie lieber in dem elendsten Winkel, lieber bei Wasser und Brod leben wollten [so hatte sie ihm geschrieben], als länger in Ihrer gegenwärtigen Verwirrung, so ist Wolfenbüttel Winkels genug, und an Wasser und Brod, auch noch an etwas mehr, soll es uns gewiß nicht fehlen."

Die edle Frau wollte ihrem Freunde an Entsagung nicht nachstehen; je mehr die Verwirrung ihrer Verhältnisse fast mit einem Verluste ihres Vermögens drohte, desto weniger hätte sie das Schicksal eines Lessing an das ihrige knüpfen mögen. Es entspann sich zwischen beiden ein Wetteifer der Großmuth, welcher unwillkürlich an den zwischen Tellheim und Minna erinnert.

„Die ganze verflossene Zeit meines Lebens (lautet ihre Antwort vom 25. November 1771, XIII, 327. H. XX, 2, 512) kann ich ruhig zurücke denken, bis auf den Augenblick, worin ich schwach genug war, eine Neigung zu gestehen, die ich zu verbergen so fest beschlossen hatte, wenigstens so lange, bis meine Umstände eine glückliche Wendung nähmen. Ich bin überzeugt, Sie würden dennoch einen freundschaftlichen Antheil an Allem genommen haben, was mir begegnet wäre; allein Sie hätten nicht meine Angelegenheiten zu Ihren eigenen gemacht, wie Sie jetzt thun; ob Sie es gleich nicht sollten. Denn der Vorsatz bleibt unumstößlich: bin ich unglücklich, so bleibe ich es allein, und Ihr Schicksal wird nicht mit dem meinigen verflochten. Meine Gründe hierüber wissen Sie, noch mehr, Ihre Aufrichtigkeit erlaubte Ihnen nicht, sie zu mißbilligen; nennen Sie sie also nicht Ausflüchte — das Wort Ausflucht hat mich gekränkt. — Fragen Sie Ihr Herz, ob es in dem nämlichen Fall nicht so handeln würde, und antwortet es Ihnen Nein, so glauben Sie nur, daß Sie mich nicht halb so sehr lieben, als ich Sie liebe. Das Einzige, warum ich Sie bitten will, ist, daß Sie sich durch mich in Ihrem Plan nicht irre machen lassen, sondern eben das thun, was Sie gethan hätten, wenn Sie mich nicht kennten." . . .

„Wenn ich mir vorstelle, daß Sie es in die Länge in Wolfenbüttel nicht aushalten, so glaube ich doch, daß Sie Ihr Leben in W. [Wien] angenehmer zubrächten, als in einem Cl** [Kloster] in Italien. Ich weiß nicht, ob die Furcht, Sie möchten diesen Entschluß fassen, oder eine Ahndung, daß mein Aufenthalt noch einmal in W. [Wien] sein wird — unerachtet es keinen großen Anschein dazu hat —, mich wünschen macht, daß Sie den Beruf dorthin annehmen mögen; genug, ich wünsche es. Und doch schwöre ich Ihnen, wenn ich die Wahl hätte, würde ich lieber in Wolfenbüttel, als in W. [Wien] mit Ihnen leben."

Mittlerweile erfuhr Lessing bei dem langsamen Gange der Verhandlungen durch seinen Bruder so viel, daß der Vorschlag nach Wien nicht das Theater betraf; er gab dem Rathe der Frau König Gehör, und wiederholte seine gegen den Bruder früher geäußerte Willensmeinung, daß er sich die Veränderung wolle gefallen lassen. Dieser sein Entschluß wurde sogleich nach Wien gemeldet, und in einigen Wochen sollte die völlige Erklärung eintreffen. Es ging auf nichts anderes hinaus, als daß man in Wien jetzt zu Stande bringen wollte, wovon man schon vor zwei Jahren so viel gesprochen: daß der Kaiser eine Akademie der Wissenschaften anlegen wollte. Die Sache wurde bald in politischen und gelehrten Zeitungen besprochen und einer und der andere der Akademiker namhaft gemacht: Sulzer und einige andere Gelehrte von Berlin; Garve aus Leipzig und Riedel aus Erfurt. Da lief von Sulzer eine Anfrage, die Lessing eine „sonderbare" nennt, bei ihm ein: ob er nicht geneigt sei, auf Kosten des Kaisers, auch nur zum Besuche vorerst, nach Wien zu kommen, um sich selbst seine Bedingungen machen und Verschiedenes einrichten zu helfen? Worauf Lessing gegen seinen Bruder empfindlich antwortete, daß unter dieser Bedingung aus der ganzen Sache nichts werden könne, denn wie unanständig und unsicher würde es sein, zu einer solchen Reise den Herzog um Urlaub zu bitten! „Sollte ich ihm die Wahrheit sagen? oder sollte ich sie ihm nicht sagen? Sagte ich sie nicht: was könnte ich für einen Vorwand brauchen? und welcher Vorwand würde wahrscheinlich genug sein, daß man nicht sogleich hindurchsehen könnte? Sagte ich ihm aber die Wahrheit, nämlich, daß ich mich in Wien besehen wollte, ob es mir zu einem beständigen Aufenthalt da gefiele, was könnte ich für eine Antwort gewärtigen?"

„Ich sehe nun überhaupt wohl," fährt er fort, „was es mit dem ganzen Dinge ist. Es steht in öffentlichen Blättern ja nun schon genug davon; und in den Erfurter Gelehrten Zeitungen lese ich, „daß Prof. Riedel mit einer sehr ansehnlichen Besoldung nach Wien zu der Stelle eines K. K. Raths berufen, und ihm dabei die freie Uebung der protestantischen Religion gestattet worden. Er werde im Anfang künftigen Jahres seine Stelle antreten und in solchen Geschäften gebraucht werden, die für die Literatur unsres Vaterlandes von größter Wichtigkeit sein würden!"

„Aber, lieber Gott! wenn die guten Wiener mit Riedeln den Anfang machen, was kann man sich viel davon versprechen? Und wenn sie Riedeln auf seine famam und auf Treu und Glauben Anderer sofort berufen können, warum wollen sie mich denn erst sehen? warum muthen sie mir denn erst eine Reise auf Besichtigung zu? Du wirst sagen, die Besichtigung sei für

mich. Aber es kömmt mir ganz so vor, als ob sie ebensowohl für die Wiener sein solle als für mich. Kurz, wie gesagt, ohne völlige Gewißheit zu haben, thue ich keinen Schritt. — Und zieht Riedel seinen ganzen Anhang nach sich, wie er ohne Zweifel zu thun suchen wird, so soll es mir ebenso lieb sein, wenn man mich läßt, wo ich bin. — Die Zeit wird es lehren."

Als Karl Lessing diese Bedenken Sulzer mittheilte, meinte dieser, Riedel sei nur ein Nothnagel. Man habe viele andere Männer nach Wien berufen wollen, aber alle wichtigen hätten es ausgeschlagen, und von Lessing hätte man sich am ersten eine abschlägige Antwort vermuthet, wenn man geradezu ihm etwas antrüge; man hätte also unter der Hand seine Gesinnungen anhören wollen. Sulzer meinte noch, Lessing könnte eine Reise nach Italien vorgeben, die er über Wien doch antreten müßte. . . . Warum man aber von Wien aus noch nicht an ihn geschrieben, mochte, nach Karl Lessings Vermuthung, einen tiefern Grund haben. Der Graf v. Kaunitz sollte nämlich bei der Kaiserin in Ungnade gefallen sein; und da dieser eigentlich mit Genehmigung des Kaisers die Akademie der Wissenschaften errichtete, so könnte die Sache freilich stocken. Sollte sie aber wieder in Gang kommen, so würde Riedel schwerlich viel dabei zu sagen haben.

Die Angelegenheit zog sich so bis in den Sommer des nächsten Jahres (1772) und hätte sich von Lessings Seite schon früher zerschlagen, wenn nicht mit dem Anfange dieses Jahres Frau König zum andern Mal die Reise nach Wien angetreten hätte, wo sie einige Jahre ununterbrochen verblieb, um sich ihrer dortigen Fabriken (einer Seiden- und einer Tapetenfabrik) mit dem möglichst geringen Nachtheil zu entschlagen. Ende März traf sie nach einer sehr beschwerlichen, an Unglücksfällen und Abenteuern reichen Reise, welche sie mit vieler Laune aushielt und in ihrem Briefe an Lessing schilderte,[1]) in Wien ein. Hier zog sie bald in den ersten Tagen über Lessings Berufung Erkundigung ein. Er hatte ihr einen Brief an den Staatsrath v. Gebler, welcher ihm zwei seiner neuen Stücke überschickt hatte, mitgegeben; aber weder dieser, noch Sonnenfels konnten ihr etwas Gegründetes über die Absichten, welche man mit Lessing vorhatte, berichten. Lessing fand dies sehr sonderbar. „Ja wohl ist es sonderbar," schrieb ihm Frau König aus Wien den 16 Mai 1772, „daß weder S. [Sonnenfels], noch G. [Gebler] es nicht wissen will. Er selbst ist derjenige, so Riedeln in Vorschlag gebracht, und weil die Sache so wunderlich läuft, so schämt er sich. . . . Von Ihrem neulichen Berufe hierher, weiß niemand was; allein ein jeder weiß, daß man Sie lange hier gewünscht, und noch wünscht. Pater W u r z,[2])

[1]) Aus dem Dorfe Rattelsdorf in Franken, den 28. Februar 1772. „Von einem Dorfe, das sich Rattelsdorf nennt, haben Sie wohl in Ihrem Leben nichts gehört?" — beginnt der Brief (XIII, 363. H. XX, 2, 559), den meine Leser ganz lesen müssen. Nachdem sie die verschiedenen Beschwerden dieser Tage berührt, schreibt sie: „Mein Schwager [mit dem sie reiste] sagt mir eben, ich sollte Ihnen sein Compliment machen und zugleich sagen, daß wir bei unsern Unglücksfällen mehr an Sie gedacht hätten, als wir vielleicht gethan haben würden, wenn es uns besser ergangen wäre. Seinerseits mag es wahr sein. Denn so wie ein Unglück kam, so sagte er: Herr Lessing hat Recht, es ist wahrhaftig ein hundsföttisch Leben." — [2]) Der Jesuit Pater Ignaz Wurz

der ein außerordentlicher Verehrer von Ihnen ist, sagte vor einigen Tagen zu meinem Schwager: Vor einigen Jahren hätte man sich feste Hoffnungen gemacht, Sie würden nach Wien kommen, allein Sie wären zu stolz gewesen. Was er damit hat sagen wollen, darnach hat mein Schwager nicht gefragt."

„Es kömmt mir sonderbar vor," antwortet ihr Lessing (den 27. Mai), „daß Sie von so Verschiedenen, von Geblern, von Marquot und Andern hören müssen: man habe mich nach Wien verlangt, ich sei aber zu stolz oder zu eigensinnig gewesen, den Beruf anzunehmen. An der Sache, wie ich aus andern Dingen schließe, muß also gewiß etwas sein; aber sollte sie wohl Leuten sein aufgetragen worden, die mich lieber nicht in Wien hätten, die also vorgegeben, daß sie desfalls an mich geschrieben, ohne es gethan zu haben? Es verlohnte sich der Mühe, dahinter zu kommen. Wenigstens dünkt mich, meine Liebe, werden Sie wohlthun, wenn Sie, im Fall, daß man wieder dergleichen sagt, geradezu versichern, wie Sie gewiß wüßten, daß noch nie ein directer und bestimmter Antrag von Wien aus an mich geschehen sei. Selbst das, was über Berlin geschehen ist, ist nur immer durch die dritte Hand gegangen, wo ich weder gewußt, mit wem ich eigentlich zu thun habe, noch was man eigentlich von mir verlange."

Lessing verhehlt es bei dem allen seiner Freundin nicht, wie lieb es ihm sei, wenn sie fürs erste noch einen festen Fuß in Wien behielte. Es könnte ihn in seinen Anschlägen dahin allein bestärken, da seine Umstände in Wolfenbüttel doch nur ein pis-aller seien, und es ihm auch nicht leicht fehlen sollte, sobald er sich selbst um etwas bewerben wollte. „Doch das Selbstbewerben," setzt er hinzu, „ist für mich eine gar harte Nuß; und ich würde nur sehr schwer, in Rücksicht auf eine Person, die ich mehr liebe als mich selbst, dazu zu bewegen sein."

Einmal von dem Gedanken einer früher oder später vorzunehmenden Veränderung ergriffen, nahm Lessing noch im Frühjahr 1772 nichts Geringeres auf sich, als eine Umstellung und völlig neue Umordnung der ganzen Bibliothek; ein Unternehmen, welches billig Zweifel erwecken darf, ob er auch den vollen Umfang und alle die Schwierigkeiten desselben ermessen und in Anschlag gebracht haben wird; in keinem Falle ist er weit darin vorgedrungen, wenigstens ist Alles im Ganzen so geblieben wie vorher. Die Sache schiene zweifelhaft, wenn er sich nicht gegen Frau König (XII, 375. M. 425. H. XX, 1, 503) so bestimmt darüber ausspräche. „Auch ich," schreibt er, „stecke itzt in Arbeit bis über die Ohren und quäle und püffle mich den ganzen Tag. Ich möchte nämlich, was ich in der Bibliothek angefangen habe, — und das ist nichts Geringers, als hunderttausend Bücher in eine völlig andre Ordnung bringen — gern diesen Sommer zu Stande haben, um vorkom-

---

in Wien, der sich zu seiner Zeit durch seine Predigten und seine Anleitung zur geistlichen Beredsamkeit (Wien 1770, 2 Bde.) einen Namen gemacht, daher Denis ihn in den „Liedern Sineds des Barden" (Wien 1772) als den „Beredtesten der Donaudruiden" in einer schwungvollen Ode gefeiert. Wurz war Professor der geistlichen Beredsamkeit an der Universität.

menden Falls so geschwind hier abbrechen zu können, als möglich.[1]) Da ich aber dieses, und sonst noch andere Dinge, auf meinen Abzug einrichte, so lasse ich mir doch gegen keine Seele das Geringste davon merken; vielmehr thue ich, als ob ich hier leben und sterben wollte. Und wie leicht kann dieses auch wirklich kommen! Denn ich sehe, daß sich in W. [Wien] die Sachen sehr auf die lange Bank ziehen, und daß man entweder gar noch nicht recht weiß, was man thun will, oder daß man es sich wenigstens noch nicht zu thun getrauet, so lange, als zwei große Augen noch offen sind. Aber immerhin! Ich will hier sein, wie wir überhaupt in der Welt sein sollten: gefaßt, alle Augenblicke aufbrechen zu können und doch willig, immer länger und länger zu bleiben. Ich werde auch sogar nicht nur willig, sondern auch mit vielem Vergnügen bleiben, mit der einzigen Bedingung, — die Sie wissen, meine Liebe."

Diese Auffassung der Verhältnisse wird von seiner Freundin bestätigt. Sie glaubt selbst, nach ihrer Antwort vom 25. Mai, daß man in Wien noch gar nicht ernstlich an die Errichtung einer Akademie denke: „Es möchte auch wohl aus dem ganzen Anschlag, wie Sie selbst sagen, nichts werden, so lange noch zwei große Augen offen stehen." — Man erräth, an wen hier gedacht ist. Man kannte den religiösen Eifer der Kaiserin Maria Theresia zu wohl, als daß protestantische Gelehrte mit Vertrauen einem Rufe nach Wien hätten folgen sollen. Frau König sagt es ihm (vom 18. November 1772) ganz deutlich: „Wenn der Kaiser allein regierte, dann wollte ich garantiren, daß Sie hier bleiben. So lange aber die Kaiserin lebt, ist es vielen Schwierigkeiten unterworfen, bis ein Protestant angenommen wird." — Karl Lessing sagt auch: „Was Lessing sowohl, als seine nachmalige Gattin von Wien abwandte, war die fürchterliche, vielleicht übertriebene Vorstellung, daß man der Gnade des Hofes nicht lange gewiß bleiben könne, wenn man sich nicht in den Schooß der allein seligmachenden Kirche begebe. Der aufgeklärte Joseph selbst könne nicht schützen, wie er wünsche, und seiner edlen Mutter sei nur von dieser Seite beizukommen." Doch wird gewiß Niemand, der Lessings Charakter einigermaßen kennt, glauben, was der Bruder hier versichert, daß Lessing und seine Freundin sich wohl entschlossen hätten, aus Ehrfurcht vor einer so großen Dame, für die edelste, gerechteste und gutherzigste Regentin, „die Ceremonien der römischen Kirche mitzumachen," die doch auch die christliche Kirche sei — „ohne das herrschende

---

[1]) Die Darstellung K. Lessings in dem Leben seines Bruders (S. 335) beginnt sehr kategorisch: „Er brachte die Bibliothek in eine ganz andere und bessere Ordnung." Dieses und was er sonst noch über die Beziehungen zum Geheimen Rath v. Praun bei diesem Geschäfte vorbringt, hat Schönemann im Serapeum V, 227—229 als Bibliothekar und Kenner des Faches kritisch gewürdigt. „Die alte Ordnung," sagt er, „welche Lessing gegen den Willen Prauns verändert und verbessert haben sollte, ist eben so wenig ein Werk des Geh. Raths v. Praun, als Lessing jemals eine andere und bessere eingeführt oder hergestellt hat, obgleich er wahrscheinlich (seine Worte lehren: unzweifelhaft!) einen so guten Vorsatz gehabt haben mag." Nur eine Spur von Lessings Vorhaben fiel einst seinem Nachfolger, Langer, auf. Ebenda S. 229. Note 1. Man müßte annehmen, daß Lessing, mitten in der Arbeit von ihrer Unermeßlichkeit für seine Zeit und Kräfte belehrt, Alles wieder in den alten Stand zurückbrachte.

Vorurtheil, welches demjenigen die Achtung entzieht, welcher, um sein Glück zu machen, den herrschenden Gottesdienst eines Landes eben so harmlos annimmt, als man sich in seine übrigen Gebräuche und Sitten findet."[1])

Es ging diesem Plan, eine Akademie der Wissenschaften zu errichten, wie dem um ein halbes Jahrhundert ältern, welchen der große Leibniz am Hofe des Vaters Maria Theresiens mit Unterstützung des Prinzen Eugen, unter dem Widerstreben der Jesuiten aber vergebens, betrieben hatte. Erst unsere Zeit hat die Verwirklichung dieses Leibniz'schen Gedankens erlebt. Immer kann man, bei einem Rückblick auf Lessings Zeit, seinem Bruder beipflichten, wenn er, gegen das Ende des 18. Jahrhunderts, sagt: „die Akademie ist nicht errichtet; und die nachtheiligsten der Folgen, die man vielleicht von ihr befürchtete, sind ohne sie erfolgt. Dem Geist des Jahrhunderts wehrt man nicht."

Während Lessing in dieser Zeit, in welche die Herausgabe der Emilia Galotti fällt, seines ganz Deutschland erfüllenden Ruhmes hätte genießen sollen, fiel er von Neuem in die Abspannung zurück, von welcher er im verflossenen Jahre sich erholt hatte. Das Arbeiten und Schreiben ging ihm wieder gar nicht von Statten. „Fast bin ich wieder da (gesteht er seinem Bruder den 22. April 1772) wo ich vor dem Jahre war; und wenn ich mich schlechterdings anstrengen muß, so kann es noch schlimmer werden. Diese meine Zerrüttung (Krankheit kann ichs freilich nicht nennen) ist denn auch Schuld, daß ich mein neues Stück noch nicht aufführen sehen, ob es gleich schon dreimal aufgeführt worden . . ." Zwei Monate später an Frau König (den 27. Juni): „Wer von uns beiden itzt am meisten aufgemuntert zu werden nöthig hat, das wäre noch eine große Frage. Sie haben doch weiter nichts als Sorgen, deren Ende Sie absehen können, auf eine oder die andere Weise. Mir aber ist itzt nicht selten das ganze Leben so ekel — so ekel! Ich verträume meine Tage mehr, als daß ich sie verlebe. Eine anhaltende Arbeit, die mich abmattet, ohne mich zu vergnügen; ein Aufenthalt, der mir durch den gänzlichen Mangel alles Umganges — (denn den Umgang, welchen ich haben könnte, den mag ich nicht haben) — unerträglich wird; eine Aussicht in das ewige, liebe Einerlei — das Alles sind Dinge, die einen so nachtheiligen Einfluß auf meine Seele, und von der auf meinen Körper haben, daß ich nicht weiß, ob ich krank oder gesund bin. Wer mich sieht, der macht mir ein Compliment wegen meines gesunden Aussehens, und ich möchte dieses Compliment lieber immer mit einer Ohrfeige beantworten. Denn was hilft es, daß ich noch so gesund aussehe, wenn ich mich zu allen Verrichtungen eines gesunden Menschen unfähig fühle? Kaum daß ich noch die Feder führen kann, wie Sie wohl selbst aus dem unleserlichen Briefe sehen werden, den ich mehr wie fünfmal habe abbrechen müssen. Mein Trost ist, daß dieser Zustand unmöglich anhalten kann — —"

Am 29. Juli theilt Lessing der Freundin mit, er habe vergebens „seit vierzehn Tagen mehr als einmal versucht an Sie zu schreiben. Und es wird ein großes Glück sein, wenn ich endlich doch diesen Brief zu Stande

---

[1]) Lessings Leben, von K. Lessing I, 328.

bringe," da er von einer Brunnenkur sehr angegriffen war. Hierauf ließ Lessing mehrere Monate verstreichen, ohne an seine Freundin zu schreiben. Endlich rafft er sich zusammen und beginnt seinen Brief vom 26. Okt. (XII, 374. M. 445. H. XX, 1, 525) mit Vorwürfen gegen sich selbst, und mit Besorgnissen, als möchte die Freundin aus diesem langen Stillschweigen Argwohn schöpfen. — „Aber, werden Sie fragen, woran lag es denn nun? — An tausend und tausend Dingen, die all so klein sind, daß sie sich gar nicht erzählen lassen, die aber doch, zusammengenommen, so eine außerordentliche Wirkung auf mich gehabt haben, daß ich, um wenig zu sagen, die ganze Zeit über, die ich nichts von mir hören ließ, so gut als gar nicht gelebt habe. Nicht, daß ich etwa krank gewesen, ob ich mich auch schon nicht gesund befunden. Ich bin schlimmer als krank gewesen: mißvergnügt, ärgerlich, wild; wider mich und wider die ganze Welt aufgebracht, Sie allein ausgenommen. Dazu kam, daß ich mich in eine Arbeit verwickelt hatte, die mir weit mehr Zeit und Anstrengung kostete, als ich voraus sehen können. Seit ein Paar Tagen habe ich einen kleinen Stillstand mit dieser Arbeit machen müssen, und vielleicht kommt es eben daher, daß ich mich jetzt ein wenig ruhiger befinde. Ich will mir diese Augenblicke zu Nutzen machen, die ohne Zweifel bald wieder verschwinden dürften . . . Sie wissen, meine Liebe, was ich Ihnen oft gestanden habe: daß ich es auf die Länge unmöglich hier aushalten kann. Ich werde in der Einsamkeit, in der ich hier leben muß, von Tag zu Tag dümmer und schlimmer. Ich muß wieder unter Menschen, von denen ich hier so gut als gänzlich abgesondert bin. Denn was hilft es mir, daß ich hier und in Braunschweig diesen und jenen besuchen kann? Besuche sind kein Umgang; und ich fühle es, daß ich nothwendig Umgang, und Umgang mit Leuten haben muß, die mir nicht gleichgültig sind, wenn noch ein Funken Gutes an mir bleiben soll. Ohne Umgang schlafe ich ein, und erwache blos dann und wann: um eine Sottise zu begehen."

Aehnliche Klagen füllen Lessings Brief an seinen Bruder, vom 28. Oktober, einem zwei Tage jüngeren Datum; schlimm, daß neben dieser Vereinsamung noch Nahrungssorgen ihn drückten, wie Lessing seinem Bruder andeutete: „ich will mich gern noch weit mehr aller Gesellschaft entziehen, um hier in der Einsamkeit zu kahlmäusern und zu büffeln, wenn ich nur sonst von einer andern Seite — meine Ruhe wieder damit gewinnen kann."

So verging das Jahr. Mit dem Anfange des nächsten Jahres 1773 kehrt einige Heiterkeit in sein Gemüth zurück. „Ich kann mir es leider nicht länger bergen," schreibt er an Frau König den 8. Januar, „daß ich hypochondrischer bin, als ich jemals zu werden geglaubt habe. Das einzige was mich noch tröstet, ist dieses, daß ich aus der Erfahrung erkenne, daß meine Hypochondrie wenigstens noch nicht sehr eingewurzelt sein kann. Denn sobald ich aus dem verwünschten Schlosse wieder unter Menschen komme, so geht es wieder eine Weile. Und dann sage ich mir: „„Warum auch länger auf diesem verwünschten Schlosse bleiben""? Wenn ich noch der alte Sperling auf dem Dache wäre, ich wäre schon hundertmal wieder fort. — Und seit acht Tagen habe ich wohl müssen unter Menschen sein. Zum neuen Jahre bin ich in Braunschweig bei Hofe gewesen, und habe mit Andern

gethan, was zwar nichts hilft, wenn man es thut, aber doch wohl schaden kann, wenn man es beständig unterläßt: ich habe Bücklinge gemacht und das Maul bewegt — —"

Am 6. Januar feierte Zachariä in Braunschweig, der Dichter des Renommisten, seine Hochzeit.[1]) Sie war auf dem Weghause, auf dem halben Wege von Braunschweig nach Wolfenbüttel, wo Lessing häufig einkehrte, und Gesellschaft aus Braunschweig antraf. Es kam wohl vor, daß er, wenn er zu seiner Erholung nach Braunschweig ging, nicht weiter als bis zu dem Weghause kam, wenn er hier mit einem der Freunde von Braunschweig zusammentraf, mit dem er sich „ausplauderte." „Es hielt schwer, ehe ich lustig werden konnte," schreibt er an die Freundin, „aber endlich riß mich das Beispiel fort, und ich ward es weil es Alle waren. Sie kennen Z. [Zachariä], aber doch würden Sie sich schwerlich einbilden können, was das für eine angenehme und in allem Betracht herrliche Hochzeit war. Es fehlte an nichts; und zwanzig Dinge waren da, an die kein Mensch gedacht hätte. . . . Wir haben bis an den andern Tag geschwärmt, und niemand ist zu Bette gegangen als Braut und Bräutigam." Lessing spielt hier auf einen bekannten Zug in Zachariäs Charakter an; er war nämlich nicht ohne Eitelkeit und liebte den Glanz. Man erzählt, daß er einst in seiner reichdecorirten Equipage, an deren Schlage der Anfangsbuchstabe seines Namens in Gold und in auffallend großem Maßstabe angebracht war, durch die Straßen von Braunschweig fuhr, als eben Lessing mit mehreren Bekannten vorüber wanderte, welche sich ironischer Bemerkungen nicht enthalten konnten. „So laßt ihn doch nur ruhig fahren," bemerkte Lessing, „er hat ja deutlich genug sein Z dahin gesetzt, damit jeder gleich sehe, daß nichts weiter dahinter sei."[2])

Von den Fremden, welche um diese Zeit Lessings Einsamkeit anregend und erheiternd unterbrachen, verdient vor andern ein Franzose hervorgehoben zu werden, Franz Cacault[3]) aus Nantes, welcher schon in dem Alter von 22 Jahren als Professor der Mathematik an der Kriegsschule zu Paris angestellt worden war. Ein Zweikampf nöthigte ihn, seine Stelle (1769) niederzulegen. Er begab sich zur Herstellung seiner durch übermäßige Arbeit erschütterten Gesundheit auf Reisen und ging zu Fuß nach Italien, von hier nach Deutschland und erwarb sich in kurzer Zeit (wie vorher in Italien) die Kenntniß der Landessprache so weit, daß er sie ziemlich sprechen lernte und die besten deutschen Werke las. Zu Anfang des Jahres 1773 traf Cacault in Berlin ein, und wurde bei Ramler (dessen Oden er übersetzt hat) und in dem ganzen Kreise der schönen Geister von Berlin einheimisch. Hier wies ihn alles auf Lessing. Dieser erhielt die erste Kunde von ihm durch seinen Bruder.[4]) Daß Cacault Mendelssohn für den besten Kopf in Berlin er-

---

[1]) S. H. XX, 1, 533. Anm. 2. — [2]) C. G. W. Schiller, Braunschweigs schöne Literatur in den Jahren 1745—1800. S. 53. — [3]) Sein Leben in der Biogr. univ. — [4]) XIII, 428. H. XX, 2, 645 vom 16. Jan. 1773: „Ramler ist unpäßlich und hütet die Stube. Unterdeß hat er doch jetzt eine gute Geistesnahrung. Es ist eine Rarität über alle Raritäten: Cacault, ein Professor der Ecole militaire in Paris, reiset seit etlichen Jahren herum, um andere Menschen, als Franzosen, kennen zu lernen, und legt sich gar auf die deutsche Literatur."

klärte, mußte ihm bei Lessing schon zur Empfehlung gereichen. In den ersten Tagen des Februar traf Cacault bei ihm mit einem Brief von Nicolai[1]) und einem andern von Gleim ein, bei dem er in Halberstadt abgetreten war. „Er ist ein ehrlicher und wackerer Mann (so führt ihn Nicolai ein), dessen Liebe zu unserer Poesie lobenswürdig ist, der auch den Deutschen weit mehr Gerechtigkeit widerfahren läßt, als viele andere Franzosen, der aber — (um Ihnen alles zu sagen) — wenn man ihn etwas genauer auf den Zahn fühlt, doch mit den Vorurtheilen seiner Nation, eben so gut wie jeder andere Franzose, angesteckt ist. . . . Ihre Miß Sara und Minna lobt und liebt er sehr. Aber die Emilia kann er nicht verdauen." Das Streiten darüber habe er und Mendelssohn mit ihm vermieden. „Aber über Ihre Dramaturgie ist der Streit oft ziemlich lebhaft gewesen. Er glaubte, Sie thäten den dramatischen Dichtern seiner Nation unrecht und kennten sie nicht genug. . . . Es hieß immer zuletzt: les règles du bon gôut sont par-tout les mêmes. — Endlich rieth ich ihm, selbst zu Ihnen zu reisen. Ich versicherte ihm, er werde sehen, daß Sie in der That gegen seine Nation viel billiger wären, als Ihr Buch schiene. — Da ist Cacault nun bei Ihnen! Sehen Sie zu, wie Sie meine Worte wahrmachen."

Cacault blieb, und nicht ohne Frucht, mehrere Wochen in Wolfenbüttel bei Lessing. Nicolai bemerkte dies, als jener wieder in Berlin eintraf. „Also Sie haben Herrn Cacault gänzlich umgekehrt," schreibt er an Lessing am 26. April, (XIII, 456. H. XX, 2, 682) „und haben meiner Recommendation, daß man Lessingen in seinem persönlichen Umgange kennen lernen müsse, wenn man ihn beurtheilen wolle, Ehre gemacht! Ich habe neulich einen Brief von Cacault an Mr. Bitaubé[2]) gelesen, worin er ihm schrieb: „„Je vous prie, ayez la patience de lire la Dramaturgie; mais ayez la patience de la lire à l'allemande, c'est-à-dire de tout examiner en lisant."" Eines so großen Wunders hätte ich mich doch nicht versehen. Ein Franzose soll dem andern die Dramaturgie anpreisen! Nun glaube ich fast, daß es möglich ist, Franz von Sickingen, von Doebbelin, auf dem französischen Theater zu Paris aufführen zu sehen!

Cacaults Uebersetzung der Hamburgischen Dramaturgie, welche 1785 von Junker herausgegeben wurde, hat man als eine Frucht seines Besuches bei Lessing, und zugleich als ein Ereigniß in der Geschichte der französischen Kritik zu betrachten, welches nicht ohne allen Einfluß war.[3])

---

[1]) XIII, 434. H. XX, 2, 671. — [2]) Paul Jeremias Bitaubé, Sohn eines französischen refugié in Königsberg (geb. 1732), gehört durch seine Schriften, unter denen die Uebersetzung des Homer und ein episches Gedicht auf Moses ihn berühmt machten, der französischen Literatur an. Er war Mitglied der königlichen Akademie der Wissenschaften in Berlin. Später übersetzte er Goethes Hermann und Dorethea, welches Gedicht er dem Homer verglich, was den Unwillen des Verfassers der Biographie univ. (art. Bitaubé) im hohen Grade erregt. Er starb zu Paris 1808. — [3]) Der Titel der Uebersetzung lautet: Dramaturgie, ou observations critiques sur plusieurs pièces de théatre, traduite de l'allemand de Lessing, par un François, et publiée par M. J. Paris 1785. 2 voll. Unrichtig wird bei Jördens III, 365. Mercier als der Uebersetzer angegeben, der, nach einer Nachricht in den Annalen des Theaters, a. a. O., nicht Deutsch verstand, und zwar eine von einem Deutschen verfaßte Uebersetzung stili=

Cacault hat nach seiner Rückkehr nach Frankreich die diplomatische Laufbahn ergriffen, und hat sowohl vor, als während der französischen Revolution mehrere Missionen in Italien rühmlich bekleidet, zuletzt in Florenz, von wo er, des Royalismus angeklagt, 1797 zurückberufen und durch Reinhard ersetzt wurde. Später wurde er von dem ersten Consul als Bevollmächtigter nach Rom geschickt (1801), um das Concordat mit dem Papste abzuschließen. Hier, wo er bis 1803 verweilte, legte er den Grund zu einer kostbaren Gemäldesammlung, welche Nantes, seine Vaterstadt, erworben hat.[1])

Drittes Kapitel.

Indeß Lessing zwischen Hoffnungen und Entschlüssen wegen seines Bleibens in Wolfenbüttel schwankte, wurde er unvermuthet Anfang Februar 1773 zu dem Erbprinzen nach Braunschweig berufen und von diesem mit einem Antrage bekannt gemacht, welcher ihm eine ganz neue, viel versprechende Stellung zum Hofe zu geben versprach. Der Probst Joh. Dieterich Lichtenstein zu Helmstädt, den der Herzog vornehmlich in solchen Sachen gebrauchte, welche die Geschichte und Rechte des Hauses betrafen, war am 23. Januar gestorben. Der Erbprinz glaubte, daß wenn Lessing nur wollte, es ihm nicht schwer werden könnte, in wenig Zeit die hierzu nöthige Kenntniß und Geschicklichkeit zu erlangen. Er trug ihm also diese Stelle mit Beibehaltung des Bibliothekariats an, und versicherte ihn, daß er ihn dabei so stellen wollte, daß er mit möglichster Zufriedenheit sich im Braunschweigischen fixiren könne.

„Aber darauf,“ sagte der Erbprinz, „kömmt es sodann auch an! Sie müssen bei uns bleiben, und Ihr Project, noch in der Welt viel herumzuschwärmen, aufgeben.“ „Ich weiß nicht (setzte Lessing in seinem Berichte an Frau König, aus Braunschweig den 15. Februar 1773 hinzu), ob er Wind bekommen haben mußte, was mein gegenwärtiger Plan sei. Aber Sie können sich leicht einbilden, was ich ihm antwortete. Ich nahm seinen Antrag vorläufig an, ohne ihm jedoch zu verschweigen, daß ich allerdings, ohne eine bessere Aussicht, nicht mehr sehr lange allhier dürfte ausgehalten haben.“ „Durch diese Stellung,“ versicherte ihn der Erbprinz, „bekommen Sie bei uns einen Fuß auf alles, und es wird nur auf Sie ankommen, ob Sie bei Ihrer gegenwärtigen Carriere bleiben, oder eine andere einschlagen wollen. Kurz die Sache war unter uns soweit richtig, daß sie vielleicht schon völlig zu Stande wäre, wenn seine Reise nicht so unvermuthet dazwischen gekommen wäre (der Erbprinz hatte unvermuthet nach Potsdam verreisen müssen). Er kömmt den 28. d. wieder zurück, und sodann, denke

---

sirte, und sie an einen Buchhändler in Neuchatel schickte, bei dem sie liegen geblieben und verschollen ist, ohne daß Mercier sich jemals darum kümmerte.

[1]) Er starb 1805.

ich, kann es nicht lange mehr dauern, daß sich mein künftiges Schicksal nicht wahrscheinlicher Weise auf immer entscheiden sollte."

Es verging der Februar, es vergingen acht Wochen, und die Angelegenheit stand noch auf dem nämlichen Punkte. Lessings Ungeduld, seine gereizte Stimmung bricht in dem Schreiben an seine zukünftige Gattin aus: „Ich möchte rasend werden . . . Ohne die geringste Veranlassung von meiner Seite läßt man mich ausdrücklich kommen, thut wer weiß wie schön mit mir, schmiert mir das Maul voll, und hernach thut man gar nicht, als ob jemals von Etwas die Rede gewesen wäre. Ich bin zweimal seitdem wieder in Braunschweig gewesen, habe mich sehen lassen, und verlangt, zu wissen woran ich wäre. Aber keine oder doch so gut wie keine Antwort! Nun bin ich wieder hier, und habe es verschworen, den Fuß nicht eher wieder nach Braunschweig zu setzen, bis man eben so von freien Stücken die Sache zu Ende bringt, und läßt man mich erst hier in der Bibliothek und mit gewissen Arbeiten fertig werden, mit welchen ich nicht anders als in Wolfenbüttel fertig werden kann und muß, wenn ich nicht alle meine zugebrachte Zeit verloren haben will: so soll mich sodann auch nichts in der Welt hier zu halten vermögend sein. Ich denke, überall so viel wiederzufinden, als ich hier verlasse. Und wenn ich es auch nicht wiederfände. Lieber betteln gegangen, als so mit sich handeln lassen!" (XII, 393. M. 466. H. XX, 1, 549).

In dem nämlichen Tone schreibt Lessing einige Tage später an seinen Bruder. In Jahr und Tag längstens denkt er ihm aus einem andern Orte zu schreiben, als aus Wolfenbüttel. Es sei ohnedies zwar recht gut, eine Zeitlang in einer großen Bibliothek zu studiren, aber sich darin zu vergraben, sei eine Raserei. „Ich merke es so gut, als Andere," setzt er hinzu, „daß die Arbeiten, die ich jetzt thue, mich stumpf machen. Aber daher will ich auch je eher je lieber mit ihnen fertig sein, und meine Beiträge ununterbrochen, bis auf die letzte Armseligkeit, die nach meinem ersten Plan hinein kommen soll, fortsetzen und ausführen. Dieses nicht thun, würde heißen, die drei Jahre, die ich nun hier zugebracht, muthwillig verlieren wollen."

Nachdem Lessing drei Monate zu keinem Menschen gekommen, und die ganze Zeit auf der Stube oder der Bibliothek zugebracht hatte, wo er, sagt er, mehr fleißig sein wollen, als fleißig gewesen: nöthigten ihn die Umstände im Juni wieder einmal nach Braunschweig zu gehen. Nach sechs Tagen kam er wieder, heiterer ein wenig, aber um nichts gebessert. Noch immer wußte er nicht, woran er war. „Das Verfahren ist mir unerträglich," klagte er seiner Freundin, „und nichts Geringeres, als Ihr ausdrückliches Verbot hat mich abhalten können, einen unbesonnenen Schritt zu thun, den ich demungeachtet doch noch alle Augenblicke in der Versuchung bin, zu thun. Werde ich ihn nicht auch endlich thun müssen? Denn, bei Gott, ich kann es nicht länger ausstehen. Es muß brechen oder biegen."

Nicht lange darauf starb der geheime Rath von Schliestedt,[1]) der ein=

---

[1]) Den 19. Juli. Heinrich Bernhard Schrader von Schliestedt, geboren 1706, war seit 1754 Minister.

zige Mann in Braunschweig, wie ihn Lessing bezeichnet, durch den alles und jedes geschehen sollte und geschah. Es war der Augenblick, da der Erbprinz, während der letzten Jahre seines Vaters, die Zügel in die Hand nahm und vor allem der Delapidation des Staatsvermögens strengen Einhalt that. Schliestedt nennt Lessing den unglaublichsten Verzögerer und Tröbler, der je unter der Sonne gelebt; ihm allein, gesteht er (den 17. September), habe er es Schuld gegeben, daß seine Sache so auf die lange Bank gezogen werde, wiewohl kein anderer als Schliestedt ihn ursprünglich dem Herzoge vorgeschlagen hatte, wie Karl Lessing wenigstens sagt.[1]) Der Erbprinz hatte sich gegen Jemand verlauten lassen, daß es nur an ihm gelegen. „Nun also, da er todt war, glaubte ich so viel gewisser, daß dieser alles beschleunigen werde, wäre es auch nur, um mich von der Wahrheit dieses Vorwandes zu überzeugen. Allein, wie gesagt, jener ist nun schon seit acht Wochen todt und dieser vorgestern auf vier Wochen nach Potsdam gereiset, in welchen sicherlich wieder nichts geschieht. — Sie allein," wiederholt er der Frau König, „haben mich bisher abgehalten und halten mich noch ab, einen übereilten Schritt zu thun, von welchem ich die schlimmen Folgen alle voraussehe, den ich aber doch ganz unfehlbar schon würde gethan haben, wenn ich nicht auch zugleich die einzige ernsthafte Hoffnung dadurch zu verscherzen fürchten müßte, die ich noch Zeit meines Lebens gehabt."

So eben war ein junger Graf von Migazzi, ein Neffe des berühmten Wiener Erzbischofs, mit einem Jesuiten, „der es aber nicht sein wollte," einige Stunden bei ihm gewesen. Das Gespräch kam auf Sonnenfels, auf den Lessing jetzt mehr als je erbittert war, weil derselbe in seinen Briefen an Klotz, welche das Jahr vorher erschienen waren und ein unglaubliches Aufsehen am Hofe und in ganz Wien gemacht hatten (es fehlte wenig, daß sie verboten wurden), Lessings moralischen Charakter anzutasten gewagt hatte. Anfangs wollte dieser sich eine öffentliche Erläuterung über die ihn betreffende Stelle ausbitten, und den Brief selbst drucken lassen, worin Sonnenfels sagt, daß Lessing „den Ruhm eines guten Mannes weniger habe als Klotz," und nicht undeutlich zu verstehen giebt, daß ihm irgend welche Schandflecke seines moralischen Charakters bekannt wären. Lessing schonte ihn blos, weil er von Frau König alle die Beschämungen erfuhr, die Sonnenfels in Wien, selbst von dem Theater herab, sich zugezogen. „Sie haben mich mitleidig gegen ihn gemacht (schrieb er ihr), ohne es zu wollen. Auf wen alle zuschlagen, der hat vor mir Friede . . . das habe ich mir allerdings noch vorbehalten, sobald er den Kopf wieder zu hoch trägt, und die Lehre vergißt, die er vielleicht von manchen Andern jetzt erhalten wird, ihm sodann es doppelt empfinden zu lassen, wen er auf eine so nichtswürdige Weise beleidiget hat." Vielleicht hätte ein Anderer einen vertrauten Brief, dessen Veröffentlichung der Schreiber nicht voraussehen konnte, minder streng aufgenommen; Lessing aber machte die Forderung, daß Briefe von Männern immer so geschrieben werden müßten, daß sie auch öffentlich vertreten werden könnten und müßten. Diesen Maßstab legte er wenigstens an sich. Denn da Gebler, erschrocken über den Mißbrauch mit den Briefen an Klotz, gleich

---

[1]) Lessings Leben I, 355.

manchen Andern durch ein Circularschreiben an alle seine Freunde seine sämmtlichen an sie erlassenen Briefe im Original zurückforderte, fügte Lessing hinzu: „Mit meinen Briefen kann er machen, was er will. Denn ich bin mir nicht bewußt, an Jemanden jemals eine Zeile geschrieben zu haben, welche nicht die ganze Welt lesen könnte.“ (XII, 387. M. 459. H. XX, 1, 540 f.).

War Lessing schon vorher der Hypochondrie in einem Grade verfallen, daß ihm Reiske sagen konnte, er fange an, „in dem Gellertschen, das ist dem weinerlichen Tone zu pfeifen“ (XIII, 440. H. XX, 2, 660), so stieg sie im Laufe des Jahres noch, in Folge seines tief verletzten Selbstgefühls, bis zum höchsten Maße des Aergers und der Erbitterung. Er schrieb an Keinen, nicht einmal an seine Freundin. Endlich brach er den ersten Dezember (XII, 404. M. 479. H. XX, 1, 564) sein Schweigen: „Ich bin,“ bekennt er ihr, „seit vier Monaten so gut wie gar nicht aus Wolfenbüttel und aus meinem verwünschten Schlosse gekommen. Ich bin nur zweimal auf ein paar Stunden in Braunschweig gewesen, denn ich habe es verredet, in meiner gegenwärtigen Lage jemals wieder eine Nacht in dem Braunschweig zu bleiben, wo man sich gegen mich (Sie wissen wer) auf eine Art beträgt, die mir unerträglich fällt; auf eine Art, die ich zu anderer Zeit, unter andern Umständen, um Alles in der Welt so lange nicht ertragen hätte. Ich will ihm daher schlechterdings nicht in die Augen zu kommen Gefahr laufen. Wenn er mich bei der Nase geführt haben will, so hab' er es! Aber ich werde es ihm in meinem Leben nicht vergessen. Künftigen Januar wird es ein Jahr, daß er mir den ersten Antrag eingehändigt hat. So lange warte ich nur noch, um ihm alsdann meine Meinung so bitter zu schreiben, wie sie gewiß noch keinem Menschen geschrieben worden.“

„Was kann ich aber indeß thun, als mich unter meine Bücher vergraben, um unter ihnen, wo möglich, alle Aussichten in die Zukunft zu vergessen? Ich habe nun auch weit länger als an Sie, meine Liebe, an keinen Menschen in der Welt geschrieben; weder an meine Brüder, noch an meine Mutter, noch an sonst Jemanden. Ich antworte auch keinem Menschen, der in irgend einer andern Sache an mich schreibt, als in Sachen der Bibliothek . . . Am besten würde ich thun, wenn ich an alle meine Bekannte, von deren vielen ich auch nicht einmal einen Brief zu sehen verlange, ein Circular ergehen ließe, mich für todt zu achten. Denn wahrlich, meine Liebe, es ist mir fast unmöglich, zu schreiben. Mehr als zehn Briefe habe ich selbst an Sie angefangen, und sie wieder zerrissen. . . . Die einzige gute Nachricht kann ich Ihnen schreiben, daß ich sehr gesund bin. Ich glaube, der Aerger hält mich gesund. . . .“

Wie Frau König die einzige war, welcher Lessing sein Herz öffnete, so war sie es allein, welche ihn zu beschwichtigen und von seinem Mißtrauen gegen den Erbprinzen zurückzubringen suchte. Sie selbst war damals nichts weniger als glücklich und dazu kränklich. Dies schildert sie in ihrer Antwort aus Wien vom 23. Dec. 1773 (XIII, 492. H. XX, 2, 729), sucht aber vor Allem ihren Freund zu beruhigen und aufzumuntern. „Alles mein Unglück wollte ich gern ertragen, wenn nur Sie glücklich und zufrieden wären. Sie können nicht glauben, wie nahe es mir geht, daß ich mir Sie nicht anders, als in einer so traurigen Gemüthsverfassung vorstellen kann, die mich fast

zweifeln macht, daß Sie so gesund sind, als Sie es sich einbilden. Es ist unartig, daß ich Ihnen dieses sage; allein die Furcht, Sie möchten sich verwahrlosen, bringt mich dazu. Unmöglich können Sie gesund sein, sonst würden Sie Lust und Kräfte haben, dem aufgebrachten Wesen, (das in jeder Zeile Ihres Briefes sich äußert), zu widerstehen. Es ist wahr, man hat Ihnen übel mitgespielt, oder vielmehr in der Art verfehlet, wie man einen Mann, wie Sie, behandeln sollte. So lange aber die Stelle, die man Ihnen angeboten, nicht vergeben ist, so lange haben Sie auch nicht Ursache, so entrüstet zu sein, als Sie sind. Daß der Bewußte[1]) schon bei dem Antrage Sie zu hintergehen gesucht haben sollte, kann ich nicht glauben, ich müßte mir denn ihn zugleich als den Niederträchtigsten gedenken. Eher glaube ich, daß andere Geschäfte ihn die Sache vergessen lassen und niemand ihn daran erinnert, weil Sie es nicht thun. Und wenn es wahr ist, was mir kürzlich ein Fremder, der diese Gegenden passirt ist, erzählte, daß das Haus so sehr derangirt ist, daß es bald zu einer d. C. . . .[2]) kommen könnte, so wundere ich mich nicht, wenn Angelegenheiten von der Art vergessen werden.[3]) Indessen ist es mir leid, daß Sie es sind, die darunter leiden. Hundertmal habe ich schon gewünscht, daß von der ganzen Sache nie die Rede gewesen wäre. . . . Mit dem Circulare verschonen Sie mich, das nehme ich nicht an. Auf Alles in der Welt thät ich eher Verzicht, als auf Ihre Briefe. Es ist wohl auch Ihr Ernst nicht, daß Sie es an mich richten wollten? Sonst müßte ich Sie für einen recht grausamen Mann halten, und der sind Sie nicht. . . ."

Es vergingen indeß vier ganze Monate, und Lessing ließ nichts von sich hören. Frau König macht ihm am 26. März 1774 (XIII, 504. H. XX, 2, 746) über sein Stillschweigen Vorwürfe, und fragt, ob Vergnügen oder Mißvergnügen ihn abgehalten, so lange nichts von sich hören zu lassen; im ersteren Falle wolle sie ihm gern vergeben, allein nicht im letzteren. „Denn Sie müssen nicht mißvergnügt sein — wenigstens nicht auf so lange, als Sie es nun bereits sind; und denn, so glaube ich auch, einen gegründeten Anspruch auf Ihr Vertrauen machen zu dürfen, und fände mich darum beleidiget, wenn Sie mir deswegen nicht schrieben, weil Sie mir nichts Angenehmes zu schreiben hätten." Bei dieser Gelegenheit theilt sie ihm mit, daß der katholische Kurfürst von der Pfalz zur Hebung der Heidelberger Universität verschiedene Gelehrte berufen, ohne Unterschied der Religion. Auch an ihren Bruder, den Professor Hahn in Utrecht, war ein Antrag ergangen, und sie fragt Lessing, ob er nicht Lust hätte, eine Professur dort anzunehmen. In diesem Falle müsse er ihr nur sagen: wie und auf was

---

[1]) Der Erbprinz. — [2]) designatio creditorum? — [3]) Mit dieser Bemerkung wird Frau König das Rechte getroffen haben. Wie weit es gekommen war, zeigt das traurige Mittel, wozu man in Braunschweig, wie in Hessen oder Württemberg greifen mußte: die Landeskinder im Jahre 1776 an England zu beliebiger Verwendung in Europa oder Amerika zu verkaufen. „Carl Wilhelm Ferdinands feines Menschengefühl empörte sich anfangs gegen diesen Handel (sagt ein Schriftsteller), und der weichherzige Herzog Carl weinte bei dem Abzuge seiner Braunschweiger bitterlich. Aber man sah kein anderes Mittel, dem unglücklichen Lande zu helfen. Die äußerste Noth forderte das Opfer." C. F. Lachmann, Geschichte der Stadt Braunschweig, S. 308.

für eine Art? Dann wollte sie die Anleitung dazu geben, und der Professor Mayer[1]) (ein Jesuit, welcher Lessingen vor mehreren Jahren in Wolfenbüttel besucht und seinen Beifall erworben hatte) werde mit Vergnügen die Hand dazu bieten.

Wie groß Lessings Unbehaglichkeit damals gewesen sein müsse, zeigt, daß er im Stande war, auf dieses Anerbieten auch nur einzugehen und seine alte Abneigung gegen das Dociren an einer Universität auf einen Augenblick zu überwinden. Die Nachricht war ihm ganz neu, und er wünschte in seiner Antwort vom 8. April 1774 (XII, 414. M. 489. H. XX, 1, 577) allerdings, daß man mit auf ihn einiges Absehen richten wollte. „Denn hier ist es länger nicht auszuhalten. Es wird von Tag zu Tag schlimmer, und die bereits seit anderthalb Jahren verkümmerten Salaria werden es gewiß mit nächstem noch mehr werden. Von dem Erbprinzen, wie ich ihn nunmehr kenne, wenn er heute oder morgen zur Regierung kommen sollte, kann ich mir gewiß versprechen, daß er die ganze Bibliothek mitsammt dem Bibliothekar lieber verkaufen wird, sobald sich nur ein Käufer dazu findet.[2]) Aber wie ist es anzufangen, daß man dort an einen Mann denkt, dessen Namen man vielleicht nicht anders, als in der Komödie gehört hat? Die verwünschte Komödie! Zwar erinnere ich mich des Prof. Mayers sehr wohl. Als er mich auf seiner Rückreise hier besuchte, äußerte er sogar, daß man mich zu Mannheim zu haben wünschte oder gewünscht hätte. Allein an ihn nun zu schreiben? mich anzubieten? Ich würde mit mehrerer Freudigkeit in den Tod gehen. Und zu was sollte ich mich auch anbieten? Ein Mensch wie ich, wenn er sich anbietet, scheint überall sehr überflüssig zu sein; wenigstens mag man ihn nicht anders, als so wohlfeil haben wie möglich. Dieses beiseite gesetzt ist Ihr Einfall allerdings sehr gut. Und ich habe nicht darüber gelacht, meine Liebe. Ich würde mich im Ernst darüber freuen können, wenn ich es nicht verschworen hätte, mich jemals wieder auf Hoffnung zu freuen. Wissen Sie indeß unter der Hand etwas dabei zu thun, so haben Sie alle Vollmacht; und ich bitte Sie recht sehr darum, mir es wenigstens zu schreiben, was Sie mehr von der Sache hören sollten."

Die Sache kam indeß gar nicht ernstlich in Gang. Frau König blieb ohne alle nähere Nachricht über das Vorhaben in Heidelberg. Ihrem Bruder darüber schreiben, ohne zu wissen, wozu Lessing sich eigentlich verwenden möchte, konnte und wollte sie aus verschiedenen Ursachen nicht. Lessing hätte sich näher erklären und bestimmter sagen sollen, welche Professur er übernehmen möchte. Sie legte es ihm wiederholt nahe, an ihren Bruder, den Professor zu schreiben, und sich bei ihm zu erkundigen, ob man wirklich einen Mann von seiner Gattung nach Heidelberg suche. Er werde ihn in Vor-

[1]) Der Astronom Christian Mayer (1719—1783) zu Heidelberg. — [2]) Dies erinnert an ein Gerücht, welches im Jahre 1777 in Berlin aufkam, daß Friedrich der Große dem Herzog von Braunschweig die Wolfenbüttelsche Bibliothek abkaufen wolle, worüber Karl Lessing gegen seinen Bruder vom 15. November 1777 (XIII, 595. H. XX, 2, 904) scherzt. „Sie soll, sagt man, in die hiesige neue Bibliothek kommen, die unsers Moses ältester Sohn des Königs Büchercommode nennt . . . Die Rechtsgelehrten mögen Dich als das Principale oder als das Accessorium betrachten, Du wirst allezeit mit verkauft . . ."

schlag bringen und sich überhaupt mit dem größten Nachdruck für ihn verwenden. Allein Lessing hatte schon erklärt, daß er zu einem solchen Schritte unfähig wäre. Bei alle dem hatte er bei sich beschlossen, in Wolfenbüttel kein Jahr länger auszuhalten (so schreibt er seinem Bruder den 30. April XII, 415. M. 491. H. XX, 1, 579), es komme, wohin es wolle. „Der Unbeständigkeit," sagt er, „dürfen mich meine Freunde darum nicht beschuldigen. Es ist nie mein Wille gewesen, an einem Orte wie Wolfenbüttel, von allem Umgange, wie ich ihn brauche, entfernt, Zeit meines Lebens Bücher zu hüten. Morgen thue ich das schon vier Jahre; und da ich es nur allzu sehr empfinde, wie viel trockner und stumpfer ich an Geist und Sinnen diese vier Jahre trotz aller meiner sonst erweiterten historischen Kenntniß geworden bin, so möchte ich es um Alles in der Welt willen nicht noch vier Jahre thun. Aber ich muß es auch nicht ein Jahr mehr thun, wenn ich sonst etwas in der Welt thun will. Hier ist es aus; hier kann ich nichts mehr thun. Du wirst die Messe auch nichts von mir lesen, denn ich habe den ganzen Winter nichts gethan und bin sehr zufrieden, daß ich nur das eine große Werk von Philosophie (oder Poltronnerie) zu Stande gebracht, — daß ich noch lebe. Gott helfe mir in diesem edlen Werke weiter, welches wohl werth ist, daß man alle Tage darum ißt und trinkt!"

Resignirt schrieb Lessing den 11. November (XII, 421. M. 498. H. XX, 1, 589) an seinen Bruder: „Ich sehe meinen Untergang hier vor Augen, und ergebe mich endlich drein."

Viertes Kapitel.

So zog es sich, ohne jede Veränderung, mit der nämlichen Resignation, in das neue Jahr (1775) hinein — Lessings Schreiben an Frau König vom 10. Januar zeugt davon, während er von der Freude ihres nahen Wiedersehens spricht [1]) —, als er wenige Tage später, mitten im Winter, sich zusammenraffte und den Entschluß ergriff, andere Gegenden und Menschen aufzusuchen, ohne zu denken oder nur zu ahnen, wie weit das Ziel läge, wohin die Reise ihn tragen würde. Er meldet diesen Entschluß seinem Bruder nach Berlin, aus Braunschweig den 14. Januar (XII, 425. M. 506. H. XX, 1, 601) indem er schreibt: „Ich befinde mich seit vierzehn Tagen in Braunschweig, in einer höchst unangenehmen Lage, so daß ich mir durchaus durch irgend einen gewaltsamen Schritt anderwärts Luft machen muß,

---

[1]) — „Wenn ich anders noch weiß, was sich freuen heißt! Gesund werden Sie mich finden, und gesunder, als ich leider vermuthen darf, Sie zu finden; ich scheine also auch meinen Bekannten so vergnügt, als man nur sein kann. Aber Gott gebe, daß sie nicht einmal sagen mögen: „„Wir haben uns schrecklich mit ihm betrogen."" So weit bin ich schon, daß ich sehe, alle mein Kummer, alle meine Bemühung, mich aus den verwünschten Umständen zu setzen, ist vergebens. So geschehe denn, was geschehen soll! . . ."

wenn ich hier im Schlamme nicht ersticken soll. — Längstens in vierzehn Tagen reise ich also von hier nach Leipzig; ob ich von da aus erst nach Dresden gehe, oder erst nach Berlin komme, kann ich nicht sagen." Ebert sandte ihm schriftlich seine besten Wünsche auf den Weg nach. „Reisen Sie glücklich, trotz allen schlimmen Wegen, und sein Sie vergnügt, wo Sie sich auch befinden mögen, trotz Ihrem eignen Sinne. Aber dennoch wünsche ich auch, daß Sie so bald als möglich wieder zurückkommen mögen, trotz allem, was Sie anderswo fesseln könnte. . . ."

Lessing nahm den 9. Februar seinen Weg über Leipzig nach Berlin. In Leipzig hielt er sich eine Woche auf und besuchte seinen alten Freund Weiße, der sich beglückt fühlte, das alte, durch die Klotzschen Händel wider seinen Willen erschütterte Verhältniß bis auf einen gewissen Grad wieder hergestellt zu sehen. Das einzelne ihrer Unterhaltungen — z. B. über Goethes Werther, über Lavaters Physiognomik — ist an seinem Orte mitgetheilt.[1]) Eine ergetzliche Anekdote, welche sich an diesen kurzen Aufenthalt Lessings in Leipzig knüpft, erzählt der Gothaer Theater-Kalender 1776 (S. 81). Es befand sich hier damals die weniger als mittelmäßige Ilgnersche Schauspieler-gesellschaft.[2]) Der Prinzipal glaubte Lessingen ein Kompliment zu machen und führte Miß Sara Sampson auf. Ein dortiger Gelehrter fragte Lessingen, ob er nicht der Vorstellung beiwohnen wollte. „Behüte der Himmel," sagte Lessing. „Warum nicht?" versetzte der andere, „es ist doch Ihr Kind. Freilich werden Sie es ein wenig zerlumpt finden; aber was schadet das? Man sieht sein Kind auch zerlumpt gerne!" „Das wohl," sagte Lessing; „aber, Herr, wenn ichs nun am Galgen finde?"

In Berlin blieb Lessing vierzehn Tage bei seinem Bruder und in dem Kreise seiner Freunde. Diesmal wollte der Baron von Stosch die Gelegenheit nicht vorübergehen lassen, Lessing für Preußen zu gewinnen.[3]) Er ließ ihn durch seinen Bruder fragen, ob er die Stelle des alten Professor Heinius am Joachimsthalischen Gymnasium annehmen wollte. Karl Lessing, der seinen Bruder darin schon kannte, antwortete bald: „Professoriren sei seine Sache nicht." Hierauf fragte er ihn weiter: ob Lessing wohl bei der Berliner Regie eine ansehnliche Bedienung nicht ausschlüge, sollten auch zwei Posten zusammen gezogen werden. Mit zu vieler Arbeit wider seine Neigung würde man ihn zu verschonen wissen. Hierauf konnte Karl Lessing weiter nichts erwiedern, als daß man erst die zuverlässige Beschaffenheit derselben wissen müsse. Als Lessing von diesen Vorschlägen nach der Abreise Kenntniß erhielt, antwortete er (am 26. März) seinem Bruder: „Dem Herrn von

[1]) Die Beilage enthält den vollständigen Auszug aus Weißes Briefen an Garve und Blankenburg. — [2]) Chronologie des deutschen Theaters 1775 S. 305. „Herr Ilgner, der ehemals beim Hildburghäuser Theater gewesen, und nur zu einem grotesken und extemporirenden Schauspieler taugte, warf sich im Jahre 1770 zum Chef einer Truppe auf." — S. 361 (zum J. 1775). „Herr Ilgner verirrte sich nach Leipzig und spielte einige Wochen auf dem Wäserschen Theater." — [3]) XIII, 526. H. XX, 2, 784. Hier ist der Name zwar abgekürzt: „Herr von St." Ueber Joh. Philipp Heinius, der zugleich ein achtungswerthes Mitglied der königlichen Akademie der Wissenschaften war, vgl. Christian Bartholmèss, Histoire philosophique de l'Académie de Prusse, Paris 1851 II, 118—123.

Stosch hast Du ganz recht geantwortet, daß das Professoriren meine Sache nicht ist. Der andere Vorschlag würde für mich wohl acceptabler sein, damit ich mein Brod nicht als ein Gelehrter, sondern als ein anderer dummer Teufel verdienen könnte."

In Berlin faßt Lessing nun auf einmal den Entschluß, nach Wien zu gehen. Es war (bemerkt sein Bruder) hauptsächlich der kaiserliche Gesandte am Berliner Hofe, Herr von Swieten, der ihn dazu bestimmte, nach Wien zu reisen, in der Hoffnung, daß es gelingen werde, ihn festzuhalten. Als Lessing eben abgereist war, schrieb ihm sein Bruder: „Der österreichische Legationssekretär machte mir letzthin in der Komödie so viel angenehme Vorspiegelungen in Ansicht Deiner in Wien, daß ich glaube, Du wirst von da nicht wieder wegkommen. Der Gesandte und Alle, sagt er, wären von Dir so eingenommen, daß sie Alles für Dich zu thun wünschten; und doch, glaubte er, würde das nicht nöthig sein, so viel Dir unbekannte Freunde würdest Du dort finden. Er bat mich recht inständig, ihn wissen zu lassen, wie Du in Wien aufgenommen worden. Wegen der Religion hättest Du nicht das Geringste zu befürchten." — Nächst dem Gesandten war Lessing seine nachherige gute Aufnahme in Wien den Empfehlungen des Gesandtschaftskaplan Abbé Blarer schuldig; auch ließ er diesem, und durch ihn dem Gesandten, ganz besonders danken (XII, 431. M. 513. H. XX, 1, 609). Dieser würdige Geistliche, ein geborener Schweizer, welcher in Berlin wegen seiner vorzüglichen Eigenschaften (und weil er als fertiger Schwimmer einst der Retter eines in der Spree Ertrinkenden wurde) allgemein geehrt wurde, nahm später als das Opfer der Ränke und Verfolgungen in Oesterreich und der Schweiz die Theilnahme seiner Freunde in hohem Grade in Anspruch.[1])

Was aber Lessing mehr als dieses anfeuerte, seine Reise nach Wien zu beschleunigen, war der Umstand, daß Frau König nach einem dreijährigen Aufenthalte in Wien ihre Absichten endlich erreicht und ihre Geschäfte nach vielerlei Sorgen und Anstrengungen so weit geordnet hatte, daß sie für sich und ihre Kinder mit Ruhe der Zukunft entgegensehen konnte. Viel verdankte sie dabei der warmen Theilnahme des Staatsraths von Gebler und seinem Einflusse bei der Kaiserin. Lessing verzieh dem Herrn von Gebler dafür gern seine schlechten Trauer- und Lustspiele und behandelte ihn wie einen Freund. Ohne ihre fortdauernde Kränklichkeit würde Frau König Wien schon zu Anfang des Jahres verlassen haben, endlich aber setzte sie Ostern als den Zeitpunkt ihres Wiedereintreffens in Hamburg fest. Lessing bat sie von Berlin aus inständig, da sie sich so lange in Wien aufgehalten habe, ihm zu Liebe noch diese kurze Zeit daselbst zu verweilen. Im Hintergrunde lag der Wunsch, gemeinschaftlich die Rückreise anzutreten; in Wien zu bleiben und nicht wieder nach Wolfenbüttel zurückzugehen, war in der That nicht der Zweck seiner „abentheuerlichen" Reise. „Ich bringe von dem

[1]) Näheres in Feßlers Rückblicken auf seine siebzigjährige Pilgerschaft. Breslau 1804. 216—17. Feßler nennt ihn seinen Wohlthäter. Im Jahre 1796 fand ihn Feßler wieder in Berlin, wo er bei dem Grafen Fink von Finkenstein seine „mühselige Laufbahn" beschloß.

hiesigen kaiserlichen Gesandten, dem Herrn von Swieten, zwar eine Menge Empfehlungsschreiben mit," schreibt er ihr, „aber ich habe es ihm auch schon selbst erklärt, daß ich nur einen ganz gemeinen Gebrauch davon zu machen gedächte, indem er versichert sein könnte, daß mich nichts, als meine particulären Angelegenheiten dahin zögen."

In Dresden hielt sich Lessing nur so lange auf, als nöthig war, um von seinem Fürsten die Erlaubniß der Weiterreise auszuwirken, da der Urlaub, den er sich genommen, nur nach Berlin war. Den 26. März ging er über Prag, wo er sich einen Tag über aufhalten wollte, um einen einzigen Mann zu sprechen (den er nicht näher bezeichnet), nach Wien, wo er den 31. eintraf, noch eher, als Frau König ihn erwartete.[1]) Die Aufnahme, welche Lessing in allen Kreisen zu Wien fand, war glänzend zu nennen. Mehr als sein Ruf, mehr als die wichtigen Empfehlungsschreiben, welche er mitbrachte, wirkte der Eindruck seiner Persönlichkeit. Herr von Gebler wurde ganz von ihm eingenommen. In einem Briefe an Nicolai, einige Zeit nach Lessings Abreise (den 15. Juli 1775) schrieb er:[2]) „Ich nehme es für ein gutes Zeichen an, daß wir diesen wahrhaft großen und liebenswürdigen Gelehrten — wie selten sind sie! — bald wieder auf der Rückreise hier sehen werden . . . Das weiß ich, daß, wenn unsere Akademie der Wissenschaften zu Stande kommt und ich etwas dazu beitragen kann, ihr eine so große Zierde zu verschaffen, ich es gewiß nicht unterlassen werde. Nie ist noch ein deutscher Gelehrter hier mit solcher Distinction aufgenommen worden, als unser vortrefflicher gemeinschaftlicher Freund, und das von unsern Souverains anzufangen bis auf das allgemeine Publikum herab. Als Emilia Galotti in seiner Gegenwart vorgestellt wurde, erschallte der Ruf: Vivat Lessing! Sonnenfels soll über diese großen Auszeichnungen äußerst eifersüchtig gewesen sein. Lessing hat, wie billig, vermieden, mit demjenigen in Bekanntschaft zu kommen, von dem er in den Briefen an Klotz so frevendlich angegriffen worden."

Daß Lessing die zahlreichen und großartigen Schätze der Kunst und Wissenschaft in Wien und der Umgebung aufgesucht haben wird, läßt sich voraussetzen. Die Gothaischen gelehrten Zeitungen[3]) brachten die Mittheilung, Lessing wäre in der Bibliothek zu Kloster Neuburg, nahe bei Wien, auf die Spur einer alten deutschen „Messiade" gekommen. Diesen Schatz, ein Manuscript aus dem Jahre 1300, habe man nicht lange darauf gefunden und für Lessing eine Abschrift davon vorbereitet. Diese Nachricht wurde aber gleich darauf in derselben Zeitung (5. Stück) nach einem Schreiben aus Wien, vom 2. Januar berichtigt: „Das von Herrn Lessing gefundene Gedicht ist vom Jahre 1383, mithin aus dem Zeitalter der spätern schwäbischen Dichter. Er macht deswegen nicht viel daraus. Christi und der Maria Leben ist der Inhalt." Statt 1383 mußte es heißen 1338 (Goedeke, Deutsche Dichtung im Mittelalter, S. 130). Es ist Bruder Philipps, des Karthäusers „Marienleben" (Herausg. von Heinrich Rückert, Quedlinburg 1853). Vgl.

---

[1]) XII, 430. M. 511. H. XX, 1, 607. Er stieg in dem goldenen Ochsen ab. — [2]) Aus Nicolais handschriftlichem Briefwechsel, in Danzels Papieren. — [3]) Von 1776. 2. St. „Aus einem Schreiben von Wien, den 20. Dec. 1775."

J. M. Wagner, Archiv für die Geschichte deutscher Sprache und Dichtung. Wien, 1873, 82 f. und 497 f.

Lessing war ohngefähr zehn Tage in Wien, als der jüngste Prinz von Braunschweig, Leopold, daselbst eintraf, zur Freude der Kaiserin Maria Theresia, welche eine zärtliche Familienanhänglichkeit besaß, und auf welche der Prinz einen höchst günstigen Eindruck machte. „Nun habe ich einmal einen Braunschweiger!" rief sie ihrer ersten Kammerfrau zu. Sie wünschte ihn festzuhalten und bot ihm nach eigener Wahl ein Regiment Kavallerie oder Infanterie an, mit einer Zugabe von neunhundert Dukaten Jahrgelder. Leopold bat sich Bedenkzeit aus und stellte die Entscheidung seiner Mutter anheim, welche, eine Schwester Friedrichs des Großen, indeß weit mehr einer Anstellung ihres Sohnes im Dienste Preußens geneigt war [1]) und sofort bei ihrem Bruder dringende Schritte hierfür that. Hierüber verging einige Zeit. Der Prinz, welcher die Entscheidung nahe glaubte, der im Ganzen übrigens den Dienst der Kaiserin dem seines großen Oheims, von dem er weniger Gunst zu erwarten hatte, vorgezogen hätte, [2]) beschloß, unterdessen eine Reise nach Venedig zu machen; und diese Wendung war es, welche Lessingen, ganz gegen sein Vermuthen, ja in diesem Augenblicke sogar gegen seine Neigung, nach Italien geführt hat. Die Sache ging allein vom Prinzen aus, welcher Lessingen sehr anlag, ihn zu begleiten, mit der Versicherung, bei seinem Vater, dem Herzog, alles gut zu machen, und so that es endlich Lessing, wie er seinem Bruder bekennt, in Betracht, daß seine Umstände dadurch nicht schlimmer werden konnten, und er auf diese Weise — gesetzt, daß sie auch nicht weiter reisten, als Venedig — dennoch wenigstens einen Vorschmack von Italien bekäme.

Bevor er mit dem Prinzen Wien verließ, beehrte ihn die Kaiserin Maria Theresia (Kaiser Joseph war abwesend und dem Prinzen in der Reise nach Italien vorangegangen) noch mit einer Unterredung. Sie fragte ihn unter andern, wie er mit Wien, mit den öffentlichen Anstalten daselbst, mit dem Theater und den Verdiensten der Wiener Gelehrten um die deutsche Literatur zufrieden sei. Was seine wahren Gedanken über diesen Punkt betrifft, so sind sie uns aus seinem Briefwechsel mit Frau König hinreichend bekannt: was konnte er der Kaiserin sagen? — Weder die Wahrheitsliebe, bemerkt sein Bruder richtig, noch die Klugheit gestatteten etwas anderes, als allgemeine beifällige Ausdrücke, die so wenig als möglich der alltäglichen Schmeichelei glichen; zum Glück durfte Lessing hinzusetzen, daß er sich bei einem so kurzen Aufenthalte nicht anmaßen könne, darüber zu urtheilen. Die Kaiserin nahm dieses einfache Geständniß für einen versteckten Tadel.

---

[1]) Es hing dies mit der bisher befolgten Politik des Braunschweigischen Hauses zusammen, wonach, mit Ausnahme des Prinzen Ludwig, seine Brüder in den Dienst Preußens traten; „wäre es auch nur, damit nicht zwei Brüder, wie in der Schlacht bei Reingau, in den feindlichen Heeren einander gegenüberständen." (Mauvillon, Geschichte Ferdinands, Herzogs von Braunschweig-Lüneburg I, 37. 118.) — [2]) Friedrich hatte den Prinzen bei der Zusammenkunft mit Joseph II. bei der Mährischen Neustadt am 3. September 1770 kennen lernen, aber wenig liebgewonnen, weil er Leopolds Bescheidenheit für Unselbständigkeit und seine Gutmüthigkeit für einen Mangel alles militärischen Sinnes hielt.

„Ich glaube, Ihn zu verstehen," sagte sie. „Ich weiß wohl, daß es mit dem guten Geschmacke nicht recht fort will. Sage Er mir doch, woran die Schuld liegt? Ich habe alles gethan, was meine Einsichten und Kräfte erlaubten. Aber oft denke ich, ich sei nur ein Frauenzimmer; und eine Frau kann in solchen Dingen nicht viel ausrichten."

Es ist Schade, daß Lessings Antwort auf diese Aufforderung nicht erhalten ist. Als darauf die Kaiserin auf den Prinzen Leopold zu sprechen kam, fragte sie, ob er auch nach Mailand gehen werde, und da Lessing es bejahte, erwiederte sie mit heiterem Blick: „Da werde ich Ihm einen Brief an den Grafen Firmian mitgeben; ich weiß, Er wird mir diese Bekanntschaft verdanken." Bei der Abreise des Prinzen schickte sie Lessingen wirklich ein eigenhändiges Empfehlungsschreiben an diesen berühmten, um Mailand und die Lombardei so vielfach verdienten Staatsmann zu. [1])

Die Abreise erfolgte den 25. April und that Niemanden so weh als Frau König, mit welcher Lessing so eben seine eheliche Verbindung in völlige Richtigkeit gebracht hatte, und welche nun die Rückreise ohne ihn anzutreten genöthigt war. „Es war ein für mich so betrübter Abschiedstag!" schrieb sie ihm den 29. April. — „Wien liegt mir auf dem Rücken, seitdem ich meinen besten Freund darin vermisse. Ich kann wohl mit Wahrheit sagen, die wenigen Tage, die ich mit Ihnen hier zugebracht, sind darin die einzigen vergnügten gewesen. Gott mag es Ihrem Prinzen Leopold verzeihen, daß er mich um Ihre Gesellschaft gebracht hat, ich verzeihe es ihm nimmermehr." — Der Baron von Gebler hatte ihr „hunderttausend Empfehlungen an Lessing aufgetragen." ... „Er hat mich beinahe auf die Folter gelegt," schreibt sie, „ihm zu sagen, ob Sie ihm auch gewogen wären. So ernstlich ich es ihm betheuerte, so hat er doch diese Frage gewiß sechsmal wiederholt, und immer dabei gesagt: Ich bin ihm von ganzem Herzen gut, und wünsche nur, daß wir ihn hier behalten. Und ich dachte in meinem Herzen: ich wünsche es nicht; denn mein lieber Lessing schickt sich besser zu der Wolfenbüttler Bibliothek, als unter die Hofschranzen: wenigstens wird ihn jene länger unterhalten als diese. Nicht wahr, ich habe Recht?"

Noch vor der Abreise schickte Lessing eine Kiste mit Büchern und einer Anzahl eigner Arbeiten über Dresden und Leipzig nach Wolfenbüttel, und ein Unstern waltete, daß (wie schon erwähnt) diese Kiste zum unersetzlichen Verlust der Literatur spurlos in der Ostermesse zu Leipzig verloren ging. Lessing war untröstlich. [2])

Fünftes Kapitel.

So trat Lessing in Begleitung des Prinzen Leopold und dessen Hofmeisters, des damaligen Obersten, nachherigen Generals von Warnstedt, die

---

[1]) S. Lessings Leben I, 361. Ueber Lessings Wiener Aufenthalt vgl. H. M. Richter, Geistesströmungen, Berlin, 1875. S. 208 f. — [2]) An seinen Bruder, nach der Rückkehr aus Italien, aus Braunschweig den 16. Juni 1776. (XII, 455. Nr. 540. H. XX,

Reise nach Italien an, wie er mit Bedauern nachmals an Heyne bekannte: „ohne die allergeringste Vorbereitung; denn was ich längst wieder vergessen hatte, das war doch keine Vorbereitung," setzt er (XII, 451. M. 535. H. XX, 1, 635) hinzu. Sie gingen über Salzburg und Brescia, und hielten sich an diesen beiden Orten einen einzigen Tag auf, welcher mit Besuchen hinging. Den 7. Mai langten sie in Mailand an. Lessing befand sich recht wohl, außer daß seine Augen von der Sonne und dem Staube unterwegs sehr gelitten hatten (XII, 431. M. 512. H. XX, 1, 609). Der Eintritt in dieses Land seiner Jugendwünsche, dieser „Vorschmack von Italien," wie er, den Tag seiner Ankunft in Mailand, an seinen Bruder schrieb — erneuerte seinen alten Gedanken, in Italien zu leben und zu sterben, auch schon wieder ganz, so sehr gefiel ihm noch alles, was er in dieser Gegend hörte und sah! — Doch wurde ihm der Genuß und der Nutzen der Reise durch zwei Umstände nicht wenig vermindert: durch die Sehnsucht und die Sorgen, welche ihn für seine Freundin erfüllten, und die beständige Abhängigkeit von dem Prinzen, den er begleitete, und von welchem er bei den vielen Einladungen und Ehrenbezeugungen, welche dem Prinzen galten, nicht getrennt wurde. „Es geht fast keine Stunde hin," schrieb er aus Mailand an Frau König, „wo ich nicht einmal Gelegenheit finde, es zu bedauern, daß ich nicht lieber mit Ihnen reise. Denn Nutzen werde ich nur sehr wenig von meiner Reise haben, da ich überall mit dem Prinzen gebeten werde, und so alle meine Zeit mit Besuchen und am Tische vergeht. Heute haben wir bei dem Erzherzoge gespeiset. Nur der Vortheil, den ich vielleicht von dieser Reise künftig in Wolfenbüttel haben dürfte, kann mir eine solche Lebensart erträglich machen." Dann klagt er über seine Augen. Frau König scherzte darüber, und meinte, es wäre wohl kein Wunder, daß seine Augen in der offenen Kalesche gelitten hätten, wozu denn auch noch die hübschen italienischen Mädchen was beigetragen haben könnten!

1, 641). Vorzüglich war ihm der Verlust um des Buchhändlers Voß willen unangenehm. „Es waren an die vierzig neue Fabeln darin, von denen ich keine einzige wieder herstellen kann. Auch war meine fast völlig fertige Abhandlung von Einrichtung eines deutschen Wörterbuchs darin. Nicht zu gedenken eines Manuscripts aus der hiesigen Bibliothek, das ich in Dresden collationiren wollen. Denn wenn ich an das denke, möchte ich vollends aus der Haut fahren." Nach der Allgemeinen deutschen Bibliothek, LXI, 422 war die vollendete Handschrift der Matrone von Ephesus und die gleichfalls ganz ausgearbeitete, für den zweiten Theil der vermischten Schriften bestimmte Abhandlung zur Geschichte der Aesopischen Fabel auch darin gewesen. Karl Lessing forderte in der Vorrede zum 2. Theile von Lessings vermischten Schriften vergeblich den Finder der Kiste zur Auslieferung der Manuscripte auf, mit der Versicherung, daß alle übrigen Gegenstände in der Kiste ihm erb- und eigenthümlich bleiben sollten, daß nach dem Namen des Finders oder Besitzers nicht weiter geforscht, und ihm alle Kosten und Mühe, auch aller Vortheil, den er nach Wahrscheinlichkeit daraus ziehen könnte, ersetzt werden sollte u. s. w. Sonderbar, bemerkt die Allgemeine deutsche Bibliothek dazu, daß sich in beinahe zehn Jahren keine Spur von allen diesen Papieren irgendwo gefunden hat, vollends, da die Entwendung der Kiste in einer so schriftstellerischen Stadt wie Leipzig geschah. Aber eben dies läßt befürchten, daß sie von einem, in solchen Sachen und ihrer möglichen Versilberung ganz unwissenden Menschen geraubt, und die Handschriften von ihm völlig vernichtet sein werden. In der That hat sich niemals eine Spur davon ergeben. S. oben S. 335. Anm. 2.

Den 23. Mai trafen die Reisenden in Venedig ein. Mitten unter täglichen und stündlichen Zerstreuungen war Lessing während dieses Aufenthaltes unwohl; es wurde ihm erst nach einem Aderlaß, zu welchem er sich schon in Wien entschlossen hatte, besser. Die Luft in Venedig bekam ihm nicht und er hoffte erst, schrieb er seiner Braut, völlig wieder hergestellt zu sein, wenn er Venedig verlassen und in eine bessere Luft kommen würde (XII, 432. M. 515. H. XX, 1, 611). „Aber nun," fährt er fort, „lassen Sie sich das Schlimmste klagen, meine Liebe. Wir kehren nicht gleich wieder nach Wien zurück, sondern gehen erst noch nach Florenz. . . . . Der Prinz kann und will sich nicht eher wieder in Wien sehen lassen, als bis alles daselbst seinethalben reguliert ist. Und das hat man nun davon, wenn man sich mit Prinzen abgiebt! Man kann niemals auf etwas Gewisses mit ihnen rechnen; und wenn sie einen einmal in ihren Klauen haben, so muß man wohl aushalten, man mag wollen oder nicht. . . ."

„Einer von meinen ersten Gängen hier in Venedig ist nach St. Christoforo gewesen, um zu sehen, wo unser Freund ruht, und seinem Andenken auf seinem Grabe eine aufrichtige Thräne zu schenken. Der nämliche Mann, in dessen Armen er gestorben, hat mich herausgebracht, von welchem ich dann auch die gewisse Versicherung erhalten, daß es mit seinem Tode sehr natürlich zugegangen. Ich weiß, daß Sie einmal nicht ohne Argwohn waren, und desfalls ruhig zu sein wünschten. Das können Sie nun. Wegen eines kleinen Denkmals, das Sie auf sein Grab noch müssen setzen lassen, mündlich ein mehreres."

Die Reisenden wohnten auch der Feierlichkeit der Vermählung des Dogen mit dem Adriatischen Meere bei, welche diesmal um so glänzender war, als, außer dem Kaiser Joseph, der Großherzog von Toscana, die Erzherzöge Maximilian und Ferdinand, sowie die Herzoge von Parma und Modena gegenwärtig waren.[1])

Am 6. Juni war der Prinz mit seiner Begleitung zu Bologna, wo ihm der Cardinal-Legat und der dortige Adel die größte Ehre erzeigten; Lessings eigene Mittheilungen knüpfen aber erst an Florenz wieder an, wo er am 12. Juli,[2]) dem Tage der Abreise nach Turin, an Frau König schrieb. Er glaubte die Rückreise anzutreten und fürchtete nur, daß der Aufenthalt in Turin sich über seine Wünsche hinausziehen könnte. „Wahrhaftig," setzt er hinzu, „ich sehne mich herzlich wieder nach Deutschland. Denn in dieser Hitze in Italien herumreisen, um sich zu besehen, welches man an Ort und Stelle doch wenigstens die Nacht nicht thun kann, ist eine Sache, die mich gewaltig mitnimmt. Gesund bin ich zwar noch so ziemlich, aber es ist mir doch immer, als ob das so lange nicht mehr dauern könnte. Ich habe es unzähligemal bereut, daß ich mich auf eine ungewisse Aussicht wieder auf einmal so weit von Ihnen trennen lassen . . . Und wenn es nun vollends auch mit dieser Aussicht nichts wäre! Merken Sie es, daß ich Ihnen in einer

---

[1]) C. R. Hausen, Biographie Herzogs Leopold. S. XXIX. — [2]) XII, 434. M. 516. H. XX, 1, 613. In den früheren Ausgaben vor 1879 ist der Brief unrichtig „den 10. Juni" datirt.

hypochondrischen Stunde schreibe?" ... Zum Unglück waren ihm die sehnlichst erwarteten Briefe der Frau König in Wien sowohl bei dem Staatsrath Gebler, als auch bei einem Herrn von Lutz mit der unverantwortlichsten Nachlässigkeit vorbehalten worden. Er verfiel auf den peinlichen Gedanken, daß sie krank, sehr krank wäre, und mit diesem schwarzen Gedanken schleppte er sich bis zum 7. Dezember, an dem er, auf der Rückreise in Bologna, einen Brief von dem Kammerherrn von Kuntzsch in Braunschweig vorfand, aus welchem er ersah, daß sie unterdessen gesund und wohl durch Braunschweig gekommen. Ich führe dieses hier an, weil es schon hinreicht, zu erklären, wie wenig Lessing auf dieser ganzen Reise die nöthige Stimmung hatte, um das Schöne und Große unter dem italienischen Himmel mit derjenigen Empfänglichkeit, ja Begeisterung aufzunehmen, deren Widerhall in den Schriften und Briefen Winckelmanns, Goethes und Herders nachklingt; wie wenig Einfluß endlich im Ganzen die italienische Reise auf Lessings spätere Erzeugnisse ausgeübt hat, wobei freilich die theologischen Streitigkeiten nach seiner Rückkehr und sein frühzeitiger Tod immer in Anschlag zu bringen sind. Ihn drängte es nicht, wie jene, in häufigen Briefen an die Freunde in der Heimath die empfangenen Eindrücke festzuhalten und zu sammeln. Sogar die spärlichen Nachrichten an Frau König, aus denen wir wenigstens die Richtung der Reise schöpfen konnten, stellte er ein; der Brief aus Florenz ist sein letzter aus Italien in unserer Sammlung. Ein Brief aus Livorno, in welchem er nur meldete, daß, gewisser Umstände wegen, der Prinz noch nicht zurückgehen konnte, und daß sie indeß eine Reise nach Corsika machen und von Corsika über Genua nach Turin gehen würden, ist uns verloren gegangen.

In Livorno war es, wo der Fürst einen jüdischen Gelehrten kennen lernte, dessen sehr aufgeklärter Geist in der Philosophie seine Bewunderung auf sich zog. „Der Fürst," heißt es, „sprach noch in spätern Jahren oft mit großem Vergnügen von der Unterredung Lessings mit diesem jüdischen Gelehrten, der in stiller Verborgenheit gelebt und über die höchsten Gegenstände des menschlichen Wissens sich so erhabene und tiefsinnige Ansichten erworben hatte. „Hier war mehr als Mendelssohn," drückte der Prinz sich aus, „und eine reinere Metaphysik." Später trafen Nachrichten von einem tragischen, ja schrecklichen Schicksal dieses edeln und weisen Mannes bei dem Prinzen ein. „Mehr als einmal," erzählt Hausen, „trug er mir auf, die näheren Umstände von dem betrübenden Schicksal dieses Gelehrten zu erforschen. Nach vielen fruchtlosen Bemühungen machte mir ein Brief aus Brünn einige Hoffnung. Wie beruhigend war diese Nachricht für das menschenfreundliche Herz Leopolds, allein diese Hoffnung war vergeblich."[1])

Am 17. Juli begab sich der Prinz auf einem französischen Schiffe nach

---

[1]) A. a. O. XXXIV., der aber des Ortes, wo jene Begegnung vorfiel, sich nicht mehr erinnern konnte. Diesen nennt der Verfasser der Lebensbeschreibung des Herzogs Leopold von Braunschweig, Chr. Wilh. Spieker (Frankfurt a. O. 1845), S. 20. — Es ist mir nicht gelungen, auf literarischem Wege Näheres über jenen jüdischen Gelehrten zu ermitteln, wozu um so weniger Aussicht bleibt, als es ausdrücklich heißt, „daß er in stiller Verborgenheit gelebt."

Bastia, der Hauptstadt Corsikas. Hier wurde er von dem berühmten General Grafen von Marbeuf, Statthalter der Insel, bekannt durch seine engen Beziehungen zu der Familie Bonaparte, aufgenommen.[1]) Sie schifften sich dann nach Genua ein, wo sie den 3. August eintrafen, aber sogleich die Reise nach Turin fortsetzten. „Als wir nach Turin kamen," schrieb Lessing später (den 26. December) an seine Freundin, „war das Schicksal des Prinzen noch nicht entschieden; wir gingen also von Turin über Bologna und Loretto nach Rom; von Rom nach Neapel, und von Neapel wieder zurück nach Rom, wo endlich der Prinz Befehl von seinem Vater erhielt, so schleunig als möglich zurückzukommen." Also die ganze Halbinsel bis Neapel und noch die Insel Corsika hat Lessing in einem Zeitraume von etwa acht Monaten, zum Theil nur im Fluge, kennen gelernt.

Wir haben das „Tagebuch," welches Lessing auf dieser Reise, aber nicht früher als von Turin, mit vielen und verschiedenen Bemerkungen ausgefüllt hat.[2]) So vereinzelt und fragmentarisch diese Bemerkungen sich ausnehmen, so lassen sie uns doch nicht nur den Weg, welchen er mit dem Prinzen genommen, sondern auch die Gegenstände, welche seine Aufmerksamkeit vor andern auf sich lenkten, erkennen. Es beginnt den 23. August und knüpft an die Schrift des Piemontesen Baretti gegen den Engländer Sharp an, worin jener seiner Landsleute sich annimmt, aber auf eine Art, daß diese selbst mit ihm nicht zufrieden waren, so daß Vernazza in Mailand in einem öffentlichen Sendschreiben 1770 gegen ihn auftrat. Lessing findet, daß Baretti in den wichtigsten Stücken gegen die ihm gemachten Vorwürfe Recht behalte, indem er sich auf seine eigene Erfahrung beruft.[3])

Gelehrte, welche Lessing in Turin persönlich hat kennen lernen, waren: Carlo Denina, Giuseppe Vernazza, Casto Innocente Ansaldi, Giuseppe Maria Boccardi, Dana, Professor der Botanik, Cigna, Professor der Anatomie, und andere. Auffallend war ihm ein junger Graf Valperga, zeitiger Rektor der Universität, nach der damals in Turin herrschenden Sitte ein junger Doctor,

---

[1]) A. a. O. — [2]) Dieses Tagebuch wurde zuerst vollständig in M. XI, 2, 29 bis 62 veröffentlicht und hiernach in H. XIX, 587—622 wiederholt. Das Originalmanuscript — ein Octavband in Brieftaschenform in Leder gebunden mit vielen leeren Blättern und 59 beschriebenen Seiten — besitzt der Landgerichtsdirektor R. Lessing in Berlin. Die oben von Guhrauer mitgetheilten Auszüge sind nach dem ersten Druck berichtigt. (M). — [3]) So haben viele Reisebeschreiber vor Baretti die Piemontesen sehr lustig finden wollen. „Und dennoch" bemerkt Lessing, „glaube ich selbst angemerkt zu haben, daß wenigstens in Turin das gemeine Volk weit ernster und zurückhaltender ist als in andern Städten Italiens. Auf ihrem Markte, der mit Liedersängern, Gauklern, Improvisatoren angefüllt ist, versammeln sie sich zwar um sie, aber ohne die Theilnehmung, die man anderwärts in Italien findet. Ihre Spaziergänge sind Sonntags und Festtags zwar sehr voll, aber alles geht ruhig auf und ab, und man sieht das Gewühle, ohne es zu hören. Dieses mußten mir Herr Vernazza und Denina selbst zugestehen; sie sagten aber, daß dieses blos von Turin gelte, wo die Nähe des Hofes und die Menge der Anbringer, besonders unter voriger Regierung Alle sorgsam und scheu gemacht habe und zum Theil noch mache." . . Den Vorwurf der Unwissenheit im Volke „sucht Herr Vernazza so abzulehnen, daß er sich auf die Menge Gelehrte beruft, die Baretti selbst anführe oder hätte anführen sollen. Doch ich glaube nicht, daß die Menge von Gelehrten hierbei etwas thut. Der Vorwurf, daß das Volk unwissend sei, kann doch noch immer sehr gegründet sein."

welcher erst das vorige Jahr promovirt hatte und zu den reichsten und vornehmsten gehörte. Der Vorwand für diese sonderbare Gewohnheit war, daß das Rektorat nur wenig eintrage, und der Rektor im Stande sein müsse, verschiedene Ehrenausgaben zu machen. Es machte einen sonderbaren Eindruck, „an der Spitze so vieler alter und ehrwürdiger Männer einen jungen Adonis zu sehen."

Ein eigener Abschnitt handelt von der Architektur zu Turin, ein anderer von dem Museum der Alterthümer, von der Bibliothek, von den piemontesischen Dichtern und endlich gar von den Spielern. In der Bibliothek hatte er nur Gelegenheit, einige wenige Manuscripte nachzusehen, darunter einen Codex des Baptista Alberti, von der Malerei, in welchem er ein ganz neues Buch entdeckte, welches die Elemente der Malerei enthält.

Denina, welcher zu dieser Zeit den Lehrstuhl der italienischen Beredsamkeit und der griechischen Sprache an der Universität inne hatte, später aber (1782) von Friedrich dem Großen nach Berlin gerufen wurde, wo er unter anderm seine preußische Literaturgeschichte schrieb, gedenkt in diesem Werke an zwei Orten seines Zusammentreffens mit Lessing in Turin. [1]) „Wir," schreibt er, „die wir ihn in Turin oft gesehen haben, wir können nicht umhin, zu sagen, daß er uns Gelegenheit gab, seine ausgebreiteten Kenntnisse selbst in der italienischen Literatur zu bewundern. Er zeigte in seinen Unterredungen eine große Abneigung gegen die heroische Tragödie und legte eine große Neigung an den Tag, Ort und Beschäftigung zu wechseln. Er hat uns gesagt, daß er niemals länger als drei Jahre bei demselben Geschäfte aushielte." Hier beruft sich jener auf ein späteres Ereigniß in Lessings Leben, seine vorübergehende Berufung nach Mannheim, worauf noch nicht eingegangen werden kann.

Denina hatte damals eine neue Art von Roman im Sinne, welcher den Titel haben sollte: „Das neue Griechenland," eine prophetische Geschichte in drei Theilen, als eine Art Kreuzzug gegen die Türken zur Befreiung Griechenlands. Er theilte, erzählt er nun, den Plan dieses Romanes Lessingen und Sulzern [2]) mit, als sie auf ihrer Reise nach Turin kamen. Sulzer machte ihm nur einige Schwierigkeiten wegen des Anführers, den er seiner in Form eines Kreuzzuges gebildeten Armee gab; Lessing aber, „politischer und preußischer, als er (Denina) damals war," sagte mit vieler Lebhaftigkeit: Au nom de Dieu, ne touchez pas à mes Turcs! „Ich merkte wohl," setzt Denina hinzu, „was er sagen wollte, und seitdem habe ich diesen Roman nicht mehr angerührt und sogar, was ich darüber zu Papier gebracht, verloren."

Von Turin reisten sie über Alessandria nach Pavia. Hier blieben sie einen Tag und sahen in dem Collegio Borromeo die Gemälde des Zuccheri, und des Nachmittags, anderthalb Posten von Pavia, die Karthause (la Certosa), wo Lessing in der Kirche ein schönes gemaltes Fenster, den heil. Hieronymus,

---

[1]) La Prusse littéraire. Berlin 1790—1791; in den Artikeln: Denina und Lessing. — [2]) Sulzer war nicht lange vor Lessing auf der Reise vor seinem bald darauf erfolgten Tode in Turin gewesen.

den Satan in Ketten zu seinen Füßen, sah, darunter der Name des Künstlers: Opus Christofori de Motis 1477.

„Von Alessandria nach Pavia ging der Weg über Tortona und Voghera. . . . Zu Pavia war Sacchi,[1]) der mit seiner Gesellschaft von Turin dahin gezogen war; er spielte aber den Abend eine bloße Farce, die wir nicht auswarteten. Das Theater ist sehr schön und erst 1771 gebauet und ist das letzte Werk des Bibiena. Auch Alessandria hat itzt ein ganz neues Theater, gleichfalls nach einer hinterlassnen Zeichnung des Bibiena. Es war noch nicht ganz fertig, den 8ten October aber sollte gleichwohl die erste Oper darauf gespielt werden."

„Den 12. September. Von Pavia über Piacenza (wo wir nichts als die beiden Statuen der Herzoge Alexander und Ranutius Farnese zu Pferde zu besehen Zeit hatten) nach Parma, wo wir den 13ten geblieben. Zu Parma besehen: 1. Die Malerakademie, wo eben ein junger englischer Maler, Cowper, beschäftiget war, den Tag des Correggio zu copiren. In den Zimmern derselben werden auch zum Theil die Alterthümer von Velleja aufbehalten, worunter der untere Theil einer gemalten Wand, auf welcher eine sehr gustöse Gartenwand von Lattenwerk mit Rosen zu sehen war. Ferner die alten kupfernen großen Tafeln, welche Muratori in einem kleinen Werke erklärt hat." Nächstdem ward die Bibliothek in Augenschein genommen. „3. Das Theater, das große und kleine; wovon jenes merkwürdig wegen der Leichtigkeit, womit man auch den mäßigsten Laut aus dem hintersten Theile des Theaters bis vorn in die Platea höret, und welche ohne Zweifel daher kommt, daß die Platea durch die Reihen Sitze geschlossen ist, und die Stimme also durch die Logen nicht verfliegen kann." „4. Den Dom und die Kirchen S. Giovanni und S. Sepolcro, wegen der Gemälde des Coreggio." Von Personen, welche Lessing hier kennen gelernt und besucht hat, nennt er nur Bossi,[2]) königlichen Stuccaturarbeiter und Professor der Zeichenkunst bei der Akademie. Der Prinz kaufte Verschiedenes von seinen Kupferstichen.

„Den 14. September. Ueber Modena von Parma nach Bologna. Von Parma nach Modena geht der Weg über Reggio, wo ich einen Buchladen von der Società Tipografica zu Modena fand und die Bibli. des Grafen Campi zu Modena kaufte.[3]) Zu Modena nichts besehen als den Schloßgarten und den Stall, in welchem der Herzog den Engländer ausstopfen lassen, der ihm in der Bataille zu Prag Dienste gethan."

In Rom traf der Prinz am 22. Sept. ein. Das Tagebuch aus Rom geht vom 26. September bis 4. October und bemerkt die Besuche der Kirchen und Alterthümer, welche die Reisenden, geführt von dem sachsen-gothaischen

---

[1]) Der bekannte Anführer der Truppe, für welche Graf Gozzi arbeitete. Goethe sah zehn Jahre später von dieser unterdessen zerstreuten Truppe nur noch die Smeraldina und den Brighella. Werke XXVII, 149. H. XXIV, 86. — [2]) Benignus Bossi, berühmter Zeichner und Kupferstecher, s. Naglers Künstler-Lexikon. — [3]) Von der italienischen Reise hat Lessing 17 Bände in Folio, 77 in Quarto und 150 in Octavo, meist archäologischen und schönwissenschaftlichen Inhalts, mitgebracht, welche nach seinem Tode anfangs zu 300 Thlrn. angesetzt, späterhin zu 250 Thlr. angenommen wurden. (Schönemann im Serapeum. V, 234.)

Hofrath Reiffenstein,[1]) bekannt aus Goethes römischem Aufenthalt, machten. Lessing nennt die Peterskirche und ihre hervorstechendsten Kunstwerke, die Fabrik der Mosaik-Gemälde hinter der Peterskirche (wobei er die irrige Beschreibung des Verfahrens bei Volkmann[2]) berichtiget) — die Villa Medici, das Museum Clementinum, welches Clemens XIV. angelegt und sein Nachfolger, Pius VI., welcher soeben (im Frühjahr 1775) den päpstlichen Stuhl bestieg, bedeutend vermehrt hat (Museum Pio-Clementinum); die Bibliothek des Vatican, mit dem von Mengs gemalten Manuscriptensaale, das Capitol mit dem dort befindlichen Museum; die Kirche Maria degli Angeli (ehedem die Thermen des Diocletian). Man erzählt, daß Lessing in Rom eines Tages Stundenlang vergebens gesucht wurde — endlich fand man ihn vor der Gruppe des Laokoon einsam, und beschäftigt, über dieses Meisterwerk der Kunst neue Bemerkungen zu sammeln.[3]) In der Umgegend von Rom wurden auf Frascati und Albano einige Tage gewandt. In Albano traf Lessing auf den Maler Philipp Hackert, dessen Leben Goethe mit so viel Liebe und Ausführlichkeit beschrieben hat. Lessing hat einiges über seine Herkunft und seinen Lebensgang bis zu dieser Zeit aufgezeichnet.

Eben damals fing Hackert an, die Aufmerksamkeit in Rom zu erregen, da der kunstliebende und freisinnige Papst Pius VI., welcher auch protestantische Künstler beschützte und begünstigte, Hackerts Gemälde von Cesena, des Papstes Geburtsstadt, so gnädig entgegennahm, und den Maler nicht nur reichlich beschenkte, sondern auch für die Zukunft aufmunterte.[4])

Auch Lessing erfuhr die Leutseligkeit Pius' VI. Er begleitete den Prinzen Leopold zur Audienz bei dem Papste. Ueber diese anziehende Episode seiner italienischen Reise weichen die Berichte in den Umständen von einander ab; Lessing selbst hat uns in seinen Briefen oder Tagebüchern nichts darüber hinterlassen. Der Ungenannte, aus dessen Berichte wir soeben einen Zug mitgetheilt haben, erzählt wie folgt:

„Als der Prinz Leopold dem Papst Pius VI. vorgestellt ward, zeigte der alte stockblinde Kardinal Albani[5]) Sr. Heiligkeit an, daß sich der gelehrte Bibliothekar Lessing als Begleiter des Prinzen im Vorzimmer befände. Dem hohen anwesenden Protestanten und dessen Suite war bereits das Füßeküssen Sr. Heiligkeit erlassen worden. Lessing wurde hereingeführt, näherte sich dem heiligen Vater in der demüthigsten Stellung, beugte sich vor ihm devotest nieder, und war wirklich im Begriff, die Füße desselben zu küssen, als dieser sie lächelnd zurückzog und dadurch der komischen Scene ein Ende machte. Lessing äußerte sich über diesen Vorfall gegen seine Freunde: er sei wirklich durch

---

[1]) Joh. Fried. Reiffenstein. S. die Hempelsche Goetheausgabe XXXII, 39 u. 47. — [2]) J. J. Volkmann, Historisch-kritische Nachrichten von Italien. Leipzig 1770—71. 3 Bände. Dieses Handbuch, damals das neueste über Italien, nahm Lessing auf die Reise mit, fand aber vieles darin zu verbessern. — [3]) Aus der Mittheilung eines Ungenannten in der Zeitung für die elegante Welt. 1805. No. 117. „Lessing in Rom." — [4]) Goethes W. XXXVII, 138. H. XXXII, 48: „„Wenn Ihr was nöthig habt, so kommt gerade zu uns! Ihr findet alle Protection!"" Dabei klopfte er ihm beide Backen sehr freundlich und sagte: „„Mein Sohn, ich will Euch sehr wohl!"" Denn den Segen konnte er ihm, als einem Ketzer, nicht geben." — [5]) Der Gönner Winckelmanns. Siehe „Kardinal Albani" Goethes W. XXXVII, 44—46. H. XXVIII, 215 f.

den feierlichen Anblick des alten würdigen Mannes, der mehr als irgend ein Monarch der Erde über zahllose Menschenseelen herrsche, — ungewöhnlich überrascht worden."[1])

Wir geben diesen Bericht, wie wir ihn finden. Die Lessing in den Mund gelegte Aeußerung ist eben nicht gegen die Eigenthümlichkeit seines Geistes und Wesens. Man weiß auch, welchen imponirenden Eindruck dieser Pabst, ein noch kraftvoller und schöner Greis, mehrere Jahre später bei seiner Reise nach Wien zu Kaiser Joseph II. ausgeübt hat.[2]) „Die schönste würdigste Männergestalt," so bezeichnet ihn Goethe, als er ihn am Tage Allerseelen am Altar seiner Hauskapelle auf dem Quirinal sah. Es war eine schöne Zeit, da hochgebildete Kardinäle mit gelehrten Protestanten (wie der Kardinal Quirini mit H. S. Reimarus u. A.) in freundschaftlichem Verkehr standen, und wiederum lutherische Gelehrte, ja Theologen, dem Pabste ihre Verehrung bezeigten.[3]) Lessing hielt überdies die päpstliche Regierung für sanfter als alle übrigen von Europa, bemerkt sein Bruder (S. 359); und eine Stelle in seinem Tagebuch über einen italienischen Gelehrten, welcher einen Ruf nach Preußen ausgeschlagen hatte, bestätigt es, mit besonderer Hinsicht auf das bei Lessing nicht gar beliebte Regiment Friedrichs des Großen.

Auch dem Neffen des Pabstes, dem Kardinal Duca di Nemi Braschi,[4]) wurde Lessing vorgestellt, und dieser machte Lessingen ein kostbares, mit antiken Cameen besetztes Medaillon zum Geschenk. Dieser Schatz wurde ihm späterhin durch einen treulosen Bedienten entwendet und kam nach seinem Tode in den Besitz des Professors Heusinger in Braunschweig.[5])

Nächst Rom bot kein Ort Italiens den Reisenden so viel Reize und Belehrung als Neapel, wo sie den 17. October eintrafen, und Portici, wo der Prinz dem Hofe von dem kaiserlichen Gesandten vorgestellt wurde. Hier kam der Staatsminister Marquis Tanucci, durch seine im Sinne des Jahrhunderts getroffenen Reformen ausgezeichnet, der Wißbegierde des Prinzen entgegen. Lessing besuchte mit ihm die Ateliers geschickter Maler, deren Namen in seinem Tagebuche verzeichnet sind, besonders aber die Sammlungen des englischen Gesandten, Ritters Hamilton, des berühmten Archäologen und Naturforschers, wo Lessing den schönen Kopf des Augustus hervorhebt.[6])

---

[1]) Nach den Angaben in der Gothaischen Gelehrten-Zeitung von 1776 (2. St. den 6. Januar) beschränkte sich die Unterredung des Pabstes mit Lessing auf einige Fragen über die Vaticanische Bibliothek in italienischer Sprache. Dagegen heißt es in der „Lebens- und Regierungsgeschichte des Pabstes Pius VI." (Cesena 1782. I, 157) von der „zwei Stunden langen Audienz" des Prinzen und Lessings: „Der Pabst unterhielt sich viel mit Herrn Lessing und soll in deutscher Sprache mit ihm gesprochen, ihn auch aufgefordert haben, eine Beschreibung von Rom und den Merkwürdigkeiten dieser Stadt aufzusetzen. Herr Lessing, als ein Kenner der Menschen, spricht jetzt mit den größten Lobsprüchen von Ihrer Heiligkeit." — [2]) Ich verweise auf Feßlers lebendige Schilderung. — [3]) Ich erinnere an Lessings Epigramm „Auf den Streit des Herrn Bosens mit den Wittenbergischen Theologen" (I, 106. M. 235. H. 151):

Er hat den Pabst gelobt, und wir, zu Luthers Ehr',
Wir sollten ihn nicht schelten? u. s. w.

[4]) Goethe nennt ihn im Leben Philipp Hackerts XXXVII, 178. H. XXXII, 49. — [5]) Handschriftlich von Dr. Schiller. — [6]) Ein Bild von dem „Kunst- und Gerümpel-

Neapel war das Ziel der Reise. Hier erhielt der Prinz Leopold von seinem Bruder Friedrich August, Herzog von Braunschweig-Oels, eine Staffette, daß der König von Preußen den Bitten der Mutter nachgegeben und ihn zum Inhaber des Regiments von Dieringshofen zu Frankfurt an der Oder ernannt habe. Leopold hatte keine Wahl und so wurde die Rückreise in der vorhin schon angegebenen Weise ohne längern Aufenthalt angetreten.

Wenn man die Zeitungen hört, so hätte Lessing sich damals vorgenommen, sein Leben in Rom zu beschließen; wenigstens hätte er den ganzen Winter sich dort aufhalten wollen. Frau König las diese Nachricht nicht ohne einige Unruhe, besonders da Lessings Mittheilungen immer spärlicher einliefen. Erst als sie wieder einen Brief von ihm erhielt, wurde sie wieder froh. „Gottlob," schrieb sie den 9. Januar 1776 (XIII, 540. 450. H. XX, 2, 806), „daß Sie die Reise glücklich überstanden, und ich Sie wieder in Deutschland begrüße, und zwar als meinen lieben getreuen Freund! Mir hat das Herz hundertmal gebebt, wenn mir einfiel, Welschland möchte Ihnen so sehr gefallen, daß Sie den Entschluß fassen könnten, Ihren Wohnplatz dorten aufzurichten; zumal da ich in diesem fatalen Wahn so oft durch Andre bestärkt wurde, besonders durch die Zeitungen, worin unter andern vielen schönen Sachen von Ihnen gesagt wurde, daß Sie den Vorsatz gefaßt, einen weitläuftigen Plan auszuführen."

Sechstes Kapitel.

Lessing kam in der Begleitung des Prinzen auf der Rückkehr von Italien bis nach München. Der Prinz ging nach der getroffenen Entscheidung nicht mehr nach Wien, sondern begab sich sofort, nebst dem Obersten von Warnstedt, zu seinem Regimente in Frankfurt an der Oder; Lessing aber ging auf den kürzesten Wegen nach Wien zurück. Wir scheiden mit Lessing von diesem edlen, hochherzigen Prinzen, welcher in dem ihm zugemessenen, übrigen Zeitraume seines Lebens zwar nicht auf dem Schlachtfelde Lorbeeren gesammelt; dagegen durch den von ihm in den aufgeregten Fluthen der Oder am 27. April 1785 gefundenen Heldentod die Bewunderung und die Sympathien Europas hervorrief.[1]) Ein Zögling Gärtners, Eberts und Jerusalems, war er bis ans Ende ein leidenschaftlicher Verehrer der Wissenschaften und Künste, und schon die Wahl Lessings zum Reisegefährten und Führer durch Italien zeugt von der hohen Stufe seiner Geistesbildung. Es heißt in einer der vielen, ihm gewidmeten biographischen Schriften: „Auf seinen Reisen waren es nicht eigentlich die hochgestellten, sondern die hochverdienten Leute, welche er einer persönlichen Bekanntschaft für werth hielt, und die Freundschaft

gewölbe" des Ritters, das er nur wenigen Auserwählten zeigte, hat uns Goethe in seinen Briefen aus Italien hinterlassen. (Werke, XXVIII, 225. H. XXIV, 314).

[1]) Vgl. Keßler in Raumers Historischem Taschenbuch, N. F. V, 681 f.

eines Grafen Firmian, eines Kardinal Albani und Lord Hamilton rechnete er zu dem höchsten Gewinn und Genuß seiner italienischen Reise." Auch diese Aehnlichkeit hatte der von gewöhnlichen Augen als Schwärmer betrachtete Prinz mit Lessing, daß er die in den siebziger Jahren in der deutschen Literatur wuchernde Sentimentalität haßte; sie mache die Seele schlaff und nehme ihr alle Stärke, war sein Urtheil über diese Geisteswerke. Die Schriftsteller hingegen waren ihm die angenehmsten, welche mit Gründlichkeit und Schönheit des Ausdrucks die ursprüngliche und eigenthümliche Denkungsart unserer Nation, Wahrheit und Rechtschaffenheit, ausdrückten."[1]) Ein solcher Geist wird auch die Schriften eines Lessing, wo jene ursprünglichen deutschen Tugenden ihren herrlichsten Ausdruck gefunden, denen der meisten anderen Schriftsteller vorgezogen haben.

Den 24. December traf Lessing in Wien ein, aber nur, um wenige Tage dort zu verweilen, wie er an Frau König den 26. schrieb, mit dem Bemerken, daß er, um gewisse Fragen und Ausholungen zu vermeiden, zu niemanden „von dem großen Geschmeiß" kommen, sondern sich lediglich auf die Bekannten seinesgleichen einschränken werde. Hieraus werde sie schon abnehmen, daß er von allen Projekten auf Wien abstrahire, besonders da man ihm von Braunschweig aus die besten Versicherungen habe machen lassen, und wenigstens der alte Herzog ihm gewiß wohlwolle. Ein pis-aller wolle er sich indeß immer aufsparen, — — „denn auf den bisherigen Fuß kann ich weiter in Wolfenbüttel schlechterdings nicht bleiben, so gern ich auch immer daselbst bleiben zu können wünschte, und aus den nämlichen Ursachen es wünschte, aus welchen Ihnen, meine Liebe, dieser Ort vor allen andern gefällt."

Lessing blieb seinem Entschlusse treu, von seinen großen und vornehmen Bekannten keinen einzigen zu sprechen, als er unerwartet erfuhr, daß der Baron von Sch.[2]) aus Berlin angekommen sei; mit diesem war die Ausnahme unvermeidlich; er ging also zu ihm, und jener überredete ihn, mit ihm wenigstens zum Fürsten Kaunitz zu gehen. Des Tages darauf ließ ihn der Fürst zum Essen bitten; und um da nicht erscheinen zu dürfen, was that er? Er ließ sich entschuldigen, weil er den nämlichen Tag noch abreisen müßte, und reiste wirklich ab, so gern er auch noch einige Tage geblieben wäre.

Es war den 5. Januar 1776, daß Lessing von Wien abreiste und über Prag nach Dresden ging, wo er am 10. eintraf. Hier dehnte sich sein Aufenthalt bis zum 24. aus. „Weil ich (schrieb er den 23. Januar an Frau König) das vorige Mal, und schon seit eilf Jahren, meine alte Mutter nicht gesehen hatte, so konnte ich dieses Mal unmöglich so wieder bei ihr vorbeireisen. Aus dem einen Tage, auf welchen ich sie besuchen wollte, wurden viere; und so hat sich mein Aufenthalt in Dresden wohl bis heute verziehen müssen. Ich habe indeß alle Ursache, sehr damit zufrieden zu sein. Ich habe den Kurfürsten selbst gesprochen, und dem Minister Grafen v. S. [Sacken]

---

[1]) Hausen, Leben des Herzogs Leopold u. s. w. S. XXIV. — [2]) von Swieten. S. H. XX, 1, 617, Anm. 2.

habe ich versprechen müssen, wenn ich jemals Wolfenbüttel verließe, nirgend anders als nach Dresden zu kommen. Der Kurfürst hat mir die Stelle des Herrn v. Hagedorn, die 1800 Rthlr. einträgt, und welcher blind und krank ist, zugedacht, und bis dahin, wenn ich eher käme, sollte schon auch für mich Rath werden."

Bei der Vorstellung erhielt Lessing besondere Zeichen der Gnade von Seiten des Kurfürsten Friedrich August III. (seit 1806 König von Sachsen). Nachdem er eins und das andere über seine italienische Reise mit ihm gesprochen, fragte er ihn, was für ein Landsmann er wäre, und als Lessing ihm antwortete, daß er die Ehre habe, sein geborner Unterthan zu sein, erwiderte der Kurfürst: das habe er wohl gewußt, auch daß er sein Glück außer seinem Vaterlande gefunden. Wollte er aber einmal wieder zurückkommen, so sollte ihn dieser Schritt nicht gereuen, wenn er bei einem solchen Falle sich seiner erinnerte.[1])

Lessing fand in Dresden unerwartet seinen alten Freund, den Schauspieler und Schauspieldichter Brandes, der mit seiner Gesellschaft dem Hofe dorthin gefolgt war. „Er war nicht wenig erfreut," sagt Brandes, „mich und meine Familie in einer so glücklichen Lage wiederzufinden. Weil er nur kurze Zeit hier verweilen konnte, so nützten wir ein paar Mittagsstunden, um uns während der Mahlzeit ungestört unterhalten zu können, wo denn seine Reisegeschichte und der gegenwärtige Zustand der deutschen Bühne die vornehmsten Gegenstände unsers Gesprächs waren." Der zuletzt erwähnte Inhalt dieses Gespräches ist oben mitgetheilt. Doch das Gespräch wurde gestört. „Unerwartet trat sein Bruder (Theophilus) aus Kamenz, den er seit einigen Jahren nicht gesehen hatte, ins Zimmer; unsere Unterhaltung wurde dadurch abgebrochen, ich nahm Abschied von meinem Freunde, und sah ihn leider nie wieder."

Mit dem kurfürstlichen Bibliothekar K. Wilh. Daßdorf, welcher ihn mit der zuvorkommendsten Freundschaft aufnahm, traf Lessing wegen der von diesem Gelehrten später besorgten Herausgabe Winckelmannscher Briefe nähere Verabredung.[2]) Lessing war damals des Vorsatzes voll, eine neue Ausgabe der Werke Winckelmanns zu veranstalten, wozu der Aufenthalt in Rom ihn mächtig angeregt haben muß. Sein Tagebuch trägt Spuren davon. (M. XI, 2, 46. H. XIX, 606).

In Berlin hielt sich Lessing länger als drei Wochen auf, ob er gleich auch hier nur drei oder vier Tage zu bleiben beabsichtigte. Er wollte blos, schrieb er den 11. Februar an seine Freundin, die Kälte ein wenig abschlagen lassen, die ihn von Dresden aus so schrecklich mitgenommen hatte, daß ihn am warmen Ofen schauerte, wenn er nur daran dachte, daß er in eben der Kälte weiter reisen sollte. Jetzt aber fiel auf einmal das nasse, ihm noch unerträglichere Wetter ein. Ein Tag verging nach dem andern, bis er endlich, trotz Wind und Wetter, abreisen mußte.

Der Brief zeugt von einer düstern Stimmung, welche in dem Maße zu

---

[1]) Lessings Leben, von K. Lessing. I, 363. — [2]) XII, 473. M. 563. H. XX, 1, 371. Lessing an Daßdorf den 26. Sept. 1776.

steigen schien, als er sich der Heimath näherte. „Wenn aber üble Laune, Unentschlossenheit und Ekel gegen alles, was um uns ist, Krankheiten sind (schreibt er): so bin ich die ganze Zeit über recht gefährlich krank gewesen. — —“ Dann klagt er über die Unruhe, in der er hier seine Zeit zubringe. Man läßt mich so wenig zu Hause, und wenn ich zu Hause bin, so bin ich so wenig allein — Gott! wann wird dieses Leben einmal aufhören! Wann werde ich einmal in Ruhe und Einsamkeit Ihnen und mir selbst leben können! —“

Von Lessings diesmaligem Aufenthalte in Berlin (dem letzten) ist uns noch eine Anekdote durch J. F. Reichardt aufbewahrt, der kurz vorher als Kapellmeister an Grauns Stelle nach Berlin berufen war und der einen Abend in Gesellschaft Lessings und Engels zubrachte. Er knüpft diese Erinnerungen an eine Aufführung des nach Engels „Lorenz Stark“ gebildeten Schauspiels in Wien im Jahre 1809 an [1]): „Der Lorenz Stark erinnerte mich an eine pikante Scene, die ich einst mit Lessing und Engel in Berlin erlebte. Lessing kam damals aus Italien, und während seiner Abwesenheit war der Philosoph für die Welt von Engel erschienen, und eben in einem der letzten Stücke eine strenge Kritik gegen Lessings Emilia Galotti, von der ich mir jetzt nur so viel erinnere, daß der letzte Akt als nicht hinlänglich motivirt getadelt, und gesagt wurde, man könne zu dem Stücke auch einen andern fünften Akt machen. [2]) Lessing fand dieses Stück des Philosophen für die Welt in Engels Gegenwart auf dem Tische liegen, las die Kritik und lobte sie; fügte aber hinzu: einen andern fünften Akt, mein lieber Engel, will ich aber zu jedem Stücke machen; ja geben Sie uns, welches Stück Sie wollen, und ich mache Ihnen auch den sechsten Akt dazu! — Engel war damals sehr ernstlich beschäftigt mit seinem deutschen Hausvater und noch einem früheren Trauerspiel, mich dünkt, die Geißel, ein Sujet aus dem siebenjährigen Kriege, von dem auch schon längst mehrere Bogen abgedruckt waren; es stieß sich an beiden Stücken nur noch an einzelne Scenen, mit denen Engel nicht zufrieden war und die er sich nicht zu Dank dialogisiren konnte. Wahrscheinlich hat ihm jene Drohung Lessings, der so etwas nicht leicht unerfüllt ließ, die Beendigung jener Stücke noch mehr erschwert, so lange Lessing lebte. Hernach nahm seine Trägheit immer mehr zu, und er zerstückelte seinen fertigen Hausvater sogar zu einer Erzählung für die Horen: den Lorenz Stark, aus welcher Herr Ziegler nun wieder ein Schauspiel gemacht.“ So weit Reichardt. [3]) Eine Drohung kann ich nun in Lessings Rede nicht finden; es war eine Ironie, womit der Dichter der Emilia Galotti der Kritik Engels die Spitze abbrechen wollte.

Nach seiner Zurückkunft in Braunschweig (den 23. Februar 1776) lag Lessing nichts mehr am Herzen, als seine Verhältnisse zu dem Hofe auf eine befriedigende Art zu regeln und festzusetzen, um noch in diesem Jahre seine Freundin heimzuführen. Diese eben so scharfblickende, als edeldenkende Frau hatte wohl erkannt, daß ihres Lessing Platz, bei seiner Liebe zur Freiheit, an keinem Hofe, weder zu Wien, noch zu Dresden, so wohl bestellt wäre,

[1]) Joh. Fried. Reichardt Vertraute Briefe u. s. w. Amsterdam 1810. I, 360. — [2]) Das sagt Engel zwar ausdrücklich nicht, aber man kann etwa einen solchen Gedanken seinen Worten unterlegen. — [3]) S. die Beilage.

als in dem einsamen Wolfenbüttel und in der Bibliothek, daher drang sie in ihn auf das inständigste, dahin zu trachten, daß er in Wolfenbüttel bliebe. „Es ist," schrieb sie den 9. Januar, „von allen den Orten, wohin Sie denken, der einzige, an dem wir leben können, wie wir wollen." — Sie wandte ihren ganzen Einfluß auf, um ihn bei seiner gereizten Stimmung gegen den Erbprinzen von einem übereilten Schritt zurückzuhalten; denn er hatte vor, um seinen Abschied zu bitten, im Falle die von ihm verlangte Verbesserung seiner Lage nicht erfüllt würde. Im Grunde aber dachte er ganz wie seine Freundin. Nur als ein Mittel, „sich zu steifen," wollte Lessing, der seinen Werth doch auch fühlte, mit der Bitte um den Abschied, im Falle einer abschlägigen Antwort, hervorkommen. Gegen den Erbprinzen blieb er voll Mißtrauen. Er rühmt es, wie sehr der alte Herzog und die übrige Familie sich gefreut, ihn wiederzusehen, und alle ihn gnädig empfangen; den Erbprinzen aber hatte er noch gar nicht gesprochen (XII, 440. M. 523. H. XX, 1, 621). Er wollte nun noch acht oder vierzehn Tage warten, und sodann dem Herzoge so gerade heraus schreiben, daß ihn das gänzliche „Derangement seiner Affairen" nöthige, eine Verbesserung zu suchen, und da er diese in Braunschweig nicht abzusehen wüßte, er genöthigt sei, um seinen Abschied zu bitten. „Will man etwas für mich thun," setzt er hinzu, „so wird man es auf diese Erklärung gewiß thun. Will man nicht — ja nun freilich, so werde ich meinen Abschied bekommen." — Damit glaubte Lessing, wie er sich ausdrückt, die Sache so einzuleiten, daß er sich nicht dabei wegwürfe. Frau König sah die Sache mit andern Augen. Nicht umsonst, sagt sie in ihrer Antwort, habe sie sich vor dem ersten Briefe aus Braunschweig gefürchtet; er verursache ihr auch in der That Schrecken und Angst, und mit Bangen warte sie auf die Entscheidung. „Die Art, wie Sie Ihre Sache dem Herzog vorzutragen denken, scheint mir gar zu gefährlich. Mich däucht, ich würde sie nicht wählen, wäre ich auch in den verworrensten Umständen, und das sind Sie doch nicht; Ihre Schulden müßten sich denn höher belaufen, als mir bekannt ist. Sonst wüßte ich nicht, wie Sie um lumpichte tausend Rthlr. Ihre Ehre so in die Schanze schlagen wollten, Ihre Affairen gegen den Herzog für völlig derangirt anzugeben. Das hieße, sich, nach meiner Meinung, wegwerfen, aber nicht, wenn Sie dem Herzog schrieben: Sie reichten mit Ihrer Besoldung nicht, und hätten bis jetzt immer das Ihrige zugesetzt, fänden sich daher genöthigt, um Erhöhung der Besoldung zu bitten. Ich bin gewiß, daß Sie keine abschlägige Antwort erhalten; so wie ich fast gewiß bin, daß, wenn Sie es auf die sich vorgesetzte Weise anfangen, die Sache sehr übel ausschlagen könnte. Wäre kein Erbprinz vorhanden, so würde ich so sehr noch nicht fürchten; aber da Sie glauben, daß Dieser Ihr Gönner nicht ist, so geben Sie ihm ja die Waffen in die Hand, Ihnen zu schaden. —"

Lessing war die Woche über in Braunschweig, ohne einen Schritt weiter zu sein, als er am letzten Tage des Februar den Erbprinzen auf der Gasse antraf. „Er bezeigte sich sehr freundlich, mich wiederzusehen; er versicherte, (was allerdings auffallend klang), es sei ihm nichts gesagt worden, daß ich bei ihm gewesen,[1]) und setzte hinzu, daß er mich nothwendig zu

---

[1]) K. Lessing sagt geradezu, S. 364: „Nur der Erbprinz ließ ihn nicht vor sich."

sprechen habe, und daß er mich unfehlbar rufen lassen wollte, wenn ich noch einige Tage hier bliebe. Ich antwortete ihm, daß ich bis Sonntag bliebe. Aber noch hat er nicht geschickt und wird wohl auch nicht schicken. Indeß will ich doch mein Wort halten und erst Montag früh nach Wolfenbüttel abgehen. Schickt er noch, so soll er alles hören, was ich auf dem Herzen habe; schickt er nicht, so hat er längstens auf die Mittwoche einen Brief von mir, dergleichen er wohl nicht oft dürfte bekommen haben."

Lessing machte sich auf das Aeußerste gefaßt; dies erklärt er seinem Bruder am 3. März und tröstet sich fürs erste damit, daß noch alle Veränderungen, zu welchen ihn die Noth gebracht, mehr glücklich, als unglücklich für ihn ausgeschlagen seien.

Wirklich that er den Schritt, den Frau König so sehr befürchtete, aber doch mit mehr Behutsamkeit, bekennt er ihr, als sie von ihm erwartet hätte. „Denn vor allen Dingen habe ich mich an den Erbprinzen gewandt, und diesem sein Betragen gegen mich seit drei Jahren so handgreiflich vorgelegt, daß es ihn äußerst piquiren müssen. Das würden Sie mir, meine Liebe, vielleicht nun gerade abgerathen haben. Aber es hat seine Wirkung gethan. Meine Aeußerung, daß ich bei dem regierenden Herzog meinen Abschied fordern wolle, ist ihm sehr unerwartet gewesen, und er scheint im Ernst Alles thun zu wollen, um es nicht dahin kommen zu lassen." Lessings Brief an den Erbprinzen ist uns nicht erhalten, so wenig als dessen Antwort. Lessing fand letztere noch sehr auf Schrauben gestellt; gleichwohl versicherten ihn alle, die sie gelesen hatten, und den Prinzen kannten, daß er ihn nimmermehr gehen lassen werde, und daß er seine Saiten nunmehr immer so hoch spannen könne, als er wolle. Gleich nach seiner Zurückkunft von Halberstadt schickte der Erbprinz den Kammerherrn von Kuntzsch, welchen Lessing unter seine wahren Freunde zählen durfte, und der diese Unterhandlung eigentlich führte, an ihn, um ihn von seinem Entschlusse (den Abschied zu fordern) abzubringen, und ihm Vorschläge zu machen. Kuntzsch schlug ihm nun vor 1) 200 Thaler Zulage, 2) Befreiung von allem Abzuge und Zurückgabe des bisherigen erlittenen Abzuges, welcher über 300 Thaler betrug; 3) Vorschuß von 800 bis 1000 Thaler auf die Zulage; 4) ein anderes Logis, oder Entschädigung am Gelde. Darauf sagte ihm Lessing, daß das alles recht gut sei, aber daß es ihm der Erbprinz nothwendig selbst anbieten müsse, weil er schlechterdings nicht die geringste Bitte darum verlieren, daß er auch nicht länger dadurch gebunden sein wollte, als es seine Umstände etwa erlaubten, weil das doch die Verbesserung noch nicht wäre, die ihn bewegen könnte, auf alle anderen Verzicht zu thun. Dieses alles wurde dem Erbprinzen von dem Herrn von Kuntzsch haarklein wieder gesagt, und fast wäre er ärgerlich darüber geworden. Endlich erklärte er sich doch, daß er an Lessing schreiben, ihn kommen lassen, und mündlich die Sache mit ihm in Richtigkeit bringen wolle. (XII, 446. M. 529. H. XX, 1, 628).

Die Angelegenheit schwankte noch eine Zeit lang; Zögerung von der einen, Mißtrauen von der andern Seite ließen eine ungünstige Wendung befürchten. Frau König rieth ihrem Freunde, Vertrauen zu fassen, und der Ausgang rechtfertigte ihre milde Ansicht. Mehrere Monate verstrichen so.

Lessing sprach endlich zu Anfang Juli den Erbprinzen und schied von ihm zufrieden. Es kam im Ganzen jedoch nur auf das hinaus, was der Erbprinz ihm gleich anfangs durch den Herrn von Kuntzsch hatte antragen lassen. Da der alte Herzog seit einigen Tagen gefährlich krank war (der Schlag hatte ihn auf der rechten Seite gerührt), so eröffnete der Erbprinz Lessingen die Aussicht einer möglichen nahen Veränderung deutlich genug, und ließ noch merken, zu wie mancherlei er ihn dann zu gebrauchen gedächte. Zu gleicher Zeit wurde ein herzogliches Haus dem Schlosse gegenüber, welches eine alte Frau von Börner bewohnt hatte, leer, und dieses sollte denn auch kein anderer bekommen, als er. Noch vor Ablauf des Monats war die Sache so völlig regulirt, als sie es unter den Umständen hatte werden können. Sein Gehalt wurde auf 800 Thaler erhöht und ihm überdies der Charakter eines Hofraths zuertheilt. Lessing schrieb an Frau König: „Worüber Sie sich vielleicht am meisten wundern werden, ist dieses, daß ich nicht umhin gekonnt, den Hofrathstitel mit anzunehmen. Daß ich ihn nicht gesucht, sind Sie wohl von mir überzeugt; daß ich es sehr deutsch herausgesagt, wie wenig ich mir daraus mache, können Sie mir auch glauben. Aber ich mußte endlich besorgen, den Alten zu beleidigen."

Unterdessen lag auch Frau König der Regelung ihrer Angelegenheiten eifrig ob, um jedes Hinderniß ihrer immer näher herankommenden Verbindung aus dem Wege zu räumen. Sie hatte einen Wust von alten zwanzigjährigen Papieren durchzuarbeiten, was ihr sehr sauer wurde. Da kann sie einmal den Wunsch nicht unterdrücken, daß ihr der Freund zur Seite wäre, er würde ihr gewiß helfen. „Haben Sie doch schon einmal mir zu Gefallen eine alte Frau vier Stunden lang unterhalten, warum sollten Sie dies nicht auch thun?" — Ihre und ihrer Kinder Vermögensverhältnisse führte sie dem erwünschten Ausgange zu. Zur völligen Ausgleichung ihrer beiderseitigen Angelegenheiten mußte Lessing den Sommer noch nach Hamburg kommen. Diese Reise beschloß er zu machen, sie verzögerte sich aber bis zum 3. August. Lessing reiste in Begleitung Eschenburgs, welcher seine Mutter in Hamburg besuchte. Er nahm sich schon im voraus vor, nicht viel unter die Leute zu kommen. Ende des Monats traf er in Wolfenbüttel wieder ein. Diese Reise und seine damit verbundenen Absichten drangen zu seinen Freunden, noch ohne daß er gegen einen sich darüber aussprach, was er nicht einmal gegen seinen Bruder in Berlin that, der ihm dieses nicht ohne Scherz hingehen ließ (XIII, 569. H. XX, 2, 851): „Du bist in Hamburg gewesen, wo man Dich wenigstens Deine Verbindung völlig in Richtigkeit bringen lassen. Du gehst auch in einem Monate wieder dahin, um Deine Braut abzuholen, und trittst in Wolfenbüttel unter dem Segen eines heiligen Ministerii in den Ehestand. So höre ich alle Tage, und am Ende werde ich es glauben, weil ich es so oft höre. Man hat mich sogar zu einer Reise nach Wolfenbüttel deshalb eingeladen. . . . Zugleich schlage ich Dir unmaßgeblich Madame Karschin, ihre poetische Tochter,[1]) oder Herrn Burmann[2]) zu Sängern meiner

[1]) Karoline Luise, damals verehelichte Hempel, später verehelichte von Klenke († 1802). — [2]) G. W. Burmann, aus Lauban († 1805), „der in Günthers Fußtapfen trat und mit den Genialitäten der Sonderlinge ein Talent zu erpressen dachte." (Gervinus V, 25.)

Freude vor. . . . Du kannst Dich bald an mir revanchiren; ich werde in Kurzem Deinem Beispiele folgen." Lessing nahm den Scherz gut auf, bat den Bruder jedoch, weder seinen, noch einen fremden Pegasus zu satteln, dessen beste Sprünge ihm bei dergleichen Gelegenheit ohnehin höchst zuwider sein würden.

Da das Haus, welches dem Bibliothekar jetzt bestimmt war, erst kurz vor Michaelis leer wurde, so mußte die Verbindung bis zu diesem Zeitpunkte und noch ein wenig darüber hinaus verschoben werden. Lessing war mit dem angewiesenen Hause, nachdem er es genauer in Augenschein genommen, nicht sehr zufrieden. Er ließ es jedoch auf seine Frau ankommen; sei ihr das Haus zu klein und altväterisch, so würden sie in die Stadt ziehen, wo sehr gute und schöne Häuser um ein Billiges zu haben seien. Allein darüber beruhigte ihn Frau König. Sie schrieb (den 18. September): „Die Wohnung mag sein, wie sie will, in noch so großer Unordnung, sie soll bald in Ordnung sein, wenn ich zugegen bin. Und was Ihr angewiesenes Haus betrifft, wenn es auf mich ankömmt, so vertausche ich es mit keinem Palaste in der Stadt, wenn es auch noch so altväterisch und klein wäre. Ich würde ja bei einer solchen Entfernung die Erlaubniß verlieren, Sie in der Bibliothek besuchen zu dürfen. Dafür wollte ich lieber ungemächlich wohnen."[1])

Mitten in dem Gedränge der Vorbereitungen zu dem Empfange seiner künftigen Frau, wobei Lessing alles selbst zu besorgen hatte (z. B. eine gute Köchin zu miethen), war ihm (um die Mitte September) ein Besuch Gleims und seiner Nichte aus Halberstadt, welche drei Tage blieben, eben nicht willkommen;[2]) er rechnete sich diese drei Tage zum Verlust. Den 6. October 1776 traf Lessing in Hamburg ein, und am 8. October feierte er zu York im Alten-Lande in dem Hause des angesehenen Kaufmanns Joh. Schuback, der das väterliche Eigenthum zu York als Landaufenthalt benutzte, in aller Stille, nur im Beisein der Familie des Hauses und des Schwagers Wilhelm König, ohne sonstige Gäste und Zeugen, welche er sich im voraus verbeten hatte, seine Vermählung.[3]) Er hatte sich nicht einmal einen neuen Rock zu seiner Hochzeit machen lassen. Er hatte ebensowenig die übliche Form beobachtet, die Einwilligung seiner Mutter zur Vermählung vorher einzuholen. Darüber glaubte er in der Anzeige derselben an seine Schwester Salome, den 27. November (XII, 476. M. 569. H. XX, 1, 681) sich entschuldigen zu müssen: „Sie würde mir sie doch nicht verweigert haben," schrieb er, „und nach dem, was ich an Theophilus davon geschrieben, hielt ich mich ihrer Vergebung einer versäumten Formalität versichert. Ihr Segen, den Du mir überschrieben, hoffe ich, soll bekleiben. Denn meine Frau ist in allen Stücken so, wie ich mir sie längst gewünscht habe. Eben so herzlich gut und rechtschaffen, als wir nur immer unsere Mutter gegen unsern Vater gekannt haben. Sie empfiehlt sich ihr und Dir vielfältig, und es ist eine von unsern angenehmsten Hoffnungen, Euch künftigen Sommer zu besuchen."

---

[1]) Es ist dasselbe Haus, welches Lessings Nachfolger an der Bibliothek zu Wolfenbüttel, bis auf mehrere bauliche Veränderungen, noch inne haben. — [2]) XII, 468. M. 558. H. XX, 1, 664. „Daß mir der Mann doch immer so ungelegen kommen muß!" — [3]) Siehe in der Beilage den Auszug aus dem Kirchenbuche.

An Karl schrieb er, nachdem er mit seiner Frau in Wolfenbüttel eingetroffen, am 1. Dezember (XII, 477. M. 570. H. XX, 1, 682): „Von meiner Verheirathung hätte ich Dir recht viel zu sagen, und sollte auch wohl. Meine Frau kennst Du, ob Du gleich ihrer Dich wohl schwerlich erinnern wirst, weil sie Dich nur ein einziges Mal gesehen und sie mir es noch oft vorwirft, daß ich Dich damals nicht in ihr Haus gebracht.[1]) Wenn ich Dich versichere, daß ich sie immer für die einzige Frau in der Welt gehalten, mit welcher ich mich zu leben getraute, so wirst Du wohl glauben, daß sie alles hat, was ich an einer Frau suche. Wenn ich also nicht glücklich mit ihr bin, so würde ich gewiß mit jeder andern noch unglücklicher gewesen sein. Kurz, komm auf den Sommer zu uns und sieh."

Siebentes Kapitel.

In dieselbe Zeit, da Lessing sich anschickte, seine Freundin heimzuführen und auf Grund seiner neu geordneten und verbesserten Verhältnisse in Wolfenbüttel sich für das Leben festzusetzen, wie in die nächstfolgenden Monate fallen lebhafte Unterhandlungen, welche in ihrem Verlaufe und ihrem Ausgange noch heute nur den peinlichsten Eindruck hinterlassen müssen.

In der Pfalz erwachte damals, unter der Regierung Karl Theodors, trotz des Einflusses der Jesuiten, welcher selbst durch die vor kurzem (1773) erfolgte Aufhebung des Ordens nicht ganz zurückgedrängt war, das Bedürfniß einer höheren Theilnahme an dem Fortschritt deutscher Bildung, und wurde immer empfindlicher und dringender. Die Pfalz, schreibt ihr Geschichtsschreiber,[2]) war der geistigen Bewegung der fünfziger und sechziger Jahre, aus der sich unsere Nationalliteratur entwickelte, bisher noch verschlossen gewesen; der ganz verkümmerte Volksunterricht, die ängstliche Scheu der Jesuiten vor nationaler Bildung, die rein gelehrte Richtung aller besseren Köpfe und der französisirende Ton des Hofes hatten es so weit gebracht, daß man die deutsche Muttersprache völlig verlernt hatte. Dieses besserte sich in den siebziger Jahren durch die patriotischen Bemühungen einzelner Trefflicher, denen Klopstocks Anwesenheit in Mannheim (1774) ein nachhaltiger Stützpunkt wurde. Es wurde (im October 1775) die deutsche Gesellschaft zu Mannheim gegründet. Früher schon (1763) war die pfälzische Akademie der Wissenschaften errichtet worden, deren Abhandlungen durch den Druck veröffentlicht wurden, auch setzte sie jährlich einen Preis von fünfzig Dukaten aus. Doch der jesuitische Geist setzte auch hier der Forschung Ziel und Richtung; einheimische Protestanten wenigstens sollten nicht zu Mitgliedern gewählt werden. Bei auswärtigen Mitgliedern war man minder bedenklich.

---

[1]) Karl hatte ihn im August 1768 in Hamburg besucht. — [2]) Häusser, Geschichte der rheinischen Pfalz.

Politik und neuere Geschichte blieben aus dem Kreise der gelehrten Anstalten Karl Theodors ausgeschlossen; und die deutsche Gesellschaft bekam von dem ersten Minister Grafen von Oberndorf einen Verweis, weil sie eine Preisfrage über Luthers Leben ausgeschrieben hatte. Freiheit der Presse, wie man sie in Berlin oder Braunschweig finden konnte, war mit diesem Verhältnisse ganz unverträglich.

Spreche ich von der Universität zu Heidelberg? deren Beschaffenheit dem hier geschilderten Stande der Dinge ganz entsprach, und an welche Lessingen heranzuziehen kein glücklicher Gedanke seines Schwagers gewesen war. Dagegen ließ es sich, in dem Zeitpunkte, von dem wir reden, an, das Theater, wo früher nur die Oper und das französische Schauspiel unterstützt wurde, für die deutsche nationale Sache zu gewinnen. Das Beispiel von Wien und Hamburg mochte dahin gewirkt haben; genug, ein deutsches Theater, unter dem vielsagenden Namen eines Nationaltheaters, sollte auch zu Mannheim ins Werk gesetzt werden; und wie vor zehn Jahren in Hamburg, so dachte man jetzt hier an Lessing, als wenn sein Name schon eine Bürgschaft für den Erfolg eines immerhin mißlichen Unternehmens gewährte. Einige der Angesehensten in Mannheim hatten den Einfall, sagt Karl Lessing, ihn dem Kurfürsten in Vorschlag zu bringen, der sich den Antrag auch gern gefallen ließ.

Bereits im August 1776 erhielt Frau König durch ihren Bruder in Heidelberg einen Wink von dem Vorhaben, daß man Lessing für das Theater engagiren wolle, was sie nur beunruhigte, weil sie ungern das stille einsame Leben in Wolfenbüttel mit dem sehr „turbulenten" in Mannheim vertauscht hätte. Der bekannte Buchhändler Schwan war zu dem Werke eigens abgesandt worden; er kam über Göttingen zu Anfange des September nach Wolfenbüttel und überbrachte Lessing das Diplom eines ordentlichen Mitgliedes der Mannheimer Akademie der Wissenschaften. Denn das Theater sollte nicht zum Eingange schon genannt werden. „Man hat es nämlich selbst wohl eingesehen," schrieb Lessing den 6. September an seine Frau, „daß es Schwierigkeit haben würde, mich sogleich völlig aus hiesigen Diensten in dortige zu ziehen, und begnügt sich also, mich zum ordentlichen Mitgliede der Akademie zu machen, und mir eine jährliche Pension von 100 Louisd'or anzutragen, wenn ich an den Arbeiten der Akademie Theil nehmen und jährlich einmal oder wenigstens alle zwei Jahre einmal den öffentlichen Versammlungen in Mannheim persönlich beiwohnen wolle, mit jedesmaliger Entschädigung der Reisekosten und dortiger Auslösung. Alles, wozu mich dieses verpflichten würde, wäre eine einzige Abhandlung des Jahres für die Akademie, die ich entweder einschicken oder selbst bringen könne. Von Aufsicht über oder von Arbeiten für das Theater ist gar nicht die Rede gewesen; und man denkt blos, wenn ich einmal nach Mannheim käme, daß ich mich wohl von selbst würde reizen lassen, meinen guten Rath zu ihren neuen Theateranstalten zu geben. Und das versteht sich. . . . Das akademische Diploma habe ich bereits in Händen, und das übrige wird der Baron von Hompesch nächstens einrichten. Da dieser zugleich erster Finanzminister ist, so hat mich Schwan versichert, daß es keine Schwierigkeit haben werde, Ihnen, sobald Sie meine Frau wären, die Decimation zu erlassen, indem

ich als ordentliches Mitglied der Akademie angesehen werden müßte, das die meiste Zeit nur außer Landes zu sein die Erlaubniß habe. Daß mir dieser Umstand besonders lieb ist, können Sie glauben, da er Ihnen eine Aufopferung erspart, die Sie doch nur mir zur Liebe machten, und wofür ich Sie schwerlich sogleich schadlos halten könnte." Dieser letztere Punkt hat unstreitig bei Lessing den Ausschlag gegeben; er sah in dieser Connexion, die er in der Pfalz erhalten, eine Erleichterung seiner Heirath, wie er es seinem Bruder darstellt. Frau König gab der Sachlage insofern ihren Beifall, als Lessing seine volle Freiheit behielt. Später, wenn es ihm in ihrem Vaterlande gefalle, könne er immer noch den Wechsel treffen, und zwar mit mehrerem Anstand, als jetzt, da die Herrschaft in Braunschweig noch so ganz kürzlich gezeigt habe, wie sehr sie ihn liebe und schätze. „In Braunschweig," setzte die umsichtsvolle Frau hinzu, „denkt und regiert der Herzog selbst; in Mannheim dagegen die Minister, mit denen dazu nicht selten getauscht wird, und man sich folglich jeden Monat, jedes Jahr auf einen andern Herrn gefaßt machen muß. . . ."

Lessing eilte nun, seinem Fürsten von dem Pfälzischen Antrage Nachricht zu geben, um die Erlaubniß bittend, ihn annehmen zu dürfen, und der Herzog erlaubte es nicht nur, sondern versprach ihm auch, den Urlaub zu seiner ihm obliegenden Reise nach Mannheim gern zu ertheilen, mit dem Zusatze: „soweit derselbe, wie vorauszusehen, bei seinen jetzigen und seinen ihm dermaleins noch zu bestimmenden Geschäften Statt haben könne." Lessing hatte dem Buchhändler Schwan, welchem er das Lob eines sehr rechtschaffenen Mannes giebt (dies bestätigen seine späteren Beziehungen zu Schiller), versprechen müssen, schon instehenden Winter, etwa im Januar oder Februar kommenden Jahres, auf kurze Zeit nach Mannheim zu kommen, und dies in der Hoffnung, daß seine Frau die Reise mitmachen werde, auch zugesagt. Schwan hatte kaum Lessings Wort nach Schwetzingen, dem Lustschlosse des Kurfürsten, überbracht, als schon der Finanzminister von Hompesch unter dem 18. Septbr. an Lessing schrieb, wie angenehm dem Kurfürsten dieser Entschluß sei, und wie sehr er selbst seine persönliche Bekanntschaft zu machen wünsche. Er bat dringend, Lessing möchte seine Reise soviel als möglich beschleunigen, da das Mannheimer Nationaltheater noch diesen Winter zu Stande kommen und eröffnet werden müsse. Da es aber an Schauspielern fehle, so ersuchte er ihn zugleich, solche zu engagiren, und sie im November nach Mannheim zu schicken.

Lessing antwortete unter dem 27. September: er befürchte sehr, sich gleich dieses ersten Auftrages nicht allzugut entledigen zu können. Es sei nämlich bei den Schauspielern eine unverbrüchliche Sitte, daß sie alle ihre Veränderungen nur gegen die Adventszeit oder die Fasten vornehmen dürften und bis dahin schlechterdings gebunden wären. Von jetzt bis zum November nur einigermaßen erträgliche Subjekte zu finden, würde sehr schwer halten, indem es lauter solche sein würden, die ganz und gar müßig lägen und sich außer allem Engagement befänden, welches denn, wie natürlich, immer die allerelendsten und schlimmsten zu sein pflegten. Hierauf erwiederte ihm der Minister unter dem 13. Oktbr.: da man in Mannheim auf seine mitwirkende Einsicht und Kenntniß rechne, so wolle man ihm auch die zweckmäßigsten

Mittel überlassen, er möchte also nur nach eigenem Gutbefinden die Bedingungen der von ihm anzunehmenden Schauspieler bestimmen.[1])

Bereits aber hatte Lessing von selbst den 26. September seinem Bruder in Berlin aufgetragen, für das neue Theater in Mannheim, dem es aber noch an allen Schauspielern mangle, solche zu werben (nämlich: einen Vater, eine Mutter, einen Liebhaber, eine Liebhaberin, einen Bedienten und ein Mädchen), wenn sie auch schon die allerbesten nicht seien, wenn sie sich nur ein wenig über das Mittelmäßige erhöben. Er wünsche zwar nicht, daß er Doebbelinen seine Leute abspänstig machen solle, aber es seien doch immer bei einer Truppe welche, die nicht gerne bleiben wollen. Dann setzte sich Lessing mit Seyler, der mit seiner Gesellschaft in Dresden war, und mit Großmann, welcher zu der Zeit bei dieser Truppe sein Talent für die Kunst ausbildete, in Verbindung. Großmann, bekannter noch als Schauspieldichter und Schauspieldirektor, denn als Schauspieler, war in mancher Hinsicht ein Schüler Lessings;[2]) er bildete sich auch vorzüglich an Lessings Stücken, namentlich als Riccaut de la Marlinière, sein erster theatralischer Versuch, und als Marinelli. Er hatte sich bereits, um dem Schauplatz näher zu sein, nach Frankfurt begeben, und dorthin schickte ihm Lessing Empfehlungsschreiben an den Minister von Hompesch und an Schwan. Einige Schauspieler nahm Lessing, so gut er sie in der Eile bekommen konnte, an, hatte aber schlechten Dank dafür. Ein Theil von ihnen fand keinen Beifall.[3]) Einer kam gar nicht, ob er gleich Reisegeld genommen hatte, und Lessing wurde ziemlich ernstlich von den Musik-Intendanten, den Grafen P. und S.,[4]) angegangen, diesen Vorschuß beizutreiben. Den Geist, der in diesen Kreisen, am Hofe und in der Stadt, herrschte, schildert uns ein Bericht aus Mannheim in dem Berlinischen literarischen Wochenblatt zu Ende des Jahres 1776, als man der Ankunft Lessings eben entgegen sah. Hier heißt es: „An unserm Komödienhause arbeiten täglich vierhundert Menschen, und schwerlich wird Deutschland künftig ein schöneres aufzuweisen haben. In Schwetzingen üben sich Alt und Jung, dereinst auf unserem Theater zu spielen, das, wenn die Absicht unseres Kurfürsten erfüllt wird, mit der Zeit ganz original pfälzisch werden soll. Das Orchester wird aus jungen Pfälzern bestehen, die sich hierdurch den Weg zu dem großen Orchester bahnen. Wer dort künftig unterzukommen gedenkt, muß in der deutschen Komödie mitspielen; dies wird also eine Pflanzschule für jenes. Und damit man gleich einen festen dauernden Plan entwerfen möchte, so hat man den Herrn Schwan, einen Mann, der für jede gute Sache alles wagt, nach Braunschweig an

---

[1]) Lessings Leben von K. Lessing I, 369 f. Die drei letztgenannten Briefe sind verloren. Vgl. H. XX, 1, 669. 675 f. — [2]) Großmann war früher, seiner eignen Angabe nach, in die Fehde zwischen Klotz und Lessing, über einen gewissen Kunstgegenstand, verwickelt. (Lessings Denkmal, von Großmann, S. 130.) — [3]) So las man in einer Zeitung vom Juni 1777, daß ein gewisser Schmid schlechten Beifall gefunden, „obgleich Lessing ihn empfohlen hatte." Dies verdroß Karl Lessing (XIII, 587. H. XX, 2, 892). „Wenn es der von der Schuchischen Gesellschaft ist," schrieb er, „so ist er gewiß nicht ganz schlecht." — [4]) S. Lessings Leben I, 370. Die Musikintendanten waren die Grafen Porcia und Savioli. Ueber letzteren vgl. Briefe an Merck, I, 92 f. B. Seuffert, Wielands Abderiten, S. 27. (M. und B).

den großen Lessing gesandt, der ihm das Diplom als ordentliches Mitglied der kurpfälzischen Akademie der Wissenschaften mit fünfhundert Rthlr. überbringen und sich mit ihm wegen des nun zu errichtenden pfälzischen Nationaltheaters besprechen mußte. Man hofft in Mannheim, nächstens einen Besuch vom Herrn Hofrath Lessing zu erhalten, und dann wird wahrscheinlicher Weise der noch unvollendete Plan, in Absicht der neuen Schaubühne, seine wahre Gestalt erhalten. Der Kapellmeister Holzbauer ist, wie es heißt, mit der Composition einer vom Herrn Professor Klein verfertigten deutschen Oper fertig. Eine deutsche Oper aus der deutschen Geschichte, von einem deutschen Dichter! deutsche Composition und auf dem besten deutschen Theater aufgeführt. Wer sollte sich nicht über diese heilsame Revolution des Geschmacks freuen! —"

In der Mitte des Januar 1777 trat Lessing endlich die Reise nach Mannheim an, aber, wie sein Bruder versichert, mit einer schlechten Zuversicht, so daß er wünschte, schon wieder zurück zu sein. Ihn schauderte vor dem bloßen Gedanken, sich wieder mit dem Theater abgeben zu müssen. Er hatte es sich auch ausdrücklich verbeten; allein das Verlangen des Kurfürsten und ein zweiter Brief von dem Minister Hompesch hatte der Sache gleich eine Wendung gegeben, bei der er diese Unannehmlichkeit nicht ganz ablehnen konnte.

Man braucht nur die eben mitgetheilten, so naiven Vorstellungen und Erwartungen von dem sogenannten Nationaltheater in Mannheim zu lesen, um zu begreifen, daß Lessing hier weniger als irgendwo an seinem Platze war. Gewiß hat sein Bruder das Rechte getroffen, wenn er sagt, daß dem Minister wenig daran lag, an Lessing ein würdiges Mitglied der Akademie ins Land zu ziehen, oder das neue Nationaltheater bei dem bessern, aber kleinern Theile des Publikums schätzbar zu machen: wenn nur der größere Theil fleißig hineinging! Seine Korrespondenz mit Lessing erwähnte der Akademie mit keinem Wort, sondern nur des Theaters, das in einem halben Jahre zur Verwunderung der deutschen Welt in der größten Vollkommenheit dastehen sollte!

„Der Minister wollte einen Schreier für das Mannheimer Theater haben, und für sich ein Mittel mehr, die Gunst seines Fürsten zu behaupten;". . . und wenn seines Fürsten Lob nur der Vollkommenheit zu Theil würde, so sollte ihn wenigstens das Publikum über Ersparnisse loben.[1])

Lessing war kaum ein paar Tage in Mannheim, so merkte er die Absicht des Ministers. Sie verdroß ihn, ob er gleich seinen besten Freunden nichts davon gestand. Die Vorschläge, welche der Minister ihm that, klangen wohl ganz gut; aber es waren bloße Anerbietungen. Lessing wurde indeß von dem Kurfürsten sehr gnädig aufgenommen, und fand Freunde, die ihn gern in Mannheim gesehen hätten; aber die Gegenpartei war zu groß und lauerte nur auf seine Erklärung und wirkliche Entschließung, um alles zu vereiteln. Der Minister drang auf einen positiven Entschluß; Lessing aber sah keinen Grund, seinen festen Sitz in Wolfenbüttel mit einem vielleicht

---

[1]) S. Lessings Leben, I, 372.

glänzendern, aber wankenden Sitze zu vertauschen. Die Gegner überredeten nun den Fürsten, Lessing sei gegen die Pfalz so gleichgültig, und lache über alles, was pfälzisch heiße; er sei unduldsam, eigensinnig, stolz, zurückhaltend, und was sonst noch. Man benützte Lessings Offenheit, mit welcher er sich in Heidelberg, wohin er auf einige Tage ging, um einige Verwandten seiner Frau zu besuchen, über diese Verhältnisse ausgelassen hatte. Es fehlte nicht an seltsamen Verstößen gegen ihn, welche Stoff zur Satyre lieferten. Man gab z. B. zu Lessings Empfang in Mannheim ein besonders glänzendes Schauspiel und — ließ ihn den Eintritt bezahlen. Der Intendant hörte diesen Verstoß, und äußerte darüber seinen Unwillen. Der Kassirer verstand das unrecht, glaubte aber den Fehler wieder gut machen zu müssen, und schickte Lessingen den eingelegten Gulden mit vielen Entschuldigungen zurück, welchen dieser zwar annahm, aber mit Lächeln dem Boten schenkte.[1])

Folgendes ist in Kürze der Entwurf, welchen Lessing bei seinem sechswöchentlichen Aufenthalte in Mannheim zur Herstellung einer gesunden und für die Dauer berechneten nationalen Unternehmung für die Pfalz vorlegte, und welchen die Kabale zu durchkreuzen wußte.[2])

Lessing schlug vor, die Seylersche Gesellschaft anzunehmen, wenn auch nicht ganz so, wie sie war, sondern es so einzurichten, daß die besten Mitglieder derselben der Stamm würden, auf welchen man so viele der pfälzischen jungen Zöglinge pfropfen könnte, als sich vorzügliche Talente zeigen würden. Seylern und seiner Frau (der frühern Mad. Hensel) müßte man ein anständiges Auskommen versichern. Seyler wäre zwar nicht selbst Akteur, aber ein Mann von Geschmack und dabei von großen Handelseinsichten, der also auch außer dem Theater gar wohl einen Platz finden und da Seiner Durchlaucht ersprießliche Dienste leisten könnte. — Seine Frau wäre eine der besten Schauspielerinnen gewesen, die er je gesehen; sie sei noch sehr gut und habe dabei ein ganz eignes Talent, junge Personen ihres Geschlechts zu bilden. Die übrigen, auf welche man vornehmlich zu sehen hätte, wären Borchers, Brandes und seine Frau, Thering und Großmann. Diesen allen könnte man das Gehalt, das sie bei Seylern hätten, auf Lebenslang versichern, mit dem Versprechen einer diesen Gehalten gemäßen Pension im Falle des Alters und Unvermögens. Das Abonnement, welches sich auf 8 bis 9000 Gulden beliefe, würde dazu hinreichen. Die baaren Einkünfte jeder Vorstellung würden zur Belohnung und Aufmunterung der Mannheimischen Zöglinge verwendet werden, die freilich nicht gleich Anfangs als gebildete Schauspieler besoldet werden könnten, aber die Aussicht hätten, mit der Zeit an die Stelle von jenen zu kommen.

Damit aber der ganze Gedanke des Kurfürsten in Erfüllung ginge, indem

---

[1]) Diese Anekdote erzählt Brandes (Lebensgeschichte II, 278), welcher 1778 ein Engagement in Mannheim angenommen hatte, und die sonderbare Erfahrung machte, daß man ihm, einem Mitgliede der Bühne, bei der Oper das Eintrittsgeld abforderte. — Bei diesem Aufenthalt in Mannheim wird Lessing auch gegen Schwan die Aeußerung über das Mannheimer Antikencabinet gethan haben, die Schiller in der „Rheinischen Thalia" berichtete. Schiller, Hempels Ausg. XIV, 279. Anm. 1. — [2]) Lessings Leben, I, 382 ff.

nicht blos für das Gegenwärtige gesorgt, sondern auch Schauspieler für die Zukunft herangezogen würden, so müßten mit den ganz jungen Leuten von Zeit zu Zeit Proben gemacht werden, indem man sie nicht blos unter die Erwachsenen mit einschöbe, sondern von ihnen allein ganze kleine Stücke aufführen ließe, welches dem Publikum gewiß nicht unangenehm sein würde. — Der Gedanke einer eigentlichen „Theaterschule," welcher in neuester Zeit so dringlich auf die Bahn gebracht wurde, [1]) ist von Lessing bei dieser wie bei einer bald näher anzuführenden Gelegenheit zum ersten Male, wie es scheint, in den Vordergrund gerückt worden.

Während nun die politisch-bürgerliche Aufsicht über das ganze Werk dem von dem Kurfürsten zu ernennenden Kammerherrn, die ökonomische Verwaltung aber Seylern übertragen würde, sollte die Aufsicht von Seiten der Kunst und Moral der vor Kurzem ins Leben gerufenen deutschen Gesellschaft anvertraut werden. Einen ähnlichen Gedanken hatte bereits Klopstock in dem Plane einer in Wien zu errichtenden Akademie der Wissenschaften ausgesprochen, auch an dem betreffenden Orte in der deutschen Gelehrtenrepublik niedergelegt. Aus dieser Verbindung sollte das Theater sowohl, als auch die Gesellschaft nicht geringen Vortheil ziehen. Zu dem Ende mußte die letztere erstens die neu herausgekommenen Stücke lesen und prüfen, und diejenigen davon vorschlagen, die der Aufführung am würdigsten wären; zweitens über die Sprache der Schauspieler wachen, und durch ihre Erinnerungen soviel wie möglich verhindern, daß weder üble Aussprache, noch grammatische Fehler sich in dem Publikum verbreiteten. Auf diese Art könnte die Mannheimer deutsche Gesellschaft mehr auf das Publikum wirken, als je eine gewirkt zu haben sich rühmen dürfte; drittens müßte die deutsche Gesellschaft zu dieser Absicht einen Ausschuß von sechs oder sieben Mitgliedern ernennen, die von jeder Vorstellung dasjenige vor sich brächte, was einer allgemeinen Berathschlagung würdig wäre.

Auf sich selbst zurückkommend, bemerkt Lessing, daß, so oft sich etwas finden würde, worüber die Gesellschaft, mit der er ohnehin in Verbindung stehe, seine Meinung verlangte, er sie gern ertheilen würde. Das sei aber auch der ganze Einfluß, den er dabei zu haben wünschte; denn eine nähere, unmittelbare Aufsicht über das Theater habe er, das wisse der Minister, gleich Anfangs verbeten. Sollte man sich gleichwohl mehr von ihm versprochen haben, als er hier zugesagt, dann müsse er sich gefallen lassen, daß man sich zu dem allem nicht gehalten glaube, was der Buchhändler Schwan außerdem ihm versprechen zu dürfen mündlich und schriftlich versichert habe. Er sehe wohl, daß es ungeachtet der großen Verheißungen Seiner Kurfürstlichen Durchlaucht auf nichts weiter abgesehen sei, als auf eine etwanige Schadloshaltung betreffs der Reisekosten und seines Zeitverlustes; und wenn die Reisen und die verlaufene Zeit, mit der er allerdings ein wenig sparsam zu sein Ursache habe, wegfielen, er auch nichts zu erwarten befugt sei. Ja, er würde sich schämen, unter diesem Titel das Geringste anzunehmen.

[1]) Besonders von Ed. Devrient; vgl. dessen „Dramatische und Dramaturgische Schriften." Leipzig 1846, IV, 319 ff. Einigermaßen dagegen ist Gutzkow: Ueber Theaterschulen. Ein Gespräch. Gesammelte Werke. 2. Ausg. XII, 431 ff. (M. und B).

Diesen Entwurf hat Lessing, wie es scheint, nach seiner Rückkehr in Wolfenbüttel[1]) in der Mitte des März 1777 aufgesetzt und nach Mannheim geschickt. Es war, als suchte man an dem Hofe zu Mannheim nach Vorwänden, um sich Lessings mit guter Art zu entledigen. So fügte man zu den bisherigen, halb und halb bereits verunglückten Anträgen einen ganz neuen hinzu, dessen Annahme bei einem Mann wie Lessing im voraus mehr als zweifelhaft war. Der Minister von Hompesch schlug ihm nämlich vor, außer den Beschäftigungen als Akademiker, die Obercuratel der Heidelberger Universität mit einem Gehalt von 2000 Gulden und dem Charakter eines Kurfürstlichen Regierungsraths zu übernehmen. Lessing wies diesen Vorschlag (am 20. März) von der Hand.[2]) Seinen Brief zeigte der Minister dem Kurfürsten. „Man sieht wohl," soll dieser geäußert haben, „Lessingen gefällt die Pfalz nicht; man ist ihm ja so weit als möglich entgegen gegangen. Es scheint ein wunderbarer Mann zu sein, der sich gegen Niemand erklären will, man muß ihm deswegen in generalen, aber gnädigen Ausdrücken antworten." — Das that denn der Minister und that sogar noch etwas mehr; nämlich er verstand es, auf eine feine Art Lessingen um das zu bringen, was ihm der Kurfürst von freien Stücken angeboten und Lessing angenommen hatte: um die Pension von 500 Rthlr. Dies geht aus seinem Brief an Lessing, Mannheim den 7. April 1777, hervor.

„So patriotisch das Verlangen war, einen Lessing für die Pfalz auf eine dauerhafte Art zu gewinnen; so gegründet die Hoffnung sein möchte, dadurch unsern Musen ein neues Leben und unserm Nationaltheater das gehörige Ansehen und die nöthige Consistenz zu geben, damit es auf die Sitten und den Geschmack Deutschlands wirken könne: so einleuchtend ist hingegen Ihrer Seits die Bedenklichkeit, Ihre dermalige günstige Lage mit einer andern zu vertauschen; und wir müssen uns schon mit dem Welschen Sprichwort verbescheiden: Chi sta bene, non si move. Indessen freuet es mich doch, daß Sie uns nicht ganz unserem Schicksal überlassen, sondern wenigstens von Zeit zu Zeit besuchen, und zur Beförderung der Wissenschaften und Künste in Mannheim das Gehörige beitragen wollen. Dieses kann und wird nicht umsonst oder zu Ihrem eigenen Nachtheil gefordert werden. Da Sie aber eine stete Pension mit Verbindlichkeit, jährlich hierher zu reisen, ausgeschlagen, und zu wünschen geschienen haben, Ihre Freiheit unbeschränkt beizubehalten; so bleibet mir nichts weiter mehr übrig, auf Ihr geehrtes Schreiben vom 20. März zu erwiedern, als Sie zu versichern, daß, so oft es Ihnen gefällig sein wird, Ihr Versprechen in Erfüllung zu bringen, Se. Churfürstl. Durchlaucht gewiß nicht entstehen werden, Sie nicht allein schadlos zu halten, sondern auch Ihre Bemühungen auf eine Höchstderoselben und Ihrer würdige Art zu erkennen. Da nun solchergestalten die Ihnen anstößig geschienene Bedingung einer bestimmten jährlichen Reise in so weit hinwegfiele, ohne daß Sie etwas dabei verlören, so verhoffe ich, daß Ew. Wohlgeb. auch in

---

[1]) Nach Redlichs Vermuthung (H. XX, 1, 686): in Mannheim. — [2]) Das Concept des Briefes, den er dem Minister darüber schrieb (bemerkt Karl Lessing), ist zu undeutlich und zu abgekürzt, als daß man seine Gründe daraus angeben könne.

dieser Aeßerung des Ministers die aufrichtige Gesinnung des Freundes nicht mißkennen werden."[1])

Lessings Antwort an den Minister lautete:

„Ich darf Ewr. Excellenz meine Antwort auf Dero Letztes vom 7. April nicht länger schuldig bleiben, da ich doch nur vergebens auf eine nähere Auskunft über die Seylerschen Angelegenheit warte, welche vielleicht einiges Licht über meine eigene verbreiten könnte."

„Wahrlich bedürfte ich auch eines solchen Lichts recht sehr, um weder gegen Ew. Excellenz ungerecht zu werden, noch mir den Vorwurf zuzuziehen, daß ich mich muthwillig durch Vorspiegelung und Intrigue als ein Kind behandeln lasse."

„Denn nur einem Kinde, dem man ein gethanes Versprechen nicht gern halten möchte, drehet man das Wort im Munde um, um es glauben zu machen, daß es uns nunmehr ja selbst freiwillig von diesem Versprechen lossage. Das Kind fühlt das Unrecht wohl; allein weil es ein Kind ist, weiß es das Unrecht nicht auseinanderzusetzen."

„Wenn mich denn aber Ew. Excellenz nur für kein solches Kind halten: so bin ich schon zufrieden. Ich werde mich auch wohl hüten, mit Auseinandersetzung eines so geringfügigen Handels Jemandem beschwerlich zu fallen. Nur eins muß ich mir dabei vorbehalten."

„Ich bin nicht ohne Vorwissen des Herzogs von Braunschweig, in dessen Diensten ich stehe, nach Mannheim gereiset. Ich habe ihm sagen müssen, was für Versprechungen mir von dort aus gemacht worden, die ich anzunehmen kein Bedenken tragen dürfen. — Wenn er nun erfährt, daß aus diesen Versprechungen nichts geworden, was soll ich ihm sagen? —"

„Ihm Schritt für Schritt erzählen, wie die Sache gelaufen? — ihm Schwans, Ewr. Excellenz und alle andern gewechselten Briefe vorlegen — und ihn urtheilen lassen, was er will?"

„Doch so neugierig wird der Herzog schwerlich sein; und ich besorge ganz ein anderes. — Da zur Zeit so Manches von dem deutschen Theater geschrieben wird; da in Kalendern und Journalen der neuen Errichtung des Mannheimischen Theaters, ohne mich dabei zu vergessen, bereits gedacht worden: so kann es nicht fehlen, daß man der Fortsetzung derselben nicht ferner gedenken und mich dabei ins Spiel bringen dürfte."

„Hie muß ich Ewr. Excellenz meine Schwäche gestehen. Ich vergebe tausend gesprochene Worte, ehe ich ein gedrucktes vergebe. Auf die erste Sylbe, die sich Jemand über meinen Antheil an dem Mannheimer Theater gedruckt und anders entfallen läßt, als es sich in der Wahrheit verhält, sage ich dem Publico alles rein heraus."

„Denn darin belieben Ew. Excellenz doch wohl nur mit mir zu scherzen: daß ich demohngeachtet die Mannheimer Bühne nicht ganz ihrem Schicksal überlassen und von Zeit zu Zeit besuchen

---

[1]) Lessings Leben von K. Lessing I, 375. Lachmann hat diesen Brief bei der Redaktion des Briefwechsels, im 13. Bande seiner Ausgabe, übersehen. H. XX, 2, 879.

würde. Ich dränge mich zu nichts; und mich Leuten, die, ungeachtet sie mich zuerst gesucht, mir dennoch nicht zum besten begegnen wollen oder können, — mich solchen Leuten wieder an den Kopf zu werfen, würde mir ganz unmöglich sein.

„Verzeihen Ew. Excellenz meine Freimüthigkeit.“ — —[1])

Der Minister ließ darauf Lessingen durch einen Freund wissen: ob er ihm gleich auf Befehl des Kurfürsten so abschlägig schreiben müssen, so wäre doch Seine Durchlaucht noch auf das wärmste für ihn gesinnt, und es käme nur auf ihn an, das Herz des Kurfürsten umzustimmen, das blos seine Gleichgültigkeit verstimmt hätte; wozu freilich das Geschwätz derer, die ihn nicht gern in der Pfalz sähen, das seinige beigetragen. Würde er aber nur das geringste verfertigen, entweder für die Akademie, oder für das Theater, so würde gleich alles wieder gut sein: er würde dann fordern und erhalten können, was er sich nur wünsche; und wollte er sich dann ihm, dem Minister anvertrauen, so sollte er sehen! Es wäre nun einmal in der Pfalz so, der Kurfürst böte nicht gern an, wo er abschlägige Antwort befürchten könne.

„Aus dieser Erklärung,“ sagt Karl Lessing, „sieht man zur Genüge, daß die Gegenpartei zu viel gegen Herrn von Hompesch vermochte, und Lessing ihren Ränken immer ausgesetzt geblieben wäre, wie er sich auch dabei genommen hätte.“ Der Minister ließ wirklich noch durch die dritte Hand einen neuen Versuch bei Lessing machen, den dieser mit Unwillen von der Hand wies.[2])

Was die in Lessings Schreiben berührte Seylersche Angelegenheit betrifft, so hatte sie mit seiner einen ähnlichen Ausgang, nur daß Seyler von seiner Stellung einen bessern Nutzen zu ziehen verstand, als Lessing konnte oder wollte. Seyler nämlich, der, in Folge der an ihn ergangenen Berufung, in Dresden keinen neuen Vertrag geschlossen, kam nach Mannheim und fand alles ganz anders, als man ihm zugesagt. Den Kurfürsten hatte die Gegenpartei ganz wider seine Gesellschaft eingenommen, und niemand wollte von ihm etwas wissen. Lessing hatte ihn empfohlen, und von dessen Empfehlung, meinte sein Bruder, sollte in die Pfalz nichts kommen. Man nahm also lieber Marchands Gesellschaft, und gab dieser noch einmal so viel, als man Seylern angeboten. „Lachen Sie,“ schrieb einer seiner Freunde Lessingen, „Marchand erhält 18,000 Fl., damit er die dicke Amme sei, welche dem mächtigen Wiegenkinde, der deutschen Nationalbühne, womit die Pfalz so lange schwanger ging, zur Geburt helfe. Heiliger Gott! was muß man erleben! Mit Lessingen fängt man an und mit Marchand hört man auf!“[3])

---

[1]) XII, 483. M. 579. H. XX, 1, 703. — [2]) S. die Briefe Lessings an den Maler Friedrich Müller in Mannheim vom 1. und 21. März 1777 (H. XX, 1, 694 und 697, zuerst gedruckt bei Schöne S. 500 und 501. S. oben S. 501. Anm. 1.); vom 15. April 1777 (zuerst gedruckt bei Guhrauer in Lessings Leben II, 2, Beilagen S. 40. M. XII, 580. H. XX, 1, 704) und vom 6. Mai 1777 (zuerst bei M. XII, 582. H. XX, 1, 707 ohne Angabe des ersten Druckes!) Ueber Lessings Verkehr mit Maler Müller s. B. Seuffert, Maler Müller. Berlin 1877, S. 29. ff. — [3]) Lessings Leben I, 388. Devrient eignet in seiner Geschichte der deutschen Schauspielkunst III, 305 dem Principal Marchand das Verdienst zu, den Entschluß, ein Nationaltheater nach Josephs II. Vorbild zu errichten, in dem Kurfürsten geweckt zu haben. Aber die

Seyler wollte sich jetzt über diese ungerechte Behandlung beschweren: aber Prinzen, Minister und Räthe „hielten Wache vor dem Zimmer des Kurfürsten," dem Seyler eine Supplik zu Füßen legen wollte. Bei dieser offenbaren Mißhandlung, die ihm großen Schaden brachte, nahm Seyler zu einer List seine Zuflucht. Er ließ dem Justizminister, der ihn eben so wenig vor sich ließ, und auch seine Supplik an den Kurfürsten nicht annehmen wollte, gerade heraus sagen, wofern man ihm nicht hinlängliche Genugthuung gäbe, so wäre er entschlossen, mit Lessingen über das erlittene Unrecht gemeinschaftliche Sache zu machen, und das unbillige Verfahren des pfälzischen Hofes der ganzen Welt aufzudecken. Von Lessings Seite wäre man wohl davor sicher gewesen, sagt sein Bruder, denn er ließ seine Gegner nicht gern merken, daß ihm weh geschehen sei; man mußte aber dergleichen, nach einem Schreiben, das er an den Minister von Hompesch für Seylern ergehen lassen, doch vermuthet haben. In diesem Schreiben hatte er unter anderm gesagt: „Ich könnte meines Theils mit einem kleinen desappointement (das ist der gelindeste Name, den ich dem Betragen gegen mich geben kann) schon vorlieb nehmen; aber ich möchte nicht gern auch noch so wenig beigetragen haben, wenn es auch nur durch eine bloße Empfehlung gewesen wäre, daß ehrliche Leute in Verlegenheit gesetzt würden, wovon sich die Großen freilich keinen Begriff machen können." Kurz, Seyler erhielt zu seiner Schadloshaltung 1000 Reichsthaler. Und Lessing — Nichts. Doch nein. Lessing erhielt mit einem Billet des Ministers ein Geschenk zur Vergütung der Reisekosten und ein schön vergoldetes und mit Leder überzogenes Kästchen mit dreißig kupfernen Medaillen![1])

Lessing hat die Veranlassung nicht gesucht, jemals öffentlich eine Silbe über dieses unwürdige Betragen von Seiten des pfälzischen Hofes fallen zu lassen. An Nicolai, welcher in einem Briefe an ihn über die von Ort zu Ort in Deutschland wandernde deutsche Nationalschaubühne seinen Spott trieb, schrieb er den 25. Mai 1777 (XII, 486. M. 584. H. XX, 1, 709) nur so viel: „Von wegen der Nationalschaubühne hätte Ihnen einfallen sollen, was Christus von den falschen Propheten sagt, die sich am Ende der Tage für ihn ausgeben würden: „So alsdann Jemand zu Euch sagt, hier ist Christus oder da, so sollt Ihr es nicht glauben. Werden sie zu Euch sagen, siehe, er ist in Wien, so glaubt es nicht! siehe, er ist in der Pfalz, so gehet nicht hinaus!" Wenigstens, wenn mir dieser Spruch zur rechten Zeit beigefallen wäre, so sollte ich noch nach Mannheim kommen. Dieses ist Alles, was ich Ihnen von der Sache sagen kann und mag, mit der ich mich lieber gar nicht abgegeben hätte."

Die Zeitungen hatten ausgesprengt, daß man in Mannheim drei Preise

---

Art, wie Lessings hier gedacht wird, zeigt schon, daß der Verfasser die mit allen Urkunden belegte Geschichte dieser Verhandlungen in Lessings Biographie von seinem Bruder gar nicht gekannt hat!

[1]) Es war eine Folge von Denkmünzen, die mit dem ersten Pfalzgrafen der bayerischen Herzoge, Ludwig, anfing und bis auf den damaligen Kurfürsten, Karl Theodor, ging, welcher diese Münzen durch seinen Graveur Schäfer, den Sohn, 1758 hatte schneiden lassen. K. Lessing erklärt sie für das Meisterstück dieses Künstlers.

für das Theater ausgesetzt hätte, einen zu 300, den andern zu 80 und den dritten zu 50 Dukaten. Das wäre doch etwas, meinte Karl Lessing. Sein Bruder benahm ihm bald diesen Wahn. „Mit einem deutschen Nationaltheater," schrieb er den 25. Mai, „ist es lauter Wind; und wenigstens hat man in Mannheim nie einen andern Begriff damit verbunden, als daß ein deutsches Nationaltheater daselbst ein Theater sei, auf welchem lauter geborne Pfälzer agirten. An das, ohne welches wir gar keine Schauspieler hätten, ist gar nicht gedacht worden. Auch die Schauspieler selbst halten nur das für ein wahres Nationaltheater, das ihnen auf lebenslang reichlich Unterhalt verspricht. Stücke, die zu spielen sind, fliegen ihnen ja doch genug ins Maul. Wie wohl ist mir, daß ich eine ganz andere Komödie habe, die ich mir aufführen lasse, so oft es mir gefällt!"

Bei dem Aufsehen, welches die Sache in Deutschland machte, fehlte es indeß nicht an Stimmen, welche das Mißlingen des pfälzischen Unternehmens zum Theil auf Lessing schieben mochten, als wenn er den Verhältnissen und Personen zu wenig Spielraum gestattet hätte. Selbst Wieland und Merck schienen so zu urtheilen. Wieland hatte um die Zeit, da Lessing von Mannheim zurückgekehrt war, sein Singspiel Rosamunde, mit der Musik von Schweizer, für die kurfürstliche Oper zu Mannheim geschrieben, und nahm die von Seiten des Ministers von Hompesch an ihn ergangene Einladung, zur Aufführung seines Singspiels, welche im neuen Jahre stattfinden sollte, nach Mannheim zu kommen, sehr gern an. „Nach Mannheim geh' ich," schrieb er an Merck aus Weimar den 22. September 1777, „das ist beschlossen — — und ich glaube, Sie weissagen sehr richtig, daß es mir dort besser gehen wird, als dem Freund Lessing mit seinem Weberbaum. Ich pflege keine dergleichen Wehr und Waffen zu führen, wie Sie wissen — und wenn ein Mensch ist, der jedes Ding in seiner Individualität nimmt, so bin ichs. Es war freilich auch nicht immer so mit mir." Es wird niemand Wunder nehmen, daß Wieland, der jederzeit „mit allen Arten von Menschen, Thieren und Geziefern sich ganz gut vertragen können" — Wieland und nicht Lessing war! — Und dennoch weiset derselbe Wieland das ihm von Merck gestellte Ansinnen, Weimar mit Mannheim zu vertauschen, und „dieses rauhe Land, wo kein Wein wächst, das Wasser nichts taugt, und Eurus und Boreas sich acht Monate vom Jahre so unnütz machen als möglich, zu verlassen" — halb im Ernste, halb scherzend von der Hand: „auch er ziehe seine glückliche Obscurität in Weimar bei weitem dem mare infidum von Mannheim vor, wo, wenn sich ein paar Augen geschlossen haben sollten, ungleich mehr zu riskiren sei, als in Weimar." Ganz so, wie Lessings Frau vom Hofe in Mannheim geurtheilt hat! [1])

---

[1]) Noch schlimmer wurde Wielands Meinung von Mannheim, als er Ende 1777 nach Mannheim zur Aufführung seiner „Rosamunde" gereist war, die wegen des Todes des Kurfürsten von Baiern unterblieb. Wieland persiflierte deshalb im zweiten Theil seiner „Abderiten" Mannheimer Verhältnisse und besonders auch die verunglückte Berufung Lessings, den er hier unter der Figur des „Euripides" darstellt. Vgl. B. Seuffert, Maler Müller, S. 215 und desselben höchst interessanten Vortrag: Wielands Abderiten, Berlin 1878, besonders S. 41. (M. und B).

Vielleicht, daß dieser erste und verunglückte Versuch, in Mannheim eine Nationalschaubühne zu gründen, dennoch nicht umsonst gemacht wurde, vielleicht, daß die mehrere Jahre später (1779) unter der Leitung des Freiherrn von Dalberg so glänzend durchgeführte Unternehmung, welche schon durch Schillers Mitwirkung, gerade in dem Todesjahre Lessings, ein bleibendes Andenken behält, vor dem Schicksale der früheren durch die noch frischen Erfahrungen des Jahres 1775 gesichert ward! So war es auch bei dem Theater in Hamburg. Wo Lessing gejätet und gesäet hat, sollten Andere ernten.

In dieselbe Zeit fallen auch des Kaisers Joseph II. Reformen des deutschen Theaters in Wien, deren Geschichte, so gut wie die des Theaters in Mannheim, auf eine, wenn auch nur indirecte, Theilnahme Lessings zurückführt. Der Kaiser hatte schon nach Beendigung des Carnevals 1776 den Entschluß gefaßt, die „Kunstpächterei" gänzlich aufzuheben, und die deutsche Bühne unter den directen Schutz der Krone zu nehmen. War es doch die bisherige precäre Stellung des Theaters unter einem nach Willkür verfahrenden Impresario, welche Lessing mehrere Jahre vorher gegen jede Anstellung an dem Wiener Theater mit unüberwindlicher Abneigung erfüllt hatte. So entstand das Nationaltheater (das Theater an der Burg), welches den ursprünglichen Gedanken der Hamburgischen Unternehmung zehn Jahre früher glänzender, als vielleicht zu hoffen war, zur Ausführung brachte. Joseph II. sandte gleich anfangs den Schauspieler Müller [1]) auf eine Rundreise durch Deutschland, um die besten Talente zu gewinnen, anderer Einrichtungen zu geschweigen, welche das Werk den Absichten des hochherzigen Stifters nähern sollten. Müller, welcher schon einmal i. J. 1774 Lessing besucht hatte (XIII, 506. H. XX, 2, 748. XII, 415. M. 490. H. XX, 1, 578), hätte geglaubt, den Zweck seiner Reise im Sinne des Kaisers zu verfehlen, wenn er nicht Lessings Rath und Vorschläge einholte. Er begab sich also zu ihm nach Wolfenbüttel und berichtete bald darauf vor dem Publikum über die von ihm empfangenen Anregungen und Ideen. Sie betrafen vor allem die Gründung einer Theaterpflanzschule. [2])

„Jede Kunst — sagte er — muß eine Schule haben, in der frühesten Jugend durch gute Grundsätze vorbereitet und geleitet werden. Nur dadurch, durch eifriges Studiren und mühsamen Schweiß erwirbt sich der darin gebildete Schauspieler das Recht auf die Achtung und Ehre seiner Zeitgenossen. — Durch Jahrtausende hat es die Erfahrung bewiesen, daß die erste Grundlage der Erziehung den Charakter des Menschen für die Zukunft bestimmt.

---

[1]) J. H. F. Müller, vgl. über ihn die Chronologie des deutschen Theaters, S. 385 (das Register). — 2) Müller hat von dieser Reise Rechenschaft gegeben in seiner Geschichte und Tagebuch der Wiener Schaubühne, WJEN 1776; ich kenne nur die von E. Devrient, Geschichte der deutschen Schauspielkunst II, 324, mitgetheilten Auszüge. Ueber ihn als Schauspieldichter vgl. Gervinus V, 351. J. H. F. Müllers Abschied von der k. k. Hof- und Nationalbühne. Mit einer kurzen Biographie seines Lebens und einer gedrängten Geschichte des hiesigen Hoftheaters. Wien 1802, und J. M. Richter, Geistesströmungen. Berlin 1875. S. 218 f. Joh. Heinrich Friederich Müller, geb. zu Aderstädt im Halberstädtschen 1738, starb 1815 in Wien.

Diese Eindrücke sind unvertilgbar, und ihr Einfluß wirkt durchs ganze Leben. Alle Empfindungen, Leidenschaften, Neigungen und Fähigkeiten müssen in ihrem ersten Keime geleitet werden, wo das weiche, unbefangene Herz noch jeder Biegung gehorcht. So zweifellos dieser Satz in Ansehung der moralischen Bildung ist, ebenso gewiß ist er auch in Rücksicht auf die Bildung eines jeden Künstlers; und da durch eine zweckmäßig eingerichtete Theaterpflanzschule beide Arten erzielt werden können, so ist der unschätzbare Nutzen eines solchen Institutes offenbar und einleuchtend bewiesen."

„Wäre der Endzweck des Schauspieles auch blos das Vergnügen des Volks, so ist es schon aus diesem Grunde wichtig, dem Volke seine Unterhaltung nicht durch Idioten und sittenlose Menschen vortragen zu lassen, für welche es, außer den Stunden der Geisteserholung, keine besondere Achtung haben kann. Allein die Schaubühne ist etwas mehr, kann und soll etwas mehr sein, und ihr edler Zweck wird durch unedle, nicht nach Grundsätzen dazu erzogene Mitglieder ebenso vereitelt, als die Wirkung der besten Kanzelrede durch die tadelhaften Sitten des Redners. Beide gleichen einer Uhr, die gut schlägt, aber unrichtig zeigt." So ungefähr Lessing.

Was dem Schauspielerstande künstlerisch und sittlich helfen konnte (setzt E. Devrient hinzu), ist hier klar und einfach ausgesprochen. Die allgemein theatralische Bewegung dieser Epoche, die durch des Kaisers Beispiel erregte Theilnahme der Fürsten, Alles ließ hoffen, daß man sich der Schauspielkunst gründlich annehmen, die Schmach der Unbildung und Depravation aus einem Stande tilgen werde, der, trotz dieser Hindernisse, binnen kaum fünfzig Jahren so enorme Fortschritte gemacht, die Anerkennung aller Stände erzwungen und die innige, thätige Liebe des größten Mannes seiner Zeit, Lessings, sich erhalten hatte.

Der weitere Verlauf der Unternehmung, wie derselbe Schriftsteller ihn erzählt, gehört nicht hierher. Lessings Anregung zu einer Theaterpflanzschule wurde zwar vom Kaiser in weitere Erwägung gezogen; er ließ Gutachten von Weiße und Engel darüber einholen und bewilligte dem Schauspieler Müller das Theater am Kärnthner Thor, wo dieser am 15. Juli 1779 die erste Vorstellung mit Kindern gab. Doch öffentliche Darstellungen mit dressirten Kindern, wie sie in neuester Zeit aus Privatspeculation hervorgingen, lagen nicht in Lessings Gedanken einer Theaterpflanzschule, und Müllers Anstalt, obwohl sie eine Zeit lang die Aufmerksamkeit auf sich zog, hatte so wenig Dauer und Nutzen, als jener verfehlte Versuch, der in Mannheim mit einer Theaterschule gemacht worden war.[1])

[1]) Ed. Devrient a. a. O. II, 407.

Achtes Kapitel.

Abgesehen von jener Episode in Mannheim, welche für Lessing nur reich an Verdruß, wenn auch zugleich an Gewinn für Kenntniß der Höfe und der Menschen war, kann das Jahr 1777 als das ruhigste und glücklichste seines Lebens bezeichnet werden. Das war im Wesentlichen die wohlthätige Wirkung seiner Ehe mit einer Frau, deren Erscheinung bei denen, welche damals Lessings Haus betraten, Bewunderung und Liebe hervorrief. Wir haben ein Zeugniß dafür aus der Feder von Ludwig Timotheus Spittler, auf welchen ausgezeichneten Geschichtsschreiber Lessing nicht ohne Einfluß gewesen ist. Spittler arbeitete im Frühjahr 1777 als junger fünfundzwanzigjähriger Magister einige Wochen in der Bibliothek zu Wolfenbüttel und besuchte täglich Lessings Haus. Er gefiel Lessingen wegen seiner Gelehrsamkeit und Bescheidenheit so wohl, daß er ihm, als er von Wolfenbüttel nach Berlin abging, ein Briefchen an seinen Bruder (vom 23. April) mitgab, worin er ihn auf das Beste empfahl. Spittler also schrieb, nachdem er Wolfenbüttel wieder verlassen, an Meusel in Erfurt[1]: „In Wolfenbüttel war ich fast drei Wochen, und es waren drei der glücklichsten und lehrreichsten meines Lebens, da mir Lessing einen völlig freien Zutritt in sein Haus und einen eben so völlig ungehinderten Gebrauch der dasigen Bibliothek gestattete. Ich weiß nicht, ob Sie Lessing persönlich kennen. Ich darf Sie versichern, daß er der größte Menschenfreund, der thätigste Beförderer aller Gelehrsamkeit, der hülfreichste und der herablassendste Gönner ist. Man wird unvermerkt so vertraut mit ihm, daß man schlechterdings vergessen muß, mit welch großem Manne man umgeht; und, wenn es möglich wäre, mehr Menschenliebe, mehr thätiges Wohlwollen irgendwo anzutreffen, als bei Lessing — so wär's bei Lessings Gattin. Eine solche Frau hoffe ich nimmer mehr kennen zu lernen. Die unstudirte Güte des Herzens; immer voll von der göttlichen Seelenruhe, die sie auch durch die bezauberndste Sympathie Allen mittheilt, welche mit ihr umzugehen das Glück haben. Das Beispiel dieser großen, würdigen Frau hat meine Begriffe von ihrem Geschlecht unendlich erhöht; und vielleicht bin ich noch viel zu kurz in Wolfenbüttel gewesen, um sie nach allen ihren Vorzügen kennen zu lernen."

Der wohlthätige Einfluß dieser mit solcher Begeisterung geschilderten Vorzüge auf Lessing entging seinem ältesten und würdigsten Freunde, Moses Mendelssohn, nicht. Dieser verweilte im November desselben Jahres auf der Rückreise von Pyrmont einige Wochen in Hannover und lud Lessingen dahin ein, um mit ihm die Leibnizschen Papiere zu durchsuchen. Er kündigte ihm gleichzeitig seinen nahen Besuch an. „Ich komme ganz unfehlbar zu Ihnen nach Wolfenbüttel," schrieb er den 11. November. (XIII, 593. H. XX, 2, 902.) „Sicherlich soll mich kein Geschäft davon abhalten; denn in der That ist mir keines so dringend, als die Begierde, Sie zu sehen und

---

[1]) Historische und litterarische Unterhaltungen von Meusel. Coburg, 1818. S. 262.

mich mit Ihnen zu unterhalten. Sie scheinen mir itzt in einer ruhigen, zufriedenen Lage zu sein, die mit meiner Denkungsart unendlich besser harmonirt, als jene geistreiche, aber auch etwas bittre Laune, die ich an Ihnen vor einigen Jahren bemerkt zu haben glaubte. Ich war nicht stark genug, das Aufbrausen dieser Laune niederzuschlagen, aber ich habe es herzlich gewünscht, daß es Zeit und Umstände und Ihre eigne Vernunft thun möchten. Mich dünkt, und alles, was ich von Ihnen höre und sehe, bestätiget mich in diesem angenehmen Dünken, mich dünkt, mein Wunsch sei nunmehr erfüllt. Ich muß Sie in dieser bessern Lage Ihres Gemüths nothwendig sprechen, wäre es auch nur, um mich zu belehren, was am Meisten zu dieser Besänftigung beigetragen: die Frau oder die Freimaurerei? bessere Vernunft oder reifere Jahre? —"

Mendelssohns Besuch verzögerte sich bis gegen das Ende das Jahres. Es war verabredet, daß er Lessings ältesten Stiefsohn Theodor König [1]) — einen jungen Menschen von zwanzig Jahren, der die größte Neigung hatte, Soldat zu werden, und sich den preußischen Dienst in der Nähe besehen wollte, — in seinem Wagen mit nach Berlin nehmen würde. Dies geschah.

Nicht lange darauf wurde Lessings Gattin von einem Sohne entbunden. Lessing schien den höchsten Gipfel seines Glückes erstiegen zu haben — ach, nur um so tiefer von demselben herabzustürzen! Er verlor noch an dem nämlichen Tage diesen Sohn und bald darauf die Mutter. Die Briefe, welche Lessing in dieser für ihn so schrecklichen Epoche theils an Eschenburg, theils an seinen Bruder ergehen ließ, sind um so erschütternder, je mehr er den Schmerz hinter dem Ausdrucke kalter Resignation zurückhält.

An Eschenburg, den 31. December 1777:[2]) „Ich ergreife den Augenblick, da meine Frau ganz ohne Besonnenheit liegt, um Ihnen für Ihren gütigen Antheil zu danken. Meine Freude war nur kurz. Und ich verlor ihn so ungern, diesen Sohn! Denn er hatte so viel Verstand! so viel Verstand! — Glauben Sie nicht, daß die wenigen Stunden meiner Vaterschaft mich schon zu so einem Affen von Vater gemacht haben! Ich weiß, was ich sage. — War es nicht Verstand, daß man ihn mit eisernen Zangen auf die Welt ziehen mußte? daß er so bald Unrath merkte? — War es nicht Verstand, daß er die erste Gelegenheit ergriff, sich wieder davon zu machen? — Freilich zerrt mir der kleine Ruschelkopf auch die Mutter mit fort! — Denn noch ist wenig Hoffnung, daß ich sie behalten werde. — Ich wollte es auch einmal so gut haben, wie andere Menschen. Aber es ist mir schlecht bekommen."

An seinen Bruder Karl, den 5. Januar 1778 (XII, 498. M. 598. H. XX, 1, 729): „Betaure mich, daß ich dasmal so eine gültige Ursache habe, Dir während der Zeit, da Du so viel Güte für meinen Stiefsohn hast, noch nicht geschrieben zu haben. Ich habe nun eben die traurigsten

---

[1]) Geboren 1757. — [2]) S. Heinrich Christian Boie. Von Karl Weinhold. Halle, 1868. S. 178 f. In dem ersten Abdruck und bei Lachmann hat dieser im Original undatirte Brief das unrichtige Datum „den 3. Januar 1778." (XII, 497. M. 597. H. XX, 1, 728).

vierzehn Tage erlebt, die ich jemals hatte. Ich lief Gefahr, meine Frau zu verlieren, welcher Verlust mir den Rest meines Lebens sehr verbittert haben würde. Sie ward entbunden und machte mich zum Vater eines recht hübschen Jungen, der gesund und munter war. Er blieb es aber nur vierundzwanzig Stunden und ward hernach das Opfer der grausamen Art, mit welcher er auf die Welt gezogen werden mußte. Oder versprach er sich von dem Mahle nicht viel; zu welchem man ihn so gewaltsam einlud, und schlich sich von selbst wieder davon? Kurz, ich weiß kaum, daß ich Vater gewesen bin. Die Freude war so kurz, und die Betrübniß ward von der größten Besorgniß so überschrieen! Denn die Mutter lag ganzer neun bis zehn Tage ohne Verstand, und alle Tage, alle Nächte jagte man mich ein paar Mal von ihrem Bette, mit dem Bedeuten, daß ich ihr den letzten Augenblick nur saurer mache. Denn mich kannte sie noch bei aller Abwesenheit des Geistes. Endlich hatte sich die Krankheit auf einmal umgeschlagen, und seit drei Tagen habe ich die zuverlässige Hoffnung, daß ich sie diesmal noch behalten werde, deren Umgang mir jede Stunde, auch in ihrer gegenwärtigen Lage, immer unentbehrlicher wird...."

Den 7. Januar (XII, 499. M. 599. H. XX, 1, 730) an Eschenburg: „Ich kann mich kaum erinnern, was für ein tragischer Brief das kann gewesen sein, den ich Ihnen soll geschrieben haben. Ich schäme mich recht herzlich, wenn er das Geringste von Verzweiflung verräth. Auch ist nicht Verzweiflung, sondern vielmehr Leichtsinn mein Fehler, der sich manchmal nur ein wenig bitter und menschenfeindlich ausdrückt. Meine Freunde müssen mich nun ferner schon so dulden, wie ich bin. — Die Hoffnung zur Besserung meiner Frau ist seit einigen Tagen wieder sehr gefallen; und eigentlich habe ich itzt nur Hoffnung, bald wieder hoffen zu dürfen...."

Gerade jetzt erhielt Lessing durch Eschenburg von Goezens erstem Angriff auf ihn Kenntniß. Er dankt ihm dafür. „Diese Materien sind itzt wahrlich die einzigen, die mich zerstreuen können," schreibt er.

An denselben, den 10. Januar (XII, 499. M. 600. H. XX, 1, 731): „Meine Frau ist todt, und diese Erfahrung habe ich nun auch gemacht. Ich freue mich, daß mir viel dergleichen Erfahrungen nicht mehr übrig sein können zu machen, und bin ganz leicht. — Auch thut es mir wohl, daß ich mich Ihres und unsrer übrigen Freunde in Braunschweig Beileids versichert halten darf."

Den 12. Januar (XII, 500. M. 600. H. XX, 1, 732) an seinen Bruder Karl: „Zu was für einem traurigen Boten an meinen Stiefsohn muß ich Dich machen! — Und gleichwohl weiß ich, daß Dein gutes Bruderherz selbst nöthig haben dürfte, vorbereitet zu werden. — Seine gute Mutter, meine Frau, ist todt. Wenn Du sie gekannt hättest! — Aber man sagt, es sei nichts als Eigenlob, seine Frau zu rühmen. Nun gut, ich sage nichts weiter von ihr. Aber wenn Du sie gekannt hättest! Du wirst mich, fürchte ich, nie wieder so sehen, als unser Freund Moses mich gefunden hat: so ruhig, so zufrieden in meinen vier Wänden!..."

An dem Morgen des Tages, da Lessing dieses schrieb, war seine Frau begraben worden.

Lessing theilte sich jetzt zwischen seine theologischen Streitigkeiten, welche den Rest seines Lebens größtentheils ausfüllten, und die väterliche Sorge für seine Stiefkinder, deren Erziehung ihm nun anheim fiel. Er schloß sich von nun an noch mehr gegen die Außenwelt ab, und öffnete sein Inneres nur noch sehr wenigen Freunden. Am meisten schien er sich zu Elise Reimarus hingezogen zu fühlen. Diese edle Menschenfreundin, welche mit dem männlichen Geiste und Verstande, der sie zur Freundin Lessings und F. H. Jacobis machte, jenen einfachen Sinn verband, womit sie für Campe Kindergespräche schrieb, befürchtete nach dem schweren Unglück, das Lessing betroffen, er würde in Wolfenbüttel nicht aushalten oder gar in Folge der Herausgabe der Fragmente von seiner Stelle entlassen werden. Aber vor dem einen wie dem andern bewahrte ihn sein Muth, wie seine Klugheit. — „Machen Sie sich, meine beste Freundin (schrieb er ihr den 2. August 1778 XII, 508. M. 611. H. XX, 1, 752), meinetwegen nicht den geringsten Kummer. Ich will gewiß keinen unüberlegten Schritt thun, wäre es auch nur, um mich nicht von einer Bibliothek zu entfernen, die mir zur Fortsetzung meines Streits unentbehrlich werden möchte. — Die Erinnerung, daß es Ihnen nicht gleichgültig ist, welche Wendung mein Schicksal nehmen dürfte, wird mich manchen Augenblick, in welchem der Verdruß, mit so armseligen Schurken angebunden zu haben, die Oberhand zu gewinnen drohet, wieder beruhigen und aufheitern."

Zuweilen nur erhielt die Einsamkeit, welcher Lessing sich hingab, und die Sorgen, welche die väterlichen Pflichten gegen seine Stiefkinder ihm auflegten, die Oberhand; denn um auch nur den entferntesten Schein zu vermeiden, als zöge er aus dem Vermögen seiner Frau zum Nachtheil der Kinder Vortheile, ein Gedanke, der gewiß niemanden außer ihm einkam, ihm aber unerträglich ward, brachte er den Verhältnissen Opfer. Sein Bruder in Berlin mußte gegen das Ende dieses Jahres eine Summe von einigen hundert Thalern, welche ihm ein Jude mit uneigennütziger Bereitwilligkeit vorschoß, aufnehmen,[1]) und diese wurden durch das für Nathan den Weisen eingehende Honorar gedeckt. Von diesen beengenden Verhältnissen läßt Lessing in seinem Briefe an Elise vom 9. August 1778 einiges durchschimmern. „Ich bin mir hier ganz allein überlassen. Ich habe keinen einzigen Freund, dem ich mich ganz anvertrauen könnte. Ich werde täglich von hundert Verdrießlichkeiten bestürmt. Ich muß ein einziges Jahr, das ich mit einer vernünftigen Frau gelebt habe, theuer bezahlen. Ich muß alles, alles aufopfern, um mich einem Verdachte nicht auszusetzen, der mir unerträglich ist. Wie oft wünsche ich, mit Eins in meinen alten isolirten Zustand zurückzutreten, nichts zu sein, nichts zu wollen, nichts zu thun, als was der gegenwärtige

---

[1]) In dem Briefe vom 9. December (XIII, 616. H. XX, 2, 956) theilt Karl Lessing den Dialog, den er darüber mit den Juden M. W. hatte, wörtlich mit. S. Lessings Antwort (XII, 519. M. 625. H. XX, 1, 773). Es war Moses Wessely, der vorübergehend in Berlin war. Der Verleiher erbot sich von selbst, das Geld vorzuschießen: „Ich bin in Kurzem wieder in Hamburg, und möchte gern einen Brief von ihm haben," sagte er. „Wenn er Ihnen aber nicht schreibt, so bekommt er kein Geld?" — „Ich werde es ihm dann schicken, und den Empfang wird er mir doch melden?" — Diese witzige Wendung verräth einen alten Freund. S. oben S. 261.

Augenblick mit sich bringt! — Sehen Sie, meine gute Freundin, so ist meine wahre Lage. Haben Sie also bei so bewandten Umständen auch wohl Recht, daß Sie mir rathen, blos um einem elenden Feinde [1]) keine Freude zu machen, in einem Zustande auszudauern, der mir längst zur Last geworden? — Ah, wenn er wüßte, dieser elende Feind, wie weit unglücklicher ich bin, wenn [ich] ihm zum Possen hier aushalte! Doch ich bin zu stolz, mich unglücklich zu denken, — knirsche eins mit den Zähnen und — lasse den Kahn gehen, wie Wind und Wellen wollen. — Gnug, daß ich ihn nicht selbst umstürzen will! —"

Einige Zeit darauf, im September, machte Lessing in Angelegenheiten seiner Stiefkinder eine Reise nach Hamburg. Er war anfangs entschlossen, nicht länger als acht oder zehn Tage da zu bleiben. Aber er hatte seine Stieftochter, Malchen, mitgenommen, und diese wurde gefährlich krank. Dies hielt ihn bis in die sechste Woche auf, daß er erst am 18. October wieder in Wolfenbüttel eintraf. Während dieses Aufenthaltes war es, daß Lessing die „Nöthige Antwort auf eine sehr unnöthige Frage des Herrn Hauptpastor Goeze" niederschrieb und nach der Rückkehr zum Druck an Voß in Berlin abschickte.

Elise war die einzige ihres Hauses, welche Lessingen wegen der Herausgabe der Fragmente ihres Vaters von ihrer Freundschaft und Hochachtung nichts entzog, [2]) während der Arzt, ihr Bruder, ihm entschiedene Kälte zeigte. Lessing besorgte schon im voraus, daß er seine Besuche in dem Hause Reimarus mehr „nach der Klugheit, als nach seiner Neigung" werde einrichten müssen. Es kränkte ihn auch nicht wenig, als im nächsten Jahre der Sohn des Doctor Reimarus, Elisens Neffe, in Braunschweig und Wolfenbüttel war, ohne sich mit einer Silbe nach ihm zu erkundigen, geschweige daß er

---

[1]) Goeze. — [2]) Eine, nur allzukurze, Lebensnachricht und Charakteristik Elisens von Karl Sieveking (dem 1847 verstorbenen Syndikus der Stadt Hamburg), steht in der neuen Ausgabe von M. Mendelssohns gesammelten Schriften V, 691. Sie wurde geboren den 22. Januar 1735. „Eine Sammlung von Briefen, welche sich in dem Nachlaß des Kammerherrn von Hennings, eines Schwagers ihres Bruders, gefunden, würde vielleicht über den äußerlich stillen Gang ihres Lebens einige Aufklärung geben. Elise Reimarus erreichte in single blessedness das 70. Jahr. . ." Es ist sehr zu wünschen, daß eine fromme Hand der trefflichen Frau denselben Dienst erweise, wie es von Lappenberg für Goethes „schöne Seele" geschehen ist. — Diese Briefe aus dem „Nachlaß" des 1826 verstorbenen Herrn von Hennings, wurden in dem „Neuen Lausitzischen Magazin. Görlitz 1861, Bd. 38, 193—231: „Zu Lessings Andenken" von dem Archivar Dr. W. Wattenbach in Breslau, veröffentlicht und auch als besonderer Abdruck ausgegeben. Vgl. die sehr werthvolle Beurtheilung dieser Briefe: „Ueber die Echtheit und den Werth der „Zu Lessings Andenken" durch Herrn Professor Dr. W. Wattenbach herausgegebenen Briefe von und an Elise Reimarus. Ein kritischer Beitrag zur Kenntniß Lessings, seines Lebens und Wirkens. Von August Boden. Leipzig und Heidelberg. 1863. Dazu: Literarisches Centralblatt von Zarnke. 1864. No. 7. und H. XX, 1, 617. Anm. 1. Benutzt wurden diese Briefe von C. Hebler in seinen „Lessing-Studien," Bern 1862, Nachträge, S. 190 ff. und von A. Stahr, Elise Reimarus, 1861, in seinen „Kleinen Schriften" Berlin, 1872, II, 326 ff. In einem andern Aufsatz über jenen oben S. 475 wörtlich mitgetheilten Brief Lessings an Elisen (ebenda S. 347) ist Stahr geneigt anzunehmen, daß Elise (wie Ernestine Reiske) sich Hoffnung auf Lessings Hand gemacht hatte. (M. und B).

ihn sollte besucht haben. Er beklagte sich bitter darüber gegen Elisen (XII, 536. M. 658. H. XX, 1, 824 und die Grotesche Ausgabe VIII, 656). „Gewisse Leute sagen, er habe mit allem Fleiße einen Mann nicht besuchen wollen, der so viel Schande auf seinen seligen Großvater gebracht habe. Es mag sehr nützlich sein, seinen christlichen guten Geruch lauter und rein zu erhalten, ob man aber in der Sorgfalt dafür auch nicht zu weit gehen könne, gebe ich der Tochter dieses seines Großvaters zu bedenken, die mich mit andern Augen ansieht, wenn sie ihre Briefe nicht eben so will geschrieben haben, als dieser Großvater sein letztes und bestes Werk geschrieben haben soll. . ."

Seit dem Tode seiner Frau bemerkte man eine auffallende Veränderung in Lessings physischer und geistiger Erscheinung, welche sich in einer gewissen Schwere und Schlaffsucht äußerte. In den heitersten Zirkeln seiner Freunde, wenn diese Abends um ihn her laut wurden, überfiel ihn ein unüberwindlicher Trieb zum Schlummer, aus dem er sich endlich, angeregt oder von selbst, gewöhnlich mit der Frage: „Nun was giebt's?" wieder aufraffte. In Hamburg fiel dies schon auf; es besserte sich jedoch in Folge des wohlthätigen Wechsels wieder so weit, daß er nach der Rückkehr an Elisen, den 16. Dezember, schrieb: „Meine Schlaffsucht hat sich ganz verloren, und wenn Sie sie nicht etwa mit der Zeit in meinem Nathan wiederfinden, so habe ich von Glück zu sagen." Nichtsdestoweniger war seine Gesundheit erschüttert, seine Lebenslust gebrochen. Seine Briefe aus dieser Zeit tragen den Ausdruck von Krankheit und Ermattung. Den Sommer 1779 war er häufig bettlägerig. Dieser Zustand verschlimmerte sich im Winter. Er klagt seinem Bruder vom 25. Februar 1780: „Dieser Winter ist sehr traurig für mich. Ich falle aus einer Unpäßlichkeit in die andere, deren keine zwar eigentlich tödtlich ist, die mich aber alle an dem Gebrauch meiner Seelenkräfte gleich sehr verhindern. Die letztere, der ich eben entgangen bin, war zwar nun auch gefährlich genug; denn es war ein schlimmer Hals, der schon zur völligen Bräune gediehen war; und man sagt, ich hätte von Glück zu sagen, daß ich so davongekommen. Nun ja; so sei es denn Glück, auch nur vegetiren zu können!"

Die Krankheit eines Andern ergriff ihn schmerzlich, indem sie ihn an sich selbst erinnerte. „Ich weiß nicht," schrieb er an Elise Reimarus am 22. Januar, (XII, 540. M. 653. H. XX, 1, 805),[1]) „welches Mitleid ich itzt mit allen Kranken zu haben anfange, wenn sie mich so nahe auch nicht angehen. Denn selbst bin ich doch eben auch nicht krank; sondern blos — nicht gesund. Ich habe ein schlimmes Flußfieber gehabt — und habe es noch, denn den Augenblick ist es wieder da."

---

[1]) Siehe S. 418. Anm. 3.

Neuntes Kapitel.

In diesen Zeitpunkt fällt der vielbesprochene Besuch des Philosophen F. H. Jacobi bei Lessing, von dessen Wichtigkeit für die Kenntniß von Lessings Philosophie ich schon gehandelt habe. Was sich daran für Lessing sonst Charakteristisches knüpft, hole ich hier nach. Ich lasse Jacobi reden. [1]) „Immer (beginnt er) hatte ich den großen Mann verehrt; aber die Begierde, näher mit ihm bekannt zu werden, hatte sich erst seit seinen theologischen Streitigkeiten, und nachdem ich die Parabel gelesen hatte, lebhafter in mir geregt. Mein günstiges Schicksal gab, daß ihn Allwill interessirte; daß er mir durch Reisende manche freundliche Botschaft sandte, und endlich, im Jahre 1779 an mich schrieb. (Es waren die Zeilen vom 18. Mai 1779 bei Uebersendung des Nathan). Ich antwortete ihm [aus Pempelfort den 20. August], daß ich im folgenden Frühjahr eine Reise vorhätte, die mich über Wolfenbüttel führen sollte."

Die Reise kam, wiewohl ein wenig später, als Jacobi beabsichtigte, zu Stande. Er zeigte Lessingen vom 1. Juni 1780 seine baldige Erscheinung an, und lud ihn ein, ihn auf einer Reise zu begleiten, die sie nach Berlin führen sollte. Lessing erhielt dieses Schreiben den 12. und forderte ihn auf, einige Tage in seinem Hause auszuruhen. Sein Wunsch wäre es, eine weitere Reise mit ihm zu machen, doch könne er dies zur Zeit noch nicht bestimmen. Daß Jacobi den Gegenstand ihrer Gespräche im voraus bestimmen wollte, war ungewöhnlich. Lessing antwortete darauf weiter nichts, als: „Unsere Gespräche würden sich zwar wohl von selbst gefunden haben. Aber es war doch gut, mir einen Fingerzeig zu geben, von wannen wir am besten ausgehen könnten."

Den 5. Juli Nachmittags traf Jacobi bei Lessing in Wolfenbüttel ein, und sogleich stürzte er sich in die Fragen, welche seinen Geist damals so beschäftigten. Seine Schwester Helene war zugegen; nachher kam Wolke, der Sprachforscher und Pädagog, dazu, ohne daß Lessing seine Rede unterbrach oder veränderte. [2])

„Wir sprachen noch an demselbigen Tage über viele wichtige Dinge; auch von Personen, moralischen und unmoralischen, Atheisten, Theisten und Christen."

„Den folgenden Morgen kam Lessing in mein Zimmer, da ich mit einigen Briefen, die ich zu schreiben hatte, noch nicht fertig war. Ich reichte ihm Verschiedenes aus meiner Brieftasche, daß er unterdessen sich die Zeit damit vertriebe. Beim Zurückgeben fragte er: ob ich nicht noch mehr hätte, das er lesen dürfte. „Doch!" sagte ich, (ich war im Begriff zu siegeln): „hier ist noch ein Gedicht; — Sie haben so manches Aergerniß gegeben, so mögen Sie auch wohl einmal eines nehmen." Dies hieß Lessingen schlecht kennen! — Das Gedicht war „Prometheus" von Goethe, d. h. der Mono=

---

[1]) Jacobis Werke IV, 1, 50 f. — [2]) Jacobis Werke a. a. O. und 2, 177.

log, womit der dritte Act des 1773 verfaßten dramatischen Fragmentes abschließt. [1])

Bedecke deinen Himmel, Zeus,
Mit Wolkendunst —

Damals kannte Niemand die dramatische Beziehung und Bedeutung dieses Monologs, und dies steigerte den Sinn desselben zum Räthselhaften.

Lessing las das Gedicht und sagte, indem er es zurückgab: „Ich habe kein Aergerniß genommen; ich habe das schon lange aus der ersten Hand.“

„Sie kennen das Gedicht?“

„Das Gedicht habe ich nie gelesen, aber ich finde es gut.“[2])

„In seiner Art ich auch; sonst hätte ich es Ihnen nicht gezeigt.“

„Ich meine es anders,“ versetzte Lessing. . . . . Nun entspann sich die bekannte Erörterung über Pantheismus, Determinismus, Spinozismus und was damit zusammenhängt, deren Ergebniß für die Kenntniß von Lessings philosophischem und religiösem Standpunkt keinen Abschluß gewähren kann. Jacobi hat den Inhalt dieser Unterredungen mehrerer Tage aus dem Gedächtniß zusammengedrängt. Dabei berechtigt uns sein eigenes Geständniß zu der Annahme, daß wir Lessings Auslassungen nicht direct und nur von der einen Seite erfahren haben, [3]) nämlich von Seiten seines sogenannten Spinozismus, indem nur diese dem lebhaft von einem Vorurtheile eingenommenen Jacobi im Gedächtniß blieb; erst, wenn man auch alle übrigen Aussprüche, wodurch jene bedingt und näher bestimmt würden, vor sich hätte, hätte man den wahren und vollständigen Lessing.

Aus seiner Mitreise nach Hamburg wurde indeß nichts. „Lessing wollte mich überreden,“ sagt Jacobi, „ohne ihn nach Berlin zu reisen, und wurde alle Tage dringender. Sein Hauptbewegungsgrund war Mendelssohn, den

---

[1]) Goethes Werke XXXIII, 262. H. VIII, 300. Vgl. Goethe-Jahrbuch. Von Dr. L. Geiger. Frankfurt a. M. 1880. I, 290 f. von Erich Schmidt. — [2]) Gegen Mendelssohn, welcher in dem Streite gegen Jacobi von „schlechten Versen“ sprach, bemerkte ihm dieser (Jacobis Werke IV, 2, 215): „Lessing habe nicht allein mehrgedachte schlechte Verse gut gefunden, sondern sie öfter wieder begehrt, sie ein Gedicht genannt, das Gedicht gelobt und — sogar bewundert. Noch an dem Morgen unseres Abschiedes zu Halberstadt beim Frühstücken, da von nicht schlechten Versen die Rede war, forderte Lessing den Prometheus mir noch einmal ab — lobte und bewunderte den echten lebendigen Geist des Alterthums, nach Form und Inhalt, darin von Neuem. —“ [3]) A. a. O. IV, 1, 89. „Was ich erzählt habe, ist nicht der zehnte Theil von dem, was ich hätte erzählen können, wenn mir mein Gedächtniß, in Absicht der Einkleidung und des Ausdrucks, genug hätte beistehen wollen.“ Aber wie viel liegt bei solchen Gegenständen in dem Munde eines Lessing an Einkleidung und Ausdruck! Ferner: „Da ich einmal ganz entschieden wußte: Lessing glaubt keine von der Welt unterschiedene Ursache der Dinge, oder Lessing ist ein Spinozist — so drückte, was er nachher darüber nur auf diese oder jene neue Weise sagte, sich mir nicht tiefer ein, als andere Dinge. Seine Worte behalten zu wollen, konnte mir nicht einfallen; und daß Lessing ein Spinozist war, schien mir sehr begreiflich. Hätte er das Gegentheil behauptet, worauf meine Wißbegierde gespannt war, so würde ich, sehr wahrscheinlich von jedem bedeutenden Worte noch Rechenschaft zu geben wissen.“ (Fast sollte man das Gegentheil erwartet haben.)

er unter seinen Freunden am höchsten schätzte. Er wünschte sehnlich, daß ich ihn möchte persönlich kennen lernen."

Lessing begleitete Jacobi nach Braunschweig, und es fügte sich, daß sie den Abend, ohne Abschied zu nehmen, auseinander kamen. Lessing schrieb ihm noch ein Billet, worin er die Erwartung aussprach, ihn in einiger Zeit wieder zu sehen, sowie den Wunsch und die Absicht, mit ihm weiter zu reisen. — „An dem Tage, da ich mich von Lessing trennte (es war den 10. Juli), um meine Reise nach Hamburg fortzusetzen (erzählt Jacobi), wurde über alle diese Gegenstände noch viel und ernstlich geredet. . . . Ich gab Lessingen drei Schriften des Philosophen Hemsterhuis, von dem er, außer dem Briefe über die Bildhauerei, nichts kannte: Lettres sur l'homme et ses rapports; Sophile; und Aristée. Den Aristée, den ich zu Münster bei meiner Durchreise erst erhalten und noch nicht gelesen hatte, ließ ich ihm ungern; aber Lessings Verlangen war zu groß."

„Von eben diesem Aristée fand ich Lessing bei meiner Zurückkunft (im August) ganz bezaubert, so daß er entschlossen war, ihn selbst zu übersetzen." — Den Aufsatz des Hemsterhuis, Sur les désirs, hatte Lessing damals noch nicht gelesen, und Jacobi mußte, um sein großes Verlangen nach dieser Schrift zu befriedigen, bei seinem ersten Aufenthalt in Wolfenbüttel danach schreiben. Sie kam an, als Jacobi eben weg war. „Lessing schrieb mir, seine ungeduldige Neugierde hätte ihm keinen Frieden gelassen, bis er das Couvert erbrochen hätte, und er schickte mir den übrigen Inhalt nach Kassel. Von der Schrift selbst, die ihm ungemeines Vergnügen machte, versprach Lessing künftig ein Mehreres." Er war noch in seinem letzten Briefe an Jacobi vom 4. December 1780 dieses Versprechens eingedenk, fand sich aber schon zu abgespannt, um ihm nachzukommen. Er begnügte sich mit der allgemeinen Bemerkung, wonach dieses System „von der Liebe," seiner Meinung nach, eigentlich nichts erkläre, sondern nur, mit den Analysten zu sprechen, die Substitution einer Formel für die andere zu sein scheine, wodurch er eher auf neue Irrwege gerathe, als dem Aufschlusse näher komme.

Als Jacobi auf der Rückkehr, in Gesellschaft seines Bruders Georg, Lessing wieder besuchte, begleitete sie dieser nach Halberstadt, wo er einige Tage nicht unangenehm zubrachte. Hier klang der Inhalt ihrer früheren Gespräche über den Pantheismus bei Lessing in bedeutungsvollen Anspielungen nach, welche den Anderen sehr auffallend und räthselhaft waren. So, als, während sie zu Tische saßen, unversehens ein Regen kam und Gleim es bedauerte, weil sie nach Tische in seinen Garten sollten, sagte Lessing, der neben Jacobi saß: „Jacobi, Sie wissen, das thue ich vielleicht." „Oder ich," antwortete Jacobi. Gleim sah uns etwas verwundert an: aber ohne weiter nachzufragen."[1])

Hier muß ich eines Briefes gedenken, den Jacobi nicht lange nach Lessings Tode an Elise Reimarus (den 15. März 1781) schrieb und worin eine gewisse Stelle zu Mißverständnissen über Lessings damaliges Wesen verführt

[1]) S. oben S. 373 u. vgl. H. Pröhle, Lessing Wieland Heinse. Berlin 1877. S. 50, Anmerk.**).

hat. Jacobi spricht da von einem „heimlichen Gram,“ der viel zu Lessings Tode beigetragen haben möge. [1]) „Es lag eine gewaltige Schwermuth auf ihm, und ich werde nie einen Morgen vergessen, den ich auf meiner Zurückreise mit ihm zubrachte. Erst disputirten wir; ich widerlegte einige seiner Behauptungen so nachdrücklich, daß er nicht weiter konnte. Sein Gesicht wurde entsetzlich; ich habe nie so ein Gesicht gesehen. Aber bald darauf wurde er weich, und je länger, je vertraulicher. Er klagte mir, daß ihn alles verließe. Selbst eine gewisse Person, die ihm seit Jahren mit der innigsten Freundschaft zugethan gewesen, und von der er gewiß wäre, daß sie ihm sogar ihre Hand nicht versagt haben würde, auch diese entferne sich jetzt von ihm. — Er ließ mich von fern argwöhnen, seine verstorbene Frau habe ihm auf dem Todbette Vorwürfe gemacht, daß er sie mit unglücklichen Meinungen angesteckt habe. So etwas wäre entsetzlich, und verböte ihm, an Ehe, an Kinder, an Liebe zu denken. — [2]) Was ich hierauf erwiderte, können Sie sich ungefähr vorstellen. Vornehmlich suchte ich ihn zu bereden, zu mir nach Düsseldorf zu kommen, wo er vor allen Gläubigen ziemlich sicher sein würde. Die Schilderung, die ich ihm von seiner Lage unter uns machte, gefiel ihm und schien ihn zu rühren, und wäre er mit seinen Auszügen für die Kirchengeschichte fertig gewesen, ich glaube, ich hätte ihn entführt.“

Was befremden muß: gerade in dieser Zeit, da Lessing seinen Kräften so wenig zutraute, unter dem 9. August 1780, machte er mit der Hamburgischen Theaterdirection einen Vertrag, ihr von zwei neuen Schauspielen, die er jährlich zu verfertigen versprach (ob ihm gleich, nach Karl Lessings Bemerkung, die Fortsetzung seines theologischen Streits schon alle Hände voll zu thun gab), den alleinigen Gebrauch auf sechs Monate zu lassen. Sie stipulirte ihm fünfzig Louisd'ors für jedes Schauspiel. Dieser Kontrakt hieß indeß im Grunde nichts mehr, als ein Versprechen, dem Hamburgischen Publikum seine Stücke eher zukommen zu lassen, als jedem andern. Die Zeit der Verfertigung blieb immer in seiner Willkür, da er nicht nach Maßgabe der Zeit, sondern für jedes Stück bezahlt werden sollte. Daß es ihm übrigens mit diesem Versprechen Ernst war, zeigen Lessings letzte Briefe an Elise Reimarus.

Am 15. November schrieb er, er sei noch nicht mit sich einig, ob das nächste Stück eine Komödie oder Tragödie werden solle, und zu Ende des nächsten Monats (18. December): endlich sei es entschieden worden, „daß der Kerl das Mensch haben solle.“ [3])

---

[1]) F. H. Jacobi, Auserlesener Briefwechsel I, 318. — [2]) Aus diesen, gewiß sehr bedeutungsvollen Aeußerungen schließt ein berühmter Theolog der Gegenwart in einer etwas geheimnißvollen Weise, daß Lessing einen Pfahl im Fleische gehabt. Aber wo dieser Pfahl Lessingen im Fleische gesessen, ist kein Geheimniß; es ist hier auf allen Blättern zu lesen. — Ob Jacobi Lessingen in Bezug auf seine verstorbene Frau richtig verstanden, bleibt dahingestellt. — [3]) Anspielung auf die Definition, die der jüdische Mathematiker Abraham Cassel in Berlin von dem Unterschiede der Tragödie und Komödie einst Lessingen gegenüber aufstellte. Schummel, Breslauer Almanach S. 358. — Es war eine Bearbeitung des englischen Stücks The London-Prodigal, die er sich vorgenommen hatte. Vgl. H. XI, 2, 830 ff. (M. und B).

Im October reiste Lessing nach Hamburg. Es war seine letzte größere Reise, und der Aufenthalt an diesem Orte, unter Freunden, die ihn verstanden, verfehlte auch diesmal seine Wirkung nicht ganz. „Jetzt ist Lessing hier," heißt es in einem Briefe von Elise Reimarus an Nicolai den 21. October, „und sei es, daß der Umgang mit lebendigen Freunden ihm doch besser bekommt, als der mit der Todten (die Bibliothek nennt sie so), oder selbst der Streit mit Feinden — er ist fast ganz der Alte. Was das sagen will, brauche ich Ihnen nicht zu erklären."[1]) — Aber kaum war Lessing wieder zu Hause, so war dieser Schein von einer Besserung wieder verschwunden. Sein erster Brief an Elise bald nach seiner Zurückkunft,[2]) in lauter abgerissenen Sätzen, zeigt uns den Mann, wie er mit aller Anstrengung seiner Willenskraft gegen sich selbst ankämpft, aber doch schon den Muth und die Hoffnung der Genesung verloren hat:

„So sehr ich nach Hause geeilt, so ungern bin ich angekommen. Denn das Erste, was ich fand, war ich selbst.

Und mit diesem Unwillen gegen mich selbst soll ich anfangen, gesund zu sein und zu arbeiten?

„„Freilich!"" höre ich meine Freunde mir nachrufen; „„denn ein Mann wie Sie, kann Alles, was er will.""

Aber, liebe Freunde, wenn das nur etwas Anders hieße, als: kann Alles, was er kann. Und ob ich dieses Können jemals wieder fühlen werde, das, das ist die Frage!

Was taugt zwar unversucht? — Nun denn, meine liebe Freundin; weil Sie mir es auch rathen: so sei es!

Ich werde Ihnen von meinem Befinden von acht Tagen zu acht Tagen sehr regelmäßig Nachricht geben. Und wenn ich das thue, nicht wahr, so ist mir schon halb geholfen?

Indeß empfehle ich mich allen den Ihrigen und dem gesammten Campischen Hause bestens. — Wer in dieser Gesellschaft hätte bleiben können! Wer aus dieser Gesellschaft nur einen Einzigen hier hätte!

Noch einmal zu Weihnachten wollte Lessing in Hamburg sein; aber dieser Wunsch ging ihm nicht in Erfüllung.

In dem ersten Schreiben an Elise nach seiner Rückkehr, vom 15. November, äußert er die eigenthümliche Furcht, daß mit seiner Krankheit eine Metastasis vorgegangen, und sich die materia peccans völlig von dem Körper auf die Seele geworfen. Er möchte dies dem ihm von dem Dr. Reimarus vorgeschriebenen Kräuterthee zuschreiben und wissen, ob seine Erfahrungen für solche Wirkung sprechen.

Es ist schon erwähnt worden, daß Jacobi, für Lessings Gesundheit besorgt, ihn auf sein Gut Pempelfort einlud; er war gewiß, schrieb er den

---

1) Handschriftlich, in Danzels Papieren. — 2) Auf dem Originalbrief im Besitze der Familie Sieveking in Hamburg steht die handschriftliche Bemerkung von Elise Reimarus: „Den ersten Posttag nach seiner Zuhausekunft von Hamburg nach seiner letzten Reise 1780." (XII, 544. M. 657. H. XX, 1, 826.)

5. September 1780 an Elise, Lessing würde hier genesen. Als nun in diesen Tagen Malchen König auf der Rückreise von einem Besuche bei ihren Verwandten in der Pfalz in Pempelfort einkehrte, wiederholte Jacobi seine Einladung durch sie und zeigte ihr bereits, wo ihr Vater wohnen sollte.[1])

„Ich habe sie auf meinem Hofe in ein besonderes Gebäude geführt, welches unten drei artige Zimmerchen, zwei Kammern unter dem Dache, Boden, Küche und Keller hat, und noch einen hübschen Raum, der ehemals ein Saal war, gegenwärtig aber ein vacirender Kühstall ist, doch mit allen Möglichkeiten, wieder ein Saal zu werden. Diesen Palast, der zwar nicht le palais de la fée Aline ist, habe ich Malchen und Lessingen angeboten, und dazu einen eigenen, großen, pechschwarzen Kettenhund, der Lessing vor allen andern großen, pechschwarzen Kettenhunden beschützen soll; ich habe ihn persönlich herbeiführen und Malchen seine Devotion bezeugen lassen. Dies ist nur ein Stück des Vorschlags; der Winter ist noch apart. Außer diesem Project habe ich dem guten Mädchen mit noch ein halb Dutzend andern die Zeit vertrieben. —"

Den 20. October 1780 schreibt Jacobi an Heinse[2]): — — „Lessing wird auf das Frühjahr zu mir kommen, und sich vielleicht eine Zeitlang hier aufhalten. Wir schicken uns sehr gut zu einander. Daß er mehr als Schönheiten des Détails am Oberon gepriesen habe, wollte er gar nicht Wort haben. Er habe das Gedicht gelesen, wie alle andre Wielandische Werke, deren keines einen ordentlichen Plan habe. Die französische Original-Geschichte war ihm unbekannt, sowie allen übrigen Gelehrten und Ungelehrten, bei denen ich darum angefragt habe. . . . Lessing war auf Wielanden, seines Leichtsinns wegen, gar nicht wohl zu sprechen; am wenigsten konnte er ihm die Epistel zum Lobe Göthes verzeihen. Von Göthe selber sagte er, daß wenn er je zu Verstande käme, so würde er nicht viel mehr als ein gewöhnlicher Mensch sein. Ich erzählte ihm die Ettersburger Geschichte. Sein Urtheil darüber, dereinst mündlich. Moses Mendelssohn schien er für den hellsten Kopf, den vortreflichsten Philosophen und den besten Kunstrichter unseres Jahrhunderts zu halten. Ebenso urtheilt Lichtenberg, mit dem ich sechs herrliche Stunden in Göttingen verplauderte. . . . Lessing gab mir die Fortsetzung seiner Freimaurer-Gespräche im Manuscript, die ich noch habe. An alle, die ihn wegen der Fragmente angegriffen haben, wird er einen Brief drucken lassen. Nächstens erscheint der erste Band. Hernach wird er ein Wort zur Aufklärung der Kirchengeschichte herausgeben; lauter excerpta, und damit soll seine theologische Laufbahn beschlossen werden. . . . Er (Jerusalem) zankte den Abend vor meiner Abreise nach Halberstadt mit mir, daß ich Lessingen (den er in der Comödie bei mir gesehen, und auch von andern gehört hatte, daß er mich begleiten würde) nicht mit zum Nachtessen gebracht hätte. „„Er ist wohl in den Bann gethan, aber man kann doch mit ihm essen."" Ich hatte würklich Lessingen schon Tages vorher darum angelegen, und er hatte mirs auch versprochen, aber hernach in der Comödie

[1]) F. H. Jacobi, auserlesener Briefwechsel. I, 298. — [2]) R. Zoeppritz, Aus F. H. Jacobis Nachlaß, Leipzig. 1869, I, 28 f.

bekam er Reue, und schützte vor, er habe Kopfschmerzen. Das sagte ich Jerusalemen, der durchaus noch schicken, und Lessingen holen lassen wollte. Er sprach öffentlich mit großer Achtung und herzlicher Freundschaft von ihm. . ." Den 24. October[1]) — — „Gegenwärtig hat er (Göthe) eine Aristophanische Comödie, die Vögel betitelt, in der Mache, worin Klopstock als Uhu, und der junge Cramer als Ente die vornehmsten Rollen spielen. Was mir Knebel davon hinterbracht hat, ist meisterhaft gestellt. — Mir fällt bei dieser Gelegenheit ein, daß Lessing von der Farce Götter, Helden und Wieland sagte: Göthe hätte darinn bewiesen, daß er noch viel weiter als Wieland entfernt sey den Euripides zu verstehen. Göthes Ideen darüber seien der klareste Unsinn, wahrhaft tolles Zeug. Es sei unverantwortlich von Wieland, daß er dieses damals nicht ins Licht gestellt habe. — Knebel versicherte, das Lob, das Göthe dem Oberon ertheilt habe, sei aufrichtig gewesen. Aber vor Nathan dem Weisen sei er ordentlich prosterniert. Er werde nicht müde, ihn als das höchste Meisterstück menschlicher Kunst zu bewundern und zu preisen. Lessing selbst hatte mir schon gesagt, daß man ihm von Weimar aus große Complimente über sein Stück gemacht. . . . Wegen Ihres Projects mit den italiänischen Erzählungen habe ich mit keinem Buchhändler sprechen können, weil ich durch keinen Ort gekommen bin, wo ein tauglicher zu dieser Absicht war. . . . Ich sprach davon mit Lessingen, der die Sache an und für sich höchlich billigte. Er sagte, seitdem er den Bokaz gelesen habe, wäre seine Achtung vor La Fontaine, die blos auf desselben Erzählungen beruht hätte, vollends verschwunden, denn der Franzose hätte doch alles, alles von dem Italiäner. Aber einen Buchhändler, wie wir ihn brauchen, wußte er mir nicht anzugeben . . . ."

Als Lessing unter dem 4. December gegen Jacobi über seine Unfähigkeit zu allem, was die geringste Anstrengung erforderte, klagte, dagegen ihm selbst rieth, seinen Kameralgeist an den Nagel zu hängen und sich ruhig hinzusetzen, um seinen Woldemar zu beendigen,[2]) kam Jacobi den 22. December (H. XX, 2, 1033) aufs neue auf seine Einladung zurück. „Ergötzlichkeiten aber (außer Reiten, Fahren, Billardspielen und dergl.) darf ich Ihnen nicht viel versprechen, sondern hauptsächlich nur leise Munterkeit um Sie herum, ruhiges Leben, ohne Todtenstille; herzliche — o, sehr herzliche Pflege, und doch nicht mehr, als Sie wünschen; grenzenlose Freiheit: kurz, eine gute, bequeme Lage. — Lieber Lessing, Sie sagten, Sie getrauten sich, in meiner Seele zu lesen: o, so lesen Sie doch vor allen Dingen darinn, was Sie selbst angeht! und wenn es Ihnen nur halb ahndet, daß Ihnen wohl bei mir sein könnte, so kommen Sie! Aber Recha[3]) muß mit kommen. Gerne reise ich Ihnen bis Osnabrück entgegen. . . . O,

---

[1]) A. a. O. S. 40 f. — [2]) Jacobi war am Hofe zu München in Ungnade gefallen. Das Nähere liest man im Vorberichte zu Jacobis auserlesenem Briefwechsel XVIII—XX. Lessing schreibt ihm hierüber: „Der Mann, wie Sie, hat bei mir niemals Unrecht, wenn er es auch gegen eine ganze Welt haben könnte, in die er sich nicht hätte mengen sollen." (XII, 549. M. 664. H. XX, 1, 832). [3]) Lessings Stieftochter Amalie ist gemeint. Sie heirathete 1782 den Postrath Georg Conrad Henneberg in Braunschweig, und starb den 20. April 1848. Vgl. oben S. 475 und 477 die Anmerkung.

daß Sie sich entschlössen. Auf das Frühjahr wüßte ich schon Auswege mit Ihnen. Da besähen wir das Bergische Land; Aachen; Spaa; und hielten Sie aus bis auf den Winter: Paris. Wahrhaftig, mein lieber Lessing, Sie gehen in dem Wolfenbüttel zu Grunde, und das sollen Sie mir nicht, beim großen Pan, und bei allen seinen Elementen!" [1])

Auf diese so wohlgemeinte, warme, immerhin auch ein wenig nach Beschützerart abgefaßte Einladung blieb Lessing, wie es scheint, die Antwort schuldig. Bei allem noch so herzlichen Wohlwollen in Jacobis Schreiben geht ein gewisser vornehmer Ton durch, der diesen Schriftsteller nie verließ, und der einem Charakter von gediegener Einfachheit und ungeschminkter Menschlichkeit, wie Lessing, innerlich entgegen sein mußte. Es ist ein Ton, der in dem deutschen Wesen vielleicht gar nicht liegt, sondern durch französische Bildung ihm erst aufgepfropft wird.

Sein Brief an Mendelssohn vom 19. Dezember, sein letzter an diesen Freund, klingt wie ein Abschied von dem Leben und läßt uns die düstere Hoffnungslosigkeit seiner Seele erkennen. „Ich glaube nicht," sagt er hier, „daß Sie mich als einen Menschen kennen, der nach Lobe heißhungrig ist. Aber die Kälte, mit der die Welt gewissen Leute zu bezeugen pflegt, daß sie ihr auch gar nichts recht machen, ist, wenn nicht tödtend, doch erstarrend. Daß Ihnen nicht Alles gefallen, was ich seit einiger Zeit geschrieben, das wundert mich gar nicht. Ihnen hätte gar nichts gefallen müssen; denn für Sie war nichts geschrieben. Höchstens hat Sie die Zurückerinnerung an unsere bessern Tage noch etwa bei der und jener Stelle täuschen können. Auch ich war damals ein gesundes schlankes Bäumchen und bin itzt ein so fauler knorrichter Stamm! Ach, lieber Freund, diese Scene ist aus! Gern möchte ich Sie freilich noch einmal sprechen!"

Das neue Jahr 1781 fand Lessingen krank, kränker als jemals. Besonders klagte er seiner Freundin Elise (vom 21. Januar), daß seine Augen so gut wie blind seien.

Zwei kurze Briefe, der eine vom 28. Januar, (XII, 552. M. 669. H. XX, 1, 841) an den berühmten Buchhändler Joh. Gottlob Immanuel Breitkopf in Leipzig, womit er die ihm übersandte Geschichte der Buchdruckerkunst, aber ohne die gewünschten Gedanken und Bemerkungen, zurückschickte, der andere an seine Stieftochter Amalie König vom 1. Februar (H. XX, 1, 841, zuerst gedruckt bei Schöne) — sind die bisher bekannt gewordenen letzten uns erhaltenen Spuren seiner Feder.

Wir stehen am Ziele dieses großen Lebens. Die Geschichte von Lessings letzten Tagen und seinem zu Braunschweig am 15. Februar, Donnerstag Abends 9 Uhr unerwartet erfolgten Tode ist uns in einem Schreiben von Leisewitz an Lichtenberg, aus Braunschweig den 25. Februar, erhalten.[2]) — „Lessing

---

[1]) Eine Anspielung auf Lessings Ἓν καὶ πᾶν. Vgl. oben S. 373. — [2]) (Dr. Schwieger.) Sämmtliche Schriften von J. A. Leisewitz. Braunschweig. 1838. S. 115 f. Abgedruckt aus dem Göttingischen Magazin der Wissenschaften und der Literatur. Herausgegeben von G. Chrph. Lichtenberg und Georg Förster. Jahrg. II. Göttingen. St. 1, 146—150.

bemerkte schon seit langer Zeit eine Abnahme seiner Gesundheit, und die ersten Schwachheiten ließen einen Schlagfluß befürchten. Er fühlte eine gewisse, der Lähmung nahe Schwere, eine unnatürliche Neigung zum Schlafe, die ihn oft in Gesellschaften, wenn er noch den letzten Bissen oder das letzte Wort im Munde hatte, überfiel. Zuweilen konnte er das Wort, das er suchte, nicht finden, sagte unwillkürlich ein anderes, und zuweilen kam ihm sogar ein Buchstabe statt eines andern in die Feder. Lessing war in gewissen Augenblicken nicht im Stande, zwei Zeilen orthographisch zu schreiben."

„Unterdessen waren das lange Zeit Uebel eines einzigen Augenblicks, und bloß körperliche Uebel, sein Geist blieb noch immer so sehr derselbe, daß verschiedene seiner vertrautesten Freunde seine Krankheit für Einbildung hielten."

„Eine Reise im vorigen Herbste schien ihm sehr vortheilhaft gewesen zu sein; allein seine Schwachheit nahm mit dem Winter auf die heftigste Art zu. Er ward in den letzten Monaten äußerst engbrüstig, ein Weg nach Braunschweig kostete ihm Stunden, sein Gang ward schleppend, seine Stimme gedämpft, jenes durchdringende Feuer seiner Augen fing an zu verlöschen. Er klagte nun auch, daß er keine Gedanken zusammen bringen könne, daß er immer arbeiten wolle und nie arbeiten könne, er ward gegen alles gleichgültig; wir vermißten ihn recht in seinem Umgange; denn auch da glänzten vorher alle seine Talente nur in der Richtung, die ihnen die Unterredung anwies."

„Den 3. Februar, wie er Abends in Gesellschaft (zu Braunschweig) gespeist hat, kömmt er höchst engbrüstig zu Hause, er hatte sogar die Sprache verloren. Dem ungeachtet will er zu keinem Arzt schicken, und befiehlt auch dem Bedienten, ihn allein zu lassen und das Zimmer zu verschließen. Er hat eine höchst üble Nacht und doch trifft ihn einer seiner Bekannten den andern Morgen unter den Händen des Friseurs an, weil er fest entschlossen ist, nach Wolfenbüttel zu fahren, das er wahrscheinlich nicht erreicht hätte. Es kostete Mühe, ihn davon abzubringen, und ihn zu überreden, unsern Leib-Medicus Brückmann kommen zu lassen. Dieser ließ ihm sogleich eine Ader schlagen und Zugpflaster legen. Er fing nun auch an, Blut auszuwerfen, schien sich doch aber gleich den folgenden Tag ziemlich erholt zu haben."

„Während seiner Krankheit war er sehr ruhig, gelassen und zuweilen munter, oft und lange außer Bette, nahm viele Besuche an und ließ sich vorlesen. Zu einer Zeit schien er sich seinen Tod sehr nahe, zu einer andern sehr entfernt zu denken. Auf seine gänzliche Genesung hoffte er unterdessen nicht, und erklärte einmal, er sei auf Leben und Tod gefaßt ...."

„Unterdessen kamen die Anfälle der Engbrüstigkeit immer von Neuem wieder, und es war umsonst, daß seine Aerzte, der Leib-Medicus Brückmann und der Hofrath Sommer, alles anwandten, was die Freundschaft fodern und die Kunst leisten konnte."

„Am letzten Tage glaubte er sich außerordentlich wohl zu befinden, wie er sich aber Abends in's Bett legen ließ, befiel ihn die Engbrüstigkeit so heftig, daß er nach wenigen Minuten, sich und den Umstehenden unvermuthet, starb."

„Der Hofrath Sommer öffnete den Leichnam. — Er hielt die in Lessings Alter ungewöhnlichen Verknöcherungen für die Ursache der Brustwassersucht und des Todes." [1])

Die folgende Darstellung, auf den Mittheilungen beruhend, welche Lessings Tochter Amalie, die bei ihres Vaters Tode gegenwärtig war, aus ihren Erinnerungen im Greisenalter schöpfte, trägt mehrere bedeutsame Züge zu obigem Berichte nach. — Als Lessing kurze Zeit vor seinem Tode von dem Leichenzuge eines Herrn von Unger in Wolfenbüttel zurückkam, äußerte er ahnungsvoll: „Jetzt bin ich der Nächste!" Zu seiner Zerstreuung reiste er nach Braunschweig, wo er seit Jahren im Hause des ihm befreundeten reichen Weinhändlers Angott, auf dem Egidienmarkte, den ersten Stock als Absteigequartier gemiethet hatte, um ungestörter zu leben, als im Wirthshause. Hier nahm indessen die Krankheit unvermuthet rasch einen lebensgefährlichen Charakter an. Auf diese betrübende Botschaft eilte seine Tochter aus Wolfenbüttel herbei, um mit liebender Hand die Leiden des stillen Dulders zu lindern. Der 15. Februar ließ noch einmal einen schwachen Strahl der Hoffnung aufleuchten, indem sich gerade an diesem Tage der Kranke bedeutend erleichtert fühlte und heiter an seinem Schmerzenslager die Besuche theilnehmender Freunde annahm. Ja mitunter scherzte er sogar mit dem Hof-Medicus Brückmann, mit Angott und mit Daveson.[2]) Aber dieses Lebensfeuer war nur das letzte Aufflackern eines erlöschenden Lichtes. Am Abend dieses verhängnißvollen Tages saß die bekümmerte Tochter vor der Schwelle des Krankenzimmers, um vor dem Auge des geliebten Vaters ihre Thränen zu verbergen. Man meldete dem Kranken, daß im Vorzimmer Freunde zum Besuch seien. Da öffnet sich die Thür und Lessing tritt herein, ein Bild des herzzerschneidendsten Anblicks! Das edle Antlitz, schon durch hippokratische Züge markirt, und vom kalten Todesschweiße überdeckt, leuchtet von himmlischer Verklärung. Stumm, und unter einem unaussprechlich seelenvollen Blicke, drückt er seiner Tochter Hand. Darauf neigt er sich freundlich gegen die übrigen Anwesenden, und mit so entsetzlicher Anstrengung es auch geschieht, nimmt er ehrerbietig seine Mütze vom Haupte, aber die Füße versagen den Dienst; er wird zum Lager zurückgeführt, und ein Schlagfluß endet, auch dem ängstlichsten Besorgnisse noch überraschend, das theure Leben! [3])

Lessing starb, wie er gelebt hatte, nach dem Sinnspruch des Dichters, welchen er einst zum Motto des Genius des Todes genommen hatte:

Nullique ea tristis imago!

Der fromme Eifer von Lessings Gegnern wußte manche unerbauliche Geschichte von dem, was bei seinem Tode vorging, zu erzählen. Die Gesellschaft, hieß es in einem gewissen „Kirchenboten," welche Lessing vor seinem Ende bei sich hatte, bestand aus Christen und Juden. „Wohl wahr!" bemerkt der Bruder, „und wenn es in Braunschweig vernünftige Heiden und Türken gegeben hätte, so würden auch davon einige nicht gefehlt haben. —

[1]) Der Sectionsbericht des Dr. Sommer findet sich a. a. O. und wiederholt in Lessings Leben von K. Lessing I, 431—434. — [2]) Von diesem Manne rede ich nachher. — [3]) Ein dritter Bericht, von Betty Jacobi an Sophie La Roche, bei Zoeppritz, Aus F. H. Jacobis Nachlaß II, 181 f.

Wenn der Abt Jerusalem dafür nicht gleich von Lessing bei seinem Sterben angenommen wurde — so geschah es vielleicht, weil er ihn in der Reverende vermuthete; nachher, da er als Freund kam, ist er gewiß gut aufgenommen worden. Auch könne es wahr sein, daß Lessing, als man erzählte, daß der Pfarrer von St. Sulpiz sich erlaubt, den sterbenden Voltaire noch zu stören, ganz unwillig zu einem Freunde gesagt habe: „Wenn Sie mich im Sterben sehen, rufen Sie mir den Notar herbei; ich will mich gegen ihn erklären, daß ich in keiner der herrschenden Religionen sterbe."

Man wird nicht erstaunen, wenn das nämliche Organ seine Leser versichert: das Volk glaube, der Teufel habe Lessingen geholt! Das Volk hat das nämliche von Gerbert (Papst Sylvester II.) und noch einigen Andern geglaubt. Nicht blos das Volk hat Lessingen den Himmel verschlossen. Als einst in einer Sitzung des Consistoriums zu Braunschweig der Abt Henke vom seligen Lessing sprach, fiel ihm der Abt von der H . . . mit heiligem Eifer ins Wort: „Herr Collega, Sie wollten doch wohl nur sagen: der verstorbene Lessing?"[1])

Die Flugschrift eines Ungenannten: „Lessings letzte Stunden, dem Herrn Canonicus Gleim gewidmet. (Berlin 1781)," brachte den alten Gleim sehr auf. In der That scheint es, daß der Verfasser, unter der Maske eines Bewunderers Lessings, in Prosa und in Versen nur die Absicht hatte, ihn als einen ausgemachten Freigeist darzustellen.

— „Und da jetzt Lessing um sich sah,
Gab ihm ein Engel die Fragmente,
Mit Glanz umgeben, in die Hände.
Spinoza — und Locke — und Bayle nahten sich —
Und erstrer sprach: O Freund, so haben wir nun Dich . . . ."

Unmittelbar nachdem der Herzog die Meldung von Lessings plötzlich erfolgtem Tode erhalten hatte, erließ er an die fürstliche Hofkasse einen Specialbefehl, die nöthigen Vorschüsse für die Beerdigung zu leisten. Der Professor C. A. Schmid erhielt den Befehl, Lessings Nachlaß zu versiegeln, bis die Brüder und Erben ihn öffnen würden.[2]) Die Beerdigung fand am 20. Februar statt, und zwar auf eine Lessings und der Gesinnung seines Fürsten gleich würdige Weise. Zunächst wurde Lessings Tod nach üblicher Sitte durch einen öffentlichen Lohnbedienten dem Kreise seiner Bekannten angesagt, hierauf in den öffentlichen Anzeigern bekannt gemacht, und sodann von der Kanzel herab durch den Prediger der Magni-Kirche die Danksagung geleistet. Lessing erhielt auf dem zwischen dem Stein- und Augustthore belegenen Magni-Kirchhofe eine eigene Grabstätte. Am Tage der Beerdigung wurde der Sarg, von Wachskerzen umgeben, feierlich aufgestellt. Nachdem sich das Leichengefolge im Sterbehause versammelt hatte, setzte sich der Trauer-

---

1) Handschriftlich, von Dr. Schiller. Lessings Manen mögen hier durch die Erinnerung an den frommen Spener versöhnt werden. Nach dessen Tode brachte ein Professor der Theologie an der Universität zu Rostock die Frage auf das Katheder: „ob man auch mit gutem Gewissen den verstorbenen Spener selig preisen könne." (Im Vorbericht der Schrift: Ueber Basedow's Begräbniß, Magdeburg 1790.) — 2) Mendelssohn an Herder vom 15. März 1781. (Mendelssohns Schriften V, 587).

zug unter dem Geläute der Glocken in Bewegung. Den Leichenwagen zogen vier Pferde, von vier Dienern geführt. Das Leichengefolge war in vier Kutschen vertheilt, und außer dem Kantor und den Scholaren befanden sich noch sechzehn Träger im Zuge. Unter den Freunden und Bekannten Lessings folgten der Kammerherr von Kuntzsch, der Graf von Marschall, der Kanzleidirektor von Hoym, der Hofkommissarius, die Professoren Schmid, Ebert, Eschenburg und Zimmermann, der Arzt Hofrath Sommer, Angott,[1]) endlich Leisewitz, aus dessen Tagebuche ich diese Nachricht entlehne, und welcher hinzusetzt: „Es liefen auch noch einige andere Leute mit, unter denen ich den Faktor Schulz und Schuster Homann bemerkte.“ Daß einer von Lessings gelehrten Freunden am Grabe gesprochen habe, davon sagt Leisewitz nichts, vielleicht war dies die Sitte nicht.[2])

Herder weihete später Lessings Andenken das zarte Gedicht: „Der Tod, ein Gespräch an Lessings Grabe,“ [3]) eine Verklärung des Verblichenen, anknüpfend an die herrliche Abhandlung: Wie die Alten den Tod gebildet. Zu mehrern andern, aber meist mittelmäßigen Gedichten gab Lessings Todtenfeier Anlaß.[4])

Die ersten Bühnen Deutschlands beeiferten sich, in der Feier des großen Todten dem Schmerze seiner Verehrer und Freunde einen würdigen, beredten und künstlerischen Ausdruck zu geben. Die Bühne, welche Lessings Todtenfeier zuerst beging, war die Doebbelinsche zu Berlin, am 24. Februar 1781.[5]) Das Theater stellte ein erleuchtetes Castrum Doloris mit dem Grabmahl und Bildniß des Verstorbenen vor, zu dessen Seiten der größte Theil der Schauspieler und Schauspielerinnen, an deren Spitze sich Doebbelin befand, in Trauerkleidern standen. Ein Anblick bei der Eröffnung der Bühne, der auf jeden Zuschauer den lebhaftesten Eindruck machte. Sobald der Vorhang aufgegangen war, hörte man hinter der Bühne eine Trauermusik, bei welcher der Bendasche Chor: „Am Grabe Juliens,“ mit einiger Abänderung des Textes zu Grunde gelegt war. Die vortreffliche Stimme der Demoiselle Niclas machte diesen Gesang noch herzeindringender. Nach Endigung desselben hielt Demoiselle Doebbelin folgende von Engel verfertigte Rede:

Den Ihr bewundertet; Er, dessen Meisterhand
Emilien erschuf, der Leidenschaft mit Witze,
Geschmack mit Phantasie, wie keiner noch, verband;
Er, der voran an aller Deutschen Spitze
So ruhmvoll und so einzig stand: —
Er ist nicht mehr! — Auf öffentlicher Scene,
Aus voller Brust dem Edlen hingeweint,
Sei unsers Danks gerechte fromme Thräne

---

[1]) Der Weinhändler, in dessen Hause Lessing gestorben ist. — [2]) Siehe die Beilage. — [3]) Herders Werke zur Literatur und Kunst VI, 153. H. I, 185. — [4]) Der Schauspieldichter K. F. D. Grohmann machte folgendes „Impromptü bei Lessings Tode“ (Theaterkalender auf das Jahr 1782. Gotha. S. 34.):

Zu Deiner Urne sollt' ich kühn mich dringen,
Durch Sing und Sang Dich frech entweihn? — —
O nein! ich fühl's, um, Lessing, Dich zu singen,
Müßt' ich ja selbst ein Lessing sein!

[5]) A. a. O. S. 80 und in: Litteratur- und Theaterzeitung. Berlin, 1781. S. 137.

Mit Eurem Dank und Eurem Schmerz vereint! —
Wenn Er ein Deutscher nicht, wenn Er ein Britte wäre:
Da schlösse seinen Sarg die Gruft der Kön'ge ein;
Da würd' ein Volk, gefühlvoll für die Ehre,
Ihm öffentlich ein ew'ges Denkmal weihn.
O gönnt denn Ihr des großen Mannes Asche,
Daß jenen Todtenkrug, der sie gesammelt hat,
Die deutsche Künstlerin, in Deutschlands erster Stadt,
Mit töchterlichen Thränen wasche!
Sie ist zu klein, Verdienst, wie so ein Geist erwarb,
Mehr als bewundernd zu empfinden;
Zu arm, mit Blumen nur die Urne zu umwinden:
Denn ach! — sie welkten, da Er starb!

„Die feierliche Stille, welche während dieses ganzen Auftritts im Schauspielhause herrschte, war ein Beweis von der aufrichtigen Theilnahme des Publikums — und zur Ehre Berlins sei es gesagt: schon um 4 Uhr drängten sich die Zuschauer haufenweise hinzu, und viele Hunderte mußten, wegen Mangel des Platzes, wieder weggehen. — Noch keinem deutschen Gelehrten widerfuhr diese Ehre. Aber auch noch nie erlitt unsere Bühne einen solchen Verlust."

Die Aufführung der Emilia Galotti folgte dieser traurigen Feierlichkeit. Auch hier erschienen die meisten Schauspieler noch in Trauer — — — und jeder gefühlvolle Kenner beweinte nicht allein das Schicksal der Familie Galotti, sondern auch den erblaßten Weisen. — Auf anhaltendes Verlangen des Publikums ward den 27. Februar die Feierlichkeit, dem Andenken des großen Lessings zu Ehren, bei vollem Hause wiederholt.[1])

Auch unsere Schaubühne (schreibt man derselben Zeitung aus Hamburg) hat am 9. März den Verlust Lessings öffentlich und feierlich beklagt. Nach der Aufführung der Emilia Galotti hörte man eine vortreffliche Trauermusik, unter welcher der Vorhang eröffnet wurde. Das Theater war durchaus mit schwarzem Tuch bekleidet; in der Mitte stand auf einem, durch fünf Stufen erhöhten, Postament eine Urne, unter welche alle Mitglieder des Theaters in tiefster Trauer gruppirt waren. Dann folgte ein feierlicher Chor von Madame Benda, Mademoiselle Keilholz und Mademoiselle Kreß, von Herrn Hönicke componirt; hierauf ein Recitativ und Arie von Madame Benda gesungen, und endlich eine Rede von Schröder gesprochen.[2])

Auch die Feier, welche der Markgraf Friedrich Heinrich von Schwedt, der vortreffliche Beschützer von Kunst und Wissenschaft, auf seinem Hoftheater, unter der Leitung des Schauspieldirectors Möller, aus eignem Antrieb veranstaltete, verdient Erwähnung.[3])

Emilia Galotti wurde gegeben. Hierauf zeigte die Bühne, vorn schwarz bekleidet, einen Eichenhain, im Hintergrunde den Tempel der Unsterblichkeit. An dessen Schwelle lagen zwei trauernde Barden; im Innern stand Lessings Urne und Büste mit einem allegorischen Altar; auf beiden Seiten die Bildsäulen der Natur, Erziehung, Toleranz, Poesie, Philosophie, Geschichte. Auch

---

[1]) A. a. O. S. 138 u. 159. — [2]) Ebenda S. 193 und im Theaterkalender S. 82. — [3]) Ebenda S. 473 und im Theaterkalender S. 84.

sah man in Medaillons die Namen der Schauspiele des Dichters. Unter einer passenden Ouverture erschienen sämmtliche Schauspieler in Trauer mit Lorbeerkränzen und Weihrauch; unter ihnen Möller als Odoardo, der nach der Musik eine in diesen Charakter gesetzte Rede hielt. Hier eine Stelle aus dieser Rede:

— Nur eine Unschuld ruft Emilia! —
Ein Lessing nur seufzt laut Germania! —
Und diesen lieben, großen Einen!! —
Ha! wär' nur Albion Sein Vaterland,
Wie bald ständ' an des Avon Strand
Von Seinem Volk ein Denkmal für Ihn da;
Wie würd' um Ihn Sein König weinen,
Und noch im Grabe sich mit ihm vereinen! —
So hast denn Du, Germania,
In Deinem weitgestreckten Lande
Nicht solch ein Volk, solch einen Fürsten? — Schande! —
Ja Schande wär's! — Doch, meine Mutter, doch! —
Du hast solch einen Fürsten noch,
Denn Friedrich Heinrich lebt — und Lessing lebt! —
Ich seh' Ihn, — den erhabnen Schatten;
Hoch in des Empyräums Kreisen schwebt
Er da, wo Shakspear sich und Leibniz zu Ihm gatten,
Wo sie sich haben, die noch nie sich hatten,
Vergöttert winkt Er Dank mir zu, für Dich.
Nimm hin — empfang' ihn feierlich,
Und theile, Großer Brennussohn, das Opfer,
Das noch Melpomene dem Liebling heut
In diesem Lorbeer bringt — Unsterblichkeit! —

„Die Thräne in dem Auge des Fürsten bei der vortrefflichen Deklamation des Redners gab diesem Auftritte der Wehmuth seinen völligen Werth." — Der Fürst hatte Lessings und Shakspeares Büsten auf den Vorhang der Bühne malen lassen, beide mit der Unterschrift: Alt 52 Jahr.[1]) „Es ist ein für den empfindsamen Bemerker nicht gleichgültiger Umstand (schließt der Bericht), daß diese großen Genien beide eine Laufbahn gleicher Entfernung zurückgelegt haben."

Eine ähnliche Feier beging das Privattheater in Ellrich (am Harze) am 25. März, in Gegenwart Gleims, welcher das Bildniß Lessings aus seinem Freundschaftstempel dazu geliehen. Die Rede war von Goeckingk.[2])

Zehntes Kapitel.

Lessing[3]) war weder von auffallendem Aeußern, noch ein Mann von Sonderbarkeiten und Manieren, deshalb war es schon bei seinen Lebzeiten schwer, sein Aeußeres charakteristisch aufzufassen. — Seine Gestalt war fast

[1]) Litteratur- und Theaterzeitung S. 175. — [2]) Abgedruckt im Theaterkalender auf das Jahr 1782. Gotha, S. 86. — [3]) Der nachfolgenden Schilderung liegt Carl G. W. Schillers Aufsatz: Ueber G. E. Lessings Persönlichkeit, in Herrig und Viehoffs

über mittlere Größe; denn wenn er auch weit entfernt von Korpulenz war, so muß man doch eine gewisse Gedrungenheit seiner Figur mit in Anschlag bringen, welche den Menschen immer kleiner erscheinen läßt, als er wirklich ist; und Lessing erschien keinesweges klein. Die Haltung seines Körpers war gerade und höchst natürlich; nichts Gezwungenes, nichts Gewaltsames, weder in der Stellung, noch im Gange, noch in den Bewegungen. Seine Figur war ebenmäßig, ohne gerade in ihren einzelnen Theilen auffallend schön zu sein; aber der Gesammteindruck war, wegen der harmonischen Zusammenwirkung, ein wohlthuender. Deshalb läßt sich über seine Hände und Füße im Stehen, Gehen, Sitzen nichts weiter bemerken, als was von dem natürlichen und graziösen Anstande seiner ganzen äußern Erscheinung gilt. Das Gefühl für das Schickliche war so mit seinem Wesen verwachsen, daß er sich, auch selbst im engsten Familienkreise, niemals eine anstandwidrige Nachlässigkeit, oder auch nur eine nachlässige Bequemlichkeit in seiner Haltung erlaubte. Nur beim Meditiren und Schreiben pflegte er mehr gekrümmt zu sitzen. — Das Schönste an ihm war das Haupt, welches er auf dem gedrungenen Halse natürlich und frei emporzurichten pflegte. Aber vor Allem waltete auf dem geistvollen Antlitze von blühender, nicht gerade rother Gesichtsfarbe, das offene, klare, tief dunkelblaue Auge. Der Blick war nicht stechend, nicht herausfordernd; aber entschieden und unbefangen, gleichsam ein ungetrübter Spiegel, der seinen Gegenstand rein und scharf auffaßt. Rascher Gedankenflug, schalkhafte Grazie und ein herzgewinnendes Wohlwollen sprüheten aus seinem Blicke ihre siegreichen Geschosse. Dieses Auge war aber von um so gewaltigerer Wirkung, als dasselbe in leuchtender Milde schon aus weiter Ferne seinen Gegenstand zu fixiren vermochte. — Sein Haar trug er von der Stirn nach dem Nacken zu gekämmt, an beiden Seiten der Schläfe zu einer Locke gekräuselt, und hinten in einem Haarbeutel endend. Nach der Locke zu schließen, welche ihm im Tode abgeschnitten worden ist, war die Farbe des Haares ein schönes Lichtbraun, mit nur einzelnen Silberfäden, als Spuren des Kummers und der Sorge, durchmischt. Mehrere Bildnisse Lessings, auf welchen unverkennbar eine Perrücke angedeutet ist, könnten vielleicht einen Zweifel erregen, daß Lessing, bei seinem langen, üppigen Haarwuchse, der zu seiner Zeit herrschenden tyrannischen Perrückenmode getrotzt, und immer sein eigenes Haar nach dem damals üblichen Schnitte habe frisiren und pudern lassen. Allein daß dies der Fall war, dafür spricht die Anekdote, daß Lessing eines Tages, da er, als Bräutigam, bei einer Kahnpartie in Hamburg das Unglück hatte ins Wasser zu fallen, nur seinem Haarbeutel, den eine hilfreiche Hand ergriff, die Errettung aus den Fluthen zu verdanken hatte.

Auch in seiner Kleidung bot Lessing nichts Auffallendes dar. Er kleidete sich, wie es Sitte und Anstand mit sich brachte, zwar elegant und stets sehr sauber, doch nie stutzerhaft. Gewöhnlich sah man ihn in kurzem Beinkleide,

---

Archiv für das Studium der neuern Sprachen und Literatur 1848. III, 317—327 zu Grunde. Der Verfasser sammelte diese Züge aus dem Munde von Lessings Stiefkindern. — Schillers Aufsatz wurde zur Enthüllungsfeier des Lessingdenkmals am 29. September 1853 in Braunschweig, im „Beiblatt zu Nr. 229 der Deutschen Reichs-Zeitung. Braunschweig, Freitag den 30. September 1853" abgedruckt.

im Winter mit einem Rocke bekleidet. Einen Mantel trug er, wenigstens in Wolfenbüttel, niemals. Mit der Farbe der Kleidung wechselte er wohl, doch war ihm am liebsten ein nicht auffallendes Grau. Als er einst von seiner Tochter gefragt wurde, warum er den Rock und die Weste von gleichem grauen Stoffe gewählt habe, erwiderte er: „Man muß sparen, mein Kind!" Bei dieser Sauberkeit eines sorgsam gewählten Anzuges, der bei einem wohlproportionirten Körper und bei einem natürlichen Anstande vortheilhaft kleidete, machte seine äußere Erscheinung einen angenehmen Eindruck. Dieser aber wurde vorzüglich gehoben durch ein unbeschreiblich freundliches, zuvorkommendes, wenn auch entschiedenes, doch anspruchloses Wesen; durch die Anmuth, mit welcher seine lebhaften Bewegungen von seinem rastlosen Feuergeiste geleitet wurden; vor allen Dingen aber durch den zum Herzen dringenden Ton seiner, zwischen Tenor und Bariton schwebenden, klangreichen Stimme. So gehörte denn Lessing zu den wenigen großen Geistern, welche durch ihre persönliche Erscheinung nicht verloren, sondern vielmehr gewannen. Einem pedantischen Gelehrten sah er freilich nicht ähnlich; aber dafür ahnete man in ihm auf den ersten Blick den wahren Weltweisen, den harmonisch gebildeten Mann.

Wie ausgeprägt Lessings Eigenthümlichkeit, ihm unbewußt, in jeder Art seiner persönlichen Erscheinung war, konnten seine Freunde nicht genug bewundern. Nicolai rühmte sich oft vor ihm, daß er seinen Stil erkennen wolle, und wenn er sich noch so sehr versteckte; dies schreibt er an Herder,[1]) vom 12. November 1772, und setzt hinzu: „Sogar, wenn er, als er noch in Berlin war, wie gewöhnlich Mittwochs und Sonnabends zu mir kam, sagte ich ihm, ich könnte es schon wissen, daß es Lessing wäre, wenn er auch nur an die äußere Thür klopfte. Er wollte nicht Wort haben, daß sogar sein Anklopfen so original wäre, und meinte, im Klopfen bald Moses, bald seinem Bruder, bald einem andern nachzuahmen, aber sobald er sich hören ließ, rief Jedermann, der im Zimmer war: da kommt Lessing!"

Von den Bildnissen Lessings haben wir sehr werthvolle Mittheilungen.[2]) Das früheste Bildniß ist ein lebensgroßes, schönes Brustbild in Oel gemalt von Tischbein (wahrscheinlich von Johann Heinrich dem älteren). Es stellt Lessing etwa dreißigjährig dar. Man sieht ihn fast von vorn, er hat den dreispitzigen Hut verwegen auf den Hinterkopf gesetzt, das lockige lichtbraune Haar hängt frei auf die Schultern, der Hals ist nackt, der Rock von gelblicher Farbe, zeigt auf den aufgeschlagenen Bruststücken ein rothes Futter. Dies Bild war früher im Besitze des Berliner Arztes Hofrath Herz, nach seinem Tode erhielt es der Stadtrath D. Friedlaender, dessen Nachkommen es der neuen Nationalgalerie zu Berlin geschenkt haben. Nach diesem Bilde besitzen wir eine geistreiche, ältere Radirung, einen schlechten Kupferstich von Bußler und einen Stahlstich von Karl Schuler für die Lachmannsche Lessingausgabe. „Dieser sonst gute Stich giebt aber nicht ganz den Charakter des Originals wieder, vielleicht weil einige Aeußerlichkeiten verändert sind; so ist

---

[1]) Handschriftlich, in Danzels Papieren. — [2]) Nr. 65. Erste Beilage zur Königl. privilegirten Berlinischen Zeitung. 1861. Sonntag den 17. März. „G. E. Lessings Bildnisse. Von J. Friedländer." — Ein revidirter Abdruck dieses Aufsatzes erschien in: „Die Grenzboten." 1868. I, 441—449.

der Hut fortgeblieben, welcher in dem Bilde wesentlich die Charakteristik bedingt, und außerdem fehlt auch der dunkle Hintergrund."[1]) Der neueste und beste Stich nach diesem Bilde, ist eine vortreffliche Radirung von Professor Hugo Bürkner in Dresden, für die bei W. Engelmann in Leipzig 1870 erschienene schöne Ausgabe der „Minna von Barnhelm."

Ein zweites in Oel gemaltes, vortreffliches, lebensgroßes Bildniß Lessings, das Gleim für seine Sammlung von Freundesbildern — Freundschaftstempel — zu Halberstadt malen ließ, befindet sich jetzt mit der ganzen Sammlung im Besitz des Domgymnasiums daselbst in dem Gleimschen Hause, wo auch seine Bibliothek aufgestellt ist. Es ist dasjenige Bildniß, welches Ernst Rietschel bei seiner Denkmalstatue in Braunschweig, für die Gesichtszüge zum Grunde gelegt hat, und das Goethe, der es von Halberstadt bei Gelegenheit eines Besuchs, im Jahre 1805, entliehen hatte, lange Zeit in seinem Arbeitszimmer bewahrte und nur schwer zu bewegen war, sich später davon zu trennen. Die „Weimarischen Kunstfreunde" (Goethe und H. Meyer) bemerken über dies Bild:[2]) „Es ist beinahe Halbfigur, doch ohne Hände. — Von welchem Künstler dieses Werk herrührt, wissen wir nicht zu sagen, allein es ist zuverlässig die Arbeit eines tüchtigen Malers; frei mit Geist und Kraft behandelt, frisch von Farbe und lebhaftem Ausdruck. Wenngleich Lessing hier in dem nicht mehr gefallenden, und wirklich etwas steifen Modecostüm der 1760er Jahre dargestellt ist, so erscheint er uns darum doch als eine anziehende Gestalt. Ein volles, behagliches Gesicht, das Auge ganz ungemein lebhaft, die festen Theile, besonders die Stirn, schön und regelmäßig gebaut. Auch ohne weitere Nachricht würden aufmerksame Beschauer einen ausgezeichnet klaren, geistreichen, fähigen Mann in diesem Bilde erkennen." — Nach einer Mittheilung des Dr. Lucanus in Halberstadt an Dr. J. Friedlaender, soll Georg Oswald May aus Offenbach, von dem wir die herrlichen Bildnisse von Goethe und von Wieland aus dem Jahre 1779 besitzen, der Maler des Halberstädter Bildes sein. Von diesem Bilde haben wir einen lebensgroßen Stich in leichter Roulettemanier von dem Professor Christian Müller in Weimar, aber mit der unrichtigen Bezeichnung „Tischbein" und einen neueren Stich von Ad. Neumann. Ueber den letzteren sagt Dr. A. Soetbeer:[3]) „So weit dieser Kupferstich ein Urtheil darüber gestattet, scheint mir das Halberstädter Bild nur geringe Aehnlichkeit mit den folgenden Porträts, welche Anton Graff (s. unten) gemalt hat, aufzuweisen. Der Unterschied im Lebensalter kann dies nicht genügend motiviren, denn das Bild wird jedenfalls nur wenige Jahre vor 1771 gemalt sein. Daß Goethe und Rietschel das Halberstädter Bild so hoch schätzen, bezeugt ihre Verehrung für Lessing, aber deßhalb noch nicht die Aehnlichkeit des Porträts, denn beide haben Lessing selbst nie gesehen."

Ein drittes vorzügliches Oelbild, das früher der Buchhändler Gottfried Christoph Dr. Härtel in Leipzig besaß, und das aus dem Breitkopfschen Hause stammte, wird jetzt in der Universitätsbibliothek zu Leipzig aufbewahrt.

---

[1]) A. a. O. — [2]) „Jenaische Allgemeine Literatur-Zeitung vom Jahre 1807." I—XII. — [3]) In der unten angeführten vortrefflichen Mittheilung über das Hamburgische Lessingbild, S. 7.

Es ist ein Brustbild fast ganz von vorn, im rothsammtnen Rock, von dem berühmten Anton Graff im Jahre 1771 gemalt. L. Sichling hat es für die bei Breitkopf und Härtel erschienene „Bildersammlung großer Deutschen" in Kupfer gestochen.

Das vierte und wichtigste Lessingbild[1]) ist das Hamburgische wohlerhaltene, gleichfalls von Graff gemalte, prachtvolle Oelgemälde; ein lebensgroßes Brustbild, im dunkelrothen Rock, das die Senator P. Pehmöller besaß, deren im Jahre 1845 verstorbener Ehemann es in der 1840 in Hamburg stattgefundenen Auction der nachgelassenen Gemäldesammlung des Oberalten August Schwalb, dessen Vater mit Lessing und seiner Frau befreundet gewesen, erworben hatte. Nach diesem zwischen dem 20. und 29. September 1771, während Lessings Aufenthalt in Berlin im Sulzerschen Hause gemalten Bilde, wie wir aus dem Briefwechsel Lessings erfahren, hat J. F. Bause 1772 seinen schönen und bekannten Kupferstich angefertigt. „Daß es dem Maler A. Graff möglich gewesen ist, in so kurzer Zeit ein ausgezeichnetes Oelgemälde Lessings, ja vielleicht zwei Bildnisse zu schaffen, kann nicht bezweifelt werden, wenn man erwägt, mit welcher wunderbarer Raschheit dieser Maler zu arbeiten pflegte, wie oft es ihm gelungen ist, seine Porträts gleich prima herzustellen und wie es gerade die vortrefflichsten gewesen sein sollen."[2]) Eine Schilderung des merkwürdigen Eindrucks, den dieses Graffsche Bild unmittelbar vor seiner Vollendung auf einen Beschauer, den Franzosen Thiébault in Berlin, gemacht hat, theilt derselbe in seinen Erinnerungen mit.[3]) Außer diesen beiden Bildnissen von Graff sind von ihm noch andere sehr gute Porträts von Lessing vorhanden in Winterthur, in Gotha und in Mainz, die er nach seinen Bildern von seinen Schülern anfertigen ließ und dann selbst die letzte Hand anlegte, indem er sie mehr oder minder übermalte. In einem Briefe von Hennings vom 31. März 1776 aus Dresden an Elise Reimarus[4]) heißt es: — — — „Von der Ausstellung der hiesigen Kunstakademie weiß ich Ihnen nichts auffallendes zu melden. Graf dauert mich, wenn ich ihn unter zwanzig Köpfen, dem einen häßlicher und uninteressanter wie dem andern, sitzen sehe. Nur nehme ich sein eigenes Familiengemälde und die Bildnisse von seiner Frau, ihrem Vater Sulzer und Lessing aus. Er sagt mir, Lessing habe beim Anblick seines Portraits ausgerufen: Sehe ich denn so verteufelt freundlich aus?" Lessing war im Januar 1776 in Dresden mit Graff zusammengetroffen. „Doch erscheint es indeß nicht wahrscheinlich, daß Lessing damals sich von Graff aufs Neue habe porträtiren lassen, und kann man vielmehr annehmen, daß es eine zweite Ausfertigung der im September 1771 in Berlin stattgehabten Porträtirung gewesen, die im Besitze von Graff verblieben.[5]) Das prachtvolle Hamburgische Lessing-

---

[1]) Das in Hamburg befindliche von Anton Graff im September 1771 gemalte Bildnifs Gotthold Ephraim Lessing's. Vortrag im Hamburger wissenschaftlichen Verein am 12. Februar 1868 von Adolf Soetbeer. (Als Manuscript für Freunde gedruckt. — Nebst einer Photographie dieses Bildes.) (Hamburg.) 4⁰. und 1 Blatt „Nachträgliche Notizen." — [2]) A. a. O. S. 11. — [3]) D. Thiébault, Mes souvenirs de vingt ans de séjour à Berlin. V, 50. — [4]) „Zu Lessing's Andenken. Mitgetheilt von W. Wattenbach." (Separat-Abdruck aus Bd. XXXVIII. des Neuen Lausitzischen Magazins.) S. 8. — [5]) S. A. Soetbeer a. a. O. S. 13.

bild wurde im April 1878 in der Kunsthalle zu Hamburg zum Verkaufe für den Preis von 2600 Mark ausgestellt und ist von dem Landgerichtsdirektor Herrn R. Lessing in Berlin, angekauft worden.

Auch in der Großherzoglichen Bibliothek zu Weimar wird noch ein Originalbildniß Lessings aufbewahrt; es ist im Dreiviertelprofil, von B. Calau in antiker Wachsmalerei gemalt.

Das am frühesten, durch Kupferstich — von Schleuen in Berlin, — vervielfältigte Bildniß Lessings findet sich im XII. Bande der Allgemeinen Deutschen Bibliothek vom Jahre 1770.[1])

Lessings häusliche Einrichtung zeugte von Eleganz ohne Verschwendung. Der größte Schmuck darin war Sauberkeit und Ordnung. Dies galt namentlich von seinem Arbeitszimmer. Lessing, der ein wahrer Gelehrter war, wollte darum doch keiner scheinen. — Seit dem Tode seiner Gattin arbeitete er nur immer in dem Todeszimmer der Tiefbetrauerten, welches in der Bibliothekar-Wohnung links vom Eingange, auf der Hinterseite des Hauses, nach dem einsamen Gärtchen zu, gelegen war, während sein eigentliches Studirzimmer sich rechts vom Eingange nach dem Schloßplatze zu befand. Diese Einsamkeit theilte mit ihm nur sein treues Kätzchen, welches gewöhnlich auf seinem Arbeitstische Platz nahm, und einst, krank wie sein Herr, das kostbare Manuscript des Nathan beschmutzte, ohne daß sich der Dichter die Mühe des abermaligen Abschreibens verdrießen ließ, der dabei keine dringendere Sorge hatte, als daß das arme Thierchen nur zu saufen bekäme.

Der äußeren Ordnung seines Arbeitszimmers entsprach auch die Eintheilung seines Tagewerks. Gewöhnlich stand er mit dem Schlage sechs Uhr auf; als er am Nathan arbeitete, also in der Zeit, da ihm die sich anspinnende Brustwassersucht bereits bedeutende Qualen verursachte, schon um fünf Uhr. Wenn er dann eine geraume Zeit am Arbeitstische zugebracht hatte, pflegte er auch wohl die Kinder zu wecken. Als dies einst bei Amalie der Fall war, entschuldigte sie ihr langes Schlafen mit der Bemerkung, es sei ihr, als ob die Bohnen blühten; worauf er schalkhaft erwiederte: „Bei Dir scheinen die Bohnen das ganze Jahr zu blühen.“ Da seine Hauptarbeitszeit in die Frühstunden des Tages fiel, so brachte er auch bis Mittag den ganzen Morgen, nachdem er den Kaffee eingenommen hatte, in behaglichem Schlafrocke auf seiner Studirstube zu. Von dieser Regel wich er nur ab, wenn ihn sein Amt auf die Bibliothek führte. Gegen halb ein Uhr war seine Essenszeit, zu der er sich pünktlich einstellte. Als aber einst seine Frau und Tochter anfingen, das Essen auf die Minute anzurichten, so erschien ihm doch, so ordnungsliebend er auch war, diese Pünktlichkeit unangenehm. Bei seiner großen Gastfreiheit kam es denn sehr häufig, daß er unmittelbar vor Tisch ausgehungerte Bibliothekbesucher als Tischgäste mitbrachte, und sich dann auch wohl bei den Frauen seines Hauses treuherzig zu entschuldigen pflegte: „Ich habe die Leute bitten müssen; wenn Ihr nicht reicht, so gebt nur Schinken und Eier.“ Die Seinigen aber, die von gleich gastfreundlichen Gesinnungen beseelt, und an derartigen unvermutheten Tischzuwachs schon gewöhnt waren, kamen nie

---

[1]) Siehe die Beilage.

in Verlegenheit. Leckerbissen gab es freilich an seiner Tafel nicht, denn Lessing war kein Freund der Gourmandise; er, der sich noch nach Jahren der bei einem Freunde genossenen Linsen mit Speck dankbar erinnerte, begnügte sich mit einer anständigen und kräftigen Hausmannskost. Wie man ihn im Hause über Leiden nie hat klagen hören, wie ihn die Seinigen auch niemals verdrießlich gesehen haben, so ließ er auch bei Tische niemals über das Essen einen Tadel laut werden. Vielmehr war er seelenvergnügt und konnte auch wohl recht herzlich lachen. Ein Gläschen Wein bot er seinen Gästen gern, ohne im Genuß desselben jemals das Maß zu überschreiten. Die beste Würze des Mahles war ein heiteres Tischgespräch, an welchem auch, selbst in Gegenwart gelehrter Männer, die Familie Theil nehmen konnte, weil sich die Unterhaltung nur um interessante Dinge drehte, und Lessing den Gelehrten gern auf der Studirstube und Bibliothek zurückließ; deshalb wurde es ihm in den Hamburger Zirkeln stets unheimlich zu Muthe, wenn ihn Klopstock in eine Ecke zu drücken suchte, um in pedantischer Breite den Gegenstand des Gesprächs zu erschöpfen. Lessing war gesprächig, er redete nicht allein rasch, sondern auch interessant, besonders seines sprudelnden Witzes wegen; aber er riß nie die Unterhaltung an sich, und war jederzeit mehr bemüht, auch Andere dazu anzuregen. Obgleich er von Natur zur Heftigkeit geneigt war, und bei literarischen Streitfragen sehr lebhaft werden konnte, so wußte er sich doch in hohem Grade zu beherrschen und vergaß nie die Rücksichten, welche er als Wirth und Familienvater zu nehmen hatte.[1])

Nach Tisch einer Mittagsruhe zu pflegen, war ihm kein Bedürfniß, da er sich überhaupt eines gesunden Schlafes erfreuete. — (Lessing hatte in seinem ganzen Leben einen ungemein folgsamen Schlaf, der sogleich kam, wenn es ihm nur einfiel die Augen zu schließen; er hat mich oft versichert, daß er nie geträumt hätte. Dieses Glück behielt er bis an sein Ende, und sagte noch kurz vorher, wenn er den ganzen Tag geschlafen hätte, freue er sich doch auf die Nacht).[2]) — Er wandte den Nachmittag stets zu seiner Zerstreuung und Erholung an. Der Spaziergang um den Wolfenbüttler Schloßwall, gewöhnlich in Begleitung seines Freundes, des Kammerherrn von Döring, wurde nicht leicht versäumt. Lustpartieen zu Roß und Wagen waren seine Sache nicht. War er im Kreise des Hauses, so zeigte er sich als zärtlichsten Familienvater. An den Spielen der Kinder nahm er unermüdlich

---

[1]) „Zuweilen war er sehr gesprächig, und theilnehmend freundlich; dann aber brach er auch wohl schnell ab, und saß lange stumm und in sich gekehrt. Der Ausbruch seines Zorns war fürchterlich; denn er schien dabei ganz kalt und die Flammen seines Zorns knisterten stets in satyrischem heftigem Salz. Besonders ängstigten sich seine Hausgenossen und nähern Freunde in seinen letzten Lebensjahren vor den Briefen, die er oft in großer Anzahl aus allen Gegenden Deutschlands her empfing. Er las sie alle mit großer Genauigkeit durch, nickte bei manchen, schüttelte bei vielen den Kopf, und lachte bei andern, theils mit wahrer Laune, zuweilen aber auch so entsetzlich bitter, daß Mehrere, die es gehört, versichern, sie hätten dergleichen sonst nie vernommen. Auch F. H. Jacobi fiel dieses Lachen so schmerzlich auf, daß er in einem Briefe vom Jahre 1780 an einen Freund schreibt: Ach! nach einem solchen Lachen kann unser geliebter Lessing nicht lange mehr leben, wir verlieren ihn gewiß bald." (Franz Horn, im Gesellschafter 1827 den 1. Juni). — [2]) Aus Leisewitz Briefe an Lichtenberg. S. oben S. 577.

Theil, selbst an solchen, die körperliche Anstrengung erforderten, wie das sogenannte Knickerspiel.

Der Vicarius Friedrich König [1]) versicherte oft, daß kein leiblicher Vater seine Kinder wohlwollender und freundlicher würde behandeln können, als dies sein Stiefvater Lessing in Betreff seiner und seiner Geschwister gethan habe. Dieser große Geist wurde selbst ein Kind im Kreise der Kinder. Er nahm an allen ihren Spielen Theil, und bewies sich auch großmüthig dabei, indem er sich beim Knickerspiele, wo Kugeln in ein Loch geworfen wurden, viel Geld abnehmen ließ. Einst mochte er doch die Generosität zu weit getrieben haben, so daß nach beendetem Spiele die Mutter ihrem ältesten Sohne die ernste Weisung ertheilte: „Ich hoffe, Fritz, Du wirst dem Vater das Geld zurückgeben, da Du doch weißt, daß er selbst nicht viel hat.“

Als einst Fritz in einem Kinderschauspiele eine weibliche Rolle darzustellen hatte, und ihm zu diesem Behufe das Kleid seiner Schwester Amalie zu groß war, ließ sich Lessing herbei, dem Knaben das Kleid passend anzunähen.

Einst erklärte Fritz, wenn ihm der Vater einen Gulden geben wolle, werde er auch einmal eine Komödie schreiben. „Mit Vergnügen will ich das,“ erwiederte Lessing, „wenn Du mir für jeden Schreibfehler einen Pfennig geben willst.“ [2])

Häufig zeigte sich Lessing in der Rolle des neckischen Schalkes. So machte es ihm herzliches Vergnügen, durch allerhand Kriegslist die Briefe aufzufangen, welche seine Tochter Amalie mit ihrer Herzensfreundin, einem Fräulein von Brandenstein, oft mehrmals des Tages wechselte, so daß eigens ein kleiner Junge als Postillon d'amour gewonnen ward, der zwischen den beiden, sich gegenüber wohnenden Freundinnen mit zärtlichen Briefen hin und her gehetzt wurde. — Das war dann stets ein gewaltiges Lamentiren, wenn sie das Briefgeheimniß von Lessing verletzt sahen, weil sie vor einem so firmen Stilisten gewaltigen Respekt hatten. Allein gerade der sich in diesen Briefen oft über die grammatische Form hinwegsetzende Geist ergötzte ihn, und er erklärte unumwunden, daß er einem geist- und gemüthvollen Frauenzimmer nichts bereitwilliger erlasse, als die Orthographie. Ja er pflegte sogar auch wohl seinem Töchterchen ermuthigend zuzurufen: „Mädchen, ich wollte Dich zur ersten Dichterin machen, wenn Du nur Ausdauer haben wolltest!“ Er wußte es überhaupt den Kindern nicht oft genug einzuschärfen, daß sie nie zu viel lernen könnten; „denn,“ pflegte er wohl hinzuzusetzen, „man lernt ja nicht allein für diese Welt.“ Auch führte er als Beleg dazu, daß man nicht wissen könne, wozu man oft schon hier nützliche Kenntnisse gebrauche, den Gewinn an, den ihm das Studium der französischen Sprache bereitet habe, von deren Erlernung ihm der Rector eifrig abgerathen hatte, weil sie eine gemeine Sprache sei, in der z. B. der Vater „Päre,“ die Mutter „Mähre,“ der Sohn sogar „Vieh“ heiße. — Körperliche Züchtigung lag nicht in seinem Erziehungsplane, und sein Sohn Fritz erinnerte sich nur zweier

---

[1]) Lessings jüngster Stiefsohn, geboren 1768, starb 1855 in Braunschweig. — [2]) Die hier eingeschaltete Stelle handschriftlich von dem Verfasser. (Guhrauer).

Ausnahmen davon. Beide Fälle betrafen aber auch Capitalsünden. Für nichts suchte er nämlich das Gemüth der Kinder lebhafter anzuregen, als für Wahrheitsliebe und Muth. Er applicirte daher seinem Fritzchen eine eben so derbe Maulschelle, als ihn dieser einmal mit Unwahrheit berichtete, wie eine solche erfolgte, als sich derselbe nicht gegen die Angriffe eines bösen Buben gewehrt hatte.

Was Lessing durch den Tod seiner Lebensgefährtin verloren hatte (bemerkte ihr Sohn), kann nur der würdigen, der ihn in seinem häuslichen Kreise beobachtet hat. Die ungetrübte Heiterkeit und der stille Frieden dieses Hauses fesselten ihn daher mit festen Banden an dasselbe, weil es ihm ein willkommenes Asyl nach vielfachen und heftigen Kämpfen des Lebens war. Aufwand machte er nie; aber so viel es seine Kräfte erlaubten, übte er Gastlichkeit. Des Abends gegen neun Uhr gab es, auch selbst wenn Fremde zugegen waren, nur eine warme Schüssel, und zwischen zehn bis eilf Uhr ging es nach Bürgermanier zu Bett. Bei dem großen Zuspruch, den er hatte, und bei der, im Ganzen genommen beschränkten Einnahme, würde aber auch ein größerer Luxus nicht auszuführen gewesen sein. Die Freunde indessen, welche zu ihm kamen, wußten auch, daß das Beste, was sie in seinem Hause fanden, er selbst war. Darum ging es denn auch so gemüthlich und heiter her. Eine Partie Schach gehörte zu seinen Lieblingszerstreuungen, und wie er sich in Wolfenbüttel mit seinem kleinen, buckeligen und witzigen Hausarzte, Topp [1]) gern darin maß, so waren in Berlin Moses Mendelssohn, in Hamburg vorzüglich Büsch, mit dem er überhaupt viel verkehrte, und Klopstock seine Mitspieler. Der Letztere gewährte ihm dabei den doppelten Genuß, daß er jedesmal, zu aller Anwesenden Erheiterung, sehr unangenehm werden konnte, wenn er eine Partie verlor. Wie nun Lessing nach der Erschöpfung der Arbeit auch das Kartenspiel nicht verschmähte, [2]) so pflegte er auch wohl, um die Freude nicht zu verderben, obgleich er nie schnupfte und rauchte, zum Scherz kalt mitzurauchen, wenn Jacobi aus Pempelfort, oder Gleim, ein Hauptschmaucher, ein Pfeifchen bei ihm rauchten. Lessing rühmte sich, nie geraucht zu haben, als auf der Schule, weil es damals verboten gewesen sei. Hiernach ist denn auch die Anekdote über Lessing, den Tabacksraucher, zu berichtigen, die der Berichterstatter, nach der Angabe von Lessings ehemaliger Aufwärterin, in der hannoverschen Morgenzeitung mitgetheilt hat. Goethe [3]) hatte nämlich einmal geäußert, daß ein wahrhaft genialer Mann nie rauchen, und daß sicherlich auch Lessing nicht geraucht haben werde. Als nun Ebert Bibliothekar in Wolfenbüttel war, und sich über Goethes Muthmaßung bei Lessings alter Aufwärterin Auskunft erbat, erhielt er von dieser den Bescheid: Ja smöken un schrieben konne hei wol, aber tau weiter was hei nich tau bruken. [4])

---

[1]) Joh. Fried. Julius Topp, starb den 30. März 1784 als Stadtphysicus in Wolfenbüttel. — [2]) Doch heißt es in Lessings Selbstbetrachtungen (XI, 747. M. 2, 403. H. XIX, 627), die man in die letzten Jahre seines Lebens zu setzen Grund hat: „Ich werde nicht eher spielen, als bis ich Niemanden finden kann, der mir umsonst Gesellschaft leistet." „Das Spiel soll den Mangel der Unterhaltung ersetzen. Es kann daher nur denen erlaubt sein, die Karten beständig in Händen zu haben, die nichts als das Wetter in ihrem Munde haben." — [3]) Vielleicht eine Verwechslung mit Lichtenberg. Vgl. dessen Vermischte Schriften 1867, I, 176. — [4]) Der Aufwärterin Lessings können wir eine

Freundlich wie Lessing gegen die Seinigen war, erwies er sich auch gegen seine Domestiken. Seine Kinder erinnern sich nur eines einzelnen Falles, daß ihn die Heftigkeit übermannte, und er die Magd mit einem Backenstreich züchtigte, weil sie sich, während der letzten Krankheit seiner Frau, im Abholen der Medicin, Saumseligkeit hatte zu Schulden kommen lassen. Aufwartung bedurfte er wenig, und sein Bedienter hatte daher äußerst faule Tage bei ihm. Um ihn zu schonen, nahm er ihn auch nicht einmal mit nach Braunschweig, wenn er hier längere Zeit verweilte; sondern er begnügte sich dann mit einem alten Lohnlakai Mackwitz, von dem er freilich auch wenig Trost hatte, und den er selbst treffend mit den Worten charakterisirte: „Sein Name ist der einzige Witz an ihm.“

Dieser Mackwitz zog, einige Jahre nach Lessings Tode, durch einen auffallenden Zug von Ehrlichkeit die Aufmerksamkeit Campe's auf sich, dem er bei seiner Reise durch Braunschweig [1]) im Gasthofe als Lohnbedienter beigegeben war. Als er seinen Namen hörte, erinnerte er sich auch des Wortspiels, das Lessing mit ihm zu machen pflegte, und er fragte ihn schnell: „ob er etwa den seligen Lessing gekannt habe?“ — „Ob ich ihn gekannt habe?“ antwortete er mit Wärme. „O, es war immer mein guter, lieber Herr, der sich, so oft er hier war, von keinem Andern bedienen ließ.“ Eine Thräne glänzte dem ehrlichen Alten, indem er dies sagte, im Auge, und nun fing er an, mit einem Strome von Beredsamkeit zu erzählen, wie gut der selige Herr gewesen sei, wie er Alles weggegeben habe, so oft er von Nothleidenden sei angesprochen worden; wie er, Mackwitz, ihm oft Vorstellungen darüber gemacht habe, welche aber nichts gefruchtet hätten; wie er einmal einem abgedankten Fähndrich eine Tüte mit fünf Thalern geschenkt habe, und wie dieser gottlose Mensch nach Lessings Tode so undankbar gewesen sei, auf öffentlichem Kaffeehause ihn einen Ketzer zu schelten, dessen Seele zum Teufel gefahren sei; wie er, Mackwitz, sich darob erboßt und dem Fähndrich ins Angesicht gesagt habe, daß er ein undankbarer böser Mann sei und ob er nicht mehr wisse, wieviel Lessing ihm noch kurz vor seinem Tode geschenkt habe? worüber dieser denn einen entsetzlichen Lärm mit ihm angefangen, und ihn beschuldigt habe, daß er von Gott und seinem Worte wohl eben so wenig, als Lessing selbst, wissen möge, u. s. w. Er erzählte ihm hierauf von Lessings Krankheit und Tode, wobei er nicht blos zugegen gewesen, sondern auch, da er ihm im Arme starb, vor Schrecken und Betrübniß in Ohnmacht gefallen war. Der liebe Herr, fügte er hinzu, habe noch allerhand Kostbarkeiten wie z. B. goldene Hemdenknöpfe und dergleichen

---

andere Autorität aus dem Volke entgegenstellen, welche Carl Julius Weber in seinem „Deutschland oder Briefe eines in Deutschland reisenden Deutschen“ IV. (Sämmtl. Werke. Stuttgart 1844, VII), 158, anführt. „Den Streit, ob Lessing geraucht habe, entschied ein altes Mütterchen. „Ne, smoket hat he neg, wän he mac süs wat dogt harre!“ (Nein! geraucht hat er nicht; wenn er nur sonst was getaugt hätte!“) — „Höchst verhaßt war ihm das Tabackrauchen, er that ihm nie die Ehre an, es so zu nennen, sondern bediente sich dafür des bis zum Erschrecken widerlich klingenden Ausdrucks: Schmurgeln“ (Fr. Horn, im Gesellschafter 1827).

[1]) Campes Erste Sammlung merkwürdiger Reisebeschreibungen für die Jugend. 7te Ausg. Braunschweig 1831. II, 20.

an sich gehabt, und man habe ihm gesagt, dazu habe er das nächste Recht, er dürfe nur nehmen; „allein ich hätte es nicht annehmen können," setzte er hinzu, „und wenn es noch zehnmal so viel werth gewesen wäre. Ich hätte es doch niemals ansehen können, ohne daß das Herz mir geblutet hätte." Er, für seinen Theil, sagte er, wisse ganz gewiß, daß die verzweifelten Briefe mit gedruckten Sachen, die der liebe Herr von bösen Leuten — die Sage gehe, daß es Geistliche wären, welches doch nicht zu glauben stehe — gekriegt, worüber er sich jedesmal entsetzlich geärgert habe, Schuld an seinem Tode seien.

Mit seinem eigenen Bedienten war Lessing nicht so glücklich. Es ist oben, bei Lessings Aufenthalt in Rom, von einem Geschenke die Rede gewesen, welches ihm der Kardinal Herzog Braschi verehrte, einem kostbaren, mit antiken Cameen besetzten Medaillon. Als Lessing einmal über die Braunschweiger Messe geht, kommt ihm Hofmedikus Brückmann mit der triumphirenden Bemerkung entgegen, daß er eben für einen wahren Spottpreis einen kostbaren Schatz erworben habe, wobei er dem Kenner der Antike, Lessing, eine Sammlung von Cameen vorlegt. Sogleich erkennt dieser sein Eigenthum, und nach kurzer Nachforschung erweist sich Lessings eigener Bedienter als der Dieb dieser Kostbarkeiten. Brückmann ist sogleich erbötig, die Steine zurückzugeben; aber Lessing bittet, nicht weiter von dieser Sache zu reden. „Behalten Sie die Steine," sagte er, „ich habe ja dieselben nur geschenkt erhalten, aber Sie haben sie gekauft." [1])

Unbegrenzte Mildthätigkeit war ein Grundzug in Lessings Charakter. „Er war (erzählte einst, als das Gespräch zu Breslau in häuslichem Kreise auf Lessing kam, Garves würdige Mutter) [2]) überaus wohlthätig und freigebig; er pflegte gewöhnlich Gold- und Silbermünzen in einer Tasche untereinander zu tragen, und wenn ihn ein Armer ansprach, so gab er, was ihm in die Finger kam. Brachte ihm mancher ehrliche Arme ein gegebenes Goldstück wieder, dann lobte er seine Ehrlichkeit, ließ es ihm, und machte ihn auf die Vorsehung aufmerksam, die es ihm wahrscheinlich zugedacht hätte. Ich habe ihn öfters vermahnet, bedachtsamer in seiner Freigebigkeit zu sein, und an sein künftiges Alter zu denken. Er antwortete aber: „Hoffentlich wird es mir nicht an Gelde fehlen, so lange ich diese drei Finger habe, und es hier — auf die Stirn zeigend — nicht fehlen wird." Als ihm einst vorgestellt wurde, daß der Bittende die Unterstützung nicht verdiene, entgegnete er: „Ach Gott, wenn auch wir nur bekämen, was wir verdienen, wie viel würden wir dann wohl haben!" [3]) — Wie weh es ihm that, wenn er seinen Eltern und Geschwistern nach ihrer Nothdurft und ihren Forderungen nicht zu genügen vermochte, drücken seine Briefe nach Hause in jedem Worte aus. Wenn nun gar seine Schwester ihm Vorwürfe machte, und nicht anerkennen wollte, daß er jederzeit so viel that, als er vermochte! Diese Schwester verletzte oft sein innerstes Gefühl. — Er übernahm bei seines

[1]) S. oben S. 541. Handschriftlich von Dr. Schiller. — [2]) Mitgetheilt von Dittmar in der Zeitschrift: Geschichte und Politik, herausg. von K. L. Woltmann. Berlin. I, 212. — [3]) Wohl nach Hamlets: Use every man after his desert, and who shall 'scape whipping? (M. u. B).

Vaters Tode alle von ihm hinterlassenen Schulden allein, wenn man ihm nur Zeit ließe; so wie er auch die Kosten des Leichensteins und der kupfernen Tafel in der Kirche trug. Nur den Lebenslauf des Vaters, wie er von der Kanzel abgelesen und dann gedruckt werden sollte, wie sehr die Mutter es auch wünschte, vermochte er nicht zu schreiben; er versicherte die Mutter seines festen Vorsatzes, etwas über seinen Vater aufzusetzen, aber es sollte etwas sein, setzte er hinzu, was man weiter als in Kamenz und länger als ein halb Jahr nach dem Begräbnisse lese. Daß Lessing diesen Vorsatz unausgeführt gelassen, bleibt immer zu bedauern; vielleicht daß innere Schwierigkeiten dieser Aufgabe es zu der Ausführung nicht kommen ließen. [1])

Nie war Lessing launisch oder ärgerlich, als wenn er nicht konnte, wie man wünschte: aber nicht gegen die Wünschenden, sondern gegen sich selbst. Und wie er Sohn und Bruder war, war er auch Freund, Gatte und Vater. Die Vertheidigung des Unglücklichen trieb er fast bis zur Sophisterei, und eine nur etwas scharfe Beurtheilung desselben schalt er den lieblosesten Stolz, dessen sich rohe Eigenliebe ohne Selbsterkenntniß schuldig machen konnte. Einzelne Belege finden sich im Laufe der vorangehenden Erzählung zum öftern. Sein größter Beleidiger, in Noth, war vor der geringsten Miene seines Tadels sicher. Sein Zorn oder Widerwille war dann wie abgeschnitten. Unglück war in seinen Augen ein Altar, an dem man auch den Schuldigen unangegriffen lassen müsse. Von Seiten seines Herzens ließ sich vielleicht nichts tadeln, als ein Uebermaß von Großmuth, und bisweilen an Personen, welche sich derselben nicht immer würdig erwiesen.

Ein solcher war Könemann, aus Liefland, welcher 1779 aus Rußland kam, wo er vergebens eine Stelle als Hofmeister gesucht hatte. Er gestand selbst, daß er nichts gelernt, als speculative Philosophie; übrigens ein Sonderling, der, wie Lessing ihn schilderte, glaubte, daß noch Niemand seine Ideen gehabt habe, der sehr gegen alle Staaten eingenommen war, und doch alle Vortheile genießen wollte, die der Staat giebt. So eiferte er gegen alle Manufacturen und mochte doch gern einen besetzten Rock und einen Federhut tragen. Dieser Mann, der nichts weniger als ein angenehmer Gesellschafter war, wurde von Lessing auf längere Zeit in Wolfenbüttel erhalten. [2])

Zweideutiger noch steht ein anderer Schützling Lessings da. Dies war Alexander Daveson, jüdischer Abkunft, aus Braunschweig, der hier mit Gemmen und Kunstsachen einen Handel trieb, übrigens nicht ohne Geist, Geschmack und Kenntnisse. Dieser hatte einen guten Kunden am Herzog Karl, besonders in den letzten Lebensjahren des alten Herrn, als er einer von ihm begünstigten Dame durch Daveson sehr reiche Geschenke zufließen ließ. Als der Erbprinz, noch bei Lebzeiten seines Vaters, die Zügel der Regierung ergriff, um die zerrütteten Finanzen in Ordnung zu bringen, ließ er Daveson andeuten, dergleichen Aufträgen des Herzogs keine Folge zu leisten. Daveson erlaubte sich die Anfrage, ob er auch von diesem Be-

---

[1]) Der Brief von Lessing an seine Mutter vom 9. April 1772 wurde von Guhrauer zuerst in seiner Biographie von Lessing II, 2. in den Beilagen S. 42 abgedruckt und hiernach in M. XII, 417 und H. XX, 1, 493 aufgenommen. — [2]) Siehe die Beilage.

fehle dem Herzog Kenntniß geben dürfe? Das nahm der Erbprinz übel, und als der Herzog starb, wurde Daveson, angeblich wegen unbegründeter Forderungen (nicht ohne Verhetzung seiner eigenen Glaubensgenossen) sogleich in gefängliche Haft gebracht. Lessing, von seiner Unschuld überzeugt, bot Alles auf, ihm wieder zu seinem Rechte zu verhelfen, so viel er auch dabei wagte. Er besuchte ihn nicht allein oft im Gefängnisse, sondern nahm ihn auch nach seiner Befreiung, damit er sich wieder erholen und zerstreuen könne, auf längere Zeit als Hausgenossen mit nach Wolfenbüttel. Als aber Daveson in Folge dieser Wendung im December 1780 Braunschweig verließ, und nach Berlin ging, empfahl ihn Lessing an Mendelssohn in jenem denkwürdigen letzten Briefe vom 19. December, in dem er ihn, im Vergleiche mit einem ihm vorher von Mendelssohn empfohlenen Freund, der nach Italien ging, und den er einen neugierigen Reisenden nannte, als einen emigrirenden Reisenden einführt. „Diese Classe von Reisenden findet sich unter Yoricks Classen nun zwar nicht; und unter diesen wäre nur der unglückliche und unschuldige Reisende, die hier allenfalls paßte. Doch warum nicht lieber eine neue Classe gemacht, als sich mit einer beholfen, die eine so unschickliche Benennung hat? Denn es ist nicht wahr, daß der Unglückliche so ganz unschuldig ist. An Klugheit hat er es wohl immer fehlen lassen." Damit ist Lessings Urtheil über diesen Emigranten abgegeben. Nachdem er dessen Schicksal kurz berührt, setzt er bedeutsam hinzu: „Er will von Ihnen nichts, lieber Moses, als daß Sie ihm den kürzesten und sichersten Weg nach dem europäischen Lande vorschlagen, wo es weder Christen noch Juden giebt. Ich verliere ihn ungern; aber sobald er glücklich da angelangt ist, bin ich der Erste, der ihm folgt."

Daveson begab sich nach England. Zehn Jahre später, im October 1790, kehrte er zurück und kündigte, unter dem Namen Charles Lange, in Hamburg sogenannte attische Unterhaltungen oder Verbindungen der Declamation und des Wohlklanges an. Er wollte, wie es in Schröders Leben [1]) heißt, den Hamburgern die Art und Kunst der berühmtesten britischen Parlamentsredner und Schauspieler vorführen. Schröder räumte ihm das Schauspielhaus ein, und große Empfehlungen hatten es gefüllt. Aber was er gesehen und beobachtet, war ihm nicht verliehen wiederzugeben, und noch weniger, damit zu gefallen. Nie ist ein Versuch höhnischer verlacht und unbarmherziger ausgepfiffen worden. Nur fand Schröder, man sei zu strenge gewesen. Daveson nährte sich in der Folge von Schriftstellerei und schrieb unter andern bittere Briefe über die Schweiz. In Anspach machte ihn der Graf, nachherige Fürst Hardenberg zu seinem Schriftführer; [2]) zuletzt gab er in Berlin — immer unter dem Namen Karl Julius Lange — als Lohnschreiber der Franzosen in den Jahren 1806 bis 1808 den Telegraphen heraus, womit es ihm wohl gelang, minder lächerlich aber nur desto verwerflicher und gehässiger zu erscheinen.

Man hat Lessingen bei seinem Leben als Spieler und Verschwender ausgeschrieen. Er war, wie sein Bruder sagt, beides im eigentlichen Ver-

[1]) II, 1, 49. — [2]) Leben des Fürsten von Hardenberg, von C. L. Klose S. 512.

stande nicht. Er war von Jugend auf zur frugalsten Lebensart gewöhnt, und was man Vergnügungen der großen und kleinen Welt nennt, erweckte ihm gar bald Ueberdruß und Mißbehagen. Fand man ihn aber ja darin, so war es Neugierde und Verlangen, nicht aus Beschreibung sondern aus Erfahrung alles kennen zu lernen, was den geselligen Menschen betrifft. Daher sagte er einmal in Leipzig zu Kleist: „Sie müssen alle Tage spazieren gehen, und ich alle Tage auf das Kaffeehaus, wenn wir unsere Erholungsstunden zweckmäßig anwenden wollen."

Als Lessing nach Wolfenbüttel kam, wo er dem Pharo den Abschied geben mußte, warf er sich auf die Zahlenlotterie; sein Briefwechsel mit Frau König aus den ersten Jahren ist voll davon, indem Scherz und Ernst über dieses mißliche Thema abwechselt. Auch hier war ihm kein Glück beschieden. „Ich soll," schreibt er den 12. Februar 1771, „durch Glücksfälle ebenso wenig reich werden, als Sie, meine liebe Freundin, und wenn ich es recht überlege, so ist diese Art reich zu werden, auch weder Ihrer, noch meiner würdig. Ich mag sie nicht, sagte der Fuchs; und was thut das, wenn seine Entschließung auch nur daher kam, daß er sie nicht haben konnte?" — Indeß dauerte es nicht lange, ohne daß er wenigstens eine Ambe besetzte, „um den Spaß wieder einmal mit ansehen zu können." — Auffallend ist es, bemerkt Pockels, [1]) daß der große Mann den unendlichen Schaden nicht eingesehen zu haben scheint, welchen das allgemein eingeführte Lottospielen im Publikum verursachte, und daß er mit Aengstlichkeit den Zeitpunkt wünschte, wo jenes Spiel auch im Braunschweigischen eingeführt werden sollte. [2]) Den 25. October 1770 (XII, 265. M. 319. H. XX, 1, 379) schrieb Lessing an seine Freundin nach Wien: „Die Hamburger Lotterie soll in den beiden letzten Malen sehr glücklich gewesen sein. Sie glauben nicht, welche ansehnlichen Einsätze sie auch von hier erhält. Dem ohngeachtet zaudert und zaudert man, die hiesige zu Stande zu bringen. Ich kann nicht begreifen, woran es liegt. . ."

Zuweilen, sagt Pockels, riß ihn dieser Gegenstand zur tollen Laune fort, wie wenn er einmal versichert, daß, wenn es wahr wäre, was man erzähle: der Teufel habe vorige Woche selbst in höchst eigener Person des Nachts in Hamburg die Lotterie gezogen; eine von den gezogenen Nummern sei einem Nachtwächter auf den Kopf gefallen, welcher darüber auf den Tod liege; sechs andere Teufel haben dabei die Deputirten vorgestellt, und mit feurigen Krausen auf dem Gerüste gesessen —: wenn das Alles wahr wäre, er doch fast Lust hätte, sein Heil noch einmal zu versuchen. „Denn ohne Zweifel würde sich der dumme Teufel, der sonach die Direction von der Lotterie bekommen, einbilden, daß mir vieles Geld gar nichts nütze, daß ich

---

[1]) Pockels, Denkwürdigkeiten zur Bereicherung der Erfahrungsseelenkunde. Erste Sammlung. Halle 1794 No. III. „Lessing ein passionirter Hazardspieler." — [2]) Die Zahlenlotterie wurde in der That im Jahre 1772 eingeführt, und brachte sehr üble Folgen mit sich. (C. L. F. Lachmanns Geschichte der Stadt Braunschweig S. 275). Als Carl Wilhelm Ferdinand 1780 seinem Vater in der Regierung folgte, war die Abschaffung des Lotto eine seiner ersten Sorgen. Graf Hardenberg, damals in Braunschweigischen Diensten, wirkte redlich dafür mit.

auch nichts wie Böses damit stiften würde, und würde mir es also zuschanzen. Aber hätte ich es denn nur einmal: wäre jemals der Teufel betrogen worden, so sollte er es von mir werden!" (XII, 290. M. 347. H. XX, 1, 411.) — Ihm mochte hier sein Faust beigefallen sein; der Hauptpastor Goeze, welcher vergeblich gegen die Zahlenlotterie mehrmals gepredigt, hat sie gewiß als Teufelswerk hingestellt. Gern rechnen wir Goezen diesmal seinen Eifer gegen „bestehende Einrichtungen" zum Ruhme an. [1])

Nicht blos setzte Lessing gern ins Lotto, sondern war auch immer persönlich bei den Ziehungen zugegen, wenn er sich in Hamburg befand. Unser Gewährsmann beschließt diese Bemerkungen mit folgender Anekdote, welche ihm, sagt er, von einem Manne mitgetheilt worden, der mit Lessing lange Zeit im Lottospiel-Handel stand, und kurz vor seinem Ende noch bei ihm war. Wenige Stunden noch vor seinem Tode wählte sich Lessing folgende Nummern zur nächsten Ziehung:

15. 23. 52.

und zwar die letzte aus dem sonderbaren Grunde, weil er bereits das 52ste Jahr seines Alters erreicht habe, und gerade darauf zu gewinnen hoffe. Er wandte nach seiner eigenen Berechnung noch eine halbe Pistole auf jene Nummern. Schreiben Sie es auf! sagte er zu jenem Manne, ich nehme den Auszug zu

8 Ggr., macht auf 3 Nummern	1 Rthlr.	
die Ambe zu 8 Gr. auf 3 Nummern	1 Rthlr.	
die Terne zu		12 Ggr.
Summa	2 Rthlr.	12 Ggr.

Bald darauf starb Lessing, und die 2 Rthlr. 12 Ggr. mußte noch sein Collecteur nach seinem Tode dafür bezahlen. Wahrscheinlich (fügt Pockels hinzu) glaubte Lessing, daß ihm der Tod nicht so nahe sei, als er es wirklich war, oder er badinirte bei der ernsthaftesten Sache von der Welt; — denn oft genug hatte er einem seiner vertrautesten Freunde gesagt: daß er von der Furcht vor dem Tode keine Idee habe. Wie sollte man sich sonst gerade bei einem solchen Manne eine solche Beschäftigung unmittelbar vor der entscheidendsten Stunde des Lebens erklären können, da Lessing bekanntlich mit der ruhigsten und größten Gegenwart des Geistes starb?

Den Grund dieser sonderbaren Leidenschaft bei Lessing findet dieser Schriftsteller in dem Zusammentreffen mehrerer Umstände, welche jene Spiellust bis an das Ende seines Lebens unterhielten. Seine Geringschätzung des Geldes von früher Jugend an, sein Umgang mit Freunden, die dem Spiel sehr ergeben waren, üble und mißmüthige Laune, wobei er nicht arbeiten konnte, und wo er zu seiner Erholung sich wochenlange Zerstreuungen suchen mußte. Das Spiel trat alsdann oft an die Stelle seiner gelehrten Arbeiten. Dann die den meisten großen Köpfen eigenthümliche Neigung, etwas zu wagen, ein Charakterzug, der Lessingen vorzüglich eigen war, und der ihn beim Spiel

[1]) J. D. Thieß sagt in seiner eigenen Lebensgeschichte II, 44 von Goeze: „Mehrmals hat er wider obrigkeitliche Anordnungen und bestehende Einrichtungen gepredigt, z. B. wider die Zahlenlotterieen, als sie noch privilegirt waren."

oft unvorsichtig machte. Spiele, worin der Ausgang und der Sieg leicht auscalculirt werden konnte, machten ihm nicht das Vergnügen, als solche, wobei er das Glück durch einen ohngefähren Wurf, oder durch ein paar gezogene Nummern zu zwingen hoffte. — Endlich seine fast immer zerrütteten Finanzumstände, welche sogar auch auf seinen Fleiß und die Wahl seiner Arbeiten von Einfluß waren, und die ihn noch kurz vor seinem Tode nöthigten, einen Vorschuß von sechshundert Thalern zu entnehmen, welche aus seinem Nachlaß nicht einmal zur Hälfte zu decken waren. [1])

Karl Lessing sagt, zur Bestätigung des eben Bemerkten, von seinem Bruder: „Es war ihm zur Gewohnheit und dadurch zum Bedürfniß geworden, eine Zeitlang ohne Unterbrechung zu arbeiten, und dann wieder eine Zeitlang ununterbrochen nichts zu thun, das heißt, nichts zu schreiben, aber nichts destoweniger zu denken, und wie die Bienen einzusammeln. Wenn man ihn blos als Schriftsteller betrachtet, so that er das Letzte viel zu unverhältnißmäßig, und war unfleißig. Und hätten ihn aus seiner gelehrten Muße nicht manchmal äußerliche Umstände gebracht; er hätte noch manches nicht geschrieben.“ [2])

Es ist ein eben so poetischer, als psychologisch und sittlich gerechtfertigter Gedanke, den Lessing einst (wohl 1770, nach seiner Abkunft in Wolfenbüttel) mit Bezug auf sich selbst niederschrieb (XI, 750. M. 2, 406. H. XIX, 630): „Ich will mich eine Zeitlang als ein häßlicher Wurm einspinnen, um wieder als ein glänzender Vogel an das Licht kommen zu können.“

Elftes Kapitel.

War Lessing in Braunschweig, was oft zu ganzen Wochen geschah, so nahm er nie daselbst Arbeiten vor, sondern überließ sich dem Umgang der dortigen Freunde und Bekannten; desto fleißiger und eingezogener lebte er in Wolfenbüttel. Wie sehr er auch in den Briefen über seine dortige Einsamkeit klagt, so fehlte es ihm doch hier nicht an allem Umgang. In den ersten Jahren: der geheime Rath von Praun, „so lange Lessing an dessen Büchererordnung in der Bibliothek nichts änderte“ (lautet der beißende Zusatz Karl Lessings), der ehemalige Drost, nachherige dänische Kammerherr von Döring und dessen Gattin, der Rector Heusinger, [3]) der Professor Leiste, der Abt Häseler [4]) und einige andere, vornehmlich aber der junge Jerusalem. [5]) In

---

[1]) S. den Auszug aus dem gerichtlichen Protokolle über Lessings Nachlaß (von Dr. Schiller gütigst mitgetheilt) in der Beilage. — [2]) Lessings Leben I, 424. „Zuweilen arbeitete er wochenlang vom frühesten Morgen bis zum spätesten Abend ununterbrochen, ohne daß es seiner Gesundheit geschadet, dann plötzlich hatte er gar keine Lust mehr und schrieb keine Zeile.“ (Franz Horn, a. a. O.) — [3]) Jacob Fried. Heusinger geb. 1719, starb als Rector der Schule zu Wolfenbüttel 1778. S. oben S. 345 und 541. — [4]) Joh. Fried. Häseler (1732—1797) Abt des Klosters Amelunrborn und Superintendent in Holzminden. — [5]) S. oben S. 360 f.

den letzten Jahren war es vorzüglich sein Arzt, der Doktor Topp, der bald nach ihm starb. Indessen konnten diese Männer bei vielen Berufsgeschäften und bei häuslicher Zurückgezogenheit ihm wenig Zerstreuung bieten, an welcher es daher Lessing, wenn man Wittenberg ausnimmt, an keinem Orte so sehr gefehlt hat, als in Wolfenbüttel. Es fällt auf, daß Karl Lessing, von dem diese Bemerkung herrührt, Langern, den Nachfolger seines Bruders an der Bibliothek, mit Stillschweigen übergeht. [1]) Auch gedenkt man eines gewissen Herrn von D., welcher zu den Lüneburgischen Patriciern oder sogenannten Salzjunkern gehörte, aber gern ein Edelmann sein wollte, klein von Person war und Verse machte, mit deren Vorlesung er Lessingen oft belästigte. Auf ihn verfaßte Lessing einst dieses Epigramm:

Am Körper klein, am Geiste noch viel kleiner,
Schämst Du des Salzes Dich, drum schämt das Salz sich Deiner.[2])

Nicht selten wurde Lessings Einsamkeit durch Besuche von Fremden unterbrochen, von denen mehrere in Laufe dieser Erzählung Erwähnung gefunden. Ich kann außerdem noch Boie, Dohm, von Gleim empfohlen, den Dichter Michaelis, Klamer Schmidt, vielleicht auch Benzler [3]) nennen, deren Namen zufällig in Lessings Briefwechsel enthalten sind, die aber ohne Zweifel noch beträchtlich vermehrt werden können. Kurz nach Lessings Tode hatte Goethe, aber zu spät, zu Lessing nach Wolfenbüttel reisen wollen, wie er den 20. Februar 1781 an Frau von Stein schrieb: „Mir hätte nicht leicht etwas Fataleres begegnen können, als daß Lessing gestorben ist. Keine Viertelstunde vorher, ehe die Nachricht ankam, macht' ich einen Plan, ihn zu besuchen. Wir verlieren viel, viel an ihm, mehr als wir glauben." —

Nach einer von mir früher mitgetheilten Sage hätte Lessings alter Freund, der Rector S. B. Klose, einmal eine Fußreise von Breslau nach Wolfenbüttel unternommen, um Lessing noch einmal zu sehen. Als Karl Lessing 1777 zum erstenmale in Breslau war, stand ihm Klose treu zur Seite. „Der Rector Klose," schrieb er dem Bruder, „Dein alter guter Freund und gegen mich deshalb ganz Dienstfertigkeit und Freundschaft." Lessing hatte Breslau nicht vergessen, er wollte wissen, wie es hier seinem Bruder gefallen? ob er einige von seinen alten Freunden und Bekannten daselbst kennen lernen? ob er seinen „alten ehrlichen Tauentzien" gesprochen? ob ihm der ungarische Wein geschmeckt? (der ihm also in gutem Andenken geblieben), ob Komödie

---

[1]) Vielleicht war es nicht ohne Empfindlichkeit, daß Langer 1795 an Nicolai schrieb: „Wie haben Ihnen die Bände über Lessings Leben gefallen? Wenn die Geschichte seines übrigen Lebens nicht zuverlässiger ist, als die seines hiesigen d. h. zehnjährigen Aufenthaltes, wo ich oft ganze Monate sein einziger Gesellschafter war, so ist die ganze Biographie für so gut, als gar nicht geschrieben, anzusehen." (Der Gesellschafter, 1822. S. 210.) — [2]) Jördens, Lexikon VI, 500. XIII, 616. M. I, 254. H. XIX, 640. — [3]) Johann Lorenz Benzler aus Lemgo, der, nachdem er bis zum zwanzigsten Jahre Kaufmann gewesen war, aus Liebe zu den Wissenschaften sich zu Basedow begab, eine Zeitlang am Philanthropin, dann am Campeschen Erziehungshause zu Hamburg arbeitete, bis er Rector in Herford wurde (S. Beiträge zur Lebensgeschichte Basedows S. 92), näherte sich im Jahre 1771 Lessingen, indem er ihn mit der ersten Ausgabe von Logaus Gedichten überraschte. Lessing ließ ihm durch Gleim danken, da er seinen Aufenthalt nicht wußte, und übersandte ihm ein Exemplar des Scultetus. (XII, 307. M. 360. H. XX, 1, 426.)

da sei und dergleichen. (XII, 493. M. 592. H. XX, 1, 721). In den letzten Jahren erhielt Lessing aus Breslau von dem unglücklichen Dichter Ephraim Moses Kuh, dessen Bekanntschaft er ehedem dort gemacht, das Manuscript seiner Gedichte zur Beurtheilung übersandt, zu einer Zeit, da er, von den theologischen Streitigkeiten bedrängt und krank, die erforderliche Muße und Stimmung dazu entbehrte. Er verwies ihn an Mendelssohn, der auch Lessings Empfehlung nachkam, später aber, in Folge einer von ihm stark verbesserten und veränderten Ode, mit dem Dichter in Mißhelligkeiten verwickelt wurde. [1])

Seine eigentliche Heimath hatte Lessing nun in dem Kreise seiner Freunde und Bekannten in Braunschweig, unter den Professoren an dem Carolinum, am Hofe oder auch in andern Kreisen der Residenz. Die Namen von Jerusalem, Ebert, Eschenburg, Zachariä, Schmid, Pockels, Leisewitz braucht man nur zu nennen; auch der Professor de Gasc, [2]) dessen Bekanntschaft Lessing in Berlin gemacht hatte, gehört hierher. Unter den Predigern der Stadt gehörte in diesen Kreis Mittelstedt, [3]) der talentvollste Schüler des Orientalisten J. D. Michaelis in Göttingen, als Kenner der neuen Sprachen ausgezeichnet. Hier lebte der Hofmaler des Herzogs, Ludolf Lafontaine; sein Sohn, der als Romandichter bekannte August Lafontaine, erinnerte sich, als Knabe Lessingen bei seinem Vater oft gesehen und auf seine Gespräche gelauscht zu haben. [4]) Als ein sprechendes Zeichen der damals in Braunschweig in den bürgerlichen Kreisen verbreiteten Bildung nennt derselbe aus seinen Jugenderinnerungen das Haus eines Bäckers, Unverzagt, wo man mit Klopstocks Messias, als dem schönsten Erbauungsbuche, sehr vertraut war. Fiorillo, seit seiner Rückkehr aus Rom Hofmaler in Braunschweig, später Professor der Kunstgeschichte an der Universität zu Göttingen, gehörte auch, wenn wir einem Ungenannten glauben dürfen, zu Lessings Freunden und Rathgebern, der sogar mehrmals in seinen Schriften über Kunst und Oelmalerei auf ihn hinweise, und ihn bezeichne, ohne ihn jedoch zu nennen. [5]) Aber dieser Zusatz ist es, welcher mir Zweifel erregt; es sieht Lessing nicht ähnlich, den, von dem er so Wichtiges gelernt, mit stetem Stillschweigen zu übergehen. So hegte er von dem Maler B. Calau in Berlin, dem Wiederauffinder der Wachsmalerei, dem Friedrich der Große (1771) ein Privilegium gab, keine besondere Meinung, hielt auch seine Art zu malen in jetziger Zeit für sehr entbehrlich: „aber so viel," setzte er in dem Briefe an seinen Bruder, wo er dieses Urtheil fällt (XII, 338. M. 401. H. XX, 1, 474), hinzu, muß

---

[1]) Hinterlassene Gedichte von Ephraim Moses Kuh. Zürich. MDCCXCII. 12⁰. 2 Bände. Die vorangesetzte Biographie von Moses Hirschel. S. 119. Mendelssohn übernahm die ungewohnte Arbeit Lessing zu Liebe. Er schrieb an den Dichter den 25. Dec. 1781: „Vergeben Sie, Freund Lessing! Da haben Sie unserm Freunde Kuh nicht den besten Rath gegeben, daß Sie ihn an mich gewiesen." — [2]) H. de Gasc heirathete 1760 in Berlin die Wittwe des Malers D. Matthieu, eine geborene Liscewska, sie war eine bedeutende Bildnißmalerin, und kam 1765 als Hofmalerin nach Braunschweig, wo de Gasc 1779 Professor am Carolinum ward. Sie starb daselbst 1783. — [3]) Ueber den Hofprediger Matthäus Theodor Christoph Mittelstedt (1712—1777) s. Meusel, Lexikon IX, 190 f. — [4]) August Lafontaines Leben und Wirken von Joh. Gf. Gruber. Halle 1833. S. 39. Er bildete sich auch nach Lessings Schriften. — [5]) Zur Erinnerung an F. L. W. Meyer (von Bramstedt) II, 85.

ich ihm zum Ruhme nachsagen, daß ich aus seinen Urtheilen und Meinungen, die Art der Alten zu malen betreffend, verschiedene Stellen im ältern Plinius habe verstehen lernen, die mir unerklärlich gewesen sind, und über die alle Ausleger nichts als ungereimtes Zeug schwatzen."

Am Hofe hatte, wie wir gesehen, Lessing keinen wärmeren Freund, als den Kammerherrn von Kuntzsch. Lessing bedurfte bei der Stellung, welche er, nach seinem Charakter und bei den hinlänglich geschilderten Vorgängen und Verhältnissen, gegenüber dem Hofe und namentlich dem Erbprinzen einnahm, eines solchen Vermittlers. Zu den Mißhelligkeiten, welche aus der Herausgabe der Fragmente hervorgingen (obschon der Erbprinz, als er die Regierung angetreten, sich in dieser Rücksicht groß zeigte), kamen andere Ursachen, welche eine Spannung zwischen Lessing und dem Fürsten unterhielten. Der Biograph des letzteren sagt:[1]) „Daß er den unsterblichen Lessing nicht mehr begünstigte, und gegen ihn sogar eine gewisse Kälte zeigte, lag in den Umständen. Lessings ungebundene Freimüthigkeit schien ihm nicht zu gefallen. Lessing konnte leicht eine schneidende und imponirende Sprache annehmen — und so hat er gewiß in öffentlichen Gesellschaften sich über den Herzog eben so stark geäußert, wie in den vertrauten Briefen an seine Gattin. Das konnte dem Herzoge nicht unbekannt bleiben, da man im Publikum Lessings Aussprüche bei jeder Gelegenheit widerhallen ließ, und in seinen Ton oft nur zu laut einstimmte. — — Aber gewiß," fährt Pockels fort, „hat der Herzog Lessingen als einen der vorzüglichsten Geister geachtet; er wollte ihn einst sogar zu seinem geheimen Kabinetssecretair machen; er hatte alle seine dramatischen Werke mehr als einmal gelesen; er war gewiß stolz darauf, diesen großen Denker in seinem Staate zu besitzen. . . ."

Unter den Gelehrten Braunschweigs hatte keiner so viel Ansehen und Einfluß bei Hofe als Ebert durch seine vertraulichen Beziehungen zu den meisten Mitgliedern des fürstlichen Hauses, weshalb sich Lessing an ihn zu wenden pflegte, wenn es galt, für Andere die Gunst des Hofes anzurufen. Lessing, welcher wußte, was er Ebert zu verdanken hatte, schätzte ihn wegen seines redlichen Charakters, und ertrug seine kleinen Schwächen und Eigenheiten, wodurch er, z. B. als ein allzu lebhafter Verehrer der Tafelfreuden, zuweilen einen Scherz hervorrief.[2]) Ein kleiner, freundlicher Mann, in gelben seidnen Strümpfen, mit einer steif frisirten Stutzperrücke, einem Chapeaubas, einem Stocke, einem großen Regenschirme und einem noch größeren Muffe, womit er sich gegen jeden Temperaturwechsel und jede Jahreszeit gleichmäßig bewaffnete,[3]) so wird uns Eberts Erscheinung vorgeführt. — Einen Gegensatz zu ihm bildete Zachariä mit seiner großen wohlgestalteten Figur, welcher durch Anstand und Würde zu imponiren wußte. Doch zeigte er überall Anspruchslosigkeit. Seine Schwäche lag in jenem Zuge von Prunkliebe, den Lessing einmal so witzig persiflirte.

Ein eigenes Verhältniß hatte dieser zu C. A. Schmid, von dessen Antheil an Lessings gelehrten Arbeiten in Wolfenbüttel wir mehr als einmal

[1]) (Pockels) Carl Wilhelm Ferdinand u. s. w. S. 133. — [2]) Eine ergötzliche Anekdote hierüber erzählt J. L. G. Schwarz in seinen Denkwürdigkeiten II, 218. — [3]) Schiller a. a. O. 73.

geredet haben. Er war ein Mann von eben so viel Gelehrsamkeit als Witz und Laune.[1]) Dieser grundgelehrte Mann, von dem Lessing zu sagen pflegte: „er wisse selbst nicht, wie viel er wisse,"[2]) machte es sich zum Vergnügen, Lessings Copisten (oder, wie er sich einmal nennt, seinen Calliopius) für die Beiträge, wie früher für den Berengarius, abzugeben, und Lessing hatte immer mit ihm zu streiten, wenn er für das „Bischen Handarbeit" eine Vergeltung nehmen sollte. Mit scharfem Auge folgte er dabei Lessings philologischen Arbeiten, schenkte ihm keinen Fehler, kein Versehen, das ihm entfuhr, wofür ihm Lessings Dank gewiß war. Dieser ist nie mehr zum Scherz aufgelegt, als wenn er eben an Schmid schreibt. Er arbeitet ihm immer viel zu geschwind. „O pfui, mein lieber Schmid," schreibt er ihm einmal (den 22. Juli 1777), „daß ich Ihnen schon jetzt danken muß. — Sie sind ja ein rechter Gourmand mit Arbeiten. Ich muß Ihnen nur den Brodkorb höher hängen und Ihnen nichts mehr geben. — Was bleibt denn auf morgen übrig, wenn heute alles fertig wird? Die Ihrigen haben Recht, ungehalten auf mich zu werden, wenn sie glauben, daß ich Sie treibe." Worauf Schmid antwortet: „Wenn Sie, mein lieber Lessing, mir Freßwolfe den Brodkorb so hoch hängen, daß ich von Ihnen nichts mehr erhalten kann, so mause ich nebenher." — Einmal bittet ihn Schmid für seinen Namensvetter in Gießen, den bekannten, oft seichten Literaten, um Notizen über seinen Lebensgang. Lessing, der wohl in der Gelehrtengeschichte wegen einer Jahreszahl in dem Leben irgend eines, dem Fachgelehrten höchstens bekannten Schriftstellers sich viel Mühe geben konnte, hielt diese Frage, weil sie ihn selbst betraf, für eine sehr überflüssige Neugierde, und antwortete (1773, XII, 405. M. 481. H. XX, 1, 566): „Ob ich gleich denke, mein lieber Schmid, daß man nur Ursachen haben kann, sich nach dem Alter der Pferde und der Esel, nicht aber der Gelehrten zu erkundigen, so bin ich doch kein Frauenzimmer, das seine Jahre lieber verschweigen möchte. Ich bekenne Ihnen und Ihrem Namensvetter in Gießen also aufrichtig, daß ich 1729 geboren bin, und zwar im Januar. Wo? will er ja wohl nicht wissen; und ich wüßte es vielleicht selbst nicht. . . ."

Lessing fuhr einst mit C. A. Schmid von Celle nach Lüneburg. Er war eingeschlafen. Nahe an der Stadt stößt sein Begleiter ihn an: „Wachen Sie auf, Lessing, wir kommen zu Menschen." Lessing, die Augen reibend, blickte hinaus. „Ja," sagte er, „ich sehe schon den Galgen!"[3]) — Eine beißende Bemerkung über die geselligen und Kultur-Zustände des „philosophischen" Jahrhunderts.

Schmids Schwiegersohn und Zachariäs Nachfolger am Carolinum, Eschenburg, der Jüngste unter den Genannten und der sie alle überlebte,[4]) verdient,

---

[1]) Dafür zeugt sein komisches Epos in gereimten Jamben: Des heiligen Blasius Jugendgeschichte und Visionen, Berlin 1786, nicht ohne Wielands Vorgang und Einfluß (Carl G. W. Schiller a. a. O. S. 79). — [2]) Ebend. — [3]) Allgem. deutsche Bibliothek III, 288, in der Recension eines Buches von Cramer. — Die Lüneburger Heide nannte Lessing nur ein „Landmeer." (Matthissons Erinnerungen I, 296.) — [4]) Er starb als Geheimer Justizrath und Senior des Cyriacusstiftes am 20. Februar 1820.

wenn irgend einer, einen Platz in Lessings Leben, da er mehr als jeder Andere um Lessings Schriften als Herausgeber und Ausleger sich verdient gemacht hat. Dafür hat aber auch niemand so anregend und hilfreich auf Eschenburg gewirkt, als Lessing, im Besondern bei Eschenburgs gründlichen Forschungen über Shakespeare.[1])

Ich nenne zuletzt den Mann, welcher an Genie und geistiger Bedeutung unstreitig nach Lessing den ersten Platz in diesem Kreise einnahm: Leisewitz, den Dichter des Julius von Tarent. Hier dürfen wir ausführlicher sein, da uns Auszüge aus Leisewitz' handschriftlichem Tagebuche vorliegen,[2]) in denen er die Geschichte seiner Beziehungen zu Lessing sorgfältig angemerkt hat. Nicht erst mit seiner Niederlassung in Braunschweig, im November 1775, oder gar erst mit der Erscheinung seines Trauerspiels[3]) im Jahre darauf, wie Karl Lessing es sich vorstellte, beginnt seine Bekanntschaft mit ihm.

Leisewitz knüpft einige allgemeine Betrachtungen über sein Verhältniß zu Lessing an die Aufzeichnungen von Lessings Todestag, den Tag nachher, am 16. Februar 1781. Er bemerkt, wie ihn diese Nachricht unvorbereitet getroffen: „Wie ich zu Hause kam, erfuhr ich ganz unvermuthet durch das Ansagen, daß Lessing gestorben sei. — Ich hatte mir nun zwar vorgestellet, daß er niemals ganz besser werden würde, aber so geschwinde. — Die Nachricht frappirte mich ungemein, ich ging lange auf meiner Stube in der größten Bewegung herum. . . ."

„Ich habe für wenig Menschen einen so tiefen Respect gehabt, als für Lessing. Ich bin ein Apostel seines Ruhmes gewesen, hätte dazu gern die ganze Welt bekehrt, vertheidigte und lobte sonderlich in den letzten Jahren oft etwas, was ich nicht glaubte. Seine Fehler sind oft von kleinen Geistern nachgeahmet, aber bei ihm konnte ich immer den Gang verfolgen, wodurch sie mit seinen großen Eigenschaften zusammenhingen. Man bewundert ihn nicht genug, wenn man blos weiß, was er geworden ist; man muß wissen, daß er Alles hätte werden können, aber ein menschliches Leben war ihm zu enge, um alle seine Talente auszubreiten."

„Ich hatte schon auf Schulen — da Ballhorn[4]) so viel auf ihn hielt

---

[1]) Vgl. XII, 407. M. 482. H. XX, 1, 568. Dr. Schiller (a. a. O. S. 81) bezeichnet Eschenburg glücklich als „Muster eines geistigen Haushalters, der eine sichere Bilanz zwischen geistiger Einnahme und Ausgabe zu halten verstand, und einen Sammler und Dichter, deren sich die deutsche Literatur nicht vieler zu rühmen habe." Seine Uebersetzung Shakspeares und seine Beispielsammlung konnten Eschenburg indeß vor den Pfeilen Schillers in den Xenien nicht schützen. S. E. Boas, Schiller und Goethe im Xenienkampf I, Nr. 85. 139. 390. — [2]) Gütigst mitgetheilt von Dr. Schiller in Braunschweig. Jetzt vollständiger mitgetheilt bei O. v. Heinemann, Zur Erinnerung an G. E. Lessing. Leipzig 1870, S. 130 ff. vgl. Kutschera von Aichberger, Leisewitz, Wien 1876. — [3]) Als Leisewitz im J. 1779 von manchen für den verkappten Verfasser der „Lebensläufe in aufsteigender Linie" gehalten wurde, trauete auch Lessing ihm dieses witzige Werk Hippels einen Augenblick zu. (XII, 532. M. 641. H. XX, 1, 794). — [4]) Er war Rector des Gymnasiums in Hannover, der Vaterstadt Leisewitz', vom Jahre 1760 bis 1774, darauf Superintendent zu Neustadt am Rubenberg (Meusels Lexikon (1802) I, 150, wo seine zahlreichen, meist zur Philologie gehörigen Schriften verzeichnet sind).

— die größte Hochachtung für ihn. Ich lernte ihn 1770 in Wolfenbüttel kennen, da er sich aber aus mir, wie aus einem jungen Menschen, der von Schulen kam, nicht viel zu machen schien.[1]) Einige Jahre nachher sah ich ihn einmal bei Zachariä in Braunschweig, wo wir uns schon näher kamen, allein unsre eigentliche Bekanntschaft ging erst recht an, als ich mein Trauerspiel (Julius von Tarent) herausgab, wobei er sich auf eine so edelmüthige Art betrug." [2])

Karl Lessing erzählt: „Lessing war die Ostermesse 1776 mit Herrn Eschenburg im Buchladen, um sich das Neueste und Merkwürdigste auszusuchen. Dieses Trauerspiel war mit darunter. Lessing las es, und fand es vortrefflich. Er glaubte, es sei von Goethe. Eschenburg äußerte dagegen einige Zweifel. Desto besser! sagte Lessing; so giebt es außer Goethe noch ein Genie, das so etwas machen kann!"

Lessing betheiligte sich, wie aus dem Tagebuche Leisewitzens erhellt, auch an dessen übrigen, so schätzbaren Bestrebungen, selbst an seinen Untersuchungen über den Ursprung des Wechsels (1782), indem es unter dem 9. Juni 1779 heißt: „Nach Tische fand ich Lessing bei Eschenburg. Ich sprach mit ihm vieles über meine Wechselgeschäfte. Er munterte mich sehr dazu auf und sagte mir, daß er meine Hypothese immer wahrscheinlicher finde, gab mir auch die Idee an, daß das Conclave eine Art von obstagio wäre, die mir sehr gefiel. . ." [3])

Ich fahre mit diesen Auszügen fort.

Den 11. Mai 1779. „Nachmittags war ich bei Eschenburg, wo ich Lessingen antraf, mit dem ich nach Angotts Hause ging, weil der Nathan angekommen war, mit dessen Lectüre ich den größten Theil des Nachmittags zubrachte. — Er ist Lessings würdig, wenn es auch weniger Drama, als Philosophie in dramatischer Form wäre."

Den 25. April 1780 heißt es bei Wielands Oberon: „Ich glaube, daß niemand das Geheimniß der Wellenlinie des Styls so in seiner Gewalt hat; selbst Lessings Styl ist eckig dagegen."

Leisewitz war mit Albrecht Thaer, damals noch ausübendem Arzt in seiner Vaterstadt Celle, nahe befreundet; ihn führte er daher, als er 1776 nach Braunschweig kam, bei Lessing ein. Bei Gelegenheit eines spätern Besuches der beiden Freunde in Wolfenbüttel 1780 schreibt Leisewitz: „Thaer und Lessing gingen um die Gallerie, ich konnte vor Schwindel nicht mit und blieb an der Thür sitzen. Wir gingen wieder zu Lessing, wo bald hernach Langer hinkam, wir waren einige Zeit auf dem Hofe und vor der Thür —

[1]) Leisewitz bezog im Jahre 1770 die Universität Göttingen, um die Rechte zu studiren. S. Leisewitz sämmtliche Schriften XI. — [2]) „Eschenburg und Leisewitz grüßen Sie," schreibt C. A. Schmid an Lessing am 18. December 1780. (XIII, 491. H. XX, 2, 1031. In den früheren Ausgaben vor 1879 ist der Brief unrichtig „den 18. Dec. 1773" datirt. — [3]) Leisewitz' Schriften S. 121 findet man diesen Aufsatz, welcher Anfangs 1782 in v. Selchows Juristischer Bibliothek, Göttingen 1782, abgedruckt wurde. Daß das Wort conclave im Sinne des obstagium irgend jemals juridisch gebraucht worden, ist den Rechtsgelehrten, welche ich deshalb befragte, völlig unbekannt.

aßen im Gartensaale. Die Conversation war sehr angenehm. Eine saillie von Lessing, Langer und mir holte die andere."

Im Sommer desselben Jahres machte Leisewitz eine Reise nach Thüringen, besonders nach Weimar und Gotha. Er wurde auf das Schloß Ettersburg am 4. August 1780 zu der Herzogin Amalia geladen. „Die Conversation ging wie gewöhnlich auf allgemeine Dinge und bestand zum Theil aus Fragen, die Ihro Durchlaucht besser hätten beantworten können. Von Lessing, von Ebert, von Jerusalem, vom Zustande des Collegii, von der Absicht meiner Reise, ob ich seit dem „Julius" nichts fürs Theater geschrieben hätte, von meiner Geschichte des 30jährigen Krieges, von der Bibliothek in Weimar."

„Den 14. August zu Goethen, der mir doch ungemein gefiel. Ich hatte heute Gelegenheit, seine Physiognomie genauer zu betrachten: schöne braune Augen und ein hübsches Obergesicht, nur um den Mund einige unangenehme Züge. . . ."

„— Von Lessing sprach Goethe mit der größten Achtung, insbesondere wegen seines Nathan und seiner theologischen Controversen — von der Unfähigkeit der deutschen Nation, Laune zu empfinden. Er sagte, wenn man ihnen eine Blume zeigt, so fragen sie gleich: „Riecht sie? kann man Thee davon trinken? dürfen wir es nachmachen?"

Den 15. August 1780 war Leisewitz im Karthäuserkloster zu Erfurt. „Der Karthäuser, Pater Vicarius Stumpf, sagte mir, daß er vernünftige Protestanten sehr liebe und ihre Bekanntschaft suche. Er kannte Lessingen, seine Verdienste um die Poesie und das Theater, auch die Fragmente, und schien überhaupt einen unersättlichen Durst nach Kenntnissen zu haben, der in einer Karthause schlecht genug gestillt werden mag."[1])

Die oben in dem Kapitel über Emilia Galotti angeführte Stelle: Den 30. August in Gotha. „Es unterdrückte mein Vergnügen, zerstörte es aber nicht, als mir Gotter erzählte, daß man am Hofe Lessing seine Theaterstücke nicht goutire. Engel hat mir gesagt, daß dieses daher käme, weil die Fürsten in der Emilia übel behandelt wären. Bei mir sind diese Herren nun noch übler angekommen, und das gab mir kein gutes Prognostikon für mein Projekt." (Leisewitz suchte nämlich in Gotha eine Anstellung).

Braunschweig den 22. November. „Ich war mit Kuntzsch (in dessen Hause zum Diner) eine Zeit lang allein, da er mir erzählte, Lessing sei von dem kursächsischen Gesandten bei dem Reichstage verklagt. Ich sah gleich, daß von dem Corpore Evangelicorum die Rede sei, und ward ungemein besorgt. Unsere Gesellschaft bestand aus Lessing, Schmid, mir und Kuntzsch. Wir waren ungemein aufgeräumt, radotirten, lachten, philosophirten, seladi-

[1]) Johann Georg Stumpf trat mit siebzehn Jahren in den Jesuitenorden, später in den Karthäuserorden in das Kloster zu Erfurt, wo er sich mit kanonischem Rechte und mit Gartenbau beschäftigte; im Jahre 1781 gelang es ihm, aus dem Kloster zu entweichen. Er begab sich zu Basedow nach Dessau, nachher legte er sich hauptsächlich auf Oekonomie, und war nacheinander Professor der Staatswissenschaften an den Universitäten zu Jena und Greifswald, wo er 1798 starb. (Meusel XIII, 514, wo Stumpfs zahlreiche Schriften verzeichnet sind).

sirten und verbanden diese beiden letzten Dinge in einen Discours über die Liebe. Ich behauptete, Alles bei der eigentlichen Liebe laufe auf physische Bedürfnisse hinaus. Lessing war anderer Meinung."

Den 23. November. „Im Clubb, wo ich Lessingen antraf, mit dem ich wegen des Corporis Evangelicorum sprach. Der Herzog hatte ihn rufen lassen und ihm davon gesagt. Lessing hatte sich die einzige Gnade ausgebeten, daß der Herzog als Reichsstand, wie es sein Ministerium wolle, handele und ihn, Lessingen, seine Sache allein ausmachen lasse. Ich suchte ihn davon abzubringen, und es schien, als wenn es etwas fruchtete."

Den 26. Februar 1781. „Ich hatte einen Besuch von dem Copisten Schmid, der mir unter anderm erzählte, die Leute sagten, die Aerzte hätten Lessingen mit Fleiß sterben lassen, damit ein so böser Mensch von der Welt käme." Hat doch Eschenburg das an Gleim hinterbrachte Gerücht widerlegen müssen, Lessing sei als Feind der christlichen Religion aus der Welt geschafft worden![1])

Bis hieher diese Auszüge. Wie sehr Lessing an Leisewitz hing, fiel eines Tages dem Halberstädter Dichter Klamer Schmidt auf, welcher im Jahre 1779 Gleim auf einer Reise nach Braunschweig und Wolfenbüttel begleitete, wo er die Bekanntschaft Lessings und seines Kreises machte. Es war ihm auffallend, daß Lessing, der Gleim in vielen Jahren nicht gesehen hatte, Leisewitz in einen Winkel zog und sich stundenlang mit ihm allein unterhielt.[2])

Leisewitz, welcher damals mit Sophie Seyler (Tochter des Schauspieldirectors) verlobt war und bereits mehrere vergebliche Versuche zu einer Versorgung gemacht hatte, bewarb sich bald nach Lessings Tode um seine Stelle bei der Bibliothek zu Wolfenbüttel und ließ seinen Wunsch durch Ebert an den Herzog gelangen. Auch Johannes Müller sprach zur selben Zeit gleiche Wünsche und Hoffnungen aus und außer ihm noch Bahrdt, Wetzel, Bruns und einige Andere, wie Eschenburg in einem (von Danzel copirten) handschriftlichen Brieffragmente mittheilt. Allein die Stelle war bereits an Ernst Theodor Langer vergeben.

Lessing hatte diesen Gelehrten, dem Goethe in seinem Leben ein so schönes Denkmal gesetzt hat,[3]) selbst zu seinem Nachfolger vorgeschlagen, und der mit einer braunschweigischen Prinzessin vermählte Prinz von Württemberg unterstützte Langern mit entscheidendem Erfolge.[4]) Die Bibliothek hatte wieder einen Bibliothekar, der, was die Lessinge zu übersehen vielleicht ein Recht haben, in das strenge amtliche Geleis zurückzuführen und festzuhalten verstand.[5])

---

[1]) Siehe die Beilage. — [2]) Klamer Schmidt, Leben und auserlesene Werke I, 44. Im nächsten Jahre 1780 war Schmidt wieder in Braunschweig (S. 67): „Nur wenige Stunden sah ich Jacobi und Lessing, nur wenige Worte lebendiger Weisheit hörte ich aus ihrem Munde, und mein Geist ward unruhig in mir. . ." — [3]) Werke XXV, 87—191, H. XXI, 110 f. u. XXII, 384 u. 391. — Vgl. Erinnerungen an E. Th. Langer, von K. G. Jacob, im Serapeum III, 88. S. oben S. 599. — [4]) Müller war selbst nach Braunschweig gegangen, und schrieb von da an Gleim, den 12. März 1781: „J'ai été accueilli le plus gracieusement du monde. La place était donnée, la princesse de Wirtemberg et Lessing lui-même avaient recommandé Langer."
[5]) S. die Beilage.

An die hier mitgetheilten Auszüge aus Leisewitz' Tagebuche möge sich eine Aufzeichnung aus dem hinterlassenen Tagebuche Johann Gottlieb Rhodes anreihen, welcher als junger Mensch von zwanzig Jahren mit Lessing kurze Zeit vor seinem Tode in Braunschweig zusammenzutreffen so glücklich war. Rhode, ein Sohn armer Eltern, hatte nach mancherlei Plänen es einmal mit der Malerei versuchen wollen und kam rathlos zu einem Bekannten seines Hauses nach Braunschweig, der ihm aber zu studiren rieth, und dadurch ein neues Leben in dem hoffnungsvollen Jünglinge entzündete. Er hatte in der Mathematik bereits einen guten Grund gelegt. Ich lasse jetzt ihn selbst reden:

„Ich wurde eingeladen, den Abend mit auf Rennekendorfs Weinkeller zu gehen, und wie wurde meine Erwartung gespannt, da ich hörte, wir würden Lessing dort finden. Welch' ein Name! Wer sprach damals nicht von Lessing? Ich bewunderte ihn, und doch fuhr mir bei seinem Namen ein so gemischtes Gefühl durch die Seele, — die berüchtigten Fragmente spielten eben ihre Rolle, und mein Vater hielt Lessing, obwohl das verhaßte Buch nie in unser Haus kam — für eine Art von Antichrist. — Wir gingen und fanden Lessing schon vor. Mein Auge hing an ihm als einem Wunder, und ich konnte nicht begreifen, daß dieser Mann ein Feind des Christenthums sein sollte. Ich wurde ihm vorgestellt und mochte wohl eine ziemlich verlegene Figur machen; doch Lessing sprach sehr freundlich mit mir, billigte meinen Vorsatz, vorzüglich Mathematik studiren zu wollen, doch empfahl er mir nachdrücklich: ich solle ja zugleich Philosophie studiren und die Kunst nicht vernachlässigen (Lessing betrachtete die Mathematik als eine nothwendige Stufe zur Philosophie):[1]) ohne diese, meint er, mache die Mathematik oft trocken und einseitig. — Lessing war nicht bei Laune, sagte man, und er selbst bemerkte: er komme aus verdrießlicher Gesellschaft. Man ging daher früh auseinander. Das war nicht immer der Fall. Lessing wohnte bekanntlich in Wolfenbüttel; kam er nun nach Braunschweig, so ging er wohl Abends auf diesen berühmten Weinkeller, und Freunde und Bekannte fanden sich dann gleichfalls ein; man war heiter und trank Champagner. Es war Sitte auf diesem Keller, daß, wenn eine Gesellschaft eilf Flaschen Champagner getrunken hatte, sie die zwölfte umsonst erhielt. Da wußte denn Lessing den großen Gewinn, den die Trinker dadurch machten, so bündig zu demonstriren, daß die Flasche selten ungetrunken blieb." [2]) Aehnliches

---

[1]) XI, 66. M. 1, 89. H. XIV, 223. „Alle philosophische Vorübungen überspringen, besonders die mathematische, welche, ihre eignen Wahrheiten bei Seite gesetzt, schon dadurch unentbehrlich wird, daß sie unsern Geist an Ordnung und deutliche genaue Begriffe gewöhnt, und ihn lehrt, was Demonstration ist; diese überspringen, sage ich, und bei dem anfangen, was die Speculation Kühnes und Wunderbares hat: heißt den geraden Weg zur Schwärmerei nehmen. . . . Aber wie sich Gott nur durch seine Werke den Menschen geoffenbaret, so ist es nothwendig, auch diese Werke zu studiren, und auf der Leiter der Wahrheiten, die man aus diesen Werken abstrahirt, zu den großen Wahrheiten von dem Dasein und den Eigenschaften Gottes hinaufzusteigen." — [2]) Schlesische Provinzial-Blätter. CI. 496. Johann Gottlieb Rhode, von C. G. Nowack.

wird übrigens, nach einer erhaltenen Sage, schon von Lessings Aufenthalte in Breslau erzählt.[1])

Zwölftes Kapitel.

Lessing hat niemals darnach gestrebt — was ihm, hätte er gewollt, leicht hätte gelingen müssen — in Braunschweig am Hofe seinen Sitz aufzuschlagen. Ihm war nur wohl im Geräusche und Getümmel einer großen Handelsstadt wie Hamburg, oder in dem einsamen Wolfenbüttel, in seiner Burg, wie er die Bibliothek nannte. Das Hofleben und die Geschäftigkeit einer kleinen Residenz wäre ihm auf die Länge unerträglich geworden. Es war ihm nicht ganz Recht, daß Wieland im Jahre 1772 Erfurt mit Weimar vertauschte:[2]) was er selbst bei einem Rufe nach Weimar, dem deutschen Athen, gethan haben würde, läßt sich schon abnehmen.

Nicolai erzählt, bei Gelegenheit eines Besuches in dem herrlichen Stifte St. Blasien:[3]) „Lessing sagte mehr als einmal seinen Freunden, er wollte, wenn er zu einem gewissen Alter gelangt wäre, sich in ein Kloster begeben, um da ganz in Ruhe zu studiren. Er glaubte, die völlige Unabhängigkeit von allen Sorgen der Nahrung, die völlige Ruhe und Muße, die man nur entweder bei großem Reichthume, mit gemäßigten Begierden verbunden, oder in einem Kloster finden kann, nebst dem unumschränkten Gebrauche einer von seinem Studirzimmer nur wenige Schritte entfernten Bibliothek wäre es, was ein Gelehrter vorzüglich brauchte, wenn er vorher eine Zeit lang die Welt gesehen hätte. Bei seinem ersten Vorsatze, im Jahre 1768, auf gut Glück nach Italien zu gehen, war der Gedanke, daß ein Kloster einmal sein letzter Aufenthalt werden möchte, bei ihm viel lebhafter, als man sich vielleicht vorstellt. Blos die Veränderung der Religion, die er nie sich würde haben zu schulden kommen lassen, hielt ihn ab, diesem Gedanken ganz Raum zu geben. Aber er sprach zuweilen mit ziemlicher Bitterkeit darüber, daß man in protestantischen Ländern alle Klöster abgeschafft hätte, welche er erhalten wissen wollte, als Freistätten solcher Gelehrten, welche recht mit Muße studiren, besonders solche Wissenschaften kultiviren wollten, die viel Studium, und daher viel Muße erfordern."

Hier und bei ähnlichen Bekenntnissen liegt im tiefsten Grunde der Gedanke, daß die Studien und alle geistigen Bestrebungen des Menschen

[1]) Lessing, heißt es, besuchte mit seinen Freunden gern die hiesige noch bestehende, über hundert Jahre alte, Schaubertsche Weinhandlung auf dem Blücherplatze (ehemals Salzring genannt). „Kommt Freunde," pflegte er lustig zu sagen, „laßt uns bei Schaubert eine Flasche umsonst trinken!" — [2]) An Wieland XII, 372. M. 440. H. XX, 1, 520. „Vielleicht daß Ihre gegenwärtige Veränderung uns bald einmal zusammenbringt. Diese Veränderung — o, daß Sie ebenso gut dabei fahren mögen, als der Prinz!" — [3]) Reise durch Deutschland, XII, 155.

nur dann erst den rechten Weg einschlagen, wenn sie nicht zur Verwendung für äußere Zwecke, sondern allein für die Cultur des innern Menschen betrieben werden.

Deutlich tritt diese Beziehung der Studien auf die Cultur des innern Menschen in folgender Betrachtung auf, welcher ein Gedanke Christoph Besolds, des berühmten württembergischen Rechtsgelehrten aus dem 17. Jahrhundert, zu Grunde liegt:

Vanissimum proverbium esse putes: In omnibus aliquid et de toto nihil. Nam qui non est in omnibus aliquid, in singulis est nihil.

„Um diesen einzigen Gedanken," bemerkt Lessing, „will ich das Buch des Besold lesen, sobald ich es habhaft werde. Wo das steht, wird mehr Gutes stehen."

„Ist es besser, nur ein Ding wissen, oder mehrere? Welche Frage! Wenn man nun unter diesen mehreren auch dieses eine weiß. Es kann überflüssig sein, mehrere zu wissen; aber es wird darum nicht besser, nur eins zu wissen."

„Freilich, wenn es ausgemacht ist, daß man mehrere Dinge unmöglich so gründlich, so fertig wissen kann als ein einziges, dem man alle seine Zeit, alle seine Kräfte gewidmet hat. Wenn es ausgemacht ist! Ist es denn aber so ausgemacht, als man annimmt? Und doch gesetzt, es wäre. Auch alsdann frägt es sich noch, ob es besser sei, nur ein Ding vollkommen gründlich, vollkommen fertig zu wissen als mehrere weniger gründlich, weniger fertig."

„Besser? Ja und Nein. Denn besser ist Beziehungswort, und der Beziehungen sind hier wenigstens drei. Es kann besser sein in der einen und schlimmer in der andern."

„Für wen besser? Für den Menschen selbst, der da weiß? — oder für das, was er weiß? — oder für Die, denen zum Besten er wissen soll? — — —" Hier bricht er ab. Aber für welche der drei Beziehungen Lessing sich entschieden haben wird, darüber kann kein Zweifel stattfinden.

„Ich bin nicht gelehrt — so lautet ein verwandtes Bekenntniß (XI, 747. M. 2, 402. H. XIX, 626) — „ich habe nie die Absicht gehabt, gelehrt zu werden, — ich möchte nicht gelehrt sein, und wenn ich es im Traume werden könnte. Alles, wornach ich ein Wenig gestrebt habe, ist, im Fall der Noth ein gelehrtes Buch brauchen zu können."

„Ebenso möchte ich um wie Vieles nicht reich sein, wenn ich allen meinen Reichthum in baarem Gelde besitzen und alle meine Ausgaben und Einnahmen in klingender Münze vorzählen und nachzählen müßte. Baare Casse ist gut — aber ich mag sie nicht mit mir unter einem Dache haben. Ich will sie Wechslern anvertrauen und nur die Freiheit behalten, an diese meine Gläubiger und meine Schuldner zu verweisen."

Ferner sagt er:

„Der aus Büchern erworbene Reichthum fremder Erfahrung heißt Ge-

lehrsamkeit. Eigne Erfahrung ist Weisheit. Das kleinste Capital von dieser ist mehr werth als Millionen von jener." [1])

Vielleicht scheinen einige dieser Reflexionen sich zu widersprechen, im Grunde aber spiegeln sie uns die Doppelnatur Lessings ab: auf der einen Seite den Drang und die Fähigkeit, sich in eine einzelne Frage zu vertiefen und sie wo möglich zu erschöpfen; auf der andern Seite die Lust an der größten Mannichfaltigkeit seiner Studien nach allen Richtungen, wie wenn er unter andern in allem Ernste es einmal auf eine Geschichte der Lustseuche anlegte. [2]) In dieser Hinsicht ist ein Blick in Lessings Kollectaneen, sowie in seinen philologischen Nachlaß, höchst lehrreich. Keine Zeile, aus welcher nicht irgend etwas zu lernen wäre. Die Betrachtungen, welche Fülleborn, der Herausgeber eines Theiles dieses Nachlasses, aus Anlaß dieser Beschäftigung angestellt hat, verdienen hier wiederholt zu werden. „Lessing sagte einst bei Gelegenheit der Messiade: es sei beinahe noch lehrreicher, zu wissen, was ein Dichter ausgestrichen, als was er stehen gelassen habe. Etwas ähnliches kann man von seinen nachgelassenen Papieren sagen. — — — Die Gleichgültigkeit, oder ich möchte sagen Uneigennützigkeit, womit Lessing so manche wichtige Bemerkung, die er niedergeschrieben hatte, in der Folge vergaß und unbenutzt ließ, zeugt mehr als alles von dem Reichthume seines Genies ebenso, wie von seiner Gewissenhaftigkeit und Achtung gegen das Publikum. — — Wie viel schrieb Lessing, um es wieder zu vergessen, und wie viel vergaß er gern, weil er keine Gelegenheit fand, es zum Nutzen der Wissenschaften an den Mann zu bringen! Es ist ganz der Ton des uneigennützigen Reichen,

---

[1]) Dieser Gedanke spiegelt sich in den Worten Rechas gegen Sittah (Nathan der Weise 5, 6, und Dramaturgie St. 34) ab:

— Mein Vater liebt
Die kalte Buchgelehrsamkeit, die sich
Mit todten Zeichen ins Gehirn nur drückt,
Zu wenig.

Sittah.

— Und so manches, was
Du weißt . .?

Recha.

Weiß ich allein aus seinem Munde.
Und könnte bei dem Meisten Dir noch sagen,
Wie? wo? warum? er michs gelehrt.

Sittah.

So hängt
Sich freilich alles besser an. So lernt
Mit eins die ganze Seele.

In dieser Stelle findet ein Pädagog in dem Neuen Lausitzischen Magazin X, 1832, die Grundidee — der Jacototschen Methode. Vgl. H. Grosse, „Lessings Pädagogik" in Fr. Manns „Deutschen Blättern für Erziehung und Unterricht" 1878, S. 295. — [2]) S. den Artikel: Venusseuche in den Kollectaneen, und Eschenburgs Anmerkung dazu. Lessing gab seinen Vorsatz erst auf, als er erfuhr, daß sein Freund, der berühmte Archiater Ph. Gab. Hensler, den er als Arzt in Altona, wohin derselbe 1764 kam, kennen gelernt, sein Werk über die „Geschichte der Lustseuche" (dessen erster Band 1773 erschien) vorbereitete. Eschenburg glaubte, daß Lessing Henslern seine Untersuchungen mitgetheilt. Henslers Verhältniß zu Lessing ist berührt in: Memoria Phil. Gab. Hensleri. Kiliae. 1806 (von C. F. Heinrich) p. 13.

worin er auf einem Blättchen in dem Nachlasse — bei Gelegenheit einer Bemerkung über den malerischen Wohlklang in den Dichtern — über seine Kollectaneen (XI, 753. M. 2, 409. H. XIX, 634) sich ausläßt: „Ich weiß nicht, wo die Blätter meiner ehemaligen Sammlungen hingekommen. Mir geht es mit allen meinen Kollectaneis, wie der Virgilianischen Sibylle. Ich schreibe dergleichen Dinge meistens auf einzelne Blätter, die ich dann wohl hinlege, und ordentlich aufzuheben denke; aber weht auch nur der kleinste Wind darunter und treibt er sie einmal auseinander:

Nunquam deinde cavo volitantia prendere saxo
Nec revocare situs, aut jungere carmina curo."

Als Abfassungszeit dieser Kollectaneen stehen jetzt die Jahre 1768 (Antiquarische Briefe) bis 1774 fest. Vgl. H. XIX, 231 ff. Nebenbei ist die Ausgabe von Eschenburg, Berlin 1790, 2 Bde., wegen ihrer Anmerkungen immer noch brauchbar.

„Man hat an Lessingen als Philologen manche Blößen entdeckt," sagt Fülleborn einige Seiten vorher; — „aber wem sollte nicht bei dem Durchlesen seines philologischen Nachlasses die Menge verschiedener Autoren, die Lessing gelesen hat, die Aufmerksamkeit, der feine Geschmack, womit er sie las, und die Bündigkeit und Präcision der Anmerkungen, die er darüber machte, eine gerechte Bewunderung dieses großen Kopfes abnöthigen? Wenn er zuweilen, besonders bei kritischen Bemerkungen, gefehlt hat, so geschah es nicht aus Unwissenheit, sondern aus allzu großem Scharfsinn. Er wollte überall, auch in den Alten, die Genauigkeit und Präcision finden, die ihm selbst eigen war."

Eigenthümlich ist Lessings Verhältniß zur Musik. Daß Lessing dem Wesen und der Würde der Musik, dieser allgemeinen Sprache der menschlichen Gemüther, nicht entfremdet geblieben, daß er sogar vom Standpunkte der Kunst, in ihren Arten und ihrer Verbindung, den Gesetzen derselben nachgeforscht, hat uns die Dramaturgie und ein Fragment des Laokoon gelehrt. Damit stünde es jedoch immer nicht in Widerspruch, was Franz Horn erzählt, daß Lessing, wenn er durch irgend einen Zufall in die Verlegenheit kam, eine lange dauernde Musik mit anhören zu müssen, in eine ganz eigene, ihm sonst völlig fremde Spannung gerathen sei, die ihn, den sonst immer Starken, matt machte, bis er endlich wieder ins Freie kam, wo dann nach mehrmaligem tiefen Athemholen ein Witz den andern jagte. — So soll er auch einmal nach der nothgedrungenen Anhörung einer von Kennern für trefflich erklärten, aber lange dauernden Sonate, die freilich seiner raschen Natur unmöglich zusagen konnte, geäußert haben, „ihm sei zu Muthe gewesen, wie etwa einer Katze zu Muthe sein möge, die in der Angst trotzend an den Wänden hinauf zu laufen pflege." [1])

Als Grundzug von Lessings Geist und Charakter kann man mit Einem Worte: Wahrheit, gegen sich selbst und die Dinge, bezeichnen.

Er war gegen Lob und Tadel nicht gleichgültig, wenn er schon, wie er nicht lange vor seinem Tode an Mendelssohn schrieb, nach Lob nicht „heiß=

---

[1]) Gesellschafter 1827, den 4. Juni.

hungrig" war. Er schrieb einst für sich auf ein Blatt (XI, 751. M. 2, 406. H. XIX, 630): „Ich wünschte, daß ich mir vom Anfange an, alle Lobsprüche und alle Tadel und Schmähungen, die ich um meine Schriften im Druck erhalten habe, jede in ein besonders Buch zusammengetragen hätte: um das eine zu lesen, wenn ich mich zu übermüthig, und das andre, wenn ich mich zu niedergeschlagen fühle." Aehnliches hat Goethe einst geäußert, mit Bezug auf die Mühe, welche seine Verehrer sich gaben, die lobenden Urtheile über ihn und seine Werke nach der Zeitfolge zu sammeln.

Verglich Lessing sich mit Anderen, so konnte er leicht Mangelhaftes in sich entdecken; dann waren Wieland, Mendelssohn, Garve größere, wenigstens bessere Schriftsteller, als er. Von Garve sagte er in Leipzig zu Weißen, auf dem Wege nach Berlin und Wien (1774), daß er, „um philosophische Ideen mit Klarheit und Richtigkeit auszudrücken, gegen jenen ein Schurke wäre." (Dieses Kraftwort hat er auch wohl bei anderen Anlässen von sich gebraucht). Nur wenn er eine unwürdige, ungerechte Behandlung erfuhr, wie dem Erbprinzen oder dem pfälzischen Hofe gegenüber, richtete sich Lessing in dem ganzen Gefühle seiner hohen Kraft und seines Werthes empor.

Diese tiefe unbestechliche Wahrheitsliebe erklärt Lessings eingewurzelte Abneigung, wie einerseits gegen den moralischen Formalismus [1]) — dahin gehört in gewisser Hinsicht seine Unterscheidung des Gymnastischen und Dogmatischen in der wissenschaftlichen Darstellung [2]) — so anderseits und noch mehr gegen alle Sentimentalität und die erlogene conventionelle Höflichkeit. Ein solcher Mann mußte wohl verschieden empfunden und beurtheilt werden.

Treffend bemerkte F. H. Jacobi in einem Briefe an Elise Reimarus den 15. März 1783, „daß das „so gefühlvolle" Herz ihres Freundes so Vielen kalt schiene, weil er — nicht sinnlich, nicht wollüstig war."

Feßler hegte sogar Zweifel an Lessings Fähigkeit zur eigentlichen Freundschaft.[3]) Diese Gedanken stiegen bei ihm an Lessings Grabe auf, das er auf seiner Reise durch Braunschweig aufsuchte. „Unter diesem einfachen Grabhügel, so dachte ich damals, liegt die Hülle des größten Geistes der Deutschen; hätte er den hochsinnigen Britten angehört, so läge sie in der Westminster-Abtei. Er hat viele Freunde gehabt, die meisten vielleicht nur Lessing der Schriftsteller, sogenannte Freunde, die durch näheres Verhältniß zu ihm der Vergessenheit zu entrinnen, und, in seinem Abglanze auf sie, selbst zu leuchten gesucht haben. Ob er wohl überhaupt einen einzigen Freund im heiligen Sinne des Wortes mochte gehabt haben? schwerlich; er war zu selbstgenügsam, um der Wonne echter, inniger Freundschaft sein Herz zu

---

[1]) So wenn er sich auf seines Freundes Ebert officiosa mendacia verläßt, dergleichen „er für seine Freunde jederzeit im Vorrath habe." (XII, 244. M. 294. H. XX, 1, 348). — [2]) An seinen Bruder, XII, 502. M. 604. H. XX, 1, 736. Damit zu vergleichen XI, 541. M. 2, 170. H. XVII, 168. Der Leser möge seinen gymnastischen Ton in der dogmatischen „Uebersetzung" finden, wozu nichts weiter erfordert werde, als die billige Voraussetzung, daß er, Lessing, etwas Ungereimtes, etwas ganz Aergerliches weder sagen können, noch wollen. — [3]) Rückblicke, S. 295.

öffnen." — Man hat aus gleichem Grunde bei Goethe und anderen großen Männern dieselbe Bemerkung gemacht.

> Der große Mann braucht überall viel Boden;
> Und mehrere, zu nah gepflanzt, zerschlagen
> Sich nur die Aeste. . . ."

Was Lessing betrifft, so lebte vielleicht nur Einer, den er im höheren oder, wie Feßler sich ausdrückt, im heiligeren Sinne seinen Freund genannt haben würde, dies war Mendelssohn. Niemand sollte mehr das Verhältniß der Beiden mit den Augen ansehen, wie F. H. Jacobi in dem Streite mit Mendelssohn, in stolzer, vornehmer Ueberhebung darzustellen verstand,[1]) so daß bis zu Jacobis Streite mit Schelling, welcher eine furchtbare Vergeltung übte, Mendelssohn als einer, welchen Lessing seines ganzen Vertrauens nie gewürdigt hätte, dastand. Schelling wurde durch den biederen Meyer, den Biographen Schröders, über die Wahrheit aufgeklärt und schrieb diesem aus München den 29. August 1812: „Was Sie mit einer Gewißheit, die keinen Zweifel verstattet, von Lessings Denkart in Bezug auf Mendelssohn mir mittheilten, war mir insofern merkwürdig, als ich Jacobi'n nicht einmal von dieser Seite im Unrecht glaubte. Bedenke ich, mit welchen Künsten, wenigstens bei der gesammten nachgewachsenen Welt, jene Meinung hervorgebracht worden, die Sie bestreiten, so entsteht in mir der Wunsch, den alten Mendelssohn noch in das ihm gebührende Recht auf Lessings wissenschaftliche Achtung wieder eingesetzt zu sehen, ehe die Meinung unwiderruflich auf ihm haftet. So wenig ich mit ihm sympathisire, so oft habe ich mir einen Mann seiner Klarheit zurückgewünscht, mit dem es doch möglich war, ins Reine zu kommen; um so mehr wünsche ich etwas zur Herstellung der Meinung über ihn in Ansehung jenes Punktes beizutragen.[2])

Mendelssohns Schreiben an Karl Lessing, wo er ihm über den Verlust seines großen Bruders Trost zuspricht (Karl Lessing hat die Biographie durch Mittheilung dieses Schreibens würdig geschlossen), überhebt uns der Mühe, das persönliche Verhältniß der beiden Freunde zu erörtern, da Mendelssohn den großen Abstand in sich zu klarem Bewußtsein erhoben, und gerade dadurch die Kluft von Freund zu Freund vollständig gefüllt hat. — „Nein! Ich rechne nicht mehr, was ich durch seinen Hintritt verloren. Mit gerührtem Herzen dank' ich der Vorsehung für die Wohlthat, daß sie mich so früh, in der Blüthe meiner Jugend, hat einen Mann kennen lassen, der meine Seele gebildet hat, den ich bei jeder Handlung, die ich vorhatte, bei jeder Zeile, die ich hinschreiben sollte, mir als Freund und Richter vorstellte, und den ich mir zu allen Zeiten noch als Freund und Richter vorstellen werde, so oft ich einen Schritt von Wichtigkeit zu thun habe. Wenn sich in diese Betrachtung noch etwas Melancholisches mit einmischet, so ist es vielleicht die Reue, daß ich seine Führung nicht gehörig benutzt habe, daß ich nicht geizig genug war nach seinem lehrreichen Umgange, daß ich manche Stunde

---

[1]) „Lieber Freund," schrieb ihm bei dieser Gelegenheit Goethe (Briefwechsel zwischen Goethe und Jacobi, S. 104), „man hat Exempel, daß Adlereier im Schooße Jupiters für einen Pferdekäfer nicht sicher waren." — [2]) Zur Erinnerung an F. L. W. Meyer, II, 140.

vernachlässigte, in der ich mich mit ihm hätte unterhalten können. Ach! seine Unterhaltung war eine ergiebige Quelle, aus welcher man unaufhörlich neue Ideen des Guten und Schönen schöpfen konnte, die er wie gemeines Wasser von sich sprudelte, zu Jedermanns Gebrauch. Die Milde, mit welcher er seine Einsichten mittheilte, setzte mich zuweilen in Gefahr, das Verdienst zu verkennen, denn sie schien ihn in keine Unkosten zu setzen, und zuweilen schob er sie den meinigen so mit unter, daß ich sie nicht mehr unterscheiden konnte. Ueberhaupt war seine Mildthätigkeit hierin nicht von der engherzigen Art mancher Reichen, die es fühlen lassen, daß sie Almosen ausspenden; sondern er spornte den Fleiß an, und ließ verdienen, was er gab."[1])

An Herder aber schrieb Mendelssohn (vom 15. März): „Auch dieses, mein bester Herder, ist der Weg der Vorsehung, daß Lessings Tod zwei Gemüther sich einander näher bringen muß, die, wie jetzt am Tage liegt, ein leidiges Mißverständniß von einander entfernt hatte. — — Der Tod dieses Freundes, mit dem ich zu leben gleichsam gewohnt war, hat in meinem Herzen eine tiefe Wunde geschlagen; und das ist ein wahres Labsal für meine Seele, daß Sie eine gleiche Lücke in Ihrem Herzen empfinden, und solche durch die Annäherung mit dem meinigen wieder auszufüllen gedenken."

So steht Mendelssohns Bild würdig an Lessings Seite. Anders verhält es sich mit dem Manne, welcher sich selbst neben Lessing und Mendelssohn den dritten Platz gab und, so lange er lebte, von ihrem Glanze borgte — ich meine Friedrich Nicolai. Ich rede nicht von derjenigen Stellung zur Literatur seiner Zeit, deren Würdigung im ersten Bande sich erlediget hat; ich rede von dem persönlichen Verhältnisse Nicolais zu Lessing, welches in den letzten Jahren in der That gelitten hat. Fichtes Darstellung, obschon im Einzelnen nicht immer genau, enthält in der Hauptsache das Rechte. Was Lessing und Nicolai zunächst auseinander brachte, war die Theologie; denn eben das, was Lessing ein Gräuel war, jene Aufklärerei, der Neologismus, hatte in Nicolai und seiner allgemeinen Bibliothek ihre maßgebenden Vertreter. Lessing schreibt den 19. März 1779 (XII, 526. M. 633. H. XX, 1, 783) an seinen Bruder, ihm zu sagen, was Nicolai mache. Er (Nicolai) schreibe nicht mehr an ihn. „Meine theologischen Händel, denke ich, haben ein Loch in unser gutes Verständniß gemacht. Das sollte mir leid thun." — Als die allgemeine Bibliothek nach langem Schweigen über die Wolfenbüttler Fragmente und ihre Gegenschriften mit ihrer sehr ausführlichen Recension hervortrat, worin sich im Ganzen eine Apologie des Christenthums vom Standpunkte des Rationalismus fand, schrieb Lessing an Elise Reimarus (den 22. Januar 1780): „Sie haben doch schon gesehen, daß sich endlich die Allgemeine deutsche Bibliothek entschlossen, ihr Schweigen zu brechen? Und haben doch auch schon gelesen, wie armselig die Blindschleiche daher gerutscht kommt? . . ."

Den Sebaldus Nothanker lobte Lessing, aber den Bunkel nannte er in dem Briefe an Herder (den 10. Januar 1779) einen „ruppichten[2]) Roman,"

---

[1]) Lessings Leben I, 449 f. Vgl. oben S. 575. — [2]) „ruppichten" — ist erst durch Lachmann aus dem Original in den Text gekommen. Früher las man: durch „so einen Roman." So führt es Fichte (S. 100) an.

und fand Wielands „Plaisanterie" über ihn so gerecht als lustig, nur daß er, mit jenem Universalismus, den er mit Leibniz theilt, „auch diese Sprosse nicht aus der Leiter ausgebrochen haben wollte, die ein gewisses Publikum mit besteigen müsse, wenn es weiter kommen solle. . ."

Auf diese Bemerkung antwortet ihm Herder, welcher, kurz vorher von Nicolai beleidigt, für immer mit ihm brach,[1]) aus Weimar den 1. Juni 1779: „Bei Bunkel ist die Sache weiter gekommen, als Sie wohl damals vermutheten. Ich bin parteilos — aber, lieber Lessing, Sie haben noch eine Schuld auf sich, daß sie den Nicolai sich einst die Schuhe bei den Lit.-Br. haben nachtragen lassen. Er hat's ohne Zweifel von freien Stücken, und um die Ehre zu haben, gethan. Sie haben's doch aber thun lassen, und ohne Sie, auch nur passive, wäre der Mann doch nichts, gar nichts von dem, was er jetzt ist oder sein will. Den Stolz! und die Keckheit! mit dem Mangel und der Armuth! — Doch laß ihn! Die Zeit bringt alles in Ordnung."[2])

Und so kam es, zumal als Nicolai nach Lessings Tode, immer mit seiner Freundschaft sich brüstend, im Stillen sich mit einem Lessing und Mendelssohn auf eine Linie stellend,[3]) die neue Generation, zu der er sich verhielt wie ehemals Gottsched zu Klopstock und Lessing, nicht aufhörte zu meistern und zu beleidigen. Da wurden endlich sengende Xenien von Schiller und Goethe gegen ihn geschleudert,[4]) da hielt Fichte jenes furchtbare Straf-

---

[1]) Nicolai spricht über diesen Gegenstand auf seine Art in dem Briefe an Höpfner vom 19. Sept. 1776 (Briefe aus dem Freundeskreise von Goethe, Merck u. A. S. 140). — [2]) Herders Briefe an Lessing aus den Jahren 1773 bis 1781 (s. oben S. 83) von denen die Originale sich in Berlin befinden, wurden von Guhrauer in seiner Lessingbiographie II, 2, Beilagen S. 51—54 zuerst abgedruckt und hierauf in H. XX, 2 aufgenommen. Guhrauer giebt zu den Briefen nachstehende Anmerkung: „Hier will ich diese kostbaren Ueberreste eines schönen Verhältnisses einreihen. Zu näherer Erläuterung diene Folgendes. Den 1. Mai 1795 schrieb Herder an F. L. W. Meyer (von Bramstädt): „An Voß habe ich Lessings Briefe gesandt, aber meine sollen nicht gedruckt werden. Ich weiß nicht, ob es Andern ebenso geht, aber ich kann meine Sachen, vor zwanzig Jahren geschrieben, dazu Briefe, freundschaftliche Briefe, an einen Mann wie Lessing geschrieben, nicht anders als mit Ernst und Schaamröthe lesen. Dazu treffen sie in die Zeit der Ausgabe des Wolfenbüttelschen Ungenannten. Welche Anmuthung, mich in die Angelegenheit zu verflechten. Können Sie's verhindern, daß auch Lessings Briefe an mich mit dem Drucke verschont bleiben: so thun Sie es." (Zur Erinnerung an Meyer II, 9. Meyer lebte die Jahre 1791 bis 1796 in Berlin, vorzüglich literarisch beschäftigt, als Redacteur des Archivs der Zeit. Ebend. S. 5). Die entsprechenden Antworten Lessings stehen XII, 520. 541. 551. M. 626. 654. 668. H. XX, 1, 774. 807 (vom 25. Januar) und 840. — [3]) 1806 erschien Nicolais Bildniß und Selbstbiographie, herausg. von J. M. S. Lowe. Unter dem Bildnisse eine Vignette, darstellend: den Kampf gegen Vorurtheile und Aberglaube. Ein Heros, das Messer in der einen, die Fackel in der andern Hand, brennt die Wunden der abgeschlagenen Köpfe der Hydra; „er steht in einem treuen Kleeblatte mit seinem Lessing und Mendelssohn und bekämpft — in der Allgemeinen deutschen Bibliothek — Vorurtheile und Aberglaube." (Worte des Herausgebers.) Zu Füßen dieses neuen Herkules stehen die Anfangsbuchstaben dieses „Kleeblattes": (L. N.) (M.) — Gegen diese Zusammenstellung hätte Lessing protestirt. — [4]) Ed. Boas, Schiller und Goethe im Xenienkampf. I. Siehe im Namenregister: Nicolai S. 307. Besonders die Nummern 184—206:

gericht über ihn, wo er die Scheidelinie, die einen Nicolai von Lessing trennte, nicht scharf genug ziehen konnte und, wie um Lessing zu versöhnen, zum Schlusse ausruft: „Heiliger Schatten, vergieb uns, daß wir in demselben Zusammenhange von dir redeten und von ihm! Wenn auch keine deiner Behauptungen, wie du sie in Worte faßtest, die Probe halten, keines deiner Werke bestehen sollte, so bliebe doch dein Geist des Eindringens in das innere Mark der Wissenschaft, deine Ahnung einer Wahrheit, die da Wahrheit bleibt, dein tiefer inniger Sinn, deine Freimüthigkeit, dein feuriger Haß gegen alle Oberflächlichkeit und leichtfertige Absprecherei, unvertilgbar unter deiner Nation!"

So Fichte, welcher in diesen begeisterten Worten das Gefühl seiner Geistesverwandtschaft mit Lessing, welche sich fast von selbst aufdringt, zu erkennen gab. Um in persönliche Beziehungen zu Lessing zu kommen, war er zu jung. Oft auch trennt das Leben die, welche durch Anlage und Streben zu gemeinsamem Schaffen und Handeln berufen scheinen. Wer unter Lessings Zeitgenossen war ihm an echtem Witz und psychologischer Tiefe verwandter, als Lichtenberg? Dies ist oft bemerkt worden. Doch findet sich sein Name nirgends in Lessings Schriften, der Lessings aber um so häufiger in den Schriften Lichtenbergs. Noch weniger bildete sich ein Verhältniß Lessings zu Schlözer. Einmal kommt Lessing auf ihn zu sprechen, aber nur in einer sehr äußerlich bibliothekarischen Beziehung, wobei Schlözer fast in ein nachtheiliges Licht zu stehen kommt.[1]) Gleichwohl verfolgten beide mit gleich unerschütterlicher Consequenz Wahrheit und Recht, wenn auch auf verschiedenen Bahnen, wie denn Herder bei einer Gelegenheit Beider Namen verknüpfte.[2])

---

188. Der Todfeind.

Willst du alles vernichten, was deiner Natur nicht gemäß ist,
Nicolai? zuerst schwöre dem Schönen den Tod.

196. Pfahl im Fleisch.

Nenne Lessing nur nicht, der Gute hat vieles gelitten,
Und in des Märtyrers Kranz warst du ein schrecklicher Dorn.

338. Achilles (Lessing).

Vormals im Leben ehrten wir dich wie einen der Götter,
Nun da du todt bist, so herrscht über die Geister dein Geist.

339. Trost.

Laß dich den Tod nicht reuen, Achill. Es lebet dein Name
In der Bibliothek schöner Scientien hoch.

340. Seine Antwort.

Lieber möcht' ich fürwahr dem Aermsten als Ackerknecht dienen,
Als des Gänsegeschlechts Führer sein, wie du erzählst.

Die parodirte Stelle ist, wie Boas nachweist, dem elften Buche der Odyssee V. 382 ff. entnommen.

[1]) Schlözer hatte in einem Bericht an die Petersburger Akademie Briefe des polnischen Königs Sigismund an den falschen Demetrius erwähnt, die er unter den Manuscripten der Wolfenbüttler Bibliothek gefunden haben wollte, ohne daß Lessing die geringste Spur davon entdecken konnte. Er forderte ihn daher im ersten Stücke der Beiträge (X, 180) auf, „seine Worte auf eine oder andere Weise gut zu machen." Ob Schlözer auf diese Aufforderung einging, habe ich nicht finden können. — [2]) G. Merkel (Darstellung und Charakter u. s. w. II, 296) theilte einst Herdern seinen Entschluß

Als Schriftsteller freilich bilden sie wiederum einen Gegensatz, den man sich nicht größer denken kann.

So, und wohl noch schroffer, stellt sich das Verhältniß zu einem andern berühmten Schriftsteller dieser Zeit, zu Hamann.[1]) Er ist im Laufe dieser Erzählung mehrmals genannt worden. Eine directe Verbindung zwischen ihm und Lessing hat nie stattgehabt, in gewisser Hinsicht wurde diese, seit Lessing nach Wolfenbüttel kam, durch Herder vermittelt. Als Lessing in den „Beiträgen" den Neuerern in der Theologie, ohne Rücksicht auf seine persönlichen Freunde, entgegentrat, schrieb Hamann beifällig an Herder im April 1774: „Stehen Sie noch in Verbindung mit Lessing, den Sie, wie ich höre, in Hamburg kennen gelernt haben? Der ehrliche Mann nimmt sich auch der guten Sache an. Ich bin ihm zum erstenmale recht gut dafür geworden." Worauf Herder antwortet: „Mit Lessing stehe ich in keiner Verbindung. Ich kenne ihn aber als Mann, und was Sie gefreut hat, freut mich gewiß nicht minder." Wie wenig aber selbst Herder damals noch Lessings tiefste Intentionen durchschaute, zeigt ein Wort in einem Briefe an Hamann vom 27. März 1775, mit Bezug auf das Fragment von Duldung der Deisten.[2]) Erst mit dem vierten Beitrage verscheuchte Lessing jeden Zweifel über seine Stellung. Aber während er Herders Sympathien bis ans Ende seiner Laufbahn sicher hatte, so konnte Hamann sein Mißtrauen gegen ihn nie ganz überwinden. Zwar hatte er sich an dem Nathan „recht geweidet," und Kant gescholten, daß er Nathan den Weisen bloß als „den zweiten Theil der Juden beurtheilte, und keinen Helden aus diesem Volke leiden konnte."[3]) Während er jedoch den Gesprächen: Ernst und Falk so viel Theilnahme schenkte: konnte er sich mit der Erziehung des Menschengeschlechts, trotz ihres innern Zusammenhanges mit Ernst und Falk, gar nicht befreunden. „Nichts als Ideenwanderung in neue Formeln und Wörter," schrieb er an Herder den 24. April 1780, als er die Schrift, nach deren Verfasser er noch fragen konnte, blos angesehen hatte. „Kein Scheblimini, kein rechter Reformationsgeist, keine Empfängniß, die ein Magnificat ver-

---

mit, „als entschiedener und allgemeiner Sachwalter für Wahrheit und Recht aufzutreten und überall rücksichtslos einzugreifen, wo seine Parteinahme nützen könne." — Herder ging auf diesen Gedanken, der allerdings einen andern Mann erforderte, ein. „Was Sie thun wollen, leistete Lessing für die Literatur, und Schlözer in seinen Staatsanzeigen für die Verhältnisse vieler deutschen Staaten. Beide, vorzüglich der erstere, in einer glänzenden Weise. Es ist also möglich!" — Lessings und Merkels Namen machen eine seltsame Wirkung. Auch, glaube ich, hat Goethe an Merkel gedacht bei den Worten, welche er gegen Eckermann (I, 195) mit Bezug auf Lessing ausgesprochen. „Lessing," sagte Goethe, „war der höchste Verstand, und nur ein eben so großer konnte von ihm wahrhaft lernen; dem Halbvermögen war er gefährlich. Er nannte einen Journalisten, der sich nach Lessing gebildet und am Ende des vorigen Jahrhunderts eine Rolle, aber keine edle, gespielt hat, weil er seinem großen Vorgänger so weit nachgestanden."

[1]) Vgl. den Abschnitt „Hamann und Lessing" in C. H. Gildemeisters „Hamann-Studien" (Hamanns Werke, Gotha 1873, VI, 285—311). — [2]) „Der einzige, der mich, wohin er sich schlage, interessirt, ist Lessing. Aber auch bei dem ist's aus seinem neuen Beitrage abzusehen, daß er seine geliebten Deisten nicht verlassen. Auch er bleibt also, wo er ist." (Hamanns Schriften V, 137). — [3]) An Herder den 6. Mai 1779. „So göttlich streng ist unsere Philosophie in ihren Vorurtheilen, bei aller ihrer Toleranz und Unparteilichkeit." A. a. O. VI, 79.

diente." — „Im Grunde der alte Sauerteig unserer Modephilosophie; Vorurtheil gegen Judenthum — Unwissenheit des wahren Reformationsgeistes. Mehr Wendung als Kraft,"[1]) schrieb er in einem späteren Briefe an Herder vom 11. Juni 1780. So wenig hat Hamann den urchristlichen Gedanken dieser Schrift, womit zuerst dem Judenthum volle Gerechtigkeit widerfuhr, erkennen mögen.

In Wahrheit aber glaubte Hamann bei Lessing auf dem Grunde aller seiner religiösen und theologischen Schriften „Feindschaft gegen das Christenthum" zu sehen, was er auch einmal gegen Jacobi 1784 aussprach, und dieser, mit seinen Ideen von Lessings Spinozismus im Kopfe, war bei der Hand, Hamann in diesem Glauben zu bestärken. Er erklärte den Nathan, die Erziehung des Menschengeschlechts, für „Maske, die er brauchte, durchsichtig genug, ihn nicht zu verbergen, sondern nur wider äußerliche Verfolgungen zu beschirmen."[2]) Das hieß Lessingen wenig kennen.

Lessing seinerseits zeigte gegen Hamann die entschiedenste Kälte. Das Formlose, Polyhistorische seiner Schriften stieß ihn ab. Er verläugnete es nicht, als er in einem Briefe an Herder (XII, 541. M. 654. H. XX, 1, 807 vom 25. Januar 1780) seine Zustimmung gab, Hamann die Fortsetzung von Ernst und Falk mitzutheilen. „Wenn Sie das Ding an H a m a n n senden," schrieb er, so versichern Sie ihn meiner Hochachtung. Doch ein Urtheil darüber möchte ich lieber von Ihnen, als von ihm haben. Denn ich würde ihn doch nicht überall verstehen; wenigstens nicht gewiß sein können, ob ich ihn verstehe. Seine Schriften scheinen als Prüfungen der Herren aufgesetzt zu sein, die sich für Polyhistores ausgeben. Denn es gehört wirklich ein wenig P a n historie dazu. Ein Wanderer ist leicht gefunden; aber ein Spaziergänger ist schwer zu treffen."[3])

Wenn ich auf Wieland zurückkomme, welchem er in Hinsicht auf Sprache und Darstellung den ersten Platz unter den deutschen Schriftstellern gab, wie er dies sowohl in der Dramaturgie, bei Gelegenheit des Agathon, als in seinen Briefen und Studien zu erkennen gab,[4]) so ist es, um eine Bemerkung nachzuholen, welche Lessing einst mündlich gegen das Moralprincip in dem früher von ihm so warm empfohlenen Agathon mit einiger Heftigkeit vorbrachte. Es war im Frühjahr 1772, in einer Gesellschaft in Braunschweig, wo Georg Jacobi gegenwärtig war, von dem es sein Bruder hörte, der sich in einem Briefe an Wieland darauf berief.[5]) „Als ein Werk der Kunst betrachtet," sagte Lessing, „ist die Geschichte des Agathon vortrefflich, aber ein sittlich gutes Buch ist sie nicht. Wieland hat das Resultat davon in einen einzigen Vers gebracht. Die Tugend ist, wenn wir die Weisen fragen,

---

[1]) A. a. O. 128. 139. (Gildemeister VI, 299 f). — [2]) Weidemann, Saalfelder Programm 1847. S. 4. — [3]) Vgl. dazu Gildemeisters Anmerkung a. a. O. S. 303. — [4]) „Dieser Mann, weit unter dem, in der vermessensten Stunde meiner Eigenliebe, ich mich immer in allem gefühlt, worauf Schriftsteller stolz sein können —" so redet er Wieland in seiner Antwort, den 2. September 1772, (XII, 371. M. 439. H. XX, 1, 520) an. — Vgl. XI, 646. M. 2, 289. H. XII, 743. Grammatisch-kritische Anmerkungen über einige Dichter (Klopstock, Hagedorn, Wieland). — [5]) Jacobis auserlesener Briefwechsel I, 83.

ich weiß nicht was. Warum will er dem Menschen die Meinung in den Kopf und in das Herz schmeicheln, die Begriffe von Tugend und Schönheit haben nichts Wesentliches in sich, es sei beinahe damit eine bloße affaire de caprice?" — Wieland rechtfertigte sich in seiner Antwort an Jacobi durch die Erklärung, daß Agathon in seinem Dispute mit Hippias keine bessere Antwort an dieser Stelle geben konnte, daß also diese Stelle nicht das sein mochte, was Lessingen bewegen konnte, zu sagen: das Resultat dieses Buches wäre: die Tugend sei, ich weiß nicht was. Vielleicht aber hat Lessing nicht diese oder eine andere Stelle, sondern den Geist des Werkes im allgemeinen im Sinne gehabt. Man lernt, daß Lessing, wie Kant, das rein Speculative und das sittlich Praktische vollkommen auseinanderhielt; daß er die Duldung auf jenem Gebiete nicht auch auf das andere übertrug, was er auch hinlänglich durch seine Erziehung des Menschengeschlechts gelehrt.

Auch bei Gelegenheit des „Neuen Amadis" (1771), erwies sich Lessing, bei aller sonstigen Anerkennung, gegen den Dichter streng. „Lessing," schreibt Boie an Knebel über seinen Aufenthalt in Braunschweig im Sommer 1771,[1]) indem er des Amadis Schönheiten, neben den Fehlern, hervorhebt, „war eben so voll davon, aber über die leichtsinnige Anwendung seiner Talente sprach er ernsthafter, als ich's von ihm erwartet hätte." Aber „Oberon," welcher kurz vor Lessings Tod erschien (1780), hat ihn, nach G. Jacobi's Ausdruck, ganz mit Haut und Haar entzückt.[2])

Ein Punkt ist übrig, und wir schließen diesen Abriß von Lessings Charakteristik. Er betrifft sein Verhältniß zur Nation, zum deutschen Vaterlande.

Daß der Verfasser der hamburgischen Dramaturgie und der Minna von Barnhelm ein Deutscher war, den Beweis wird man uns schenken. Wohl klingt es unserm Ohre hart, wenn Lessing im dreißigsten Jahre an den preußischen Grenadier den 14. Februar 1759 die Worte schreibt: „Ich habe überhaupt von der Liebe des Vaterlandes (es thut mir leid, daß ich Ihnen vielleicht meine Schande gestehen muß) keinen Begriff, und sie scheinet mir aufs höchste eine heroische Schwachheit, die ich recht gern entbehre." Doch der Zusammenhang nimmt dieser durch Gleims Uebertreibungen hervorgerufenen Aeußerung schon viel von ihrer Härte und Schärfe. In Minna von Barnhelm, wenige Jahre später, findet sich eine Stelle, welche deutlich zeigt, daß der Begriff: Vaterland, dem Dichter mehr, als eine „heroische Schwachheit" war. Minna gedenkt (5, 6) im Scherze des Mohrs von Venedig. Tellheim, in Zerstreuung versunken, erfaßt von diesen Worten nichts als eine dunkle Reflexion über sich selbst und erwiedert: „Aber sagen Sie mir doch: wie kam der Mohr in venetianische Dienste? Hatte der Mohr kein Vaterland? Warum vermiethete er seine Arme und sein Blut einem fremden Staate?" — Man denke an das Werbesystem in der preußischen Armee bis zum Jahre 1806, wodurch alle gesunde Vaterlandsliebe im Volke gewaltsam zurückgedrängt

---

[1]) Boie an Knebel den 28. Mai 1771. (Knebels literar. Nachlaß II, 100). — [2]) Heinse an Fr. Jacobi, in den Briefen von Gleim, Heinse und Joh. Müller II, 86. Vgl. oben S. 575.

wurde, und an den Umschwung der Gesinnung, welcher an die Reform des Heerwesens sich knüpft, und man wird die Bedeutung der hier wie in der Zerstreuung hingeworfenen Bemerkung nicht zu gering anschlagen. Das Vaterland, soviel ist ausgesprochen, hat das erste und unveräußerliche Recht auf das Blut seiner Bürger. — Wohl sagt Lessing noch in einem früheren Briefe (XII, 125. M. 150. H. XX, 1, 170) an Gleim: „Vielleicht zwar ist auch der Patriot bei mir nicht ganz erstickt, obgleich das Lob eines eifrigen Patrioten, nach meiner Denkungsart, das allerletzte ist, wornach ich geizen würde; des Patrioten nämlich, der mich vergessen lehrt, daß ich ein Weltbürger sein sollte." — Dies floß aus der Philosophie der Zeit; und diese hatte in der damaligen Weltlage ihre geschichtliche Rechtfertigung. Sobald diese eine andere wurde, wurden auch die Philosophen in Deutschland Deutsche. Das lehrt das Beispiel Fichtes. Seine Grundzüge des gegenwärtigen Zeitalters (1805) predigen noch das Weltbürgerthum der Bildung; erst die Reden an die deutsche Nation (1808) erheben die Fahne der Nationalität, welche durch alle Stürme der folgenden Jahre sich immer tiefer auf deutschem Boden befestigt hat. Daß Lessing in einer großen Zeit sich nicht in den Philosophenmantel gehüllt hätte, kann man schon aus seinen gelegentlichen Anmerkungen in der Dramaturgie sicher entnehmen.[1])

Hat doch ein neuerer Schriftsteller Lessingen zu ehren geglaubt, indem er ihn einen Republikaner nannte. Wenn freie Männlichkeit, Muth und Unerschrockenheit, die Wahrheit zu vertreten, wenn unüberwindliche Abneigung gegen die Höfe und höfisches Leben den Republikaner machen, so möchte Lessing diesen Namen behalten. Wenn aber etwa Vorliebe für die republikanische Regierung und Staatsverfassung unter jenem Namen gedacht werden soll, so hieße dies, dem großen Manne eine Denkart beilegen, für welche jeder Beweis fehlt. Eine solche ausgesprochene Vorliebe für irgend eine besondere Staatsverfassung, als die beste für alle Staaten, liegt durchaus nicht in Lessings Denkart, welcher von den politischen Formen das zeitliche Wohl der Menschen eben so wenig abhängig sein ließ, als ihr ewiges von einer bestimmten Kirche. Seine Gespräche über die Freimaurerei lassen dies hinlänglich erkennen, indem der Begriff auch der besten Staatsverfassung noch immer auf innere Widersprüche führte, welche nur durch eine höhere Idee in einer unendlichen Zukunft gelöst werden könnten. Insofern hat F. H. Jacobi über Lessing richtig geurtheilt, wenn er in dem Briefe an Elise Reimarus vom 15. März 1781 schrieb: „Ob er gleich in Staatsverfassungen kein Arg hatte, wie, nach Claudius, die Apostel in Aesthetik, so waren doch hier, wie überall, seine Grundbegriffe gesund und tief, denn er sah überhaupt das Lächerliche und Unseligmachende aller moralischen (und politischen) Maschinerien auf das Lebhafteste ein. In einer Unterredung, die ich mit ihm hatte, kam er einmal so sehr in Eifer, daß er behauptete, die bürgerliche Gesellschaft müsse noch ganz aufgehoben werden; und so toll dieses klingt, so nah ist es dennoch der Wahrheit. Die Menschen werden erst dann gut regiert werden, wenn sie keiner Regierung mehr bedürfen." Auch ohne diese

[1]) Siehe oben S. 200—201.

Auslegung sind wir nicht im Ungewissen, wie wir jene Rede Lessings zu nehmen haben; in Ernst und Falk hat er sich hierüber ausgesprochen. Noch wird jemand bei Lessing an eine politische Revolution denken, von welcher niemand entfernter war als er. Lessing war in der Politik auf seine Art conservativ, d. h. er verlangte die im deutschen Reiche zu Recht bestehende deutsche Freiheit, welche in den Ständen lag, wie sie sich im Mittelalter bis zur Zeit des westfälischen Friedens erhalten hatte, später aber dem Absolutismus der meisten Fürsten Deutschlands weichen mußte. In einem: „Deutsche Freiheit"[1]) überschriebenen Fragment hat Lessing sich hierüber eben so kräftig, als deutlich ausgesprochen, wie es nur ein J. J. Moser seiner Zeit gethan. Man lernt hier die Rechte der Stände von einer andern Seite und in einem viel größern Umfange kennen, als man gewöhnlich seit 1815 mit dem Begriffe dieses Instituts verbindet; denn sie waren mehr oder weniger wirkliche Parlamente. Lessing geht bis auf die ältesten Zeiten zurück, von denen Tacitus schreibt, daß die Könige und Herzöge der Deutschen ohne Zuziehung des Volks nichts Wichtiges unternehmen dürften; dies sei eine ausgemachte Sache. Ebenso ausgemacht sei es, daß in den mittleren Zeiten die Landstände zu allen wichtigen Regierungsgeschäften gezogen wurden, und ihr Rath und ihre Einwilligung unumgänglich nöthig war, z. B. wenn neue Steuern aufgelegt oder Kriege beschlossen werden sollten. Dies hatte Strube in seiner Abhandlung von den Landständen (Nebenstunden II) fast von allen Provinzen Deutschlands bewiesen und belegt. „Das Historische in dieser Abhandlung (fährt Lessing fort) ist sehr gut, aber das Politische und Pragmatische desto schlechter und sklavischer. Denn warum sollten nicht auch noch heutiges Tages den Landschaften alle Rechte beizulegen sein, womit sie vor 3 oder 400 Jahren versehen gewesen? Freilich hat sich die Regimentsverfassung seit 2 oder 300 Jahren sehr verändert, und es ist fast nirgends mehr üblich, alle wichtige Sachen auf den Landtag zu bringen. Wenn aber das geschieht, sollte es auch geschehen? Sollten wir wenigstens nicht in unsern Schriften unaufhörlich gegen diese ungerechten Veränderungen protestiren, anstatt durch schmeichelnde Nachsicht und Entschuldigung der Großen ihre Thathandlungen rechtsprechen? . . ." Hier werden die Ursachen, wie es gekommen, daß die Landstände so hintangesetzt worden, nach Strube, auf vier Punkte gebracht und mit folgender Bemerkung begleitet: „Aber sind alle diese Ursachen nicht selbst Mißbräuche oder schlimme Folgen einer sonst guten Einrichtung? Und gilt auch nicht hier, daß kein Mißbrauch durch noch so lange Uebung zum rechten Gebrauche wird?"

Noch finden sich unter seinen „Selbstbetrachtungen" Aeußerungen, welche zeigen, wie Lessing über die politischen Zustände der meisten damaligen Staaten in Europa und über die Großen dachte.

„Wenn ich mich recht untersuche, so beneide ich alle itzt regierende Könige in Europa, den einzigen König von Preußen ausgenommen, der es einzig mit der That beweist, Königswürde sei eine glorreiche Sclaverei." (XI, 749. M. 2, 405. H. XIX, 629).

---

[1]) Blätter für liter. Unterhaltung 1843. Nr. 246. „Lessingiana" S. 986. M. XI, 1, 381. H. XIX, 345.

„Gott hat keinen Witz (die Bemerkung zielt auch auf Friedrich den Großen) und die Könige sollten auch keinen haben. Denn hat ein König Witz, wer steht uns für die Gefahr, daß er deswegen einen ungerechten Ausspruch thut, weil er einen witzigen Einfall dabei anbringen kann?"[1])

An Gleim, welcher bei einem vorübergehenden Aufenthalt in Berlin 1774 von einem Prinzen mit seinem Besuche beehrt worden war und in Folge dessen, ich weiß nicht welchen Verdruß erfahren hatte,[2]) schrieb Lessing (XII, 411. M. 487. H. XX, 1, 574, vgl. daselbst Anm. 2): „Wann hätte auch, was die Großen am Besten zu wissen meinen, nicht üble Folgen? Und unser Großer, fürcht' ich, so viel Gutes, als auch, mir unbekannt, in ihm stecken mag, ist ebenso wenig als sie alle der Mann, der üble Folgen, die er veranlaßt hat, wieder gut zu machen oder einen ehrlichen Mann dafür schadlos zu halten, geneigt wäre."

„Doch ohne Zweifel betriege ich mich mit ihm, wie mit den Großen allen. Sie sind wohl alle weiter nichts als ganz gewöhnliche Menschen, und ich habe ebenso sehr Unrecht, wenn ich sie für Tiger und Füchse halte, als Andere, die sie zu Engeln machen. Lieber wollen wir unserm Hallabat folgen:

„Der Seher Gottes ist ein Menschenfreund!"

also auch ein Freund der Großen, insofern sie Menschen sind . . . ."

Mendelssohn erwähnt, aus Anlaß von Lessings „Unfähigkeit mit den Großen umzugehen," des besondern Eindrucks, den d'Alemberts Abhandlung Sur le commerce de gens de lettres avec les grands auf ihn gemacht hätte.[3])

Eine Bemerkung des Barclay (Argenis I, c. 18.) in Ansehung des Nachtheils der Aristokratie vor der Monarchie findet Lessing vortrefflich. Sie kommt darauf hinaus, daß, wenn der Staat und die Regierung durch die Laster der Regierenden in Leiden und in Gefahr komme, die Mittel zur öffentlichen Gesundheit weit eher in einer Monarchie als in einer aristokratischen Republik gefunden werden können. Denn sowohl der König als seine Laster würden durch den Tod wenigstens aus dem Wege geräumt, und von der Tugend seines Nachfolgers könne das Bessere gehofft werden; während der Schade eines verderbten Senats nicht durch den Tod eines jeden einzelnen beseitigt wird, sondern der einmal verderbte Zustand immer mehr ins Schlimmere übergeht, bis das öffentliche Wohl durch seinen Fall mit zu Grabe getragen wird.

Lessing hatte in seinem Nathan ein Bild von dem Fanatismus der Priesterherrschaft, gegenüber der Duldsamkeit eines muselmännischen Fürsten

---

[1]) Gildemeister, Hamanns Schriften, VI, 294 bringt einen ergötzlichen Beleg dafür: „Als einstens eine christliche Gemeine bei Friedrich II. bittend einkam, daß er doch dem Uebelstande ihrer Kirche, worin es ihnen an hinreichendem Licht fehle, abhelfen möge, fertigte er sie mit der Randbemerkung ab: „„Selig sind, die nicht sehen und doch glauben."" — [2]) Körte im Leben Gleims weiß und sagt davon nichts. Vermuthlich ist der Prinz Heinrich von Preußen gemeint. Die Sache bleibt dunkel. — [3]) In Lessings Leben, von K. Lessing II, 15., wo „Hauptzüge" zu Lessings Charakteristik von Mendelssohn mitgetheilt sind.

im Zeitalter der Kreuzzüge gezeichnet; doch hatte sich in ihm über das Verhältniß der römischen Hierarchie zu dem Despotismus der Fürsten seines eigenen Zeitalters eine ganz entgegengesetzte Vorstellung gebildet. Seiner milden Beurtheilung der päpstlichen Regierung ist in dem Kapitel von Lessings italienischer Reise schon gedacht worden. Er war in dieser Beziehung ein Vorgänger Johannes von Müllers, dessen Schrift: „Reisen der Päbste (1782)" ein Jahr nach Lessings Tode geschrieben ist, durch welche wieder F. H. Jacobi zu seinem Aufsatz: „Etwas, das Lessing gesagt hat. Ein Commentar zu den Reisen der Päbste"[1]) angeregt wurde. Es war ein Wort, das ihm aus einer Unterredung mit Lessing in Erinnerung geblieben, und das, im Munde eines Protestanten immer auffallend, gegen Febronius gerichtet war. Er nannte es „unverschämte Schmeichelei gegen die Fürsten," was Febronius und was die Anhänger desselben behaupteten; denn alle ihre Gründe gegen die Rechte des Papstes wären entweder keine Gründe, oder sie gälten doppelt und dreifach den Fürsten selbst. Begreifen könne dies ein jeder; und daß es noch keiner öffentlich gesagt hätte, mit aller Bündigkeit und Schärfe, die ein solcher Gegenstand gelitten und verdient, unter so vielen, die den dringendsten Beruf dazu gehabt, dies wäre seltsam genug und ein äußerst schlimmes Zeichen. Darüber trat Mendelssohn gegen Jacobi auf.[2]) Lessing, sagt er, möge wohl im Ernste nicht geglaubt haben, daß die Gründe gegen den Papst doppelt und dreifach gegen die Fürsten gälten, da sie höchstens nur einfach dagegen gelten können.... Lessing, bemerkt er weiterhin, war aber der Meinung, man müsse einer im Schwange seienden Uebertreibung eine andere Uebertreibung entgegensetzen, und aus diesem Grundsatze getraue er sich alle Paradoxa zu erklären, die in seinen Schriften vorkämen.... Sonderbar, daß Mendelssohn zuletzt eine Wendung nimmt, als ob es Jacobi um die Demokratie gegen die Monarchie zu thun wäre — was denn dieser mit Recht als eine falsche Schlußfolgerung von der Hand weist. (S. 404.)

So hat auch Lessing, um zu ihm zurückzukommen, wie vielleicht außer ihm nur noch Friedrich der Große, die Aufhebung des Jesuitenordens durch Clemens XIV. geradezu gemißbilligt und sie mit der Aufhebung der Tempelherren verglichen, mit Hinweisung auf eine merkwürdige Prophezeiung aus dem Ende des 17. Jahrhunderts, welche den Untergang jenes Ordens betrifft.[3]) „Es ist nun geschehen," sagt er, „was er prophezeihte, und nur unsern bessern Zeiten haben wir es ohne Zweifel zu danken, daß eine ebenso ungerechte Sache wenigstens mit weniger Grausamkeit ausgeführet worden."

Wer aber hieraus schließen möchte, daß Lessing die Mönchsorden für ein Glück unserer Staaten hielte, der lese sein „Gespräch über die Soldaten und Mönche." (XI, 612. M. 2, 252. H. XVIII, 366).

---

[1]) F. H. Jacobis Werke II, 325. — [2]) Gedanken Verschiedener bei Gelegenheit einer merkwürdigen Schrift (bei Jacobi hinter dem „Etwas, das Lessing gesagt hat"). — [3]) Siehe: Tempelherren in den Kollectaneen XI, 388. M. 1, 529. H. XIX, 504. Wichmanshausen hatte in seiner Diss. de extinctione Ord. Templ. 1687 gesagt: An vero paria etiam Jesuitas fata cum Templariis mansura sint, tempus manifestabit. Certe Nemesis divina tandem, quos praeterisse videtur, inveniet.

So hat auch Lessing die Wirkungslosigkeit der geistlichen Beredtsamkeit unter uns aus dem Verfall der Kirchenzucht hergeleitet[1]): und wer würde weniger als er die Goezen zu Herren unserer Gewissen, unsers moralischen und religiösen Lebens gemacht haben!

F. H. Jacobi schrieb an Elise Reimarus bei Gelegenheit Wielands, welcher im deutschen Merkur „das Recht des Stärkern" in Schutz genommen hatte, den 15. März 1781[2]): „Wenn meine Abhandlung gegen die Starken siegt, so lasse ich sie besonders drucken und widme sie dem Schatten des Freien." Jakobi hatte Recht, Lessing den Freien zu nennen, wenn dieser gleich in seinen Schriften nur selten von Freiheit spricht. — In dem Fragmente seiner Tragödie: „Spartacus" (1771), legt Lessing diesem Anführer der Gladiatoren-Armee die Betrachtung in den Mund: Sollte sich der Mensch nicht einer Freiheit schämen, die es verlangt, daß er Menschen zu Sklaven habe? — Der Consul: Ich höre, Du philosophirst, Spartacus. — Spartacus: Was ist das: Du philosophirst? — Doch ich erinnere mich — Ihr habt den Menschenverstand in die Schule verwiesen, um ihn lächerlich machen zu können. —

Während der beängstigenden Zeiten der französischen Revolution schrieb Gleim[3]) an Matthisson den 13. Mai 1794: „Ach, daß Lessing noch lebte! Daß wir nach Wolfenbüttel zu ihm reisen könnten, um flehentlich ihn zu beschwören, der Luther des achtzehnten Jahrhunderts zu werden! . . ."

So werden Menschenalter vergehen und der Ausruf wird gerechtfertigt sein: „Ach, daß Lessing noch lebte!"

Dreizehntes Kapitel.

Wenn schon Lessing durch sein Leben und seine Werke in der Geschichte des deutschen Geistes ein unsterbliches Monument sich gegründet, so erscheint es doch nicht überflüssig, hier der Weihe seines Andenkens durch die bildenden Künste zu gedenken.

Von Lessings Bildnissen ist bereits geredet. Medaillen auf Lessing wurden bald nach seinem Tode zwei, leider sehr schlechte, in Braunschweig und in Berlin geprägt.[4]) Erstere von Chr. J. Krull, zeigt Lessings Brustbild in römischem Gewande, mit der Umschrift: Gotthold Ephraim Lessing. Unter demselben: Natus MDCCXXIX. Auf der Rückseite liest man die In-

---

[1]) XI, 616. M. 2, 256. H. XVII, 259. In dem Fragmente: „Betrachtungen über die geistliche Beredsamkeit." „Ich will sagen," heißt es hier, „daß unsere geistliche Beredsamkeit, ohne die Kirchenzucht, von der heut zu Tage unter uns kaum die geringste Spur mehr übrig ist, nothwendig eine sehr armselige Figur spielen muß. Unsere Kanzeln können sich keiner Redner rühmen; ihre besten Betreter sind Sophisten, und wenn sie es noch wären!" — [2]) Siehe oben S. 309 und 357. — [3]) Matthissons literar. Nachlaß III, 35. — [4]) Jördens, Lexikon, III, 326.

schrift: Poeta, Philosophus, Philologus, Criticus, Germaniae Decus, Musarum et Amicorum dum vivebat amor, nunc desiderium sempiternum.

Die andere Medaille, von dem Hofmedailleur A. Abramson, zeigt auf der Vorderseite Lessings Brustbild; unter demselben: Natus MDCCXXIX. Umschrift: Gotthold Ephraim Lessing. Auf der Kehrseite zur Linken betrauert ihn an einem Aschenkruge die Wahrheit, die sich auf eine umgekehrte Fackel stützt, und zur Rechten die Natur mit verhülltem Haupte und der Umschrift: Veritas amicum luget, aemulum natura. Auf dem Piedestal liest man: Nathan der Weise, und im Abschnitte: Denatus: MDCCLXXXI.

Krull verfertigte 1782, nach Lessings Todtenmaske, mit Zuziehung guter Bilder und nach der Erinnerung, eine wohlgelungene Büste in Lebensgröße, welche er, auf den Wunsch von Lessings Freunden, in Gips vervielfältigte.[1])

Der kurkölnische Minister, Freiherr Otto August von Grote, errichtete Lessingen in seinem Todesjahre 1781 in dem Park seines Landgutes Brose im Lüneburgischen ein Denkmal. Der Hamburgische Steinmetz Langemack hatte es verfertigt. Es besteht aus einer Urne auf einem viereckigen Postamente, auf dessen Vorderseite die Worte zu lesen sind: Dem unsterblichen Gotthold Ephraim Lessing; auf der entgegenstehenden Seite: Gewidmet von Otto August Freiherrn von Grote 1781. Auf der rechten Seite des Postaments steht eine Eule, das Sinnbild der Weisheit; zur Linken befinden sich Maske und Dolch, als die Attribute der komischen und der tragischen Muse. Die Urne selbst ist mit Festons und ein paar Ramnesköpfen geziert. Vorn auf derselben zeigt sich ein aus dem Ei kriechender Schmetterling, und hinten ein Adler, der sich zur Sonne emporschwingt, als Sinnbild der Verwandlung und des höhern Flugs des entkörperten Geistes.[2])

Johannes Müller hatte nach Lessings Tode die Absicht, Lessingen ein Denkmal zu setzen, wie Kästner auf Leibniz eins geschrieben. — Darauf schrieb ihm Gleim den 22. September 1781: „Sie wollten unserm Lessing ein Denkmal setzen? — Herr von Grote in Hamburg ist Ihnen zuvorgekommen. Er hat eins gesetzt von Stein. Aere perennius wird das Ihrige sein.“[3]) Wäre es gewesen! können wir nur sagen, da Müller es bei dem bloßen Vorsatze bewenden lassen.

Im Jahre 1791 errichtete der Prinz Karl zu Fürstenberg in Donaueschingen Lessingen ein Denkmal in dem Garten seiner Residenz, auf dem

---

[1]) In der Litteratur- u. Theaterzeitung 1782. S. 95 ladet Krull zur Subscription ein. Nach jener Büste wurden wieder Porzellanpuppen gemacht. Ueber die letzteren schreibt F. H. Jacobi an Elise Reimarus (den 15. März 1781): „Ich werde nichts dazu beitragen, daß Lessing unsere Kamine verzieren helfe und etwa zwischen ein Paar nickenden Pagoden figurire, welches freilich dieses Angemessene haben würde, daß er nicht mit nickte.“ — [2]) Eine Abbildung steht in Hirschfelds Taschenbuch für Gartenfreunde. Zweiter Jahrg. Kiel 1783., und hiernach die Beschreibung in der Litteratur- und Theaterzeitung für 1783, S. 320. Ob dieses Denkmal, das erste öffentliche Denkmal Lessings, noch erhalten ist, weiß ich nicht. Der Stifter starb im hohen Alter 1831. (Neuer Nekrolog der Deutschen. 1832. Nr. 112.) Jördens, Lexikon III, 326, begeht den seltsamen Irrthum, zu schreiben, daß dieses Denkmal noch bei Lessings Leben, 1771, errichtet worden. Ein Druckfehler in der Jahreszahl wird ihn verführt haben. — [3]) Gleims Briefwechsel II, 274.

Hügel einer kleinen, mit Linden, Ahorn, Silberpappeln und andern schönen Bäumen und Gesträuchen umkränzten Insel: eine steinerne, mit Lorbeeren gezierte Urne, welche an ihrem Fußgestelle die Inschrift zeigt:

AUTORI. EMILIAE. GALOTTI. POSUIT. CAROLUS. FURSTENBERG.[1])

Im Jahre 1788 gab der Schauspieldirektor Großmann, erfüllt von Begeisterung und Dankbarkeit gegen Lessing, die erste Anregung zu einem öffentlichen Denkmale des großen Mannes in Wolfenbüttel. Er kam nach Braunschweig und (erzählt er)[2]) fand nicht was er suchte: ein Denkmal auf Lessings Grabe. Kaum wußte man ihm in Braunschweig das Plätzchen Muttererde nachzuweisen, das die Gebeine des Edlen aufgenommen hatte. Ein alter Invalide, der ihm in seiner Krankheit aufwartete, zeigte es ihm.[3]) So kam er auf den Gedanken, die deutschen Schaubühnen einzuladen, eine Vorstellung eines Lessingschen Schauspiels zu geben und die Einnahme der Errichtung eines Denkmals zu widmen. Er erließ zu dem Ende aus Hannover den 1. Oktober 1788 ein Umlaufschreiben an die deutschen Schaubühnen. Um der Vorstellung mehr Feierlichkeit zu geben, sollte sie mit einer, von einem unserer beliebtesten Dichter verfertigten, von einem geschickten Tonkünstler gesetzten Trauercantate eröffnet werden.

Die Seele des Unternehmens war in gewisser Hinsicht Campe, welcher nicht lange vorher (1787) vom Herzoge Ferdinand als Schulrath nach Braunschweig berufen war, und in noch höherem Grade dessen hochgebildete Gattin (geborne Dorothea Marie Hiller, aus Berlin). Auf ihre Vorstellung zeigte der Herzog sich dem Plane sehr geneigt und bewilligte jeden Platz, den sie für Lessings Denkmal wählen wollten. Die Rath Campe entwarf eine Skizze zu demselben. Auf einer künstlich gemachten Anhöhe, mit Epheu belegt, auf einigen Stufen ein Würfel von grauem oder schwarzem Marmor mit der Inschrift auf der einen Seite, aus dem Nathan:

DER MANN
STEHT SEINEN RUHM. SEIN RUHM IST
BLOS SEIN SCHATTEN.

Auf der Seite gegenüber:

WIE? LESSINGS DENKMAL DIESER STEIN?
ER WIRD EIN DENKMAL DIESES STEINES SEIN.[4])

---

[1]) Lessings Werke. Donaueschingen. VIII, 711. — [2]) Lessings Denkmal. Eine Vaterländische Geschichte; Dem Deutschen Publikum Zur Urkunde Vorgelegt Von Grossmann. Hannover, 1791. — [3]) Ohne Zweifel Mackwitz. Schon Campe hatte (a. a. O.) die Bemerkung gemacht, daß Lessings Grab in Braunschweig selbst so gut wie unbekannt wäre. Vgl. J. Leyser, J. H. Campe, Braunschweig 1877, I, 50. — [4]) Diese Verse waren nichts, als eine Nachbildung von Lessings Grabschrift auf Kleist, als er aus Frankfurt an der Oder von hoher Hand um Verfertigung derselben ersucht wurde. Der Gedanke ist aus der griechischen Anthologie (Allg. Deutsche Bibl. LXI, 422):

O Kleist! Dein Denkmal dieser Stein? —
Du wirst des Steines Denkmal sein.

Das Ungeschickte jener Nachbildung hat Lichtenberg in einem eigenen Aufsatze:

Oben auf dem Würfel ein schöner Genius mit der umgekehrten Fackel in einer, und einem Schmetterling in der andern Hand, von weißem Marmor.

Die Rath Campe setzte sich mit dem älteren Maler Weitsch in Verbindung, welcher ihr drei Entwürfe zeichnete: der eine war die Ausführung ihres eigenen Entwurfes; der zweite eine schöne Rotunde, wo das Licht von oben einfiel; das Frontispiz von zwei klagenden Frauen gehalten; in dem Innern ein simples steinernes Grabmal, woran die Muse des Trauerspiels weinend lehnt und den Dolch seitwärts weggiebt. — Der dritte Entwurf endlich eine simple Kuppel, auf vier Säulen ruhend; unter derselben ein ebenso einfaches Grabmal mit Lessings Namen. Dieser Entwurf war auf den Platz an der im Gothischen Style gebauten Egidienkirche berechnet. Großmann sah im August 1789 bei Weitsch noch zwei neue Zeichnungen zu einem Denkmal Lessings. Von ihm heiße es in Wahrheit, sagt er: „der denkende Künstler ist noch eins so viel werth." Der Maler wünschte, der Herzog möge sich bestimmt für einen Platz erklären. Großmann besprach sich mit dem Minister Grafen von Hardenberg, und dieser rieth, die Sache dem Herzog schriftlich vorzutragen. Seine Fürsprache hat ohne Zweifel auf die von dem Herzoge unter dem 28. August 1789 urkundlich ausgestellte Resolution eingewirkt. Hiernach sollte der hinter der Bibliothek in Wolfenbüttel auf dem Walle belegene sogenannte Finkenberg dazu eingeräumt werden. [1])

Es handelte sich nun um die bei der Lessingfeier auf den deutschen Bühnen aufzuführende Cantate. Hier zeigte sich schon, was von dem ganzen Unternehmen zu hoffen und zu erwarten war. Die eigenen Freunde, Eschenburg in Braunschweig, Engel in Berlin, entschuldigten sich bei Campe und bei Großmann wegen ihres poetischen Unvermögens. Engel schlug statt seiner Gotter in Gotha vor. Großmann mußte endlich zu einem Freunde in Hannover seine Zuflucht nehmen, dessen Arbeit unter der Mittelmäßigkeit blieb. [2]) Noch trauriger aber fielen, mit wenigen Ausnahmen (zu denen Dalberg und Iffland in Mannheim, Knigge und Kotzebue zu rechnen), die Antworten der Schauspieldirektoren aus. Den Anfang machte Schröder, welcher zwar Großmanns Idee lobte, aber seine Bitte, „gemeinschaftlich mit ihm die deutschen Bühnen zum Beitritt zu ermuntern," wegen zu vieler Geschäfte ablehnte. Ausschließen wollte er sich nicht, wiewohl er ganze Einnahmen für die Versorgung seiner Schauspieler besser anzuwenden wüßte! Madame Wäser, vom Theater in Breslau, jammerte über die Stumpfheit des hiesigen Publikums, welches sie alle Jahre, wenn sie die Vorstellung für die Armen gäbe, flehentlich bitten müsse, geschweige für ein Andenken außerhalb Landes, wo man selbst Lessings Tod durch die Länge der Zeit vergessen habe! — Die Direktion des National-Theaters in Berlin, welche Engel zu ihrem Mitgliede zählte, gab zur Antwort, daß sie keine Vorstellung

„Noch eine angebliche Aufschrift auf Lessings Grabmal," vermischte Schriften IV, 403. (neue Ausgabe V, 139 ff.) schlagend dargethan. Vgl. Jördens, Lexikon VI, 499. Lachmann hat diese Grabschrift in den „Berichtigungen und Zusätzen" seiner Ausgabe XIII, 646 nachgetragen. M. I, 253. H. 156.

[1]) A. a. O. S. 73. — [2]) Ebend. S. 44—52. Es ist eine kahle Nachahmung der Klopstockschen Manier mit Einmischung (sogenannter) deutscher Mythologie.

zum Besten „eines gewissen Behufs" bewilligen könne, ohne des Königs Genehmigung einzuholen; daß sie aber sich nicht berechtigt glaube, deshalb den Antrag zu thun, bis sie nicht allein von Zusagen, sondern auch von einigen wirklich geschehenen Vorstellungen zur Ausführung des vorhabenden Werkes vergewissert wäre. Koberwein in Köln, an welchen Großmann durch F. H. Jacobi gewiesen wurde, glaubte, daß ein Beitrag von deutschen Schaubühnen zu einem „Grabstein" weder der Familie Lessing, noch dem großen Herzog, dessen Hofrath er war, zur Ehre gereiche. Es gebe so viele lebende arme Schauspieler, daß man wahrlich für die Todten nichts thun könne! Der Professor Cramer in Kiel versprach wenig von einem Orte, der arm an Geld und wohl noch ärmer an Enthusiasmus sei, und rieth ihm, sich an den Dichter und Dramaturgen Rahbeck nach Kopenhagen zu wenden; einen enthusiastischern Freund hätte Lessing nie gehabt; er sei der Herold Lessings unter den Dänen. [1]) Und Rahbeck — blieb die Antwort schuldig! — Auch von dem Hoftheater in Dresden war nichts zu erlangen. In Wien endlich, wo Stephanie sich der Sache annahm, soll, nach dem Berichte eines Reisenden, Graf Rosenberg zur Antwort gegeben haben: „Was geht uns Lessing an? Seine Verwandte und Freunde mögen ihm ein Mausoleum für ihr Geld bauen, wir sorgen für unsere Leut" [2]) — „als ob (bemerkt C. J. Weber) von einem Platz im Spital die Rede gewesen wäre! Wie können wir verlangen, daß Lessing der Nation angehören soll, wo keine Nation ist? — So wiederholte sich, sagt Franz Horn, wie geschrieben steht: „Es hatte der eine ein Weib zu nehmen, der andere einen Ochsen zu kaufen, der dritte war nicht zu Hause, und besah ein Landgut u. s. w." Großmann versuchte zuletzt noch den Weg, Sammlungen freiwilliger Beiträge zu veranstalten — mit eben so schlechtem Erfolg. Man bemerke, daß die größte der eingelaufenen Summen bei Herrn von Kotzebue in Reval in einem Ertrage von $38\frac{2}{3}$ Rubel niedergelegt war! — Großmann trat jetzt zurück und schrieb mit gerechter Bitterkeit seine Vaterländische Geschichte von Lessings Denkmal, „dem teutschen Kaiser Leopold und dem teutschen Könige Friedrich Wilhelm von Preußen gewidmet."

Was Großmann nicht gelang, brachte der als Staatsmann und dramatischer Dichter verdiente Graf Julius von Soden mehrere Jahre später, auf Grundlage der durch Großmann getroffenen Vorbereitungen, zur Ausführung, und so wurde am 19. Juli 1796 zu Wolfenbüttel ein Monument aufgerichtet. Die Ausführung übernahm der Bildhauer Friedr. Wilh. Eugen Döll, Professor der bildenden Künste in Gotha. Ein Augenzeuge erzählte, daß, als Döll mit Lessings Monumente in Wolfenbüttel angekommen war und auf dem Schloßplatze mit dem Wagen haltend, gefragt hatte, wo dasselbe errichtet werden sollte, ohne von dem Bibliothekar Langer die erwünschte Auskunft darüber erhalten zu können, der Meister sein Werk sofort mit Hilfe des gerade gegenwärtigen Bau-Aufsehers Hennig habe abladen lassen.

---

[1]) Dies bestätigt Steffens: Was ich erlebte, II, 104. Durch Rahbeck war Steffens auf Lessing geführt worden. — [2]) Großmann a. a. O. und C. J. Webers Deutschland oder Briefe eines in Deutschland reisenden Deutschen IV, 157, welcher die angeführten Worte „einem gewissen Fürsten" in den Mund legt.

Hierauf sei von ihm schnell eine Unterlage gefertigt und das Denkmal der Bibliothek gegenüber errichtet worden. [1]) Die Ausführung entsprach einem frühern Entwurfe. Ein antiker Altar aus Blankenburger Marmor, an dessen vier Seiten eine Tafel von weißem karanischen Marmor mit Rosen aus vergoldeter Bronze an dem Altar befestigt ist. Die erste Tafel zeigt Lessings Bildniß in halberhabener Arbeit. Gegenüber ein Basrelief, eine tragische und eine komische Maske darstellend, in einem Kranze von Lorbeerblättern und Palmzweigen, in der Mitte des Kranzes, in einem Bande, Hirtenstab, Dolch und Spiegel. Die dritte Tafel enthält als Inschrift:

G. E. Lessing,
Weiser Dichter
Deutschlands Stolz.
Einst
Der Musen Und Seiner
Freunde Liebling.

Die vierte Tafel zeigt die Worte:

Ihm
Errichteten Dieses Denkmal
Einige
Seiner Dankbaren
Zeitgenossen
MDCCLXXXXV.

Das Volk wußte von keinem Lessing mehr; bald aber, als gewisse Erinnerungen, unter Leitung der Geistlichkeit, wieder aufgefrischt wurden, machte der gemeine Mann aus der komischen Maske einen Engel, der Lessing früher leitete, und aus der tragischen den Teufel, der ihn zuletzt holte. [2]) Das Denkmal blieb vor fanatischer oder muthwilliger Beschädigung nicht sicher; dieses, wohl auch die Absicht dem Einfluß der Witterung zu wehren, gab Anlaß, daß das Monument im Jahre 1802 von dem Platze vor der Bibliothek weggenommen und in das Bibliothekgebäude gesetzt wurde, so, daß die eine Seite an die Wand stößt und jetzt nicht mehr gesehen werden kann.

Eigenthümlicher Art ist das Monument, welches später Lessingen in seiner Vaterstadt Kamenz errichtet wurde. Es ist die im Jahre 1824 durch den Menschenfreund Dr. Johann Gottfried Bönisch gegründete Armen-Kranken-Anstalt, unter dem Namen: „Barmherzigkeits-Stift," zugleich als Lessings Denkmal. [3]) Diese segensreiche Stiftung wurde nicht ohne Widerspruch gewisser Eiferer, welchen die Verknüpfung des Namens Lessing mit einem Werke christlicher Liebe ein Aergerniß war, ins Leben gerufen. Lutherische Geistliche und andere der milden Stiftung sonst nicht abgeneigte Personen

[1]) Handschriftlich, von Dr. Schiller. — [2]) Carl J. Weber, a. a. O. S. 158. — [3]) Siehe J. G. Bönisch, Begründungsgeschichte des Barmherzigkeits-Stifts oder Lessings Denkmal zu Kamenz. 2. Aufl. Kamenz 1828.

gaben den gutgemeinten Rath, den Namen Lessings, „weil er dem Hauptzwecke nachtheilig wäre," von dem Stiftsnamen zu trennen. Diese Guten hielten Lessing für den Verfasser der Wolfenbüttler Fragmente. — Andere stießen sich aus einem entgegengesetzten Grunde an eine Verbindung Lessings mit einer Krankenanstalt.

Aber der gute Zweck siegte über die Bedenken der Frommen, wie der Weltkinder. Am 10. September 1824 wurde der Grundstein gelegt. Mehrere Fürsten Deutschlands, der König von Sachsen an der Spitze, sendeten reiche Spenden; der Kaiser Alexander schickte, trotz der damaligen Ueberschwemmungen zu Petersburg und an den Küsten der Ostsee, 100 Dukaten. Mit Dank und Freude begrüßte der Begründer des Barmherzigkeits- oder Lessings-Stifts den Tag, an welchem diese Anstalt eröffnet und eingeweiht wurde. Es war der 3. Januar 1826. In der bei dieser Feier gehaltenen Eröffnungsrede vermißte man nur eines — den Namen Lessings. Doch was hier versäumt ward, wurde drei Jahre später an Lessings mehrfach in Deutschland gefeiertem, hundertjährigem Geburtstage nachgeholt. [1]) Am 25. December 1828 bildete sich aus den Ersten der Stadt ein Verein zur würdigen Feier des großen Tages. Als der Tag herangekommen war, wurde die Büste Lessings, nach einer in dem Rathhaussaale angehörten Rede, in einem feierlichen Zuge mit Musik nach dem Barmherzigkeits-Stift getragen (kein Geistlicher folgte). Hier wurde sie auf das, von dem Hofbildhauer Kühn in Dresden gefertigte Postament von sächsischem Marmor gehoben und für alle künftigen Zeiten aufgestellt. Das Piedestal trägt in erhabener vergoldeter Schrift die Worte:

Gotthold Ephraim Lessing
geboren zu Camenz
d. XXII. Januar
MDCCXXIX
und gestorben
MDCCLXXXI.

Die Büste auf ihrem Piedestal wurde in einem kleinen, auf vier marmorartigen Säulen ruhenden Tempel, dessen Dachung und Kuppel von himmelblauer Farbe ist, im Hauptgange der Anstalt und im Mittelpunkte derselben so aufgestellt, daß sie jeden Eintretenden gleichsam begrüßt. Im Hintergrunde des kleinen Tempels ist eine vergoldete Lyra auf einem durchsichtigen, himmelblauen Grunde von seidenartigem Stoffe so angebracht, daß sie wie am Horizonte zu schweben scheint, indem ihre nach allen Richtungen divergirend ausgehenden Strahlenlinien deutlich bemerkbar sind. Ein Adler, über Lessings Haupte sich emporschwingend, trägt die Lyra auf seinen Fittigen himmelan. Im Mittelpunkte ist ein Chronometer angebracht, allegorisch andeutend, daß mit Lessing im Gebiete der Literatur und Dramaturgie für die Deutschen eine neue Zeitperiode begonnen.

---

[1]) S. die Schrift: Den Manen G. E. Lessings. Dem Drucke übergeben von Belmont. Kamenz 1829.

So hatte der Begründer der Anstalt sein der Welt gegebenes Wort gewissenhaft erfüllt.

Am Abend dieses schönen Tages gingen die Schüler des Lyceums und der Bürgerschule mit Fackeln auf den Marktplatz und brachten, nach einem feierlichen Gesange, den Manen Lessings ein jauchzendes Vivat. Auch war der löbliche Wunsch zur Sprache gekommen, das Archidiaconat, eine der Collatur zustehende Amtswohnung, in welcher Gotthold Ephraim Lessing vor hundert Jahren das Licht der Welt erblickt hatte, bei einbrechendem Dunkel illuminirt und mit einem sinnigen Transparent geschmückt zu sehen. „Eingetretene Umstände," heißt es euphemistisch, doch für die Nachwelt verständlich genug — „traten der Ausführung entgegen," und dies wiederholte sich, als man den Wunsch dahin abänderte, wenigstens bei Tage an dieser Amtswohnung eine Ehrenpforte errichten und sie mit Guirlanden und einer sehr einfachen Inschrift verzieren zu lassen.

Man mußte sich begnügen, in der festen Ueberzeugung, „daß selbst Clio's scharfer Griffel eine Thatsache, wie die: in diesem Hause ward Lessing geboren, aus den Jahrbüchern der Geschichte nicht auszukratzen vermöge," am 22. Januar vor der Archidiaconatswohnung zwei Säulen von Fichtenreis, oben und unten mit Festons verziert, aufrichten zu lassen, zwischen deren Frontispize eine durch den Pinsel des Malers mit einer Guirlande von Amaranthen-, Lorbeer- und Eichenblättern geschmückte Tafel mit den Worten schwebte:

Teutschlands Stolz
G. E. Lessing
erblickte
in dieser Wohnung
das
Licht der Welt
am 22sten Januar
1729.

Als Kamenz im Jahre 1842 zum größten Theile ein Raub der Flammen wurde, blieb durch eine besondere Fügung das Barmherzigkeits- oder Lessingsstift verschont, während Lessings Geburtshaus in Asche gelegt wurde. Wiederum wirkte Lessings Name mit, als dem großen Unglück, das seine Vaterstadt betroffen, abgeholfen wurde. Ebenso hallte sein Name in der Versammlung der zweiten sächsischen Kammer im Jahre 1840 wieder, als Vorschläge, das Lessingsstift zu heben, von einem Mitglied der Kammer eingebracht wurden. Der Abgeordnete Wieland trat auf: „Es ist jenes Stift," begann er, „zum Andenken eines Mannes errichtet, der in unserer Kulturgeschichte als einer der ersten Sterne leuchtet. Gotthold Ephraim Lessing, der Sohn eines protestantischen Geistlichen in Kamenz, nimmt unfehlbar unter den berühmtesten Gelehrten und Denkern Deutschlands eine der ersten Stellen ein, dessen Andenken der Patriot ehren muß. Und so bestimmt mich auch diese Rücksicht des Nationalgefühls, für den Antrag zu stimmen."[1])

[1]) Mittheilungen über die Verhandlungen u. s. w. 1840. S. 1518.

Im Jahre 1840 erhielt Lessings Bildniß unter den Reliefs der Aula der Universität zu Leipzig von Rietschel, seinen Platz.

Im Jahre 1841 wurde Lessings Büste im neuen Theater zu Dresden aufgestellt, nachdem die alte Bühne mit Minna von Barnhelm geschlossen worden war.

Zehn Jahre später, 1851, wurde das erhabene Denkmal Friedrichs des Großen zu Berlin, von Rauch, aufgerichtet. Westlich unter der Apotheose Friedrichs, zwischen Seydlitz und Zieten, zeigt sich eine Gruppe von Männern, welche als Helden des Friedens bezeichnet werden können, unter ihnen Lessing, das Gesicht Kant zugekehrt und wie in Gedanken-Austausch mit ihm begriffen. Die hohe Vollendung der Kunst, welche das Ganze, wie dessen Theile beseelt, leuchtet auch aus dieser Gruppe. — Einer späteren Zeit war es vorbehalten, die Schuld des Patriotismus und der Kunst dem Genie Lessings vollkommen würdig abzutragen.[1]) Wie ehedem, als Großmann den ersten mißlungenen Versuch zu einem Denkmal auf Lessing machte, gab dessen seit vielen Jahren verlassener und vergessener Grabhügel den Anstoß zu dem dieses Mal mit herrlichstem Erfolge gekrönten Unternehmen. Als im Jahre 1831 eine Anfrage aus Wien in Braunschweig einging, hatte Niemand die Grabstätte Lessings nachzuweisen vermocht. Dies veranlaßte Dr. Karl Schiller zu eifrigen Nachforschungen. In dem Todten-Register der Magnikirche war Lessings Name zwar eingetragen, allein da zu jener Zeit die Gräber noch nicht numerirt wurden, so führte dieses nicht zum Ziele. Glücklicher Weise war es bekannt, daß an dem Grabe eine Pappel und eine Akazie gepflanzt worden, so wie daß Joachim Heinrich Campe auf den Gräbern von Leisewitz, Lessing und Stuve drei ganz gleiche Leichensteine hatte setzen lassen.[2]) Da der Todtengräber keine Auskunft zu geben wußte, so blieb nichts übrig, als den großen Kirchhof zu durchsuchen. Nach langen Bemühungen fand Schiller die beiden Bäume und in der Gegend derselben zuerst den Grabstein von Stuve und da dieser, wie man wußte, auf seinen Wunsch an Lessings Seite begraben war, dicht daneben, ganz unter Gebüsch und Unkraut versteckt einen Grabstein, der, gereinigt, den Namen Lessing zeigte.[3]) Es war ein Moment tiefer Bewegung und Begeisterung, welcher den Wunsch erzeugte, eine solche Vernachlässigung eines der größten Männer Deutschlands zu sühnen. Schiller beschloß, alle Kräfte daran zu setzen, um seinem Lessing ein würdiges Denkmal zu errichten, und sein Bestreben ward von herrlichem Erfolge gekrönt. Der in Braunschweig lediglich in dieser Absicht gegründete Kunstverein erließ den 15. April 1837, später aber auf Grund eines erweiterten Planes am 12. März 1839, an ganz Deutschland, besonders aber an Deutschlands Fürsten und an die Vorstände der deutschen Bühne,

[1]) Den folgenden Angaben ist der nach den Akten gearbeitete Artikel: „Die Enthüllungsfeier des Lessing-Denkmals in Braunschweig am 29. September,“ in der Leipziger Illustrirten Zeitung 1853. Nr. 537. zu Grunde gelegt. Dasselbe Blatt Nr. 536. enthält die Abbildung der Lessing-Statue. — [2]) Vgl. J. Leyser, J. H. Campe, I, 69. — [3]) Dr. Schiller gab einen Bericht über diese Entdeckung in das Februarheft des Mitternachtblattes von 1834, die ich mir nicht habe verschaffen können; ebensowenig als die von ihm auf dieses Ereigniß gedichtete Ode.

eine Aufforderung, durch Beiträge und Aufführungen das Werk ins Leben rufen zu helfen. Auf die Bittschreiben an vier und dreißig Fürsten haben Fürst Aloys zu Liechtenstein, der Großherzog von Baden, Fürst Leopold zu Lippe-Detmold, Leopold, Fürst zu Schaumburg-Lippe, großmüthige Gaben eingesandt, denen die begleitenden Worte höheren Werth verliehen. Vier Souveräne antworteten ablehnend, die übrigen sechsundzwanzig Bittschreiben blieben unbeantwortet! Demnächst aber gingen, außer einem Geschenk des Herzogs Wilhelm von Braunschweig von hundert Thalern, bei verschiedenen Gelegenheiten von mehreren fürstlichen Personen kleinere Gaben ein. Außerdem ließ die herzogliche Regierung in Braunschweig den Standort mit einem Kostenaufwande von 900 Thalern herrichten, und überwies die für die deutsche Flotte eingegangenen Beiträge von 450 Thalern dem Ausschuß des Kunstvereins.

In Folge der in öffentlichen Blättern ergangenen Aufforderungen gab die braunschweigische Hofbühne am 9. August 1842 ein Benefiz. Von achtundzwanzig deutschen Bühnen-Vorständen entsprachen die von Dresden,[1]) Leipzig, Hannover, Berlin, München und Weimar rühmlich den an sie erlassenen Aufforderungen und sandten den Ertrag der veranstalteten Vorstellungen ein.

Unterdessen fand das Unternehmen in immer weiteren Kreisen Anklang, und manches Scherflein ging ein, welches nach dem Sinne und den Verhältnissen des Gebers höhere Spenden überwog. Gerühmt wird der Eifer, womit aus eignem Antrieb verdiente Männer der Sache sich annahmen. Gabriel Rießer in Hamburg legte dieselbe in einer kleinen Druckschrift seinen Glaubensgenossen ans Herz.[2]) Wilhelm Wolfson in Leipzig hielt eine Reihe von Vorträgen über dieselbe, und der große Schauspieler Seydelmann las im Saale der Singakademie in Berlin „Nathan den Weisen" vor. Mittelst der dadurch gewonnenen erheblichen Summen wurde das Unternehmen nicht wenig gefördert.

Der Kunst-Ausschuß zu Braunschweig hatte, von der öffentlichen Meinung unterstützt, die Errichtung einer kolossalen Statue in Erz beschlossen. Die Statue sollte acht Fuß sechs Zoll hoch sein. Das Werk übernahm Ernst Rietschel[3]) zu Dresden; Georg Howaldt in Braunschweig den Bronzeguß. Als Standort für das Denkmal wurde der Platz an der Wallpromenade unweit der Egidienkirche, gewählt. Der 29. September 1853 war der Tag der feierlichen Enthüllung. „So wäre nun das Ziel erreicht," heißt es in dem vorliegenden Berichte, „das Standbild steht auf einem Fußgestell von geschliffenem harzburger Granit, welches nur noch die von Rietschel gezeichneten herrlichen Basreliefs, „„die Poesie und die Kritik,"" zu denen Professor Nicolai in Dresden die architektonischen Gliederungen entworfen,

---

[1]) Den 16. März 1850, Emilia Galotti, mit einem Epilog von Berthold Auerbach, gesprochen von Emil Devrient (zum Besten des Lessing-Denkmals herausgegeben). — [2]) Einige Worte über Lessings Denkmal an die Israeliten Deutschlands gerichtet von G. Rießer, Dr. Frankfurt a. M. 1838. (Wieder abgedruckt im Lessing-Mendelssohn-Gedenkbuch. Leipzig 1879, S. 255—282). Angehängt ist der erste Aufruf des Braunschweigischen Kunstvereins vom 15. April 1837. — [3]) S. oben S. 586.

erwartet, ein Meisterstück, das noch nicht seines Gleichen hat und eine neue Bahn eröffnet. Sinnig gedacht und wundervoll ausgeführt, steht Lessing da; die Linke, ein eben vollendetes Werk haltend, auf den untern Theil einer cannelirten antiken Säule gestützt. Die Rechte unwillkürlich auf das Herz, von dem der heiße Drang der Forschbegierde dieses muthigen Freundes der Wahrheit ausging; der rechte Fuß im Fortschreiten begriffen. In stiller Majestät hat er das erhabene Antlitz nach der rechten Seite gerichtet, mit festem kühnen Blick den Gegner suchend oder erwartend, wie zum geistigen Zweikampf. So steht er mächtig, imposant, fast herausfordernd da, ohne, über die Grenzen der Plastik hinaus, die harmonische Ruhe zu stören. Der Künstler hat das Kostüm der Zeit, den breitschößigen Rock, die Kniehose, die lange gestickte Weste beibehalten; der durch den leichten Seidenstoff durchschimmernde, männlich schöne, harmonisch gebaute Körper macht die Kleidung, die durch Rietschels Meisterhand zu einer gefälligen, sogar des Faltenwurfs nicht entbehrenden, geworden ist, zu einem Beiwerke, das ganze Kunstwerk zu etwas wahrhaft Konkretem, dessen Eindruck ein überwältigender ist für jedermann, den höchsten, wie den geringsten."[1])

Der Platz, auf welchem das herrliche Denkmal errichtet ist, hat den Namen „Lessings-Platz" erhalten.

Am Abend wurde auf dem herzoglichen Hoftheater Nathan der Weise aufgeführt, mit einem sinnigen Prolog von Karl Köchy.

Ein zahlreicher Verein deutscher Männer aus verschiedenen Gegenden war an dem Tage zusammen, und huldigte dem Helden und Menschenfreunde, welchen die Kunst verherrlicht.

Im Jahre 1863 wurde auch in Kamenz eine Lessing-Büste enthüllt, wobei der Rabbiner Dr. A. Goldschmidt die Weihe-Rede hielt.[2]) Zur Betheiligung an der Sammlung für dieses Denkmal wurden namentlich auch die Juden aufgerufen von Dr. Abraham Geiger.[3])

Den 22. Januar 1879 wurde ebenda Lessings 150ster Geburtstag festlich begangen, und zur Feier seines 100sten Todestages, des 15. Februar 1881, schickt sich Hamburg an, ihm ein Denkmal zu setzen.

---

[1]) Hier möge noch aus einem Briefe Dr. Schillers an mich vom 4. October eine Stelle folgen: „— Sie sollten ihn sehen, diesen Heroen, wie imposant und göttlich schön er auf seinem hohen Standpunkte dasteht, wie außer der gewaltigen Conception Rietschels auch der, in gleicher Vollendung vielleicht noch nie gesehene Bronzeguß Howaldts zur Bewunderung hinreißt, dem es (was ich im Toast auf ihn hervorhob) glückte, in der harmonischen Durchführung dem Gedanken des Plastikers eherne Dauer zu geben. Sie sollten dieses von Rietschel und Nicolai zu Dresden entworfene, ebenmäßig schöne Postament mit der Inschrift: Dem grossen Denker und Dichter das deutsche Vaterland, Sie sollten die geschmackvolle Eisen-Umfriedigung des Kreisbaumeisters Krahn und den reizenden Standplatz sehen — und Sie würden sagen: Dieses Denkmal ist Lessings würdig." (Guhrauer). — [2]) Abgedruckt im Lessing-Mendelssohn-Gedenkbuch, Leipzig 1879, S. 317—320. — [3]) Ebenda S. 283—287.

Beilagen.

Zu S. 9. Den 16. August 1766 schrieb Lessing in das Stammbuch des Leipziger Magisters Johann Georg Eck den Vers des Horaz: Omnis Aristippum decuit color et status et res. Grenzboten 1879, II, 333.

Zu S. 35. So übersetzt Lessing die Worte des Pausanias: *ἀμφοτέρους διεστραμμένους τοὺς πόδας*, zuerst im Laokoon VI, 446. M. 423. H. 81, später in der Abhandlung über den Tod der Alten, VIII, 222. M. 210. H. XIII, 2, 261, und sucht diese Uebersetzung gegen Herders Einwurf und gegen die herkömmliche Uebersetzung: distortis pedibus (les pieds contrefaits, mit krummen oder verdrehten Füßen) aufrecht zu erhalten. Er stützt sich dabei auf die natürliche Lage der Schlafenden und auf die Werke der alten Künstler, wo schlafende Gestalten vorgestellt sind. Allein der Sprachgebrauch (cf. Stephanus Thesaurus sub *διαστρέφω*) entscheidet gegen Lessing. Heyne schon machte ihn geltend in seiner Vorlesung: Ueber den Kasten des Cypselus, Göttingen 1770. (Zu dieser Untersuchung aber hatte ihm Lessing, wie er ihm dankbar bekennt, XIII, 221. H. XX, 2, 353, die erste Anregung gegeben.), S. 14--36, und wenn Heyne dennoch die Sache unentschieden lassen will, so war es, um Lessingen nicht geradezu entgegen zu treten.[1]) Im Uebrigen bleibt das letzte Ergebniß der Lessingschen Abhandlung von der Darstellung auf dem Kasten des Cypselus ganz unabhängig, weil, wie auch Heyne a. a. O. bemerkt, in dieser ältesten Periode die Kunst als solche vor der „sinnbildernden“ symbolischen Absicht weit zurücktrat.

Zu S. 37. A. Maury, Du personnage de la mort, III. mémoire, I. part. a. a. O. V, 287—300, setzt die Entstehung des Skelettes als Bildes des Todes in die Kaiserzeit, als nämlich Epikureismus und Stoicismus in der Lehre der Todesverachtung von entgegengesetzten Seiten sich die Hand gaben. Sie steht auch im Zusammenhang mit den Fortschritten der Anatomie in der Schule zu Alexandrien, da ehedem diese Wissenschaft, namentlich die Osteologie, bei den Griechen durch Hindernisse von Seiten der Volksreligion zurückgeblieben war. Die ersten Christen endlich, besonders die Gnostiker, denen der Satan, der Fürst der Dämonen, als Personification des Todes erschien, und welche diese Dämonen mit den griechischen Dämonen, den Larven und Lemuren, identificirten, gaben an den Orten, wo der griechisch-römische Polytheismus herrschte, den bösen Geistern, und vor allem ihrem Fürsten das Bild des Gerippes: „C'est par cette série de confusions, d'identifications d'emprunt d'une religion à

---

[1]) Ueber die spätern, an Heyne sich anschließenden Untersuchungen vgl. Thiersch Epochen S. 167—196 und O. Müllers Handbuch S. 43, der hier aber gegen die besten Handschriften (vgl. die Ausgaben von Becker I, 390 und von Schubart und Walz II, 280) sich für *διαστραμμένον* entscheidet.

l'autre que la mort, Thanatos, arriva à être pour les Chretiens un squelette animé. . . . Le squelette de chez les sectes Chretiennes l'image de Thanatos, de Satan, du *Κύριος τοῦ Κόσμου,* ainsi que l'appellaient les Priscillianistes. . . . Endlich: Le personnage du démon, après avoir attiré à lui la figure du squelette, s'effaça bientôt pour ne laisser place qu'à une pure personnification abstraite dans laquelle presque toute idée de Satan avoit disparu et autour de la quelle se groupèrent une foule de traditions antiques. . . C'est le charactère que la mort prit au moyen âge. — (Eine anschauliche Belehrung über jene Amalgamirung der Begriffe des Satan und des Todes gewähren die apokryphischen Evangelien, namentlich die Unterredung zwischen dem Satan, als Thanatos, und dem Hades bei der erwarteten Ankunft des Erlösers in der Unterwelt; vgl. R. Hoffmann. Das Leben Jesu nach den Apokryphen. Leipzig 1851, I, 434 ff).

Mancherlei Betrachtungen ließen sich darüber anstellen, daß, während das christliche Mittelalter in Kunst und Poesie die Person des Todes bald mit ernsthaftesten und würdigsten, bald mit komischen und heitern Vorstellungen in Verbindung brachte, man über das Gerippe nicht hinauskam. Ich kann der Kürze wegen nur auf das Werk von Peignot, und W. Wackernagels Abhandlung: Der Todtentanz in Haupts Zeitschrift für deutsches Alterthum, I, 306, ff., verweisen.

Zu S. 37. „So unvergleichlich nun diese Ausrottung des fürchterlichen Bildes des Todes sein würde (heißt es in diesem Briefe), so vielmehr aber wünschte ich, daß Ew. HochEdelgeboren, nebst allen andern gelehrten Herren, so in den schönen Wissenschaften arbeiten, mit vereinter Arbeit sich über den häßlichen Tod selbst hermachten und den ganzen Tod mit allen seinen Begriffen und begleitenden fürchterlichen Umständen aus den christlichen Gefilden zu verbannen, mindestens die jetzige Welt von deren verderblichen, recht kindlichen Vorurtheilen, welche wir so lange Zeit von einem Dinge, der Tod genannt, gehabt, doch endlich einmal zu befreien, sich gefallen lassen wollten." Dies führt der Verfasser des Briefes recht gelehrt, aber unter vielen Wiederholungen, näher aus, und kommt jedesmal auf den nämlichen Punkt zurück. Er erinnert an Cartesius, der uns zweifeln gelehrt, an Luther, der dem Papste das Fegefeuer entrissen, an Christ. Thomasius, der die Teufel, die Gespenster und Hexen ausgerottet. Lessing möge nun auch seinerseits die Feder noch nicht niederlegen, sondern vielmehr durch zuverlässige Gründe das böse Ding, den Tod, aus der menschlichen Gesellschaft vertilgen, d. i. der vernünftigen Welt lehren, daß keine solche furchtbare Creatur, weder masculini, noch foeminini generis in der Welt, und das Wort Tod der Sache gar nicht angemessen, mithin gänzlich zu verwerfen sei." Dies alles aber in der sittlich-religiösen Absicht, daß die Menschen aus einer solchen Schrift kennen lernen, was Sterben sei, und mit was Resignation und gesetzten Gemüthe man aus der Welt gehen, auch mit was vor Mäßigung wir unsere entrissenen Freunde beweinen und betrauern sollen." Darüber also möge Lessing seine schönen Gedanken mittheilen. Diese Denkart gereichte dem 70jährigen Greise (dieses Alter giebt er sich selbst zum Schlusse des Briefes) zu großer Ehre. Büsching, welcher a. a. O. S. 410 dieser merkwürdigen Zuschrift an Lessing mit einigen Zeilen erwähnt, bemerkt: „Was er (von Rüßler) selbst von dem Tode schrieb, war dem Evangelium und der darauf gegründeten Philosophie gemäß." Den Brief selbst im Original bewahrt die Frau Wittwe des Münzdirectors Müller, jetzt in Berlin, unter den wenigen ihr gebliebenen Papieren ihres Vaters, Karl Lessing, und hat mir denselben zur Benutzung gütigst mitgetheilt. (G.) — Das Original dieses Briefes hat sich in dem Nachlaß der Frau Münzdirector Müller nicht mehr vorgefunden. S. H. XX, 2, 351.

Zu S. 60. Ich beziehe mich auf den ersten Band der Italienischen Forschungen (1827) und die Drei Reisen nach Italien (1832). Der Verfasser behandelt Lessing gewissermaßen als den Urheber und Hauptvertreter der von ihm so eifrig bekämpften Schule und Richtung, wobei er sogar Lessings Wirkungen viel höher anschlägt, als sie waren, indem er ihm so manches ohne Grund unterlegt.

Zu S. 61. Kosmos II. 25. „Während die Gefühle abstarben, welche das classische Alterthum belebten und den Geist auf Handlung und Aeußerung menschlicher Thatkraft, nicht auf Zustände und Beschauung der Außenwelt leiteten, gewann eine neue Sinnesart Raum. Es verbreitete sich allmählich das Christenthum, und wie dieses, selbst wo es als Staatsreligion auftrat, in der großen Angelegenheit der bürgerlichen Freiheit des Menschengeschlechts für die niederen Volksklassen wohlthätig wirkte, so erweiterte es auch den Blick in die freie Natur" u. s. w. S. 83 heißt es: „War aber die große Kunstepoche der Historienmalerei das cinquecento, so ist die Epoche der großen Landschaften das 17. Jahrhundert . . . . . Beziehungen auf die Stimmung des Gemüths wurden inniger, und durch sie erhöhte sich der zarte und milde Ausdruck des Naturschönen, wie der Glaube an die Macht, mit welcher die Sinnenwelt uns anregen kann. In ein Jahrhundert finden wir zusammengedrängt Claude Lorrain, den idyllischen Maler des Lichts und der duftigen Ferne, Ruysdael's dunkle Waldmassen und sein drohendes Gewölk, die heroischen Baumgestalten von Gaspard und Nicolaus Poussin, die Natur wahrer Darstellungen von Everdingen, Hobbema und Cuyp." Vergl. S. 129.

Zu S. 65. In Bezug auf die Färbung der alten Bildwerke, verglichen mit der, in neuester Zeit von einigen Archäologen bestrittenen Färbung der Tempel bei den Griechen, zeigt H. Hettner („Wie die Alten ihre Tempel bemalten." Allgem. Monatsschrift für Wissensch. und Lit. Okt. 1852. S. 928 ff.), daß die Beschaffenheit des Stoffes für die Lösung dieses Streites den Ausschlag gebe. Es ist im Allgemeinen der Gegensatz zwischen Holz und Marmor und dann zwischen Marmor und geringeren Steinarten. „Wirkliche Bemalung dürfen wir nur in der allerältesten Zeit annehmen; in der reiferen Zeit niemals. Auf eigentlich malerische Wirkung der Farbe war es weder bei dem Tempel, noch in der Statue abgesehen. Vielfarbige Plastik ist, wie vielfarbige Architektur, lediglich ein Erzeugniß der mehr pracht- als kunstliebenden Römer. Solche verderbte Geschmacksrichtung (in welche auch berühmte Museen unserer Tage verfielen, S. 934) können aber nicht in Betracht kommen, wenn es gilt, die ewigen Musterbilder aller Kunstschönheit in ihrem innersten Wesen zu ergründen." So führt die tiefere Forschung und erweiterte Erfahrung immer wieder auf die Wahrheit der Lessingschen Grundsätze hin.

Zu S. 68. Ganz im Geiste des Laokoon ist Goethes spätere Aeußerung in Eckermanns Gesprächen (I. 78) über die Wichtigkeit der Gegenstände für die bildenden Künstler. „Was ist auch wichtiger als die Gegenstände, und was ist die ganze Kunstlehre ohne sie? Alles Talent ist verschwendet, wenn der Gegenstand nichts taugt, und eben weil dem neuen Künstler die würdigen Gegenstände fehlen, so hapert es auch mit aller Kunst der neueren Zeit. Darunter leiden wir Alle; ich habe auch meine Modernität nicht verleugnen können."

„Die wenigsten Künstler sind über diesen Punkt im Klaren, und wissen, was zu ihrem Frieden dient. Da malen sie z. B. meinen Fischer und bedenken nicht, daß sich das gar nicht malen lasse. Es ist ja in dieser Ballade blos das Gefühl des Wassers ausgedrückt, das Anmuthige, das uns im Sommer lockt, uns zu baden; weiter liegt nichts darin, und das läßt sich nicht malen."

Zu S. 74. Unter die von Herder bestrittenen und verschieden betrachteten Punkte im Laokoon gehört die Erklärung des Gemäldes „die Opferung der Iphigenia von Timanthes." (VI. 385. M. 372. H. 28: oben S. 33.) Herder zufolge war es nicht sowohl die Schönheit, welcher Timanthes dieses Opfer: nämlich die Verhüllung des Agamemnon, gebracht, als die Würde des Heroen, des Königs. Aber, wie A. H. Lange (Vermischte Schriften und Reden S. 168 in dem Aufsatze: „Die Iphigenia des Timanthes", treffend bemerkt: „daß auch Schönheit mit dem höchsten Grade tragischer Wirkung verträglich sei, lehrt das Beispiel des Laokoon und vorzüglich der Niobe; besteht aber die Schönheit, so ist auch, zumal im Sinne der Griechen, die Würde nicht gefährdet." „Nach meinem Gefühle hätte derselbe Gelehrte den Geist des Gemäldes am meisten begriffen, wenn er, abweichend von Lessing und Herder (der übrigen Ansichten zu geschweigen), in jener bedeutungsvollen Verhüllung recht eigentlich eine stumme Poesie erblickt; ähnlich der Wirkung, welche in den Werken der redenden Kunst das Schweigen bisweilen in der gewaltigsten Art hervorbringt. . ."

Zu S. 75. „Lasset uns sehen (schreibt Herder a. a. O. S. 214, ed. Suphan, III. 159), was Harris für Seiten des Unterschiedes findet. Zuerst macht er die sehr deutliche Eintheilung zwischen Künsten, die ein Werk liefern, und Künsten, die durch Energie wirken. Jene sind, deren Wirkung coexistirende Theile hat, wie eine Bildsäule, ein Gemälde; diese, die successive wirken z. E. Tanz, Musik. Der Mittelpunkt des Lessingschen Werkes, in welchen alle Strahlen fallen, ist also schon von Aristoteles angegeben." Nirgends aber gibt Aristoteles in der Poetik, der einzigen Quelle über seine Ansichten von der Kunst und Poesie, eine Eintheilung dieser Art. Die Begriffe Energie und Werk kommen hier gar nicht vor, sondern finden sich sowohl in der Metaphysik, als in der Ethik. Aristoteles unterscheidet zweierlei Handlungen, solche, welche ihr Ziel außer sich haben und sich nicht auf dasselbe beziehen, solche nennt er unvollkommen, sie vollenden sich erst äußerlich in dem Werk; — und solche, welche ihr Ziel in sich haben, und somit die Vollendung ihrer selbst sind, wie das Sehen, das Denken u. s. w. Nur die letztere Art von Thätigkeit nennt Aristoteles *ἐνέργεια*, auch *πράξεις* im engeren Sinne; jene erstere dagegen *ποίησις*, welche ihr Werk *ἔργον*, außer sich hat. (F. Liese, die Philosophie des Aristoteles I, 487 sq.) Dieser auf sittlicher Basis ruhende Gegensatz wird auch besonders auf das Verhältniß sittlicher zu künstlerischer Thätigkeit angewandt; bei jener ist die Thätigkeit als solche, wie wir sagen, die Gesinnung, das Bessere, bei der Kunst dagegen kommt es auf die Vollendung des künstlerischen Gebildes an, und es ist hier das Werk etwas Besseres, als die bloße Thätigkeit (a. a. O. II, 289. *ἐν τούτοις βελτίω πέφυκε τῶν ἐνεργειῶν τὰ ἔργα*). Es ist klar, daß Herder, wenn er sich mit seiner Eintheilung auf Aristoteles beruft, recht eigentlich eine *μετάβασιν εἰς ἄλλο γένος* beging; Aristoteles wäre nur mit sich in Widerspruch gerathen, wenn er die Poesie im Gegensatz zur Malerei eine Energie genannt hätte. Vgl. Haym, Herder, I, 242.

Zu S. 75. Zu näherem Verständniß dieser Ansicht Lessings diene eine von ihm selbst zu dieser Stelle gemachte Anmerkung (XI, 152. M. 1, 178. H. IV, 304): „Vielleicht," sagt er, „ließe sich hieraus ein wesentliches Unterscheidungszeichen zwischen der französischen und italienischen Oper festsetzen.

„In der französischen Oper ist die Poesie weniger die Hülfkunst; und es ist natürlich, daß die Musik derselben sonach nicht so brillant werden könne.

„In der italienischen hingegen ist alles der Musik untergeordnet. Dieses sieht man selbst aus der Einrichtung der Opern des Metastasio; aus der unnöthigen Häufung der Personen; z. E. in der Zenobia, welche noch weit ver-

wickelter ist, als Crebillons; aus der üblen Gewohnheit, jede Scene, auch die allerpassionirteste, mit einer Arie zu schließen (der Sänger will beim Abgehen für seine Cadence geklatscht sein)."

„Man müßte in dieser Absicht die besten französischen Opern, als Atys und Armide, gegen die besten des Metastasio untersuchen."

Welche Opern hat Lessing hier im Sinne gehabt? Hierüber könnte man zweifelhaft sein. Bei der Armide wird man vor Allem geneigt sein, an Glucks Meisterwerk zu denken; aber dieses wurde (nach Schillings Lexicon der Tonkunst Art. Gluck) den 23. September 1777 in Paris zum erstenmale aufgeführt; und Lessings Studien zum Laokoon, bei denen diese Note sich findet, fallen um zehn Jahre mindestens früher; es ist auch nicht wahrscheinlich, daß Lessing, der damals in Wolfenbüttel, ganz in den theologischen Streitigkeiten, lebte, die Studien zum Laokoon wieder aufgenommen haben werde. Die Oper Atys, eine der besten von Piccini, Glucks Nebenbuhler, fiel gar erst in das Jahr 1783, nach Lessings Tode (laut Schilling); und von beiden Opern spricht Lessing, als von solchen, welche die öffentliche Meinung längst für die besten französischen Opern erklärt hat. Ohne Zweifel sind hier keine andern Opern als die Armide und der Atys von Lulli gemeint, welche nämlich unter seine besten Opern, zu denen Quinault den Text geliefert, gerechnet wurden (G. W. Fink, Wesen und Geschichte der Oper, Leipzig, 1838, S. 168. Der Text des Quinault ist der nämliche, welchen auch Gluck componirt hat; um seinen Gegnern, namentlich Marmontel, der gern alte Operntexte umarbeitete, zu zeigen, daß dies nicht nöthig sei). Man weiß, daß der uns heute unbegreifliche Ruhm der Opern Lullis hundert Jahre währte; bis Rameau zuerst mit einigem Erfolge ihm entgegentrat. Im Uebrigen verweise ich auf Rameaus Neffen von Diderot, übersetzt von Goethe (Werke XXXVI, H. XXXI), wo diese Verhältnisse sowohl im Texte, als in Goethes Noten hinlänglich erörtert sind. „Der göttliche Lulli" sagte man, a. a. O. S. 108 und ebendaselbst: „die Vorstellungen Armidens wollten gar nicht endigen." Gluck betrat die neue Laufbahn zumerstenmale mit der Alceste 1768, welche in Wien auf die Bühne gebracht wurde. In der berühmten Zueignungsschrift an den Großherzog von Toscana redet Gluck vollkommen wie Lessing, wenn er sagt (Fink, S. 242): „Ich wollte die Musik auf ihre wahre Aufgabe beschränken, der Poesie zum Behuf des Ausdrucks der Worte und der Situation des Gedichts zu dienen, ohne die Handlung zu unterbrechen oder diese durch überflüssige Zierrathen zu erkälten" u. s. w. Es ist also im Grunde doch schon das nämliche, was in unsern Tagen Richard Wagner in der Theorie wie in der Ausführung als das „Drama der Zukunft" schaffen will, eben durch die innige Verbindung der Dichtkunst und der Tonkunst. Sehr klar und treffend handelt von jenem Gegensatze Goethe in dem Artikel Musik zu Rameaus Neffen, mit Bezug auf den Streit der Gluckisten und Piccinisten, der gegen das Ende von Lessings Leben die Welt erfüllte. Er sagt unter andern: „Vielleicht läßt sich kein Componist nennen, dem in seinen Werken durchaus die Vereinigung beider Eigenschaften gelungen wäre, doch ist es keine Frage, daß sie sich in den besten Arbeiten der besten Meister finden müsse."

Zu S. 83. Worte F. G. Welckers in seiner Abhandlung über Laokoon, Alte Denkmäler. Göttingen 1849 I, 349 mit dem Zusatze: „denn Lykophrons *παιδοβρῶτος πόρκεως* (worauf nämlich Lessing VI, 405. M. 389. H. 46. sich beruft) beweist nicht, daß die Söhne allein umkamen," und vorher S. 324: „Nach dem alten Epos tödteten die Schlangen nur den einen Sohn mit dem Vater. Lessing im Laokoon ist sehr im Irrthum u. s. w." Als ich mir erlaubte, den berühmten Archäologen um nähere Belehrung über mehrere in diese Untersuchung

einschlagende Punkte anzusprechen, hatte er die Güte, in Bezug auf das hier vorliegende in seiner Antwort Folgendes zu bemerken:

„Griechische Dichter, welche den Vater sterben lassen, und zwar mit beiden Söhnen, wüßte ich nicht anzuführen. — Sie bemerken: es bleibt immer noch für die künstlerische Composition ein großer Unterschied, ob beide Söhne oder nur ein Sohn umkommt. Meiner Meinung nach hat kein Künstler der eigentlichen Kunstperiode nur Einen Sohn können umkommen lassen. Die Sage und die Kunst lieben in ähnlichen Fällen das Paar statt des Einzelnen, wie sie z. B. der Tyro, der Medea, dem Polymestor in der Hekabe zwei unglückliche Söhne geben. Arktinos ließ den einen Knaben entrinnen, vermuthlich mit Bezug auf irgend eine Ortssage, die ihn an sich genommen hatte, und konnte dies leicht als epischer Dichter; die Tragödie und die Bildkunst würden durch diesen Nebenzug die Wirkung gestört haben ohne irgend einen Zweck. Daß Sophokles das Loos der Söhne nicht unterschied, ist aus den Worten des Dionysius (Halicarn.) zu schließen: ἀπὸ τῶν νεωστὶ γενομένων περὶ τοὺς Λαοκοωντίδας σημείων, und der Bildhauer konnte mit Vortheil höchstens etwa die Gefahr des einen der Knaben in der Schlangenumarmung durch den Grad mit der des andern einem Contrast nahe bringen." —

Nicht lange nach dem Erscheinen des Laokoon, erschien Heynes Virgil (1767 sq.), worin der Herausgeber in den Excursen zum 2. Buch der Aeneis, namentlich Excurs I. und V—VIII. (de auctoribus rerum Trojanarum, τῶν Τρωϊκῶν) und de Laokoonte in die Quellen des Dichters viel tiefer und gelehrter eingeht, als Lessing. Heyne weist hier bereits auf die griechischen Tragiker, als die echten Quellen Virgils (und insofern auch der Rhodischen Künstler) hin: Virgilius II, p. 334. Tota tamen ratio, qua poeta hoc episodium tractavit, tragicum potius spiritum orationemque affectibus gravem et ornatam prodere videtur . . . Er stellt die Tragödie des Sophokles an die Spitze; mit folgendem für unsre Frage wichtigen Zusatze: An ex illa Sophoclis nescio, sed ex aliqua certe Graeci poetae tragoedia breviter narrata est fabula ab Hygino f. 135; jam autem is cum Virgilio multo magis, quam cum ceteris auctoribus consentit. Es darf auffallen, daß Lessing im Laokoon über Hyginus und dessen Uebereinstimmung mit Virgil, wodurch sein Satz, in Bezug auf dieses Dichters Darstellung der Episode des Laokoon, sofort eingeschränkt wurde, nichts sagt: in der Hamburgischen Dramaturgie wenigstens, welche vor dem zweiten Theil des Heynischen Virgil herauskam, zeigt Lessing sich in der Kritik der Merope des Maffei (VII, 177—178) mit Hyginus so vertraut, daß man wohl sieht, er kannte ihn nicht erst von gestern. Auch die Meinung, daß die Fabeln des Hygin größtentheils für nichts als für die Argumente alter Tragödien zu halten seien, war ihm wohl bewußt; Maffei theilte diese Meinung, und Lessing bemerkt dabei, daß dieser Meinung auch schon vor ihm Reinesius gewesen war. Den neueren Philologen scheint diese Notiz entgangen zu sein, denn sie gehen in dieser Beziehung nicht über Heyne hinaus, welcher selbst sich darin die Priorität beigemessen zu haben scheint, weil er 1769 an Nicolai schrieb, daß Klotzens Bemerkung über Hygin in dessen Schrift über die geschnittenen Steine, da sie meistens argumenta fabularum tragicarum wären, aus einem seiner Kollegienhefte mit noch andern Dingen ausgeschrieben wäre (XIII, 163. H. XX, 2, 277); als wenn Klotz nicht aus Reinesius geschöpft haben könnte. Lessings eigene Meinung, welche bei dieser, noch immer sehr streitigen Frage (vgl. den Artikel Hyginus in Paulys Encyklopädie) gewiß Beachtung verdient, weicht von Heyne ab. „Es braucht (das Werk des Hyginus) auch darum gar nicht aus den Argumenten der alten Tragödien zusammengesetzt zu sein; es kann aus eben

den Quellen, mittelbar oder unmittelbar, geflossen sein, zu welchen die Tragödienschreiber selbst ihre Zuflucht nahmen. Ja, Hyginus, oder wer sonst die Compilation gemacht, scheinet selbst die Tragödien als abgeleitete verdorbene Bäche betrachtet zu haben, indem er an verschiedenen Stellen das, was weiter nichts, als die Glaubwürdigkeit eines tragischen Dichters vor sich hatte, ausdrücklich von der alten ächtern Tradition absondert."

Was Lessing über das Gemälde beim Petronius und dessen Verhältniß zu Virgil ausführt (VI, 406. M. 390. H. 47) findet bei Heyne p. 335 völlige Beistimmung.

Zu S. 84. Anm. 1. Es bezieht sich das im Besonderen auf den Unterschied im Gebrauche der Künstler, je nachdem sie sich bei dem Eingraben ihres Namens des ἐποίει oder ἐποίησε bedienten. „Ich glaube," schreibt Lessing (VI, 536. M. 504. H. 165 „es ließe sich als ein sehr zuverlässiges Kriterium angeben, daß alle Künstler, die das ἐποίησε gebraucht (wie die Rhodier Athenodoros und Agesander auf einer Vase zu Nettuno[1]), lange nach den Zeiten Alexanders des Großen, kurz vor oder unter den Kaisern geblühet haben." Doch protestirt Lessing gegen den umgekehrten Satz. „Wenn alle Künstler, welche ἐποίησε gebraucht, unter die späten gehören; so gehören darum nicht alle, die sich des ἐποίει bedienet, unter die ältern. Auch unter den späten Künstlern können einige diese, einem großen Manne so wohl anstehende Bescheidenheit (wie Plinius in seiner Zueignungsschrift an Titus es auslegt) wirklich besessen, und andere sie zu besitzen sich gestellt haben." In Folge der späteren Untersuchungen und Entdeckungen hat nun aber jene Unterscheidung jeden Werth eines äußerlichen, historischen Merkmals ganz eingebüßt. Vgl. Welcker, a. a. O. S. 349. „Was Lessing im Laokoon damals gelehrt genug aus ἐποίει und ἐποίησε als vermeintlichen Merkmalen der Zeit geschlossen, hat bekanntlich durch den Streit zweier berühmter Archäologen seine Erledigung gefunden." Dies bezieht sich (wie der Verfasser in seinem Briefe an mich sich näher ausgelassen hat) auf Letronne und Raoul Rochette. Jener gab über die im Auge einer Erzstatue versteckt gefundene Bleiinschrift mit dem Künstlernamen eine Abhandlung heraus, die in den Mémoires de l'Acad. des inscr. XV, 2 p. p. 128—176 eingerückt ist, und diese kritisirt R. Rochette in seinen Questions de l'histoire de l'art, discutées à l'occasion d'une inscription grecque, gravée sur une lampe de plomb etc. 1846, worin § 2, p. 60—167, ein Examen de la théorie philologique fondée sur l'emploi des mots ἐποίει et ἐποίησεν et sur les applications, qui s'en peuvent faire dans l'histoire de l'art. Für R. Rochette erklärt sich Th. Bergk, Zeitschrift f. Alterthumswissenschaft 1847, S. 254 ff., so wie de Witte in der Revue de philologie 1847 II, 381. In der Revue archéol. 1846 (I, p. 129 und II, 15. Jui.) erklärt sich dafür der verstorbene Graf Clarac. —

Seitdem ist H. Brunns Abhandlung: „Ueber das Imperfectum in den Inschriften griechischer Künstler" (Rhein. Mus. für Philologie N. F. VIII Jahrg. 2. Heft, 234 ff.) erschienen, mit dem Zwecke, den berühmten Streit zwischen Letronne und R. Rochette zu einem Abschluß zu bringen. Er geht von derselben Stelle des Plinius (H. N. Praef. § 26) aus, wie Lessing, und gelangt zu einem Resultate, durch welches Lessings Ansicht vollends umgestoßen und gleichsam umgekehrt wird. Daß der Aorist ἐποίησε in allen Epochen der

---

[1]) Doch hat Welcker a. a. O. S. 339 triftige Bedenken gegen die von Winckelmann, und nach ihm von Visconti, K. F. Hermann, Feuerbach u. A. angenommene Identität der in dieser und einer andern in neuester Zeit aufgefundenen Inschrift vorkommenden Namen Agesander und Athenodoros mit denen der Bildner des Laokoon erhoben.

griechischen Kunst ohne Unterschied sich finde, war bereits ausgemacht worden. Was aber das Imperfectum betrifft, so ergiebt sich ihm (in Bezug auf die Bildhauer) (S. 243), „daß unter den nahezu fünfzig uns bekannten Beispielen des Imperfectum ἐποίει in Bildhauerinschriften keine älter ist, als etwa Ol. 150—160. Diese Einführung des Imperfectum fällt zusammen mit dem Ende der griechischen Selbständigkeit und der Uebersiedelung der griechischen Kunst nach Rom.“ Am folgenreichsten verspricht diese Untersuchung auf die Chronologie der Vasen zu werden. Immer aber bleibt es Lessing, welcher zu diesen Untersuchungen, wie zu so vielen andern, den ersten Anstoß gegeben hat.

Zu S. 84. Anm. 4. Da es nicht dieses Ortes ist, die Literatur über diese berühmte Streitfrage zu erschöpfen, so kann ich nichts besseres thun, als die Leser auf den mehrfach angeführten Aufsatz Welckers verweisen, wo die Controverse bis zum Jahre 1849 im wesentlichen zusammengefaßt ist, mit besonderer Beziehung auf die Erörterung der Frage in der achten Versammlung deutscher Philologen 1845 durch K. F. Hermann, und die dadurch veranlaßten Aufsätze von Feuerbach und Lachmann. — Ad. Stahr (Ein Jahr in Italien III, 207 ff.) erklärt sich hinsichtlich der mythischen Schuld gegen Welcker, und wird von Gerhard in der Berliner Philologen-Versammlung 1850 S. 46 ff. (in besonderm Abdruck: „Zur monumentalen Philologie.“ S. 8 Not.) bekämpft, Hettner stimmt in seiner Vorschule zur bildenden Kunst der Alten. 1848. I, 275 ff. im wesentlichen mit Stahr und giebt in Betreff der Zeit Lessingen unbedingt Recht. Ich erwähne noch, nach den mir von Herrn Prof. Welcker mitgetheilten Notizen, des englischen Archäologen Ch. Newton, in dessen Uebersicht der griechischen Kunstgeschichte und seiner Reise in festländische Museen, in Falkeners neuem Museum of class. antiqu. 1851. I, 3, 214, wo er von der Makedonischen Periode spricht — and works like the Farnese Bull, the dying Gladiator and the Laocoon, which may be assigned on special grounds and with more or less certainty to the same era — womit freilich hinsichtlich des Laokoon, p. 216, im Widerspruche steht: Upon the whole it seems more probable, that the Laocoon is a work of the Augustan age. Pliny certainly seams to speak of it, as of a work recently executed. — Strenger kann man endlich den Kunstwerth der Laokoonsgruppe nicht beurtheilen, als von Saverio Cavallari: Zur historischen Entwicklung der Künste nach der Theilung des römischen Reichs, in den Göttinger Studien, 1847. Nr. IV, 226 ff. geschehen ist.

Zu S. 84. Anm. 5. Unter den Neuern hat vorzüglich Fr. Thiersch (Ueber die Epochen der bildenden Kunst unter den Griechen. Zweite Aufl. München 1829, S. 325—331. Note.) Lessings Auslegung der Stelle des Plinius philologisch zu befestigen gesucht; und die Zustimmung Creuzers (Deutsche Schr. II, 1, 51) erhalten, daß er „somit dem Scharfsinne Lessings aufs Neue Gerechtigkeit widerfahren lasse.“ Dagegen hat Zumpt in den Berliner Jahrbüchern für wiss. Kritik 1833. Juli. S. 86, aus rein philologischen Gründen die entgegenstehende Ansicht festgehalten. Die Auslegung dreht sich vornehmlich um das Similiter, und wenn man (wie mir wenigstens scheint, und wofür auch Welcker a. a. O. S. 328 „über die einschlägige Stelle des Plinius“, besonders in der Anmerk. S. 337 wider Thiersch sich erklärt) berechtigt ist, diese Partikel auf den „vorangehenden Hauptgedanken, daß nämlich Mehrere an einem Werke zusammen arbeiteten“, was das minder gewöhnliche war und das Behalten der Künstlernamen erschwerte, zu beziehen — so fällt durch diese Partikel wenigstens jede Zeitbestimmung fort. Lessing hat, nach seiner großen Weise, diese ihm entgegenstehende und sich von selbst darbietende Auslegung schon hervorgehoben

(VI, 530. M. 498. H. 158) und gesagt: „Ich gebe dieses zu." „Aber," setzt er hinzu, „auch so noch ist es höchst wahrscheinlich, daß Plinius nur von neuern Künstlern sprechen wollen, die in Gemeinschaft gearbeitet. Denn hätte er auch von älteren reden wollen, warum hätte er nur allein der Meister des Laokoon's erwähnet? Warum nicht auch anderer? u. s. w." Doch dieses Argument verliert seine Stärke gegen die treffende Bemerkung Zumpts: „Wie hätte nur dem Rufe der Künstler ihre Mehrheit schaden können, wenn sie so eben erst (denn Plinius publicirt ja sein Werk noch zwei Jahre, ehe Titus Kaiser war) und in Rom, im Auftrage des Mitregenten, ein so großes Werk verfertigt hätten?" — Indessen ist durch die aus dem besten (dem Bamberger) Codex[1]) von Sillig aufgenommene Lesart (V, 308) Nec deinde multa plurium fama est etc., statt der bisherigen Nec multo plurium eine bis dahin fehlende Zeitbestimmung in den Text des Plinius gekommen, welche, weit sicherer als similiter, den Laokoon gegen die unmittelbar angeführten Kunstwerke in eine jüngere Periode versetzt.[2]) (Ich verdanke diese wichtige, meines Wissens noch nicht gemachte und benutzte Wahrnehmung, meinem verehrten Lehrer Professor C. E. Ch. Schneider). Nur daß diese Periode in das erste Jahrhundert v. Ch. hinabzurücken sei, sind wir noch nicht berechtigt. Die meiste Wahrscheinlichkeit behielte alsdann die Ansicht O. Müllers und Welckers, welche die Laokoonsgruppe der Rhodischen Schule nach Alexander zuschreiben. „Es kann gewiß nicht überraschen," bemerkt letzterer a. a. O. S. 332, „daß eine Einzelheit des nachhomerischen Epos und eine so schwierige und so ganz besondere Aufgabe nicht öfter, nicht früher unter den Kunstwerken vorkommt. Gar manche mythische Gegenstände finden sich nicht in früheren Zeiten dargestellt, z. B. Phrixus und Helle nicht früher, als in den Wandgemälden von Pompeji."

Zu S. 85. Anm. 1. Zur Orientirung über den Gang und den gegenwärtigen Standpunkt dieser wichtigsten aller neuen historischen, ja welthistorischen Controversen, empfiehlt sich die Festrede eines unsrer ausgezeichnetern Archäologen, Ludw. Mercklin: Ueber den Einfluß des Orients auf das griechische Alterthum. Dorpat 1851. 8., wo es S. 10 heißt: „Creuzers Symbolik repräsentirt diese Hingebung an den Orient, und es genügt zur Charakteristik derselben der starke Ausspruch, wonach „Griechenland in älterer Zeit, so zu sagen, ein Theil des Orients war, und von griechischer Nation und Nationalität erst seit dem zehnten Jahrhundert v. Chr. die Rede sein kann." „Wie im Alterthum der Aegyptomanie der Autochthonenglaube entgegentrat, so hat, im Gegensatz zu Creuzers Synkretismus, Müller die Integrität griechischer Cultur verfochten. Aber derselbe Mann, welcher die Einwanderungen des Kekrops und Kadmos leugnete . . . war doch so wahrheitliebend, daß er in reiferen Lebensjahren nicht jede Anknüpfung an orientalische Elemente für griechische Religion und Kunst ablehnte und in der Abhandluug über Sandon und Sardanapal (Kleine deutsche Schriften II, 160. 523) die Grundlage der Beweise für die asiatische Abkunft der Heraklessage selbst lieferte." (Vgl. ebendas. S. 42, Nr. 3. S. 37—41).

---

[1]) Ueber die ausgezeichneten Eigenschaften dieses, freilich nur die 6 letzten Bücher der Historia naturalis enthaltenden Codex giebt der Herausgeber T. I. Praef. p. IV und XLVIII Rechenschaft. — [2]) Thiersch a. a. O. S. 326 bemerkt: „Nec multo plurium fama est hat zuerst Hardouin geschrieben für das, was alle früheren hatten: Deinde multorum obscurior fama est, aus einer Handschrift; auch die Pollingers hat nec dein etc., dein aus der andern Lesart einmischend, in welcher Niemand eine falsch verstandene Glosse der Hardouinischen Lesart verkennen wird." Die Autorität der besten Handschrift sichert jetzt das Nec deinde gegen einen solchen Verdacht.

Zu S. 92. Vgl. XI, 114—125. M. 1, 136—148. H. XIII, 2, 332—347 und Eschenburgs Bemerkungen, zum 3. Bd. der Ausgabe von Lessings Schriften 1825, S. 165. Aus Danzels Papieren gehört folgende Notiz hierher: „Das Lessingsche Exemplar von Winckelmanns Geschichte der Kunst ist gegenwärtig in den Händen des Herrn Dr. Hermann Härtel in Leipzig. [Befindet sich jetzt im Besitz des Geh. Ober-Reg.-Raths Richard Schöne in Berlin.] Eschenburg hat alles daraus abgeschrieben, mit Ausnahme einiger Hinweisungen auf die Kollektaneen (XI, 250. M. 1, 336. H. XIX, 290. Callistratus, XI, 404, M. 1, 552. H. XIX, 531. Zigeunerin Egizzia, XI, 308, M. 1, 418. H. XIX, 384 Hermä) und S. 17 zweier Bemerkungen über das Zeitalter des Theodorus von Samos, die genau dasselbe enthalten, was, wie Eschenburg beigeschrieben, in den antiquarischen Briefen I, 162 der ersten Ausgabe (VIII, 67. M. 64. H. XIII, 2, 74) über diesen Punkt gesagt worden, und einer Bemerkung über Sophokles, wovon Lessing am Schluß des Laokoon Gebrauch gemacht hat. — Unter der Ueberschrift „Winckelmann" findet sich von Danzel beiläufig folgendes bemerkt: „Zwei Briefe, die in der Sammlung nicht aufgenommen sind, finden sich in: Berlinisches Literarisches Wochenblatt 1796, II, 305 ff. — Ich habe an einem Orte (Gottsched und seine Zeit S. 114) die Vermuthung ausgesprochen, Winckelmann habe noch anderweitige Beiträge, als die Fernow zusammengestellt, zur Bibliothek der schönen Wissenschaften beigesteuert. Dies ist nicht der Fall. Hagedorn scheint ihn zur Mitarbeit aufgefordert zu haben. Winckelmann schreibt an ihn am 16. Nov. 1758: „Der Brief an den Herrn Pater Rauch war nicht geschrieben, gedruckt zu werden, denn dazu ist er zu ausführlich." (Wo wäre ein solcher Brief gedruckt!) „Ich bin zu weit entfernt, um Aufsätze zu schicken, und meine Gelder tragen nicht die Kosten, es zu verschicken. Man wird aus meiner Schrift sehen, was ich gethan habe." So erwähnt er auch am 24. Jan. 1759, er habe Weißen einen Aufsatz von ein Paar Bogen über Girgenti mitgetheilt, so wie eine Schrift, die, wie aus dem folgenden hervorgeht, Dyk verlegen sollte. (Der erste Entwurf der Geschichte der Kunst.) Aber am 1. Sept. schreibt er zornig: „Ich habe in mehr als vier Monaten keine Zeile Antwort auf 4 eingeschickte Aufsätze — in der Bibl. der sch. Wiss. 1759 finde ich deren 5 — erhalten." Er forderte sein Manuscript zurück, und die Verbindung ist damit aufgehoben. Von einer Anweisung zur Reise nach Italien, die er am Ende der Erinnerung über die Betrachtung der Werke der Kunst (Werke I, 255) an die Bibliothek versprochen hatte, fand sich ein Entwurf in den nachgelassenen Papieren XI, 454.

Daß Lessing nicht nur die Geschichte der bildenden Kunst bei den Alten, sondern sämmtliche Schriften Winckelmanns herauszugeben den Vorsatz hatte, lehrt sein Brief an den Bibliothekar Daßdorf in Dresden vom 26. Sept. 1776 (XII, 473. M. 564. H. XX, 1, 671).

Zu S. 92. Wer sich über den Laokoon weiter unterrichten will, wird sich die 2. Aufl. von Blümners Commentar nicht entgehen lassen dürfen. Wir führen zur Literatur desselben nur noch an: Carl Bernhard Stark, Systematik und Geschichte der Archäologie der Kunst, Leipzig 1880, S. 208—312 (S. 210: „Die jetzt beliebte Weise, Lessings Laokoon auf den Schulen, selbst auf nicht humanistischen Schulen zu lesen, zu commentiren an der Hand populärer Schulausgaben und damit zu vermeinen sei eine Einführung in die bildende Kunst überhaupt, speziell die antike gegeben, ist eine große Verkehrtheit. Die wirklich nützliche Lectüre des Laokoon kann nur auf der Universität geschehen mit Leuten freieren, auch einem Lessing gegenüber regen kritischen Sinnes u. s. w.) und Henke, Prosector und Privatdocent in Marburg, Die Gruppe des Laokoon,

Leipzig und Heidelberg 1862, ein wunderliches Product, welches sich Anfangs liest, als sei es von einem Metzgergesellen geschrieben, und welches die Gruppe in „Erstarrung" dargestellt findet, aber doch einige gute Ausblicke auf die dramatische Kunst enthält.

Zu S. 93. Lessing in Pyrmont. „Herr Lessing hat mir geschrieben. Dieses ist in der Ordnung. Aber warum schreiben Sie mir nicht, daß Sie ihn (in Pyrmont) gesprochen, daß Ihnen sein offenes, feuriges Wesen gefallen, und daß Sie ihn in unser Freundschaftsband mit eingeflochten?" (Mendelssohn an Abbt den 22. Juli 1766. Mendelssohns gesamm. Schriften V, 367.)

In der Anmerkung zu dieser Stelle wird folgender Auszug eines Briefes von Abbt an Nicolai aus Bückeburg den 10. Juli 1766 mitgetheilt:

„Gestern schickte mir Herr Möser von Pyrmont einen Brief zu, darin er mir meldet, daß Herr Lessing von gestern über acht Tagen von dorten abgehen würde. Ich habe unmöglich nach Pyrmont reisen können; und es scheint, er wird nicht hierher reisen wollen. Es wäre höchst ärgerlich, wenn ich mit Lessing tantalisirt würde."

Zu S. 116. Riccaut de la Marlinière. Diese Person ist von Lessing nicht etwa, wie zuweilen angenommen wurde, aus Haß oder Verachtung gegen die französische Nation in das Stück verflochten worden; eines solchen Volkshasses war, selbst mitten im Kriege, gewiß Niemand weniger fähig, als Lessing. Aber da das Hazardspiel im siebenjährigen Kriege und nachher, vorzüglich in der Armee, eine so große Rolle spielt, wie denn das Glücksspiel gleichsam ein Gleichniß des Kriegsspiels selber ist (daher auch in Wallensteins Lager von Schiller die Würfel nicht fehlen), so hätte Lessing diesen Zug in seinem Gemälde nicht entbehren können, auch wenn er nicht selbst damals mit den Officieren in Breslau leidenschaftlich gespielt hätte. Wie unbefangen spricht Minna (V. Aufz. 6. Auftr.) von dem Pharao: „Bilden Sie sich ein, Tellheim, Sie hätten die zweitausend Pistolen an einem wilden Abende verloren. Der König war eine unglückliche Karte für Sie, die Dame wird Ihnen desto günstiger sein! . . ." Daß aber der Abenteurer und falsche Spieler aus den Franzosen genommen wurde, ist ebenso geschichtlich gerechtfertiget. Während des siebenjährigen Krieges kam zu London ein Buch heraus mit dem Titel: L'histoire des Grecs, ou de ceux qui corrigent la fortune au jeu.[1]) (298 S. in 8.) Mit dem Motto:

— Quid non mortalia pectora cogis
Auri sacra fames? (Aeneid. III.)

eine Enthüllung des Ursprungs und der Verbindung der sogenannten Grecs[2]) oder falschen Spieler, wie sie von Paris aus über Frankreich und die angesehensten Länder ihr Netz ausgesponnen hatten. Deutschland und die Deutschen aber spielten vor Allem die dupes, die pigeonneaux à plumer (Worte des Riccaut). Man liest unter andern p. 17: „Il n'y avoit que les Allemans (si on excepte les Saxons!) qui étoient pris pour dupes par les autres

---

[1]) Als Verfasser gilt, nach Querard, Ange Goudard. Andere Bibliographen legen das Buch dem Pierre Rousseau, auteur du Journal encyclopédique, andere Andern bei. Lessing nennt in dem Tagebuche seiner italienischen Reise bei Gelegenheit der Piemontesen, Ange Goudard als Verfasser; ein Beweis, daß er das Buch wohl kannte. — [2]) C'est la foi grècque qu'on cite toujours comme on sait, ainsi que le titre de Grec en fait de jeu ou de commerce, et encore en autre chose (Mémoires et Mélanges historiques par le prince de Ligne. II, 3. Mémoire sur les Grecs).

nations, sans jamais connoitre, chercher, ni prevenir la cause, qui pouvait les empêcher de l'être. Die Grecs theilten sich in viele Gattungen und Arten, welche p. 109—118 nach ihren Charakteren beschrieben werden. Ein Jahr war erforderlich, pour faire la découverte du Corps général de Grèce de cette Capitale. — On ne sauroit croire combien d'espèces différentes de Grecs il se trouvait dans l'Ordre. On s'imaginerait d'abord que l'art de corriger la fortune au jeu ne forma qu'une seule classe de fripons! Dans le fond, cela est vrai; mais il ne l'est moins cependant, que celle-ci est susceptible d'une infinité de divisions et subdivisions, qui ont encore d'autres au dessous d'elles. Or toutes ces branches forment autant de génies, et de charactères différens.

Das Corps Général fand sich endlich eingetheilt in — 25 Abtheilungen (branches): Les anciens Grecs, les nouveaux Grecs, les Grecs superieurs, les Grecs inferieurs, les Grecs inconnus, les Grecs à nom. . . . Les Grecs beaux genies, les Grecs voyageurs etc. Diese werden nach einander charakterisirt. Unser Riccaut de la Marlinière dürfte nach dem Verfasser zu den Grecs cérémonieux gehört haben, qui se piquoient d'une politesse consommée. Filoux bien élevés, qui avoient dans le charactère une douceur et une modestie sans égale. Les dupes étoient depouillées par eux avec tout le cérémoniel imaginable. Wiewohl seine „modestie" einige Prahlerei nicht ausschloß. Genug wenn Lessing mit dieser Rolle eine satyrische Absicht verband, so war sie weniger gegen die Franzosen, als gegen die Deutschen gerichtet, welche sich von solchen Glücksrittern täuschen und rupfen ließen.

Zu S. 119. In England wurde Minna von Barnhelm zum erstenmale in den Achtziger Jahren unter dem Titel: The disbanded officer (der abgedankte Officier) mit vielen Veränderungen, auf dem Haymarket-Theater zu London gespielt, „das erste deutsche Schauspiel, das überhaupt in England aufgeführt wurde (Theaterzeitung für Deutschland. Berlin 1789. S. 37. Aus London den 14. Dec. 1788.)" In diesem Jahre wurde das Stück auch gedruckt. — Diejenige Bearbeitung, deren Jördens III, 298, unter dem Titel: The school of honour or the chance of war, a Comedy in 5 actes. London 1799, gedenkt, ist also nicht die erste.

Zu S. 126. Im Königl. Staatsarchiv in Berlin befindet sich nachfolgender Brief in der Correspondenz des preußischen Staatsmisters Carl Wilhelm Grafen Fink von Finkenstein (1714—1800), an den preußischen Ministerpräsidenten Johann Julius von Hecht (1747—1792). Vgl. XII, 179. 184. M. 213. 221. H. XX, 1, 250. 260.

Hochwohlgebohrener Herr,
Insonders hochzuehrender Herr Geheimder Rath,

Es hat der Grenadier Reye meines Regiments bey meinen Regiments-Gerichten klagerd angebracht, welchergestalt er dem jetzigen Schauspiel-Director zu Hamburg Herrn Lessing bis im April a: c: 2 Jahr lang allhier gegen 6 Thlr. an monatlichen Lohn- und Kost-Gelde aufgewartet, worauf ihm derselbe aber noch 28 Thlr. zum Rest schuldig verblieben. Wann nun Herr Lessing deren Berichtigung verweigere, jedennoch aber so wenig durch Quittung als sonst Rechtl. Art nach erweislich machen könne, daß er ihm das versprochene Kostgeld und Lohn völlig bezahlet habe: so wolle er demselben hierdurch über obgedachte Schuld von 28 Thlr. den Eyd deferiret haben. Ew. Hochwohlgebohren ersuche demnach gehorsamst; den Herrn Lessing zur Bezahlung dieser Schuld in Güte gefälligst zu vermögen bey deren Entstehung (?) aber diese Sache bey dortigen Gerichten gehörigen Orts beliebig anhängig zu machen, und solchergestalt dem

Reye durch Deroselben vielvermögende Verwendung zu seiner Rechtmäßigen Forderung behülflich zu seyn. Wogegen ich die Ehre habe mit der vollkommensten Hochachtung zu seyn.

Ew. Hochwohlgeb. gantz ergebenster Diener
Berlin, den 27. Aug. 1767. v. Renzel.

Zu S. 142. Einen gedoppelten Fehler sagt der ungenannte Theater-Recensent der Hamburgischen Unterhaltungen (1768, VI, 348) begingen die Entrepreneurs gleich anfangs: einen ökonomischen und einen politischen. Der ökonomische bestand darin, daß sie ungeheure Summen auf die Pracht des Theaters wandten, und selbst mittelmäßige Schauspieler und elende Tänzer (?) reichlich besoldeten. . . . Ein großer politischer Fehler war es, daß sie mit demjenigen Manne, der es deutlich merken ließ, daß er einen Tag zu früh seine Principalschaft niedergelegt, und daher den anscheinend guten Fortgang des abgetretenen Theaters mit ungünstigen Blicken ansahe, daß sie mit diesem Manne in einer ziemlich genauen Verbindung blieben." Damit ist Ackermann gemeint. Schütze sagt in seiner Hamburgischen Theatergeschichte S. 338 das nämliche: „Ein politischer Fehler, der Anmaßungen und Kollisionen zur Folge hatte, die wir nicht näher zu entwickeln brauchen." Dagegen erklärt sich nun Schröders Biograph (ohne Zweifel nach Schröderschen Materialien) I, 184, mit vieler Indignation, und widerlegt nicht nur die für Ackermanns Charakter ehrenrührige Anspielung, sondern zeigt auch, wie nützlich Ackermann dem Unternehmen gewesen. Ohne Zweifel hat Schütze nur die Angaben in den Unterhaltungen, wie öfter benutzt. Das Räthsel löst sich, wenn man erst weiß, daß kein anderer, als Löwen jener Berichterstatter gewesen ist. In seinen Briefen an Klotz (Briefe deutscher Gelehrten an Klotz II, 8) bekennt er sich dazu. Löwen war Ackermanns Gegner; daraus erklärt sich jener Ausfall. Dasselbe giebt aber auch diesen Berichten für die Geschichte des Hamburgischen Theaters, mit Beziehung auf Lessing, ein besonderes Interesse, obschon sie überall mit Vorsicht aufzunehmen sind. Was uns vor allem dabei auffallen wird, ist der schneidende Abstand dieser Kritiken von Lessings Hamburgischer Dramaturgie, auf welche Löwen sich übrigens bezieht und von denen er, wie überall von Lessing, mit ungeheuchelter Verehrung spricht.

Zu S. 160. Gegen Lessing ist Corneilles Rodogüne von dem Ritter Anton von Klein in seinen Dramaturgischen Schriften (Frankfurt und Leipzig 1809) in Schutz genommen worden: „Ward Peter Corneille von Lessing unpartheiisch beurtheilt?" Vorgelesen in der Churfürstl. deutschen gelehrten Gesellschaft (S. 101—131). Ich finde in diesem Aufsatze nur den einen Umstand erheblich, nämlich die Nachweisung, daß Lessing in mehrern der wichtigsten Punkte seiner Kritik fast mit Voltaire übereinstimmt, an dem er also, wie Klein zu verstehen giebt, nicht nur ein Plagiat begangen, sondern sogar die Aufmerksamkeit davon vorsätzlich abgelenkt hätte, wenn er sagt: „Daß ein Deutscher selbst dächte — von selbst die Klugheit hätte an der Vortrefflichkeit eines Franzosen zu zweifeln, wer kann sich das einbilden?"

Um den Beweis zu geben, wie nahe Lessing und Voltaire zusammenstimmen, legt der Verfasser aus beiden einige Auszüge vor, die er neben einander stellt; z. B.:

— (VII, 132. M. 125. H. 180). Die Besorgniß (des Corneille, daß die Zuhörer die syrische Cleopatra mit jener von Aegypten verwechseln dürften)	— Cléopatre n'est pas nommée une seule fois dans la pièce. Corneille a donné pour raison, qu'on auroit pû la confondre avec la Cléopatre de

ging zu weit. Wer die ägyptische Cleopatra kennt, weiß auch, daß Syrien nicht Aegypten ist, weiß, daß mehr Könige und Königinnen einerlei Namen geführt haben, u. s. w. — (VII, 135. M. 135. H. 182). Die Cleopatra des Corneille, die mit nichts als mit machiavellischen Marimen um sich wirft, ist ein Ungeheuer ihres Geschlechts. — —

César, mais il n'y a guère d'apparence, que les spectateurs instruits, qui instruisent bientôt les autres, eussent pris cette reine de Syrie pour la maitresse de César etc. — Toutes ces sentences dans le goût de Machiavell, ne préparent point aux tendresses de l'amour.

und mehre solcher Stellen, welche vielleicht für Reminiscenzen aus Voltaire genommen werden können, aber doch, im Zusammenhange mit der übrigen Kritik, von viel zu wenig Belang scheinen, um ein so großes Gewicht darauf zu legen, wie dieser Gegner von Lessings Dramaturgie und Emilia Galotti that.

Zu S. 160. Was Lessing hier mit solcher Strenge gegen Weißes Richard III. betont, wäre noch viel lehrreicher und unparteiischer herausgekommen, wenn er es versucht hätte, an Shakespeares Richard, den er ihm im Allgemeinen vorher als einen Spiegel empfohlen hat, um „seinem Werke alle die Flecken abzuwischen, die sein Auge unmittelbar darin zu erkennen nicht vermögend gewesen wäre," im Besondern nachzuweisen, wie Shakespeare von Erregung so grausigen Schreckens sich frei gehalten, mit einem Worte, wie er nach seiner stillschweigenden Voraussetzung dem Ideal eines tragischen Charakters nach dem Begriffe des Aristoteles entsprochen. Aber wenn wir die Sache unparteiisch nehmen, so hat es fast das Ansehen, als wenn der arme Weiße hier das centnerschwere Gewicht eines Vorwurfs tragen mußte, an dem ihm Shakespeare mit tragen helfen sollte. Man braucht auch nur Lessingen auf sich selbst zu verweisen, auf die Stelle im Laokoon (VI, 510—512. M. 480—482. H. 141 f.), wo er Richard III. als den Typus des Schrecklichen, als die Vereinigung des Schädlichen und des Häßlichen aufstellt, und um ihn desto greller hervortreten zu lassen, ihn neben Edmund im König Lear hinstellt; während dieser ein Teufel, aber in der Gestalt eines Engels des Lichts, so „höre ich in Richard III. (Act 1. sc. 1.) einen Teufel und sehe einen in einer Gestalt, die der Teufel allein haben sollte." Durch die historisch-kritische Auffassung und Beleuchtung, welche Richard III. als Glied einer historischen Tetralogie bei Gervinus (Shakespeare II, 101 ff.) gefunden hat, mit Rücksicht auf die Entwickelungsgeschichte des großen Dichters, fällt noch mehr Licht auf das Excentrische in jenem Charakter. Was, Gervinus zufolge (S. 104), aus innerer Evidenz am meisten für die verhältnißmäßig frühe Entstehung Richards III. (im J. 1593) spricht, ist die Sättigung dieses Trauerspiels mit tragischen Motiven und Momenten, die H ä u f u n g d e r b l u t i g e n U n t h a t e n, die der Dichter auf Richard III. zum Theil o h n e d i e G e w ä h r d e r h i s t o r i s c h e n Q u e l l e n gewälzt hat, und die bittere Schärfe, mit der er die geschichtliche Lage entwickelt..., „wie sich unter den Verworfenen (eines verfallenen Geschlechts) und auf ihrem Untergang der Verworfenste emporhebt, bis auch Er sich selbst in dem allgemeinen Falle begräbt. . . ." Weiterhin lesen wir (S. 120): „Die Fäden sind schwach, mit denen der Charakter Richards an die gute Seite der menschlichen Natur geknüpft ist; ohne eine solche Gestalt in den beglaubigten Büchern der Geschichte gefunden zu haben, hätte Shakespeare vielleicht nicht gewagt, weder sie selbst, noch später seinen E d m u n d und J a g o zu schildern. Der Dichter hat gesucht, für ihn dadurch zu interessiren, daß er die F ä d e n, d i e i h n a n d a s B ö s e k e t t e n, d e s t o s t ä r k e r g e m a c h t h a t." u. s. w.

Die neuere Aesthetik hat, im geraden Gegensatze gegen Lessing, an welchen Gervinus sich anschließt, in der Idee und dem Wesen der modernen romantischen Poesie, im Gegensatze zu der antiken, die Berechtigung zu so extremen Gestalten, wie Richard gesucht. So Hegel (III, 362) über die moderne Tragödie, S. 565. „Im Allgemeinen aber ist es in der modernen Tragödie nicht das Substantielle ihres Zweckes, um dessen willen die Individuen handeln, und was sich als das Treibende in ihrer Leidenschaft bewährt, sondern die Subjectivität ihres Herzens und Gemüths, oder die Besonderheit ihres Charakters dringt auf Befriedigung." Er stellt ferner (S. 568) als unerreichten Meister in Darstellung „menschlich voller Individuen" Shakespeare dar, und sagt: „Je mehr Shakespeare in der unendlichen Breite seiner Weltbühne auch zu den Extremen des Bösen und der Albernheit fortgeht, um so mehr gerade versenkt er selbst auf diesen äußersten Gränzen seine Figuren nicht etwa ohne den Reichthum poetischer Ausstattung in ihre Beschränktheit, sondern er giebt ihnen Geist und Phantasie, er macht sie durch das Bild, in welchem sie sich in theoretischer Anschauung objectiv wie ein Kunstwerk betrachten, selber zu freien Künstlern ihrer selbst, und weiß uns dadurch, bei der vollen Markigkeit und Treue seiner Charakteristik für Verbrecher ganz eben so, wie für die gemeinsten, plattesten Rüpel und Narren zu interessiren." So wäre es also zuletzt doch nur die hohe poetische und philosophische Virtuosität, welche durch die bei uns hervorgerufene Bewunderung, durch das künstlerische Interesse einen Richard III. als tragischen Charakter rechtfertigte, wobei aber die sittliche, die versöhnende oder reinigende Wirkung der Tragödie, welche Hegel kurz vorher im Sinne des Aristoteles so allseitig und tief entwickelt, leer ausginge. Vgl. S. 571. Verschieden lautet der Versuch dieser Rechtfertigung Shakespeares bei Rötscher, dem geistvollsten und kenntnißreichsten Dramaturgen aus Hegels Schule (in der „Kunst der dramatischen Darstellung" II, 39—46. „Das Gesetz des Aristoteles in seinem Verhältniß zum Gesetz der modernen Welt"). Dieses Gesetz beruht, nach ihm, „auf dem tiefen Grunde des modernen Lebensprincips überhaupt, im Gegensatz des antiken." Die sittliche Weltordnung des modernen Dramas (das enthält etwa der Kern der ganzen Entwickelung) löst solche dämonische Charaktere (wie Makbeth und Richard III.), welche uns auf Augenblicke fast an der Wahrheit und Macht aller Sittlichkeit zu verzweifeln zwingen, durch ihren eigenen Prozeß so auf, daß sie zur Wiederherstellung der göttlichen Weltordnung verwendet werden, und ihrer Verherrlichung dienen müssen. . . ." „Die sittliche Idee ist in den genannten Dramen zu zu einer solchen Vertiefung in sich fortgegangen, daß sie ihrem Gegensatze, dem Bösen, ein scheinbar völlig selbständiges Leben, ein zu einer ganz individuellen Welt ausgearbeitetes Dasein gönnen kann, um sich aus der Auflösung desselben, als die freie Macht des Geistes zu behaupten." Wohl! Aber wo und wie geschieht diese Auflösung? geschieht sie blos durch eine im Geiste des Lesers oder Zuschauers hervorgerufene Reflexion, also außerhalb des Kunstwerks, so ist es für dieses ein von dem Standpunkte der Kunst sehr zweideutiges Zeugniß; daß aber und wie Shakespeare jene Auflösung concret im Plane und dem Ausgang jener Stücke vollbrachte, wird nicht gezeigt. Da steht doch Hegels Rechtfertigung jener dämonischen Charaktere der concreten Wirklichkeit des modernen Lebens in seiner Bildung und seinen Verhältnissen viel näher. Wir sehen eben solche Stücke gern, weil uns die hohe Poesie des Dichters, und zuweilen die eminente Kunst des Schauspielers (und diese hat Rötscher in dem Buche vor Allem im Auge) an sich befriedigt; jene tiefere Wirkung des wahrhaft tragischen Charakters, wie ihn Lessing und Schiller wollen, bleibt aus. Denn,

wie Hegel a. a. O. S. 537 sagt: „Nur ein wahrhafter Gehalt schlägt in die edle Menschenbrust ein, und erschüttert sie in ihren Tiefen.“

Zu S. 167. Ich berufe mich auf die gründlichste und erschöpfendste Behandlung dieser, für die gesammte griechische Kunst- und Moralphilosophie so wichtigen und anziehenden Frage über die Reinigung der Leidenschaften in Ed. Müllers Geschichte der Theorie der Kunst bei den Alten II, 53—73 und 378—388 und sonst (vgl. im Register S. 440. Katharsis), anknüpfend an die kathartische Wirkung der nachahmenden Künste überhaupt, namentlich der Musik, neben ihrer ethischen Wirkung, und deren gegenseitiges Verhältniß. In den Anmerkungen geht der Verfasser genauer auf Lessings Behandlung der Frage ein, mit Rücksicht auf die abweichenden Auffassungen bei Herder und Goethe. „Das größte Verdienst um Aufhellung des Wesens der Katharsis (heißt es S. 378), namentlich mit Bezug auf die Tragödie, hat sich ohne Zweifel Lessing erworben, und obwohl ich meinen eigenen Weg gegangen bin, bin ich doch zu Resultaten gelangt, die mit den Lessingschen in den wesentlichsten Punkten übereinstimmen. Nur glaube ich, daß das Eigenthümliche in dem Wesen der Katharsis verdunkelt wird, wenn man sie, wie Lessing thut, schlechtweg als „eine Verwandlung der Leidenschaften in tugendhafte“ bezeichnet. . . Daß in der That Aristoteles bei seiner Lehre von der Reinigung der Leidenschaften an die unmittelbare Wirkung denkt, welche eine Tragödie während des Hörens und Schauens selbst hervorbringt, daran werden wir gar nicht zweifeln können, wenn wir an die faktische Grundlage seiner ganzen Theorie uns erinnern. Die Heilung des bacchischen Wahnsinns nämlich, durch enthusiastische Musik und verwandte Mittel, war offenbar nicht eine Folge wiederholter Versuche, sondern eine plötzliche Erschütterung brachte hier die Umwandelung hervor“ u. s. w. In den früher mit Mendelssohn 1756 geführten Erörterungen über den Zweck des Trauerspiels, war Lessing in der That dem Begriffe der bacchischen Katharsis viel näher gekommen, wie von Danzel I, 351—353 gezeigt ist, und auch hier in der Dramaturgie kommt Lessing jener früheren und freieren Auffassung weiterhin VII, 358. M. 335. H. 388, ganz nahe, indem er die Wirkung des griechischen Theaters, im Vergleich zu unseren modernen Schauspielen, in die Begeisterung mit so starken, so außerordentlichen Empfindungen setzt, „daß sie (die Griechen) den Augenblick nicht erwarten konnten, sie abermals und abermals zu haben.“ Mit dieser Ansicht Lessings hängt aber auch die noch zusammen, daß die Reinigung eine Reinigung von beiden Extremen, so z. B. von zu viel und zu wenig sei. . . . Aber hier ist es am Ende doch nur eine Ungenauigkeit, die man Lessingen vorwerfen kann.[1]) — Nächst Lessing hat unstreitig Herder (Werke zur Literatur und Kunst XVII, 211—223) zur Aufhellung der Ansichten des Philosophen am meisten beigetragen; denn wenn man auch die sorgfältige und scharfsinnige Erörterung des Gegenstandes, wie

[1]) Eine ähnliche Ungenauigkeit giebt der Verf. S. 387 Lessing Schuld in Bezug auf die Quelle unserer Erkenntniß von Aristoteles Lehre von der Katharsis, was bei Lessing VII, 349. M. 326. H. 380 zu lesen ist. Lessing findet diese Erörterungen vornehmlich in den Stellen, wo bestimmt wird, wie die tragischen Personen beschaffen sein müssen, um Mitleid und Furcht in uns zu erregen, nämlich weder vollkommen gut noch erzböse, sondern in der Mitte stehend. „Aber sieht man nicht (fragt der Verf.) daß hieraus nur hervorgeht, wie es der Dichter zu machen habe, um Furcht und Mitleid zu erregen, nicht aber, wie zugleich eine Reinigung dieser Affekte bewerkstelligt werden könne?“ Doch ist zu bemerken, daß Lessing von diesen Stellen seine Ansicht von der Reinigung wesentlich abstrahirt, wodurch sie eben minder vollständig und klar ausfiel, als wenn er, wie spätere Ausleger, namentlich unser Verfasser, die Reinigung durch die Musik und andere Analogien in die Betrachtung mit hineingezogen hätte.

sie Lessing giebt, bei ihm nicht suchen darf, so ist er doch reich an geistreichen Andeutungen, die keineswegs übersehen werden dürfen. Eine auffallende Inconsequenz begeht jedoch Herder in Bezug auf die Erklärung der Worte des Aristoteles von der Reinigung der Leidenschaften durch die Tragödie. Von der einen Seite schließt er sich ganz an Lessing an, da ist auch ihm die Reinigung ein Vorgang im Gemüthe derer, auf die überhaupt die Tragödie wirken will; dann aber faßt er den Begriff der Katharsis wieder so, daß er sie vielmehr auf die handelnden Personen in der Tragödie bezieht. (Das Endurtheil über Orest, die Entsühnung des Muttermörders, ist hiernach die Katharsis in den Eumeniden des Aeschylos u. s. w.) Von diesen beiden schwer zu vereinigenden Auslegungen der Regel des Aristoteles hat sich endlich Goethe im Spätherbst seines Lebens für die letztere ausgesprochen (Werke XLVI, 16—21. „Nachlese zu Aristoteles Poetik"), und wie man aus seinem Briefwechsel mit Zelter (IV, 288) sieht, nicht ohne auf den neuen Fund einen gewissen Werth zu legen. Goethe übersetzt die schwierige Stelle: „Die Tragödie ist eine Nachahmung einer bedeutenden und abgeschlossenen Handlung, die nach einem Verlauf von Mitleid und Furcht mit Ausgleichung solcher Leidenschaften ihr Geschäft abschließt." Der große Dichter findet es nämlich nicht glaublich, daß Aristoteles in seiner, jederzeit auf den Gegenstand hinweisenden Art, indem er ganz eigentlich von der Construction des Trauerspiels redet, an die Wirkung, und was mehr, an die entfernte (!) Wirkung denken konnte, welche eine Tragödie auf den Zuschauer machen würde u. s. w. Wie unhaltbar und unbefriedigend diese Auslegung sei, zeigt Müller (a. a. O.) nicht nur aus philologischen, sondern noch mehr aus von der Sache hergeholten Gründen sehr ausführlich. Aber, wie ein Kritiker aus jüngerer Zeit bemerkt, „sie ist höchst interessant als eigene Ansicht des Dichters, der sich nie ein anderes Ziel setzte, als ein vollendetes, der Betrachtung würdiges Kunstwerk aufzurichten; völlig unbekümmert um den Eindruck, den es machen, um die Wirkung, die es hervorbringen würde, der überhaupt schaffen, niemals wirken mochte." (Dr. Weil in Straßburg; über die Wirkung der Tragödie nach Aristoteles; in den Verhandlungen der zehnten Versammlung deutscher Philologen u. s. w. Basel 1848. S. 135. Zu Gunsten von Goethes Auffassung der „Reinigung" erklärt sich auch M. Carrière über die Tragödie im Morgenblatte. 1852. Nr. 20. S. 470.) Wenn aber Weil die Wirkung der Tragödie nach des Aristoteles eigenen Worten, gegen Lessing, in nichts Höheres und Eigenthümlicheres, als in das Bedürfniß der Zuschauer nach Emotionen (S. 140) setzt, dasselbe Bedürfniß, setzt er selbst hinzu, welches bei minder fein organisirten Nationen Gladiatorenspiele hervorgerufen, dasselbe Bedürfniß, das so viele Zuschauer um eine Richtstätte versammelt — so kann das wohl als ein Rückschritt, mindestens als eine Einseitigkeit angesehen werden; wir haben gesehen, daß Lessing selbst das Bedürfniß starker Emotionen bei den Athenern im Theater nicht gering anschlug, aber die Reinigung der Leidenschaften darauf zu beschränken, kam ihm nicht in den Sinn. — Eine tiefere Erfassung der Frage, auf Lessings Seite, enthält das Programm von Theodor Kock, Ueber den Aristotelischen Begriff der Katharsis in der Tragödie und die Anwendung desselben auf den König Oedipus (Elbing 1851 ff.); nur in einem Punkte, wenn Lessing auch eine Reinigung des Mitleids durch die Furcht, der Furcht durch das Mitleid verlangt, widerspricht ihm der Verfasser. In dieser Beziehung hat aber der Verf., so wie zum Theil E. Müller, einen Vorgänger in Stäudlin, Geschichte der Vorstellungen von der Sittlichkeit des Schauspiels. Göttingen 1823. S. 64. Auf Lessings Auslegung des Aristoteles baut unter andern auch Wilh. Wackernagel, Ueber die dramatische Poesie. Basel 1838. 4. S. 33—34, und tadelt nur die aristotelische Definition, daß

sie zugleich etwas zu Beschränkendes und etwas Schrankenloses habe, indem sie auf der einen Seite zwei vereinzelte Affekte hervorhebe, und auf der andern auch alle übrigen dergleichen dazu rechne." Vgl. auch Waßmuth: De aliquot locis, qui ad Aristotelis de vi ac natura tragoediae doctrinam pertinent. Programm des Gymnasiums zu Saarbrücken, 1852). Aus Schröters und Thieles trefflichem Commentar zur Dramaturgie S. CXIX. führen wir noch an: Weddigen, Lessings Theorie der Tragödie mit Rücksicht auf die Controverse der *κάθαρσις τῶν παθημάτων*, Ende 1876, und H. Baumgart, Aristoteles, Lessing und Goethe, Juni 1877. „Weddigen fußt auf zwei früheren Abhandlungen Baumgarts: *πάθος* und *πάθημα* im Aristotelischen Sprachgebrauch (Monographie aus d. J. 1873) und: Der Begriff der tragischen Katharsis (Fleckeisens Jahrbücher für Philologie 1875, S. 81—119). Weddigen faßt mit Lessing die Katharsis der Pathemata als eine moralische Besserung dieser (S. 20), und ihm ist demnach die Wirkung der Tragödie eine hedonische, aber eine sittlich-hedonische. (S. 28.) Baumgart selbst, der auf Weddigen gar keine Rücksicht nimmt, giebt in seiner letzten Schrift, in welcher er noch herber als Gegner von Bernays auftritt und dessen Sollicitationstheorie gänzlich verwirft, in Bezug auf Lessing sein Urtheil dahin ab, daß des Letzteren „„Ansicht im Grunde dem richtigen Verständnisse sehr nahe gestanden habe, daß es ihm aber gerade hier einmal geschehen sei, den falschen Ausdruck gewählt zu haben"" u. s. w.

Zu S. 170. In Lessings philologischem Nachlaß (XI, 691—694. M. 2, 338—342. H. XIII, 1, 287—291) finden sich weitere Spuren von seiner Beschäftigung sowohl mit Aeschylus, als mit Euripides; von jenem beurtheilt er den Agamemnon, von letzterem den Jon. Hier sagt er unter andern: „Daß Euripides zur Unzeit moralisirt, ist bekannt genug, und das will ich ihm als einem Freund des Sokrates vergeben. Aber daß er zur Unzeit malt, das verzeihe ich ihm nicht. Man sehe ein sehr merkwürdiges Exempel davon v. 1141—1165. (Die nähere Ausführung, ein anziehender Beitrag zum Laokoon, lese man selbst nach.) . . . „Man sagt so viel von den Fehlern des Shakespeare. Man nenne mir nur Einen, der diesem das Gewicht halte. Von Shakespeares Fehlern getraue ich mir fast immer einen Grund angeben zu können. Er begeht sie, um die Hauptsache zu befördern, und die Zuschauer desto lebhafter zu rühren. Aber dieser Fehler des Euripides läuft just wider die Hauptsache, die ganze Action steht auf einmal still" u. s. w.

„Alle, die dem Euripides das Erhabene abgesprochen," sagt Goethe bei Eckermann II, 269, „waren arme Heringe und einer solchen Erhebung nicht fähig." (Vgl. das Programm des Dr. Barth über den Character der Medea des Euripides, Breslau 1852, S. 1 und die Anm. S. 38. Wenn aber Lessing in der Dramaturgie alle Grausamkeiten, welche Medea begeht, aus der Eifersucht ableitet, so modificirt der Verfasser dieses Urtheil dahin, daß ihr Haß aus schwer beleidigter Liebe stamme, nur mit Eifersucht gemischt und von dieser gefärbt, ein eifersüchtiger Haß).

Lessing endlich hat auch mit glücklichem Scharfblick den wahren Charakter der Alceste, die den neuen Kritikern so lange ein Räthsel und den Voltaires und Laharpes ein Gespött war, erkannt, nämlich daß es ein Satyrspiel und ein Seitenstück des Cyklops sei, welches seit Casaubonus für das einzige übriggebliebene Satyrspiel der Griechen galt. Lessing fällte dieses Urtheil in einer mündlichen Unterredung gegen Eschenburg, wahrscheinlich bei Gelegenheit von Wielands dürftigem Singspiel und Goethes „Farce" gegen diesen im Jahr 1774.[1] (Eschenburg zu

---

[1]) Hast Du Goethens Farce wider Wielanden gesehen? fragt Lessing 20. April 1774 seinen Bruder.

Lessings Kollektaneen XI, 375. M. 1, 511. H. XIX, 484). Buhle hat in seinem Programm: de Fabula Satyrica Graecorum. Goettingae 1787. 4, p. 14—15, diese ihm von Eschenburg brieflich mitgetheilte Ansicht Lessings aus verschiedenen Kennzeichen und Gründen widerlegen wollen; wobei er noch anführt, daß schon der bekannte, an originellen Ansichten über die griechische Literatur reiche französische Kritiker Hedelin (Abbé d'Aubignac) dieselbe Meinung gehabt habe; und er will, daß Alceste zu der Gattung der hilarotragoediae! (einer Art travestirter Tragödie, Passow Handwörterbuch s. v.) gehöre. Allein „seitdem aus einer didascalischen Notiz hervorgegangen ist, daß Alcestis den vierten Platz in der Tetralogie einnahm, und hierdurch den Rang eines Satyrdrama mit seinen Vorrechten gewann, konnte der Anstrich eines muntern Nachspiels — wenig mehr befremden" u. s. w. (G. Bernhardy, Grundriß der griechischen Literatur, Halle 1845. II, 871 mit Hinweisung auf S. 661 und 668).

Zu S. 187. Wenn jetzt die Frage aufgeworfen wird, was denn das sei, was Lessing dem Diderot verdankte, wenn er in der Vorrede zur zweiten Ausgabe seiner Uebersetzung von Diderots Theater schreibt (VI, 369. M. 357. H. XI, 2, 4) „daß dieser an der Bildung seines Geschmacks so großen Antheil habe, daß er ohne Diderots Muster und Lehren eine ganz andere Richtung würde bekommen haben, vielleicht eine eigenere, aber doch schwerlich eine, mit der am Ende sein Verstand zufriedener gewesen wäre" — wenn wir diese Frage aufwerfen (und Danzel geht von dieser Frage aus), so haben wir vor allem das Datum dieses Bekenntnisses ins Auge zu fassen. Lessing thut dies ganz am Schlusse seiner dramatischen Laufbahn, ja kurz vor seinem Ende; er wirft einen allgemeinen Blick auf die von ihm eingeschlagene Richtung seit dem Zeitpunkte, da er Diderots Muster und Lehren kennen gelernt: nicht also blos Minna von Barnhelm, sondern auch, und noch viel mehr, die nachfolgenden Stücke, vor allem Emilia Galotti, dann Nathan der Weise gehören hierher. Das diesen Dramen Gemeinsame haben wir ins Auge zu fassen, nicht etwa blos die Frage, wie das Lustspiel Minna von Barnhelm in Diderots dünn gesponnene Kategorien des Dramas unterzubringen sei. Worin besteht dieses Gemeinsame? Ich finde es erstlich, negativ ausgedrückt, darin, daß Lessing die heroische Tragödie und den heroischen Stil der Tragödie nach dem Muster der Griechen, um nicht zu sagen der Franzosen, trotzdem ihn niemand an Bewunderung der grichischen Tragödie übertraf, für das moderne Theater nicht geeignet erachtete (wie er ja auch den Chor verwarf), und sich daher in seiner Mustertragödie, der Emilia Galotti, in einer mittleren Region bewegt hat. Das andere, positiv zu fassende, hängt eng damit zusammen, ich meine den Realismus, die Unmittelbarkeit der Empfindung und des Ausdrucks, was man im edleren Sinne Natur nennt. Auf diesen Punkt hat Danzel scharf genug hingewiesen mit Bezugnahme auf so bedeutende Stimmen, wie Villemain und Frau von Staël: daß aber Lessing sich zu Diderot, wie echte Natur zu Naturalismus verhalte. Das ist auch der Punkt, auf welchen Goethe (Diderots Versuch über die Malerei, übersetzt und mit Anmerkungen begleitet, S. 207) seinen Angriff vorzüglich richtet. „Die Neigung aller seiner theoretischen Aeußerungen (sagt er von Diderot) geht dahin, Natur und Kunst zu confundiren, Natur und Kunst völlig zu amalgamiren; unsere Sorge muß sein, beide in ihren Wirkungen getrennt darzustellen." Lessing ist Diderot, aber veredelt!

Zu S. 188. Anm. 3. Was die schwierige Stelle im 9. Kapitel der Poetik des Aristoteles über das Verhältniß der Poesie zur Geschichte, des Allgemeinen zum Besondern betrifft, so ist sie nach Lessing Gegenstand mehrfacher Untersuchungen gewesen, besonders in Bezug auf die Frage von dem wahren Namen

in der Komödie wie in der Tragödie. Alles kommt, nach Lessing, darauf hinaus, daß bei Aristoteles die Charaktere der Tragödie eben so allgemein sein müssen, als in der Komödie. In ersterer Hinsicht scheint v. Raumer (Ueber die Poetik des Aristoteles S. 49) Lessingen Unrecht zu thun, wenn er ihm die Ansicht unterlegt, als wären, ihm zu Folge, die Namen Brutus und Regulus in der Tragödie nur eine Firma für allgemeine Begriffe, Formen, in welche gar vielerlei eingegossen werden dürfte, sofern es nur eine allgemeine Gattungsähnlichkeit hätte — denn er brauchte blos den folgenden Satz bei Lessing hinzuzunehmen, aus dem hervorgeht, daß es Lessingen darum zu thun war, dem Dichter die Freiheit in den Begegnissen zu lassen, wenn er auf einem kürzeren Wege, mit Wahrung des (historischen) Charakters das Ziel erreicht, Begegnisse (drückt er sich anmuthig aus), mit welchen jene wirkliche weiter nichts gemein haben, als daß sie mit ihnen aus einer Quelle, aber auf unzuverfolgenden Umwegen und über Erdstriche geflossen sind, welche ihre Lauterkeit verdorben haben. — Egger sagt gar: Lessing, dans sa Dramaturgie, va plus loin qu'Aristote et soutient que la tragédie a le même droit que la comédie sur les sujets d'invention: mais l'histoire du théâtre moderne, ainsi que celle du théâtre grec, confirme la judicieuse réserve de notre philosophe, und citirt den Brief Balzacs an Scudery über den Cid des Corneille. Aber wo hat Lessing sich so ausgedrückt? Anlangend das Allgemeine in dem Namen der Komödie, auf welche Aristoteles ausdrücklich hinweist, hat dagegen Lessing das Recht des Dichters einseitig auf Namen seiner Erfindung und von charakteristischer Bedeutung beschränkt, wie Pyrgopolinices, Hauptmann Mauerbrecher u. s. w., wie Hermann zu Aristoteles de arte poetica p. 120 zeigt, und Ed. Müller (a. a. O. S. 432) ihm beistimmt, daß nämlich die Individualität den poetischen Charakteren von Aristoteles durchaus nicht abgesprochen werden sollte.

Zu S. 190. Zur Beurtheilung von Lessings Kenntniß des spanischen Theaters dient eine von Danzel ausgezogene Stelle aus einem Briefe Meinhards an Nicolai vom 17. Decembr. 1765: „An Herrn Lessing werde ich nächstens die Poesien des Lope de Vega zurücksenden. Dürfte ich bitten, ihn zu fragen, ob er etwas von Spanischen Büchern aus der Auction für mich übrig hat?"

Zu S. 192. Die Nachschrift des Briefes Lessings an seinen Bruder aus Wolfenbüttel den 20. Septb. 1777 (XII, 494. M. 593. H. XX, 1, 722) lautet: „Es fällt mir bei, Dich noch um eine Gefälligkeit zu bitten. In dem Mercure de France vom Jahre 1760—69 befindet sich eine aus dem Spanischen übersetzte Komödie, in der ein gemeiner Mann, der, ich weiß nicht mehr welche, sonderbare Gerichtsbarkeit hatte, vermöge solcher sich an einem vornehmen Manne selbst Recht schaffte, der seine Tochter verführt hatte. Es ist mir ein Umstand eingefallen, wodurch dieses Stück, das mir außerordentlich gefallen, sich vollkommen verdeutschen (etwas mehr als übersetzen) ließe. . . . Sei doch so gut und suche mir den Band, worin gedachtes Drama steht, je eher je lieber in einer müßigen Stunde auf, ehe mir der Einfall wieder aus dem Kopfe kommt. Ich könnte Dir wenigstens damit eine Arbeit unter den Fuß geben, die alle Anlage hätte, für unser Theater sehr interessant zu werden." Dieses Stück kann nach der von Lessing, freilich nur aus der Erinnerung wiedergegebenen Fabel kein anderes gewesen sein, — als der Richter von Zalamea, von Calderon (El Alcalde de Zalamea), übersetzt von Gries im 5. Bande von Calderons Schauspielen. Vgl. v. d. Malsburgs Uebersetzung V, XII ff. Von Schack, welcher in seiner Geschichte der dramatischen Literatur und Kunst in Spanien III, 163 ff. den Inhalt desselben ausführlich angiebt, setzt dieses Drama von Seiten der Composition, so wie der markirten und lebendigen Cha-

rakteristik den vorzüglichsten Stücken Calderons an die Seite, und führt ein übereinstimmendes Urtheil eines französischen Kenners der spanischen Literatur, Louis Viel-Castel, in der Revue des deux mondes mit an. Diese beiden Kenner würden nicht verfehlt haben, auf das Stück eines anderen spanischen Dichters von demselben originellen Inhalte hinzuweisen, wenn ein solches vorhanden wäre. (Vgl. jedoch R. Prölß, Geschichte des neueren Dramas. Leipzig 1881, I, 360). Es ist auffallend, daß Lessing den Calderon als den Verfasser jenes ins Französische übersetzten Stückes nicht gekannt zu haben scheint. Seine damalige Absicht blieb unausgeführt. Dagegen erschien ein Jahr darauf (1778) Schröders schwächliches Machwerk „Amtmann Graumann oder die Begebenheiten auf dem Marsch," nach dem Alcalden von Zalamea (Schröders Leben II, 171, nach von Schack a. a. O. III, 154, vgl. Schröders Werke I, XLV), aus den Linguetschen Auszügen, die zu Braunschweig in deutscher Uebersetzung von Zachariä und Gärtner herauskamen. (Spanisches Theater. 3 Bände, 1770—71, nach Linguet Théâtre Espagnol.) Zu den bei v. Schack angegebenen deutschen Bearbeitungen spanischer Stücke aus der Zeit, ist noch Rahel oder die schöne Jüdin, Trauerspiel in drei Aufzügen, 1789, nach Garcia de la Huerta, bearbeitet von J. Ch. Brandes (s. Jördens I, 188) zu zählen. Dieses seiner Zeit so berühmte Stück, dessen Verfasser eine Reaktion gegen das eingerissene französische Wesen bei den Spaniern in ähnlicher Weise abzweckte, wie Lessing unter uns (nach Bouterweck hatten sich vor dem Drucke desselben über 2000 Abschriften bis nach Amerika verbreitet) fiel noch in Lessings letzte Lebensjahre (1778). Doch das deutsche Theater trat mit Lessing seine große Periode erst an, und die Glanzzeit des spanischen war längst vorüber, und nicht mehr wieder heraufzubeschwören.

Zu S. 194. Richier. Zur Charakteristik dieses Franzosen, welchem ein gewisser Einfluß auf Lessings Lebensgang nicht abgesprochen werden kann, und der sich durch die Kritik der französischen Klassiker, besonders Voltaires, so gekränkt fand, gehört seine enorme Eitelkeit und sein gespreiztes Wesen, welches dem Prinzen Heinrich von Preußen, der ihn nach Reinsberg in seine Dienste genommen, Stoff zu einem komischen Epos, la Richéide gab. (S. Anekdoten, Charakterzüge und Kriegsfahrten aus dem Leben des Prinzen Heinrich von Preußen. Dritte Sammlung. Göttingen 1804. S. 22). Der ungenannte Verfasser dieser Sammlung sagt, daß der philosophische Prinz, dessen Großmuth nicht zuließ, jemanden zu beleidigen, jenes „reizende Werk" nur seinen vertrautesten Freunden mitgetheilt; und er erwähne dessen nur in der Absicht, um mit dem Publikum zu bedauern, daß der Prinz vergebens so viele Reize und so vielen Witz in dieses Werk gelegt habe. Der Verf. setzt hinzu, daß er unzählige Anekdoten von diesem „Halbgelehrten," der der Gegenstand des erwähnten Gedichts war, erzählen könnte.

Zu S. 204. Wie es sich mit diesem Plane verhielt, lehren am besten folgende Briefauszüge; der erste aus den ungedruckten Briefen von Weiße an Uz, aus Leipzig den 21. Mai 1767, lautet:

„Von Herrn Gleim habe ich lange nichts gehört, als was mir der Ruf von ihm gesagt. Doch etwas Seltsames muß ich Ihnen von diesem guten Mann insgeheim sagen. Er hat sich einfallen lassen, einen seiner besten Freunde in Magdeburg, Bachmann, zu bereden, daß er seinen guten Handel aufgegeben und mit ihm eine typographische Gesellschaft errichtet: sie haben einen Buchhalter angenommen, dem sie jährlich 800 Rthlr. geben, von dem man mich versichert, daß er ein Windbeutel sei, hier und in Berlin große Buchläden gemiethet, und noch nichts drinne; alles soll aufs prächtigste bei ihnen gedruckt

und die Autores aufs herrlichste bezahlt werden. Was sagen Sie dazu? Hier schüttelt man den Kopf. — Doch ich bitte Sie um Alles in der Welt willen, schreiben Sie ihm nichts davon: er will es nicht wissen lassen, ungeachtet es jedermann weiß, und blitzet wie ein Jupiter um sich, wer ihn in einem solchen Verdacht hat; seine Freundschaft ist mir aber zu lieb, als daß ich sie verscherzen sollte. Sie werden eine Menge neuer Bücher von dieser typographischen Gesellschaft im Meßverzeichniß angekündigt finden."

Der zweite Auszug ist aus einem Briefe von Bode an Bachmann in Magdeburg aus Hamburg den 10. Decemb. 1767, und gehört unmittelbar zur Geschichte des Unternehmens von Bode und Lessing.[1])

„Mit Klopstock habe ich vor einigen Jahren schon oft über ein Projekt gesprochen wie man ein billigeres Verhältniß zwischen Buchhändlern und guten Schriftstellern herstellen könnte. Es blieb indessen immer, wegen verschiedener Hinderungen, ein blos entferntes Projekt. Voriges Jahr aber erlaubten es meine Umstände, ernsthaft an seine Ausführung zu denken. Ich legte eine Druckerei an, und als Herr Lessing herkam, trat ich mit ihm in Compagnie. Da mir nun Ostern Herr Lessing sagte, daß auch Sie einen dergleichen Plan haben, dachten wir gleich darauf, ob wir nicht mit Ihnen auf die eine oder die andere Art gemeinschaftliche Sache machen könnten. Ich mußte im Monat April eine Reise machen, von der ich erst zu Ende des Augusts zurückkam, und Herr Lessing übernahm bis dahin die wenigen Geschäfte allein über sich. Bei meiner Zurückkunft sagte er mir: daß Sie mit dem Buchhandel nichts weiter zu thun haben wollten. Ob der Mann, der es so positiv schrieb, durch einigen Schein verführt ist, oder die Nachricht selbst erfunden hat, kann ich nicht ausmachen, indessen sagte es mir Herr Bachmann aus Berlin, den ich auf die Sache brachte, eben so gewiß. Diesen Umstand schrieb ich an Herrn Klopstock, der Ihnen, wie ich wußte, seinen Hermann versprochen hatte, und bat ihn, mir nach Ihnen den Vorzug zu geben. Er versprach mir solches auch mit Voraussetzung der Wahrheit der vorberührten Nachricht: Lessing und ich haben einen Plan zu einem Journale gemacht, wozu uns Klopstock also seinen Hermann und die übrigen Kopenhagener Beiträge zugesagt haben. Wir machen also dazu die gehörigen Anstalten, daß wir unsere Monatsschrift mit dem künftigen Jahre anfangen können. Aber siehe, ehegestern empfange ich einen Brief von Klopstock mit einer Beilage von Herrn Gleim, woraus ich sehe, daß Sie den Hermann erwarten, und Ihren Plan gar nicht aufgegeben haben. — Wenn Sie mich kennten, mein lieber Herr Bachmann, so würden Sie meine Antwort an ihn leicht vorhersehen. Doch eine allgemeine Redlichkeit setzen Sie an Klopstocks Freunde voraus, nicht wahr? Also auch wohl, daß ich nicht den Gedanken gehabt habe, Ihnen irgend einen Abtrag zu thun. Aus Gleims Briefe an Klopstock sehe ich so viel, daß Sie die Seele der typographischen Gesellschaft sind, und daß diese Gesellschaft nach einem Plane arbeitet, der im Grunde mit dem unsrigen einerlei ist. Wenn wir uns nicht ganz irren, so kann es Ihnen nicht ganz unangenehm sein, wenn wir Ihnen vorschlagen, auf die billigsten Bedingungen mit der Gesellschaft in Verbindung zu treten." (Das Uebrige faßt Danzel zusammen: Es werden die Vortheile davon erörtert — namentlich dem Nachdruck gegenüber — und wird sogleich gemeinschaftliche Sache auf die Monatsschrift angeboten, so wie die Druckerei empfohlen, „die mit ehestem außerordentlich gut werden muß." Unterzeichnet: J. J. C. Bode et Compagnie.)

---

[1]) Aus Gleims Papieren in der Bibliothek des Domgymnasiums zu Halberstadt, von Danzels Hand.

Zu S. 210. Zur Literatur der Hamburger Dramaturgie führen wir aus Schröters und Thieles Commentar noch an: D. Strauß' „Meisterwerk," Voltaire (3. Aufl. 1872). Vollmann, Anmerkungen zu Lessings Hamburgischer Dramaturgie (Festschrift zur dritten Säcularfeier des Berlinischen Gymnasiums zum Grauen Kloster 1874, S. 43—56). Stigell, Shakespeare und die tragische Kunst der Griechen. Mainzer Gymnasialprogramm, 1863. Görres, Zur Würdigung Corneilles, Bromberger Realschule, 1874. Humbert, Lessings Stellung zur französischen Literatur (Schnorr, Archiv, II, 443—469). Düntzers Schriften wird sich ohnehin Niemand, der Lessing studiert, entgehen lassen. Ueber die Verbannung des Harlekin von der Bühne, Schröter und Thiele S. CXXX. — H. Motz, Lessings Bedeutung für das deutsche Drama, Basel 1872. Durchaus werthlos ist das Stralsunder Gymnasialprogramm von 1873.

Zu S. 220. Aus einem ungedruckten Briefe des Lic. Wittenberg in Hamburg an Nicolai vom 22. Juni 1768 (in Danzels Papieren) geht hervor, daß der Recensent, welcher Lessingen durch die Bezichtigung „eines unverzeihlichen Fehlers" so aufgebracht hatte, kein anderer war, als — Dusch. Jener schreibt: „Dusch hat überhaupt ein schwarzes Herz. Noch neulich hat er dies Herrn Lessing bewiesen. Lessing hat ihm gedient, er hat ihn noch neulich gegen meine wahre Beschuldigung, daß er den Cephissus nach Cythera hinbringe, wo dergleichen Fluß nicht vorhanden ist, so gut er konnte vertheidiget.[1]) Dusch aber lohnt ihn dafür mit Undankbarkeit. Er beschuldigt ihn in der Recension des Klotzischen Werkes von geschnittenen Steinen eines unverzeihlichen Fehlers. Herr Lessing hat sich dagegen vertheidigt, wie Sie in Nr. 100 des Correspondenten sehen werden. Es verdrießt mich nur, daß Herr Lessing sich hauptsächlich an Herrn Klotz in seiner Vertheidigung wendet, weil er glaubt, dieser habe die Recension eingeschickt, wovon ich aber das Gegentheil weiß." Lessing muß hiervon erfahren haben; vgl. XI, 408. M. 1, 224. 554. H. XIII, 2, 231. XIX, 533.

Zu S. 230. Zur Charakteristik Klotzens und seines Biographen Hausen setze ich dessen letzte Unterredung (ein halbes Jahr vor Klotzens Tode) mit ihm mit Bezug auf Lessing her. Die Rede war von seinem Kriege mit Nicolai, der in lauter Persönlichkeiten ausgeartet war. Hausen hielt es für angemessen, daß Klotz abbräche und fuhr fort: „Bei den Einwürfen eines L e s s i n g s aber würde ich nicht geschwiegen haben, hier war die Sache anders."

„Sie haben Recht (war Klotzens Antwort); ich habe auch die Briefe gelesen, verschiedene Anmerkungen niedergeschrieben: aber das wissen Sie doch wol, daß eine solche Beschäftigung eine höchst unangenehme und verdrüßliche Sache ist. Eine besondere Widerlegung ist auch nunmehr beinahe zu spät; kömmt die zweite Ausgabe von dem Buche von geschnittenen Steinen heraus, und ich hoffe es bald, da wollen wir sehen, was zu thun ist."

„Nur Schade! daß das Publikum inzwischen in seiner Meinung oder in seinem Vorurtheil bestärkt wird." Mit diesen Worten schloß die Unterredung.

Klotz hatte Hausen in den Tagen ihres noch ungetrübten Vernehmens einst aufgefordert, wenn er vor ihm stürbe, sein Leben i n w a h r e m B i l d e zu schreiben. Hausen that dies mit einer Indiskretion, einer Grausamkeit, welche in edlern Gemüthern Entrüstung erregte. In diesem Sinne ist Goethes Recension (Werke XXXIII, 117. H. XXIX, 29) niedergeschrieben: „Armer Klotz, in welcher erbärmlichen Gestalt wirst du vors Publikum hingelegt. . . . Wir mögen nicht weiter ausschreiben, wir haben mehr christliche Liebe denn Herr

[1]) Zu verstehen: mündlich in einer Gesellschaft.

Hausen, und sind Recensenten." — Wohl unter dem Eindruck dieser Streitigkeiten schrieb Lessing „m. Sept. 1768" in ein Stammbuch: „Obsequium amicos, veritas odium parit." (R. Zeunes Autographen-Katalog, XIX, 9, Nr. 174).

Zu S. 243. Der Bericht in den Göttinger gelehrten Zeitungen über Lessings Laokoon hatte keinen geringern als — Albrecht von Haller zum Verfasser. (S. Albrecht von Hallers Tagebuch seiner Beobachtungen über Schriftsteller und über sich selbst. Bern 1787. I, 276—279, eine geordnete Auswahl von Hallers Recensionen in den Göttinger Anzeigen (deren er in mehr als 30 Jahren über 12000 geliefert hat) mit Bezug auf Philosophie, Moral, Politik und schöne Literatur, von J. G. Heinzmann). Ohne Zweifel wird der Herausgeber nicht blos nach seinem kritischen Gefühl, sondern nach sicheren Indicationen gewählt haben. Dieses vorausgesetzt, hat diese Recension, wenn wir sie als eine Confession des berühmten Schriftstellers ansehen, ein Interesse, insofern sie seine Vertheidigung gegen den im Laokoon ausgesprochenen Tadel seiner eignen descriptiven Poesie enthält. „Herr Lessing (heißt es, nach der kurzen Angabe des Gegensatzes, der im Laokoon zwischen Poesie und Malerei, Successivem und Coexistirendem entwickelt ist) giebt für seine Meinung ein Beispiel aus des Herrn v. Haller Beschreibung der Kräuter; niemand kann sie, sagt er aus diesen Gemälden erkennen, wer sie nicht vorher gesehen hat; wohl aber in einem Gemälde. Uns dünkt aber, Herr Lessing verfehlt hier des Zwecks, den ein Dichter bei solchen Gemälden sich vorgesetzt hat. Er will blos einige merkwürdige Eigenschaften des Krautes bekannt machen, und dieses kann er besser als der Maler; denn er kann die Eigenschaften ausdrücken, die inwendig liegen, die durch die übrigen Sinne erkannt, oder durch Versuche entdeckt werden, und dieses ist dem Maler verboten. Selbst das von Herrn Lessing angebrachte Beispiel aus dem Virgil geht eben dahin, und doch kann der Dichter selbst sichtbare Schönheiten malen, die einem Maler unbekannt (?) bleiben. Dahin gehört der bunte Blitz vom feuchten Diamant; oder die Regenbogenfarben des Thaues, der in den glatten Blättern des Enzians sich sammelt; und von dieser Art ist die Perle, die von einer Fere (Elfe) an das Ohr einer jeden Schlüsselblume beym Shakespeare angehängt wird. Man wird sonst mit Vergnügen und Hochachtung die Subtilität der Anmerkungen des Herrn Lessing lesen" u. s. w. Lessing hätte sich durch diese Vertheidigung des eigentlichen Lehrgedichts und der freien Geburten Shakespearescher Phantasie schwerlich für widerlegt gehalten. Immer bleibt die hohe Achtung Hallers vor Lessings Kritik bemerkenswerth, den er sogar wegen der tiefen Kenntniß der Alten über alle seine Vorgänger und selbst über Winckelmann stellt, „der zwar die gemahlten und geschnitzten Alterthümer vortrefflich kennt, sonst aber mehr die neuern Bücher gelesen hat." Woher diese Verkennung Winckelmanns? — Ohne Zweifel kannte er nur erst die kleinen Schriften Winckelmanns, noch nicht dessen so eben erst erschienene Geschichte der Kunst der Alten.

Zu S. 302. Die ursprünglichen Drucke von Scultetus Gedichten sind selbst in Schlesien sehr selten; vor mir liegt ein solcher von dem zweiten der von Lessing herausgegebenen (VIII, 289—300. M. 380—391. H. XII, 290 f.): „Blutschwitzender und todesringender Jesus." Die Vergleichung mit Lessings Ausgabe zeigt, daß er die Orthographie zu sehr modernisirt hat, um nicht von dem Roste und der Physiognomie des Zeitalters manches zu verwischen. Zur Probe stehe der Anfang hier:

Der Sternen Ober-Haupt und schnelle Zeitenhalter
war längst vorbey geruckt, sein voller Amptß-Verwalter
deß Monden Sylber gab dem Schatten seine Macht,

vnd zierte die Gestalt der Abgrund-schwarzen Nacht
Mit Licht-Figuren aus, wie unser Seligmacher,
der gegen Hell vnd Tod geschworne Wiedersacher
den Kidron vberschritt. — —

— — — — — —

Zu S. 303. J. G. Jachmanns Nachlese zu den von Herrn Lessing aufgefundenen Gedichten des Andreas Scultetus. Breslau 1774. — Zweite Nachlese zu den von Herrn Lessing und Jachmann aufgefundenen Gedichten des Andreas Scultetus von Hieronymus Scholz. Breslau 1783. Ganz übersehen sind dagegen worden diejenigen Nachträge, welche S. B. Klose, Lessings Freund in Breslau, in seinen Neuen literarischen Unterhaltungen, April 1774, zu Anfang, bei Gelegenheit der Anzeige von Jachmanns Nachlese und zwar „aus den eigenhändig geschriebenen Aufsätzen des Verfassers“ gegeben hat.

Eine fernere Nachlese s. im Weimarischen Jahrbuch III, 224 ff.

Zu S. 313. Anm. 1. Von dem Historischen im engern Sinne kann zwar bei Emilia Galotti nicht die Rede sein, wie etwa bei der so oft dramatisch behandelten Begebenheit der römischen Virginia: einen Herzog von Guastalla, Namens Hettore Gonzaga, hat es in der Geschichte dieses italienischen Ländchens nicht gegeben, und eben so wenig hat eine der schrecklichen Handlungen wie die, auf welcher der Plan des Stückes beruht, jemals an dem Hofe von Guastalla und in dem Hause der Gonzaga, nach den bekannten Quellen, stattgefunden. In dieser Hinsicht ist die Fabel der Emilia Galotti rein Lessings Erfindung. Von der andern Seite kann es aber nicht zufällig sein, daß Lessing den Schauplatz der Tragödie gerade nach Italien und an den Hof eines Gonzaga verlegt hat; und nachdem er dies einmal gethan, hat er gewisse Anschauungen aus dem Studium der Geschichte in dieses sein Stück hinüber genommen. Was nun das erstere betrifft, so könnte man vielleicht im Allgemeinen an die italienischen Novellen-Sammlungen denken, aus welchen die neuern Dramatiker, und selbst Shakspeare die schönsten Stoffe zu Tragödien geschöpft haben, welche Lessing so vortrefflich kannte, wie dies aus seinem Briefe an Eschenburg über die Quellen des Shakspeare hervorgeht. (XII, 407. M. 482. H. XX, 1, 568). Allein vielleicht liegt die Anregung nach dieser Seite viel näher; kurz ich glaube, daß Lessing auch hier durch die Romane von Richardson einigermaßen die Richtung erhalten hat, oder vielmehr durch einen bestimmten Roman, nämlich den Grandison. Man weiß, wie viel die Familienromane Richardsons zu der Entstehung und Ausbildung des bürgerlichen Trauerspiels in Frankreich und Deutschland beigetragen haben. Es ist im besondern dieses Verhältniß zwischen Miß Sara Sampson und Clarissa im ersten Bande (S. 302—309) nachgewiesen worden. In einer gewissen Beziehung mag nun auch Grandison auf den Plan der Emilia Galotti eingewirkt haben. Sir Charles Grandison hat ein Verhältniß zu einer Italienerin, Clementina von Porretta, der Tochter des Marchese dieses Namens in Bologna, welche wegen des Unterschiedes der Religion zuletzt nach schwerem Kampfe das Opfer ihrer Liebe bringt und der Welt in einem Kloster abstirbt. Wieland hat aus diesem Stoffe eine Tragödie in fünf Aufzügen, mit der Angabe der Quelle gemacht (Clementine von Porretta. Ein Drama aus Richardsons Geschichte Sir Karl Grandisons gezogen. 1760. Wielands Werke. Suppl. 5. Band), und dieses Stück kam trotz des Mangels an allem wahrhaft dramatischen Leben, wie Mendelssohn in den Literaturbriefen ziemlich scharf gezeigt, zur Aufführung. [1]) Es kommt in diesem Roman eine

[1]) Chronologie des deutschen Theaters S. 213.

Nebenbuhlerin Clementinens vor, von hochfahrendem Geist und gewaltsamem Charakter, Signora Olivia in Florenz, welche ihre Leidenschaft zu Grandison nach Bologna führt. Es ist merkwürdig, daß bald nach dem Erscheinen von Emilia Galotti durch Unzer auf eine Aehnlichkeit der Gräfin Orsina und Richardsons Olivia in einem Sinne hingewiesen wurde, als wenn Lessing von daher sein Modell genommen hätte.

Wenn es nun aber einen Fürsten Hettore nicht gegeben hat, so ist doch der Charakter dieses Prinzen im Stücke insofern historisch zu nennen, als mehrere Glieder dieses berühmten Hauses in Mantua, Guastalla und Sabionetta theils durch eine hohe ästhetische Bildung, durch Liebe zur Kunst, theils aber auch durch empörende Verbrechen aus Sinnlichkeit sich auszeichneten, Eigenschaften, welche in Lessings Prinzen vereinigt und psychologisch motivirt sind.[1])

In der Scene mit dem Maler Conti sagt der Prinz von dem Vater Emiliens: „Er ist mein Freund nicht. Er war es, der sich meinen Ansprüchen auf Sabionetta am meisten widersetzte." — Dieser Zug ist historisch. Es wurde in der That von den Fürsten von Guastalla wegen des Besitzes von Sabionetta im siebzehnten Jahrhundert Prozeß geführt und diese beiden Herrschaften in verschiedenen Zeiten getrennt und vereinigt, bis im Jahre 1703, nach dem Tode des Johann Franz II., die Fürstenthümer Sabionetta und Bozzolo mit dem Herzogthume Guastalla vereinigt wurden. Der letzte Prinz von der jüngern Linie der Gonzaga, welcher die Herzogthümer Guastalla und Sabionetta regierte, Joseph Maria, starb kinderlos im Jahre 1746 und seine Staaten wurden von den Oestreichern besetzt, zwei Jahre später aber im Frieden an Philipp, Infant von Spanien und Herzog von Parma, abgetreten. Diese Verhältnisse sind es, welche, wenigstens im Allgemeinen, chronologisch einen Anhaltpunkt gewähren und uns bestimmen, die Zeit des Stückes, im Sinne des Dichters, nicht über das Zeitalter Ludwig XIV. hinabzusetzen.

Zu S. 318. Anm. 3. Berlinische Privilegirte Zeitung. 38. Stück. Sonnabend, den 28. März 1772. (Gelehrte Sachen.)

Emilia Galotti, ein Trauerspiel von G. E. Lessing, Berlin 1772, bey Christian Friederich Voß, in Octav, 9½ Bogen.

Emilia Galotti behauptet, eben so wie Minna von Barnhelm, nicht bloß auf dem deutschen Theater, sondern auf dem großen klassischen Theater der gelehrten Welt, einen vorzüglichen Rang. Ein Verächter seiner Landsleute,

Der in das eigne Fleisch die eignen Klauen setzt,

wird dieses Trauerspiel allerdings zu erniedrigen suchen. Er wird sich über ein mit Fleiß gewagtes Wort aufhalten, wie jener bey einem großen Palaste über den Bogen Eines Fensters, und wird an keine der tausend mit Geschmack angebrachten Schönheiten, noch an die Kunst tausend Fehler glücklich vermieden zu haben, mit einer Sylbe gedenken.

Viele Liebhaber der Bühne haben sich seit einiger Zeit merken lassen, Tragödien, wie Miß Sara, wie Romeo, wie Beverley, wären allzutraurig, erregten zu viel Thränen. Unser Dichter giebt ihnen hier eine Emilia, die keinen Strom

---

[1]) Ich verweise der Kürze wegen auf die Genealogie und Geschichte der Gonzaga in: L'art de verifier les dates. Paris. T. XVII. 1819. 302—360 und die Artikel: Gonzaga in der Biographie universelle T. XVIII. In der Geschichte der italienischen Literatur des 16. Jahrhunderts glänzen die Gonzaga neben den Este, wie das Leben des Torquato Tasso lehrt. Mehrere Prinzessinnen dieses Hauses sind durch ihre Wissenschaft und Gedichte berühmt.

von Thränen, sondern gleichsam nur Keime von Thränen, und einen heilsamen Schauer von Schrecken erregt. Was werden diese zweydeutigen Liebhaber nunmehr sagen? Sie werden sagen: Man weint nicht genug in eurer Emilie, man lacht sogar darinn; und werden das Lachen der Bosheit, des Hohnes, der Bitterkeit, und das schreckliche Lachen des Trübsinns und einer halben Raserey, mit dem komischen Lachen der Lustigkeit und des Leichtsinns verwechseln.

Doch genug von dem Bösen, was einige hier suchen werden. Wir müssen den Lesern anzeigen, was andere Gutes in diesem neuen Stücke unsers dramatischen Dichters finden. Sie finden darin *wahre* Charakter geschildert: nicht solche, die gar keinen Schein von Fehlern haben; auch nicht solche, die keinen Anstrich von irgend einer Tugend haben: sondern solche, wie sie die Natur geschaffen hat und noch schaffen kann. Sie finden ferner, daß die Charakter vortrefflich von einander abstechen, und zwar nicht so, wie Schwarz und Weiß, (welches gar keine Kunst erfodert,) sondern so, wie sie Homer und Shakespear zu *schattiren* wissen. Da die Scene des Schauspiels in Italien ist, so hat der Dichter nicht allein Sitten der Welt, Sitten der Prinzen, der Hofleute, der Künstler, der Religiosen, der Biedermänner, ja sogar der Räuber und Mörder *überhaupt* geschildert, sondern er hat noch vieles von dem *Eigenthümlichen* des Landes hinzu zu thun gewußt. Was seine Sprache anbetrifft, so ist sie die Sprache der mannichfaltigen Natur, aber die lebhafte und kurze, die nachdrückliche und dennoch leichte Sprache der Natur; nicht die einförmige Sprache der Studierstube, nicht die einförmige Sprache so manches berühmten ausländischen Dichters, bey welchem die Prinzessin Tochter, und der tapfere Vater, und der alte Bediente, und die junge Vertraute ungefähr einerley Sprache, und mehrentheils eine zu künstliche, übertriebene, declamatorische Sprache führen. — Nachdenkliche Leser finden hier bey jedem Schritte, den sie thun, Sachen: nicht oft gesagte, sondern neue, selbst gedachte und lehrreiche Sachen, und, was das beste ist, die nicht die Miene haben, als ob sie lehren wollten. — Die Ankündigung des Innhalts, die den Dichtern so schwer wird, geschieht hier so ungezwungen, ist so schön in Handlung gebracht, wie möglich. — Die geringsten Umstände, die bloß ein Theaterspiel zu seyn scheinen, haben einen Einfluß in die Folge des Stücks, und dienen entweder den Charakter und die Leidenschaft der Personen in ein helleres Licht zu setzen, oder die Wahrscheinlichkeit der folgenden Begebenheit zu vermehren. — Die letzte Entwickelung ist mit ungemeiner Kunst vorbereitet, und wird unsern Augen bis ans Ende glücklich entzogen. — Kurz, dieses Trauerspiel hat überall Schönheiten, die jedermann in die Augen fallen, und auch Schönheiten, die vielleicht den Kunstverwandten zuerst, und sobald diese sie anzeigen, allen andern Augen einleuchtend sind. Wir ersuchen die Kunstrichter, die mehr Raum dazu haben, als wir, sich selbst und ihrer Nation durch Entdeckung derselben Ehre zu machen. Doch auch die Schauspieler können sie hinlänglich zu empfinden geben. Sie haben hier alle mögliche Gelegenheit ihren Verstand und ihre Talente zu zeigen, nicht darin, daß sie den Dichter verschönern, sondern darin, daß sie den Geist des Dichters erreichen können. — Von dem bekannten Hauptendzweck dieser oder einer jeden wahren Tragödie sagen wir nichts: wir hätten aber Lust, an die Spitze dieses Stücks jene königlichen Worte zu schreiben: Et nunc reges intelligite! erudimini, qui judicatis terram!

Wir vermuthen nicht, daß irgend einer, der von der dramatischen Kunst wichtigere Theile kennt, als die Beobachtung der Einheit des Orts, wir vermuthen nicht, daß ein solcher das beste Stück des Beaumarchais, oder Falbaire, oder Mercier, oder de la Harpe, oder Sedaine lieber gemacht haben möchte, als die Emilia Galotti. Wird dieses Stück aber eben so eifrig angepriesen werden,

als die Stücke dieser Neuern? — Von denen gewiß, die den wahren Geschmack des Schönen überhaupt, und nicht den einseitigen Geschmack für Eine Art von Schönheit allein, oder gar für Eine Sprache allein, besitzen. Von denen gewiß, die die Meisterstücke in den alten und in den vornehmsten neuern Sprachen gelesen und überdacht haben. Von denen gewiß, die sich mit den besten philosophischen Wissenschaften und Kenntnissen des menschlichen Lebens bereichert haben: aber nicht von denen, die, wenn sie nicht französisch parliren könnten, fast gar nichts könnten.

Kostet in den Vossischen Buchhandlungen hier und in Potsdam 8 Gr.

Ebendaselbst in St. 50, von 25. April 1772.

Gelehrte Sachen. Trauerspiele von Gotth. Ephraim Lessing. Berlin bey Chr. Fr. Voß, 1772. Sechs und zwanzig Bogen in Octav.

In dieser Sammlung befinden sich die Trauerspiele: Miß Sara Sampson, Philotas, und Emilia Galotti.

Wider das erste hat man so viel ungereimtes Zeug gesagt; Kunstrichter haben bewiesen, daß der V. alles was darin noch gut sey, aus Romanen, und Gott weiß, woher geplündert habe; selbst Schauspieler haben es in regelmäßige Tragödie klügeln wollen. Dieß las man, hörte man, und vergaß es; das Trauerspiel aber selbst gefiel, je mehr es gespielt wurde. Zehn Jahre darauf beurtheilt der V. dieses sein Stück in seiner Dramaturgie, mit einem Gleichnisse von einem gesunden aber etwas ungestalteten Menschen. Wenn er sich damit nicht geschmeichelt hat, so hat er doch wenigstens alles dergleichen schön geisterisches Geschwätz beantwortet.

Ebenso scheint es seiner Emilia Galotti, als dem neusten Trauerspiele des V. gehen zu wollen. Knäbchen, Stutzerchen, Mäcenate, Jüngferchen und geschmackvolle Damen, versichern aus ihrem Handbüchelchen über die schönen Wissenschaften, daß weder der Grundsatz der Nachahmung der schönen Natur, noch die Würde des Trauerspiels erlaube, daß eine verlassene gräfliche Schöne eines Prinzen Schnickschnack und dergleichen niedrige Worte im Munde führe, noch ein Graf einen Kammerherrn einen Affen schimpfe.

Hiermit haben wir gar nicht zur Absicht, dergleichen Urtheile zu hemmen; wir sind überzeugt, sie schaden nichts, und wollten darauf schwören, daß Denken und Kritisiren in unsern Zeiten nicht sehr beysammen ist. Aber den V. wollten wir doch ersuchen, noch ein paar Trauerspiele, in dem Tone dieser Emilia der Welt zu schenken; oder wenn er noch eine vortrefflichere Art weiß, in dieser! Lesern und Zuhörern fällt er vielleicht nur darum so auf, weil er neu ist. Beyspiele der galanten Welt; das Uebrige ist ihr Pedanterey!

Von des V. dritten Trauerspiele Philotas wundern wir uns, daß es so wenig aufgeführt worden. Ein junger liebenswürdiger rascher Held ist wenigstens in unsern Landen nicht sogar ungewöhnlich; oder aus was für Ursache wird es nicht gespielt?

Noch einen Wunsch, den wir nicht ungeäußert lassen können! Wenn doch aus den Stücken aller theatralischen Schriftsteller, der Wachsthum des Genies so sichtbarlich erkannt werden könnte, als aus diesen drey Trauerspielen. Kosten in den Vossischen Buchhandlungen hier und in Potsdam 1 Rthlr.

Zu S. 318. Anm. 4. Die beiden nennt Ramler in der Recension, und außer ihnen noch Mercier und Laharpe. Beaumarchais ist bekannt genug. Dagegen ist Falbaire (1727—1800), dessen Werke 1782 in 2 Theilen zu Paris herauskamen, mit seinen Trauer- und Lustspielen längst verschollen. Den meisten Erfolg von den ersten hatte sein Honnête criminel ou l'innocence reconnue

in fünf Akten, 1767. (Es ist die Geschichte eines jungen Protestanten aus Nismes, Johann Faber, welcher an die Stelle seines Vaters, welcher wegen Uebung seiner Religion zu den Galeeren verurtheilt worden war (1756!), in das Bagno von Toulon abging. Nachdem er sechs Jahre die Ketten getragen, wurde er durch den Herzog von Choiseuil, sobald er es erfahren, in Freiheit gesetzt.) Das Stück erschien auch in deutscher Uebersetzung: „Die Belohnung der kindlichen Liebe.". Ein rührendes Lustspiel in 5 Aufzügen von Falbaire. Aus dem Franz. Leipzig 1768. — Danach Lessings dramatischer Entwurf „Der Galeerensclave." Vgl. H. XI, 2, 763.

Zu S. 327. Anm. 2. Ueber diesen, von den neuen Geschichtsschreibern des deutschen Theaters (außer A. Hagen) mit Schweigen übergangenen, verdienstvollen Schauspieler: Johann Anton Stänzel, geboren zu Jerschomaritz in Böhmen 1705, gestorben zu Berlin den 6. März 1781 als Mitglied der Doebbelinischen Truppe, heißt es in einem ihm gewidmeten Artikel aus Berlin in der Litteratur- und Theater-Zeitung von 1781 S. 251—256: „Zu seiner Zeit war er einer der ersten Schauspieler und sein Name verdient deshalb in den Annalen der deutschen Schaubühne eingetragen zu werden. Liebe zu seiner Kunst, Anhänglichkeit an seinen Principal zeichneten ihn besonders aus. Bei der Schuchischen Gesellschaft erwarb er sich (seit 1740) zuerst einen Namen und theilte 39 Jahre mit selbiger alle abwechselnden Glücks- und Unglücksfälle. 1779 nahm ihn sein alter Freund Doebbelin auf und gewährte ihm bei ans Ende eine ruhige Freistatt. Nur noch drei oder viermal trat er unter lebhafter Theilnahme des Publikums auf, das erstemal als „Hausvater."

Zu S. 341. Anm. 2. „Der Sinn von Leibniz' Responsionen IX, 273. M. 264. H. XVIII, 112. scheint dieser zu sein:

1) Angenommen omnia bedeute nur die creaturae, so gilt der Obersatz, da der Gegner auch dem Filius zugesteht, daß durch ihn die creaturae erschaffen seien. Dann aber kann nicht der Untersatz gelten, da dies diesem Zugeständniß widerspräche.
2) Der Gegner muß unter omnia nicht blos creaturae, sondern auch Filius verstehen, so daß der Untersatz gilt. Dann aber gilt der Obersatz nur unter der Voraussetzung, daß von dem Omnis, qui est unus altissimus, der Filius ausgeschlossen sei, d. i. der Obersatz setzt das Zubeweisende voraus.

Ebenso S. 281. M. 272. H. XVIII, 120. Leibniz weist nach, daß der Obersatz des Wissowatius Deus ille altissimus —— est pater Filii vollständig heißen muß

Quicunque est Deus etc.

und dann nicht zugegeben werden kann, wofern nicht zuvor bewiesen ist, daß der Filius von diesem Quicunque ausgeschlossen werden muß, was doch der Syllog. erst beweisen soll, der also wieder das Zubeweisende voraussetzt.

Nach Leibniz sind die propp. singulares nicht, wie es den Anschein hat, propp. per se von der Form wie: omnis homo est rationalis, sondern propp. p. accidens wie omnis, qui est homo, est albus (oder besser bipes). Die natura copulae in einem prop. singul. ist nämlich nach Leibniz die, daß sie nicht, wie es den ersten Anschein hat, das Prädikat dem Subjekt per se beilegt, sondern sie thut dies nur per accidens, indem das scheinbare Subjekt in Wahrheit das accidens latentis signi (sc. quantitatis), nämlich des omnis oder quicunque ist. Denn wie er de arte combinatoria § 24 sagt: Nam haec: Socrates est Sophronisci filius, si resolvatur fere juxta modum Joh. Rauen, ita habebit: Quicunque est Socrates, est Sophronisci filius. — Das wahre Subjekt wäre also in der propp. sing. das, was durch das latens signum „Quicunque" im allgemeinen bezeichnet, durch das accidens aber näher determinirt

wird, wobei es aber unbestimmt bleibt, was es per se ist, und unbestimmt bleiben kann, da die Beilegung des Prädikats eben nur per accidens geschieht. — (Vox autem: Hic, est signum singulare De Arte Comb. § 24.) Die Responsionen Leibnizens transformiren die Syllogismen des Wissowatius so, daß die singulären Obersätze nicht nur in der Form von allgemeinen, sondern auch zugleich als solche dargestellt werden, in denen die Copula per accidens das Prädikat dem Subjekt beilegt. Das Letztere hat Lessing (S. 286) übersehen."

Zu S. 345. Herr Dr. A. Amthor, Lehrer an der Kreuzschule zu Dresden, theilte uns darüber (am 30. März 1880) aus seinem damals noch nicht veröffentlichten Aufsatze freundlichst folgendes mit:

„Das Interessante an der Aufgabe liegt offenbar vor Allem darin, daß eine geringere Zahl so einfacher Bedingungen mit einander verknüpft eine so gewaltige Complication veranlassen können, dann aber in zweiter Linie darin, daß die Lösung der Aufgabe in der That nicht mit ganz einfachen Mitteln bewerkstelligt werden konnte.

Mag die Aufgabe von Archimedes selbst herrühren oder nicht, auf alle Fälle liefert die Möglichkeit der Darstellung ihrer Lösung eine herrliche Illustration zu der genialen Idee des Archimedes, der Idee eines Zahlensystems.

Die Zahl der Rinder, Stiere und Kühe zusammen wird mit 206545 Ziffern geschrieben; sie beträgt 7766 (206541) wo die in () eingeschlossene Zahl die Anzahl von noch folgenden Stellen bezeichnet.

Um einen Begriff von der Größe dieser Zahl zu geben bemerke ich Folgendes.

Die großen 7stelligen Logarithmentafeln enthalten auf einer Seite circa 2500 Ziffern; um eine Zahl von 206545 Ziffern zu drucken wären daher $82^1/_2$ solcher Druckseiten nöthig!

Da aber in der gestellten Aufgabe 8 zu bestimmende Größen vorkommen, die alle die nämliche Ziffernzahl haben, so würden deren vollständige Werthe einen Band von 660 Seiten füllen.

Setzt man an Stelle der Rinder die kleinsten uns bekannten Thierchen, die monas prodigiosa E., deren 50000 Millionen auf den gewiß kleinen Raum eines Kubikmillimeters gehen, so würde der ganze für uns sichtbare Weltraum, den ich mir als eine Kugel denke, deren Durchmesser gleich dem des Milchstraßenringes ist, also 7700 Jahre Lichtzeit oder 10267 Billionen Meilen oder 76181 Trillionen Millimeter beträgt, von dieser Thiersorte etwa 1 (79) Stück, eine Zahl die mit 1 und 79 Nullen geschrieben wird, aufzunehmen vermögen.

Was ist das gegen eine Zahl mit über 200000 Stellen!

Man müßte den Durchmesser der für uns sichtbaren Weltkugel 11470 mal nach einander millionenfach nehmen, bis der so entstandene Raum genügte um die angegebene Zahl von Thieren zu fassen." Der Aufsatz ist jetzt gedruckt in der Zeitschrift für Mathematik und Physik, Historisch-literarische Abtheilung XXV, Heft 4 u. 5: „Das Problema bovinum des Archimedes. Bearbeitet von Dr. B. Krumbiegel und Dr. A. Amthor." (M. und B).

Zu S. 368. Ueber Lessings Stellung zur Philosophie vgl. jetzt: Dr. Joh. H. Witte, Die Philosophie unserer Dichterheroen. Ein Beitrag zur Geschichte des deutschen Idealismus. 1. Band: Lessing und Herder, Bonn, 1880.

Zu S. 391. Anm. 1. Eberhard hat in der zweiten Ausgabe, gegen das Ende S. 479—528, auf Lessings Ausstellungen und Einwürfe gegen ihn sehr ausführlich und nicht ohne einige Beimischung verletzter Empfindung geantwortet. Er ist sogar überzeugt, daß Lessings Ansicht von der Ewigkeit der Strafen und

seine eigene im Wesentlichen auf dasselbe hinauskomme. Es würde zu weit führen, ihm in das Einzelne zu folgen; nur den eben angeregten Punkt berühre ich, den Eberhard auch nicht mit Stillschweigen überging. Er glaubt, die Ansicht im Gorgias zuerst durch den Grund zu beseitigen, daß Plato dem Sokrates einen Mythos in den Mund legt, welcher uns über die eigentliche esoterische Meinung des Sokrates über diesen Punkt ganz in Unwissenheit lasse; fügt aber hinzu (S. 526): „Plato selbst hat sich durch seinen Gorgias nicht abhalten lassen, in dem Timäos anders von den Schicksalen der endlichen Geister zu reden. Gesetzt nun, daß meine Meinung darüber eben so weit von Sokrates Gedanken abginge, als des Plato Gedanken im Timäos von des Sokrates Gedanken im Gorgias, im Phädon und in der Republik abgehen; wäre ich deswegen zu tadeln?"

Zu S. 395. Anm 2. Im Jahre 1787 kam ohne Angabe des Druckortes heraus: „Uebrige noch ungedruckte Werke des Wolfenbüttlischen Fragmentisten. Ein Nachlaß von Gotthold Ephraim Lessing. Herausgegeben von C. A. E. Schmidt." Der höchst wahrscheinlich pseudonyme Herausgeber sagt in dem Vorbericht von diesem Manuscripte: „Lessing, von dem ich es in einer seiner verdrießlichen Stunden erhielt, gab es mir mit der Bedingung, es so lange er lebte, nicht herauszugeben. Ich habe mit Pünktlichkeit diese Bedingung erfüllt, welche jetzo nicht mehr verbindlich ist. Ich gebe sie heraus, weil ich in Hamburg vier, in Berlin sechs bis acht, in Braunschweig nicht weniger Abschriften kenne" u. s. w. Der Herausgeber giebt sich selbst für einen Laien aus, der es gleichwohl gewagt, Anmerkungen hinzuzufügen. — Es ist glaublich, daß Lessing einem Freunde den Auftrag gegeben, die übrigen ungedruckten Fragmente nach seinem Tode herauszugeben; ob aber der Herausgeber dieser Freund war, wie er sich rühmt, bleibe dahingestellt.

Zu S. 421. Anm. 2. Dies war Ferdinand Delbrück in seiner Streitschrift: Philipp Melanchthon, der Glaubenslehrer (oder Christenthum, Betrachtungen und Untersuchungen. Zweiter Theil. Bonn 1826.) Die Veranlassung zu dieser Streitschrift, welche zu ihrer Zeit viel Aufsehen machte, gab Dr. Chr. W. Augusti durch seine auf Anlaß der dritten Jubelfeier der Reformation 1817 veranstaltete neue Ausgabe der Loci Theologici Melanchthons von 1521, welche er den Jüngern der Theologie zum Führer und steten Begleiter empfahl. Hiegegen erhob sich Delbrück und stellte im sechsten Abschnitt seines Buches die apostolische Glaubensregel mit Bezugnahme auf Lessing, als den nothwendigen Ausgangspunkt einer neuen christlichen Theologie hin. Nachdem er Lessings Grundsätze im Wesentlichen entwickelt, wobei er nur darin von Lessing abweicht, daß er zwischen „ursprünglicher und abgeleiteter Ueberlieferung, zwischen Grundlehren und Folgerungslehren, zwischen dem erläuternden und erweisenden Gebrauche der heiligen Schrift" einen Unterschied festgesetzt haben will — zieht der Verfasser diese Folgerung (S. 182): „Sollte Lessings Behauptung in dieser Fassung und mit diesen nähern Bestimmungen sich durch fortgesetzte Untersuchung, wie ich kaum zweifle, zu einem Grade der Wahrscheinlichkeit erheben lassen, deren Gegenstände dieser Art nur irgend fähig sind, so würde sich daraus eine sehr wichtige Folgerung ergeben, nämlich diese, daß zwei Kirchen, deren eine nicht nur die abgeleiteten Lehren, sondern auch die Grundlehren von der wankenden Schriftauslegung abhängig machte, und daher für abänderlich erklärte, die andre nicht nur die Grundlehren, sondern auch eine Reihe abgeleiteter Lehren als unabänderlich anerkannte, sich von den ältesten Kirchen gleichermaßen, und in entgegengesetzten Richtungen entfernten, jedoch mit diesem Unterschiede, daß es jener leichter fallen dürfte, zu der

ursprünglichen Glaubenseinheit, als dieser, zu der ursprünglichen Glaubensfreiheit zurückzukehren, weil es der einen weniger schwer sein würde, die einfachen Grundlehren in das ihnen gebührende Ansehen wieder einzusetzen, als der andern, die abgeleiteten und vielfach verschlungenen und verzweigten ihres, Jahrhunderte hindurch behaupteten Ansehns wieder zu berauben."

Zum Schluß faßt Delbrück seine Gedanken zusammen: „Wohlan! der Grundgedanke, um den sich diese Kampfrede wendet, ist offenbar; die alte Kirche, die sich auf die apostolische Glaubensregel stützte, war auf einen Felsen gebaut. Die protestantische, welche zu ihrer Grundlage an Stelle der Glaubensregel die heilige Schrift macht, ist auf Sand gebaut." —

Und so stellt der Verfasser an die evangelischen Theologen die Aufforderung: entweder jenen bis dahin nicht entkräfteten Grundgedanken zu entwurzeln, oder unsere Kirche neu zu unterbauen.

Eine solche Rede, in solchem Moment, von einem evangelischen Christen, wenn zwar einem Laien, der als Schriftsteller von Charakter sich auf eine hohe Stufe der Achtung gestellt hatte, konnte nicht ohne Widerklang verhallen.

Nachdem bereits Augusti sein „Sendschreiben an den Verfasser" als Antwort dem Werke selbst beigefügt hatte, erschien: „Ueber das Ansehen der heiligen Schrift und ihr Verhältniß zur Glaubensregel in der protestantischen und in der alten Kirche. Drei theologische Sendschreiben an Herrn Dr. Delbrück in Beziehung auf dessen Streitschrift, Philipp Melanchthon, der Glaubenslehrer, von Dr. K. H. Sack, Dr. C. J. Nitsch und Dr. Fr. Lücke. Bonn 1827." Diese mit einer Anwendung großer Gelehrsamkeit dreier angesehenen Theologen verfaßten Abhandlungen scheinen die Arbeiten von Laien, wie Lessing (der „große Dareinsprecher" heißt er bei einem von ihnen) und Delbrück aus dem Felde geschlagen zu haben. Doch wagte gegen sie wieder ein Nicht-Theologe für Lessing in die Schranken zu treten: Hermann Adalbert Daniel, in den Theologischen Controversen (Halle 1843), deren erster Abschnitt die Lehre von der Schrift als Erkenntnißquelle behandelt. Das Werk der drei Bonner Theologen rühmt er zwar (S. 3) als ein schönes Exempel würdiger Humanität in der Polemik. Komme es indessen auf die Hauptfrage an: Ist Delbrück (und Lessing) durch ihre Ausführungen für widerlegt zu halten? — so gesteht er unumwunden, diese Frage zunächst verneinen zu müssen, trotzdem daß Pelt [1]) Lessing und Delbrück durch jene drei Gelehrten in der Hauptsache für überwunden erklärt habe. Es finde grade ein umgekehrtes Verhältniß statt. In vielen Nebenpunkten sei Delbrück für geschlagen zu achten. In seiner patristischen Beweisführung seien hie und da Schwächen nachgewiesen; es sei aber nur dargethan, daß die Glaubensregel (an und für sich, in ihrer Isolirtheit) nicht Glaubensgrund der Kirche gewesen ist und nicht sein kann. — Daniel fand darauf einen Gegner in J. L. Jakobi dessen Schrift: Die kirchliche Lehre von der Tradition und heiligen Schrift, in ihrer Entwickelung dargestellt. Erste Abtheilung. Berlin 1847. Hier wird wiederum die Schrift Walchs, ohne Rücksicht auf die Widerlegung Lessings, Delbrücks u. A., als völlig siegreich hingestellt, bei aller, Lessings Genius gezollten Anerkennung. Allein es sollte ihm doch schwer geworden sein, Walch von allen denjenigen Ungenauigkeiten und willkührlicher Behandlung der Texte, welche Lessing und Delbrück mit so viel Unwillen erfüllten, zu reinigen! (vgl. Delbrück a. a. O. II, 183—187), und ehe er dies auch nur versucht, durfte er nicht a priori der

[1]) Von der Tradition, als Princip der protestantschen Dogmatik, in den Theologischen Mitarbeiten.

einen Partei, ohne Rücksicht auf die Vertheidigung der andern, den Sieg zuerkennen.

Zu S. 469. Anm. 2. Fr. Lud. Schmidt gedenkt in seinen dramaturgischen Berichten, Hamburg 1834, welche meist von Schröders Leben und Verdiensten handeln, nur einer Unterredung, die er mit ihm über diesen Gegenstand gehabt. (S. 176): „Ich nahm hier Gelegenheit, noch einmal den Verlust zu bedauern, welcher der Schauspielkunst durch seinen Abtritt von der Bühne geworden sei, und versuchte ihn zu bewegen, bei der Uebernahme des Theaters in einigen seiner glänzendsten Rollen wieder aufzutreten. Konnte doch dadurch der neuen Unternehmung ein ganz vorzügliches Interesse werden."

„Sie wissen," antwortete er, „daß ein pecuniäres Interesse mich nicht zur Uebernahme bestimmte, und dem geistigen würde mein schwaches Gedächtniß noch mehr als früher entgegenstreben. Auch gesteh' ich, daß ich die Neigung zur ausübenden Schauspielkunst verloren habe. Nur eine einzige Rolle giebt es, die mich in Versuchung führen könnte: die Nathan des Weisen. Wie gern hätte ich diesen Charakter früher gespielt, wenn es seit den 1780ger Jahren für ausführbar gehalten worden wäre, dieses dramatische Gedicht auf's Repertoir zu bringen. Iffland hat es gewagt." Schröder wußte fast das ganze Stück auswendig, und recitirte mir die berühmte Scene des dritten Actes mit jener erhabnen Einfachheit, worin das Gedicht geschrieben ist. Es gelang mir für einige Augenblicke, ihn in seiner Entschließung wankend zu machen; aber eben so schnell setzte er lachend hinzu: „Nein, mit einem neuen Debüt von mir ist's zu spät."

Zu S. 470. Anm. 2. Daß Nathan der Weise die französische Censur passirte, (er erschien übersetzt im siebenten Theile des Nouveau théâtre allemand 1783) erregte Aufsehn. In einem Schreiben aus Paris vom 1. September 1783 in der Litteratur- und Theaterzeitung für das Jahr 1783. S. 654 heißt es hierüber: „Bis jetzt ist in Frankreich noch nichts so Starkes avec Approbation et Privilege du Roy gedruckt worden. Die Mönche hat der Censor Hrn. Friedel gänzlich Preis gegeben, so daß ich fast muthmaße, die Censores haben geheime Instruction, und über kurz oder lang wird man auch hier die Mönche vermindern, nur mit weniger Heftigkeit, als Joseph." (An die nahe Möglichkeit ihrer völligen Vernichtung in Frankreich schien der Verfasser nicht gedacht zu haben.) Einige zu frappante Stellen sind von der Censur unterdrückt worden, die ich Ihnen zur Ergänzung hier beilege. Damit man aber die Geschichte des Ringes nicht streiche, so hat Herr Friedel in der 5. und 7. Scene des dritten Actes der christlichen Religion nicht erwähnt. (!) — — Aus den wenigen weggelassenen Stellen aber, und da der Censor gewagt hat, die übrigen fast so starken und noch stärkern stehen zu lassen, können Sie schließen, wie aufgeklärt man hier ist, nur scheinen will man es nicht, daher würde man gewiß nie die Aufführung, wie zu Berlin erlauben." . . . Der nächste Jahrgang, 1784 S. 123 bringt nun die von dem französischen Censor gestrichenen Stellen. Die erste Stelle ist aus dem 1. Aufzug, 2. Auftritt:

— Der Wunder höchstes ist,
Daß uns die wahren, echten Wunder so
Alltäglich werden können u. s. w.

Die zweite: 2. Aufzug, 1. Auftritt.

Du kennst die Christen nicht, willst sie nicht kennen.
Ihr Stolz ist: Christen sein, nicht Menschen, u. s. w.

Dann:

Die Christen glauben mehr Armseligkeiten u. s. w.

und noch ein Paar, zuletzt sogar die Worte des Patriarchen:

— Denn ist
Nicht alles was man Kindern thut, Gewalt? —
Zu sagen: — ausgenommen, was die Kirch'
An Kindern thut.

Seitdem hat Nathan der Weise die verdiente Würdigung in Frankreich gefunden, zunächst im Zeitalter der Revolution. Der Dichter Marie Joseph de Chenier lieferte eine freie Bearbeitung in Versen, und in drei Akten, in welche das Stück zusammengezogen ist (S. dessen Artikel in der Biogr. universelle). Nach ihm gab Cubières des Palmezeau († 1820) seinen: Nathan le Sage ou le juif philosophe, comédie heroique en 3 actes et en prose. Paris 1806. Bekannt ist die begeisterte Schilderung, welche Frau von Staël, de l'Allemagne I. seconde partie, chap. XVI. von Nathan dem Weisen gegeben. Sie nennt es Lessings schönstes Stück: Le plus bel ouvrage de Lessing, c'est Nathan le Sage; on ne peut voir dans aucune pièce la tolérance religieuse mise en action avec plus de naturel et de dignité . . . . . Ce caractère est d' une admirable simplicité. L'on s'étonne de l'attendrissement qu'il cause quoiqu'il ne soit agité ni par des passions vives, ni par des circonstances fortes. — Chaque scène ajoute quelques traits piquants et spirituels au développement de ces divers personnages; mais leurs relations ensemble ne sont pas assez vives, pour exciter une forte émotion etc.

Nach dieser edlen und geistreichen Würdigung des Lessingschen Meisterstücks macht die so einseitige und verfehlte Beurtheilung desselben durch seinen Uebersetzer, Baron de Barante, (in dem Theâtre étranger, 1823) den Eindruck eines Rückschritts. (Die Vorrede dazu steht auch in dem 3. Bande der Mélanges historiques et litteraires des Verfassers, Paris 1850 p. 239 ff.) Herr von Barante sieht in Nathan dem Weisen nur den Geist Voltaires und geht so weit zu sagen: Lessing, tout Allemand qu'il est, a manifesté dans Nathan un esprit essentiellement irreligieux, et de plus, une malveillance particulière contre la réligion chrétienne etc.

Ins Englische ist Nathan der Weise zum erstenmal durch Raspe übersetzt (London 1781), scheint jedoch ohne tieferen Eindruck geblieben zu sein. Diesen bewirkte aber die Uebersetzung von Taylor, welche ausführliche Zergliederungen des Stückes in der Edinburg Review, VIII, 148—150 und der Retrospective review, 265—285 hervorrief. (S. Lowndes, Bibliographical manuel of English Litterature, art. Lessing), wo Taylors Arbeit an excellent traduction genannt wird.

Verboten wurde Nathan der Weise, meines Wissens, bei seinem Erscheinen nur in den Staaten der Kaiserin Maria Theresia (S. den Catalogus librorum a commissione Caesarea regia aulica prohibitorum. Cum supplemento usque ad 1780. Viennae, p. 313). Daher schrieb Ramler an den Jesuiten und Dichter Denis aus Berlin den 13. December 1779: „Sollte Lessings Nathan der Weise nicht wenigstens heimlich bis zu Ihnen gedrungen sein? Dieses Drama ist in Jamben verfaßt und man kann es wohl Lessings Meisterstück nennen." M. Denis, Litterarischer Nachlaß. Wien 1802. II, 138.)

Zu S. 509. Anm. 1. Aus den handschriftlichen Briefen von Ernestine Reiske an Joh. Gottlieb Schneider.[1])

[1]) J. G. Schneider lebte 1774 bis 1776 in Straßburg bei Brunck, welcher ihn

Leipzig, den 15. Oktober 1775.[1])

Mein werthester Herr!

Sie kommen mit Ihrer Gratulation gar nicht zu späte, Sie kommen zu zeitig. Leider bin ich noch nichts weniger als glücklich. Ich weiß nicht einmal, wo mein angebetheter — itzt ist. Grillen, lauter Grillen beschäftigen mich itzt. Zur Einsamkeit bin ich wahrhaftig nicht geschaffen. Die macht mich schrecklich ängstlich. Viele gutherzige Männer bieten mir ihre Hand und ihr Herz an. Allein nur der Eine ist es, den mein Herz verehrt, den ich lieben kann, und den ich noch in den letzten Augenblicken meines Daseins lieben werde. Und der Eine ist entfernt, vielleicht noch sehr lange, vielleicht auf immer entfernt! Ist das nicht traurig? —

Leipzig, den 25. Nov. 1775.

Mein werthester Herr!

Sie irren sich, wenn Sie meinen, daß ich alle Bücher meines sel. Mannes, die nicht in die Auktion gekommen, selbst behalten habe. Ohngefähr einige 30 alte niedliche Ausgaben vom Aldo, weil sie klein und hübsch waren, habe ich behalten. Allein alle Bücher, in welchen etwas von meinem sel. Manne geschrieben stand, und alle Manuscripte habe ich Herrn Lessingen nach Wolfenbüttel zugeschickt; weil ich sie da den allerbesten Händen anvertraute. Ich habe auch nicht einmal ein Verzeichniß davon behalten, welches aber Herr Lessing mit der Zeit im Drucke bekannt machen wird. Ist etwas in dem Buche, das Sie verlangen, geschrieben gewesen, so ist es ganz gewiß mit nach Wolfenbüttel gekommen. Herr Lessing würde aber auch ganz gewiß dem Herrn von Brunk damit aufwarten, wenn er in Wolfenbüttel gegenwärtig wäre. Allein jetzt ist er in Italien, und diese Bücher sind unterdessen in Wolfenbüttel eingeschlossen. Seine Abwesenheit kann auch wohl noch einige Monate dauern, so sehr ich wünschte, daß sie kaum noch einige Tage dauern möchte. — — — Ich habe diese Messe nicht gewußt, wo mir der Kopf steht. Zu Anfang der Messe vertrat ich mir den Fuß so närrisch, daß kleine Adern zerrissen waren, und ich den Fuß 14 Tage in dicken Tüchern gewickelt herum schleppen mußte, dabei hatte ich meinen Buchhandel zu besorgen, und bekam Besuch von Verwandten, für deren Bewirthung ich auch sorgen sollte, und konnte doch nicht gehen. Ich war in der That sehr übel daran, und hatte keinen Menschen, der mir beistand. Ueberdem machen mir auch die Liebesgrillen den Kopf bisweilen schwindlich. — —

Leipzig, den 28. September 1776.

Mein werthester Herr Professor!

Die äußere Gestalt Ihres Briefgens an mich, und auch seine Schreibart, haben beyde viel ähnliches von einem Liebesbriefgen. Sie waren wohl ein wenig begeistert, und hatten so eben von Ihrer Schönen in St. geträumt, als Sie an mich schrieben, und da waren Ihre Ideen noch so lebhaft. — — — Mein lieber Freund. hat seit Ihrer Abreise von hier schon dreimal wieder an mich geschrieben, und ist schon lange wieder an seinen Ort zurückgekommen — — Sie wollen mein Befinden wissen? Das ist so wie es nothwendig sein muß,

---

1774 auf der Durchreise durch Göttingen, auf Heynes Empfehlung kennen gelernt und als Gehilfen bei seinen philologischen Arbeiten mitgenommen hatte. In Leipzig, wo er früher studirte, gehörte Reiske zu seinen Lehrern. (Biogr. univ. art. Schneider.) Mein verehrter College, Herr Geheimer Archivrath Prof. Dr. Stenzel, in dessen Besitz Schneiders handschriftlicher Nachlaß sich befindet, hat mir diese Auszüge zu nehmen freundlich gestattet. (Guhrauer).

[1]) So muß es wohl heißen statt 1778 bei Guhrauer.

wenn man sehr, sehr viel wünscht, und wenig, sehr wenig hofft. — — — Wenn Sie bethen — und ich hoffe, das Sie es zuweilen thun — denn der Mensch ist sehr elend, der nicht an den Schöpfer gedenken, nicht Vertrauen zu ihm haben kann — Also mein werthester Freund, wenn Sie bethen, so schicken Sie auch einen frommen Seufzer für mich zu Gott, daß er mein Herz bald zur Ruhe bringen möge; wenigstens, wenn es in dieser Welt nicht möglich ist, doch in Grabe.

Leipzig, den 5. März 1777.

— In Kurzem werde ich Ihnen eine Ankündigung der Ausgabe des Lebens meines sel. Mannes von Herrn Hofrath Lessing zuschicken. Es soll in 3 Bänden auf Pränumeration gedruckt werden. Vollständiger, besser und schöner ist gewiß noch keines Gelehrten Leben beschrieben worden, als dieses werden wird. — Warten Sie nicht schon mit Verlangen darauf?[1])

Zu S. 529. Anm. 1. Aus Weiße's Brief an Garve.

Leipzig, den 4. März 1775.

— Vermuthlich haben Sie schon gehört, daß Lessing 8 Tage bei uns gewesen ist, und auf seiner Rückreise von Berlin und Dresden wieder zu uns kommen wird. Er ist täglich bei mir gewesen und hat mir viele Beweise seiner alten Freundschaft gegeben, so weit bei ihm diese gehen kann, denn bis ans Herz geht sie nicht leicht. Im höchsten Vertrauen hat er mir gesagt, daß ihn sein unruhiger Geist bald wieder von Wolfenbüttel wegtreiben werde und daß diese Reise die Vorbereitung sei. Aber wohin? Ja das weiß er nicht. Er habe so viele Jahre ungebunden und ohne Amt gelebt, und sei nicht verhungert: also — da ist ihm der Ort und dort die Menschen verhaßt. Wahrhaftig tauschte ich doch meine Unwissenheit mit meinem Bischen Pflegma, das sich ein Bischen Brod in Ruhe lobt, nicht um alle die unruhige Weisheit. Mit Göthen's und seines Mitbruders Lenzens neuen Schauspielen war er äußerst unzufrieden. Ein Bischen Witz und Laune, sagte er, gölte ihm eben so viel, als ein wenig Temperamentstugend, und der müsse ganz auf den Kopf gefallen sein, der, wenn er sich keiner Regel unterwerfen wolle, nicht eine Situation oder launigte Scene machen könne; ein schöner, durchdachter Plan und die geschickte Herbeiführung der Situationen mit der gehörigen Entwicklung gut ausgebildeter Charaktere, erfordern mehr Genie. Höchst aufgebracht war er gegen die Leiden des jungen Werther und behauptete, der Charakter des jungen Jerusalems wäre ganz verfehlt: er sei niemals der empfindsame Narr, sondern ein wahrer nachdenkender Philosoph gewesen. Er selbst besäße einige sehr scharfsinnige Abhandlungen von ihm, die er über die Unsterblichkeit der Seele, die Bestimmung des Menschen u. s. w. bei Gelegenheit des Phädon von Moses aufgesetzt und die er (Lessing) nächstens mit einer Vorrede herausgeben wolle; er habe deswegen bereits am (sic) Vater geschrieben und dazu die

---

[1]) Ernestine Reiske heirathete nicht wieder; sie lernte einen gebildeten jungen Edelmann, den nachherigen Drost von Egidy, kennen, der sich von Seiten des Charakters ihre Achtung erwarb, und nahm ihn an Sohnes Statt an. 1780 verließ sie Leipzig, ein Jahr lang lebte sie zu Dresden, hernach bei Braunschweig und zuletzt zu St. Campen bei Egidy, wo sie 1798 starb. (Meusel's Lexicon der von 1750—1800 verstorbenen teutschen Schriftsteller, XI, 191., wo auch ihre Schriften verzeichnet sind). Von der Bedrängtheit, welche in dem Reiske'schen Hause herrschte, machte J. G. Schneider seinem Freunde Middeldorpf, von dem ich es habe, eine ergreifende Schilderung. So trug Reiske in der Dunkelheit am Abend die Brote, welche seine Frau am Tage selbst gebacken, zum Bäcker. Deutsche Gelehrte mögen sich an diesem Schicksale spiegeln!

Erlaubniß erhalten, doch soll noch kein Mensch etwas davon wissen. Kurz ich merke, er wird ihm einmal jählings wie Klotzen auf den Nacken springen; doch da es Göthen auch nicht an Hörnern fehlt, so wird er sich wohl wehren. Basedow und Lavater hießen ihm ein paar enthustiastische Narren und die Physiognomik ein abgeschmacktes Unternehmen. So viel er Zweifel in die Sache selbst setzte, so behauptete er, man müsse, wenn ja etwas dran wäre, die Menschen ganz nackend sehen, weil oft ein garstiges Gesicht auf einem sehr schön gebauten Körper stünde. Von Ihnen sprach er mit großer Hochachtung und sagte, daß er um philosophische Ideen mit Klarheit und Richtigkeit auszudrücken, gegen Sie ein Schurke sei. — Ich schreibe Ihnen nicht Gewäsche, weil ich weiß, daß Ihnen der Mann nicht gleichgültig ist. Im Ganzen hat er mir besser gefallen als sonst, wann er von Berlin kam, und scheint der Hof seine Sitten und seinen Umgang um ein Großes gemildert zu haben. Sollte er wieder zurückkommen, so erfahre ich vielleicht von der Absicht seiner Reise ein Mehreres; denn er schien mir noch etwas auf dem Herzen zu haben, das er mir sagen wollte, woran wir aber immer gehindert wurden. Ein gewisser quidam hat mich vor einigen Tagen versichern wollen, daß man in Dresden mit Hagedorns Dienste auf ihn Absicht habe, da dieser rechtschaffene Mann immer schwächer wird und seines Gesichts beinahe ganz beraubt ist. So sehr ich uns zu dieser Acquisition Glück wünschen wollte, so weiß ich doch nicht, ob er sich dabei auf lange wohl befinden würde. Mit Lipperten würde es seltsame Auftritte geben.

Weiße an Blankenburg.[1])

Leipzig, den 20. Mai 1775. — — Ob wir nicht Göthens Feinde zur Rache reitzen werden, ist eine andere Frage. Unter diesen ist auch (im Vertrauen zu Ihnen gesagt) Lessing; und aller Wahrscheinlichkeit nach ist G. dieses seinen Ausfall auf ihn, den ich diese Messe erwartete, bloß durch einen Zufall entgangen. Sie werden l. Fr., in dem Catalog der neuen Meßbücher einige Philosophische Abhandlungen vom jungen Jerusalem angezeigt finden. Von diesen erzählte mir L., daß er sie bey ihm, und zwar bey Gelegenheit der Lectüre von Moses Phädon verfertiget, daß er sich darinnen als einen kalten Philosophen und nicht als einen solchen empfindsamen Narren, wie G. im Werther ihn vorgestellt, gezeiget habe, daß er (L.) ihm in einer Vorrede derb die Wahrheit sagen wolle u. s. w. Ob dieß bloß in Rücksicht auf den jungen Jerusalem, den man Werthern untergelegt, oder auch auf den Werth des ganzen Buch, als Roman betrachtet geschehen soll; darüber erklärte er sich nicht deutlich. Indessen ist Lessing nach Wien gegangen, wo ihn der Prinz Leopold von Braunschweig getroffen und ihm den Antrag gemacht hat, mit nach Italien zu gehen. Mit jedem Posttage hat er noch an den Buchhändler geschrieben, daß die Vorr. folgen solle: aber er ist fort, sie ist nicht gekommen, und diese Abhandlungen, auf die ich selbst neugierig gewesen wäre, sind nicht ausgegeben worden. So viel sah ich, daß L. äußerst erbittert auf G. war. — —

Zu S. 545. Anm. 3. Nicolai sagt in seiner Gedächtnißschrift auf Engel (Berlin 1806, S. 20) aus Anlaß von Lorenz Stark: „Es ist irgendwo (nämlich in dem 1805 erschienenen LXXI. Bande der Neuen Bibliothek der schönen Wissenschaften S. 161) gesagt worden, dieser Roman wäre zuerst zu einem Schauspiele angelegt gewesen, wozu Engel durch einen freundschaftlichen Streit mit Lessing über Diderots Hausvater Veranlassung genommen hätte; das Schauspiel hätte aber Engel liegen lassen, nachdem des Herrn von

[1]) Schnorr Archiv, IX, 487.

Gemmingen deutscher Hausvater erschienen wäre, und die bereits fertigen Scenen wären sodann zu dem Romane umgebildet worden. Dies alles ist ganz unrichtig. Engel ist überhaupt niemals mit Lessing in sehr genauer Verbindung gewesen, da beide nie zusammen an Einem Orte lebten. Sie haben sich nur im Jahre 1776 einigemal gesprochen, als Lessing zum letztenmale in Berlin war, und wurden sich da freilich wechselseitig sehr werth." Was Lorenz Stark betrifft, so berührt dessen Entstehung uns hier nicht; das Gespräch zwischen Engel und Lessing aber wird durch Nicolais Bemerkungen nicht im geringsten zweifelhaft gemacht, wenn auch Nicolai nichts davon wußte, der allerdings zu glauben schien, daß nur das über Lessing wahr sei, worum er wisse.

Zu S. 549. Anm. 3. Das Lexikon der hamburgischen Schriftsteller, von F. A. Cropp und C. R. W. Klose. Hamburg. (1864) IV, 456, theilt folgende Copie eines Auszuges aus dem Kirchenbuche zu York im alten Lande Jahrgang 1776 mit, das im Archiv des Vereins für Hamburgische Geschichte aufbewahrt wird (vgl. H. XX, 2, 854 die Anm. und 859 Anm. 2.):

„Den 8. October Herr Gotthold Ephraim Lessing, herzoglich Braunschweigisch-Lüneburgischer Hofrath und Bibliothekarius zu Wolfenbüttel und Frau Eva Catharina König, geborene von Hahn, aus der Pfalz, weil: Herrn Engelbrecht Königs, Kaufmanns in Hamburg, nachgelassene Wittwe.

Im Hause copuliret.

Note. Die Copulation ist mit Genehmigung der zeitigen Pastoris und Pastoris Adjuncti hieselbst von dem Herrn Pastore Wehber zum Vorstel in des Kaufmann Johann Schuback Hause in der hiesigen Bürgerschaft verrichtet worden. Und hat gedachter Herr Pastor Wehber versichert, daß die nöthigen Concessiones zu dieser Copulation vom Königlichen Consistorio zu Stade, vom Braunschweigischen Hofe und dem Hamburgischen Rath gehörig beigebracht worden.

Sub fide pastorali
York, den 27. Octob. 1863. (L. S.) E. Cammann,
past. adj."

Zu S. 581. Anm. 2. Lessings Begräbniß, ein nach den Acten der Fürstlich Braunschweigischen Kammer abgefaßter Bericht von Dr. Carl Schiller.[1])

Nicht allein, weil Alles, was auf Lessing Bezug hat, von Interesse ist, sondern hauptsächlich aus der Rücksicht, weil sich selbst in Lessings Todesstadt die, hin und wieder sogar ausgesprochene, sehr irrige Ansicht[2]) hat vernehmen lassen, daß dieser Heros der deutschen Litteratur nächtlicher Weile und nicht mit der ihm gebührenden Ehre bestattet worden sei, glaubte sich Verfasser dieser Zeilen verpflichtet, den Acten der ehemaligen Fürstl. Braunschweigschen Kammer diejenigen Notizen entnehmen zu müssen, welche über diesen Punkt das erforderliche Licht zu verbreiten geeignet sind.

Unmittelbar nach dem, am 15. Februar 1781 zu Braunschweig erfolgten plötzlichen Tode Lessings, erließ Herzog Carl Wilhelm Ferdinand an die Fürstliche Hof-Kasse einen Specialbefehl, die nöthigen Vorschüsse für die Beerdigung zu leisten. Diese fand am 20. Februar g. J. statt und zwar auf

---

1) Hannoversche Morgenzeitung Nr. 18. 21. Jan. 1845. — 2) Die nach der, freilich sehr kurzen, doch wahren Notiz, welche Lessings Bruder über diese Angelegenheit giebt, nie hätte aufkommen sollen: „Er (der Herzog) ließ ihm auf seine eigne Kosten, und von freien Stücken, ein sehr anständiges Begräbniß veranstalten," Lessings Leben, v. K. Lessing. I, 414.

eine, dem Range Lessings und der Gesinnung seines landesväterlichen Beschirmers gleich würdige Weise.

Zunächst wurde Lessings Tod nach üblichem Gebrauch durch einen öffentlichen Miethslaquais dem Kreise seiner Bekannten angesagt, hierauf in den öffentlichen Anzeigen bekannt gemacht, und sodann von der Kanzel herab durch den Prediger der Magni-Kirche die Danksagung geleistet. Lessing erhielt auf dem, zwischen dem Stein- und Augustthore belegenen Magni-Kirchhofe eine eigene Grabstätte; sowie auch einen hohen Sarg, eine sogenannte „Rußkiste," welche mit schwarzem Tuch überzogen und mit verzinnten Griffen und Schildern geschmückt wurde. Der Sarg war im Innern mit weißem Zeuge garnirt, und die Leiche mit einem weißen, neuen Sterbegewande und weißen Handschuhen bekleidet. Am Tage der Beerdigung wurde der Sarg, von Wachskerzen umgeben, feierlich aufgestellt. Nachdem sich das Leichengefolge im Sterbehause versammelt hatte, setzte sich der Trauerzug unter dem Geläute der Glocken in Bewegung. Den Leichenwagen zogen vier Pferde, welche von vier Dienern geführt wurden. Außer dem, in vier Kutschen vertheilten Leichengefolge, befanden sich noch 16 Träger im Zuge. . . . .

Der Geheimerath von Münchhausen forderte nun von Fürstlicher Kammer den von Fürstl. Hof-Kasse gemachten Vorschuß obiger Summe zurück, wurde jedoch mit dem Bescheide zurückgewiesen, daß diesem Ansuchen ohne Genehmigung Sr. Durchlaucht nicht gewillfahret werden könne. Auf den dieserhalb unter dem 14. April 1781 gemachten Antrag des Finanz-Collegiums beschloß der Herzog: 1) daß die von der Hof-Kasse vorgeschossene Summe von 154 Rthlr. 30 Groschen aus der Kammer-Kasse dahin zurück zu zahlen, und dieser Posten inter Extraordinaria in der Kämmerei-Rechnung aufzuführen sei; 2) daß die, dem Verstorbenen kurz vor seinem Tode vorgeschossene, und nicht wieder abgetragene Summe von 600 Rthlrn. dergestalt in Absatz gebracht und berichtigt werden solle, daß dagegen an dessen Erben eben so wenig die Sterbe- als Gnaden-Quartals-Besoldung ausgezahlt werde. Aus einer, dem Promemoria des Finanz-Collegiums beigefügten Note erhellet, daß Lessing 900 Thlr. jährliche Besoldung zu genießen hatte, wovon resp. 9 und 3pCt. decourtirt worden, so daß er 800 Rthlr. baar empfing. Bis incl. 1. Februar 1781 hat Lessing seinen Gehalt erhoben, und hat daher die Kammer-Kasse nach Abzug der Sterbe- und Gnaden-Quartals-Besoldung von dem geleisteten Vorschusse von 600 Rthlrn. und von den vorgeschossenen Begräbnißkosten von 154 Rthlr. 30 Gr. einen reinen Verlust von 361 Rthlrn. 26 Gr. zu erleiden gehabt. [1])

Zu S. 588. Der Hamburgische Correspondent von 1770 Nr. 102 vom 14. Juli sagte über dieses Bild: „Dürften wir Herrn Nicolai einen freundschaftlichen Rath geben, so bitten wir, ins künftige lieber alle Kupfer wegzulassen, als uns vor jedem Bande mit einer Mißgeburt, wie der unglückliche Lessing abermals dasteht [er muß also schon einmal so dagestanden haben] auf vier Wochen allen Geschmack an Kupferstichen zu verleiden." Nicolai zeigte sich ärgerlich und beschämt vor Lessing (XIII, 225. H. XX, 2, 359, vom 23. Juni 1770): und um sich lustig aus dem Handel zu ziehen, nannte er es „einen hämischen Streich von Klotzen," der sie beide zusammenhetzen wolle. Man habe ihm zwar sagen wollen, der Kupferstich wäre nach einem Bildnisse, das Lessings

---

[1]) Die an demselben Orte beigebrachten amtlichen Schreiben, Rechnungen und Quittungen enthalten die genaueren und einzelnsten Angaben dieser lugubern Angelegenheit.

Vater in Kamenz besitze, gemacht; das könne aber nicht sein u. s. w. Lessing nahm die Sache eben so lustig auf (XII, 260. M. 313. H. XX, 1, 373): „Der verdammte Klotz! Nicht genug, daß er uns den Streich mit dem Porträte gespielt; hören Sie nur was er noch gethan hat . . ."

Danzel erwähnt (I, 7.) in der Anmerkung eine Novelle von Karoline Lessing: Des Onkels Portrait, die sich auf G. E. Lessing beziehen und manche Familienverhältnisse berühren solle. Der eigentliche Titel der Novelle (sie steht im Schlesischen Taschenbuche, herausgegeben von W. L. Schmidt, Hirschberg 1826) heißt: „Des gelehrten Großoheims Bild." Aber von Familienbeziehungen auf Lessing habe ich darin nichts finden können. Die Novelle knüpft blos an ein Bildniß Lessings an, und geht dann in eine Liebesgeschichte über, die sich von den gewöhnlichen fast nicht unterscheidet.

Zu S. 594. Anm. 2. Die Zeitung für die elegante Welt von 1853 Nr. 46 S. 549 theilt auf Anlaß des Lessingdenkmales in Braunschweig unter der Ueberschrift „Der Hund und der Philosoph," folgenden Zug, als Zeichen von Lessings großer Herzensgüte mit. Der Philosoph, der hier nicht genannt ist, war Könemann:

Zur Zeit, als Lessing in Wolfenbüttel lebte, meldete sich eines Tages bei ihm ein Liefländer, der übel gekleidet war und sehr deutliche Spuren des Kummers in seinem Gesicht trug. Auf die Frage, wer er sei? entgegnete ihm der Fremde: „Ich bin ein Philosoph." Diese Antwort fiel Lessing auf; und als er ihn jetzt fragte, was er wünsche, zog der Fremdling ein schmutziges Manuscript zwischen Rock und Weste hervor und sagte: „Ich arbeite hier an einer Schrift über die höhere Bestimmung des Menschen, die ich gern vollenden möchte, aber ich habe kein Dach und Fach und kein Brot. Geben Sie mir eine Kammer in Ihrem Hause und nothdürftig Brot, ich will mein Buch hier fertig schreiben." — Lessing war unter den wenigen edleren Menschen gerade Derjenige, der durch eine so seltsame Anrede am leichtesten zu gewinnen war. Ohne Bedenken bewilligte er die Bitte des Fremden. Der Philosoph — er ging unter diesem Namen — erhielt ein Zimmer und freien Tisch, auch Taschengeld zu seinen kleinen Bedürfnissen. Er lebte froh und ungenirt in Lessings Hause und wurde wie ein Glied der Familie betrachtet. Wie Lessing sagte, sollen in dem Buche einige gute Stellen gewesen sein. Die Sprache war aber nicht das, was man elegant nennt, und überdies noch undeutsch mit grammatikalischen Schnitzern. Als Lessing den Verfasser hierauf aufmerksam machte, sagte der Philosoph in seiner gewöhnlichen lakonischen Weise: „das weiß ich, aber dies kann man ja in der Vorrede mit wenigen Worten anzeigen, daß ich diese Dinge nicht verstehe."

Der Philosoph war übrigens ein linkischer Mensch und hatte ein ungefälliges Aeußere. Dabei besaß er einen großen schmutzigen Hund, der nie von seiner Seite wich, und besonders bei Tische sehr beschwerlich war. Als man einst zu Lessing sagte: daß man wohl den Philosophen, aber nicht seinen Hund leiden könnte: versetzte er mit eigener Wärme: „Sie wissen noch nicht, was es mit diesem Hunde für eine Bewandnis hat. Der Hund ist eine Zierde des Philosophen; denn letzterer traf solchen auf seinen Wanderungen einst entkräftet und verschmachtet am Wege liegen. Der Philosoph hatte zwei Wecken [1]) in der Tasche. Er spendete dem Hunde einen davon, den dieser heißhungrig verschlang; und von diesem Augenblick an hat der Hund seinen Wohlthäter nie verlassen.

[1]) Semmeln.

Ueberlegen Sie, daß damals die beiden Wecken der ganze Vorrath von Lebensmitteln war, die der arme Wanderer besaß. Er theilte redlich und, so lange ich noch Einen Weck habe — setzte Lessing hinzu — soll der Philosoph einen halben davon haben.

So blieb der Freund mit seinem Hunde während des Winters ungefähr fünf Monate im Lessingschen Hause. Als das Frühjahr anbrach, sagte eines Tages der Philosoph ganz unerwartet: Morgen früh werde ich abreisen! — Lessing, der den festen Sinn seines Mannes kannte, gab ihm in der Stille Reisegeld, und am nächsten Morgen, ehe die Familie aufgestanden war, nahm der Philosoph seinen Stab und setzte, in Begleitung seines Hundes, seinen Weg weiter fort.

Diese Anekdote erinnert an den Zug von dem dankbaren Pudel Just's in Minna von Barnhelm. Lessing hielt in frühern Zeiten wenigstens, selbst einen Hund, der mit vieler Treue an ihm hielt, wenn die Erzählung von dem Traume wahr ist, im Mitternachtblatt 1827, Nr. 12, die Nodnagel in „Lessings Dramen" S. 103 aufgenommen hat. Sie fällt in die Zeit von Lessings Leben in Breslau und wird Danzeln wohl nicht entgangen sein, der sie vielleicht nur nicht der Beachtung werth hielt.

Zu S. 598. Anm. 1. Auszug aus den gerichtlichen Protokollen über Lessings Nachlaß, nebst einigen Notizen über Lessings Denkmal zu Wolfenbüttel vom Kreisgerichts-Registrator Sack.

Als der Hofrath Lessing am 15. Februar 1781 in der Behausung des Weinhändlers Angott am Aegidienmarkte in Braunschweig, dem jetzigen von Hantelmannschen Hause, Abends 9 Uhr gestorben war, [1]) erließ der Herzog Carl Wilhelm Ferdinand an den damaligen Bürgermeister und Rath in Braunschweig den Befehl, Lessings nachgelassene Effecten unter Siegel zu nehmen. Der Secretair Reitemeyer, welchem dieses Geschäft vom Magistrate übertragen wurde, führt in dem, unter dem 9. Februar 1781 (muß wohl 19. Februar heißen) aufgenommenen Protocolle an: daß er sich nach Lessings Logis im Angottschen Hause verfügt, und daselbst zwei gepackte und verschlossene Koffer versiegelt habe, daß aber außerdem noch:

„vier Paar Schu,
„ein Paar Stiebeln,
„ein stählern Degen,
„ein spanisches Rohr mit messingern Knopf,
„ein Paar silbern Schuschnallen,
„zwei kleine paquet Zimt"

vorgefunden seien.

Durch ein Rescript des Fürstl. Braunschw. Geheime-Raths-Collegiums und der Justiz-Canzlei zu Wolfenbüttel vom 11. April 1781 wurde ferner verordnet, daß behuf des in Wolfenbüttel anzufertigenden Inventariums über den Nachlaß Lessings, dessen in Braunschweig unter Siegel genommene Sachen dorthin gebracht, und zu dem Ende dem Canzlei-Secretair Fricke verabfolgt werden sollten.

Auch dieses Geschäft wurde dem Secretair Reitemeyer committirt, und in

---

[1]) Im 15. Stücke der Braunschweigischen Anzeigen vom Jahr 1781, S. 167 wird dieser Todesfall unter der Bemerkung bekannt gemacht: Lessing sei im 53. Jahre seines Alters an einem Steckflusse verstorben.

der darüber unter dem 17. April 1781 in der Angottschen Behausung aufgenommenen gerichtlichen Acte bemerkt: es sei zur Empfangnahme der Lessingschen Effecten der Canzlei-Advocat von Kalm von dem Canzlei-Secretair Fricke autorisirt erschienen, und demselben zwei Koffer, welche versiegelt geblieben, nebst vier Paar Schuhen, einem Paar Stiefel, einer Schlafmütze und einem Pelze überliefert worden. Das spanische Rohr und den stählernen Degen habe der Herr Münzdirector Lessing in Verwahrung genommen; die silbernen Schuhschnallen hätten sich jedoch nicht vorfinden lassen wollen, womit diese gerichtlichen Verhandlungen schließen.

In einem ungedruckten Briefe Eschenburgs an Gleim vom 1. Juni 1781 (in Danzels Papieren) heißt es: „daß Lessings Bruder zwei Koffer Papiere und Briefschaften von Wolfenbüttel zusammengebracht habe.“ Er wollte sie mitnehmen, man versagte ihm aber die Erlaubniß, bis nach Ablauf des für die Creditoren angesetzten Termins. Unser Herzog hat indeß diese Verweigerung gemißbilligt, und durch ein Handschreiben aus Sanssouci aufgehoben. Heute wird Alles den Erben ausgeliefert werden, was von Papieren vorhanden und nicht zur Bibliothek gehörig ist. Aber Vollendetes und Druckfertiges wird nur wenig vorhanden sein, vollends, wenn es nicht in die rechten Hände kömmt.

Zu S. 606. Anm. 1. Gleim an Eschenburg. [1])

Halberstadt, den 28. Februar 1781.

Ist's denn wahr, mein bester Eschenburg, daß unser nun bei Kleist seiender lieber Lessing zu Braunschweig verhaßt gewesen ist, von allen Menschen, von hohen und niedern, gelehrten und ungelehrten, daß er sicher auf der Straße nicht hat gehen können? u. s. w. (Dies habe ihm ein junger Kaufmann, Namens Masch, erzählt und hinzugefügt, es sei nicht unwahrscheinlich, daß Lessing als ein Feind der Religion aus der Welt geschafft worden, denn Viele haben gewünscht, man möge sich dieses Ungeheuers entledigen können, und er habe dies selbst von einem Soldaten, welcher Freimaurer sei und wider Lessingen geschrieben habe, gehört).

Eschenburg erwiedert darauf den 2. März: „Nein, nein, mein verehrungswürdigster bester Gleim, so verkannt war unser Lessing hier doch nicht, wie der auf alle Weise schlecht unterrichtete junge Kaufmann Ihnen einbilden wollte. Sie begreifen leicht, daß es auch bei uns der theologischen Dunse und der blinden Namenchristen nicht wenige geben mußte, die seine letzten Schriften theologischen Inhalts verwerflich fanden, seine Absicht verkannten, seinen Sinn oft muthwillig verdrehten, ihn für einen offenbaren Religionsfeind, Spötter und Gott weiß für was alles hielten. Auch waren vielleicht manche vom ersten Range, die, weil ihnen Lessingen nicht den Hof machte, nicht viel besser von ihm dachten und urtheilten. Aber in persönliche Kränkungen ist dieser böse Leumund nie ausgebrochen, vielmehr genoß er überall der seinen Verdiensten gebührenden Achtung und Unterscheidung, und hätte der Beweise davon noch öfter und mehrere genießen können, wenn er ihnen nicht lieber ausgewichen, als nachgejagt wäre. Noch vier Tage vor seiner letzten Krankheit speiste er an der Tafel des regierenden Hofes und den Tag darauf bei der verwittweten Herzogin. Während seiner Krankheit waren die Erkundigungen des Herzogs, der beiden Herzoginnen, des Herzogs Ferdinand u. s. w. unabläßig. Ich muß das Alles, so unwesentlich

---

[1]) Aus Gleims handschriftlichem Briefwechsel, in Danzels Papieren. Dieser Brief ist vollständig mitgetheilt bei O. v. Heinemann, zur Erinnerung an G. E. Lessing. Leipzig 1870. S. 100 f.

es an sich ist, Ihnen zum Beweise anführen, daß er nicht von Hohen und Niedern gehaßt ist. Unter der Masse der Letztern liebten und schätzten und bedauerten ihn manche, die Gelegenheit gehabt haben, seine edle Art zu denken und zu handeln, in der Nähe kennen zu lernen. Die Wolfenbüttelschen Armen erkennen den Verlust eines der willigsten Geber, der im Verborgenen so oft und so gern wohlthat." — Auch mit dem Argwohn wegen seines Todes sei es nichts. „Der Soldat und Freimaurer ist gewiß kein anderer, als ein schwärmerischer Kopf — ein Ungar, wenn ich nicht irre — der vor einem Jahre etwa ein brüderliches Sendschreiben an Lessing und ein anderes an die Freimaurer in Hamburg drucken ließ, armselige Wische. In dem Briefe an Lessing gestand er selbst, er habe ihm bei seiner Durchreise durch Wolfenbüttel ein Viatikum gegeben, desto mehr aber finde er sich gedrungen, ihm sein Unrecht vorzuhalten und an seiner Bekehrung zu arbeiten. Der Mensch soll auch wieder hier gewesen sein; aber er ist, soviel ich von ihm weiß, zu sehr Tropf und Pietist, um mörderischen Verdacht zu erregen. Auch wird die Nachricht von der Leichenöffnung, die ich Ihnen neulich gab, diesem Verdachte weiter keinen Raum geben. Hier ist, soviel ich weiß, noch kein Mensch darauf verfallen." — —

Zu S. 606. Anm. 5. Zur nähern Kenntniß dieser Verhältnisse diene, was Schönemann im Serapeum von 1844, S. 233 aus den Akten der Wolfenbüttler Bibliothek mitgetheilt hat, an die Zeit im Sommer 1776, da Lessing einen Augenblick daran dachte, Wolfenbüttel mit Mannheim zu vertauschen, anknüpfend: Lessing dachte daran, seine Bibliotheksrechnungen in Ordnung zu bringen; aber — „die Bibliothekrechnungen wurden eben so wenig in Ordnung gebracht, als die Bibliothek selbst in eine andere und bessere Ordnung."

„Während seiner ganzen Amtsführung hatte Lessing keine Rechnung abgelegt, und nach seinem Tode schwankten deshalb die Erben, ob sie die Erbschaft annehmen sollten. Glücklicherweise hat der Bibliothek-Sekretair von Cichin noch ein dünnes Heft in Quarto gerettet, auf dessen sechs ersten Blättern von Lessings eigener Hand, die aus der Waisenhausbuchhandlung von 1770 bis 1776 für die Bibliothek angekauften Bücher wahrscheinlich zur Abrechnung in dieser Zeit (das letzte Datum ist vom 12. Juni 1776) verzeichnet sind. Cichin bemerkte dabei: „Bis hieher geht Herrn Lessings eigene Handschrift, die Fort„setzung habe ich aus denen Rechnungen gezogen, so viel ich nämlich (da mir „die neuen Bücher nach 1776 niemals zu Gesicht gekommen) habe „glauben können, daß sie für Fürstl. Bibliothek angeschafft sind" — (desgl. „auf dem Umschlage): — „die Summa ist immer von meiner Schrift, weil es „Hrn. Lessing zu lästig war, erst zusammen zu rechnen, ich habe auch das Buch „liniirt und geheftet." Den 5. April 81.

Hierbei bemerkt Schönemann in der Note: „So wurde nicht blos in den letzten fünf Jahren die Registratur durch Lessing vernachläßigt; sondern schon früher, als der Geh. Rath von Praun im Jahre 1773 aus der Lichtensteinischen Auktion in Helmstedt vier Manuscripte für die Bibliothek für 20 Thlr. gekauft hatte, setzte Lessing dieselben weg, ohne sie in die Cataloge zu tragen, oder auch nur durch den Sekretair registriren zu lassen, so daß dieser bei Anfertigung der Lessingschen Rechnungen im Jahre 1781 nicht im Stande war, jene vier Manuscripte näher zu bezeichnen oder auch nur zu nennen, weil er sie nie gesehen habe." Nach seiner Rückkehr aus Italien erhielt Lessing von dem Sekretair von Cichin ein Verzeichniß der bei einer unterdessen vorgenommenen Revision vermißten Manuscripte und erwiederte nur: „er und der General-Superintendent Knittel würden sie wohl haben." Also waren über jene Manuscripte keine Scheine gegeben, noch weniger in dem Registraturbuche deren Ver-

leihung angezeichnet. Ebenso fanden sich nach Lessings Tode an 30 Manuscripte und mehr als 150 gedruckte Bücher der Herzogl. Bibliothek in seiner Wohnung ohne irgend eine Nachweisung in der Bibliotheks-Registratur. Ueberhaupt kommt Lessings Name nicht ein einziges Mal im Registraturbuche vor."

„Der Zuwachs der Herzogl. Bibliothek unter Lessings Verwaltung (heißt es im Texte weiter) wurde nicht wie in den kurz vorhergegangenen Jahren durch außerordentliche Schenkungen und Vermächtnisse begünstigt und beschränkte sich hauptsächlich auf die neuesten von der Waisenbuchhandlung in Braunschweig und anderen gelieferten Werke, unter denen z. B.:

Ihre, Glossar. Suiogothicum. 2 Voll.	15	Thlr.	— gGr.
Encyclopedie etc. par de Felice. Yverdun. T. I—XLII. avec Pl. etc.	216	„	— „
Newton Arithmetica univ. 2 Voll. 1761	8	„	— „
Euleri Algebra	3	„	— „
Ejusd. Dioptrica T. I—III. Petrop. 1769. 70. . .	15	„	4 „
Commentar. Acad. Sc. Petropol. Tom. XII—XIV. .	16	„	12 „
Astruc de morbis venereis. 2 Voll. 1740	7	„	16 „
Adelungs Wörterbuch. 1—3 Thl.	18	„	— „
Sandrarts Akademie. 1—8 Thl.	80	„	— „
Plinius ed. Harduin. Voll. I—III.	30	„	— „

u. s. w. gleich große Summen wegnahmen.

Außerdem wurden die Reiskeschen Schriften und Ausgaben, einige werthvolle Ausgaben lateinischer und englischer Classiker, theologische und andere Schriften, von Reiske selbst und seiner Wittwe, von Schmid und Eschenburg in Braunschweig gekauft und aus Lessings eigener letzter Bücherauction in Hamburg (14. Mai 1770) folgende Bücher erstanden:

Demosthenes per Aldum. Venet. 1504. f. = 11 Thlr.
Horatii Epp. ad. Pison. et Aug. (by Hurd.) Cambr. 1757. 2 Voll. in 8vo. = 2½ Thlr.
Suidas ed. Kuster. 3 Voll = 18 Thlr.
Hildeberti Turon. Opera. Par. 1708 f. = 5 Thlr.
Dactyliotheca Zanettiana = 9 Thlr.
Natter traité de graver en pierres etc. = 3 Thlr.
Explication de div. Monum. etc. par le R. P. Dom. XXX. Paris 1739. 4to. = 3 Thlr. 8 gGr.
Muratori della perfetta poesia italiana. 2 Voll. 4to. = 4 Thlr.
Dramaturgia di Lione Allacci. Ven. 1775. 4to. = 2 Thlr.
Concina de, teatri moderni etc. Rom 1755. f. = 2⅔ Thlr.
Le Mercure de 1721—1757. 254 Voll. 8vo = 63½ Thlr.
Le Journal des Sçavans de 1665—1764. 235 Voll. (NB. mit Zugabe der vorhandenen 80 Bände) für 51 Thlr. 16 gGr. Zusammen für 175 Thlr. 16 gGr.

Von der Reise über Wien nach Italien und zurück hatte Lessing 17 Bände in Folio, 77 in Quarto und 155 in Octavo, meist archäologischen und schönwissenschaftlichen Inhalts, mitgebracht, welche nach seinem Tode, anfangs zu 300 Thlr. angesetzt, späterhin zu 250 Thlr. angenommen wurden.

Der Bibliothek-Sekretair von Eichin stellte nämlich für Lessings Erben folgende Rechnung über Lessings ganze Verwaltung auf:

Einnahme.

I.	Kassenvorrath vom Bibliothekar Hugo übergeben	180 Thlr.	6 gGr.	10 Pf.
II.	Jährliche Einnahme von Fürstl. Kammer von elf Jahren (à 200 Thlr.) . .	2200 „	— „	— „
III.	Des Buchhändler Meißners jährl. Canon (20 Thlr. in Büchern)	199 „	14 „	— „
	Summa	2579 Thlr.	20 gGr.	10 Pf.

Ausgabe.

I.	An Meißners Buchhandlung für gelieferte Bücher	199 Thlr.	14 gGr.	— Pf.
II.	An die Waisenhausbuchhandlung in Braunschweig	736 „	18 „	— „
III.	An auswärtige Buchhändler und Gelehrte	741 „	4 „	4 „
IV.	Aus Auktionen nur für	83 „	3 „	— „
	Für Lavater's Physiognomik. 1r und 2r Thl.	38 „	— „	— „
V.	Von der italienischen Reise mitgebracht für	300 „	— „	— „
VI.	Leipziger u. Götting. gel. Anz., Hannöv. Anzeig. 2c. zusammen	118 „	11 „	8 „
VII.	Buchbinderlohn an Widemann 2c. . .	435 „	4 „	2 „
VIII.	Für Schreibmaterialien	27 „	3 „	— „
IX.	Für Reinigung der Bibliothek . . .	7 „	22 „	9 „
X.	Außerordentl. Ausgaben, Porto u. s. w.	41 „	21 „	1 „
	Summa	2729 Thlr.	6 gGr.	— Pf.

so daß den Erben noch ein Vorschuß gut blieb von 149 Thlr. 6 gGr. 2 Pf. dessen „sie sich jedoch pro redimenda vexa gern begeben wollten!"

Fr. Chrysander in Westermann's Illustrirten Deutschen Monatsheften December 1856, S. 253—255: „Lessingiana:"

„Bei den Akten liegt ein vollständiges „Verzeichniß der Lessingischen Manuscripte," dessen Bekanntmachung nicht ohne Nutzen sein wird, da Manches davon bisher unnöthig gesucht, Anderes aber gänzlich unbekannt geblieben ist.

1. Briefe von verschiedenen Gelehrten und anderen Freunden, von dem verstorbenen Hofrath Lessing selbst nach dem Alphabet geordnet; in 9 kleinen Packeten.

2. Correspondenz mit Moses Mendelssohn.

3. Correspondenz mit Reiske und dessen Ehefrau. NB. die der Reisken zugehörige und separirte scripturen sind in eine verschlossene Commode gelegt und nicht (wie die andern) an den Herrn Drosten v. Döring mit abgeliefert. (Nr. 74 der Actenstücke giebt hierüber Näheres:) Actum Wolfenbüttel den 20sten Febr. 1782. Nachdem der Lessingische mandatarius, Herr Adv. Langenstraßen, mir angezeiget, daß er die des Professors Reiske nachgel. Wittwe zugehörigen, und bei der Inventur in eine verschlossene Commode gelegte scripturen, welche gedachte Reisken morgen abholen wolle, in Empfang zu nehmen wünschte, so verfügte ich mich dato nebst gemeldetem Lessingischen mandatario in das von dem verst. Hofrath Lessing bewohnte herschaftl. Haus, und wurden darauf gedachte Reiskische scripturen extradirt. in fidem J. H. Fricke, Secretar.

4. Corr. mit Madame König.

5. Corr. mit Aeltern und Geschwistern.

6. Corr. mit verschiedenen Gelehrten und Freunden (aber nicht nach dem Alphabet geordnet) in 6 Packeten.

7. Von dem verstorbenen Hofrath Lessing concipirte Briefe.

8 — 10. Mscte. und Copeien, so ihm von Gelehrten eingesandt worden.

11. Miscellanea von gedruckten und geschriebenen Aufsätzen.

12. Manuscripte zu Jöchers gelehrten Lexico gehörig, in 2 kleinen Packeten.

13. Miscellanea von Lessingischen gedruckten und ungedruckten Schriften.

14. Elpistiker; zur Fortsetzung des Laocoons, der Dramaturgie.

15. Manuscripte zu einem Buche: gelehrte Krätze und Tagebuch eines Müßiggängers; Anmerkungen über das Heldenbuch; ein gebundenes Buch in klein Folio, worin die Materien nach dem Alphabet enthalten, und meistens antiquitaet und litteratur betreffen; gedruckte Recensionen, die über Lessings Schriften herausgekommen; zum Leben des Sophokles; Originale des Scultetus; originalDrucke der Opizischen Gedichte.

16. Mscr. zur Ausgabe des Aesops und des Berengarius gehörig, nebst einigen Leibnitianis.

17. Ein folio Band zur deutschen Sprache gehöriger Mscte; Steinbach's deutsches lexicon mit Papier durchschossen, mit Lessingischen Anmerkungen und Zusätzen; Mscte zu Ernst und Falk gehörig; Mscte zum deutschen Theater.

18. Mscte in klein folio zur deutschen Sprache; Manuscript zu Menanders Denksprüchen; theses aus der Kirchengeschichte; zur Beschreibung Lessings Reise nach Italien; Hypothese über die Evangelisten; der Renner, aus 3 Handschr. der Wolfenbl. Bibliothek wieder hergestellt; zur Geschichte der deutschen Sprache und Litteratur; Manuscripte nach dem Alphabet zur Litteratur gehörig; Rachels Gedichte mit weis Papier durchschossen, mit einigen Anmerkungen von Lessing; von der Aehnlichkeit der griechischen und deutschen Sprache; Mscte von Lessings italienischer Reise.

19. Ein Englischer tractat, nebst der deutschen Uebersetzung, und Lessings Msct darüber.

20. Ein Msct. zum deutschen Lexicon (:so Lessing herausgeben wollen:) in 15 Duodez Bänden nach dem Alphabet.

21. Miscellanea von Mscten und 4 besonderen Päckchen.

22. 23. 16 Bände in klein folio, worin hin und her Vermehrungen und Verbesserungen zu Jöchers gelehrten Lexico von Lessing eingetragen worden (:das mehrste ist bloßes weißes Papier:).

24. Briefschaften, so sich auf der Fürstl. Bibliothek gefunden, und von dem Herrn Rath Schmidt abgeliefert worden.

25. Mscte von Lessing, die sich auf der fürstl. Bibliothek gefunden, und gleichfalls von dem Herrn Rath Schmidt verabfolget worden.

26. Miscellanea von (:zuletzt noch aufgefundenen:) Manuscripten."

Aus der Erläuterung zu Nr. 3 sieht man, wo der vielgesuchte Briefwechsel zwischen Lessing und der Professorin Reiske geblieben ist. Kaum hatte sie von Lessings Absterben gehört, so reiste sie in aller Eile nach Wolfenbüttel, um ihre Briefe erhalten und vernichten zu können.

(<u>Auctions=Catalog von Lessings Effecten</u>):

Ein Spieltisch nach mahagoni Art gebeizet. 2 runde grau vermalte Tische. 10 Gemälde in vergüldetem Rahmen. 1 Fußdecke. 1 Chatoulle. 1 Arbeitstisch

mit grünen Umhängen. 1 einschläferne Bettsponde mit grünen seidenen Gardinen. 1 durchgenähete cattunen Bettdecke. Ein Repositorium mit einigen Schiebladen. 2 globi. 5 Repositorien. Noch ein Repositorium mit einer Thür. 1 Nachtstuhl. 2 Notenpulte. 2 graue Commoden. 1 kleiner hohler Tisch mit 2 Thüren. 1 Jagduhr. 1 silbernes Gehäuse. 2 Paar weiße lederne Mannshandschuh. 3 Gulden. (?) 1 seidener Geldbeutel. Sammlung pfälzischer Kupfermünzen. 1 Schwamm. 1 Garnitur Steinschnallen. 1 Toiletten Spiegel. 1 Feuerzeug. 1/2 Dutzend geflochtene Stühle nebst Sessel. 2 Dutzend Caffee- und Chocoladetassen. 1 Kaffee-, 1 Milch-, ein Theetopf. 1 Spülkumpe von Fürstenberger Porcellan. 1 Tisch mit grünem Wachstuch beschlagen. 1 Flinte. 1 graue und 1 schwarze AtlasWeste. 2 AtlasBeinkleider. 1 canefaßen Unterhose. 2 schwarze seidene Westen und dazu Beinkleider. 1 Weste und Beinkleider, halbseiden. 1 Weste von weißem Canefaß. 1 grünliches Tuchkleid nebst Weste und Beinkleidern, mit folio Knöpfen. Noch einige abgetragene Westen und Beinkleider. 2 Paar Stiefel. 1 Paar Mannsschuh. 1 Schachspiel nebst dazu gehörigem Brett. 1 Stehpult. 1 Gestell zum Lesen. 1 Nagelscheere. 1 Papierscheere. 11 weiße Leuchter und 6 Lichtscheeren. 14 Stuhlüberzüge von gelbem Damast. 4 silberne Theelöffel.

Fast der halbe Haushalt war in Braunschweig, nämlich Folgendes:

1 seidene Weste und Beinkleider. 1 schwarzer Pelz. 1 Paar Schuh mit silbernen Schnallen. 1 spanisches Rohr. 1 Tabatiere. 1 Degen. 1 Hut. Schuh und Stiefel. 2 Reise Koffer. 1 blaue atlassen und 1 gelbe seiden Weste. 1 röthlich Kleid nebst Weste und Beinkleid mit goldenen Knöpfen und blauem Sammt gefüttert. 1 weißlich Kleid nebst Weste und Beinkleid mit folio Knöpfen. 1 blauer Ueberrock. 2 Westen. 1 Schlafrock. 2 schwarze Kleider. Noch ein schwarzes Kleid zur tiefen Trauer. 3 1/2 Dutzend Hemden. 2 Dutzend Manchetten. 5 Dutzend Strümpfe, schwarze graue weiße, von Linnen, Baumwolle und Seide. 11 Schnupftücher. 13 nesseltuchen Halstücher. 9 baumwollene Mützen. 4 Halsbinden. 1 linnen Unterhose. 2 canefassen Nachtcamisole. 20 Tischtücher und 117 Servietten. 14 Handtücher. 13 Bett- und 28 KissenUeberzüge. 1 Pudermantel. 1 grüner Pelz von Sammt. 1 rothe Mütze. Etwas Eßgeräth. 1 Caffeemühle. 1 Zeugrolle nebst Tisch. 2 Leuchter und 3 Lichtscheeren von Messing. 1 Pumplampe. 1 messingene Nachtlampe. 6 silberne Suppenlöffel. 1 silberner Vorlegelöffel. 1 Pistole. 1 Brille.

Nach öffentlicher Taxe hatten obige Sachen einen Werth von 445 Thlrn. 6 Pfennigen. In der Auction kamen indeß für sämmtliches Mobiliar nur 339 Thaler 12 gute Groschen 7 Pfennige heraus, denn Gevatter Schneider und Handschuhmacher machten bei ihrem Gebot nicht den patriotischen und geistigen, sondern den einseitig praktischen Standpunkt geltend.

Dagegen stellten sich die Gläubiger etwas zahlreicher ein, als man wünschen mußte; aber nicht so zahlreich, als das Gerede vermuthen ließ. Folgende Forderungen wurden gerichtlich angenommen:

1. Buchbinder Wiedemann, Rechnung von 2 Thlr. 6 Ggr.

2. „Tobacks-Fabrikant Göbel liquidirte 7 Thlr. 4 Ggr. rückständiges Fuhrlohn, wovon die Specification bei den Acten Göbel ad Lessing bereits befindlich sey."

3. Senator Steding in Wolfenbüttel für Waaren und Fuhrlohn 12 Thlr. 32 Mgr.

4. Die Waisenhaus-Buchhandlung zu Braunschweig für erhandelte Bücher 146 Thlr. 10 Ggr.

5. Kaufmann To der Horst und Söhne für Waaren 108 Thaler 3 Mgr. 4 Pfennig.

6. „Die Kellermeisterin Wilke ließ aus einem original Wechsel vom 1. Februar 1774 einen Rest von 50 Thlr. liquidiren."

7. Ferner dieselbe eine Weinrechnung von 22 Thlr. 28 Mgr. 5 Pf.

8. Schuhmacher Bergholtz aus Braunschweig 4 Thlr. 14 Ggr.

9. „Joseph Pförtner, gewesener Bedienter des verstorb. Hofraths Lessing liquidirte an rückständigem Lohn und Kostgeld für 3 Monate à 6 Thlr. die Summe von 18 Thlr. desgl. eine rückständige Montirung nebst einem treßen Hut, bat (wie auch mehrere andere) um Befriedigung."

10. Wagenmeister Peine für die Verwahrung des Wagens 2 Thlr. 16 Ggr.

11. Kaufmanns Hauß Wittwe 45 Thlr. 9 Mgr. 6 Pf.

12. Schneider Griebel aus Braunschweig 4 Thlr.

13. „Joh. Christian Mackwitz, Mieth Laquais aus Braunschweig, liquidirte für Aufwartung in der letztern Krankheit des Hofr. Lessing 10 Thlr. 12 Ggr.

14. Schneider Cramm daher 16 Ggr.

15. Chirurgus Knackstedt daher 15 Thlr.

16. Apotheker Hemmelmann 3 Thlr. 27 Mgr.

17. Kaufmann Wegner Rest einer Waarenschuld 61 Thlr. 8 Mgr. 4 Pf.

18. Weinhändler Angot in Braunschweig als Rest einer Weinrechnung 92 Thlr. 30 Mgr. 2 Pfg.

19. Derselbe „für Logis und andere Posten, welche weiland Hofrath Lessing während seiner letzten Krankheit erhalten, 43 Thlr. 2 Pf."

20. Stadtchirurg Crabe in Braunschweig 2 Thlr. 18 Ggr.

21. Münzmeister Otto Heinr. Cnorre in Hamb. zeigte einen Wechsel vor vom 16. Septemb. 1780 (Wolfenb.) auf 200 Thlr. Gold und Zinsen.

22. Chirurg Morstedt in Wolfenb. für Rasiren und Verband an König 6 Thlr.

23. Schneider Heine 2 Thlr.

24. Ein Dr. jr. Mylius für die Führung der Lessing-König'schen Erbtheilung 6 Thlr. 22 Ggr. 4 Pf.

25. Leibmedicus Brückmann für die letzte Krankheit, täglich mehrere Besuche 10 Thlr.

Zusammen 877 Thlr. 16 Ggr. 3 Pf.

Für uns ist die zweite Forderung vielleicht die interessanteste, denn daraus läßt sich die berühmte Streitfrage, ob Lessing geraucht oder nicht geraucht habe, endgültig beantworten. Schon beim Mobiliar bemerkten wir, daß die Pfeifen fehlten, und so wußten auch seine Freunde nicht anders, als daß er nie das Tabakrauchen habe ausstehen können. Doch hörten Andere von einem Processe Lessings mit dem Braunschweiger Tabaksfabrikanten Göbel, und so wurde man zwiespältiger Meinung. Die Forderung bezog sich nicht auf Taback, sondern auf ein Lohnfuhrwerk.

Der Streit über Lessings Rauchen brachte auch zu Tage, was seine letzte Hausmagd Clara Guntelwerner für eine Person gewesen. Es war in den zwanziger Jahren, als Ebert, damals Bibliothekar zu Wolfenbüttel und ein starker Raucher, unter Freunden die Meinung vertheidigte, Lessing habe doch geraucht. Das können wir leicht herausbringen, sagte Einer, denn die Magd

lebt noch. Sie wurde herbeigeholt, nun eine steinalte Person und schwerhörig. Man fragte Mancherlei, zuletzt ob der Lessing geraucht habe. Sie besann sich eine Weile, dann versicherte sie: „Ne, dat weet ick nich, awer sauveel weet ick: he harre nist, he wuste nist, un he dochte nist!" (Nein, das weiß ich nicht, aber soviel weiß ich: er hatte nichts, er wußte nichts und er taugte nichts.) Er wußte nichts, soll heißen: von Gott und seinem Wort, ist im Volksmunde gleichbedeutend mit „er glaubte nichts." Die Anekdote ist gedruckt auch in der Biographie von Guhrauer, aber ganz entstellt." — [1])

Ergänzungen zum ersten Band.

Zu S. 20. Lessings 150. Geburtstag ward im vorigen Jahre in St. Afra durch eine Schulfeier begangen. Vgl. Jahresbericht von Peter, Meißen 1879 S. 81.

Zu S. 25. Die Originale der Lessingschen Schulzeugnisse s. in Kreyssigs „Afraner Album. Meißen 1876" S. 281.

Zu S. 46. Theodor Flathe, Sanct Afra, Leipzig 1879, S. 268 ff.: Der Rector Grabener lädt auf den 9. März 1746 zu einem Schul-Actus ein, der eigentlich Anfang December des vorigen Jahres hatte stattfinden sollen, aber der Kriegsunruhen wegen verschoben worden war. Er wollte Schüler auftreten lassen, qui et novo Imperatori Augustissimo Francisco I. susceptum imperium, et Augustissimo regi nostro depositam feliciter Imperii tutelam gratularentur diffugiebant illi, jam paene ad dicendum parati, et tutos a terrore hostili recessus quaeritabant. Pace, quam DEI beneficium agnoscimus ingens, facta plerique redierunt, iis autem, quos substitui in locum absentium oportuit aliud dicendi argumentum, idque his temporibus magis idoneum, proponendum fuit. Unter diesen Schülern wird auch auftreten

Gotthold Ephraim Lessing,
Camentianus,

prorsa vernacula, quid actum in Germania de re sacra sit A. C. MDXXXV explanaturus. — Der Weinachts-Actus 1745 war auf den 16. Januar 1746 verlegt worden; an diesem hatte Lessing latina prorsa de Christo Deo obscondito zu reden gehabt. Ebenda S. 275, aus dem Synodalprotocoll vom 20. Juni 1743: „Heerwagen hat Lessings Perruque in den Abtritt geschmissen und verspricht die Zahlung dafür auf vorstehende Woche zu leisten." Ebenda S. 264: Johann Heinrich Schlegel verließ die Schule den 6. April 1745, also fünf Vierteljahre vor Lessing.

Zu S. 200. Hoffmann von Fallersleben, Findlinge, Leipzig 1859, S. 133. Auf dem Vorsatzblatte eines Exemplars der „Beyträge zur Historie und Aufnahme des Theaters" (Stuttgard 1750) von gleichzeitiger Hand: Sinngedicht, das man Herrn Lessing zuschreibt.

Der du uns Haller Rellah machst
Bey Gnissel, Sov, Suilim lachst,
Hör gleichen Witz mit mehr Verstand,
Der ach! — ein Ochs in Schönaich fand.

---

[1]) S. oben S. 591 Anm. 4.

Zu S. 330. Hoffmann von Fallersleben, Findlinge, Leipzig 1859, S. 166 f. Ewald Christian von Kleist an den Baron von Brandt.[1]) (Nach dem Originale).

Werthester u. geehrtester Freund.

Ich bin Ihnen zu oft mit meinen Briefen beschwerlich, ich erkenne mein Unrecht und ich werde es künftig nicht mehr so oft seyn. Jetzo aber da ich erfahre, daß der jüngere Herr Begelin todt seyn soll, muß ich noch einmahl erinnern ob es nicht anginge dem Herrn Lessing die erledigte Stelle bei dem jüngsten Printzen von Preußen zu verschaffen. Vielleicht ist die Religion im wege, da Herr Lessing lutherisch ist, vielleicht ist auch im wege daß Herr Lessing kein Frantzose oder Schweitzer ist. Solten aber diese beyden Umstände nicht hinderlich seyn; so sehe ich nicht ab wo man einen bessern Mann zu diesem Posten finden könne. Herr Lessing hat so viel Philosophie und Mathematik als der ältere Herr Beguelin, und weiß überhaupt so viel als man wissen kann. Er spricht gut französisch, kan italiänisch, englisch und die todten Sprachen, hat dabey einen sehr edlen Character und sehr gutes Ansehen, und natürliche gute Manieren. Wenn es nöthig wäre daß er sich etwan in Berlin an jemand praesentirte, der dieserwegen Commission hat; so würde er gerne dahin gehen, gesetzt auch daß er nachher nicht angenommen würde, denn er will ohnedehm ehestens nach Berlin reisen.

Ich bin versichert daß Sie an diese Sache schon gedacht haben, und daß Sie schon wissen werden ob sie practicable ist, oder nicht, verzeihen Sie also daß ich mir die Freyheit nehme, Sie nochmahls daran zu erinnern.

Ich verharre mit der größten Hochachtung lebenslang
Meines werthesten und geehrtesten Freundes

Leipzig d. 3t. Jul: 1757. ganz ergebenster Diener
E C v Kleist.

Zum zweiten Band.

Zu S. 349. Schnorrs Archiv für Literaturgeschichte. Leipzig 1879, IX, 580 f. „Ein Fragment Lessings." Von Ludwig Geiger. Im J. 1777 veröffentlichte Marcus Herz „Briefe an die Aerzte." Der dritte dieser Briefe war an Dr. Marx in Hannover gerichtet, behandelte die Wirkungen der Eicheln und des Eichelkaffees und brachte am Schlusse die Mittheilung, daß schon in einer alten Schrift der medicinische Gebrauch der Eicheln empfohlen werde. „Von dieser Schrift," setzt Herz hinzu, „befindet sich ein Exemplar in der Bibliothek zu Wolfenbüttel, und der Herr Hofrath Lessing, der eine unfehlbare Wünschelruthe besitzt, die verborgensten Schätze des Genies in jedem Fache zu entdecken, hatte die Freundschaft mir einen Auszug dieser Schrift mitzutheilen."

Lessings Worte lauten: „Es fällt mir ein kleiner Traktat des Arnold

[1]) Christian Ludwig von Brand, Stallmeister des Prinzen August Wilhelm von Preußen, Vater des späteren Königs Friedrich Wilhelm II. (M. u. B).

de villa nova,[1]) oder wie er auf dem Titel desselben heißt: de nova villa, in die Hände, welcher eine große Seltenheit seyn muß; denn er befindet sich nicht allein nicht in seinen gesammelten Werken, sondern er ist auch sowohl dem Haitze, seinem vollständigen Biographen, als dem Herrn von Haller unbekannt geblieben, in dessen Bibliotheca botanica ich ihn vergebens gesucht habe. Denn in dieser hätte er gehört; indem er von dem medicinischen Gebrauch der Eiche handelt. Da er blos aus zwey Quartblättern besteht, so könnte man glauben, daß es weiter nichts als eine aus einem andern Werke des Arnolds gezogene Stelle sey, wenn er nicht sonst alle Merkmale einer eigenen und besondern Schrift hätte, worunter ich vornehmlich dieses rechne, daß er dem Bischof von Lautenburg, Richard, ausdrücklich zugeschrieben ist, von welchem Arnold sagt, daß er ihn zu Abfassung desselben schriftlich aufgefordert habe. Der Titul heißt: Tractatus de virtutibus benedictae quercus, in foliis, glandibus, capulis et fisco (l. Visco) atque gallis. Und wie gesagt, er ist nicht stärker als zwey Quartblätter, die auch nicht einmal einzeln, sondern als ein Anhang einer elenden Schrift, genannt Tractatus descriptionum morborum in corpore humano existentium im Jahre 1496, ohne Anzeige des Orts gedruckt sind. Er ist hiernächst in drey Kapitel abgetheilt, wovon das erste von dem Baume überhaupt, aber ziemlich kahl, das zweyte von dem medicinischen Nutzen seiner verschiedenen Theile, der Eichel, der Kapseln, der Galläpfel und auch des Mistels; und das Dritte von dem Gebrauche seiner Blätter insbesondere handelt. Von diesen fehlt nicht viel, daß er sie nicht zu einem allgemeinen Arzeneymittel, äußerlich und innerlich zu brauchen macht; ut brevibus, sagt er, me expediam, folium quercinum includit in se quasi virtutes omnium medicinarum."[2])

Nach Anführung einzelner anderer Stellen schließt Lessing: „Ja Arnold selbst ersucht den Bischof, was er ihm da geschrieben geheim zu halten, und die Perlen nicht vor die Säue zu werfen. Ich bin sehr geneigt, das meiste hiervon zu glauben; und zwar aus eben der Ursache, aus welcher es andere nicht glauben werden." Dieser Mittheilung fügte Herz die Bemerkung hinzu, „daß Herr Lessing selbst den Arnoldschen Tractat irgendwo abdrucken liesse."

---

[1]) Vgl. Lessings Kollectaneen, M. XI, 1, 543. H. XIX, 520, und Grotes Lessing-Ausgabe V, 24. Anm. 4. (M. u. B.). — [2]) Briefe an die Aerzte, 2. Aufl. Berlin 1784. I, 222—225.

Register.

Abbt, Thomas, I, 461. II, 215.
Abälard, II, 399.
Abramson, A. II, 625.
Ackermann, Konrad Ernst, Schauspieler, II, 100 f. 326. Schauspielerin I, 310.
Addison, I, 133. 282. II, 14
Adelmann, II, 280.
Adelung, Joh. Christoph, I, 218. 334.
Aeschines, II, 507.
Aeschylus, I, 429. II, 651.
Aesop s. Fabeln.
Agricola, Magister, I, 93. 188.
Agricola, Joh. Friedr., Kapellmeister, I, 168. II, 75. Frau s. Molteni.
Agrippine, über die sogenannte, II, 350 f.
Ahnenbilder der alten Römer, über die, II, 220 f. 237.
Alacci, Lione (Leo Allatius) II, 155.
Albani, Kardinal, II, 540. 543.
Alberti, Baptista, II, 538.
Alberti, Jul. Gustav, II, 261. 268 f. 482.
Albertinus, Aegidius, I, 518.
Alcibiades, Entwurf, I, 493.
Alemann, M. I, 516.
d'Alembert, I, 505. II, 622.
Alexander Farnese, Herzog, II, 539.
Algarotti, I, 170.
Altdeutsches, I, 369.
Amalia, Princessin von Braunschweig, II, 257.
Anakreontiker, I, 43.
Angott, Weinhändler, II, 579. 581. 675.
Anna Amalia, Herzogin von Weimar, II, 257. 505. 605.
Ansaldi, Costa Innocente, II, 537.
Anselmus von Aosta II, 278.
Anthologie, griechische, II, 294 f.
Anti-Goeze, II, 398 f. 434 ff.
Antik, I, 42 f.
Antoninus, II, 340.
Antwort, Nöthige, II, 451.
Apollodor, Bibliothek des, II, 221.
Arabella, Entwurf, I, 493.
d'Argens, I, 170. II, 212.
Archimedes, II, 664.
Ariost, II, 13.
Aristophanes, I, 153.
Aristoteles, I, 286 f. 359 f. II, 154 f. 310. 316. 650. 653.
Arletius, Rector, II, 241.
d'Arnaud, I, 170. 210.
Arresto s. Burchardi.
Artewelde, Jacob, II, 343.
d'Aubignac, Abbé s. Hedelin.
Aufseher, der nordische, I, 388. 391 f.
Axel, Hermann (Bodmer) I, 417. 433.
Axiomata, II, 435.
v. Ayrenhoff, Cornelius Herm., II, 359.

Bach, Karl Philipp Emanuel, Koncertmeister I, 188. II, 261.
Bachmann, II, 655 f.
Baco von Verulam, I, 35. II, 14.
Bahrdt, Karl Friedr. II, 232. 263. 437. 492.
Ballhorn, Rector, II, 603.
Bandini, A. M. II, 340.
Bannier, I, 216.
de Barante, Baron, II, 668.
Barclay II, 622.
Baretti, II, 537.
Basedow, Karl Bernhard, I, 395 f. 261. 268. 366. 447.
Batteux, I, 342, 424. II, 291. 318.
Baumgarten-Crusius, Rector, I, 20. Aesthetik, I, 41. 313.
Baumgartner, A. S. J. I, 21.

Baumann, Weinküfer, I, 455.
Bause, Joh. Friedr. II, 588.
Bayle, sein Wörterbuch I, 219 f. 226 f. 23 5.
Beaumarchais, II, 188. 318. 661 f.
de Beausobre, Louis, I, 276.
Beiträge zur Geschichte und Litteratur, II, 329 f. Zur Historie und Aufnahme des Theaters, I, 176 f.
Benda, Sängerin, II, 582.
Benecke, G. F. II, 333.
Benedict XIV. I, 231.
v. Bentink, Gräfin, I, 214.
Benzler, Joh. Lorenz, II, 599.
Berengarius Turonensis, II, 277 f.
Bernardin de St. Pierre, I, 10.
v. Bernstorff, Graf, II, 489. 503. Gräfin, II, 264.
v. Besser, Joh. I, 41.
Besold, Christoph, II, 609.
Beste, das, aus schlechten Büchern, I, 313.
Beweis des Geistes und der Kraft, über den, II, 429.
Bibliothek, allgemeine Deutsche, II, 8. Der schönen Wissenschaften u. freien Künste, I, 331. II, 23 f.
Biebiena, II, 539.
Biedermann, Joh. Gottlieb, Rector, I, 186.
v. Bielefeld, I, 309.
Birckholz, Christ. Ernst, Mitschüler Lessings, I, 45.
Bitaubé, Paul Jeremias, II, 521.
v. Blankenburg, Friedr. I, 446.
Blarer, Abbé, II, 530.
Boccaccio, I, 230. II, 576.
Bock, Joh. Chrstn. II, 327.
Boccardi, G. Maria, II, 537.
Bode, Joh. Joach. Christoph, II, 99. 108 f. 189. 202 f. 249. 260 f. 263. 326. 330. 490. 497. 656.
Boden, II, 473.
Bodmer, I, 193. 416 f. II, 17. 309. 321. s. Arel.
Böck, Joh. Michael, Schauspieler, II, 100. 133.
Böheim, Schauspieler, II, 468. Schauspielerin, II, 468.
Bönisch, Joh. Gottfr. II, 629.
Börne, II, 119. 315.
Boie, Heinr. Christian, II, 366. 599. 619.
Boileau, I, 291.
Bonerius, II, 333.
Bonnet, II, 363 f.
v. Bora, Catharina, I, 515.
Borchers, David, Schauspieler, II, 100. 114. 130. 132. 326. 555.
v. Bork, Caspar Wilh., I, 166. 284. 333.
Bose, Math., Rector, I, 113. 231.
Bossi, Benignus, II, 539.
Bossuet, II, 148.
Bouhours, II, 173.
Bouterweck, II, 310. 655.
Boysen, Prediger, II, 218. 356.
v. Brand, Christian Ludw., II, 684.
Brandes, Joh. Chr., I, 466. II, 146. 195. 544. 655.
Brämer, I, 241.
v. Brandenstein, Fräulein, II, 590.
Braschi, di Nemi, Herzog u. Kardinal, II, 541. 593.
v. Brawe, Joach. Wilh., I, 329. 340 f. II, 103.
v. Breitenbauch, Georg August, I, 277.
Breitinger, I, 412. II, 18. 332.
Breitkopf, Joh. Gottlieb Immanuel, Buchhändler, II, 467. 577.
v. Brenkenhof, Franz Balthasar, II, 93. Leopold, II, 92 f.
Briefe antiquarischen Inhalts, II, 229 f.
Brockes, Barthold Heinr., I, 486. II, 17.
Brockmann, Joh. Franz Hieronymus, Schauspieler, II, 326 f.
Brückmann, Leibmedicus, II, 578. 523.
Bruck, Schauspieler, I, 105.
Brucker, II, 378.
Brückner, Joh. Gottf., Schauspieler, I, 105. 316. 324. II, 99. 144. 468.
Brumoy, I, 179.
v. Brunck, II, 669.
Brunus, J., I, 314.
Bubbers, Adolph Sigmund, Schauspieler, II, 104 f.
Büsch, Joh. Georg, II, 228. 261. 265. 591.
Burchardi, C. G. H., II, 119.
Burkhard, II, 337.
Burke, Edmund I, 350. 359.
Bürkner, Hugo, Kupferstecher, II, 586.
Burmann, G. W., II, 548.
Bußler, Kupferstecher, II, 585.

v. C. Graf, II, 361.
Cacault, Franz, II, 520.
Calau, Benjamin, II, 588. 600.
Calderon, II, 112. 190 f. 654 f.
Calixtus, Georg, II, 414.
Calliachius, I, 174. 496.
Campanella, Th., I, 314.
Campe, Joachim Heinr. II, 497. 626. Frau, 626.
Campi, Graf, II, 539.
Cardanus, H., 228 f. II, 356.
v. Carlowitz, Joh. Georg, Obristlieutenant, I, 19. 41. Georg Wolff, Oberjägermeister, I, 19.
Cartesius, I, 298.
Casanova, II, 350 f.
Catilina s. Crébillon.
Catull, I, 238 f. II, 294 f.
Cavallari, S., II, 642.
Caylus, Graf, II, 15. 41. 219. 349.
Cervantes, I, 172.
de Chassiron, I, 298.
Chaufepié, I, 215.
Chaussée, Nivelle de la, I, 133. 153. 291 f. II, 186.
Chenier, M. J., II, 668.
Christ, Joh. Friedr., I, 16. 66 f. 326. 505. II, 21. 221. 242.
v. Cichin, Bibliothekſekretär, II, 273. 677.
Cigna, Prof. II, 537.
Clarac, Graf, II, 641.
Claudius, Matthias, II, 114, 261. 366. 448. 489. 497.
Clemens XIV., II, 623.
Clodius, I, 2.
Coccejus, II, 484.
Cochläus, I, 226.
Colerus, Christoph, II, 304.
Congreve, I, 161. II, 201.
v. Conti, Graf, I, 296 f.
Cordus, I, 237.
Corneille, I, 176. 210. 289. Polyeukt, I, 355. II, 162. Graf von Esser I, 501. II, 75. 135. Rodogune, I, 157. 159. 174. 311. II, 647. 654. 657.
Correggio, II, 539.
Cowper, Maler, II, 539.
Cramer, Joh. Andreas, I, 82. 134. 390. 397. Karl Fried., II, 628.
Crébillon, I, 162. 184. 505. Catilina, I, 172. 498. 513.
Creuzer, II, 84. 643.
v. Cronegk, Joh. Friedr. sein Codrus I, 340. II, 24. 131. 150. 190.
Crusius, I, 329.
Cubières des Palmezeau, II, 668.
Cuno, Joh. Christian, I, 189. 494. 506 f.
Curtius, Michael Conrad, I, 182. II, 165 f.
Cuyck, II, 637.
v. Czepko, Daniel, II, 304.

v. D. Herr, II, 599.
Dacier, I, 183.
v. Dalberg, Wolfg. Heribert, II, 201. 562. 627. Statthalter von Erfurt, II, 233.
Dalecampius, I, 243.
Damon, Lustspiel, I, 94. 102. 114. 144. 153.
Damm, Chr. Tobias, Rector, I, 143. 383.
Dana, Prof., II, 537.
Dante, II, 47.
Darget, E. Sekretär, I, 213.
Daßdorf, Karl Wilh., II, 544. 644.
Daveson, Alexander s. Lange.
Deisten, Duldung der, II, 404. 617.
Delbrück, Ferd., II, 665.
Denina, Carlo, II, 537.
Denis, M., II, 668.
Deschamps, I, 133.
Destouches, I, 133. 291.
Detharding, Georg Aug. I, 134.
Devrient, E., II, 563.
Dichterschule, Hallesche, I, 41.
Diderot, I, 223. 459. sein Theater I, 467 f. II, 186. 310. II, 110. Hausvater, II, 157. 653. 671.
v. Dieringshofen, Regiment, II, 542.
Dieze, Joh. Andreas, 94 f. 189. 191.
Diller, Prof., I, 20. 24. 45. 47.
Dionysiazusai s. Timokles.
Ditton, II, 423.
Doebbelin, Theophilus, I, 117. II, 117 f. 306 f. 468 f. 521. 581. 663. Schauspielerin, II, 468, 581.
v. Dobreslaw, Hofrath, I, 113. 171.
Dodsley, I, 278. und Compagnie, II, 202 f.
Dohm, II, 599.
Döll, Friedr. Wilh. Eugen, II, 682.

Dolce, Ludw. II, 13.
v. Döring, Kammerherr, und Frau, II, 598. 679.
Dorfjunker, der, Fragment, I, 137.
Drama, das alte deutsche, I, 128 f. antike, I, 144 f.
Dramaturgie, Hamburgische, II, 128 bis 202. 521.
Drechsel, Hofmeister, I, 214.
Dreyer, II, 99. 151.
Dryden, I, 293.
Du Belloy, II, 132. 175. 183.
Dubos, Abbé, I, 238. 293. 356 f. II, 15.
Düntzer, II, 657.
Duplik, Eine, II, 425.
Durand, II, 342. 399.
Dusch, Joh. Jac., I, 308. 376 f. II, 128. 164. 657.
Dyk, Gottfr. Buchhändler, I, 333. 644.

Eberhard, Joh. Aug. II, 390 f. 664.
Ebert, Joh. Arnold, II, 92. 253. 273 f. 307. 502. 542. 581.
Ebert, Bibliothekar, II, 591.
Eck, Joh. Georg, II, 635.
Eckermann, P., II, 637.
Edelmann, Joh. Christian, II, 394.
Eduard III. II, 343.
Eichhorn, II, 406.
Ekhof, Konrad, I, 258. 325. II, 98 f. 114. 130. 145. 184. 323. 325 f.
Emmerich Joseph Kurfürst von Mainz, II, 231.
Engel, Joh. Jacob, I, 34 f. 345. 446. II, 98. 134. 201. 311. 313. 316. 326. 545. 581. 627. 671.
Eraclio und Argila, Entwurf. I, 493.
Erbin, die glückliche, I, 318 f.
Eremite, der I, 114. 122 f. 506.
Ernesti, Joh. Aug., I, 63. II, 224. 288 f. 389. 406.
Ernst und Falk, I, 34. II, 488 ff. 496 f.
Ernst, Herzog von Gotha, II, 489.
Eschenburg, Joh. Joachim, II, 221. 261. 322. 333. 355. 358. 365. 433 f. 452. 565. 581. 602. 611. 676.
Euklid, II, 156.
Euler, Astronom, I, 113. 259. 495.
Euripides, II, 422. 652.
Everdingen, II, 637.
Ewald, Joh. Joachim, I, 188. 265. 329.
v. Eyck, Joh. II, 349 f.

Fabeln, Lessings, I, 407.
Fabricius, Joh. Albert, II, 264. 344.
Falbaire, II, 318. 661 f.
Falk, s. Ernst und Falk.
Faust, Doctor, I, 444 f. 493. II, 122. 144.
Feder, Joh. Georg Heinr., II, 238 f.
Feller, G. Magister, I, 5. Justine Salome, Mutter Lessings, I, 5.
Fenelon, I, 209.
Fenix, Entwurf, I, 493.
Ferdinand, Herzog von Braunschweig, Feldmarschall, II, 257. Erzherzog, II, 535.
Ferguson, A. II, 369.
Feuerbach, A., I, 223. II, 84.
Fichte, II, 615. 620.
Fielding, II, 117.
Finazzi, Componist, II, 261.
v. Finkenstein, Fink, C. W., II, 646.
Fiorillo, Hofmaler, II, 600.
Firmian, Graf, II, 543.
Firmicus, Julius, II, 347.
Fischer, Joh. Friedr., I, 75. 108.
Fleming, Paul, II, 303.
Flögel, Literator, II, 235.
Foix, St., I, 153.
Fontenelle, I, 155.
Fragmente, des Ungenannten, II, 393 f. 402 f. 455. 481. 614.
Franklin, II, 388.
Freiberg, Carl Daniel, I, 45.
Freigeist, der, Lustspiel, I, 115 f. 147.
Freigeist s. Brawe.
Freimaurer, Gespräche für, II, 481 f.
Fréron, I, 303.
Friedlaender, D. Stadtrath, II, 585.
Friedrich II., (der Große), I, 3. 159. 170. 172. 194. 213. 243. 434. 460. 465. II, 114. 122. 211. 247. 468. 538. 600. 623. 632.
Friedrich August, Herzog von Braunschweig, II, 542.
Friedrich August III., Kurfürst von Sachsen, II, 544.
Friedrich Heinr., Markgraf von Schwedt, II, 582.
Friedrich Wilhelm, König von Preußen, II, 628.

Frischmuth, Schauspieler, II, 468.
Fuchs, Gottlieb, I, 43. 82. 93.
Fülleborn, II, 355.
Füßli, II, 89. Heinr. II, 363.

Gärtner, Karl Christian, I, 40. 45. 168. 542. 655.
Galotti, Emilia, I, 341. II, 122. 304 f. 518. 582. 659 f. 662.
Garve, Christian, II, 52. 77 f. 116. 231. 361. 369. 514. seine Mutter, 593. 612.
de Gasc, H., Maler, II, 600.
Gay, I, 382.
v. Gebler II, 119. 327 f. 359. 515. 530.
Geiger, Abraham, II, 634.
Gelehrte, Der junge, Lustspiel, I, 41. 44 f. 105. 110 f. 115. 157 f.
Gellert, I, 40. 45. 134 f. 168. 297. 317. 418.
v. Gemmingen, O. Heinr., II, 672.
Genau, Regierungsrath, II, 232.
Genie, I, 387. II, 19. 181, 200.
Gentz, Joh. Friedr. Münzdirector, II, 467.
Gerard, II, 48.
Gerhard, II, 85.
v. Gerstenberg, Heinr. Wilh. II, 47. 161. 218.
Gervinus, I, 253. II, 317.
Gesner, Joh. Mathias, I, 175.
Gespräch über die Soldaten und Mönche, II, 623.
Geßner, II, 89.
Giangir, Fragment, I, 106. 163.
Gleim, I, 41. 124 f. 330. Fabeln, 337. Vorbericht zu den Kriegsliedern, 364. II, 93. 264. 213. 235. 247. 255. 353. 506. 549. 580. 583. 586. 624. 655. 676.
Gluck, II, 74. 639.
v. Göckingk, Leopold Fr. Günther, II, 583.
Goethe, I, 6. 15. 27. 34. 43. 86. 102. 170. 191. 341. 419. 444. 446. 88. II, 21. 61. 68. Ueber Minna v. Barnhelm, II, 110 f. 179. 181. 201. 235. 245. 260. 300. Ueber Emilia Galotti, 308. 316. 324. 354. 356 f. Ueber Nathan den Weisen, 465. 469 f. 493. 541. 570. 575 f. 586. 591. 599. 615. 652. 657. 670 f.
Goeze, Joh. Melchior, II, 147. 244. 261. 266 f. 382. 392. 410 ff. 434. 597.
Goldoni, I, 317 f.
Goldschmidt, A. Rabbiner, II, 634.
v. d. Goltz, Baron, I, 171.
Gonzaga, Hettore, II, 659.
Gotter, Friedr. Wilh. II, 139. 201. 326 f.
Gottsched, I, 1. 20. 47. 128. 179. 195. 261. 276. 282. 487. 496. 502. 510 f. II, 102. 185. Frau, I, 56. 133. 504.
v. Goué, A. F. S. II, 493.
Grabener, Theophilus, I, 23. 28. II, 683.
Graff, Anton, Maler, II, 351. 586 f.
v. Graffigny, Frau, I, 297. II, 135. 187.
Graun, I, 168. II, 75. 545.
Gräve, H. I, 16. II, 251.
Gregor VII., II, 286.
Gregorius, Immanuel Friedr. I, 186.
Grillo, Joh. David, I, 309.
v. Grimm, Friedr. Melchior, I, 177. 512. 514.
Grimm, Gebrüder, II, 335.
Großmann, Gustav Friedr. Wilh. II, 553. 555. 626 f.
v. Grote, Otto Aug. Freiherr, II, 625.
Grotius, I, 44. 143. II, 340. 388.
Gualtier de la Croze, II, 122.
v. Guastalla, Herzog, s. Gonzaga.
Le Guay, s. Prémontval.
Gudius, Marquard, II, 340.
Guichard, s. Icilius Quintus.
de Guignes, Joseph, II, 338.
Gumperz, Aaron Samuel Dr. I, 234. 257. 314.
Guntelwerner, Clara, II, 682.

H. Schauspieler (Hempel?) II, 127.
v der H. Abt, II, 580.
Haberkorn, Chrst. Gottfr. Maler, I, 10.
Hackert, Philipp II, 540.
Härtel, Gottf. Christoph, Buchhändler, II, 586.
Häseler, Joh. Friedr. Abt, II, 598.

v. Hagedorn, Friedr. I, 42 f. 124 f. Christian Ludwig, I, 371. II, 16. 236 f. 351. 544. 644.
Hahn, Pastor, II, 263. Professor, II, 526. Eva, s. König.
v. Haller, Albrecht, I, 41. 80. 126. 210. 262 f. 467, 658. 683.
Hamann, Joh. Georg, II, 122. 497. 617 f.
Hamilton, Ritter, II, 541. 543.
Hannibal, I, 162.
v. Hardenberg, Minister, II, 595. 627.
Harlekin, I, 156. 466. 491 f. II, 185. 657.
de la Harpe, II, 661 f.
Harsdörffer, G. Ph. I, 165.
Harris, J. II, 74. 638.
Hastings, Warren, II, 471.
Haug, Joh. Christoph Friedr. I, 237.
Hausen, C. R. II, 215. 657.
v. Hecht, Minister-Resident, II, 126. 646.
Hedelin, I, 182. 287 f. II, 653.
v. Heinecken, Karl Heinr., II, 236 f. 332.
Heinius, Joh. Philipp, II, 529.
Heinitz, Joh. Gottf. I, 16—19.
Heldenbuch, das, I, 364 f.
Hemsterhuis, Franz, II, 572.
v. Hennings, August, II, 588.
Hensel, Schauspieler, II, 100. Friederike Sophie Schauspielerin, II, 101. 104. 130. 325. 555.
Henzi, Samuel, I, 164 f.
Herder, I, 36. 386. II, 211. 213. 234 f. 242. 259. 299. 313. 354 f. 465. 488. 498. 615. 617.
Hermann, K. F. II, 85, 654.
Herrnhuter, Gedanken über die, I, 231 f.
Hertel, Componist, II, 75.
Herz, Marcus, Hofrath, II, 585. 684.
Heß, Felix, II, 363.
Hettner, H. II, 637.
Heumann, II, 389.
Heusinger, Jacob Friedr. II, 345. 541. 598.
Heydrich, Schauspieler, I, 105. 112.
Heyne, Christian Gottlob, I, 37, 323. 327. II, 82, 88. 211. 225. 241 f. 338, 348. 534, 640.
Hieronymus, II, 431.
Hildebert, Bischof von Tours, II, 278.
Hillmann, Gottf. Bürgermeister, I, 5. Frau, I, 5.
Hirsch, Abraham, I, 212.
Hirt, II, 64.
Hirzel, Mitglied des Dichterbundes in Laublingen, I, 245.
Hoadley, I, 284.
Hobbema, II, 637.
v. Höfler, II, 361.
Höre, Joh. Gottfr. I, 23. 27. seine Chrestomathie, I, 40. 63.
Hönicke, Componist, II, 582.
Hogarth, I, 313. Zergliederung der Schönheit, 248 f. II, 22.
Holberg, I, 134. 153 f. 409.
Holzbauer, Kapellmeister, II, 554.
Homann, Schuster, II, 581.
Home, II, 43.
Homer, II, 155.
v. Hompesch, Minister, II, 551. 557.
Horaz, I, 42. 44. 227. 240 f. II, 208.
Howaldt, Georg, II, 633.
Horn, Franz, II, 628.
v. Hoym, Kanzleidirector, II, 581.
Huarts Prüfung der Köpfe, I, 311 f. 365.
Huber, Christiane Friederike, s. Lorenz.
Huber, Maria, Schriftstellerin, II, 484.
Huet, II, 340.
Hudemann, Ludwig Friedr. I, 502.
Hugo, Klosterrath und Bibliothekar, II, 258. 273.
v. Humboldt, Alexander, II, 61. 265. 637.
Hurd, II, 14.
Hutcheson, F. Sittenlehre der Vernunft, I, 328.
Hygin, II, 640 f.

Jachmann, J. G. II, 303. 659.
Jacobi, Friedr. Heinr., II, 80. 264. 359. 372 f. 387. 390. 431. 570 f. 575 f. 591. 612 f. 620. 623 f. Joh. Georg, II, 218. 235. 255. 353. 572. 618.
Jähns, II, 353.
Jadis, Entwurf, I, 162.
Icilius, Quintus, Oberst, II, 122. 211.
Jerusalem, Joh. Friedr. Wilh. Abt, II, 257. 542. 575. 580. Karl Wilh. II, 360 f. 598. 671.

Jesus und seine Jünger, von dem Zwecke, II, 443 f.
Iffland, Aug. Wilh. II, 627.
de l'Isle I, 159.
Immermann, Karl, II, 201.
Inepti religiosi, Rettung des, I, 162.
Iphigenia, s. Timanthes.
Jöcher, I, 215.
Johann Franz II, Herzog, II, 660.
Johannis, das Testament, II, 429 f.
Joseph, II, 206. 245. 247. 517. 535. 541. 662.
Journal étranger, I, 309. 330 f. 467. 470.
Judas Ischarioth der zweite, Noch nähere Berichtigung des Märchens, II, 440 f.
Juden, die, Lustspiel, I, 34. 115.
Jungfer, die alte, Lustspiel, I, 41. 114. 147. 499.

Kästner, Abraham Gotthelf, I, 29. 79. 188. 237. 260. II, 95. 225. 625.
Kaliourgos, II, 470.
Kallipedes, II, 185.
Kamenz, Karl Gottlieb, I, 16.
Kant, I, 361. 478. II, 48. 206. 378. 495. 617.
Kapp, Joh. Erhard, I, 47.
Karl von Braunschweig, Herzog, II, 254.
Karl Wilh. Ferdinand von Braunschweig, Herzog, II, 253. 454. 672. 675.
Karl zu Fürstenberg, Prinz, II, 625.
Karl Theodor, von der Pfalz, Kurfürst, II, 550.
Karolina, Markgräfin von Bayreuth, II, 257.
Karschin, II, 548.
Kauke, Joh. Friedr. I, 398.
v. Kaunitz, Graf, II, 515. Fürst II, 543.
Keilholz, Sängerin, II, 582.
Kennikot, II, 331.
Kesselsdorfer Schlacht, Gedicht auf die, I, 41.
Kies, Joh. I, 113. 171. 259.
Klebitz, Wilh. II, 338.
Kleefelder, Schauspielerin, I, 105.
v. Klein, Anton, Prof. II, 554. 647.
Kleinigkeiten, (Gedichte) I, 172.
v. Kleist, Ewald Christian, I, 265. 329. 430 f. II, 596. 684.
Kleonnis, Entwurf, I, 493.
Klimm, Joh. Albert, I, 29. 31. 38.
Klingemann, August, II, 201.
Klinger, Maximilian, II, 358.
Klix, F. F. I, 4. 9. 10. 15. 19. 47.
Klopstock, I, 82 f. 196. 205 f. 277. 387 f. 393. 428. 488 f. Messias, 23. 27. 203. 236. 381. 497. 512. II, 18. 208. 218. 245 f, Hermanns Schlacht, 503 f. 550. 556. 589. 656.
Klose, S. B. I, 445. II, 303. 339. 599. 659.
Klotz, I, 19 f. 35. II, 35. 153. 196. 210 f. 203 f. 657.
v. Knebel, II, 119. 619.
v. Knigge, Adolph, II, 627.
Knittel, Generalsuperintendent II, 435. 677.
Knorre, Münzmeister, II, 261.
Koberwein, II, 628.
Koch, Georg Heinr. Aug. II, 255.
Koch, Schauspieler, I, 105. 112. 324. 501. II, 99 f. 505. Theatergesellschaft, II, 324.
Köchy, Karl, II, 634.
Könemann, II, 594 f. 674.
König, Amalie, (Malchen) II, 577. 579. Engelbert, Seidenfabrikant, II, 265. 672. Eva, geb. Hahn, II, 265. 271. 501. 672. Friedrich, II, 251. 590. Samuel, Prof., I, 257. 387. Theodor, II, 565. Wilhelm, II, 549.
Kotzebue, II, 627 f.
Kraus, Christ. Jacob, II, 470.
Kreß, Sängerin, II, 582.
Krüger, Joh. Christian, I, 98. 134 f. 155. II, 100.
Krull, Chr. J. II, 624.
Kühn, Hofbildhauer, II, 630.
Kuh, Moses, II, 600.
v. Kuntzsch, Kammerherr, II, 255. 547. 581. 601.

Labes, Schauspielerin, II, 133.
La Fontaine, I, 382. II, 576.
La Fontaine, August, II, 600.
Ludolf, Hofmaler, II, 600.
Lambert, Joh. Heinr. II, 222.

Lamprecht, Jac. Friedr. I, 187.
Lanfrank, II, 278. 282.
Lange (Daveson) Karl Julius, II, 595.
Lange, Samuel Gotthold, I, 35. 41. 77. 165. 192. 201, 241 f.
Langemack, Steinmetz, II, 625.
Langer, Ernst Theodor, II, 599. 606. 628.
Langerhans, Schauspieler, II, 468.
Languet, Humbert, II, 339.
Laokoon, I, 34 f. II, 10. 24. 28 f. 155 f. 213 f. 237 f.
Lavater, Joh. Kaspar, II, 363. 671.
Laws, W. eine ernsthafte Ermunterung, I, 328.
Leibniz, I, 53. II, 208. 330. 341 f. 378 f. 414. 488. 625. 663.
Leichtgläubige, der, Entwurf, I, 106. 160.
Leipzig, zur Zeit als Lessing studirte, I, 47 f. Lektionsplan der Universität, 51; mittelalterliche Corporation der Universität, 55.
Leisewitz, II, 326. 358. 577. 581. 603 f.
Leiste, Prof. II, 345. 349. 598.
Lemnius, Simon, I, 226 f.
Lenz, Jac. Michael Reinhold, II, 257 f. 670.
Leopold, deutscher Kaiser, II, 628.
Leopold, Prinz von Braunschweig, II, 532. 671.
Leß, Gottfried, II, 149. 410.
Lessigk, s. Lessing.
Lessing, Gotthold Ephraim, seine Voreltern, Aeltern und seine Familie, I, 3—9.
Lessing, K. Landgerichtsdirector, II, 588.
Letronne, II, 641.
Lettres au Public, s. Schreiben an das Publikum.
Libanius, II, 508.
Lichtenberg, Georg Christoph, II, 366. 577. 617.
Lichtenstein, Joh. Dietrich, II, 522.
Lichtwer, Magnus, Gottfr. I, 463.
Lieberkühn, C. G. I, 335.
Lillo, G. I, 293.
Lindelle (Voltaire) II, 176.
Lindner, Joh. Gotthelf, I, 19. 23.
Linguet, II, 645.
v. der Lippe, Wilh. Graf, II, 356.
Lippert, Philipp Daniel, I, 332, II, 220, 237. 241. 671.
Literatur, englische, I, 279 f.
Litteraturbriefe, I, 351 f. II, 5.
Locke, I, 347.
Logau, Friedr. (S. von Golau) I, 366 f.
Longolius, Paul Daniel, II, 346.
Lope de Vega, I, 445. II, 112. 190 f.
Lorrain, Claude, II, 637.
Lorenz, Gottl. Friedr. Schauspieler, II, 138. Schauspielerin, I, 105. 112. Christiane Friederike, Schauspielerin, I, 112. 114. 324. II, 328.
Löwen, Joh. Friedr. II, 97 f. Schauspielerin, II, 130. 143.
Lucanus, Dr. II, 586.
Ludolf, Hiob, II, 337.
Ludwig XIV., II, 312.
Ludwig und Aurora, Entwurf, I, 493.
Lulli, II, 639.
Luther, I, 2. 23. 27. 227. II, 206 f. 437. 551.

Mackwitz, Lohnlakai, II, 592.
Maffei, Merope, II, 157. 175.
Major, Elias, II, 304.
Mann, der gute, Entwurf, I, 161.
v. Manteuffel, Graf, I, 56.
v. Marbeuf, Graf, General, II, 537.
Marchand, Schauspieler, II, 559.
Marchtaler, Veit, II, 337.
Maria Theresia von Oesterreich, II, 517. 532.
Marigny's, Geschichte der Araber, I, 258. 313.
Marivaux, I, 106. 155. 162. 291. II, 185.
Marpurg, Friedr. Wilh. I, 168. 191,
Marquot, II, 516.
v. Marschall, Graf, II, 581.
Martene, II, 342. 399.
Martial, I, 238 f. II. 293.
Martini, Lehrer aus Zwickau, I, 15.
Massaniello, I, 185.
Matrone, die, von Ephesus, I, 164. II, 121.
Matthisson, II, 364. 624.
Maupertuis, I, 170. 259. II, 247.
Maury, II, 37. 635.
Mauvillon, Jacob, II, 319 f.

Maximilian, von Oesterreich, Erzherzog, II, 535.
May, Georg Oswald, II, 586.
Mayer, Christian, II, 527.
Mazzuolie, Franz, II, 13.
Mecour, Susanne, Schauspielerin, II, 108. 115. 130. 152. 325. 468.
Meier, Georg Friedr. I, 41. 120. 201. 497.
Meil, Joh. Wilh. I, 257. II, 224. 356 f.
Meinhard, Joh. Nicolaus, II, 5 f. 654.
Melanchthon, Ph. II, 665.
Menage, I, 182.
Menander, I, 152.
Mencke, Joh. Burkhard, I, 20. 56.
Mendelssohn, I, 233. 257. 270 f. 344 f. Sendschreiben an Lessing, 353. 463. II, 24. 234. 247 f. 254. 258. 318. 341. 363. 402. 451. 458. 473. 491. 520. 564. 575. 577. 613. 659. 671.
Mengs, R. II, 540.
Menschengeschlecht, Erziehung des, II, 481 f.
Mercier, II, 661 f.
Merck, II, 237. 357. 561.
Merschy, Schauspieler, II, 130.
Metastasio, P. I. 501. II, 261.
de la Mettrie, I, 170, 210.
Meusel, II, 218 f. 232.
Meyer, Heinrich, II, 15.
Meyer von Knonau, I, 412.
Meyer, Oberpostdirector, II, 261.
Meyer, Sekretär, II, 273.
Meyer, Friedr. Ludw. Wilh., II, 613.
Michaelis, Joh. Benjamin, II, 353. 599.
Michaelis, Joh. David, I, 14. 116. 167. 233. 249. II, 94. 356. 389. 600.
Migazzi, Graf, II, 524.
Milton, I, 281. II, 15. 48.
Minna von Barnhelm, I, 155. 453 f. 474 f. II, 1. 110 f.
Mirabeau, II, 319.
Misogyn, der, Lustspiel, I, 115. 147. 152.
Miß Sara Sampson, I, 115. 284. 297. 305 f. 324. 467 f. 308. II, 659. 662.
Mittelstedt, Matthäus, Theodor Christoph, II, 600.
Moore, E., I, 284. 294.
v. Modena, Herzog, II, 535.
Möbius, Georg, I, 4.
Mohnike, I, 16. 97. 99. 188.
Möller, Schauspieler, II, 326. 582.
Molière, I, 133. 138. 294. II, 148. 151. 184.
Molteni, Benedetta Emilia, Sängerin, s. Agricola, Joh. Friedr.
Montagsclubb, I, 455.
Montanus, Erasmus. I, 153.
de Montiano y Luyando, A., II, 190. 310.
Morhof, Daniel Georg, I, 239.
Moser, Joh. Jacob, II, 344. 621.
Möser, Justus, I, 492. II, 185. 645.
v. Mosheim, Joh. Lorenz, Kanzler, I, 175. II, 149.
de la Motte, Houdart, II, 141.
de Motis, Christ., II, 539.
Müller, Andreas, II, 342.
Müller, Christian, II, 586.
Müller, Eduard, II, 162. 650.
Müller, Johannes, II, 282. 364. 625.
Müller, J. H. F., Schauspieler, II, 562.
Müller, Joh. Samuel, II, 261.
Müller, Karl Wilh., Rathsherr, I, 328.
Müller, K. O. II, 84.
v. Münchhausen, Gerlach Adolph, I, 175. Geheimerath, II, 673.
Muratori, II, 539.
v. Murr, Christoph Gottlieb, I, 57. II, 216, 237 f.
Muzell-Stosch, Philipp, II, 89. 251. 529.
Mylius, Caspar, I, 16.
Mylius, Christlieb, I, 15.
Mylius in Elstra, I, 15.
Mylius, Christlob, I, 15—19. 57. 60 f. 79. 82. Der Freigeist, I, 91 f. Ermunterungen zum Vergnügen des Gemüths, 93 f. Der Naturforscher, I, 94 f. Die Aerzte, I, 99, 136 f. Der Unerträgliche, 99. Die Schäferinsel, 99. 501. Der Kuß, I, 104. Reise nach Berlin, I, 113. 120. 176. 259 f. Hogarths Zergliederung der Schönheit, I, 348.

Nachtigall, die, Gedicht, s. Klebitz, Wilhelm.
Nathan der Weise, I, 34, 230. II, 330. 394. 456 ff. 490. 667 f.

Naumann, Regimentsquartiermeister, I, 459.
Naumann, Christian Nikolaus, I, 99. 204.
Neander, II, 382.
Nero, Entwurf, I, 493.
Neuber, Friederike, I, 104. 112. 157. 173. 491 f. II, 97, 185. Neubersche Theatergesellschaft, I, 103. 106.
Neukirch, Benjamin, I, 41.
Neumann, Adolph, II, 586.
Neuser, Adam, II, 346. 403.
Nevelet, J. Nic., II, 336.
Newton, Th., II, 642.
Niclas, Schauspielerin, II, 581.
Nicolai, Friedrich, I, 188. 260. 264 f. 230. II, 203 f. 315. 323 f. 355. 392. 452. 491. 531. 560. 608. 614. 671. 673.
Nicolai, Gottlob Samuel, I, 41. 247 f.
Nicolai, Professor, II, 633.
Niemeyer, A. H., II, 408.
Nilant, J. Friedr. II, 336.
Noel, Franz, seine Tragödie Lucifer, I, 445.
Nösselt, Joh. Aug., II, 447.
Nollet, Abbé, II, 388.
Noverre, II, 152. Briefe über die Tanzkunst, II, 264.
v. Nüßler, Geh. Justiz-Rath, II, 37. 636.

Oberndorf, Graf, II, 551.
Oelmalerei, vom Alter der, II, 349.
Olibrio Flavio Onicio, s. Agricola, Joh. Friedr.
Opitz, Martin, I, 41. II, 302.
Origenes, II, 398.
Oßenfelder, Heinr. August, I, 58. 501.
Owen, John, II, 293.

Palaion, I, 154.
Pantomimen, I, 174 f. 312. 496.
Parabel, Eine, II, 436 f.
Parma, Herzog von, II, 535.
Parsimonius, Joh., II, 344.
Pascal, II, 434.
Paulus, Silentiarius, II, 340.
Pausanias, II, 35. 635.
Peignot, II, 636.
Pehmöller, P., Frau, II, 588.
Pernetty, A. G., II, 123.
Pflanzenorden, der, I, 40.
Pfranger, Joh. Georg, II, 467.
Phädrus, I, 412. II, 336.
Philipp II., II, 474.
Philipp, Bruder, Karthäuser, II, 531.
Philoktet, Entwurf, I, 493. II, 159.
Philotas, Trauerspiel, I, 407. II, 662.
Piccini, II, 639.
Pipinus, Franc., II, 342.
Pithou, II, 336.
Pius VI., II, 540.
Platner, Appellationsrath, II, 224.
Plato, II, 371 f.
Plautus, I, 38 f. 44. 139. 143. 147 f. 177 f. 343. II, 68. 113.
Plinius, II, 84. 641.
Plümicke, II, 152.
Pockels, II, 447. 453. 596. 601.
Polo, Marco II, 342.
Pope, I, 193. Pope, ein Metaphysiker, I, 272 f. II, 20.
Porcia, Graf, II, 553.
Pordenone, Maler, II, 47.
Pottelwitz (Joh. Adolph Schlegel), I, 438.
Pottier, Hofpoet, I, 213.
Poussin, N., II, 637.
v. Praun, Geheimrath, II, 273. 598. 677.
Predigt über zwei Texte, Eine, II, 270 f.
Prémontval, A. P., Le Guay genannt, I, 257.
Presbyter, Theophilus, II, 349.
Pringle, II, 94.
Puppenspiel, s. Drama.
Pyra, Jacob Immanuel, I, 41. 19. 125. 241 f.

Quirini, Kardinal, II, 541.
Quistorp, Joh. Theodor, I, 134 f.

Rabener, Gottlieb Wilh., I, 40. Englische Uebersetzung der Satyren, I, 336 f.
Racine, I, 440. II, 75. 172.
Räß, Joh. Heinr. II, 425.
Rahbeck, Knud Lyno, II, 628.
Rameyer, Gebrüder, II, 189.
Ramler, Karl Wilh., I, 342. 367. II, 119. 127. 154. 201. 218. 319. 356. 458. 520. 662. 668.
Ramusio, II, 342.

Ranutius Farnese, Herzog, II, 539.
Raphael, II, 62.
Raspe, Rudolph Erich, II, 124. 471. 668.
Rauch, Pater, II, 644.
Rauch, Christian, Bildhauer, II, 86. 632.
Rauen, Joh., II, 663.
v. Raumer, II, 654.
Rautenberg, Chr. Günther, II, 319.
Regnard, I, 106. 336. II, 165.
Rehberg, I, 268.
Reich, s. Reye.
Reich, Buchhändler, I, 322.
Reichardt, Joh. Friedr., II, 545.
Reichel, Joh. Gottfr., I, 198 f. 315.
Reichel, J. H. I, 196.
Reichel, Joh. Nathanael, I, 512.
Reiffenstein, Joh. Friedr. II, 540.
Reimmann, Jac. Friedr. II, 349.
Reimarus, Elisabeth (Elise) II, 264. 412. 440. 446. 452. 454. 475. 569. 620. 624.
Reimarus, Herm. Samuel, II, 132, 264. 395 f. 541.
Reimarus, Joh. Albert Heinr., II, 250. 261. 568. 572. 577.
Reineccius, II, 342,
Reinecke, Schauspieler, II, 326 f. Schauspielerin, II, 326 f.
Reinhard, F. V., II, 445. 493.
Reinhard, Graf, II, 522.
Reinwald, Schauspieler, II, 468.
Reiser, Anton, II, 148.
Reiske, Joh. Jac. II, 229. 288. 336. 338. 507 f. 679. Ernestine, II, 525. 668 f. 679.
Rembrandt, II, 63.
Remond de Sainte Albine, II, 131. 137.
Resewitz, Prediger, II, 218.
Reye, II, 126. 646.
Rhode, Joh. Gottlieb, II, 607.
Riccaut de la Marlinière, II, 645.
Richardson, S. I, 137. Clarissa, I, 302. Sittenlehre für die Jugend, I, 328. Fabeln, I, 409. Familienromane, I, 472. II, 117. 659.
Richey, Michael, I, 252.
Richier de Louvain, I, 162. 212. 214. II, 655.
Richter, Rector, I, 297.
Riccoboni, L. I, 160. 185. 284. 291.
Riedel, Friedr. Gust., II, 218. 224. 231. 514.
v. Riedenburg, s. v. Ringgenberg.
Rießer, Gabriel, II, 633.
Rietschel, Ernst, Bildhauer, II, 586. 632 f.
Rimicius, II, 335 f.
v. Ringgenberg, Joh. II, 332.
Riß, Joh., II, 149.
Ritter, Decan, I, 217.
Ritter, H., II, 483.
Rochette, R. II, 641.
Rochlitz, Friedr. I, 108.
Rode, Bildhauer, II, 26.
Röpe, II, 473.
Rötscher, II, 314.
Rollin, römische Historie, I, 173.
Romanus, Karl Franz, II, 197.
Rom, das befreite, Entwurf, I, 166.
Romulus, II, 335 f.
v. Rosenberg, Georg Rittmeister, II, 489.
Rosenberg, Graf, II, 628.
Rost, Joh. Christoph, I, 168. 187. 282.
Rousseau, J. J., I, 209. II, 164.
Rousseau, J. B., I, 238.
Rowe, Elisabeth, I, 281.
Rubens, II, 16.
Rüdiger, Joh. Andreas, Buchhändler, I, 171. 187. 189. 215.
Ruffinus, II, 398.
v. Rumohr, K. F. II, 58. 60. 637.
Ruysdael, II, 61. 637.

Saal, Just. Heinr. I, 326. II, 251.
Sacchi, II, 539.
v. Sacken, Graf, II, 543.
Samariter, der fromme, II, 459.
Saurin, II, 290.
Savioli, Graf, II, 553.
Scaliger, Julius Cäsar, I, 287 f. II, 291.
v. Schack, II, 654 f.
Schatz, der, Lustspiel, I, 115.
Schauspieler, der, I, 185.
Scheibe, Kapellmeister, II, 75.
Scheffler, (Angelus Silesius), II, 303.
Scheffner, Joh. George, II, 1.
Schelling, II, 613.
Schickard, Prof. II, 337.
Schiebeler, Daniel, II, 99.

Schiller, I, 27. 102. 201. 341. II, 80. 163. 175. 181. 199. 201. 235. 300. 469 f. 552. 562. 615.
Schiller, Karl, Dr. II, 632. 672.
Schirach, Gottlob Benedict, II, 218. 255. 345.
v. Schlabrendorff, II, 90. 214.
Schlaftrunk, der, Entwurf, I, 493.
Schlegel, Aug. Wilh., II, 65. 140. 167 f. 200. 323. Friedr. Wilh., I, 253. II, 191. 200. 311. 323. 488. Joh. Adolph, I, 46. 82. 90. 216. 342. 438. Joh. Elias, I, 46, 476. 487. II, 101. Joh. Heinr., I, 45, 90. 105.
Schleuen, Kupferstecher, II, 588.
Schleiermacher, Friedr., II, 382.
v. Schliestedt, Heinr. Bernhard Schrader, II, 523.
Schlosser, Joh. Georg, II, 448.
Schlosser, Joh. Ludwig, II, 147. 149. 268.
Schlözer, II, 616.
Schmid, Commissionsrath, II, 261.
Schmid, Conr. Arnold, II, 283. 345. 348. 427. 580 f. 601 f.
Schmidt, C. A. E., II, 665.
Schmidt, Chr. Heinr. II, 357.
Schmidt, Fr. Ludwig, Schauspieler, II, 667.
Schmidt, Hans, Drucker, II, 339.
Schmidt, Klamer, II, 599. 606.
Schmidt, Schauspielerin, II, 127.
Schmidt, Joh. Lorenz, II, 394.
Schneider, C. E. Ch., II, 643.
Schneider, Joh. Gottlieb, II, 668 f.
Schnurrer, II, 338.
Scholz, Chrysostomus, II, 304.
Scholz, H., II, 303. 659.
v. Schönaich, Christoph Otto Freiherr, I, 193 f. 200. 277. 309. 336 f. 461. II, 120 f. 683.
Schönborn, G. F. E., II, 261.
Schönemann, Joh. Friedr., II, 98 f.
Schönemannsche Theatergesellschaft, I, 111. II, 98 f.
Schönstädt, Verfasser des Osmann, II, 126.
Schoppe, Caspar, I, 72.
Schreiben an das Publikum, I, 172, 313.
Schröder, Friedr. Ludwig, II, 100. 146. 307. 316. 326 f. 582. 595. 627.
Schuback, Joh. II, 549. 672.
Schuch, Franz, Schauspieldirector, I, 207. 444. 466. 663. Wilh.? II, 99. 133.
v. Schütz, F. W., II, 467.
v. Schulenburg, I, 214.
Schuler, Karl, II, 585.
Schulz, Faktor, II, 581.
Schulz, Schauspieler, II, 100. Karoline, Schauspielerin, II, 104. 106.
Schulz, J. C. F., II, 94.
Schulz, Therese, Schauspielerin, II, 133.
Schumann, J. D., II, 429.
Schwalb, Aug. Gottfried, II, 261. 588.
Schwan, Buchhändler, II, 551 f.
Schwarz, Friedr. Immanuel, I, 226.
Scultetus, A. I, 366. II, 302 f. 658 f.
v. Seiller, Baron-Sellier, I, 171. 501.
Semler, Joh. Salomo, II, 268. 389. 406. 417. 446 f.
Seneca, Entwurf, I, 493.
Sendschreiben an Lessing, II, 9.
Servetus, II, 347.
Seydelmann, Karl, II, 633.
Seyler, Abel, II, 104. 555. 560. Seylersche Theatergesellschaft, II, 325 f. Sophie, II, 606.
v. Shaftesbury, Graf, I, 43. 221. 348. 402 f.
Shakespeare, I, 161. 164. 166. 183. 293. 440 f. II, 44. 48. 159. 167. 177 f. 192 f. 659.
Sharp, II, 537.
Sherlock, Thomas, II, 424.
v. Soden, Julius, Graf, II, 628.
Soetbeer, A., II, 586.
Sokrates, I, 422.
Solger, II, 170. 323.
Sommer, Hofrath, II, 578 f. 581.
v. Sonnenfels, Joseph, II, 235. 239. 328. 359. 515.
Sonerus, Ernst, II, 341.
Sophokles, I, 429. II 640.
Spalding, II, 390.
Spartacus, Fragmente, II, 290.
Spence, Joseph, II, 14. 41.
Spener, II, 148.
v. Spiegel, Kammerherr, II, 124.
v. Spilker, I, 285.
Spinoza, I, 32. II, 373 f. 488.
Spittler, Lud. Timotheus, II, 564.
v. Sudthausen, F. H., II, 489.

v. Staël, Frau, I, 206. 473. 493. 668.
Stänzel, Joh. Anton, Schauspieler, II, 327. 663.
Starke, Schauspielerin, II, 323. 325.
Statius, II, 208.
Steffens, Prof. II, 268.
v. Stein, Frau, II, 599.
Steinbrecher, Schauspielerin, I, 324.
Steinhöwel, Heinr. Dr., II, 336.
Stella, Erasmus, II, 345.
Stephanie, Christian Gottlob, Schauspieler, II, 328. 628. Gottlieb, Schauspieler, II, 119.
Sterne, II, 263.
zu Stolberg, Leopold, Graf, II, 366 f. Gebrüder, II, 489.
Stolle, Prof. I, 367.
Stoppe, D. (Bodmer) I, 415.
v. Stosch, s. Muzell-Stosch.
Straube, Gottlieb Benjamin, I, 133.
Strauß, David, II, 399. 657.
Stumpf, Joh. Georg, II, 605.
Sturm, II, 482.
Stuve, II, 632.
Stüve, Peter, I, 501.
Sulzer, I, 188 f. 192. 404. 460. II, 79. 309. 341, 512. 538.
Süßmilch Joh. Peter, I, 257. 460.
v. Swiet'n, Gesandte, II, 530. 543.
Sylvester II, (Gerbert) II, 580.

Tanucci, Marquis, II, 541.
Tarantula, Fragment einer Possenoper, I, 168.
v. Tauentzien, Generallieutenant, I, 459. 463. II, 1. 111. 599.
Taylor, II, 668.
Telemann, Kapellmeister, II, 75.
Teller, II, 390 f.
Terenz, I, 38. 139. II, 208.
Tertullian, II, 420 f. 483.
Testament, die Clausel im, I, 318 f.
Theater, deutsches, I, 102. s. Drama.
Theophrast, I, 38.
Thering, Schauspieler, II, 555.
Thiébault, D., II, 588.
Thiersch, Friedr., II, 84. 642.
Thomsons Trauerspiele, I, 340, II, 17.
Thorwaldsen, II, 86.
Thucydides, II, 235.
Tibullus, II, 241.
Tieck, Ludw. II, 140. 201.
Tillotson, I, 14.
Timanthes, Maler, II, 33, 638.
Timokles, I, 142.
Timomachus, II, 40.
Tischbein, II, 67. Joh. Heinr. II, 585.
Titian, II, 13.
Tod, wie die Alten den Tod gebildet, II, 34 f. 253.
Toland, II, 406.
Topp, Joh. Friedr. Julius, II, 591.
Toscana, Großherzog von, II, 535.
Tournemine, II, 175 f.
Tralles, Balthasar Ludwig, II, 467.
Trauerspiel, das Bürgerliche, I, 299 f. 305 f.
v. Trimberg, Hugo, II, 333 f.
Trithemius, II, 344.
Tscherning, A. I, 370.
Tugend, die aufgebrachte, Entwurf, I, 162.
Tutilo, s. Presbyter.

Ueberredung, die beiderseitige, Entwurf, I, 169.
v. Unger, II, 579.
Unzer, L. A. II, 319. 322.
Usteri, II, 89.
Uz, Joh. Peter, I, 509. II, 655.

Vade Mecum, I, 253.
v. Valois, Philipp, II, 343.
Valperga, Graf, II, 537.
Vanderbourg, II, 80.
Vater, der, ein Affe, der Sohn ein Geck, Fragment, I, 137.
Vavassor, II, 291.
Veltheim, II, 149.
Vernazza, Giuseppe, II, 537.
Vico, II, 487.
Villati, Leopoldo di, I, 168.
Villemain, I, 10. 155. 222. 471.
Virginia (Emilia Galotti), II, 309 f. 659.
Visconti, II, 85.
Vogt, Pastor, I, 226 f.
Voigt, Rector, I, 9.
Voltaire, I, 170. 183. 210 f. 303. 513. 518 f. II, 122. 157. 169. 172. 194. 343.
Vor diesem, s. Palaion.

Voß, Christian Friedr. Buchhändler, I, 171. 187. II, 126. 305 f. 314.
Voß, Joh. Heinr. II, 244. 367. 489.
Vossius, Isaac, II, 399.

Waagen, G. F., II, 350.
Wacker, Inspector, II, 352.
Wackernagel, W., II, 636.
Wäser, Schauspielerin, II, 627.
Wagner, B. A., I, 189. 213. 494.
Wagner, Bürgermeister, I, 4.
Wagenfeldt, Otto, Maler, II, 63.
Walch, Chr. Wilh. Franz, I, 514. II, 417 f. 447.
Walthersche Stipendium, das, I, 47.
Walther, Buchhändler, II, 89.
v. Warnstedt, Oberst, II, 533.
Warton, I, 376.
Webb, Daniel, II, 14.
Wehber, Pastor, II, 672.
Weiber sind Weiber, Fragment, I, 143. 147. 152.
Weise, Christian, I, 106.
Weiße, Chr. Felix, I, 46. 82. 93. 105 f. 310. II, 89. 118. 157. Sein Richard III. 160. 194. 239 f. 357 f. 361. 366. 529. 655. 670.
Weißhaupt, Adam, II, 492.
Weißkern, Schauspieler, I, 501.
Weitsch, Joh. Friedr. II, 627.
Welcker, F. G. II, 84. 639.
Welsperg, Graf, II, 247.
Werenfels, S., I, 186. II, 149.
Werner, Paul, I, 465.
Wernicke, I, 239.
Wessely, Hartwig, II, 261. Moses, II, 99. 261.
West, Gilbert, II, 424.
Weygand, Buchhändler, II, 355.
Wieland, I, 33. 193. 400 f. 432. II, 103. 192. 233. 309. 323. 357. 359. 393. 561. 575. 608. 618 f. 659.
Wieland, Abgeordneter, II, 631.
Wilhelm, Herzog von Braunschweig, II, 633.
Winckelmann, I, 332. II, 20. 56. 81—92. 123. 212. 214. 242 f. 350. 544. 658.
Winckler, Joh. Diedrich, II, 149.
Winkler, Chr. Gfr., I, 323.
Wissowatius, Andreas, II, 341. 663.
Wittenberg, Albrecht, II, 415. 437. 440. 657.
Witthöft, Schauspielerin, II, 323.
Witzlinge, die, Entwurf, I, 162.
Wolf, Friedr. Aug., II, 244. 315.
Wolff, Christian, I, 32. II, 378.
Wolfram, Schauspieler, I, 105.
Wolfson, Wilh., II, 633.
Wurz, Ignaz, Pater, II, 515.
Wycherley, I, 106. 154. 160. 466.

Yorick, Tristram Shandy, I, 37. II, 233. 264.
Young, I, 281. 340. 348.

Zachariä, Just. Friedr. Wilh. I, 90. II, 255. 304. 520. 655.
v. Zedlitz, Minister, II, 437.
Zelter, II, 357.
Ziegler, II, 545.
Ziehen, Superintendent, II, 123.
Zimmermann, Joh. Georg, II, 510.
Zimmermann, Prof. II, 581.
Zollikofer, II, 322. 364.
Zschaschler, Prof. I, 45.
Zuccheri, II, 538.
Zumpt, II, 643.

Druck von C. H. Schulze in Gräfenhainichen.

Druck von C. H. Schulze in Gräfenhainichen.